This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

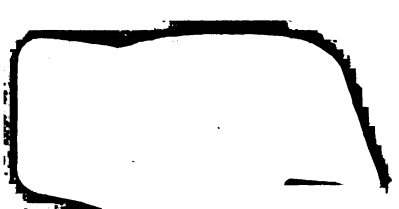
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1796.

DRITTER BAND.

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürstl. sächs. Zeitungs-Expedition.
1796.

NEW-YORK PUBLIC LIBRARY

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. Julius 1796.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Schwickert: *Johann Matthias Gesner's griechische Chrestomathie;* übersetzt und erläutert von *Johann David Büchling.* 1795. 266 S. 8.

Wenn Gesner's Chrestomathie nun einmal übersetzt werden sollte, so hätte Hr. B. noch an vielen Stellen treuer und geschmackvoller übersetzen sollen. Beides kann man auch manchen, und gerade den schwersten, Stücken dieser Uebersetzung nachrühmen, z. B. den Fragmenten aus dem Thucydides und dem Plutarch über den Unterschied des Freundes und Schmeichlers. Aber bey solchen Vorgängern, wie Heilmann und Kaltwasser, die Hr. B. hiebey hatte, oder wie Wieland beym Lucian, ist dies freylich kein grosses Verdienst. Hingegen bey andern viel leichtern Stellen findet man ganz griechische oder wenigstens doch undeutsche Wendungen und nicht selten den Sinn gänzlich verfehlt. So übersetzt der Vf. §. 43. τῶν πολιτευομένων ὑπέλαβον κρείττονας εἶναι *sie dünkten sich zu den bürgerlichen Geschäften geschickter*, statt *sie glaubten die, welche den Staat regierten, zu übersehen;* und gleich darauf ἅτε γὰρ αὐτοῖς ἄλλως ἤρεσκεν *denn in andern Dingen war er ohnehin ihr Mann nicht*; wo steht in *andern Dingen?* oder glaubte der Vf. dass ἄλλως, *überhaupt*, dies heisse? — §. 46. Sokrates lehrte seine Schüler προπηλακίζειν τὰς πατέρας *ihre Väter* nicht *niederträchtig*, wie Hr. B. übersetzt, sondern *verächtlich zu behandeln.* §. 90. *Siehst du nicht*, ὅτι παρὰ τὰ ἄλλα ζῶα, ὥσπερ θεοὶ οἱ ἄνθρωποι βιοτεύουσι, *dass die Menschen* unter den Thieren *wie Götter leben?* Hier ist παρὰ τὰ ἄλλα ζῶα wohl nicht *unter den Thieren*, sondern *in Vergleichung mit den übrigen Geschöpfen.* Im folgenden VIII. Bruchstück, wird §. 4. gesagt; das eine Frauenzimmer, welches dem Herkules am Scheidewege erschien, zeigte sich ἐλευθέριος Φύσει *mit annehmlicher Freyheit in den Blicken.* Hier ist bey der Uebersetzung des ἐλευθέριος die Etymologie zu sehr urgirt. ἐλεύθερος und ἐλευθέριος unterscheidet sich, wie *liber* und *liberalis* im lateinischen, und bey dem letztern würde man doch im Uebersetzen nicht den Begriff der Freyheit mit ausdrücken. Es ist blos das *edle* Aussehen, dem *sklavischen* entgegengesetzt. §. 5. ist σχῆμα nicht *Anzug* sondern *Stellung.* §. 12. ἐὰν δέ ποτε γένηταί τις ὑπόνοια στάσεως, ἀφ' ὧν ἔσται ταῦτα, *sollte dich einmal die Vermuthung beunruhigen, es möchte dir an diesen Ergötzungen fehlen*, muss heissen, *es möchte dir an Mitteln fehlen, dir diese Vergnügungen zu verschaffen.* §. 29. οὐδὲν γὰρ πώποτε σεαυτῆς ἔργον καλὸν ἐθέασαι kann nicht heissen: *denn Niemand hat jemals ein nützliches Werk deiner Hände gesehen.* sondern *nie sahst du noch ein nützliches Werk deiner Hände.* Der Ausdruck *denn Niemand hat* verstellt in diesem Zusammenhang den ganzen Sinn. §. 30. ist τὰ μὲν ἡδέα ἀποθέμενοι ganz ausgelassen. §. 34. ist ἅτε ἀπολιπόντες αὐτὸν (sc. τὸν ὕπνον) ἄχθονται unrichtig gegeben, *wenn er sie verlässt, ist es ihnen nicht unangenehm.* Bekanntlich wird ἄχθεσθαι mit dem Participio construirt, wo man sonst den Infinitiv erwarten würde; οὐκ ἄχθονται ἀπολιπόντες αὐτὸν ist also eben so viel als wenn es hiesse οὐκ ἀχθόμενοι ἀπολιπεῖν α. d. i. *sie verlassen ihn nicht mit Widerwillen.* Auch die folgende Stelle ἤδη δέ ποτε ἐσκέψω κ. τ. λ. ist ganz verfehlt, so leicht sie auch ist; und eben so §. 56. ἐγὼ μὲν οἶμαι κ. τ. λ. Dass dies der Fall noch häufiger im Theophrast ist, lässt sich leicht vermuthen, da hier wirklich der deutsche Ausdruck oft schwer zu treffen ist. S. 180. ist in dem Satz: ὁ δειλὸς, οἷος τὰς ἄκρας φάσκειν ἡμωλίας εἶναι Subject und Prädicat versetzt, *der Feigherzige sieht die kleinsten Schiffe für Vorgebirge an*, statt *der Furchtsame sieht Vorgebirge für Raubschiffe an.* Um sich zu überzeugen, dass die Wendungen und Perioden bisweilen ganz undeutsch sind, darf man nur solche, wie VII. 69. ansehen: *Und wurde er wo zum Essen gebeten, so war ihm das, was andern so schwer wird, nicht über Gebühr zu essen, zu beobachten sehr leicht.* Wer erkennt da den Xenophon wieder? oder den Anfang des Theophrast: *Schon längst war es, beym reifischern Nachdenken, ein Gegenstand meiner Bewunderung und wird es noch lange bleiben, wenn ich über die Ursachen nachdenke, warum* u. s. w. Diese Belege werden hoffentlich hinreichen, unser Urtheil zu rechtfertigen. Die nicht sehr häufigen Anmerkungen sind grösstentheils antiquarischen und geographischen Inhalts, und obgleich sie oft von nicht grosser Erheblichkeit sind, so wird man doch selten Ursache haben, mit ihnen unzufrieden zu seyn. Spracherläuterungen und kritische Bemerkungen sind noch sparsamer. Die erstern konnte der Vf. mit Recht den Lehrern beym mündlichen Vortrage überlassen. Aber die letztern hätten billig an Stellen, wo man Vorschläge hat, welche den Vorzug vor der gemeinen Lesart zu verdienen scheinen, kurz, aber vollständig und mit ihren Gründen beygebracht werden sollen. Ein paar Stellen sind Rec. bey dieser Gelegenheit aufgefallen, wo vielleicht die Schwierigkeiten durch eine leichte Aenderung gehoben werden könnten. Im VIII. Stück §. 31. sagt die personificirte Tugend zum Herkules am Scheidewege; τιμῶμαι μάλιστα πάντων καὶ παρὰ θεοῖς καὶ παρὰ ἀνθρώποις, οἷς προσήκει. Wer begierig ist zu sehen, was das οἷς προσήκει den Auslegern für Mühe gemacht hat, der schlage nur die Zeunische Ausgabe von den *Memor. Socr.* S. 100.

nach. Ernesti sagte gerade zu, *hoc quo pertineat et quid sibi l. non video.* Hr. B. übersetzt: *Ich werde über alles, so wohl bey Göttern, als auch bey Menschen gebührend verehrt.* Es scheint also, als habe er die Meynung der Ausleger befolgt, die οἷς προσήκει durch τιμᾶσθαι ergänzen, *quibus rebus me honorem decet.* Vielleicht ist aber προσήκω zu lesen; und der Sinn wäre dann: *ich werde von den Göttern geehrt und auch von den Menschen, (zwar nicht von allen, z. B. den Lasterhaften, aber doch von denen) welchen ich angehöre, die meine Freunde sind.* In dem Kap. des Theophrast von der Schmeicheley haben die neuern Ausgaben, so wie die Chrestomathie, fast einstimmig καὶ ἐπαινέσαι δὲ ἀκούοντος, da doch die alten Ausgaben und fast alle Handschriften ἄκοντος lesen. Wie sehr man sich bey dieser Stelle gemartert hat, kann man aus Fischers Anmerkung dazu ersehen. Und doch scheint sie sehr natürlich und fliessend zu werden, wenn man die alte Lesart ἄκοντος zum Grunde legt und mit einer kleinen Veränderung ᾄδοντος liest, dann ist auch dieselbe Folge des λέγειν, ᾄδειν, σκώπτειν beobachtet, wie in einer sehr ähnlichen Stelle des Plutarch περὶ δυσωπίας, wo es heisst, μήτε λέγοντος ἐπαινεῖν παρὰ γνώμην, μήτε ᾄδοντος χρυσεῖν, μήτε σκώπτοντος ἀφυῶς ἐπιγελᾶν.

Lemgo, in der Meyerischen Buchh.: *Diodori Siculi bibliothecae historicae libri qui supersunt et fragmenta.* Graece. Ex recensione P. Wesselingii. Curavit M. *Lud. Wachler* Theologiae Prof. O. in Acad. Rindel. Voluminis primi pars prior. L. I—III. 1795. 314 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jede neue wohlfeile Ausgabe eines Griechen, vorzüglich solcher, die in Schulen gewöhnlich nicht gelesen werden, erwirbt sich Verdienste um das deutsche Vaterland, folglich auch diese, da sie mit einer Genauigkeit abgedruckt ist, die uns bey strenger Vergleichung einiger hin und wieder gewählten Blätter keine Fehler dargeboten hat. Wir finden sogar, dass mehrere eigne Namen, deren Aspiration in Wesselings Ausgabe wegen der grösern Anfangsbuchstaben nicht überall bezeichnet wird, hier mit vieler Sorgfalt ihren nöthigen Spiritus erhalten haben. Z. B. S. 20. Ἥρα Ἥφαιστος etc. Dies ist es alles, was wir von dieser Ausgabe Lobenswerthes bemerken können. Man findet hier den blossen Text ohne Uebersetzung, ohne alle Anmerkungen, die doch bey diesem Schriftsteller mehr, als bey jedem andern unentbehrlich sind. Vielleicht mag beides in der gesuchten Wohlfeilheit des Werks seinen Grund haben; aber die im Texte getroffenen Veränderungen kann man unmöglich billigen. Sie sind durchgängig aus Wesselings und seiner Vorgänger Anmerkungen entlehnt, und tragen zuweilen, zuweilen aber auch nicht, untrügliche Zeichen ihrer Wahrheit an der Stirn. Wessel. war zu gewissenhaft sie in den Text zu versetzen, er der es ohne Bedenken wagen durfte, da seine Varianten und Anmerkungen den Leser immer belehren, welches die dem Griechen bisher durchgängig zugeschriebene Lesart war. Wenn hingegen ein Herausgeber, der keine neue Recension zu geben vermag, den Text nach der Idee, welche ihm die wahrscheinlichere zu seyn dünkt, zu verändern wagt, so hintergeht er alle, die in seiner Edition den Diodor suchen. Zur Erläuterung des Gesagten soll ein auffallendes Beyspiel dienen, wo entweder Diodor sehr geirrt hat, oder die Lesart unstreitig verdorben ist. L. I, c. 5. versichert Diodor, von der ersten Olympiade bis zu Anfang des Gallischen Kriegs durch Cäsar betrage der Zwischenraum 730 Jahre, und er führt den Irthum durch weitere Berechnungen fort. Unterdessen wissen wir, dass der wirkliche Abstand nur 717 Jahre beträgt. Mehrere Erklärer, Geschichtschreiber etc. haben dem Griechen deswegen Vorwürfe gemacht, und Hr. *W.* hält sich für berechtigt 720 Jahre in den Text zu setzen. Wir wollen annehmen, die Verbesserung sey richtig; ein Liebhaber der alten Geschichte stösst nun aber auf die Vorwürfe von Diodors falscher Zeitrechnung, er will sich aus dem Texte selbst belehren, und er findet nichts von allem dem, was jene Ausleger ihm vordemonstrirten, und versteht die Einwürfe nicht, die man gegen den Diodor macht. — Manche Umänderungen scheinen uns überdies völlig unnöthig zu seyn. Z. B. L. I. c. 2. wird πρώτην ἦν statt προσῆν in den Text genommen, da die gewöhnliche Lesart sich doch leicht vertheidigen lässt, und vielleicht einen feinern Sinn giebt als die Umänderung. Auch I. 16. λύραν νευρίνην dünkt uns, so wie mehrere der folgenden keine glückliche Verbesserung zu seyn. Doch hievon und von mehrern andern erhalten wir in der Vorrede wenigstens einen Fingerzeig; aber Hr. *W.* lässt auch manches λέγουσι, φασὶ, ohne weiters weg, wenn es ihm müssig da zu stehen scheint, z. B. S. 18.; vielleicht war es nicht zum Verständnisse nöthig, aber wir wollen Diodors Text haben. Da Wesselings Ausgabe so wie diese neue, nach Kapiteln eingetheilt ist, so wissen wir die Ursache nicht anzugeben, warum Hr. *W.* durchgehends am Rande die Seiten seines Originals bemerkt. Wesseling musste es wohl thun, weil die ältern Ausgaben in den meisten Händen waren, in welchen man blos nach den Seiten citiren konnte.

Leipzig, b. Beygang: *Versuch einer theoretisch-praktischen italienischen Sprachlehre für Deutsche*, als Vorlesebuch zusammengetragen von *F. Ph. Sarchi*, ausserord. Lehrer der italienischen Sprache und Literatur an der Wiener hohen Schule. 1795. 496 S. 8.

Diese Sprachlehre hat vor vielen andern den Vorzug, dass sie das Wesentlichste in sich fasst, ohne dunkel und weitschweifig zu seyn. Zur Grundlage dieser Arbeit wählte der Vf. die Grammatik von *Corticelli* und die Anfangsgründe des *Soresi*, benutzte aber zugleich die italienische Sprachlehre des Hn. Jagemann, wodurch sein Werk den Deutschen gewiss nützlich werden wird. Besonders ist das dritte Hauptstück von der gewöhnlichen und figürlichen Wortfügung lesenswerth. Die praktischen Uebungen fangen schon auf der 245. S. an, und bestehen erstlich, in einem Auszuge aus *Joh. Amos. Comenii Orbis Pictus*, der technischen Ausdrücke wegen; wozu aber doch eine bessre

beſsre Grundlage als des Comenius ärmlicher Text hätte gewählt werden können. Dann folgen auserleſene Sprichwörter, Redensarten für das gemeine Leben, freundſchaftliche Geſpräche, deutſche Materialien zum Ueberſetzen, Regeln von der Tonmeſſung, Titulaturen in Briefen, und zuletzt einige Originalaufſätze von *Algarotti*, *Ganganelli*, *Metaſtaſio*, *Caro* und *Soave*. Einem Lehrer kann das Ganze als Leitfaden, und einem Schüler als ein brauchbres Handbuch dienen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, in der Verlagsgeſellſchaft: *Geſchichte der menſchlichen Ausartung und Verſchlimmerung durch das geſellſchaftliche Leben.* Eine Schrift die ehedem durch den Henker zu Paris verbrannt, jetzt allen Königen und Prieſtern zu Frommen herausgegeben worden, vom Verfaſſer des Hierocles. 1795. 344 S. 8.

Nach der Vorrede erſchien dieſes Werk im J. 1778 zu Paris in drey Bänden, wo es aber confiſcirt und nur wenig bekannt ward. Der Zweck deſſelben iſt die traurige Wirkung der unterlaſſenen Aufklärung und Bildung der Menſchen zur Tugend, und die Folgen einer tyranniſchen Regierung darzuſtellen, zugleich aber auch die Natur und die glücklichen Folgen der Aufklärung und ſittlichen Kultur, ſo wie einer freyen und wohleingerichteten Staatsverfaſſung und Regierung in ihrer reizendſten Geſtalt zu ſchildern. In der That iſt auch dem Vf. dieſe Abſicht nicht ganz miſslungen. Ueber manche der angeführten Gegenſtände, z. E. über die Wirkungen und Folgen der Leidenſchaften und der Laſter, des Geizes, der Trägheit etc. über Nothwendigkeit der Tugend zu Erhaltung der Glückſeligkeit eines Staats und zu einer guten Regierung, über Geſellſchaft und Regierungsformen, über Freyheit, beſonders Denkfreyheit, über die Repräſentanten einer Nation etc. findet man viele gute Bemerkungen und dieſe werden dadurch noch intereſſanter, daſs ſie der Vf. meiſtens mit ſo viel Lebhaftigkeit und Nachdruck vorgetragen hat. Allein dieſer Vorzüge ungeachtet können wir nicht bergen, daſs uns dieſe Schrift in vielen weſentlichen Punkten gänzlich miſsfallen hat. Ueber mehrere, höchſt wichtige Gegenſtände ſpricht der Vf., ohne ſich lange mit Beweiſen aufzuhalten, wenigſtens ohne gründliche Beweiſe mit einer Zuverſicht und Dreiſtigkeit ab, die wir einem Deutſchen nicht verzeihen würden. Es iſt billig, daſs wir dieſes Urtheil mit Beweiſen belegen. S. 16. heiſst es: „der gute Menſch iſt derjenige, der nach ſeinem Temperamente, ſeiner Erfahrung, ſeinen ihm ſorgfältig eingeprägten Grundſätzen, den ihm gegebenen Beyſpielen, den Geſetzen, worunter er lebt, den Meynungen und Gewohnheiten, die er eingeführt findet, ſich früh gewöhnt hat, ſeine eigene Glückſeligkeit in der Achtung und dem Wohlwollen derer zu ſuchen, unter welchen ihn das Schickſal zu leben beſtimmt hat.“ (Der Vf. hält alſo diejenige Handlungsweiſe für moraliſch gut, durch welche eigene Glückſeligkeit und zwar mittelſt der Achtung und des Wohlwollens derer, unter welchen man lebt, am ſicherſten und leichtſten befördert wird; aber er ſelbſt lehrt ja auch, daſs ganze Völker häufig das für gut halten, was ſchlecht iſt, daſs nicht nur die Meynung, ſondern ſelbſt auch die Geſetze der Völker nicht ſelten zum Vortheil des Laſters gegen die Tugend entſchieden. In dieſen Fällen, da die Menſchen, unter denen wir leben, das Schlechte für gut halten, und alſo nur den Schlechten Achtung und Wohlwollen ſchenken, kann die aus Achtung und Wohlwollen der Menſchen fliefsende Glückſeligkeit nur durch ſchlechte Handlungen errungen werden, der gute Menſch iſt der, der ſchlecht handelt. Daſs die angeführte Behauptung auch ſchon an und für ſich ſelbſt irrig ſey, bedarf keiner Erinnerung.) In einer andern Stelle ſagt der Vf., der laſterhafte Menſch iſt der, den ſein Temperament zum Laſter reizt, und den die Beyſpiele, die er ſieht, die Reden, die er hört, und die Gebräuche und Einrichtungen ſeines Landes aufmuntern, ſeinen unregelmäſsigen Neigungen zu folgen. (Könnte der Menſch ungeachtet dieſer Reizungen ſeines Temperaments und der Aufmunterung durch Beyſpiele ſeinen Neigungen auch nicht folgen, ſo liegt das Weſen des Laſters nicht darinn, daſs ſein Temperament zum Laſter reizte, und die Beyſpiele, Gebräuche etc. ſeines Landes ihn aufmunterten, ſo unregelmäſsigen Neigungen zu folgen, ſondern darinn, daſs er, ob er gleich vermögend war, dieſen Reizungen und Aufmunterungen zu widerſtehen, ihnen doch nicht Widerſtand that. Konnte er unter jenen Umſtänden unmöglich anders handeln, was ohne Zweifel des Vf. Meynung iſt, ſo fällt ſchon die Möglichkeit laſterhaft zu ſeyn, weg.) Nach dem Syſtem des Vf. hängt Tugend und Laſter ganz nur allein von den äuſserlichen Verhältniſſen ab; der groſse Mann, deſſen Tugenden wir bewundern, würde ein Räuber, ein Meuchelmörder geworden ſeyn, wenn er mit keinen andern, als Leuten von ſolchem Schlage umgegangen wäre. Ein verworfener, niederträchtiger Hofmann, den wir an dem Hofe eines Deſpoten kriechen und cabaliren ſehen, würde in Rom und Athen ein edler und groſsmüthiger Bürger geworden ſey. (Sind denn alle, die in Athen und Rom lebten, edle und groſsmüthige Bürger geworden? Setzt der Vf. nicht an einem andern Orte ſogar die Catos und Brutus zu ſelbſtſüchtigen Beförderern des Ariſtokratismus herunter, und wie kann er überhaupt wagen, alles nur von den äuſserlichen Verhältniſſen abhängig zu machen, ehe er gezeigt hat — was er nie wird zeigen können — daſs die eigenthümliche — unabhängig von den äuſsern Verhältniſſen vorhandene — Geiſtesbeſchaffenheit und Anlage von gar keinem Einfluſs ſey.) S. 21. „Wenn die gemeine Meynung falſch iſt, ſo ſind alle unſere Urtheile falſch und der Vernunft zuwider? Bey alledem iſt es dieſe gemeinhin ſo lügenhafte Meynung, welche uns die Begriffe eindrückt, die wir von Glückſeligkeit und Unglück, von Tugend und Laſter haben.“ (Wie übertrieben und halbwahr! Muſs ſich dann jeder nur durch die gemeine Meynung leiten laſſen, wie kann es dann Leute geben, die ſich über dieſelbe zu erheben und

sie zu verbannen anfangen, und wie? die Begriffe von Gerechtigkeit u. dgl. sollten blofs durch die so oft lügenhafte Meynung eingedrückt, nicht in der Natur des vernünftigen Willens gegründet seyn?)

Leipzig u. Zütphen, b. Heinsius und Thieme: *Joh. Florenz Martinet*, Doct. der Weltweish. u. Predigers zu Zütphen, *Hausbuch für vaterländische Familien*, welche einige Unterweisung nöthig haben, oder einige Ermunterung zur Erlangung, Vermehrung oder Befestigung des häuslichen Glücks verlangen. Aus dem Holländischen übersetzt. 1795. 526 S. gr. 8.

Martinet, der ehrwürdige Vf. des Katechismus der Natur, hat sich durch dieses Vermächtniss (denn ein Schlagfluss hat ihn zu fernern Arbeiten unfähig gemacht) um sein Vaterland und diejenigen in demselben, welche für religiöse und sittliche Betrachtungen Sinn haben, verdient gemacht. Der ungenannte Weseler Uebersetzer übertrug es in der Ueberzeugung, dass es auch Familien in Deutschland, besonders von der mittlern Klasse, und hauptsächlich in derjenigen Gegend, wo er wohne, sehr nützlich werden könne; und daran ist auch nicht zu zweifeln. Denn es enthält einen Schatz von sehr wichtigen Betrachtungen, guten Lehren, Ermahnungen, Warnungen; zeigt von vieler Kenntniss der Sitten und der herrschenden Fehler des Zeitalters; von Wohlwollen und Eifer für die Beförderung des Familienwohls und von einem mit Religions- und Tugendliebe durchdrungnen Herzen. Der biedere Ton des Vf. wird den Weg zum Herzen finden, weil er aus dem Herzen kommt. So sehr wir aber auch diese guten Eigenschaften anerkennen, so befürchten wir dennoch, dass der etwas steife, im altmodischen Gewande einhergehende und den Prediger überall verrathende Vortrag wenigstens feinern und gebildetern Lesern etwas anstössig seyn dürfte. Wir schlagen die erste beste Stelle auf S. 33. an eine Verlobte:

„Es ist noch im Dunkeln verborgen, ob ihre Ehe mit Kindern wird gesegnet werden. Wenn dieses nicht geschähe, sollte darum ihr häusliches Glück, gänzlich weichen? Ihr Verlangen nach denselben wird gewiss niemand tadeln, da der Schöpfer diese Neigung in Ihr Herz gelegt hat, *und Sie zu dem Ende zusammen gekommen sind*. Wenn aber dieser Segen lange Zeit oder für immer ausbliebe, würden Sie beide denn ein Urtheil Gottes darinn suchen? Sollte dieses Ihrem sonst so angenehmen Zusammenwohnen einen gewaltigen Stofs geben? Sollten Sie dadurch in eine immerwährende Niedergeschlagenheit oder Auszehrung verfallen? Sollte der eine die Schuld auf den andern schieben? Sollte dieser Unfall die andern Segnungen Ihres Gottes verbittern? Giebt es keine wichtige Absichten in der besten Regierung der Welt, warum Ihnen dieses Vergnügen nicht gewährt wird? Oder sollten Sie misvergnügt, verdrieslich und böse seyn, weil Ihr himmlischer Vater gut ist? Denken Sie an eine Frau in der alten Zeit, welche zu heftig nach Kindern verlangte, und zu ihrem Manne sagen durfte: Gieb mir Kinder, oder ich sterbe! Ihr Wunsch wurde erfüllt: sie bekam sie; aber ach! sie starb zu gleicher Zeit. Und würden Sie wohl für einen so theuern Preis Kinder erkaufen wollen?“

Der Uebersetzer würde sich um deutsche Leser verdient gemacht haben, wenn er sich mit seiner Urschrift mehr Freyheiten genommen und insonderheit solche Stellen, welche sich unmittelbar auf Holland und holländische Sitten beziehen, abgeändert hätte. Wir wollen noch die Ueberschriften der Kapitel zur Uebersicht des Ganzen hersetzen; an die vaterländischen Familien. An zwey unverheirathete Personen. An zwey junge Eheleute. An junge Eheleute über die physische Erziehung der Kinder. Ueber die sittliche Erziehung. An Kinder. An Jünglinge. An junge Mädchen. An die Familienhäupter, in Absicht des Gesindes. An das Gesinde. An die Familienhäupter in Ansehung des Gottesdienstes. An bejahrte Leute. Angehängt hat der Uebers. aus *Marezolls* Predigten die Schilderung einer christlich-frommen Familie. Möchte der würdige Marezoll sich ausser dem Verdienste, ein musterhaftes Erbauungsbuch für das weibliche Geschlecht geliefert zu haben, noch das Verdienst erwerben, ein solches praktisches Familienhandbuch auszuarbeiten, das Martinets Handbuch, unbeschadet seines Werths, noch weit überträfe!

Berlin, b. Felisch: *Launen und Phantasieen* von *Carl Philipp Moritz*. Herausgegeben von *Carl Friedr. Klischnig*. 1796. 375 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Launen und Phantasieen sind, wie uns der Herausg. und Vorredner selbst berichtet, weiter nichts als eine neue Auflage von Moritzens Schrift: *die grosse Loge oder der Freymaurer mit Wage und Senkbley*, welche noch mit 18 kleinen Aufsätzen von M. vermischten Inhalts, die theils in Zeitschriften, theils in M. Werken abgedruckt waren, vermehrt worden sind. Diese Bereicherung und den neuen Titel hat man der Laune und der Phantasie des Herausg. zu verdanken, und die Moral des Verlegers scheint auch nichts dagegen eingewendet zu haben, da durch den neuen Titel doch mancher verleitet werden konnte, ein altes Buch zu kaufen; welches dem Rec. wirklich wiederfahren ist. Ein sauberes Kupfer ziert das Titelblatt.

Druckfehler, Nr. 133. S. 226. Col. 2. Z. 5. statt *Hochwürdige Gnaden in Sachsen*, ist zu lesen: *Hochw. Gnaden mit Sachsen*, (*subintelligo: fahrend*). Ebend. S. 232. Col. 2. Z. 14. ist statt *Dainovics* zu lesen: *Sainovics*, Nr. 165. Col. 1. Z. 40. st. *Schaffey* l. *Scheffer*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

MARBURG, in d. akadem. Buchh.: *Geist der speculativen Philosophie* von *Dieterich Tiedemann*. Vierter Band welcher von den Arabern bis auf Raymund Lullius geht. 1795. 648 S. 8. (2 Rthlr.)

Hr. T. setzt dieses Werk mit rühmlichen Eifer fort, dessen baldige Vollendung gewiss jeder Forscher der Geschichte der Philosophie mit uns sehr wünschen wird. Denn wenn es gleich nur einen Theil derselben umfasst, und die Absonderung der praktischen Philosophie nicht sehr vortheilhaft für den Plan und die Ausführung ist, indem zu den Zeiten, da beide Theile noch keine bestimmten Principien hatten, die Grenzscheidung beider sehr schwankend ist; wenn gleich auch die Idee, nach welcher der Vf. gearbeitet hat, noch weit von der möglichen Vollkommenheit zurückgeblieben, auch die Ausführung selbst nach dem einmal gefassten Plane keinesweges ganz fehlerfrey ist: so ist doch immer der darauf gewandte Fleiss dankenswerth, und das Werk hat auch in seiner gegenwärtigen Gestalt vorzüglich in Rücksicht der Materialiensammlung schon einen solchen Werth, dass bis jetzt kein andres deutsches oder ausländisches ihm an die Seite gesetzt zu werden verdient. Wenn Hr. T. also blos dieses zum Augenmerke hatte, seine Vorgänger zu übertreffen, so wird kein unbefangner Leser, der das zu beurtheilen im Stande ist, leugnen können, dass das wirklich in hohem Maasse geleistet ist. Aber wehe that es Rec., als er in der Vorrede zu diesem Bande las, wie ein Schriftsteller, der bey so viel gesammeltem Vorrath von Materialien, bey so mannichfaltigen Talenten an dem Leitfaden einer Idee so vieles hätte leisten können, sich selbst aller dieser höhern Ansprüche begiebt, und sich weiter kein Verdienst zueignet, als dass sein Buch *mehr* enthält, als man in seines Gleichen vor ihm antrifft, und hiernach, nicht nach Idealen es beurtheilt wünscht. Nur dann scheine ihm, sagt Hr. T., die letzte Beurtheilungsart rechtlich zu seyn, wenn ein Schriftsteller auf gänzliche Vollendung Anspruch macht, und von der thörichten Einbildung geblendet ist, ein Meisterstück in vollem Sinne geliefert zu haben, welcher Wahn ihn noch nie bethöret habe. Allein der Schriftsteller kann ja nach einem Ideale arbeiten, ohne sich deswegen der eitlen Einbildung einer unübertrefflichen Erreichung hinzugeben. Diese und andre Aeusserungen veranlasste die Beurtheilung der zwey ersten Bände dieses Werks von einem andern Rec. in der A. L. Z. und andern kritischen Blättern, in welcher man gefodert hatte, dass ein pragmatischer Geschichtschreiber der Philosophie über die mancherley Systeme und Behauptungen der Philosophen nach einem genau bestimmten Begriffe der Philosophie, nach einem zum Grunde gelegten Systeme der Philosophie und nach Rücksicht auf die wesentlichen Zwecke der Philosophie urtheilen müsse. „*Allerdings würde er das müssen*, erwiedert der Vf., *wenn wir das alles schon hätten; und wenn es daher schon jetzt seine Absicht seyn könnte, eine ganz vollendete Geschichte der Weltweisheit zu verfassen. Unleugbar aber haben wir das noch nicht, denn keins unter allen vorhandnen Systemen, selbst das neueste nicht, hat sich zur Allgemeingeltenheit schon erhoben.*“ — „Es bleibt ihm also nichts übrig, als vornehmlich darauf zu achten, ob irgend ein Philosoph etwas neues gesagt hat, das beträchtlichen Anstrich von Wahrheit hat? ob er seine Behauptungen mit scharfsinnigen Gründen unterstützt hat? ob seine Gedankenreihe innere Harmonie, und feste Verknüpfung hat? ob endlich seinen Behauptungen erhebliche Schwierigkeiten, die noch nicht genug gehoben sind, entgegengestellt worden sind, oder entgegengestellt werden können? Hierauf habe ich bey Ausarbeitung dieser Geschichte nach bestem Vermögen Rücksicht genommen; auf mehreres glaubte ich, und glaube es noch, *mit gutem Gewissen* nicht Rücksicht nehmen zu können.“

Ohne einem Geschichtschreiber der Philosophie ansinnen zu wollen, dass er irgend ein System, es sey welches es wolle, zum Grunde legen und dieses als die einzige Philosophie betrachten solle, welche Thorheit Rec. nie in den Sinn gekommen ist, legt er dem Vf. nur die Frage zur Beherzigung vor: ob eine Geschichte der Philosophie wohl möglich ist ohne eine Idee derselben als Wissenschaft, zu welcher sich alle wirklichen Philosopheme wie das, was ist, zu dem, was seyn soll, verhalten? Ob sich ohne das der Inhalt der Geschichte bestimmen oder der Fortgang der Wissenschaft darstellen lässt? Und nach welchen Principien die Wahrheit der philosophischen Systeme beurtheilt werden kann und soll? Es wäre hier zu weitläufig, uns darüber weiter zu erklären, oder dem Vf. in der Antikritik der Recension der zwey ersten Bände in der A. L. Z. zu folgen, wo er sich gegen den Tadel jenes Rec., dass Hr. T. die Empfindbarkeit unter die Merkmale der Substanz rechnet, vertheidiget. Wir haben obiges nur angeführt, um theils des Vf. Ansprüche und Foderungen darzulegen, theils um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem der Rec. dieses Bandes denselben beurtheilen will. Denn obgleich die Foderung, die Kritik solle sich bey Beurtheilung wissenschaftlicher Werke aller Beziehung auf Ideale enthalten, soviel ist, als sie des sichersten Maasstabes zu Bestimmung des Werths derselben,

und des wichtigsten Einflusses auf das schriftstellerische Publicum zu berauben, so wollen wir doch diesmal eine Ausnahme von der Regel machen, und jenem Wunsch gemäss das Verdienst des Vf. nach seinem eignen Maassstabe messen.

Dieser vierte Band enthält in 16 Hauptstücken die Geschichte der Philosophie von den Zeiten Muhammeds bis auf Duns Scotus, also noch nicht ganz die Geschichte der Scholastiker. Wie in den vorigen Bänden wird auch hier eine gedrängte Zusammenstellung der politischen Geschichte gegeben, in wiefern sie auf den Zustand der Cultur und der Gelehrsamkeit Einfluss hatte, wobey die neuesten und besten Geschichtschreiber benutzt sind. Etwas kürzer könnte sie bey dem allen seyn, und es wäre schon hinlänglich gewesen, wenn nur Resultate aus der Geschichte und Betrachtungen über die Culturverhältnisse und den Geist des Zeitalters sie anfüllten. Diese Abschnitte des Werks, welche doch als Einleitungen in die Geschichte der Philosophie dienen sollten, stehen mit der letzten nicht immer in dem genauesten Zusammenhange, und der Vf. verfährt dabey zuweilen sehr willkührlich. So gehet z. B. in diesem Bande die politische Geschichte bis zum Anfange des 12 Jahrh., die Geschichte der Scholastiker hingegen viel weiter bis zum Anfange des 14 Jahrh. Die dafür angeführten Gründe sind nicht befriedigend. Wollte man, heisst es S. 335 hier die Weltbegebenheiten, eingeführter Ordnung gemäss voranschicken, dann würde dem folgenden Bande wenig, oder nichts davon bleiben, mithin zu grosse Einförmigkeit erwachsen. Dies mag um so eher geschehen, (dass nämlich die Scholastiker in ununterbrochner Reihe aufgeführt werden) als die vornehmsten Ursachen des Entstehens scholastischer Weltweisheit in den oben berührten Weltereignissen schon enthalten sind, mithin die natürliche Folge der Dinge nicht zu sehr zerrissen wird." Nach dem letzten Grunde ist es aber unnöthig, die politische Geschichte in dem folgenden Bande nachzuholen. Mit allen Räsonnements wird man schwerlich zufrieden seyn. So hält der Vf. S. 201, 228 den geistlichen Despotismus zwar für ein Uebel, meynt aber, es sey aus demselben Gutes, ja weit grösseres Gute entsprossen. Denn die Vernunft sey damals noch nicht reif und vorbereitet genug gewesen, ihren eignen freyen Gang zu geben; ohne fremde Zuchtmeister hätte sie eine solche Menge von Unsinn zu Tage gebracht und die Hitze der neuen Aufklärung solche Verwirrung angestiftet, dass die geläuterte Vernunft schwerlich den erstern verscheucht, und die sanftere Menschenliebe die letztere mit Mühe gestillt haben würde. „Dieses Urtheil wird durch die Denkmäler der damaligen Zeit eben nicht sehr bestätigt, welche ungeachtet der Schranken in welchen der menschliche Geist vor Ausschweifungen sollte verwahret werden, noch Unsinn genug enthalten. Und wie contrastirt nicht damit das Urtheil, S. 197 u. a. O., dass der menschliche Verstand viel grössere Fortschritte hätte machen können, wenn er auf seiner betretenen Bahn frey und ungehindert hätte fortgehen dürfen? Eine specielle Beurtheilung des Inhalts dieses Theils würde sehr unzweckmässig seyn, da die Behandlungsart der Geschichte der Philosophie uns hier eigentlich näher angehet.

Wir gehen also zu dem Theile über, welcher eigentliche Geschichte der Philosophie enthält. Eine Vergleichung desselben mit dem bis jetzt gelehrtesten und weitläuftigen Werke über die Geschichte der Philosophie nämlich Bruckers Historia Critica fällt sehr zum Vortheil des erstern aus. Wenn der letztere sich mehrentheils mit Anführung der Lebensumstände, Schriften, Streitigkeiten und einiger abgerissnen Stellen begnügt, so ist dagegen Hr. T. mehr auf den philosophischen Stoff der Schriften bedacht. Mit grossem Fleisse hat er nicht nur die Schriften der Scholastiker, sondern auch der arabischen Philosophen studiert, und aus ihnen das Neue, Wahre und Brauchbare für die theoretische Philosophie herausgehoben. Wer nur einigermassen mit diesen Schriften bekannt ist, wird nicht nur seine ausdauernde Geduld bewundern, sondern auch ihm für diese schätzbare Materialiensammlung von ganzem Herzen und um so mehr danken, weil diese Werke nicht immer zu haben, und so wenig anziehend geschrieben sind. Wer aber nicht blos die Behauptungen einzelner Männer sondern auch den Zustand der Philosophie im Allgemeinen und nach ihren Theilen kennen lernen will, der findet bey Brucker mehrere Nachrichten und zum Ueberblick besser zusammengestellt, als bey Hn. T. Nur einige Bemerkungen der Art kommen hie und da bald in den Abschnitten der politischen bald in denen der Geschichte der Philosophie vor; z. B. S. 214, 224, 302, 307. Gewiss würde das Buch einen Vorzug mehr erhalten haben, wenn diese zum Theil treffenden Bemerkungen zu einer vollständigen Schilderung des Zustandes, des Gesichtspunktes, der Principien u. s. w. des damaligen Philosophirens wären bearbeitet worden. Freylich fand sich dazu nach dem einmal gewählten Plane keine recht schickliche Stelle, da er darauf angelegt ist, nur das Neue darzustellen, was einzelne Männer über philosophische Gegenstände gedacht haben, und daher nur einzelne Fragmente geliefert werden, ohne die Idee des Ganzen, wodurch sie erst Zusammenhang bekommen müssen, zu entwickeln. Die jedem Satze und Beweise hinzugefügte Kritik giebt dem Werke einen Vorzug, indem die Begebenheiten nicht nur erzählt, sondern auch darüber räsonniret wird. Hingegen entstehet daraus auch der Nachtheil, dass der Ueberblick und das Zusammenfassen der einzelnen Sätze in ein Ganzes noch mehr erschweret wird. Ueber die Beurtheilung selbst liesse sich noch viel erinnern, wenn es der Raum verstattete. Wir begnügen uns nur mit der Bemerkung, dass durch sie manche Sätze, die doch nach dem Plan Bereicherung und Erweiterung der Wissenschaft seyn sollten, für Unsinn, unerwiesene, unhaltbare Sätze oder willkührliche Hypothesen erkläret werden, die daher keine Stelle in der Geschichte der Philosophie in dem Gesichtspunkte des Vf. bekommen müssten. Unter den Theilen der theoretischen Philosophie ist die natürliche Theologie, und nächst dieser die Ontologie am meisten der Aufmerksamkeit gewürdiget worden; aber nicht so oft, als zu wünschen wäre, die Begriffe von Verstand, Vernunft, Erkenntniss.

niſs, ihr Umfang, ihre Grenzen und Principien, welche doch die Grundlage alles theoretiſchen Wiſſens ausmachen.

Die erſten Philoſophen, welche in dieſem Bande vorkommen, ſind *Johannes Damascenus* und ſein Schüler *Theodorus Abucara*, der wegen des ſogenannten neuen Beweiſes für das Daſeyn Gottes kaum eine Stelle in einer Geſchichte der Philoſophie verdient. In dem vierten Abſchnitt kommt die Reihe an die arabiſchen Philoſophen, welche der Vf., ungeachtet einige ſpäter lebten, zuſammengeſtellt hat. Daſs hier noch viele Lücken ſind, geſteht der Vf. ſelbſt, weil ihre Werke zum Theil ſehr ſelten ſind. Gleichwohl findet man von ihrer Philoſophie doch weit mehr, als in dem Brucker. Der Vf. iſt ſehr für ſie eingenommen, und bemühet ſich dieſer Nation die Ehre zu ſichern, daſs ſie groſse Selbſtdenker hervorgebracht habe. Die angeführten Proben beweiſen aber nur, daſs ſie nach fremden Principien einige Begriffe und Sätze weiter entwickelten, und die Ariſtoteliſche Philoſophie mit der Alexandriniſchen vermiſchten, wie dies Hr. T. von Avicenna, den er am meiſten erhebt, S. 120 ſelbſt geſteht. Nicht unintereſſant ſind die aus dem *Algazel* ausgehobenen Stellen, worinn er einige Sätze der Schulphiloſophie beſtreitet. Es hätte noch mehr von ihm geſagt werden können, zum wenigſten verdienen die Zweifel gegen den Satz der Cauſalität, wo er die Verknüpfung zwiſchen Urſache und Wirkung faſt wie Hume auf eine bloſse Angewöhnung gründet, gegen die Immaterialität und Unſterblichkeit der Seele, eben ſo viel Aufmerkſamkeit, als die angeführten. *Thophail* und *Averroes*. Nicht alles, was von beiden angeführt wird, gehört nach des Vf. eigenem Geſichtspunkt hieher, weil es entweder nicht neu, oder nicht begründet iſt, und die Wiſſenſchaft um nichts weiter gebracht hat, z. B. die Erklärung des Empfindens und Denkens aus einem Lebensgeiſte S. 131. die Emanationslehre des Averroes S. 145. Des letztern Erklärung vom thätigen Verſtande S. 147 weicht von Ariſtoteles Behauptung ganz ab, und kann daher nicht für eine deutlichere Entwickelung der Idee des Griechen gehalten werden. Denn Ariſtoteles verſteht darunter die ſelbſtthätige Denkkraft des Subjects; Averroes eine Intelligenz, die auſser dem Menſchen iſt und in ihm das wirkliche Denken bewirket. Am Ende dieſes Abſchnitts kommen noch einige Nachrichten von philoſophiſchen Secten unter den Arabern vor; welche doch noch aus Averroes *deſtructio deſtructionum Philoſophiae Algazelis* manche Zuſätze erhalten können. — Fünfter Abſchnitt. Jüdiſche Philoſophen. *Maimonides* und *Irira*. Sechſter Abſchnitt. Chriſtliche Philoſophen. Am weitläuftigſten wird hier von *Joh. Scotus Erigena* gehandelt, der ſich damals wirklich als denkender Kopf auszeichnete. Unter ſeinen Behauptungen führt Hr. T. S. 189 auch dieſe an: Gott kennt ſich ſelbſt nicht. Er gehört zu keiner Gattung von Weſen, ihn faſst kein Prädicament; denn dadurch würde er zu einem beſtimmten und eingeſchränkten Weſen, welches ſeiner Unendlichkeit entgegen iſt. Er iſt alſo von allen Dingen nichts, mithin kann er ſich ſelbſt nicht denken, noch vorſtellen. Wie vermöchte er zu denken, was er iſt, da er nichts iſt? Gott kennt ſich ſelbſt nicht, weil er nicht *etwas* iſt; doch *weiſs er*, daſs er von allen andern Dingen nichts iſt. Er hat auch von allen Dingen auſser ihm keine Kenntniſs; ſeine Unendlichkeit, ſeine unermeſsliche Erhabenheit über alles andre macht ihm die Kenntniſs alles eingeſchränkten und geringfügigen, wie das auſser ihm vorhandene iſt, ſchlechterdings unmöglich.“ Dieſe Behauptung betrachtet der Vf. als Unſinn, als Gotteslängnung, indem dadurch geſagt werde, *Gott ſey ein lebloſes von allem Verſtande entblöſstes Weſen.* Wenn dieſe Erklärung richtig, und der Widerſpruch ſo klar wäre, ſo gehörten dieſe Sätze in keine Geſchichte der Philoſophie. Allein ſo ſchlimm iſt es mit dieſer Folgerung nicht. Scotus ſagt damit ja nichts anders, als daſs Gott ein Weſen ſey, von dem wir eine Idee aber keinen Begriff haben, und er erklärt ſich darüber auch in ſeiner Schrift *de praedeſtinatione* (denn die *de diviſione naturae* hat Rec. nicht auftreiben können); ganz vernünftig. Und lehrte nicht Anſelm von Canterbury S. 267 faſt daſſelbe, der doch *Gründer einer Naturtheologie a priori* war. Wie kann denn Scotus deswegen ein verſteckter Gotteslängner ſeyn? Sein an ſich richtiger Begriff von der Freyheit des Willens, hätte immer auch eine Stelle verdient, ſo auch ſeine Lehre von den natürlichen Strafen und Belohnungen, von dem Vorherwiſſen und Vorherbeſtimmen Gottes, und deren Vereinigung mit der Freyheit des Menſchen; denn obgleich alles dies eigentlich theologiſche Streitfragen betrifft, ſo durften ſie doch nicht vergeſſen werden, da der Vf. bey Anſelm S. 269 und andern Orten Behauptungen über dieſe Gegenſtände aufgenommen hat. — Achtes Hauptſtück. Philoſophen des 11 und 12 Jahrhunderts. Unter dieſen ſogenannten Philoſophen verdienen die meiſten den Namen eines Philoſophen nicht, ſie waren meiſt Theologen; Dogmatik war das wichtige Werk, an welches der menſchliche Verſtand alle ſeine Kräfte verſchwendete. Dazu brauchte man freylich auch philoſophiſche Sätze und Begriffe; man analyſirte, anatomirte, verband, unterſchied, aber alles das theils für die Theologie, theils um ſich den eitlen Ruhm eines Philoſophen nach dem damaligen Maaſsſtabe zu erwerben. Der Vf. hat hier auch den *Hildebert*, *Peter Alphonſus*, *Algerus* aufgeführt, die nicht einmal mit *Anſelm*, *Abaelard* u. ſ. w. in eine Klaſſe können geſtellt werden. *Anſelms* ſogenannte Beweiſe für das Daſeyn Gottes werden, wie natürlich, nicht vergeſſen, aber ſonderlich der eine, ſpäterhin ſo berühmt gewordene mit zu vielem Lob herausgeſtrichen; Hr. T. hält ihn für bündig und ſagt, Anſelm ſey dadurch Gründer einer Naturtheologie *a priori* geworden; S. 279 iſt es ein bloſses Verſehen, wenn es heiſst: *Abälard* griff *Wilhelm de Campellis* wieder an, insbeſondere beſtritt er deſſen Behauptung, daſs die allgemeinen Ausdrücke bloſse Worte ſeyen, denn Wilhelm war Realiſt. *Abälards* Leben iſt nach Brucker und Berington zu weitläuftig erzählt. Von *Petrus Lombardus* und *Hugo Rothomagenſis* einige nichtsbedeutende Sätze. Der letzte behauptete das moraliſche Uebel ſey nichts als Abwei-

chung von dem höchsten Gute, Gott, und insofern gar nichts; Gott konnte es daher auch nicht hervorgebracht haben. Dieses hatte schon Scotus Erigena *de praedestinatione* gelehrt, es ist also nichts Neues. *Johannes Sarisberiensis.* Die Schilderung von ihm ist nicht vortheilhaft. Er sey nicht tief in das Wesen der Philosophie eingedrungen; weil er mehr zum Fühlen als zum Denken gemacht war; darum verachte er alle Wortphilosophie d. i. blosse Speculation, und schränke alle Würde der Weltweisheit auf das Sittliche ein. „Eben darum entwirft er auch von den Philosophen seiner Zeit ein Gemälde, woraus man sieht, dass er den Pinsel in Galle getaucht, und weil er der Untersuchung nicht folgen konnte, in Verkleinerung derselben Rache gesucht hat." Fast sollte man glauben Hr. T. habe sich an diesem trefflichen Manne rächen wollen, weil er ihm zu wenig Stoff zum Geist der spekulativen Philosophie geliefert hatte. Wir dächten ein Mann, der die unnützen Grübeleyen seines Zeitalters so sehr geisselt, ohne den Werth des vernünftigen Denkens zu verkennen, der selbst die Logik gegen ihre Verächter vertheidiget, nicht die leere spitzfindige, sondern die wahre, welche die Regeln des vernünftigen Denkens enthält, der endlich die Denker auf einen festen Punkt zu orientiren sucht, und sie an das so nothwendige γνωθι σεαυτον erinnert, welches sie über den müssigen Speculationen ganz vergessen zu haben schienen, verdiene mehr als andre den Namen eines Selbstdenkers und Philosophen. Das Wenige, was Hr. T. anführt beweist, dass er ein Mann von richtiger Beurtheilung war, und es hätte noch mehr von ihm angeführt werden können, z. B. sein Urtheil über den Streit der Nominalisten und Realisten. In diesem ganzen Abschnitt ist der Vf. auf die erste Kenntniss und Verbreitung der Kenntniss von den Aristotelischen und Arabischen Schriften aufmerksam gewesen. Er setzt ihre allgemeinere Bekanntschaft in den Anfang des 13. J. die Dialectik aber war eher bekannt. Vielleicht waren aber doch auch die andern Schriften des Aristoteles früher bekannt. Joh. Sarisberiensis erzählt schon von Versuchen, den Aristoteles und Plato zu vereinigen, und er kennt, wie es scheint, auch andre Schriften des Aristoteles ausser der Dialectik. Dafür spricht auch, was Hr. T. von *Michael Scotus*, der 1190 starb, von *Hugo Eterianus* und *Alanus von Ryssel* und Brucker T. III. p. 684 anführt. Das Ende dieses Abschnitts polemisirt gegen Bruckern und andre, welche behaupteten, die Einführung der Aristotelischen und Arabischen Philosophie sey von den nachtheiligsten Folgen gewesen. Die Sache lässt sich aus vielen Gesichtspunkten betrachten, und konnte hier nicht erschöpft werden. Der Vf. behauptet, die Alleinherrschaft des Aristoteles sey für die damaligen Zeiten unentbehrlich und wohlthätig gewesen; es wären sonst mehrere entgegengesetzte Systeme entstanden, die Disputierwuth wäre schrankenlos geworden, und hätte einen gänzlichen Skepticismus und Geringschätzung des philosophischen Wissens, und wegen der engen Verbindung der Philosophie mit der Religion, die äusserste Verwirrung und Zerrüttung in dem kirchlichen und bürgerlichen System hervorgebracht; selbst die Hindernisse des richtigen Verstehens Aristotelischer Schriften, als ihre Dunkelheit, fehlerhafte Uebersetzungen, hätten den Fortgang des Verstandes am meisten befördert, und ihn in steter Thätigkeit des Selbstdenkens erhalten. „Hätte man der damaligen westlichen Welt die Aristotelische Metaphysik in völliger Klarheit, und gesäubert von aller falschen Auslegung gegeben; wahrlich sie wäre niedergefallen und hätte aus tiefer Ehrfurcht und noch zu starkem Hange nach Autorität sich alles eignen Denkens gänzlich begeben." Es ist unnöthig zu erinnern, was sich alles dagegen sagen lässt.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Landesbeschreibung. Ohne Anzeige des Druckorts: *Verzeichniss aller in der Königlich-Preussisch-Bayreuthischen Amts-Hauptmannschaft Wunsiedel befindlichen Ortschaften.* 1794. 29 S. 4. (7 gr.) In dieser kleinen Schrift sind gegen 230 Ortschaften namhaft gemacht, die in der Amtshauptmannschaft Wunsiedel anzutreffen sind. Die Ordnung, welche der ungenannte Vf. beobachtet, ist diese: 1) liefert er ein alphabetisches Namenverzeichniss der sämmtlichen Oerter dieses Bezirks mit der Angabe ihrer Entlegenheit von der Stadt Wunsiedel nach Stunden — mit Bemerkung des Unterschieds der mediaten und immediaten Unterthanen sowohl als der Schutzverwandten, — mit Benennung des Amtes, dessen Jurisdiction sie unterworfen sind, und mit Bezeichnung des Kirchspiels. Hierauf folgen 2) die Richterämter mit Benennung der dahin gehörigen Ortschaften; dann 3) die Superintendentur Wunsiedel mit ihren Parochien und eingepfarrten Dörfern nebst der Inspection Rodwitz; und zuletzt 4) die Oberförster und Wildmeistereyen mit den eingeforsteten Ortschaften. Dem Inn- und Ausländer wird zwar diese Schrift nützlich seyn; sie würde aber doch für den Geographen und Statistiker noch einen grösern Werth erhalten haben, wenn es dem Vf. gefällig gewesen wäre, auch die Zahl der Wohnhäuser und Einwohner eines jeden Orts anzugeben. Bey einer zweyten Auflage, die diese wenigen Bogen verdienen, könnte wohl dieser Mangel leicht ergänzt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

MARBURG, in d. akadem. Buchh.: *Geist der speculativen Philosophie* von *Dieterich Tiedemann*. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Neuntes Hauptstück. *Scholastische Philosophie.* Ueber den Begriff und den Anfang der scholastischen Philosophie ist man bis jetzt nicht einig gewesen, und wird es nicht eher werden, bis ein Begriff aufgestellt ist, der die charakteristischen Züge in Behandlung der Philosophie zusammenfasst, welche in der Periode, die von allen für die Zeit der Scholastiker erklärt wird, allgemein herrschend waren. Dies ist auch die hier befolgte Methode zu Bestimmung des Begriffs, von welcher aber doch nicht alles Willkührliche entfernt geblieben ist. Scholastische Philosophie ist nämlich nach dem Vf. diejenige Behandlung der Gegenstände *a priori*, wo nach Aufstellung der meisten für und wider aufzutreibenden Gründe, in syllogistischer Form die Entscheidung aus Aristoteles, den Kirchenvätern und dem herrschenden Glaubensgebäude genommen wird. Alexander von Hales wird einstweilen als erster scholastischer Philosoph aufgestellt, weil, da die Schriften des Michael Scotus und Robert Pulleyn so selten sind, nicht bestimmt werden kann, ob die Periode weiter hinauf zu setzen ist. Erstlich ist das Entgegensetzen von Gründen und Behauptungen nicht die einzige Form der scholastischen Philosophie, zum wenigsten nicht die innere, wesentliche. Diese Methode kann mit jeder andern Art von Philosophie bestehen, ist auch vorher schon im dogmatischen und skeptischen Gebrauch, wenn auch nicht in dem Grade, angewendet worden. Alles kommt dabey auf die Principien und den Zweck des Philosophirens an; und daraus hätte der Charakter der Scholastik vorzüglich bestimmt werden sollen. Ein andres Merkmal, dass die Scholastiker ihre Entscheidungen aus dem Aristoteles, den Kirchenvätern u. s. w. nehmen, ist kein allgemein unterscheidendes Kennzeichen. Vor und nach dem Hales that man desgleichen. Die von dem Vf. dafür erklärten Scholastiker stützen sich nicht immer allein auf Autoritäten, sondern auch auf Gründe, wie schon aus dem erhellet, was der Vf. von ihnen anführt; und eine flüchtige Ansicht der Schriften des Thomas oder Duns Scotus kann schon von dem Gegentheil überzeugen. Aus diesen und andern Gründen muss der Begriff und der Umfang der scholastischen Philosophie anders bestimmt, und sie kann, wenn man einmal ihren Geist gefasst hat, gar wohl in mehrere Perioden eingetheilt werden. In diesem bis zu dem sechszehnten Hauptstück handelt der Vf. von *Alexander von Hales*, *Wilhelm von Paris*, *Vincent von Beauvais*, *Albertus Magnus*, *Bonaventura*, *Thomas v. Aquino*, *Richard von Midleton*, *Heinrich von Gent*, *Aegidius von Colonna* und zuletzt von *Duns Scotus*. Der Vf. hat sich bemühet, einen schon alten Wunsch des Leibnitz in Erfüllung zu bringen, und aus dem Wuste unnützer Speculationen, welcher in den Schriften dieser Männer enthalten ist, das Brauchbare herauszuziehen, wofür er gewiss Dank verdienet. Nur darf man auch von dieser Seite noch nichts ganz Vollendetes erwarten, indem es theils unmöglich war, alle Werke der Scholastiker, die zum Theil sehr selten sind, durchzulesen, theils auch bey den gebrauchten noch manche Nachlese und Berichtigung übrig geblieben ist. Rec. will zum Beweise dieses Urtheils nur noch einige Bemerkungen über den letzten Abschnitt von Joh. Duns Scotus hersetzen. S. 602, 603. Scotus theilte das *Ens* in der allgemeinsten Bedeutung oder das Denkbare in das Gedankending und das wirkliche. Hr. T. findet darinn eine Verwirrung, dass das Merkmal der Gattung, auch Merkmal der Art, des wirklichen Dinges ist; denn auch dieses muss vom Widerspruche frey seyn. Allein eine Verwirrung finden wir hier nicht. Das Merkmal der Gattung muss auch den Arten zukommen, der Unterschied der Arten bestehet darinn, dass das erste bloss ein Seyn im Verstande, das andere ein Seyn ausser dem Verstande hat. S. 623. „Scotus unterscheidet endlich *etwas verwirrt denken* und *ein verwirrtes Denken*." Wenn auch das letztere *Denken* ein Druckfehler für *denken* ist, so ist doch der Unterschied zwischen *confuse intelligere* und *confusum* (d. i. *indistinctum*) *intelligere* nicht sehr deutlich ausgedrückt. S. 628 wird gesagt, Scotus habe den übernatürlichen Weg Wahrheit zu erkennen, nicht ganz verworfen, um Augustins Ansehen nicht ganz zu stürzen: Was er aber zur Vereinbarung beider vorbringe, sey so dunkel, dass es Hn. T. nicht geglückt sey, in den Sinn einzudringen. Der ist aber, so viel wir sehen, so dunkel nicht. Scotus sagt: „*Et isto ultimo modo potest concedi, quod cognoscantur veritates sinceras in luce aeterna sicut in objecto remoto cognito; quod lux increata est primum principium entium speculabilium et ultimus finis rerum practicarum, et ideo ab ipsa sumuntur principia tam speculabilia quam practica.*" S. 632. „Scotus erklärt die Beweise *a priori* für die Existenz Gottes für grundlos." Dieses ist wohl nicht die eigentliche Meynung des Scotus, sondern nur das: *das unendliche Wesen ist*, ist kein unmittelbarer Satz, (*propositio per se*), sondern er bedarf eines Beweises. Denn sonst stimmten seine Behauptungen nicht mit einander überein, da er weiter unten (*In Magistrum sentent.* Venedig

1490 S. 26) sagt: *tale efficiens primum si est possibile; est in re.* S. 635. „Scotus war jedoch nahe daran mit den Neuern richtiger zu sagen: wer alles mögliche wirklich machen kann, dessen Macht ist unendlich." Eben das wollte auch Scotus sagen S. 28: „*Si primum haberet omnem causalitatem omnis causae possibilis formaliter et simul, licet non possent causabilia simul poni in esse, esset infinitum, quia simul quantum est ex se, posset infinita producere.* Hier hätte auch noch bemerkt werden können, dass Scotus zwischen dem philosophischen und theologischen Begriff von der Allmacht unterscheidet, welcher letztere noch ein Merkmal, die Unmittelbarkeit einschliesst, und dass er die letztere Eigenschaft Gottes nur für einen Gegenstand des Kirchenglaubens nicht des Wissens hält. Von der Einheit und Einfachheit Gottes kommen noch andre Beweise, ausser den angeführten, vor, welche eben so gut eine Erwähnung als diese verdient hätten. Und so könnten noch viele Gedanken des Scotus nachgewiesen werden, welche nach dem Plane des Vf. aufgenommen werden mussten, unter andern auch die Hauptgedanken aus der Einleitung, welche Prolegomena zur Theologie als Wissenschaft enthält, theils weil sonst auch alles, was zur natürlichen Theologie gehört, des Vf. meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, theils weil diese Einleitung die Denkart des Zeitalters sehr treffend charakterisirt. — Gegen einzelne Erklärungen und Kritiken, welche jedem Satze und Beweise angefügt werden, könnte noch manches erinnert werden, wenn wir nicht beynahe schon zu weitläufig gewesen wären.

Frankfurt a. M., b. Eichenberg: *Ueber die moralische Bildung des Menschen.* Nebst einem Anhange. Von *Felix Blau.* 1795. 288 S. 8.

Der durch seine schon ehemals bewiesenen Talente sowohl, als nachher durch seine unglücklichen Schicksale bekannte Vf. fängt diese Abhandlung mit der Zergliederung des Begriffs von Freyheit an. Im ersten Abschnitt erklärt er die vorauszusetzenden Begriffe von Vermögen, Triebfeder, Zweck u. s. w. Die Erklärungen und die Ordnung in der Darstellung ist an sich sehr gut, aber zu wünschen wäre es gewesen, dass er manches ausführlicher behandelt hätte, um auch solchen Personen verständlicher zu werden, die noch nicht an scharfes Denken gewöhnt sind. Im 2ten Abschnitt geht er die Anlage des Menschen für die Thierheit, im 3ten für die Menschheit und im 4ten für die Persönlichkeit durch. Die Stufen der Menschheit sind sinnliches, vernünftig-sinnliches, sinnlich vernünftiges und freyes Wesen. Die Moralität wird nach Kant ihrem Daseyn nach als Factum dargestellt, und das *einzige mögliche* Gesetz, das Moralität durch seine Befolgung erzeugen kann, aufgesucht. Sehr richtig drückt der Vf. das Princip der Moralität (nicht der Moral als wissenschaftliches System) so aus: Du sollst immer so wollen, dass die Triebfeder deines Wollens mit dem unbedingten Sollen, d. i. mit der unbedingten Weise des Gebietens oder Verbietens der Vernunft übereinstimme. Darauf zeigt er, wie sich diese Formel in andere verändern lasse, aus denen sich nachher leicht die Regeln für einzelne Handlungen ableiten lassen. Die Unbegreiflichkeit der freyen Acte wird in Kants Sinne erklärt und die Schwierigkeiten, die aus der Beziehung der Handlungen auf das Gesetz der Causalität entstehen, gröstentheils mit Kants eigenen Worten, die aber durch die geschickte Zusammenstellung sehr viel an Klarheit gewinnen, gehoben. Im 5ten Abschnitt, Ursprung des moralisch Bösen folgt Hr. B. wieder gänzlich Kanten, aber nicht wie ein Compilator, der ihn ausschreibt, sondern als ein Mann, der durch eigenes Denken gleiche Resultate erhielt. Dies ist auch der Fall im 6ten Abschnitt, wechselseitiges Verhältniss der Moral und der Religion zu einander. Nach dieser Vorbereitung geht Hr. B. im 2ten Hauptstück zu seinem eigentlichen Gegenstand; Beförderung des moralisch Guten durch Freyheit über. Die Kantische Darstellung der Moralität giebt zur Frage Anlass, ob sich überhaupt das moralisch Gute befördern lasse, denn: hängt die Moralität von der freyen Annahme der Maxime ab, und ist diese Maxime in der praktischen Vernunft gegründet, und wird von den Menschen nicht erlernt, sondern in sich selbst gefunden, so scheint es unmöglich, durch äussere Einwirkung auf ihn zu seiner moralischen Besserung etwas beyzutragen, man kann ihn in dieser Rücksicht wohl höchstens zu einem legalen, aber nicht zu einem moralischen, Menschen bilden. In so fern von dem intelligiblen Charakter die Rede ist, ist auch der Einfluss der äussern Umstände auf die Moralität unbegreiflich, allein in so ferne auf den empirischen Charakter gesehen wird, so können allerdings die äussern Einwirkungen das moralische Verhalten leichter oder schwerer machen. Den innern Vorsatz gut zu seyn, kann keine Bildung hervorbringen, aber die Uebung der Besonnenheit seinen Vorsatz auszuführen, die Klarheit mit der die moralischen Maximen gedacht werden, und die Disciplin der Neigungen, kann die Fähigkeit diesen Vorsatz zu realisiren erhöhen. Hr. B. folgt bey dem Aufsuchen der Leitungsbegriffe zu dieser Bildung, der Zergliederung des freyen Acts. Er zeigt zuerst, was aus den Bedingungen der Möglichkeit der freyen Handlung für die moralische Bildung des Menschen sich ergiebt, dann, was die wirkliche Aeusserung der Freyheit befördert, und endlich, was sich von den Folgen der freyen Handlung für ein Gebrauch zur Bildung des Menschen machen lässt. In einer kurzen Uebersicht der höchsten Grundsätze zur Bestimmung aller Pflichten nimmt Hr. B. die Eintheilung der Pflichten in die gegen sich selbst und gegen andere an. Diese Eintheilung ist aber überflüssig, es giebt nur Pflichten gegen moralische Wesen überhaupt, und ich kann keine Pflichten gegen mich haben, als die ich auch gegen andere habe. Ich bin zwar zugleich ein Object der Pflicht, aber keiner andern Pflicht, als die ich auch gegen andere habe. Das, was Hr. B. hier aufstellt, wie z. B., du sollst nie ein blos bedingtes Gut um seiner Selbst Willen wollen; sind keine Pflichten *gegen* mich, sondern Pflichten, *die mir* obliegen. Die Pflicht der Selbsterhaltung, die man gewöhnlich unter diesen Pflichten oben anstellt, ist auch gar keine Pflicht *gegen* mich, sondern die allgemeine Pflicht,

kein

kein freyes Wesen als solchen einem andern Wesen aufzuopfern.

Der Anhang dieser interessanten Schrift enthält: 1) Unterredungen des moralischen Erziehers mit seinem Zöglinge. Sie sind treffliche Muster für das, was der moralische Erzieher seinen Zögling lehren und wie er ihm die Moralität darstellen soll; aber die Art, dem Zögling die Lehre klar und die Darstellung interessant zu machen, müsste bey den meisten sehr abgeändert werden. 2) Ueber die Idee der Realisirung der Idee einer moralischen Welt. 3) Ueber den Endzweck der Weltschöpfung. 4) Wie hängt Glückseligkeit mit der Tugend zusammen? Diese Abhandlung ist am wenigsten befriedigend ausgeführt.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Erfurt, im evangelischen Waysenhause: *Evangelisches Gesangbuch.* 1796. 640 S. Vorr. XXVIII S. 8.

2) Ebendas. *Gebete für den öffentlichen Gottesdienst sowohl als für die häusliche Andacht*, gesammlet auf Befehl eines hochedlen und hochweisen Stadtraths Evangelischen Theils zu Erfurt. 64 S. 8. (Beide auf ordinärem Druckpapier 7 gr. auf bessern Papier gros Format 10 gr.)

Der Erfurter Stadtrath evangelischen Theils hatte nach der Vorrede mit dem geistlichen Ministerium daselbst wegen Verfertigung eines neuen Gesangbuchs communicirt. Dieses trug nach einer erhaltenen Privatnachricht dem Hn. Professor der Theologie und Pastor an der Andreaskirche *Gebhard* und dem Hn. Diakonus an der Predigerkirche *Lossius* auf, dieses Gesangbuch zu verfertigen. Beide übergaben demselben den in der Vorrede S. XV—XVIII. befindlichen Plan, welcher auch von selbigem gebilliget wurde. Nach diesem Plan wurde das Gesangbuch von beiden allein verfertigt, ohne dass das Ministerium weitern Antheil daran nahm, welches billig in der Vorrede hätte angezeigt werden sollen. Zugleich wurde aber auch jenen der Zwang aufgelegt, die Ordnung der Lieder, so wie sie im alten Gesangbuche befindlich ist, in der ersten Abtheilung beyzubehalten, und manches alte Lied unverändert aufzunehmen, welches eine Aenderung bedurft oder die gänzliche Ausschliessung verdient hätte. Erst in der zweyten Abtheilung erhielten sie völlige Freyheit, eine eigene Einrichtung zu machen und bey einer natürlichern Ordnung eine strengere Auswahl zu treffen; und diese Arbeit ist Hn. *Gebhard* allein eigen, da Hr. *Lossius* nur einige Beyträge dazu geliefert hat. Durch diese Einschränkung hat das Gesangbuch unstreitig an der äussern Form und an Brauchbarkeit viel verloren. Die Regeln, nach welchen die Herren G. und L. verfahren haben, sind sehr vernünftig, und es war allerdings der Klugheit gemäss, einige alte Gesänge verbessert oder unverändert beyzubehalten, wenn andere, die zu mystisch und schwärmerisch sind, ihren Abschied erhalten haben. Das letzte hätte bey mehrern geschehen sollen, die noch zu viel Spielendes enthalten und eine falsche Andacht hervorbringen, als N. 19. Dein Gebenthron tritt von neuem, allerliebster Jesu ein; N. 91. Meine Liebe hängt am Kreuz; N. 299. Ach schönster Jesu mein Verlangen. Eben das gilt auch von manchen veränderten, die bey allen Verbesserungen doch zur Beförderung der Andacht nicht viel beytragen werden, besonders diejenigen, worinn zu viele Wiederholungen von Hallelujah, Triumph, Victoria und ganzen Strophen in jedem Verse vorkommen, als N. 5. 121. 130. und 131. Dass einige alte geistreiche Lieder auch bey einiger Härte der Poësie unverändert geblieben sind, z. E. Ich singe dir mit Herz und Mund, Was Gott thut, das ist wohlgethan, wird jeder Unbefangner billigen; aber bey einigen wäre doch eine Aenderung sehr nöthig gewesen, als bey N. 229. Ich armer Mensch, ich armer Sünder, und in N. 651. V. 2. hätten die Posaunen bey dem Weltgerichte billig wegbleiben sollen. Ueberhaupt enthält das Gesangbuch einen so grosen Reichthum von auserlesenen neuen und (in Absicht auf eine grosse Anzahl von Hr. *Lossius*) glücklich umgearbeiteten alten Liedern; dass Prediger nicht nöthig haben werden, zu einigen ganz veralterten, die noch vielleicht aus Localursachen beybehalten worden sind, ihre Zuflucht zu nehmen. Die ganze Sammlung enthält 918 Gesänge.

Die Sammlung von Gebeten, welche ebenfalls von Hn. Pr. *Gebhard* und Hn. D. *Lossius* veranstaltet worden, enthält allgemeine Kirchengebete, besondere Kirchengebete an Festtagen und Gebete für die häusliche Andacht. Der Geist des Gebets ist darinn gut ausgedruckt, sowohl in Absicht auf zweckmässigen Inhalt, als in Absicht auf Simplicität, Würde und Fasslichkeit des Vortrags. Nur die Titulaturen in den Kirchengebeten: *kayserliche Majestät*, *kurfürstliche Gnaden*, *ein Hochedler und Hochweiser Rath*, hätten billig als unschicklich in einer Anrede an Gott wegbleiben sollen. Dies ist zuweilen geschehen, aber *der Hochedle und Hochweise Rath* ist überall geblieben. Der kirchliche Lehrbegriff ist in den Gesängen sowohl als in den Gebeten beybehalten worden, welches auch nöthig ist, um allen Anstoss zu vermeiden. Der Preis ist bey der Stärke des G. B. sehr mässig und wird die Einführung desselben sehr erleichtern.

1) Leipzig, b. Barth.: *Christliche Religionsgesänge* für die Freyschule in Leipzig. 1794. Mit den Gebeten und dem Register 392 S. 8.

2) Halle, ohne Verleger: *Gesangbuch zum Gottesdienstlichen Gebrauch* in hiesiger königlichen Dom-Kirche. 1795. 402 S. 8.

Das erste dieser Gesangbücher welches vom sel. Consistorialrath *Pauli* und Hn. Dompred. *Pischon* gesammlet und mit allgemeiner Freude und Bereitwilligkeit eingeführt worden, enthält 387, das zweyte aber nur 363 Gesänge. Die Anordnung ist in beiden sehr verschieden. In N. 1. ist alles auf Gott und seine Verehrung bezogen und die Eintheilung nach den verschiedenen Verhältnissen, in welchen er (als Schöpfer, moralischer Gesetzgeber, Regierer und Richter der

Welt) zu seinen Geschöpfen steht, gemacht worden. In N. 2. ist mehr die gewöhnliche Ordnung beybehalten, so dass die erste Hauptabtheilung die theoretische Religionslehre, die zweyte die Sittenlehre und die dritte die Ascetik, die vierte die Vortheile der Besserung und die fünfte die Lieder für besondere Zeiten und Umstände in sich fasst. Die letzte Zusammenstellung dünkt dem Rec. doch weit natürlicher und zweckmäfsiger zu seyn, weil hier die Materien, die zusammen gehören, z. E. Eigenschaften Gottes und Pflichten gegen Gott, weniger getrennt werden. N. 1. hat darinn etwas vorzügliches, dass die besondern Titel nicht nur in der Inhaltsanzeige ausgedruckt, sondern auch in dem Gesangbuche selbst wiederholt sind, welches in N. 2. nur mit den allgemeinen Titeln geschehen ist, wodurch aber die Aufsuchung der Gesänge von besondern Materien mehr erschwert wird. In N. 1. sind auch Gesänge von nicht gewöhnlichem Inhalte befindlich, z. E. von der Schönheit der Erde, von den Gestirnen, über gesunde Sinne, Verstand und Vernunft Gefühl- und Empfindungsvermögen, christliche Gesinnungen gegen andere Religionsverwandten, von dem vernünftigen Verhalten gegen die Thiere, und andere die sich auf den Schulunterricht beziehen, Pflichten gegen Vorsteher der Schule und gegen Mitschüler, am Stiftungstage der Schule, bey Schulprüfungen, bey Aufnahme und Entlassung mehrerer Mitschüler, beym Tode eines Lehrers und eines Mitschülers u. dgl. Auch findet man einige Wechselgesänge zwischen Lehrern und Schülern oder der Versammlung und den Kindern, deren Gebrauch gewiss einen guten Eindruck machen wird. Dagegen vermisset man doch auch einige nöthige Materien, z. E. vom Gehorsam gegen Gott, welches in N. 2. auch fehlt, von der Aufrichtigkeit, der Treue in Versprechungen, der Bescheidenheit und Freundlichkeit, welche in N. 2 befindlich sind.

Ueber die Auswahl der Lieder kann ein anderer freylich nicht ganz richtig urtheilen, der die Localumstände nicht kennt, welche die Herausgeber bestimmt haben, ein Lied aufzunehmen und das andere zu verwerfen. Dies ist der Fall besonders bey N. 1. wo die Herausgeber sich auf die im gedruckten Schulplane angezeigten Localumstände berufen, welchen Rec. nicht vor Augen hat. Im ganzen ist auch gewiss die Auswahl in beiden Sammlungen sehr glücklich und zweckmäfsig geschehen. Ganz neue, dem Rec. wenigstens unbekannte findet man in N. 1. z. B. das Sommerlied N. 30. Rund um mich her ist nichts als Freude; in N. 2. das Friedenslied N. 352. Dagegen vermisste Rec. ungern manche schöne Lieder, z. E. das Gellertsche Lied beym Gewitter: *Der mächtige, der Gott der Götter*, auch das Lied: *Besitz ich nur ein ruhiges Gewissen*, u. a. m. Die nöthige Gleichheit der Anzahl der Lieder bey den verschiedenen Materien ist in N. 2. gut beobachtet, in N. 1. hat sie Rec. hie und da vermisst. Dass die Klasse der Schulgesänge, besonders vor und nach dem Unterrichte sehr zahlreich ist, wird ein jeder gewiss sehr billigen. Ueber die zweckmäfsige Beschaffenheit der Gesänge sind in der Vorrede von N. 1. einige gute Regeln gegeben worden, die aber nicht hinreichend sind. Stärke und Fülle der Gedanken, Würde und Faslichkeit des Ausdrucks, und eine verhältnifsmäfsige Kürze der Lieder sind auch nothwendige Eigenschaften. Doch, wenn die Herausgeber diese Regeln gleich nicht anführen, so haben sie doch solche angewendet. Von alten Liedern sind wenige beybehalten und diese sind durchaus und mehrentheils sehr glücklich geändert.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Zelle: Beyträge zur Kenntnifs der Braunschweig - Lüneburgischen Churlande.* Aufserordentliches Stück, enthaltend eine glaubwürdige *Nachricht von der Hoyaischen Landschaftlichen Verfassung*, mit Anmerkungen herausgegeben vom Hofgerichtsassessor *v. Duve.* 1795. 5 Bog. 8. In einer diesem Stücke beyliegenden *Ankündigung* macht Hr. *v. Duve* sein Vorhaben bekannt, unter obigem Titel eine neue Quartalschrift zu liefern, welche Aufsätze über die Verfassung einzelner Provinzen und Städte, Miscellaneen aus der ältern Geschichte, getroffene Maafsregeln zu Erleichterung der Unterthanen, merkwürdige Entscheidungen in streitigen Criminal- und Policey-Sachen, Urtheile auswärtiger Schriftsteller über die Kurlande mit Berichtigungen, bescheidene Wünsche und Vorschläge zu Verbesserungen, vermischte Nachrichten und Bemerkungen, Anfragen und Anzeigen enthalten sollte. Da die bekannten *Annalen* sich beträchtlich weitere Gränzen gesteckt hatten: so hoffte Hr. *v. D.*, dass beide Journale neben einander bestehen könnten. Allein die Herausgeber der Annalen scheinen anderer Meynung gewesen zu seyn, und wenn die Sage wahr wäre, dass dies neue Unternehmen das Aufhören der Annalen hauptsächlich veranlafst habe, so wäre es sehr zu bedauern, denn die Quartalschrift des Hrn. *v. D.* scheint keinen Fortgang zu haben, wenigstens ist bis jetzt nichts weiter erschienen, und nun haben wir über die Kurbraunschweigischen Lande — gar nichts.

Wirklich war auch dies aufserordentliche Stück, das doch wohl zur Probe dienen sollte, nicht geschickt, dem Herausgeber viele Theilnehmer zu verschaffen. Es ist zu einseitig, ohne alle Mannichfaltigkeit, die für den Fortgang eines solchen Unternehmens unumgänglich nöthig ist, das Format klein, der Druck nicht sparsam genug, das Papier schlecht; der Aufsatz aber an sich dem Statistiker sehr schätzbar. Die Tradition schreibt den ersten Entwurf entweder dem Premierminister von Münchhausen oder dem ehemaligen Hoyaischen Landsyndicus v. Willich zu, der aber nachher Zusätze von fremder (unbekannter) Hand, und vom Herausgeber Einschaltungen und Anmerkungen, die zum Theil mit vieler Freymüthigkeit abgefafst sind, erhalten hat. Angehängt ist ein Verzeichniss der sämmtlichen in der Hoyaischen Matrikel enthaltenen adelichen Güter, mit Angabe ihrer Besitzer und ihres Ertrags von 1778, bey welchem aber Hr. *v. D.* den Ausdruck *Schlachtkosten* nicht ohne Erläuterung hätte lassen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. Julius 1796.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch; *Ueber die Fäulniss lebender und todter thierischer Körper, über Faulkrankheiten und fäulnisswidrige Mittel.* 1795. 218 S. 8.

Bücher, wie das vorliegende, sind äuserst nützlich, in der Theorie einer Kunst aufzuräumen, deren Bearbeiter in unseren Tagen einen rühmlichen Wetteifer zeigen, sie der Vollkommenheit näher zu bringen, und ihre Wohlthätigkeit allgemeiner zu machen. Die Fäulniss, heisst es hier, sey unter allen chemischen Gegenständen am wenigsten aufgeklärt. Dennoch höre man den grosen Haufen der Praktiker von so vielen Faulkrankheiten und Faulfiebern sprechen, die sie alljährig behandeln, dass man entweder über die Kunst erstaunen, mit der sie dem mächtigsten Zerstörungsmittel in der Natur zu trotzen wissen, oder sich wundern müsse, dass das ganze Menschengeschlecht nicht längst vor Entdeckung der Chinarinde und dem allgemein gewordenen Gebrauche der Vitriolsäure durch Fäulniss aufgerieben sey. Selbst grose und aufgeklärte Aerzte leiten Krankheiten von Fäulniss her, ohne das Wesen der Fäulniss hinlänglich zu bestimmen. Einige derselben lassen zwar im lebenden Körper keine eigentliche Fäulniss gelten, sondern nur eine gewisse Neigung dazu, einen analogen Zustand; dieser werde denn aber auch nicht näher characterisirt, (Die guten und aufgeklärten Aerzte unserer Zeit, welche die Lebenskraft und ihre Wirkungen hinlänglich zu würdigen wissen, können diese Urtheile nicht treffen; selbst diejenigen nicht, welche *Frank's* Meynung nicht beytreten, der das Wort *Faulfieber* aus der Pathologie verbannet, wie der Vf. hier zu billigen scheint, Denn alle diese Aerzte wissen, dass die Lebenskraft der Fäulniss widerstehe; wissen aber zugleich, dass es Krankheiten gebe, in denen die Lebenskraft der festen Theile und der Säfte dermaasen geschwächt ist, dass in diesen eine Neigung zur Entmischung entsteht; man mag nun den Namen der faulichten Krankheiten für dieselben beybehalten, oder ihnen einen anderen geben. *Frank's* richtige Behauptungen, die der Vf. hier aufstellt, treffen auch nur die irrigen Meynungen von faulichten Krankheiten, aber die richtigern nicht, welche gar wohl mit ihnen bestehn.) Das Schaalwerden weingeistiger und saurer Flüssigkeiten, das Schimmeln, das Ranzigtwerden fetter Oele, das Verwittern, die Eiterung, unterscheidet der Vf. sehr richtig von der Fäulniss. (Aber die Auflösung organischer Körper, nämlich solcher, die zur Fäulniss fähig sind, *unter Wasser*, unterscheidet er wohl nur willkührlich von der Fäulniss; und behauptet zu viel, wenn er behauptet, dass ein Körper nicht faulen könne, wenn er mit Wasser ganz umgeben, und dadurch von dem Zugange der atmosphärischen Luft ausgeschlossen sey. Denn allerdings gehen fäulnissfähige Körper auch unter Wasser, wenn die Oberfläche des einschliessenden Wassers der Luft ausgesetzt ist, in Fäulniss über: wenigstens ist die mit Gestank erfolgende Entmischung solcher Körper unter Wasser nicht wesentlich von der Entmischung an der Luft verschieden. Zwar schränkt der Vf. die Benennung Fäulniss nachher auf eine besondere Art der Entmischung ein: er hat aber nicht erwiesen, dass diese nicht auch unter Wasser vorgehen könne. Vom bloßen Phosphor ist es wenigstens bekannt, dass er, zumal mit Hülfe des Alkali, das Wasser zerlege. Eben so möchte Rec. die Entmischung, welche Eingeweide in Leichen erleiden, ehe dieselben geöffnet sind, nicht eben von Fäulniss unterschieden wissen. Unmittelbare Berührung von Lebensluft oder atmosphärischer Luft befördert die Fäulniss; aber unumgänglich erfoderlich ist doch diese zur Fäulniss nicht; die Fäulniss, welche auf der Oberfläche einer Leiche, oder des einschliessenden und auflösenden Wassers, nämlich in den aufgelöseten Theilchen, entsteht, kann sich bis in das Innere der Leiche, oder bis in den ganz mit Wasser überdeckten Körper fortsetzen,) Die Fäulniss unterscheide sich durch den specifiken faulichten Geruch, (den nun freylich Körper, die unter Wasser, Eingeweide, die in Leichen faulen, auch haben,) durch das unverkennbare Ansehen eines jeden faulenden Körpers, (dieses möchte am wenigsten charakteristisch seyn. Rec. hat Rindfleisch in Wasserstoffgas fünf Wochen lang aufbewahrt. Es wurde zwar dunkelfärbiger, doch bekam es nicht im mindesten das faulende Ansehen eines gleichen Stückes, das daneben in Lebensluft lag, und anfangs schöner roth wurde, bald aber in vollkommene Fäulniss überging. Dennoch zeigte sich, als das mit Wasserstoffgas gefüllte Gefäss geöffnet wurde, ein äuserst unleidlicher Gestank, den Rec. und andere ohne Bedenken für faulicht hielten); endlich, durch den schlechterdings unaufhaltbaren Fortgang jeder wahren Fäulniss, und dadurch, dass Fäulniss nie anders, als unter gewissen Bedingungen erfolge. Diese Bedingungen seyen: 1) alle Lebenskraft müsse in dem Körper aufgehört haben. Daraus folge, dass der von den Aerzten behauptete Satz: Fäulniss sey dem Leben gefährlich, unterdrücke, zerstöre die Lebenskraft mächtig, zu den theoretischen Irrthümern gehöre. (*Dieses* folgt, so wahr *jener* Satz ist, aus ihm doch wohl nicht. Ausdünstungen faulichter Körper können, auf die Nasennerven und Lungennerven thierischer Körper wirkend, die Lebenskraft der-

derſelben ſchwächen, ſo ſehr ſchwächen, daſs in ihnen Neigung zur Entmiſchung entſteht, wenn gleich völlige Fäulniſs vor Endigung des Lebens nicht eintreten kann.) 2) Jeder Stoff, welcher zur Fäulniſs fähig ſeyn ſoll, müſſe Phosphor enthalten. Jeder vegetabiliſche und thieriſche Körper enthalte dieſen Stoff, wie daraus erhelle, daſs jeder (von den meiſten iſt es wenigſtens erwieſen) vegetabiliſche und thieriſche Körper mit Alkali gehörig behandelt, Blutlauge gebe. 3) Es dürfe nicht an hinreichender Feuchtigkeit fehlen. 4) Die Temperatur dürfe nicht unter dem Gefrierpunkte des Waſſers ſeyn. 5) Die athembare Luft müſſe einigen Zugang zu dem faulenden Körper haben, u. ſ. w. Nach dieſen Prämiſſen ſtellt der Vf. ſeine neue *Theorie* der Fäulniſs auf. *Die Fäulniſs ſey ein langſames Verbrennen des* (in den organiſchen Körpern enthaltenen) *Phosphors, wodurch die Beſtandtheile der organiſirten Körper getrennt werden, die flüchtigen in Dunſt- und Gasgeſtalt entweichen, die fixen aber allein zurückbleiben.* Daſs ſchon *Boerhaave* in ſeinen *Elementis Chemicae* von der Fäulniſs ſagt: *Phosphorica quaedam producit*, hat der Vf. auf der Rückſeite des Titelblatts löblich bemerkt. Der Phosphor ſey ein weſentlicher Beſtandtheil aller zur Fäulniſs fähigen Stoffe; und ſie faulen deſto geſchwinder, je gröſser die in ihnen befindliche Menge von Phosphor iſt, und je lockerer er mit den übrigen Beſtandtheilen zuſammenhängt. An vielen faulenden Körpern zeigt ſich ein phosphoriſches Leuchten: wo man bey wirklicher Fäulniſs dieſes Leuchten vermiſſe, da ſey dieſer Mangel der zu kleinen Quantität des Phosphors zuzuſchreiben. Faulende Stoffe entzünden ſich, gerade wie der Phosphor, in warmer Temperatur, von ſelbſt. Der faule Geruch komme genau, (genau nun wohl nicht, aber ſchon die Aehnlichkeit dient zum Beweiſe,) mit dem Geruche des gephosphorten Waſſerſtoffgas überein. Auf dieſe Theorie gründet dann der Vf. eine Betrachtung der *Faulkrankheiten* und des Faulfiebers insbeſondere. Nur in zwey Fällen ſey Fäulniſs im lebenden Körper möglich. Entweder es faule irgend ein fremdartiger Stoff im Körper, z. B. ein Kind im Uterus, Würmer, Koth in den Gedärmen, (der Vf. rechnet auch ſtockendes Blut, Galle, Polypen, hieher;) dies geſchehe, ohne daſs die Behälter, in denen dieſe Stoffe faulen, ſelbſt von Fäulniſs angegriffen werden; obwohl die lebenden Theile vermöge ihrer Reizbarkeit und Empfindlichkeit, vom Reize der faulenden Stoffe krankhafte Zufälle erleiden können. (Der Vf. giebt hier alſo doch ſelbſt zu, was er vorhin geleugnet hatte, daſs Stoffe ohne Zugang athembarer Luft in Fäulniſs übergehen können. Uebrigens wird jeder richtigdenkende Arzt Zufälle, die vom Reize faulender Stoffe entſtehen, von Fäulniſs ſelbſt unterſcheiden.) Oder ein einzelner Theil des Körpers ſelbſt ſterbe ab, und gehe folglich, wie jede todte thieriſche Subſtanz in Fäulniſs über, nach dem Kunſtausdrucke, in den Brand. Dieſer Brand ſey eigentlich das einzige Uebel, welches den Namen einer Faulkrankheit verdient. Die Neigung zur Fäulniſs verdiene den Namen Faulkrankheit nicht; denn dieſe beſtehe nur in einem ſolchen Zuſtande der feſten oder flüſſigen Theile, vermöge deſſen nach dem Tode ihr Phosphor ſich früher entmiſche, als in dem gewöhnlichen Gange der Dinge geſchehen ſeyn würde. Dieſe Neigung zur Fäulniſs, ſey Folge von ſehr heftiger Fieberhitze, von Auflöſung der Säfte; von Schlaffheit der feſten Theile, von Schwäche der Lebenskraft: (Rec. würde die leztere Urſache als die vorzüglichſte nennen;) hingegen werde in allen (??) Pathologieen (dieſe Beſchuldigung iſt wohl zu allgemein) irrig gelehrt, daſs die beiſſende Wärme, die Auflöſung der Säfte, das Sinken der Lebenskräfte, Folgen der im lebenden Körper vor ſich gehenden Fäulniſs ſeyen: dieſe Behauptung führe auf eine irrige empiriſche (?) Curart, nämlich den Gebrauch der fäulniſswidrigen Mittel. Die Idee, im lebenden Körper der Fäulniſs widerſtehen zu wollen, ſey abgeſchmackt: denn entweder ſey gar keine Fäulniſs da, oder wenn ſie da ſey, wie beym Brande, ſo liege es auſſer den Gränzen der menſchlichen Kunſt, ſie zu heben. Der Name *Faulfieber* werde ſehr verſchiedenen Fiebern gegeben, welche ſehr verſchiedene Behandlung erfodern, da hingegen jener gemeine Name auf den allgemeinen, oft ſchädlichen Gebrauch der Mittel führe, welche man *Antiſeptica* nennt. (Ein ſolches Fieber, bey dem, wie der Vf. S. 197 anführt, ein Aderlaſs angezeigt wäre, für ein Faulfieber halten, und mit Mitteln behandeln, welche dieſem Namen angemeſſen ſind, iſt freylich ein erſchrecklicher Irrthum; allein, warum ſoll man nicht alle ſolche Fieber *Faulfieber* nennen, bey denen eine gewiſſe Schwäche der Lebenskraft in den feſten Theilen und in den Säften und eine davon abhängende Neigung zur Entmiſchung ſich zeigt, wenn gleich ſolche Fieber in Rückſicht ihrer Urſachen und ihrer auſſerweſentlichen Symptome eben ſowohl, als inflammatoriſche, gaſtriſche, katarrhaliſche, Fieber verſchieden ſeyn können, die man doch auch, wegen der Aehnlichkeit gewiſſer weſentlichen Symptome, mit allgemeinen Namen belegt. Die Antiſeptica, welche richtigdenkende Praktiker gegen ſolche Fieber geben, ſind Mittel, welche dadurch der Neigung zur Fäulniſs wehren, daſs ſie die Lebenskraft ſtärken; Salpeter und Kochſalz wird kein ſolcher Arzt gegen ein Faulfieber gebrauchen. Daſs es Fälle gebe, in denen auch jene analeptiſchen Antiſeptica bey Fiebern, welche gewiſſermaſsen das Anſehen eines Faulfiebers haben, nicht dienen, giebt Rec. gern zu: ſelbſt beym Brande dient, wie *Richter* ſehr richtig anmerkt, die Chinarinde nicht immer: und daſs auch unter denen Antiſepticis, welche gegen Faulkrankheiten anzuwenden ſind, nach Verſchiedenheit der Faulkrankheiten, ein Unterſchied zu machen ſey, hat ſchon *Pringle* bey ſeinem ſiebzehnten Verſuche über antiſeptiſche Subſtanzen geſagt). Die ſporadiſchen ſogenannten Faulfieber ſeyen faſt immer ſolche, wo man im Anfange die nöthige Schwächung verſäumt hatte. *Calor mordax*, Petechien, Frieſel, ſeyen an ſich gar keine Gegenanzeigen gegen das Aderlaſſen. Die Chinarinde werde bey den Fiebern als antiſeptiſches Mittel äuſserſt gemiſsbraucht. Sie könne bey den Fiebern mit Neigung zur Fäulniſs nur auf zweyerley Weiſe nützlich ſeyn: einmal, vermöge ihrer Wirkſamkeit gegen remittirende

de Fieber, wenn das Fieber remittirend sey; (bey einem Fieber, das richtigdenkende Praktiker Faulfieber nennen, ist aber die Remission nie so beträchtlich, dafs diese zum Gebrauche der Chinarinde Anzeige gäbe;) zweytens, als stärkendes Mittel. Davon habe er jedoch sich nie recht überzeugen können, denn die Erfahrung lehre (?), dafs mancher Kranke, der die Chinarinde in zu grofser Menge bekam, nicht eher und nicht schneller gesund wurde, als ein anderer, der weniger oder gar nichts von diesem Mittel bekommen hatte. (Rec. kann nach seinen Erfahrungen *diesem* Urtheile nicht beystimmen: sondern mufs versichern, von ihrem grofsen Nutzen, den sie in solchen Fiebern hat, welche er Faulfieber nennen zu dürfen glaubt, ganz überzeugt zu seyn.) Bey den Fiebern, die von Miasmen erzeugt werden, solle man die *Methodus alexipharmaca* unserer Vorfahren nicht ganz verwerfen. (Darin ist Rec. völlig mit dem Vf. einverstanden.) Wie besonders dieser letzte Abschnitt, der die Behandlung der Faulfieber betrachtet, vortreffliche praktische Bemerkungen enthält; so ist überhaupt das ganze Buch würdig, einem jeden praktischen Arzte zum Lesen empfohlen zu werden. Jüngere und unerfahrne Leser müssen es freylich, wie ähnliche Schriften, mit Behutsamkeit lesen, weil selbstdenkende Aerzte, indem sie alte Irrthümer rügen, und neue Wahrheiten lehren wollen, bisweilen zu weit gehn.

Jena, b. Cuno's Erben: *Biographie von Johann Philipp Hagen*, Königl. Preufsischen Hofr. Prof. der Entbindungsk. beym Collegio medico-chirurgico, öffentl. ordentl. Lehrer der Berlinischen Hebammenschule und Geburtshelfer. *Von ihm selbst aufgesetzt und beschrieben.* Herausgegeben und mit einigen Anmerkungen begleitet vom Hofrath *D. Stark.* 1794. 550 S. 8.

Eigene Lebensbeschreibungen von merkwürdigen Männern, und solchen, die sich durch eigene Kräfte empor arbeiten mufsten, und dabey Schwierigkeiten zu überwinden hatten, zu deren Uebersteigung keine gemeine Beharrlichkeit gehört, haben ihren grofsen Werth. Diesen Werth hat die vor uns liegende Biographie, die aus Herrn Hofr. Starks Archiv für die Geburtshülfe besonders abgedruckt worden ist, in einem vorzüglichen Grad. Ihr Vf. erhob sich aus einer Menge von ungünstigen Umständen und Aussichten, die die Jahre seiner Jugend trübten, zum Leibwundarzt des Herzogs von Curland, und nachdem er da, wie aus seiner Erzählung erhellt, von andern sehr gedrückt und herabgesetzt wurde, und aus diesem Lande nach Berlin gegangen war, zur Ehrenstelle eines geachteten Lehrers der Entbindungskunst in einer der ersten Städte Deutschlands, von dessen grofsen Rufe auch eine ausgebreitete Praxis in seinem Fache zeigte. Er gehörte, wie auch Hr. *St.* bemerkt, unter die ersten in Deutschland, welche eine reinere und vernünftigere Geburtshülfe für gelehrte und ungelehrte Liebhaber dieser Kunst bekannt machten, und einführten, und seine Werke, ob sie schon manchen Tadel erfuhren, der vielleicht von dem ungünstigen Verhältnifs mit herrühren mochte, in dem er mit mehrern seiner Amtsgenossen in den letzten Zeiten seines Lebens stand, enthalten wahre, richtige, und ganz von der Natur entlehnte Vorschläge. Nicht lange vor seinem Tod empfand er aufs Neue ein widriges Schicksal. Eine Gräfin Reufs, bey deren Entbindung er vorzüglich gewirkt hatte, starb am neunten Tag nach der Entbindung. Er selbst brachte die Sache, die in Berlin Aufsehen machte, vor das grofse Publicum, und war überhaupt nicht vorsichtig genug, indem er manches unternahm, um seinen Ruhm als Geburtshelfer zu erhalten, was ihn gerade schwächen mufste. (Die hierüber gewechselten Schriften stehen in Starks Archiv abgedruckt.) Er verklagte einen seiner Gegner, suchte sich zu rechtfertigen, wo er konnte; aber er mufste erfahren, dafs viele von seinen Freunden, und viele Frauen, die er ehedem als Geburtshelfer besorgt hatte, ihn verliefsen. Diese Unfälle wirkten, wie Hr. St. in einer Note ausdrücklich bemerkt, auf die Gesundheit dieses Mannes: sein dicker Körper, den man auch in den Schriften, die wegen der Gräfin Reufs gewechselt wurden, nicht unbemerkt gelassen hatte, mochte, bey einer sonst frugalen und für häusliche Einrichtung und Sparsamkeit gestimmten Denkungsart, als disponirende Ursache zur Erregung eines Schlagflusses mit gewirket haben, der ihn so schnell und heftig überfiel, dafs er augenblicklich und auf der Stelle tod blieb. Diese Lebensbeschreibung hat, bey aller Weitschweifigkeit, viel Anziehendes. H. hatte manche merkwürdige und besondere Schicksale, und oft hatten zufällige Ereignisse auf sein Leben grofsen Einflufs. Man lernt auch die Verhältnisse am herzoglichen Hof in Curland aus derselben genauer kennen, und wird mit vielen Personen in Berlin, mit denen der Vf. in Verhältnissen war, genauer bekannt. Da er sehr viele Actenstücke, Briefe, u. s. f. hat abdrucken lassen; so ist die Lebensbeschreibung dadurch freylich sehr ausgedehnt worden; aber auch von diesen haben viele, besonders diejenigen, die den Unterricht der Hebammen in der praktischen Entbindungskunst, und die Hindernisse betreffen, die der seel. Mann dabey zu überwinden hatte, einen eigenen Werth.

Wien, b. Camesina u. Comp.: *Benignus Cancella Wahrnehmungen über die Ursachen, die Beschaffenheit und die Heilart der Lungensucht.* Aus dem Italiänischen übersetzt mit Zusätzen und Anmerkungen von *Joseph Egerel.* 1795. 269 S. 8.

Dieses Werk enthält im ersten Abschnitt Fälle von tödtlichen, und im zweyten von geheilten Lungensuchten. Die tödtlichen waren entweder solche, wo die von Salvadori vorgeschlagene tonische und erregende Kurmethode angewendet worden war; oder wo die Kranken aus Unfolgsamkeit ein Verhalten beobachteten, dem ähnlich, welches Salvadori zur Heilung der Lungensucht empfohlen hat. Die Heilung aller Lungensuchten, die der Vf. beschreibt, erfolgte durch die antiphlogistische, erweichende, reitztilgende, gelind auflösende Heilart: nur in einigen wenigen Fäl-

len, bey unächten und Schleimlungenſuchten, war die erregende und toniſche Kurmethode nützlich. Hr. Eyerel hätte ohne Nachtheil des mediciniſchen Publicums dieſes Buch unüberſetzt laſſen können, oder höchſtens nur einen Auszug aus demſelben auf etlichen Bogen liefern ſollen. Die Zuſätze und Anmerkungen hat er ſich nach ſeiner Gewohnheit ſehr leicht gemacht. Er hat in denſelben eine Recenſion von Salvadori's Werk aus der Bibliothek der neueſten mediciniſchen und chirurgiſchen Literatur, und nach dieſer viele Stellen aus dem Hippokrates und Sydenham ausgeſchrieben, welche beweiſen ſollen, was man ſchon lange wuſste, daſs dieſe Aerzte bey der Heilung der Lungenſucht nicht immer die toniſche und erregende Kurmethode anwendeten.

TÜBINGEN, b. Heerbrandt; *Ueber die Wuth.* Eine Preisſchrift von *le Roux. Aus dem franzöſiſchen.* 1795. 180 S. 8.

Das Original ſteht in den *Memoires de la Soc. Roy. de Medecine* vom Jahr 1784, und die Ueberſetzung verdient, als ſolche, empfohlen zu werden. Le Roux hat in dem pathologiſchen Theil keine neuen Aufklärungen über die Krankheit gegeben: Im praktiſchen verwirft er den Gebrauch der Queckſilberſalbe zur Vorbauung gegen die Wuth nach dem Biſs wüthender Thiere, die Rec. bey gehöriger Behandlung der Wunde nun in 18 Fällen als bewährt gefunden hat. Er ſchlägt dagegen vor, die Wunde möglichſt bald nach dem Biſs des wüthenden Thiers tief mit Spiesglasbutter zu ätzen, und die Wunde erſt mit Blaſenpflaſter, dann mit Mitteln, die die Eiterung ſtark befördern, zu verbinden. Er beſtätigt die Wirkſamkeit ſeiner vorgeſchlagenen Kurmethode durch einige merkwürdige Fälle, und auch durch ſolche, wo ſie fehlſchlug, weil man das Aetzmittel nicht überall in den Wunden gehörig anbringen konnte. Rec. iſt von der Wirkſamkeit dieſer Vorbauungsmethode, und überhaupt jeder gehörig veranſtalteten Zerſtörung der gebiſſenen Stelle vollkommen überzeugt; glaubt aber auch, daſs ſie doch den Gebrauch anderer erprobter Vorbauungsmittel nicht ſo überflüſſig macht, als der Vf. vorgiebt: denn geſetzt, daſs auch das Aetzmittel jeden Theil der Wunde gehörig tief brennt, und alſo das Gift ſicher zerſtört; ſo wird doch das Mittel nicht bey jeder Wunde, und nicht immer in ſolchem Maaſs angewendet werden können, daſs man auf die gänzliche Zerſtörung und Entfernung des Giftes mit vollkommener Sicherheit rechnen dürfte.

WITTENBERG u. ZERBST, b. Zimmermann: *Ueber Vorurtheile, Aberglauben, Unglauben, Leichtgläubigkeit der meiſten Menſchen in der praktiſchen Arzneywiſſenſchaft und Wundarzneykunſt.* Für Aeltern und Lehrer der Jugend aus der denkenden Klaſſe, von D. *J. A. Gern*, Phyſikus. 190 S. 8.

Es mag für manchen, dem ſeine Lage es möglich macht, auf die untern Stände zu wirken, immerhin nützlich ſeyn, auf ſo viele unter ihnen herrſchende Vorurtheile u. ſ. w., deren nicht wenige hier umſtändlich erörtert werden, aufmerkſam gemacht zu werden, und hier eine Auffoderung zu finden, ihnen entgegen zu arbeiten. Da aber die Bemühung des Vf. nicht neu iſt, und er ſelbſt zwar keine Blöſse giebt, aber auch ſich weder durch die Gabe eines guten populären Vortrages, noch durch den tief und treffend entwickelten Zuſammenhang der Vorurtheile, des Aberglaubens u. ſ. w. auszeichnet, ſo läſst ſich in literariſcher und kritiſcher Rückſicht auch weiter nichts über dieſe Schrift bemerken.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

DRESDEN, b. Gerlach: *Kurze Betrachtungen über die Sonn- u. Feſtagsevangelien* zur häuslichen Erbauung geſchrieben von *M. J. G. Schubert*, Pred. zu Gatterſtädt bey Querfurth. 1793.

Hr. S. erwartet mit gutem Glauben eine vorzügliche Wirkung von ſeinen herausgegebenen Betrachtungen und um dieſe Wirkung um ſo weniger zu verfehlen, ſchreibt er den Leſern Regeln über den rechten Gebrauch ſeiner Andachtsſchrift vor. Es gehören aber dieſe Betrachtungen nur zu den gemeinen Arbeiten im aſcetiſchen Fache, wiewohl wir ihnen ihre Brauchbarkeit für die Klaſſe von Leſern, für welche der Vf. zunächſt ſchrieb, keinesweges abſprechen wollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Salzburg*, b. Duyle: *De jure capitulorum Germaniae condendi ſtatuta.* Commentarius ſpecialis. *A. C. Gärtner*, Iur. Prof. P. O. in Acad. Salzburg. 1794. 93 S. 8. Nach vorausgeſchickten allgemeinen Begriffen und Grundſätzen von Collegien und deren Rechten überhaupt, wie auch von dem Rechte derſelben, Statuten zu errichten, insbeſondere, geht der Vf. vom §. 9—17 zu der Frage über: ob es den deutſchen Domſtiftern erlaubt ſey, durch ihre Statuten unadeliche Kandidaten von Dompräbenden ganz auszuſchlieſsen? Er führt, unter Benutzung der neueſten bekannten Schriften über dieſen Gegenſtand, Gründe und Gegengründe umſtändlich an, und erklärt ſich ſodann für die bejahende Meynung. Demnächſt macht er noch einige Bemerkungen über die biſchöflichen Wahlcapitulationen, und über die bey Errichtung ſolcher Statuten überhaupt erfoderlichen Feyerlichkeiten; unterſucht, ob die päbſtliche, oder kaiſerliche Beſtätigung zu ihrer Gültigkeit nothwendig ſey, und ſchlieſst mit der Beſtimmung der Kraft und Wirkung derſelben. — Neues findet man in dieſer Abhandlung nichts; ſie zeichnet ſich weder durch treffende hiſtoriſche, noch rechtliche Bemerkungen aus; auch ſind die einzelnen berührten Gegenſtände ſehr oberflächlich und unvollſtändig erörtert. Das Ganze iſt offenbar nichts weiter, als eine mangelhafte Compilation längſt bekannter Sätze aus Schriften, die in Jedermanns Händen ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. Julius 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Amsterdam, b. Röder: *Die Liebe im Sommer*, oder *das Schifferſtechen*. Ein Nachſpiel in einem Act und in Gaſſenliedern von den Hn. *De Piis* und *Barre*, überſetzt von *C. J. Albrecht*. 1790. 44 S. 8. (3 gr.)

2) Ebendaſ.: *Der Liebhaber als Statue*. Ein Singſpiel in einem Aufzuge. Aus dem Franzöſiſchen in Muſik geſetzt von Hn. *Dalayrac*. 1790. 31 S. 8. (3 gr.)

3) Altona, b. Hammerich: *Das Erndte-Feſt*. Ein Singſpiel in einem Aufzuge, von Hn. *Thaarup*. In Muſik geſetzt vom Hn. Kapellmeiſter *Schulz*. 1795. 68 S. 8. (6 gr.)

4) Leipzig u. Frankfurt a. d. O., b. Apitz: *Abällino der groſſe* (groſſe) *Bandit*. Ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, nach der Geſchichte dieſes Namens, von demſelben Verfaſſer. 1796. 172 S. kl. 8. (12 gr.)

5) Berlin, b. Nauck: *Guido Faſſieri, der Retter Venedigs*. (Ein) Trauerſpiel in fünf Acten. Nach *Thomas Otway's Venice preſerv'd or a Plot diſcover'd* frey bearbeitet. 1795. 116 S. 8. (8 gr.)

6) Berlin, b. Felisch: *Carl von Dahlfeld*. (Ein) Originalluſtſpiel in drey Aufzügen. 1795. Von S. 261 bis 464 8. (12 gr.)

7) Leipzig, b. Rein: *Blanka von Burgund*. (Ein) Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 1795. 110 S. 8. (7 gr.)

Nr. 1. u. 2) Bloſs als Vehikel einer vielleicht angenehmen Muſik können dieſe elenden Arbeiten geduldet werden.

Nr. 3) Gleichfalls der Muſik wegen überſetzt von Hn. *F. H. W. Fröhlich*, aber ungleich beſſer, als die vorigen. Die Lobſprüche auf die däniſche Regierung, ſo wahr und gerecht ſie auch ſind, werden doch auf däniſchen Theatern die meiſte Wirkung thun. Die Bauern, beſonders *Anna*, ſcheinen uns etwas zu feyerlich, und das Ganze nicht intereſſant genug.

Nr. 4. Die Hauptwirkung dieſes Stückes beruhet auf der Ueberraſchung, daſs Fiodoardo, der Retter Venedigs, mit dem Banditen Abällino, den er in die Hände des Senats zu liefern verſpricht, eine und dieſelbe Perſon ſey. Das geht wohl im Romane an, oder bey der Leſung des Stücks; nicht aber bey der Vorſtellung, wo man den Schauſpieler trotz aller Verſtellung erkennen wird. Dennoch hat das Stück hie und da Glück gemacht. Man trifft auf manche ſchleppende Scenen, entlehnte Gedanken, und ſogar offenbare Widerſprüche. So ſagt der Doge Gritti S. 63.: *Ich hatte drey Freunde nur durch mein ganzes Leben, und ich bin ein halbes Jahrhundert alt geworden.* (In der vorausgeſchickten Charakteriſtik iſt er um 20 Jahre älter angegeben.) S. 80.: *Sollten wir immer erſt klügeln und prüfen, und bedächtig die Erfahrung über den Menſchen befragen, bevor wir ihn lieben .... ſo würde auf Erden keine Freundſchaft geſchloſſen.*

5) Ein trotz mancher Mängel noch immer ſchätzbares Product für unſere Bühne. Der Hauptheld hat freylich einen zu ſchwankenden Charakter und zu irrige Begriffe von Moral, und intereſſirt weit weniger als Betta und Pedro. Die Theilnahme des letztern an einem ſo ſchändlichen, ſo blutdürſtigen Complotte, dünkt uns eben ſo unwahrſcheinlich, als die Entſchloſſenheit, womit *alle* Verſchworne die angebotene Gnade ausſchlagen.

6) Aus den Seitenzahlen ſiehet man, daſs dieſes Stück nur die Hälfte eines Bandes ausmacht, und auch einzeln verkauft wird. Es iſt zu dieſem Ende mit einer Vorrede ausſtaffirt. Durch einen gewiſſen *kleinen Kunſtgriff*, behauptet der Vf., *ſey jede Perſon intereſſant geworden*. Wir behaupten das nicht. Auch iſt noch zum Ueberfluſſe die ohnehin ſchwache Intrigue ſchon im dritten Auftritte des dritten Aufzuges vollkommen geendigt, und was nachkommt, doppelt langweilig.

7) Die Anlage hätte viel Anziehendes. Eine ſchöne, unglückliche, tugendhafte Königin wird von einer unverſchämten Buhlerin verdrängt, erniedrigt, beſchimpft, von ihrem unwürdigen Gemahl gehaſſet, und von einem edlen Prinzen geliebt, der als ein Opfer ſeiner uneigennützigen Liebe fällt. Sie ſelbſt wird gezwungen, Gift zu trinken. Es iſt Schade, daſs dieſer Stoff nicht beſſer bearbeitet wurde. Alles grell, ohne Delicateſſe; die Sprache, wo ſie bitter oder ſtark ſeyn ſoll, pöbelhaft, ſchwülſtig, ja manchmal gar ſinnlos! z. B. S. 22.: Die Buhlerin Maria, nachdem ihr der Miniſter Vorwürfe gemacht hat, *ſteht einen Augenblick betäubt, ſprachlos. Dann ſchlägt ſie ſich haſtig, ihm nachſtarrend, mit der Hand vor die Stirn*, und ſagt: *Hier das eherne Monument deines Namens und dieſer Beleidigung.*

Leipzig, b. Gräff: *Eliſa, oder das Weib, wie es ſeyn ſollte*. 1795. 328 S. 8. (21 gr.)

Ein Roman voll reiner moraliſcher Grundſätze und lehrreicher Charaktere, der darauf abzweckt, in den Her-

Herzen junger Frauenzimmer gute Empfindungen zu erwecken, und dieſes lobenswerthen Zweckes hoffentlich nicht überall verfehlen wird. *Eliſa* iſt ein Ideal weiblicher Tugend und Vollkommenheit, bewundernswerth wegen ihrer unerſchütterlichen Seelenſtärke in Leiden jeder Art, wegen ihres ſtillen unermüdeten Eifers in Verbreitung des Guten, und wegen der genaueſten Erfüllung ihrer Pflichten als Tochter, Gattin und Mutter. Ihre Geſchichte beginnt mit dem Tode ihres Vaters, dem ſie eine vortreffliche Erziehung zu danken hatte, und wird durch die wichtigſten Verhältniſſe des Lebens, worein ein Frauenzimmer kommen kann, bis zu ihrem Tode fortgeführt. Leſenswerth iſt die Bemerkung S. 8. über den Traum von allgemeiner Tugend, Freyheit und Gleichheit. S. 13. über Frauenzimmerpedantismus. S. 107. 108. 124. über Charakterbeſſerung des gemeinen Volks. S. 109. 119. 127. 171. 173. u. 197. über weibliche Erziehung. S. 131. über Coketterie und S. 313. über eheliches Glück. Was über öffentliche Erziehung S. 201. geſagt wird, daſs ſie nämlich *in jedem Fall* der Privaterziehung nachſtehen müſſe, iſt unwahr. Sehr gewagt iſt die Behauptung, daſs man einen Jüngling, der in der erſten Erziehung verwahrloſet worden, auf keine ſchicklichere Art von ſeinen Irrwegen zurückführen könne, als wenn man ſeine Leidenſchaften eine Zeitlang ausbrauſen laſſe. Am wenigſten hat dem Rec. das Glaubensbekenntniſs gefallen, das der Vf. die ſterbende *Eliſa* noch kurz vor ihrem Hinſcheiden ablegen läſst. In einem Buche, das allen deutſchen Mädchen und Weibern gewidmet iſt, ſollte man doch keine Zweifel gegen die Unſterblichkeit der Seele leſen. „Ich dachte mir oft die Zerſtörung meines Weſens, ſagt *Eliſa* S. 325. noch in den letzten Augenblicken ihres Lebens, und bin bereit dazu.“ Pomphaft klingt dies freylich, iſt es aber auch wahr? — Die Schreibart iſt ziemlich rein, doch findet man hie und da Hyperbeln, die geſtrichen zu werden verdienen; z. B. S. 51.: *Noch im Arme des Todes wird die Erinnerung unſerer Liebe meine Wangen röthen, und meinen bleichen Lippen das Lächeln der Freude entraiſen.* S. 55.: *Dieſe Worte könnten den Stein, verſtünde er ſie, zum weichen Wachs umſchaffen.* S. 55.: *O, daſs ich raſen möchte, alle Ewigkeiten hindurch.* Einige Sprachfehler zeichnen wir aus: S. 24. Schmeicheln ſie *mich* nicht. Ebend.: Er hätte *ſolche* offene Phyſionomie. S. 98.: Die Bewohner der Luft *ſchwingten* ſich in die Höhe. S. 152. *Bewegende* Bildſäulen. *Um daſs*, ſtatt damit.

BERLIN, b. Vieweg d. ält.: *Ahdim*, eine morgenländiſche Erzählung, von *L. L. Schwarz*. 1796. 270 S. 8. (18 gr)

Die erſten ſechs Geſänge dieſes Gedichtes ſind vor mehreren Jahren im deutſchen Muſeum erſchienen. Der Entwurf des Ganzen war, wie der Vf. in einer kurzen Vorerinnerung meldet, auf zwölf Geſänge angelegt; allein ſeine traurige Lage während der Unruhen in Polen, die er in einer poetiſchen Zueignung an die literariſche Geſellſchaft in Halberſtadt ſchildert, hinderte ihn lange Zeit an der Ausführung, und bewog ihn nachher, ſie in den engern Raum von neun Geſängen zuſammen zu ziehen. Gleich in der erſten Stanze nennt der aufrichtige Dichter ſein groſses Muſter, „den Arioſt Germaniens,“ dem er von manchen Seiten auch nicht unglücklich nachſtrebt. Indeſſen würde eine Vergleichung mit der erfinderiſchen Fülle, die im Idris oder Amadis herrſcht, ein unbilliger Geſichtspunkt für die Kritik ſeyn. Ein Mährchen will unbefangene Leſer: ſein Begriff entfernt ſchon die hohen Foderungen, die man an ernſtere Dichtarten zu machen gewohnt und berechtigt iſt, und man kann es immer noch ſehr artig und unterhaltend finden, beſonders wenn man dabey von der Leichtigkeit eines beſcheiden geſchmückten Vortrages gehoben wird, ſollte man auch am Ende wenig gediegnen Gehalt, wenig Ausbeute für den Geiſt davon tragen. Auch iſt die vorliegende Erzählung reich genug an ſtarken oder gefälligen Schilderungen, wie z. B. folgende iſt:

Der herrlichſten von jenen Himmelsſchönen
Die durch der Schönheit Allgewalt
Den kälteſten Muſelmann mit Amorn dort verſöhnen,
Und ſeinen feſten Glauben krönen,
Glich dieſe himmliſche Geſtalt,
Aus Aetherſtoff gebaut, von dünnem Flor umwallt.
In ihrer Hand die goldne Nektarſchale
Vollendete das Bild von Hebens Ideale.

Weniger bedeutend ſind die eingeſtreuten Betrachtungen: man würde der Stelle über die ſinnliche und edlere Liebe, St. 91—94., kein groſses Unrecht thun, wenn man ſie einen Gemeinplatz nennte. Den philoſophirenden Einleitungen, welche der Dichter nach Arioſts Weiſe dem dritten und ſechſten Geſange vorgeſetzt hat, fehlt es nicht an Laune, und dieſer erlaubt man ſchon, die Begriffe ein wenig zu verwirren. Wenn ſie ſich aber gelehrter Anſpielungen bedient, ſo ſollten ſie doch treffend gewählt ſeyn, und Hemſterhuys ſollte nicht unter den ſkeptiſchen Philoſophen (St. 59.), noch Leonh. da Vinci als Maler genannt werden (St. 37.), wo von einem üppigen blendenden Kolorit die Rede iſt. Das drollige Abentheuer am Ende des fünften Geſanges iſt vielleicht am geſchickteſten, von der Erfindung und dem Witze des Vf. einen vortheilhaften Begriff zu geben. Ahdim befindet ſich in einer grauſenvolle Höhle, und arbeitet ſich endlich mühſam zu einer Oeffnung empor. Hier vernimmt er ein ſo groſſes Geſchrey einer verſammelten Menge, daſs er es kaum wagt, den Kopf hindurch zu ſtecken. Indem er dies aber thut, wird er ſogleich zum Kaiſer von Tasgi ausgerufen, ein Empfang, der ſeinen Grund in der Geſchichte dieſes Reichs hat.

Es ging vordem den Tasgiſchen Kalifen
Aus Omrah's Stamm ein wenig ſonderbar,
(Durch Zauberey, das war wohl ziemlich klar.)
Sie jagten, aſsen, tranken, ſchliefen,
Wie nur ein Menſch zu ſchlafen fähig war;
Doch wenn zum Thron ſie Staatsgeſchäfte riefen,

So fehlerten sie des Kopfes ganz beraubt,
Und man erblickte nun den Kaiser ohne Haupt.

Obgleich die Geschäfte hierunter nicht litten, so hatte es doch allerley Unbequemlichkeiten:

Man war gewohnt, wenn sich der Kaiser zeigte,
Und alles sich vor ihm zur Erde beugte,
Dass er sodann zum Zeichen seiner Huld
Sein hohes Haupt ein wenig vorwärts neigte:
Dies hatte man so oft und gern gesehn:
Doch ohne Kopf, wie konnt' es nun geschehn?

Ein Zauberer, der um Rath befragt wird, giebt zur Antwort: der Berg müsse ihnen einen Schach gebähren.

Mit diesem tröstlichen Bericht
Verfügten die Gesandten sich nach Hause.
Indessen starb nach einem grossen Schmause
Der Sultan an der Unverdaulichkeit.
Das ganze Reich war hoch darob erfreut.
Man hörte schon, dass es im Berge sause,
Zum Zeichen, dass er wirklich schwanger sey.
Und alles Volk von Tasgi lief herbey.

Man wartete bereits drey Tage lang,
Als sich das Volk in zwey Parteyen trennte.
Man wettete die Hälfte seiner Rente,
Ob, seit Aesopus Fabeln sang,
Wohl irgend noch ein Berg gebähren könnte?
Ein jeder war vor Furcht und Hoffnung bang;
Auf einmal rief am Loch ein alter Weiser:
Da kommt die Maus! — Doch diesmal wars ein Kaiser.

Die schwächste Seite des Gedichts ist die Anordnung der ganzen Fabel. Die Handlung in einem Mährchen braucht zwar keine Einheit für den Verstand zu haben; ja es ist vielleicht das höchste in dieser Gattung, wenn die Phantasie bloss von ihren eignen Flügeln getragen, und der Knote sowohl sinnlich geschürzt als sinnlich aufgelöst wird. Wenn aber auf einen bestimmten Zweck hingedeutet wird, so muss auch jeder Theil der Erfindung damit zusammenhängen, und dies ist im Ahdim keinesweges der Fall. Dass eine schöne Frau, die man eben besessen hat, sich auf einmal in eine garstige und grohe Hexe verwandelt, ist allerdings ein unangenehmer Vorfall, aber es beweist ganz und gar nicht, dass sinnlicher Genuss nicht das höchste Gut des Lebens sey. Ueberdies brauchte ein wunderbarer Traum den Ahdim nicht erst mit Freuden bekannt zu machen, die er alle Tage in seinem Harem finden konnte. Wie sollen die grausamen Ausschweifungen eines rasenden Tyrannen den Unwerth der Herrschaft darthun? Ahdims barbarische Aufführung auf dem Throne von Tasgi ist nicht gehörig motivirt, da man ihn vorher für einen ganz rechtlichen Menschen hält. Dass die Geschichte nur ein Traum ist, erfährt man erst am Ende; auch entschuldigt es nicht hinreichend: denn sollte es gleich keine ausgemachte Erfahrung seyn, dass Träumende ihrem Charakter gemäss handeln, so bleibt es doch Gesetz der Wahrscheinlichkeit für den Dichter. Ueberhaupt scheinen viele Widersprüche daraus zu entstehn, dass die ganze Begebenheit am Ende aus der Feenwelt in die Phantasie des schlafenden Ahdims zurückversetzt wird. Es scheint beynah ein späterer Einfall zu seyn, denn kein einziger Zug der Darstellung in den ersten Gesängen weist darauf hin. Wenigstens muss man verschiedne Träume annehmen, da der Dichter in seinem eignen Namen erzählt, was andre Personen zwischen Ahdims Erwachen und Einschlafen gethan; z. B. St. 68—71. Ferner ist ein dreytägiger Traum von diesem Umfange und Inhalt im wirklichen Leben eine hier ganz unerklärte und weit inständhaftere Unwahrscheinlichkeit, als alle Wunder in einer Zauberwelt, wo man Wunder erwartet. Wozu dies alles? fragt man. Ahdim sollte lernen, das einzige wahre Glück bestehe in der Zufriedenheit. Aus der Schilderung seiner Lebensart (St. 6. 7.) sieht man nicht, dass er diese Lehre nöthig gehabt hätte, die noch obendrein in dem Traume gar nicht liegt. An der Hexe wird endlich eine grosse poetische Ungerechtigkeit verübt: wenn es für Ahdim wirklich so wohlthätig war, zu erfahren, welche Bewandniss es mit Aladins Talisman habe, so verdient sie vielmehr allen Dank, als dass sie auf hundert Jahre in den Kasten kriechen muss.

So fehlerhaft die Anlage, so fleissig ist die Ausführung, besonders in Ansehung des leichten und wohlklingenden Versbaues. Selten bemerkt man, dass die Schwierigkeiten des Sylbenmaasses dem Gedanken oder Ausdruck Gewalt angethan hätten, ob sie gleich bey diesen Stanzen mit dreyfachen frey verschlungnen Reimen für die sechs ersten Zeilen und zwey gepaarten Schlussreimen sehr beträchtlich sind. Wegen der Armuth unsrer Sprache an Reimen darf man die Strenge darinn nicht zu weit treiben: doch möchte *Tag* und *wach*, welches häufig vorkommt, *klug* und *Versuch*, *Monarch* und *verbarg*, wohl nur nach einer fehlerhaften niederdeutschen Aussprache gleich lauten. An einzelne Verse von Wieland wurde Rec. nur bey folgenden Stellen erinnert:

— verführten aller Augen
So mannichfachen Reiz mit Wollust einzusaugen.

Idris Ges. 1. *St.* 25. — wünscht itzt sich hundert Augen
Den Reiz, der sie bethört, auf einmal einzusaugen.

— von zwey Junonischrunden
Und schwanengleichen Armen fest umwunden.

Oberon. Ges. 12. *St.* 18. Er sieht, und fühlt im Fliehn von zwey elastisch runden
Milchweissen Armen sich gefangen und umwunden.

Ueberdies ist das Beywort *Junonischrunden* unglücklich zusammengesetzt. Die Sprache ist sonst meistentheils correct und gewählt: man würde nur einzelne Kleinigkeiten daran zu rügen finden.

KINDERSCHRIFTEN.

1) QUEDLINBURG, b. Ernst: *Nützliche und angenehme Unterhaltungen für die Jugend zur Kenntniss ausländischer Völker.* Erster Theil. 1793. 136 S, gr. 8. (8 gr.)

2) ALTENBURG, b. Richter: *Feyerstunden.* Ein Geschenk für Kinder zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung. 1795. 168 S. gr. 8. (12 gr.)

3) NÜRNBERG, b. Zeh: *Die Weltgeschichte der neuern Zeiten in Kupfern* nach Anleitung der Schröckhschen Weltgeschichte für Kinder. Ersten Bandes Erstes Heft. 1795. 70 S. gr. 8.

Die Ausführung von Nr. 1. entspricht dem, was der Titel verspricht. Es enthält eine gewiss für alle wissbegierige junge Leute anziehende und lehrreiche Beschreibung der physischen Beschaffenheit, Gebräuche, Sitten, Religion u. s. w. der Grönländer, der Kreeks, Kristinos und Eskimos, und der verschiedenen indianischen Völkerschaften in Luisiana. Grosentheils verwandten Inhalts und nicht weniger unterhaltend und belehrend ist Nr. 2), in welchem sich auch die Länder- und Völkerkunde beziehen Abschn. 1. über das Erdbeben in Calabrien und Sicilien, 4. über die Stiergefechte in Spanien, und 5. von der Niederlassung der Engländer in Neuholland. Der 2te Abschn. enthält einige Charakterzüge von Friedrich II., und der 3te eine Erzählung: *der kleine Essenkehrer*, nach dem Französischen bearbeitet.

Eine zweckmäfsig eingerichtete Weltgeschichte in Kupfern, dergleichen Nr. 3) verheifst, wäre allerdings ein der Ausführung würdiges Unternehmen. Es ist wahr, was der Herausgeber sagt, dafs die merkwürdigsten Begebenheiten und Personen durch die bildliche Vorstellung noch anziehender werden, und sich dem Gedächtnisse und der Einbildungskraft noch tiefer einprägen. Der Herausgs. schränkte sich auf die *neuere Geschichte* ein, d. h. vermuthlich bey ihm, auf die Zeit nach Christus. Denn dieses Heft fängt vom August an, und geht bis auf den Titus herab. Zur Darstellung durch Kupfer sind die interessantesten Vorfälle gewählt worden, die jedesmal aus dem Schröckh ihre Erläuterung bekommen. An jedes Kupfer sind noch eine Reihe von charakteristischen Anekdoten, die Hauptperson auf dem Kupfer betreffend, angeknüpft worden. Mit dem Text könnte man wohl so ziemlich zufrieden seyn, aber Zeichner und Kupferstecher müssen sich wirklich, wie auch versprochen wird, sehr bessern, wenn man das Buch nicht mit Widerwillen zurücklegen soll.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Salzburg: Akademischer Versuch über das Vogteyrecht im Allgemeinen, mit Anwendung auf das hohe Erzstift Salzburg.* Vertheidigt unter dem Vorsitz *Corbinian Gärtners* von *Ignaz Thannen*, hochfürstlichem Alumnus. 1794. 80 S. 8. — Kirchenadvocatie ist dem Vf. nach S. 4. „die Pflicht und das Recht, das man entgeltlich, oder unentgeltlich auf eine rechtsgültige Weise übernommen hat, die Kirchenpersonen und Güter nach allen ihren Rechten und Befugnissen auf das wirksamste zu schützen und zu vertheidigen. Nur von der *advocatia ecclesiastica extraordinaria et armata* soll hier gehandelt werden, und nachdem von S. 11 — 27. eine historische Uebersicht der allmählichen Ausbildung dieses Rechtsgeschäfts gegeben worden, zählt der Vf. nur ganz kurz die Rechte und Verbindlichkeiten solcher Schutz- und Schirmvögte auf; verbreitet sich besonders über die Frage: ob den Kirchenvögten über die Vögtlinge Landeshoheit und Gerichtsbarkeit ursprünglich zugestanden sey? und fängt sodann von S. 43. an, seine aufgestellten allgemeinen Grundsätze auf das Erzstift Salzburg insbesondere anzuwenden. Es nimmt nämlich das Erzhaus Oesterreich vermöge eines Gnadenbriefs Heinrichs IV vom Jahr 1058, der nachher von mehreren andern Kaisern bestätigt worden, das Vogteyrecht über Salzburg in Anspruch, und leitet daraus eine Menge sehr bedeutender Gerechtsamen für sich ab. Dieses österreichische anmafsliche Vogteyrecht nun, mit allen seinen Folgen, wird hier aus geschichtlichen und rechtlichen Gründen weitläufig bestritten, und man sieht es bald, dafs dies eigentlich der Gegenstand war, den der Hr. Prof. *Gärtner* zu bearbeiten sich vornahm. Er hat aber bald einen sehr heftigen Gegner an dem Vf. folgender Schrift erhalten:

Ohne Druckort: *Gnadenbrief Kaiser Heinrichs IV für Oesterreich vom Jahre 1058. Gerettet wider den neuesten Anfall des akademischen Versuchs*, welcher unter dem Vorsitze des Herrn *Corbinian Gärtner* von *Ignaz Thannen* zur öffentlichen Prüfung aufgestellt worden. 1795. 27 S. 4. Ohne dafs nun Rec. sich anmafsen will, in dieser literarischen Fehde etwas zu entscheiden, mufs er doch bekennen, dafs ihm die Partie nicht ganz gleich zu seyn scheint. Dem ungenannten Vf. der letztern Abhandlung fehlt es offenbar an zureichend gründlichen historischen und juristischen Kenntnissen, und daher mag es gekommen seyn, dafs er, wenn Gründe ihm fehlten, zur Derbheit seine Zuflucht nahm. Es wäre doch endlich einmal Zeit, dafs Schriftsteller bey ihren Streitigkeiten von dem so sehr unsittlichen und inurbanen Tone abliefsen!

ÖKONOMIE. *Meissen*, in d. Erbsteinischen Buchh.: *Abhandlung über den rheinländischen Weinbau*, mit dem sächsischen Weinbau verglichen, nebst einigen Vorschlägen, durch eine sogenannte Weinassecuranz den sächsischen zu veredeln und den Wohlstand der Unterthanen zu verbessern. Herausgegeben von einem sächsischen Landwirth. 1794. 62 S. 8. (4 gr.) Eine zwar kurze, aber fast genugthuende Belehrung über Weincultur. Nur ist in der wichtigen Lehre von der Fortpflanzung nicht erinnert, dafs *Wasserreiser* zum Absenken nie genommen werden dürfen, auch der Unterschied zwischen ihnen und den Reben ist nicht angegeben; ferner ist auf die nöthige Auswahl des Knotholzes zu Erzielung neuer Stöcke nicht genug Rücksicht genommen, und die Vorrichtung der Reiser bey der Pfropfung alter Stöcke nicht hinlänglich erklärt worden. Die vorgeschlagene Weinassecuranz sollte ihres Zweckes kaum verfehlen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Julius 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Camesina: *Wiener Musen-Almanach* für das Jahr 1795. Herausgegeben von *Gottlieb Leon*. 120 S. — *Derselbe* für das Jahr 1796. 154 S. 12.

Hr. *Leon*, der die Herausgabe des Wiener Musenalmanachs schon seit mehrern Jahren gemeinschaftlich mit Hn. *Blumauer* besorgte, hat dieselbe nun allein übernommen. In Vergleichung mit den zunächst vorhergehenden, haben die beiden vor uns liegenden Jahrgänge durch diese Veränderung nicht verloren. Der Gedanke des Herausg., in der Folge prosaische Aufsätze vermischten Inhalts mit Gedichten abwechseln zu lassen, verdient Beyfall und, ist auch andern Sammlern zu empfehlen. Die Zeit der poetischen Blumenlesen ist in Deutschland wohl grosentheils vorbey. Unsere Lieder- und Balladensänger haben das Publicum ziemlich übersättigt: die bessern Dichter selbst treten immer seltener hervor, und sind zum Theil in andern Fächern beschäftigt; nur der grose Haufen der Dichterlinge und Reimer bleibt gleich unermüdet und fruchtbar, und läst keinen Abgang bemerken, da die Herde noch immer sehr zahlreich ist, und einzelne darunter zu unterscheiden sich der Mühe nicht verlohnet.

Von bekannten und willkommenen Namen finden wir hier noch: *Alxinger*, *Ratschky*, *Fridrich*, *Retzer*, *Gabriela v. Baumberg*. Der Herausg. selbst hat 5 Stücke geliefert, davon er ein Paar billig hätte unterdrücken sollen. Die Art von Witz und Laune, die in der *Feyer der sieben Gestirne* und der *Geschichte der Schönschläfterchen* herrscht, ist gar zu eigen und grillenhaft. Welcher Geschmack kann eine Sprache, wie folgende, ertragen? „*Meister Hämmerling* (d. i. Vulcan) hatte „eben bey einfallender Tagesneige in seiner rusigen „Werkstätte Feyerabend gemacht, und stand, *die heil*„*losen Neckereyen seiner Charmanten* überdenkend, vor „dem Eingang seiner Rauchhöle, als ihn auf einmal „*ein ganz seltsames Geräusch* in seinen Gedanken störte.“ Dies seltsame Geräusch ist nichts anders, als das *Schnarchen der schlafenden Liebesgöttin*, wie man auf der folgenden Seite mit Schrecken erfährt. Der Vf. hat seinen eigenen Kreis von Bildern und Empfindungen, aus dem er sich nicht verirren darf, ohne zu misfallen. — *Ratschky*, ausser einigen kleinern Stücken, eine *Epistel* in Prosa und Versen *an Hn. S***, die mehrere artige Stellen hat. Die Zeilen *an die Karlsbader Nymphen* sind mit dichterischem Feuer hingeworfen, obschon, was die allzu freye Form betrifft, Regnier's „*C'est proser de la rime et rimer de la prose*,“ schwerlich zu viel sagt. — *Fridrich*: mehrere grösere und kleinere Gedichte, worinn man den Vf. der *Situationen* nicht verkennt. Ein warmes Gefühl, eine edle Denkart, ein gewisser philosophischer Geist machen ihre Vorzüge aus; Erfindungskraft und die Kunst der Composition vermist man; Versification und Sprache sind nicht selten vernachläsigt. Ungefähr dasselbe gilt von dem Freunde des Vf., dem sel. *Deurer*. Die Epigramme des letztern haben öfters einen feinen Sinn, der nur nicht glücklich genug ausgedrückt ist; z. E. das Distichon: *Katharina Jacquet*, wo der artige Schlusgedanke dem schleppenden Hexameter nachhinkt:

Seit der Freund der Natur und der Kunst, das Auge voll Wehmuth,
Jacquets Urne bekränzt, weint Melpomene wahr.

Die Ode, *Joseph der Zweyte*, hat wenig poetisches Verdienst: kein neuer, hervorstechender Gedanke, und die Sprache voll prosaischer Stellen. Aber durch das Ganze wirkt eine sanfte, einfache Empfindung, die den Leser nicht ungerührt läst. Die Worte:

Kein Priester
— hemmt fürder die Schule der
Vernunft: der Mensch ist wieder Mensch; und
Zweifler und Wisser *darf zweifeln, wissen* —

waren zur Zeit, als sie der Vf. schrieb (1785), noch wahr. — Aus mehrern Gedichten einer sonst beliebten Vfn. (*G. v. Baumberg*) spricht ein schmerzhaftes, bis zur Entrüstung gereiztes Gefühl, das man nicht ohne Theilnahme bemerkt. Eine solche Stimmung ist jedoch der Wahrheit selten günstig, und eben so selten der Kunst. Ausprüche, wie folgender, klingen sehr hart; zum Glücke sind sie aber auch sehr falsch.

An ein Brautpaar.

Wollt ihr, dass Qual, Verdrus und Schmerz
Nicht einst an euern Kindern zehren:
So zeugt (denn das allein kann diesem Uebel wehren)
Die Söhne *ohne Kopf*, die Töchter *ohne Herz*,

Das *Fastenlied*, *an Leonoren*, hat besonders am Ende ein paar recht glückliche Strophen; sehr zum Nachtheile des Vf. sticht dagegen ab, eine langweilige Betrachtung über einen ähnlichen Gegenstand, (*nach dem Ball in Fisenstadt*,) von *Perinet*. — Nebst der Vfn. haben noch mehrere junge Damen Beyträge geliefert; ein Umstand, der für die Bildung des schönen Geschlechts in Wien kein ungünstiges Vorurtheil erweckt. Vor allen übrigen zeichnet sich das Fr. *v. Greiner* aus.

Die ersten Proben, wodurch sie sich dem Publicum bekannt macht, verrathen viel Geschmack, einen feinen Beobachtungsgeist, und eine leichte, heitere Einbildungskraft. Sie besitzt die Sprache, und zeigt eine nicht geringe Fertigkeit in der Kunst des Versbaues. *Die Verlassene*, nach *de la Place*, ist durchaus mit grosser Zierlichkeit gezeichnet und ausgeführt. Manche mahlerische Stelle enthalten die *Erinnerungen* an *Sophie Mertens*; woran uns jedoch die Vermischung so verschiedener Versarten nicht gefällt. Wir würden der Vfn. rathen, sich vornehmlich in der Gattung der Idylle zu versuchen. — *An Scipio-Dumouriez*, eine Ode, die einige gute Züge hat, von *Schleifer*; nebst drey andern Gedichten, welche sich wenig über das Mittelmässige erheben: aber der Vf. denkt doch zusammenhängend, und schreibt correct. Man kann einem Dichter schwerlich ein mässigeres Lob ertheilen, und gleichwohl sind die Dichter unter uns so häufig nicht, denen man es mit Wahrheit nachrühmen könnte. Dies ist bey einem andern jungen Schriftsteller, Hn. *Gerning*, schon nicht der Fall, in dessen *zwey Oden an Ihre Maj. die Königin beider Sicilien* man (mit Hülfe kritischer Conjecturen und mit Beyziehung der Parallelstellen in Klopstocks Oden,) kaum ein wenig Sinn und Zusammenhang bringen kann. Wir überlassen es dem Scharfsinne der Leser, in folgender Strophe den gesunden Verstand selbst auszumitteln.

Wie ein schattiger Baum, träufelnden Segens voll,
Tiefgewurzelt und gross, schützet das Land umher;
All ihr glückliches Land schütze dein Austria so
Ihre Zweige, der Welt zur Luft.

Noch mehr Schwierigkeiten dürften die drey ersten Strophen der zweyten Ode haben, wobey wir nur bemerken, dass die Interpunktion wahrscheinlich fehlerhaft ist.

Das interessanteste Stück in beiden Jahrgängen des Musenalmanachs ist: *der Ursprung des Champagners*, eine Episode aus dem verbesserten *Doolin* von *Mainz*, von *Alxinger*. Die Fabel der Episode scheint der Geschichte von Philemon und Baucis nachgebildet zu seyn. Den Werth der Erfindung (die vielleicht sinnreicher verknüpft seyn könnte,) wird man im Zusammenhange besser zu beurtheilen im Stande seyn. Indessen erweckt diese Probe sehr vortheilhafte Erwartungen für die Ausführung des Ganzen. Die Diction des Vfs. hat an Reinheit, Klarheit und Stärke so sichtbar gewonnen, dass der ältere Doolin von Mainz mit der versprochenen neuen Ausgabe, in dieser Rücksicht, kaum eine Vergleichung wird aushalten können. Wir müssten, um dieses Urtheil durch ein Beyspiel zu bestätigen, die elf hier mitgetheilten Stanzen beynahe ganz abschreiben, da doch nur die Vergleichung einer grössern Stelle entscheidend seyn kann. Blos der Schluss däucht uns etwas matt; der Gedanke, der nicht Stoff genug zu vier Versen giebt, ist auch nur zur Hälfte wahr.

Bey'm letzten Wort schwang sie die Liljenhand
Zum Segen in die Luft; die Wüsteney verschwand;
Der Grund, nur milde, ward, so weit das Auge spähet,
Mit Trauben gelb und roth wohlthätig übersäet.
Der Most, daraus gepresst, hat die geheime Kraft,
Dass er dem Trinkenden der Freude Taumel schafft.
So lange dieser währt, schmerzt keine Seelenwunde,
Und *mit der Tugend steht die Freud' im engsten Bunde.*

Eine harte Stelle in dem Gedichte desselben Vfs., *an Deutschland*, muss man dem österreichischen Patrioten zu gute halten. Die preussische Demarcationslinie heisst daselbst

— der gleissende, hochtönende Vertrag,
So schnell geschlossen als vergessen,
In welchem Deutsche klug den Franken vorgemessen,
Wie weit ihr Würgerschwerdt die Deutschen morden darf.

Es ist gleichwohl derselbe Vertrag, dem ein beträchtlicher Theil von Deutschland aufs neue seine Sicherheit verdankt. — Die schönen Zeilen: *Nina's Krankheit*, wollen wir, da es nur wenige sind, ganz hersetzen:

Der Schmerz der Krankheit bebt durch Nina's zarte Glieder:
O Himmel! rühret dich der Wehmuth ängstlich Flehn;
So schone sie, wirf mich aufs Krankenlager nieder!
Mein grösstes Leiden ist, das Ihrige zu sehn.
Wenn die Verläumdung auch, die jetzt in ihrer Höle
Auf mein Verderben sinnt, uns, weh mir! ewig trennt,
So brennt doch Liebe fort in meiner düstern Seele,
Wie in dem Grabe noch die Todtenlampe brennt.
O Gott! Nur Trennung nicht! Ein Jahr nur, doch dies eine
Sey ich verschont von Neid und heiss geliebt von Ihr!
Dann sterb' ich gern, dann steh auf meinem Leichensteine:
Der allerglücklichste der Menschen ruhet hier.

Halberstadt, b. den Grosischen Erben: *Samuel Gottlieb Bürde's Lieder und Singstücke.* 1794. 162 S. 8. (10 gr.)

Diese geistlichen Lieder, *bey denen nicht sowohl der Gebrauch beym öffentlichen Gottesdienste zum Augenmerk genommen ist, als vielmehr theils die gemeinschaftliche häusliche Erbauung, theils auch die ganz einsame Andacht*, sind nicht ohne alles Verdienst; sie gehören aber auch bey weitem nicht zu den besten ihrer Art. Wir wünschten, dass sie mehr Lebensmoral und praktische Wahrheiten enthielten, als ascetische und theologische Betrachtungen. Wir ziehen daher *die Duldung* S. 59. allen andern Stücken vor. Hier ist dieses ganz gute Lied:

Ihr Menschen, hört! so spricht der Herr der Welten:
Die Rach' ist mein, ich will vergelten;
Hört, was der Allvergelter spricht,
Und greift ihm nie in sein Gericht!

Darf sich der Mensch zu richten unterwinden?
Wer unter uns ist rein von Sünden
Wo ist das Herz, das nicht erschrickt,
Wenn es in seine Tiefen blickt?

Dein

Dein Aug' ist scharf, dein Urtheil strenge und bitter,
Es trift (trifft) des Bruders kleinsten Splitter
Und hat den Balken nie entdeckt,
Der, Heuchler, dir im Auge steckt.

Verdammet nicht, dass Gott euch nicht verdamme!
Es lodre nie der Rachsucht Flamme
In eurem Herzen. O verzeiht
Einander, da ihr Brüder seyd!

Vertraget euch, Gott ist ein Gott der Liebe!
Wer Christi Namen führt, der übe
Barmherzigkeit; er ahme nach
Dem, (den) dessen Mund nur Segen sprach.

Das Lied eines neu vermählten Paares S. 39. ist fast gar nicht charakteristisch. Sonderbarkeiten, oder nach unserer Meynung, Fehler der Orthographie giebt es mehrere. Auch einige Sprachunrichtigkeiten haben sich eingeschlichen, z. B. S. 9. *gläubet*, S. 13. *der Geist verschmachtet für* (vor) *Begier*, welche Verwechselung öfters vorkommt. Das Buch hat drey Abtheilungen. I. Lieder. II. Hymnen und Oden. III. Grössere Singstücke. Auch die beiden letztern Abtheilungen sind, wiewohl sie es vertragen hätten, mit den Schätzen der Poesie nur kärglich ausgestattet. Welches feine Ohr mag solch einen Gang vertragen? S. 109.:

Seine Hände beut den Strichen,
Geisselstreichen seinen Rücken
Der Gerechte dar; sie höhnen
Jesum, und mit Dornen krönen
Sie sein Haupt; ein Strom von frechen
Stimmen, die sein Urtheil sprechen!
Ach die Unschuld soll den herben
Tod der Schmach am Kreuze sterben.

Leipzig, in der Wolfischen Buchh.: *Drey Weiber.* Eine Novelle von dem Abbé *de la Tour.* Aus dem französischen Manuscript übersetzt von *L. F. Huber.* 1795. 248 S. 8. (20 gr.)

Mit wahrer Theilnahme wird man diese angenehme Novelle lesen und sich gern in den Cirkel der liebenswürdigen, wohlthätigen Menschen versetzt sehen, die darinn auftreten. Auch der Anhang ist gut geschrieben; doch hat er uns minder gefallen. Er besteht aus Briefen, und zwar gröstentheils aus Briefen einer Dame, die zuviel weiss, um sich das Erste Beste aufheften zu lassen, aber auch zu wenig, um feste Grundsätze gefasst zu haben. Ihr Scepticismus verursacht ihr Missvergnügen mitten unter ihren Freunden, und sie braucht ein grosses Vermögen, das sie edel anwendet, um sich zu *zerstreuen*, zu *betäuben*. Ihr Missvergnügen theilt sich manchmal auch dem Leser mit. Je mehr er sie liebt, je weniger wird er ihr solche Aeusserungen hingehen lassen. S. 247.: *Jede Art Gewissenhaftigkeit ist mir heilig, wie sie auch heissen mag: sey es auch Achtung für Gesetze, die ganz aus der Luft gegriffen sind: so einen abgesagten Hass mein Verstand gegen allen andern Galimathias hegt, so wird er diesen doch immer eifren: ich werde es immer mit Vergnügen sehen, wenn sich das Gefühl Vorschriften unterwirft, die es nicht erklären kann, deren Ursprung selbst ihm unbekannt ist.* Also sieht es Frau v. Vaucourt gern, dass eine grosse Anzahl Menschen in den gröbsten Religionsirrthümern verharret, weil man ihnen eine Gewissenssache daraus gemacht hat, sich aufzuklären? Billigt sie auch die Gewissenhaftigkeit des alten Mütterchens, das einiges Holz zu Hussens Scheiterhaufen herbeyschleppte? Was nützt eine gute Meynung, die Böses stiftet? Wer aus einem solchen Wahne handelt, kann allenfalls auf mehr oder weniger Entschuldigung, nicht aber auf Billigung und Hochachtung Anspruch machen. Die Uebersetzung ist sehr wohl gerathen und so rein von Gallicismen, als manche unserer Originalwerke — seyn sollten. Auch andere Sprachunrichtigkeiten sind vermieden, und fast kein beträchtlicher darinn anzutreffen, als der Provincialismus: *das gehört mein* statt *mir*. Noch bemerken wir, dass *Cabinett* ein schon angenommenes Wort im Plural nicht *Cabinets* hat, sondern *Cabinette*. Für *Boudoir* wäre vielleicht *Schmollkämmerchen* nicht zu verachten. Am Ende des Buchs verspricht der Autor seine Personen wieder auftreten zu lassen. Wir glauben der Lesewelt einen Dienst zu leisten, wenn wir ihn beym Worte halten; doch werden uns die Handlungen der Frau von Vaucourt noch lieber seyn, als ihre Vernunftschlüsse.

Budissin u. Leipzig, b. Arnold: *Philipp Dulder.* (ein) komischer Roman, in einer Reihe natürlicher Schilderungen. 1. Th. 1793. 235 S. 2. Th. 1794. 238 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dulder studirt in Wittenberg, verliebt sich in ein Fräulein, welches ihm untreu wird, und heirathet die Tochter eines Pächters. Keine Art von Interesse bindet den Leser an diesen weitläuftigen Roman, den wir nicht besser charakterisieren können, als mit den Worten des Vfs. S. 196. im 2. Th.:

„Und laufen auch bisweilen Duritäten
„mit unter: hm! nur nicht gescheut
„und brav gethan: so findet alles heut
„noch Leser; der Geschmack ist wundersam vertheilet,
„es lohnt nicht stets die Müh, dass man sorgfältig feilet."

Leipzig, b. Jacobäer: *Adolph von Ilmenstein der Kreuzfahrer, und seine schöne Armgard.* Ein romantisches Gemälde aus der Vorzeit. 1795. 226 S. 8. (16 gr.)

Die Geschichte dieses Romans, ob sie gleich etwas besser und feiner behandelt ist, als manche ähnliche Rittergeschichte, nimmt doch den gewöhnlichen Weg der Kreuzfahrerbegebenheiten. Ritter v. Ilmenstein zieht auf Anstiften der Mönche in das heilige Land. Diese entführen unterdessen seine schöne Armgard und bringen sie auf eine Burg. Nach vielen misslungenen Versuchen erhält doch zuletzt der Ritter seine Armgard,

mit der er acht Jahre, so lange nämlich, als ihre Schönheit dauert, ein zufriednes und vergnügtes Leben führt.

Leipzig, in der Weygandischen Buchh.: *Erzählungen aus dem Menschenleben, dem Thierreich und der Ideenwelt.* Von *Ludwig Giseke.* 1794. 460 S. 8.

Diese Erzählungen und Fabeln breiten sich in einer blumenreichen, oft poetischen Sprache über Religion, Toleranz, Unsterblichkeit, Tugend, Regierung etc. aus. Nach des Rec. Meynung wird der Vf. viele Leser (besonders die, welche mehr einen bilderreichen als bestimmten Vortrag lieben) sehr angenehm und nicht ganz ohne Nutzen unterhalten; so wie er sich durch den allenthalben (schicklich oder unschicklich) angebrachten Tadel der Franzosen, der Revolution, der Rechte des Menschen, und durch subtile Anpreisung der Feudalverfassung, den Orthodoxen in der Politik ohne Zweifel gar sehr empfehlen wird.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stockholm, b. Zetterberg: *Historiska Tidningar* (historische Zeitungen). 1795. Nr. 1—27. 4.

Dies ist das erste Quartal eines seit der Mitte vorigen Jahrs wöchentlich zweymal in Stockholm erscheinenden historischen Blattes, Hr. Ass. Gjörwell, der schon so viele ähnliche historisch-literarische Blätter in Schweden herausgegeben hat, und auch noch immer in seinem hohen Alter thätig ist, hat dies neue vom Julius an herauszugeben angefangen, nachdem er seine zwey Jahre hindurch fortgesetzte historisch-statistischen Zeitungen beschlossen hatte. *Staaten* und *Begebenheiten* sind die beiden Hauptabtheilungen dieser seiner neuen Wochenschrift. Von den Staaten in der ganzen Welt soll eine kurze statistische Beschreibung in alphabetischer Ordnung gegeben werden, der hier eine statistische Uebersicht von Europa, Asien, Afrika, Amerika und Polynesien vorangeschickt ist. Dann hier nur noch 1 Abdiara bis 18 Angola, und darunter Algier am ausführlichsten. Den gröfsern Theil nehmen doch die Begebenheiten ein, aber nicht blofs die politischen, sondern auch die literarischen und kirchlichen, besonders auch diejenigen, die Schweden und dort die Gelehrten und Gelehrsamkeit betreffen, welches bey dem grofsen Mangel schwedischer gelehrten Zeitungen, um so angenehmer ist, besonders wenn der Vf. darauf vorzüglich seine Aufmerksamkeit wenden wollte. Auch Recensionen von gelehrten Schriften sind eingerückt, bisweilen aus andern gelehrten deutschen Blättern, z. E. aus den *Greifswaldischen kritischen Nachrichten*, die Recensionen von des Grafen *Lynar hinterlassenen Statsschriften*, *Wadströms Essay of Colonisation*, Graf *Herzberg Recueil*, T. 3. Girtanners historischen Nachrichten 9. u. 10. B. u. dgl. m.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Nürnberg*, b. Felsecker: *Beleuchtung der Professor Weberischen Schrift über die Einführung der Wildsteuer.* 1795. 48 S. 8. — Im J. 1794 liefs der König von Preufsen den in dem ansbach- und bayreuthischen Wildbanne angesessenen Grundeigenthümern den Antrag machen, dafs ihren Klagen über Wildschaden durch *gänzliches Wegschiefsen* des hohen Wildes abgeholfen werden solle, wenn sie sich in Ansehung des dadurch für den Wildbannsherrn entstehenden Verlustes zu einer billigen Entschädigung verstehen wollten. Gegen diesen Antrag liefs sich nun Hr. Prof. Weber zu Bamberg in einer eigenen Schrift sehr weitläufig heraus, und erklärte ihn aus rechtlichen und politischen Gründen für verwerflich und ganz unzulässig. Dafs er Gegner finden würde, war voraus zu sehen, und wirklich ist nun die vorliegende kleine Abhandlung der Widerlegung seiner Grundsätze gewidmet. Der Vf. derselben geht von folgenden, sehr einfachen Sätzen aus; die Jagd, sie sey nun Regal oder nicht, hat, so wie ein jedes anderes Eigenthumsrecht auch, eben so gewifs auf den Schutz der Gesetze Anspruch zu machen, als es auf der andern Seite nicht zu bezweifeln ist, dafs sie über die Gränzen der Befugnifs nicht ausgedehnt werden darf. Allein die Bestimmung dieser Gränzen ist fast unüberwindlichen Schwierigkeiten unterworfen, da sich, nach der Natur der Sache, im allgemeinen, nicht wohl eine bestimmte Anzahl Wildes festsetzen läfst, die nie überschritten werden dürfte, und da selbst eine sehr mäfsige Menge Wildes den Grundeigenthümern leicht einen sehr bedeutenden Schaden in kurzer Zeit zufügen kann. Wenn nun daher der zur Jagd berechtigte mit der Erklärung an die Grundeigenthümer auftritt: er wolle zu ihrem Besten, gegen ein Aequivalent, das Wild ganz vertilgen, und die letztern dieses Anerbieten annehmen, und zu einem Schadenersatze freywillig sich verstehen: so kann doch gewifs gegen ein solches Verfahren weder ein rechtlicher, noch ein politischer Grund, auch nur mit einigem Scheine, vorgebracht werden. — Nach der Einsicht des Rec. ist dies so klar und einleuchtend, dafs er alle weitere Bemerkungen für ganz überflüssig hält, und nur noch bemerken will, dafs alles das, was in dieser kleinen Abhandlung vorgetragen wird, bereits längst schon von Hn. *von Völderndorf* in der staatswissenschaftlichen und juristischen Literatur Juny 1794. S. 291 fg. weit bündiger und gründlicher ausgeführt worden ist. Vergleicht man beide Aufsätze mit einander; so kann man sich schwer des Verdachts erwehren, dafs der Vf. des erstern sich eines literarischen Diebstahls schuldig gemacht habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

Giessen, b. Heyer: *Philosophisches Journal für Moralität, Religion und Menschenwohl*, herausgegeben von *Carl Christian Erhard Schmid*, und *Friedrich Wilhelm Daniel Snell*, Lehrern der Philosophie zu Giessen. 1ter Band. 1793. 490 S. 2ter B. 1793. 449 S. 8. m. lat. Lett.

Jena, in d. akadem. Buchh.: — — — von Hn. *Schmid* allein herausgegeben. 3ter B. 1794. 430 S. 4ter B. 1794. 416 S. 8. jeder Band enthält 3 Hefte, m. deutsch. Lettern. (der Jahrgang 3 Rthlr.)

Dieses Journal hat seine auf dem Titel angekündigte Bestimmung treflich erfüllt. Es enthält eine Sammlung interessanter und gründlicher Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände der Philosophie des Lebens. Eine kurze Anzeige des Inhalts desselben wird zeigen, dafs es verdiene, als eine Sammlung von wichtigen Aufsätzen, in jede philosophische Bibliothek aufgenommen zu werden. 1ter Heft. Eine Einleitung für die Leser und Beurtheiler dieses Journals, von *C. C. E. Schmid*. In einem fasslichen Vortrage stellt Hr. *S.* die Maximen auf, nach welchen dies Journal seinen Endzweck erreichen soll, die zugleich für jeden, dem Philosophie am Herzen liegt, die besten Regeln zum Studium derselben enthalten. 1) *Platos Briefe über die sicilianische Staatsrevolution*, aus dem Griechischen übersetzt und seinem Freund *Claudius* gewidmet von *Schlosser*. In dem Vorbericht legt Hr. *Schl.* gleichsam sein philosophisches Glaubensbekenntnifs über die Bearbeitung der Gesetzgebung ab. Er theilt die Philosophen in drey Schulen ab. Wir wollen ihn selbst sprechen lassen. „Die erste dieser Schulen nimmt sich blofs den Geist, blofs den denkenden Menschen, die andere, blofs das Thier, blofs den fühlenden Menschen. — Beide diese Klassen von Philosophen sind, dünkt mich, nicht geschickt, sich mit der Politik und der Regierungskunst abzugeben. Denn diese ist, ihrem Zweck gemäfs, durchaus gezwungen immer den ganzen Menschen vor Augen zu haben, und zwar nicht nur diesen oder jenen Menschen, in dieser oder jener Lage und Stimmung, sondern den Menschen, wie er im Durchschnitt erscheint, wenn man zusammenfafst, was die Nation, für welche diese Politik arbeitet, zu denken, zu fühlen, zu hoffen, zu treiben und zu verlangen pflegt; was sie thun kann, wie sie es gewohnt ist zu thun; was sie tragen mag oder nicht; was für Vorurtheile, für Leidenschaften, für Grillen sie hat, was auf sie wirkt, wie sie entgegen wirkt; kurz alles, was sie jetzt ist, und künftig wahrscheinlich werden wird und kann. Die Philosophen, welche den einzelnen Menschen, und die menschlichen Gesellschaften überhaupt in diesen Gesichtspunkten zu studiren und zu betrachten pflegen, machen nach meiner Meynung die dritte Klasse der Philosophen aus. Und wenn man ihre Grundsätze und ihre Lehren mit dem, was die Politik fodert, zusammen hält; so dünkt mich sind es diese allein, welche sich mit den Staatseinrichtungen und der Gesetzgebung in irgend einem Staat abzugeben hätten. Denn wenn je das schwere Problem, *grofse Macht mit Weisheit, und Gehorsam mit Edelmuth zu vereinigen*, aufgelöst werden kann; wenn je dem Menschenwerk der Staatssysteme, die Haltbarkeit und der freye Gang der Natur gegeben werden kann; so mufs es durch die Adepten dieser Schule geschehen." Zu dieser Schule rechnet Hr. *S.* mit Recht auch Plato, aber nach einigen Aeufserungen sollte man glauben, dafs er die kritischen Philosophen zur ersten rechne. Der Stifter dieser Philosophie gehört aber gewifs zur dritten, wenn man noch hinzusetzt: dafs diese Schule alle Gesichtspunkte, aus welchen der Mensch betrachtet werden kann, genau unterscheide, sich in dem, was der Mensch seyn soll, nicht durch das irren lasse, was er ist, aber ihn genau zu kennen suche und die Principien für die Gesetzgebung zu entdecken strebe, unter deren Leitung er sich zu dem ausbilden kann, was er seyn soll. Im 2ten und 3ten Heft folgt eine histerische Einleitung zu Platos Briefen über die Syracusanische Staatsverfassung. Die Briefe selbst machen das ganze 6te Heft aus. Wer Plato durch manche unreife Urtheile über ihn nur als einen Idealträumer kennt, der wird ihn hier von einer ganz andern Seite kennen lernen. Die Uebersetzung liest sich so angenehm als im Original, diese Briefe sind nun auch besonders gedruckt. Die 2te Abhandlung des 1ten Hefts von Hn. *Feder, über die Vortheile und Nachtheile der stehenden Armeen nebst einigen Folgerungen aus denselben*, enthält eine unpartheyische Abwägung des Für und Wider, die dann eine gehörige Beschränkung derselben, bessere Behandlung und Verbindung einiger Zweige der Industrie mit dem Soldatenstand zum Resultat giebt. Ein Aufsatz im 4ten Band 2ten Stück: *Ueber die Vertheidigung eines Staates gegen andere Staaten, besonders durch stehende Heere*, von einem Ungenannten, liefert ein gleiches Resultat. Nachdem der Vf. jede Art der Vertheidigung geprüft und ihre Vortheile und Nachtheile erwogen, und gezeigt hat, wie die Nachtheile der stehenden Heere aufzuheben sind, so giebt er seine Behauptung kurz so an: „Aus dem bisher gesagten ist deutlich zu ersehen, dafs stehende Armeen noch das beste

beste Vertheidigungsmittel gegen auswärtige Feinde sind. Damit aber dieselbe weder neben noch über ihren Zweck gehen; so müssen sie wohl gehalten, besser ausgebildet, nicht zu zahlreich seyn, *ein Gegengewicht in den Bürgersoldaten finden, und der Heerführer darf ohne Einwilligung des Volks keine Kriegslasten auflegen.*" In der 3ten Abhandlung des 1ten Hefts, *Prüfung der vornehmsten Gründe, womit man die Rechtmäßigkeit des bisherigen Verhältnisses zwischen dem Staate und den Schulen neuerlich zu bestreiten versucht hat*, wird mit Mäßigung und Würde gezeigt, dass man nicht wohl rathen könne, die Schulen gänzlich der Aufsicht des Staates zu entziehen. Das 2te Heft enthält: 1) *Ueber Gleichmüthigkeit.* Von *F. W. D. Snell.* Eine sehr lehrreiche Abhandlung. Die Erklärung von der Gleichmüthigkeit die Hr. *S.* giebt, ist aber eher eine Erklärung von der Festigkeit des Charakters als von der Gleichmüthigkeit, sie heifst so: „Gleichmüthigkeit überhaupt ist der herrschende Gemüthszustand desjenigen Menschen, welcher die Fertigkeit besitzt, in seinem ganzen Betragen, sowohl in Beziehung auf sich selbst, als auf andere Menschen, beständig einerley Maximen zu befolgen." Die Einheit der Maximen wird zur Gleichmüthigkeit nicht erfodert, dies ist Bedingung eines gleichen Charakters, sondern nur die Fertigkeit, sich in jeder Lage nach Maximen zu bestimmen und nicht blos durch Gefühle geleitet zu werden. Die Maximen können unbeschadet der Gleichmüthigkeit geändert werden. — 2) *Johannes der Vorläufer;* dramatisirte Geschichte von Hn. Prof. *Leonh. Meister* in Zürich. Der Dialog ist sehr poetisch wahr und ohne Steifheit. 3) *Ueber die Möglichkeit und Erfordernisse einer wissenschaftlichen Pathognomik*, von Hn. *Engelschall* in Marburg. Hr. *E.* zeigt sehr gut, worauf es ankomme, eine streng wissenschaftliche Pathognomik zu errichten, aber ein Versuch derselben wird wahrscheinlich gar viele Schwierigkeiten zeigen, die vor der Hand nicht leicht zu ahnden sind. Da wo Natur und Freyheit gränzt, ist es sehr unsicher, wissenschaftlich zu verfahren, weil das Wissen nur da Statt hat, wo man bestimmen kann, was in der Natur geschehen *muss*, und durch Freyheit geschehen soll. — 3ter Heft. 1) *Die sittliche Güte.* Eine Rhapsodie. Von Hn. Prof. *Justi* in Marburg. Bildersprache und Gedanken sind durchaus poetisch, edel und anziehend. Der Versbau hat aber weniger unsern Beyfall. Es sind gröstentheils reimlose Trochäen. Der langsame anhaltende Gang dieses Fusses schickt sich im Ganzen sehr gut zu einem Gedicht von geringem Umfang, dessen Gegenstand erhaben ist; aber wenn die Verse nicht gereimt seyn sollen, so müssen sie verschlungen seyn, sonst vermisst das Ohr den Reim. 3) *Ueber den Unterschied zwischen dem unwillkührlichen, aber durch Denkkraft modificirten, Begehren und dem eigentlichen Wollen*; oder zwischen dem sogenannten nicht sittlichen und dem sittlichen Wollen. An Hn. Prof. *Schmid* von Hn. Rath *Reinhold.* Es ist nun in dem 2ten Theil der Beyträge des Hn. R. abgedruckt und wird also am schicklichsten dort beurtheilt. 4) *Ueber die Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek durch die Araber.* Ein Fragment aus dem vierten Bande des Geistes der speculativen Philosophie von Hn. *Tiedemann.* Hr. T. sucht hier dies Factum gegen die Zweifel Gibbons und Hn. Reinhards zu retten. 5) *Ueber Sprachmängel in moralischer Hinsicht* von Hn. *M. Hauff.* Mit grofser Strenge, aber auch mit viel Wahrheit, wird hier gezeigt, wieviel die Moralität durch die Einführung von Redensarten verliert, die a) die Menschen in Ansehung ihrer wahren Bestimmung irre führen, b) die Begriffe vom sittlichen Guten und Bösen verwirren und verfälschen. 6) *Versuch einer nähern Würdigung des Gehaltes objectiver und subjectiver Gründe in der Lehre vom Daseyn Gottes* von Hn. *Schulz.* Eine gute Auseinandersetzung der Kantischen Lehre von diesem Gegenstand. 4tes Heft. 1) *Versuch zur Aufklärung über Menschenrechte.* Von Hn. D. *J. B. Erhard.* Dieser Versuch macht umgearbeitet die erste Abhandlung in des Vf. Schrift, über das Recht des Volks zu einer Revolution, aus. 2) *Philosophische Betrachtungen über moralische Welt, Gottheit, Unsterblichkeit und Religion.* Einleitung. Von *C. C. E. Schmid.* 3) *Ueber drey Grundfehler der Erziehung*, von ebend. Aus der Vorrede zu *Schwarz* Grundriss einer Theorie der Mädchenerziehung. 4) Ein Gemälde des *Thucydides* von den griechischen Staatsrevolutionen und politischen Clubs zur Zeit des Peloponesischen Kriegs, von Hn. *Schlosser.* 5) *Ueber Lebensgenuss.* Ein psychologisch-moralischer Versuch von *Carl Daub*, Major am Stipendium zu Marburg. Eine der vorzüglichsten Abhandlungen dieser Sammlung. Sehr richtig wird der Unterschied zwischen in Genuss leben, und des *Lebens* geniefsen gezeigt. Zum letztern wird erfodert, dass der Mensch sein Genussvermögen vom Genuss unterscheide, und darüber reflectire. Eben so schön ist die Auseinandersetzung, in welcher Rücksicht man sagen kann, alles ist eitel, und in welcher Rücksicht alles wichtig ist. 5ter Heft. 1) *Versuch einer Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft.* Von Hn. *Niethhammer.* Die ausführliche Prüfung dieses Aufsatzes würde zu viel Raum erfordern. Rec. erinnert nur, dass, wenn angenommen wird, dass das moralische Gesetz an sich gebiete, und keinen andern Zweck beabsichtige, sich allerdings das Gesetz für die praktische Vernunft, nur in der Vernunft finden lasse; aber dass dadurch noch nicht bewiesen sey, dass die Vernunft an sich praktisch seyn könne. 2) *Ueber Todesstrafen*, und ob es zweckmäßig und erlaubt ist, selbige durch qualvolle Arten der Hinrichtung zu schärfen. Von Hn. Canzleydirector *Cella* in Weilburg. Hr. *C.* zeigt mit guten Gründen die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Todesstrafe, und mit gleich starken die Unrechtmäßigkeit und Zwecklosigkeit der martemden Hinrichtungen. 3) *Ueber die Erwählung des Soldatenstandes.* Es wäre zu wünschen, dass jeder Jüngling diesen Aufsatz mit Ueberlegung läse, ehe er sich zu diesem Stande bestimmte. 6tes Heft. *Platos Briefe.* 3ter B. 1tes Stück. 1) *Ueber Charakterschwäche.* Von Hn. *Greiling.* Ein für Erzieher äufserst wichtiger Aufsatz. Die Pflicht, nach Stärke des Charakters im Guten zu streben, die Hindernisse der Selbstständigkeit und die Mittel, den Charakter zu bilden, sind mit Bestimmtheit und richtiger Menschenkenntniss angegeben und

das Ganze in einer allgemeinverständlichen lichtvollen Sprache vorgetragen. 2) Einige *Gedanken, aus und über Aenesidemus* von Z. Sehr scharfsinnige Bemerkungen, die aber keinen Auszug verstatten, weil sie äußerst gedrängt vorgetragen sind. 3) *Die Idee der Gottheit im Verhältniss zu den Grundtrieben des Menschen* vom Hn. Herausgeber. Eine ächt philosophische Darstellung der Entwicklung der Idee der Gottheit nach Verhältniss der Ausbildung des Menschen. 4) Gedanken über die Frage: *Ob und in wie fern sich behaupten lasse, dass der Atheist ein tugendhafter Mann seyn könne?* In einigen Briefen von Hn. *Snell*, fortgesetzt im 4ten B. 3ten St. Das Resultat ist; dass ein tugendhafter Atheist unter die Ausnahmen von der Regel gehöre, und dass ein solcher Mann gewiss einen Gott nicht *läugnen* wird, sondern nur durch einen Fehlschluss in seiner theoretischen Erkenntniss nicht zur Idee der Gottheit geführt wurde. 2tes St. 1) *Ueber einige merkwürdige Einrichtungen der menschlichen Natur in Entwicklung der moralischen Anlagen.* Von Hn. Pred. *Schwarz* in Dexbach. Sehr interessant zeigt Hr. *S.*, wie die richtige Leitung der Triebe zugleich die Ausbildung der Moralität befördert. 3) *Grundzüge zu einer Geschichte der Theologie* vom Herausg. 4) *Ueber den Begriff und die Hauptgrundsätze des Rechts.* Von Hn. D. *Löbel.* Rec. ist ganz mit dem Vf. einig, dass der Begriff des Rechts nicht auf dem, was das Moralgesetz in mir befiehlt, beruhet, sondern sich auf die Kenntniss dessen gründet, was dies Gesetz dem andern mich zu hindern verbietet. 3tes St. 1) *Paramythetes* oder: über ein paradoxes Beruhigungsmittel. Von Hn. *Manchart.* Ein Gespräch, worinn gezeigt wird, dass man die Beruhigung eines Tiefbetrübten damit anfangen müsse, dass man durch Sympathie mit seinem Schmerz seine Aufmerksamkeit und sein Vertrauen gewinnt. 2) *Ueber die Pädagogik* der deutschen Erzieher. Von Hn. M. *Heusinger.* Eine Rüge verschiedener Fehler des neuern Erziehungswesens, mit gerechter Würdigung des Guten, das demungeachtet schon gestiftet wurde. 3) *Erste Linien einer reinen Theorie der Wissenschaft.* Von dem Herausg. Ein wichtiger Aufsatz für jeden Logiker. 4) *Kurze Darstellung der Lehre vom moralischen Glauben*, von Hn. *Klatzsch.* Ein Auszug aus dessen Programm *de notione fidei moralis. Wittenb.* 1793. 4ter B. 1tes St. 1) *Von dem moralischen Glauben an Tugend*, von Hn. M. *Zacharia.* Es wird gezeigt, wie sich die Gemeinsprüche: *Quilibet praesumitur bonus* und *quilibet praesumitur malus — donec probetur contrarium*, als blosse Maximen der Sicherheit, die erste, um in unserm Betragen niemand Unrecht zu thun, und die zweyte, um unsere Wohlfahrt nicht aufs Spiel zu setzen, gar wohl mit einander vertragen. 2) *Versuch über die Ausrottung der Blatternpest*, von Hn. D. *Faust.* Sonst noch häufig abgedruckt. 3) *Ueber Irreligion und Indifferentismus* von Hn. Pred. *Schwarz* in Dexbach. „Kein anderes Mittel, sagt Hr. *S.*, gegen den Indifferentismus läßt sich aber (so sehr auch jeder rechtschaffene Mann ihm entgegen arbeiten soll) denken, als *freye Prüfung.* Denn ächte Religion läßt sich nicht denken, ohne reine Achtung, reine Achtung nicht ohne vorhergehende unpartheyische Prüfung, und diese nicht ohne Freyheit des Geistes. Möchte doch diese Wahrheit genug erkannt werden! Es würde dann gewiss besser um Religion stehen.“ 2tes St. 2) *Einige Gedanken über den Geist der Erziehung und ihr Verhältniss zum Sittengesetz*, von Hn. M. *Michaelis* in Leipzig. Eine Untersuchung, worauf sich die Pflicht zu erziehen gründe, und welchen Zweck die Erziehung haben kann. 3) *Ueber die Nothlüge* und was derselben ähnlich ist, von Hn. *L. H. Jakob.* Hr. J. glaubt, dass man in dem Falle die Unwahrheit zu einem edlen Zweck gebrauchen könne, sobald sich die Falschheit des Vorgebens nothwendig sogleich ergeben muss, wenn vorausgesetzt wird, der Vorgebende lasse sich zu nichts gebrauchen, das offenbar unrecht sey. 4tes St. 1) *Grundriss zu einer neuen Theorie des Uebels.* Von Hn. Prorector *Snell* in Idstein. Der Hauptsatz dieser Theorie ist: dass sich das Uebel als Gelegenheit zur sittlichen Vervollkommnung darstellen lasse. Frey von Schwierigkeiten, besonders was das moralische Uebel betrifft, ist diese Theorie eben so wenig, als sie neu ist. 3) *Von dem der Jugend zu gebenden Unterricht, über die durch die französische Revolution angeregten Ideen.* Von Hn. *C. G. Lenz* in Celle. 4) *Anmerkungen zu Schillers Lied an die Freude.* Von ebend. Jedem Heft dieses Journals sind kurze Anzeigen philosophischer Schriften beygefügt.

Diese kurze Anzeige wird hinlänglich seyn, denkende Leser auf den Gehalt dieses Journals, von dem das nun von Hn. Prof. Niethhammer besorgte philosophische Journal als eine Fortsetzung anzusehen ist, aufmerksam zu machen.

Leipzig, b. Hilscher: *Aphorismen oder Sentenzen des Konfuz* enthaltend Lehren der Weisheit Ermunterungen zur Tugend und Trostgründe für Leidende wie auch mancherley Erfahrungen und gute Grundsätze, mit einer Nachricht von Konfuzens Leben von *Christian Schulz* A. A. L. M. 1794. 64 u. 196 S. 8.

Nach der Absicht des Vf. soll dieses Bändchen Aphorismen zur angenehmen und nützlichen Lectüre in müssigen Stunden dienen, und er rechnet auf die in unsern Tagen zunehmende Liebhaberey an sinnreichen Sprüchen und moralischen Maximen, dass es mehreren Beyfall als ein fader oft mehr noch als Zeit verderbender Roman finden werde. Wenn diese Absicht erreicht wird, so soll bald ein zweytes Bändchen folgen. Bey diesem Zwecke hält es der Vf. für überflüssig anzuzeigen, wie er zu diesen Aphorismen gelangte, oder mit kritischer Genauigkeit Rechenschaft zu geben, wie viel oder wenig davon sein eignes Verdienst sey. Demungeachtet hätte es nichts schaden können, wenn der Vf. in der Vorrede die Quellen angegeben hätte, woraus diese Aphorismen geschöpft sind. Rec. kann nicht zugemuthet werden, diese aufzusuchen, aber unbemerkt kann er nicht lassen, dass einige fast wörtlich übersetzte Stellen aus Epictets Handbuch ihm vorgekommen sind, z. B. S. 132, 133, 145, 146, 148, 150. Dem Leser kann es freylich gleichgültig seyn, ob die Sätze von einem chinesischen oder einem griechischen Weisen herrühren, wenn sie nur wahr sind, und ihn besser und klü-

ger machen können; aber in literarischer Hinsicht ist es etwas anders. Nach des Vf. Maxime hätte auch das vorangeschickte Leben des Confucius weggelassen werden können, oder vielmehr sollen, da es nicht von Hn. *Sch.* sondern nach seinem eignen Geständnifs von einem *altmodischen* Freunde herrührt, und in einer schleppenden unangenehmen Schreibart abgefafst ist. Er entschuldigt sich, dafs er sie wegen Kürze der Zeit nicht habe verbessern können, wofern dieses nicht etwa blofse Ziererey ist. Meynt er doch, dafs wenn auch manche Stelle den Leser zum Lachen bringe, dieses wenigstens etwas ganz unschuldiges und zugleich ein literarischer Beweis sey, wie sehr sich unsre Schreibart seit einem Jahrhundert gebessert habe. Dieser Beweis war hier aber unnöthig. Der Aufsatz enthält nur wenige Nachrichten von dem Leben dieses Mannes desto mehr aber von gelehrten Anstalten und den drey Sekten in China, aus Neuhof, Kircher, Martini und andern Jesuiten ohne Auswahl und Kritik. In den Aphorismen findet man viel gesunde Lebensphilosophie, treffliche Regeln der Moral und Klugheit unter einander gemischt, in einer guten Schreibart; sie können also in der That zur nützlichen Lectüre, zur Beschäftigung des Nachdenkens und zur Bildung des Charakters empfohlen werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Neues Erbauungsbuch für Landprediger Privatlehrer und denkende Schulmeister.* Erster Theil. Auch unter dem Titel: *Blicke auf den sittlich religiösen Unterricht nach Katechismen am Ende des achtzehnten und Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.* Erstes Stück, welches die Vorbereitung enthält. XXVIII S. Dedic. u. Vorrede 228 S. Text. (16 gr.)

Schwerlich dürfte zu Anfang des 19 Jahrhunderts von gegenwärtigem Machwerk, das, wenn es so wild und planlos fortgeht, zu einer schwer zu berechnenden Dicke anzuwachsen droht, noch irgend eine Notiz genommen werden. Sehr füglich läfst das Wahre und Nützliche dieser XVI. Bogen sich in XVI. Seiten zusammenfassen. Es dreht sich nämlich alles um den sehr bekannten Gedanken, dafs das menschliche Geschlecht sich noch lange nicht auf einer so hohen Stuffe von Tugend und Glückseligkeit befindet, als es manchen gutmüthigen Schwärmern scheint, dafs die meisten Verbesserungen, deren es sich gegenwärtig rühmt, auf blofser Täuschung beruhen und auf blofses Interesse der Sinnlichkeit (was der Vf. abentheuerlich genug, mit einem Lieblings Ausdrucke: *Stomachalisisches Lustgefühl* — *Stomachalismus* benennt) berechnet sind — dafs man bey künftigen Versuchen einer gründlichern Ausbildung und Vervollkommnung von richtigern sittlichen Principien, als bisher geschehen ist, ausgehen müsse. In einer Folge, die der Logik des Vfs. Ehre macht, werden nun die unter den Menschen herrschende physische Lebensordnung und das Medicinalwesen - Gesetze - Kriegswesen - Eyd - Hebammenkunst, (als etwas von Medicinalwesen verschiednes!) — Dienstbeförderungen, Heyrathen — Armenanstalten (weil sie das Daseyn von Armen voraussetzen) Brodneid — Ehelosigkeit — Zustand und Verhältnifs der Weiber — Aristocraten und Demokraten — Verbote wider den Luxus, das Lotto u. dgl. als Beweise angeführt, wie schlecht es mit uns stehe, und dafs die Cultur der Menschen nicht nur um nichts fortgerückt, sondern noch gar nicht angefangen sey. Dann kommt ein Schwall von Autoritäten, der das bekräftigen soll, woran vernünftig verstanden niemand zweifelt. Die *Blicke* über den Unterricht nach Katechismen, zu denen der Vf. hier noch gar nicht hat kommen können, sollen künftig noch folgen; allein man mufs ihn bitten, dafs er erst selbst richtiger sehen, und das Gesehene zusammenstellen lerne, ehe er seine Gesichte vor das Publicum bringt. Dafs es nicht in diesem buntscheckigen Gemengsel von schiefen Gedanken und Uebertreibungen auch neben bey manches Wahre und Brauchbare gebe, je nachdem etwa eben der Geist seiner Lehrer und Gewährsmänner auf den Vf. wirkte, will Rec. nicht läugnen; auch verzweifelt er nicht ganz an der Fähigkeit desselben, in Zukunft etwas besseres zu leisten — nur mufs er erst correct schreiben, selbst denken, das Gelesene verdauen, Unsinn, wie unter andern der ist, wenn er (eins unter vielen Beyspielen, mit deren Anführung wir die Leser verschonen) S. 176. von *trauriger Empirie der Aerzte, Wundärzte, Philologen und Astronomen* spricht, vermeiden lernen und endlich sich von der Ungezogenheit entwöhnen auf Bücher, wie *Reinhards System der christlichen Moral* und *Schmids Versuch einer Moralphilosophie*, woraus er noch viel zu lernen hätte — und auf nützliche Institute, wie die *Schnepfenthaler Erziehungsanstalt*, verächtliche Seitenblicke zu thun.

Coburg, b. Ahl: *Briefe des Braminen Ali an seine Söhne.* Ein Taschenbuch für studirende Jünglinge zur Bildung für Kopf und Herz. 1795. 184 S. gr. 8. (10 gr.)

Der alte Bramine giebt seinen Söhnen recht heilsame, durchdachte und nicht gemeine Lehren der Lebensweisheit, aus langem Forschen der Wahrheit und vielen Lebenserfahrungen abgezogen und im Tone der morgenländischen Weisheit vorgetragen, die sich in einer gedrungenen, gedankenvollen Sprache und in Sinnsprüchen vernehmen läfst. Der Herausg. der Briefe (wahrscheinlich nur einer neuen Auflage einer ältern Schrift) berichtigt hie und da den heidnischen Braminen in christlichen Anmerkungen und weist die *deutschen christlichen Jünglinge* auf Mosen, die Propheten und Apostel hin.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. Julius 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: D. *Johann Ludwig Schmidts*, ehemaligen Herz. Sachs Cob. Hofraths u. o. öff. Lehrers der Pandekten auf der Univ. Jena etc., *hinterlassene Abhandlungen verschiedener praktischen Rechtsmaterien*, gröstentheils mit *Urtheilssprüchen und Gutachten des Schöppenstuhls und der Juristenfacultät zu Jena* erläutert. Herausgegeben von *Johann Christian Wilhelm Faselius*, Herzoglich-Sachsen-Weimarischen Hof-Advocaten und Stadtschreiber zu Jena. *Erster Band.* 1795. 243 S. 4. (1 Rthlr. 8 gr.) *Zweyter Band.* 1795. 426 S. 4. (2 Rthlr. 8 gr.)

Diese Sammlung einzelner Abhandlungen war schon vom Vf. derselben zum Druck bestimmt; allein dessen 1792 erfolgter Tod verhinderte die Ausführung des Vorhabens. Was der Vater unvollendet gelassen hatte, wollte der Sohn beendigen; aber auch dieser starb, ehe er Hand ans Werk legen konnte. Hr. F. übernahm daher nunmehr, aufgefodert von den Erben des jüngern *Schmidt*, die Besorgung des Drucks, und liefs, nach seiner Versicherung in der Vorrede, das Materiale zwar ganz unverändert; aber an Form und Stil besserte er, so viel ihm möglich war. Für diese letztere Bemühung wird gewifs jeder Käufer des Buches dankbar seyn, denn durch sie hat dasselbe, wenn man es mit den übrigen literarischen Arbeiten des Vf. vergleicht, in Ansehung des Aeufseren bedeutend gewonnen. Was aber den innern Gehalt der einzelnen Aufsätze selbst betrifft, so können sie freylich mit den Schriften eines *Pufendorf*, *Strubens* u. s. w. bey weitem nicht verglichen werden; tief eindringende Erörterungen schwieriger Rechtsfragen, neue historische, oder juristische Entdeckungen und Bemerkungen darf man hier nicht suchen; auch nicht einmal sehr verwickelte, und in der Entscheidung besonders schwierige Rechtsfälle findet man hier aus einander gesetzt, vielmehr müssen die aufgenommenen Rechtssachen, bey weitem dem gröfsten Theile nach, zu den sehr einfachen und keinen Zweifeln unterworfenen gezählt werden; dabey ist die neuere Literatur fast ganz vernachläfsigt, und hätte der Herausg. noch beym Zusammentragen die einzelnen Aufsätze mit den neuern über dieselben Gegenstände erschienenen Schriften sorgfältiger vergleichen wollen, so würde zuverlässig eine nicht unbeträchtliche Zahl derselben ungedruckt geblieben seyn. Praktische Brauchbarkeit indessen, auf welche die Sammlung vorzüglich angelegt zu seyn scheint, kann man ihr doch nicht ganz absprechen, und es ist ein eigenthümlicher Vorzug derselben, dafs bey den einzelnen Aufsätzen alle unnütze Weitläuftigkeit sowohl bey Erzählung der ihnen zum Grunde liegenden Thatsachen, als bey Entwickelung der einschlagenden Rechtsgrundsätze, gröstentheils glücklich vermieden ist. Uebrigens schlagen die aufgenommenen Abhandlungen in das bürgerliche Privat- und Lehnrecht, wie auch in die praktische Rechtsgelehrsamkeit und das peinliche Recht ein, und es liegt Rec. nun nur noch die Pflicht ob, einige Belege zur Rechtfertigung des gefällten Urtheils beyzufügen.

Unter den 75 Aufsätzen *des ersten Bandes* weifs Rec. auch nicht einen als vorzüglich interessant auszuzeichnen; fast alle sind ganz unbedeutend. So wird z. B. in Nr. 9. erwiesen, dafs auch dem Beichtvater der Haupteid zugeschoben werden könne; in Nr. 18., dafs zum Genusse der Rechte und Verbindlichkeiten eines Gastwirthes das Aushängen eines Schildes eben nicht wesentlich nothwendig sey; in Nr. 21., dafs wegen venerischer Krankheit zur Zeit der eingegangenen Ehe diese annulirt werden könne; in Nr. 33. wird ganz irrig behauptet: nach deutschen Rechten sey der Vater ordentlicher Weise keineswegs vollkommen verpflichtet, seine sich verehlichende Tochter auszusteuern u. s. w.

Aus den 118 Abhandlungen *des zweyten Bandes* hingegen verdienen folgende *besonders bemerkt zu werden:* Nr. 71—76., wo die Frage untersucht wird, wie man am sichersten, wegen auf der Post verloren gegangener Sachen, sein Recht gegen die Postmeister verfolgen kann. Nr. 90. Von den Rechtshinderniffen bey einer einzuführenden beständigen Stallfütterung. Nr. 93. Rechtliche Erörterung der Zeit bey der Beweisfrist. Nr. 95. Von der Miethzeit bey einer stillschweigenden Relocation. Nr. 103. Von der Vergleichung der Schrift, oder Recognition durch Zeugen im Executiv- oder Wechselprocefs gegen die eidliche Diffession. Nr. 107. Von der Berechnung der Verletzung über die Hälfte, besonders in Ansehung des Käufers. Nr. 114. Von dem Grundbirn- oder Kartoffel-Zehenden. Nr. 7. Wer in *possessorio summariissimo* gewonnen hat, kann demungeachtet, wenn er nachher *in petitorio* unterliegt, der erhobenen Nutzungen, verursachten Schaden und Unkosten halber, condemnirt werden. Nr. 12. Auch bey einer persönlichen Klage, womit wir von jemanden in Anspruch genommen werden, kann uns der Regress gegen einen Dritten zustandig seyn, also findet dabey ebenfalls eine Litisdenunciation statt, es mag der Dritte uns aus einer erlaubten, oder unerlaubten Handlung zur Schadloshaltung verbindlich seyn. Nr. 17. Die Pfandcontractsklage (*actio pigneratitia directa*) ist zuweilen einem Dritten wider einen Dritten zustandig. — *Unbedeutend* hingegen,

und zum Theil *fehlervoll* sind folgende Aufsätze: Nr. 2. Die vier Jahre, innerhalb welcher ein Minderjähriger Wiedereinsetzung in den vorigen Stand suchen muss, nehmen nicht von der Zeit der erlangten Volljährigkeit, sondern erst von der Zeit, da derselbe, nach erlangter Majorennität, von der Verletzung Nachricht erhalten hat, ihren Anfang. Nr. 4. Zur Gültigkeit eines gerichtlichen Testaments erfodern die Gesetze keinesweges, dass es bis nach des Testators Tode in den Gerichten beständig bleibe. Die Zurückfoderung des Testaments ist auch keine Handlung, woraus dessen Aufhebung mit Zuverlässigkeit gefolgert werden kann. Nr. 3. Die Appellation kann so gut bey dem Oberrichter, als bey dem Unterrichter interponirt werden. Nr. 110. Nach gemeinem deutschen Gerichtsbrauche ist ein verzichtleistender Erbfolgevertrag gemeiniglich ungültig, wenn er nicht durch einen körperlichen Eid bekräftigt worden ist. In Nr. 16., wo vom Zolle die Rede ist, geht der Vf. von folgendem Begriffe aus: — Der Zoll ist eine öffentliche Abgabe, welche die Reisenden *für den sichern Gebrauch der öffentlichen Wege* (!) entrichten müssen. In Nr. 18. wird die Frage aufgeworfen; wem bey Besetzung der Kirchendienste das Vorschlagungs- und Wahlrecht zustehe? und also beantwortet: wenn an einem Orte wegen Besetzung eines Kirchendienstes kein Gesetz, oder Gewohnheit, oder Besitz vorhanden ist, *so ist es billig, dass der Gemeinde bey den ihr von dem Kirchenpatron vorgeschlagenen dienstfähigen Personen das Wahlrecht zustehe.* In Nr. 19. wird von der Abfindung einer Geschwächten weitläuftig gehandelt, und das Resultat des Ganzen am Ende ist, wie wohl vorauszusehen war: es trete hier die richterliche Willkühr ein, die sich nach den Umständen richten müsse. Die Nr. 21. ist überschrieben: Von einer vermeyntlichen Käsekorbs-Gerechtigkeit. — Bey näherer Beleuchtung findet man sodann, dass der ganze Streit darinn bestand, dass ein Hauseigenthümer in die Luft seines Nachbars einen Käsekorb bauen wollte. Eben so ist die Nr. 23. überschrieben: Von der Assecuration eines gekauften Seifentopfs — und am Ende zeigt sichs, dass der ganz einfache Fall dabey zum Grunde liegt, dass der Verkäufer eines eisernen Seifenkessels vier Jahre lang für dessen Güte Bürgschaft geleistet hatte. In Nr. 26. kommt der sogar nicht zu bezweifelnde Satz vor, dass auch ein Hausohn aus einem Contracte, welchen er mit jemanden geschlossen hat, *caeteris paribus*, vollkommen verbindlich werde. In Nr. 29. wird vorerst die bekannte Rechtsregel weitläuftig ausgeführt, dass Eideszuschiebung auch nach Ablauf des Beweistermins, wie auch nach völlig schlecht ausgefallenem Beweise noch statt finde; sodann aber folgende, nach unsrer Einsicht, ganz unrichtige, Ausnahme angegeben: wenn der Beweisführer sich ganz und gar an der vorgeschriebenen Beweisfrist versäumt, indem er entweder gar keine Beweisartikel binnen der Frist eingereicht, oder wenn er dieses zwar gethan, selbige doch auf den Beweissatz eigentlich gar nicht gerichtet hat. In Nr. 32. wird bewiesen, woran wohl niemand zweifelt: dass Unterthanen, welche mit ihrer Landesobrigkeit in Prozess gerathen, dieser über die Streitsache den Eid zuschieben können. Die Nr. 33. enthält die Bemerkung, dass vidimirte Abschriften, welche nicht mit der Urschrift bestärkt werden können, zu keiner Executivklage dienen. Die Nrn. 50. 51. 52. betreffen die paulianische Klage, aber auch nicht eine der neueren Schriften über diesen schwierigen Gegenstand ist dabey benützt worden. In Nr. 67. wird die, auch allen Schülern bekannte Wahrheit sehr weitläuftig ausgeführt, dass die von einem kaiserlichen Hofpfalzgrafen geschehene Legitimation eines unehelichen Kindes an sich die Wirkung nicht habe, dass das Kind seinem Vater succediren könne. Die Nr. 61. untersucht, ob die Anstellung einer Diffamationsklage vortheilhafter sey, als eine Injurienklage? Der Vf. muss also nicht bedacht haben, dass, der richtigern Lehre nach, von einer Diffamationsklage gar die Rede nicht seyn könne, wenn eine Injurienklage statt findet. Die Nr 62. endlich, wo von der gegen eine Injurienklage zum Vorwand genommenen Einrede der Wahrheit die Rede ist, würde zuverlässig ganz anders ausgefallen seyn, wenn einige neuere Schriften über diesen Gegenstand, und namentlich *Webers* vortreffliches Werk benutzt worden wären. — — Diese Proben werden hinreichend seyn, die Leser mit dem Geiste dieser Sammlung bekannt zu machen; wir enthalten uns daher aller weitern Auszüge, und bemerken nur noch, dass dem zweyten Bande ein Register über beide Theile angehängt ist, wofür die Käufer dem Herausg. Dank wissen werden.

Lemgo, b. Meyer: *Johann Heinrich Beermanns*, vorherigen hochfürstl. Hessischen Auditeurs, dermaligen Regierungs-Secretairs in Rinteln, *Grundsätze des heutigen deutschen Kriegs-Rechts. Ersten Theils erste und zweyte Abtheilung.* 1795. 1314 S. 8. (4 Rthlr. 3 gr.)

Ein *gemeines* deutsches Kriegsrecht *im juristischen Sinne* zu schreiben, ist ein eben so misliches Unternehmen, als ein *gemeines* deutsches Privatrecht *im juristischen Sinne* überhaupt aufstellen zu wollen. Eine Bedenklichkeit, die Hr. B. nicht genug erwogen zu haben scheint, wenn er im §. 12. ohne weiters also sich äussert: „Unter dem gemeinen deutschen Kriegsrecht sind, ausser den deutschen Reichsgesetzen, welche in Ansehung der Reichsarmeen ertheilt worden, zugleich alle diejenigen Kriegsgebräuche und Maximen, Sätze und Bestimmungen zu begreifen, nach welchen sich entweder *alle, oder doch die mehresten deutschen Kriegsstaaten* übereinstimmend zu richten pflegen. Das besondere hingegen fasst diejenigen Kriegsordnungen und Gebote unter sich, welche nur bey dem einen, oder andern einzelnen Heere eingeführt sind, und von den Ordnungen der übrigen deutschen Kriegsstaaten abweichen. Jenes, das gemeine deutsche Privatkriegsrecht ist es, wovon dermalen hauptsächlich gehandelt wird." — Da haben wir dann also wieder ein sogenanntes gemeines Recht nach *Selchowischer* Manier! und Hr. B. hat sich dabey die Sache so leicht gemacht, dass er fast durchaus blos die hessischen und preussischen besondern Kriegsrechte als Quellen anführt; nur sehr selten findet man allenfalls noch die österreichischen und hannöveri

noverischen Gesetze angezogen. Ausserdem aber scheint auch noch der Vf. nicht recht einig mit sich gewesen zu seyn, welche Grenzen er seinem Werke eigentlich zu ziehen habe. Im §. 11. drückt er sich ganz bestimmt also aus: „Unter dem deutschen Kriegsrecht darf man nicht die Bestimmung der natürlichen Verhältnisse eines Kriegsstaats gegen andere bewaffnete Mächte erwarten, denn diese gehören ins Völkerrecht; auch darf man sich darunter nicht etwa die Erklärung der zwischen einem Kriegsherrn und seinen Unterthanen bestehenden wechselseitigen Pflichten, noch die Beschreibung einer innern Verfassung eines deutschen Kriegsstaats, als Reichsstand betrachtet, gegen andere Reichsstände vorstellen, indem solche theils in das Natur-, theils in das deutsche öffentliche (!!) Staatsrecht gehörig sind. Das Kriegsrecht, wovon hier die Rede ist, und welches die Rechte und Pflichten der Soldaten überhaupt betrachtet und darstellt, kann vielmehr, wenn ihm sein scientivisches Fach angewiesen werden soll, nicht anders, als ein interessanter Theil des deutschen gemeinen Privatrechts angesehen werden." — Allein dessen ungeachtet sind, wie nachher aus der Inhaltsanzeige erhellen wird, sehr viele Materien aufgenommen worden, die offenbar lediglich in das Staats- und Völkerrecht gehören, und grade dies hätte Hr. B. um so sorgfältiger vermeiden sollen, da er besonders im staats- und völkerrechtlichen Fache eben nicht sehr bewandert zu seyn scheint. Ueber *Höpfners* Naturrecht, und *Pütters* Staatsrecht geht Hier, dem Ansehen nach, seine Bücherkenntniss nicht hinaus; denn sie sind seine beständigen, und fast einzigen Gewährsmänner. Hätte er nur wenigstens *Martens* Compendium zu Rathe gezogen; so würde er gar oft eines Besseren belehrt worden seyn. Aber auch selbst gegen privatrechtliche Principien findet man nicht selten sehr arge Verstöfse. So heifst es, um nur Ein Beyspiel anzuführen, in dem §. 152.: „Da der Werbcontract durch die bestimmte Erklärung des Consenses vollendet wird; so ist solcher, seiner Natur nach, unter die Rubrik der Consensualcontracte zu setzen. Sobald aber die Berichtigung des Handgeldes zum Wesentlichen der Verbindlichkeit erfodert wird, *ist der Contract als real anzusehen.* Da nun ein Realcontract ohne die Tradition der Sache selbst nicht verstanden werden kann; so ist aus jener Voraussetzung zu schliefsen, dafs ein Werbcontract, wodurch ein Handgeld ausbedungen ist, *so lange noch als nicht vollendet anzusehen sey, bis die Darreichung des zur Bedingung gemachten Handgeldes vorausgegangen.*" — Welch eine Verwirrung der Begriffe! Eine systematische, aus richtigen allgemeinen Grundsätzen abgeleitete Darstellung des deutschen Privatkriegsrechts findet man hier folglich nicht; aber, als Materialiensammlung betrachtet, hat das Buch vor den mehresten seines Gleichen entschiedene Vorzüge. Ueberall erkennt man den Mann, der seine Notizen nicht blofs aus Büchern geschöpft, sondern an Ort und Stelle selbst Erfahrungen gemacht, und mannichfaltige Bemerkungen gesammelt hat. Zugleich leuchten überall milde, menschenfreundliche Gesinnungen hervor, dafs alle angehende Auditeurs und Officiere zuverlässig das Werk mit grofsem Nutzen gebrauchen werden. Der Inhalt des bis jetzt gelieferten ersten Bandes ist folgender: *Die erste Abtheilung* zerfällt in acht Abschnitte, worinn gehandelt wird: von der deutschen Kriegsrechtsgelahrtheit, derselben Quellen und Hülfsmitteln überhaupt; von den deutschen Kriegsgesetzen; von den Hauptbestandtheilen des deutschen Kriegsstaates und dessen Bildung (hier ist von dem Rechte, Krieg zu führen in Deutschland, von den Bestandtheilen eines Kriegheeres, von der Anstellung der Soldaten zum Dienste und deren Subordination, von Volontairs, von Hülfstruppen, von der Landmiliz, den Cantonisten und dem allgemeinen Landaufgebote, und endlich von der Musterung die Rede,); von der Unterhaltung der Soldaten (hier will der Vf. bestimmen, in wie weit die deutschen Landesherrn ihren Unterthanen zur Erhaltung der Soldaten Steuern und andere Lasten aufzubürden berechtigt seyen, auch wird vom Fouragiren und dergleichen gehandelt); von der Familie der Soldaten; von dem Eigenthum und den besondern Rechten der Soldaten; von der Sauvegarde; endlich von den Verlüstarten der Soldatenrechte. — *Die zweyte Abtheilung* behandelt das peinliche Kriegsrecht in drey Abschnitten, nämlich: von den Verbrechen und Strafen der Soldaten überhaupt; von verschiedenen gemeinen Verbrechen der Soldaten; von den besonderen militärischen Verbrechen. — Ausgeholt hat der Vf. immer sehr weit; er entschuldigt aber das wirklich ganz befriedigend damit, dafs er sein Werk vorzüglich auch für Personen bestimmt habe, die der Rechte nicht kundig sind. Der noch zu erwartende zweyte Theil wird den Kriegsprocefs entwickeln.

BERLIN: *Beyträge zu einem vernünftigern Denken und Verfahren in Rechtsangelegenheiten.* Zweytes Heft. 1795. 164 S. 8.

Die Vorschläge und Bemerkungen des ungenannten Vf. betreffen diesesmal hauptsächlich die Ordnung der Gläubiger bey Concursen, und die Abkürzung der Concursprocesse. Die Ursachen der langen Dauer der letzteren glaubt er theils in den Richtern, theils in den Gläubigern, theils in den Contradictoren und Güterpflegern, theils endlich und vorzüglich in der Unbestimmtheit und dem Widerspruche der Gesetze zu finden, und macht deswegen in Ansehung aller dieser Punkte mancherley Vorschläge zu Verbesserungen, die aber einzeln hier aufzuzählen zu weitläuftig seyn würde. Was hingegen die Ordnung der Gläubiger betrifft; so will er vorerst alle stillschweigende Unterpfänder und alle allgemeine Hypotheken schlechterdings abgeschafft, und dann nur folgende drey Klassen aufgestellt wissen: *die erste Klasse* soll allein die gerichtlich consentirten Gläubiger, und zwar ohne Unterschied der Zeit, enthalten; in *die zweyte Klasse* sollen die privilegirten, d. h. diejenigen Gläubiger, und zwar auch ohne Unterschied der Zeit, gehören, die ohne ihre Schuld verhindert wurden, Vorsichtigkeit zu gebrauchen, denen mithin das Gesetz billig zu Hülfe kommt, z. B. Kinder in Ansehung ihrer Pathenge-

schenke und überhaupt ihres *peculii* auf das Vermögen des Vaters; Minderjährige, und die ihnen gleichgeachtet werden, auf das Vermögen ihrer Vormünder u. s. w.; in *die dritte Klasse* endlich sollen die übrigen gemeinen, nachlässigen, oder, wie man sie insgemein nennt, die handschriftlichen Gläubiger, und zwar auch wieder ohne Unterschied der Zeit, fallen. — In den Vorschlag, alle allgemeine und gesetzliche Unterpfänder abzuschaffen, stimmt Rec. mit voller Ueberzeugung ein, und, seines Erachtens, liegt es auch klar am Tage, dass, wenn eine neue Gesetzgebung nur die vorgeschlagenen drey Klassen aufnehmen wollte, die jetzt so schwierige Lehre von Concursen alsdann gar sehr vereinfacht werden würde; allein auf der andern Seite sieht er doch auch nur zu sehr ein, dass, sobald man sich in das Detail etwas genauer einlässt, sich eine grosse Menge bedeutender Schwierigkeiten äussern, die der Vf. dieser Schrift weder vollständig genug aufgefasst, noch auch die aufgefassten befriedigend genug aus dem Wege geräumt hat. — Die übrigen in diesem Hefte noch vorkommenden kürzern Bemerkungen sind zur Berichtigung einiger Stellen in dem neueren preussischen Landrechte bestimmt, und folgenden Inhalts: I. Gedanken über die Frage, wann sollen im Trunke geschehene Erklärungen und geschlossene Verbindlichkeiten ihre Gültigkeit erlangen? II. Nähere Erörterung der Frage: wenn ein Vermächtniss zu seiner Bestimmung nicht hinreicht, ob der Erbe, oder der Bedachte das Fehlende zuzuschiessen habe? III. Wer mit der Erfüllung eines Contracts, wobey ein Reugeld festgesetzt worden ist, bereits den Anfang gemacht hat, kann bey theilbaren Gegenständen, gegen Erlegung des Reugeldes, unter Einschränkungen, der fernern Erfüllung sich entziehen; ja auch ein Dritter kann auf das Reugeld klagen. IV. Widerlegung der 30ten Bemerkung in D. Hommels Rhapsodien. V. Etwas von Schenkungen über die Hälfte beym Leben und auf den Todesfall. VI. Den Richtern wird Behutsamkeit empfohlen, den streitigen Gegenstand statt der Strafe nicht dem beschwerten Theile zuzusprechen. — Ueberall zeigt sich der Vf. als einen scharfsinnigen, selbstdenkenden Mann, dem es weder an Erfahrung, noch an theoretischen Kenntnissen fehlt, und der selbst dann noch immer belehrend bleibt, wenn man auch in der Hauptsache seiner Meynung nicht beytreten kann.

PHILOSOPHIE.

Baireuth, im Verlag der dasigen Zeitungsdruckerey: *Praktische Anleitung, Geist und Herz durch die Lectüre der Dichter zu bilden.* II. Theil. 1794. 294 S. 8.

Die äsopische Fabel und das lyrische Gedicht werden in diesem Theile eben so abgehandelt, wie im ersten das Epigramm. Der Vf. entwickelt nämlich verschiedene Fabeln und lyrische Gedichte, und sucht dadurch die Eigenschaften und Regeln dieser Dichtungsarten deutlich zu machen. Rec. freut sich, dass dies in diesem Theile mit etwas weniger Wortgepränge geschehen ist, und wiederholt seine Meynung über den ersten Theil, dass dieses Buch für alle, welche keinen förmlichen ästhetischen Unterricht erhalten haben, sehr unterrichtend und nützlich seyn könne.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Frankfurt a. M.*, in der Andreäischen Buchh.: *Darstellung der Amphibolie der Reflexionsbegriffe*, nebst dem Versuche einer Widerlegung der Hauptmomente der Einwendungen *Aenesidems* gegen die Reinholdische Elementarphilosophie. 1795. 116 S. 8. (8 gr.) Ob die Darstellung der Amphibolie der Reflexionsbegriffe, dem, der die Kantische nicht fasst, fasslicher seyn wird, als diese ihm war, daran zweifelt Rec. Der Begriff der Reflexion ist hier bey weitem nicht so ausführlich entwickelt, als in Kants Kr. d. r. V., und auch nicht einmal richtig bestimmt, denn reflectiren heisst nicht, wie der Vf. S. 2. angiebt: einen Vergleich über Dinge anstellen, um uns ihres Verhältnisses zu einander bewusst zu werden; sondern die Aufsuchung ihrer gemeinschaftlichen Erkenntnissquelle, um dann sie vergleichen zu *können*. Wenn ich zwey Gröfsen messe, und mir ihrer Verhältnisse dadurch bewusst werde, so heisst dies nicht reflectiren, aber wenn ich den gemeinschaftlichen Maasstab dazu aufsuche, z. B. auf welche Art ich Winkel mit Seiten, und diese mit jenen vergleichen könnte, dann reflectire oder *überlege* ich. Der Versuch der Widerlegung der Hauptmomente der Einwendungen Aenesidems gegen die Reinholdische Elementarphilosophie, zeigt mehr Scharfsinn des Vf. und eine vertraute Bekanntschaft mit der Theorie des Vorstellungsvermögens. Zuerst zeigt der Vf. die Ungereimtheit der Foderung des Aenesidems, vor einer Theorie des Vorstellungsvermögens die Untersuchung vorausgehen zu lassen, ob eine Erkenntniss des Ursprungs unsrer Vorstellungen a priori und a posteriori überall möglich sey, und nicht vielmehr alle Fähigkeiten unsers Gemüths übersteige: da ja offenbar dies erst durch die Kritik des Erkenntnissvermögens ausgemacht werden könne. Dann sucht er zu zeigen, dass Aenesidem nicht erwiesen habe; der Satz des Bewusstseyns qualificire sich nicht zum höchsten Grundsatz der Philosophie, dass die Begriffe von Vorstellung, Object und Subject nicht nach Reinholds Begriffen von Aen. aufgefasst worden, dass er eben so den Begriff von Vorstellungsvermögen verwirre, und dass Hume wirklich durch die Kr. d. r. V. widerlegt sey. Der Vf. weiss sehr gut die Trugschlüsse des Aenesidems aufzudecken, und die Sache der Theorie des Vorstellungsvermögens durch feine Distinctionen zu retten. Er nimmt aber auch nur (welches bey Widerlegungen immer sollte beobachtet werden,) allein auf die Einwürfe Aen. Rücksicht, ohne sich über die Reinholdische Elementarphilosophie übrigens näher zu erklären. Der Ton, der in der Widerlegung herrscht, ist durchgängig freymüthig und kaltblütig, und der Untersuchung der Wahrheit angemessen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. Julius 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Kummer: *Schrift und Vernunft für denkende Christen*, von D. *Gottlob August Baumgarten Krusius*, Konsistorialassessor und Stiftssuperintendent in Merseburg. Erstes Bändchen. 1793. 238 S. Zweytes Bändchen. 1793. 212 S. Drittes Bändchen. 1794. 223 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. will in dieser Schrift eine *zweckmäßig vollständige Darstellung der Vernunftmäßigkeit des Christenthums nach den Begriffen orthodoxer Lutheraner* liefern. (Dies hätte auf dem Titel etwas deutlicher sollen ausgedruckt seyn.) Er hat orthodoxe Theologen, unter andern Crusius zu Lehrern gehabt, ist eine Zeitlang Zweifler gewesen, aber hernach zur Gewissheit gekommen. Das Resultat seiner zwanzigjährigen ernstlichen und gewissenhaften Forschungen und Prüfungen ist denn *Orthodoxie* (im strengsten Verstande) und seine Ueberzeugung ist darinn so fest worden, dass ihn schwerlich etwas wankend machen kann. Durch diese Schrift, wovon noch drey Bändchen zu erwarten sind, hofft er nun andere auch dahin zu führen, und sieht sich dazu genöthigt, weil niemand es unternommen hat, gegen die sogenannten Neologen, seine Erzfeinde, zu Felde zu ziehen. Dagegen ist nun an sich nichts zu erinnern. Hr. *BC.* handelt darinn ganz recht, wenn er seiner subjectiven Ueberzeugung folgt, und Rec. schätzt seinen Glauben, den er durch anhaltendes redliches Forschen erlangt hat, und seinen Eifer für die Verbreitung desselben gegen die Meynungen anderer, die er sich als schädliche Irrthümer vorstellt. Aber durch die Art, wie er dieses thut, wird er schwerlich seine Absicht erreichen. Bey dem Kreis von Lesern, die schon der sogenannten Orthodoxie ergeben sind, wird er zwar wahrscheinlich ihren Glauben befestigen, aber Rec. zweifelt, ob er einen einzigen Andersdenkenden bekehren werde. Das lässt zuförderst der aufbrausende und imposante Ton nicht erwarten, mit welchem er von ihnen und von Recensenten in den Vorreden und in der Schrift selbst zu sprechen sich erlaubt hat. Man urtheile aus folgenden Stellen in der Vorrede zum 1. Bande, S. IX. „Man darf nur ein paar Journale und gelehrte Zeitungen mit lesen, ein paar neue Schriften durchblättern, um das, was die Herren, die den Ton angeben, als Wahrheit und Aufklärung ausposaunt haben, dreist und mit wegwerfender Verachtung derer, die das Gegentheil behaupten, nachsprechen: und man ragt über alle noch so gelehrte Orthodoxen, wäre man auch kaum bis zur *Tertianerwissenschaft herangegangen*, gigantisch empor. Ursache genug, warum junge aufgeklärte Genie's und *hochweise heterodoxe* Schriftsteller von allen Seiten her, wie *Schwämme* nach einem fruchtbaren Regen aufwachsen! Man kann ja zum berühmten Namen nicht leichter kommen!“ Und S. X. „Orthodoxer Theologen Schriften sind, seitdem sie *jeder Knabe mit Kothe wirft*, wenn sie im Publicum zu erscheinen sich erkühnen, nicht sehr zahlreich. — Und die noch vorhanden sind, hat man zu unterdrücken und unbekannt zu erhalten oder herabzuwürdigen gewusst, — über jeden orthodoxen Lehrer wird der Stab gebrochen, er ist ein träger und unwissender Nachbeter des vernunftwidrigsten Unsinns.“ Und so werden die Andersdenkenden nie andere als *gelehrte Dictatoren*, *hochweise Herren*, *hochgepriesene Neologen* und *Heterodoxen* titulirt, und sogar beschuldigt, als wenn sie auf gewaltthätige Verfolgung der Christen und der Orthodoxen ausgingen und letztere nicht zum Worte kommen liessen. Ist das wohl der Geist der Sanftmuth, der einen christlichen Lehrer so sehr ziert? und meynt Hr. *BC.* wirklich, dass er durch solche Ausfälle und wiederholte Beleidigungen andere für seine Meynung gewinnen werde? Es sind doch unter denen, die nicht so orthodox sind, wie er, so viele würdige Theologen, die ebenfalls nach Wahrheit streben und Verbreitung ächter Religion und Sittlichkeit zur Absicht haben; es giebt so manche, die allgemein als Orthodoxe gelten, z. E. Morus, Rosenmüller, Seiler, die aber nicht alles in der Schrift und Vernunft finden, was er darinn gefunden hat; und es werden ja so manche gründliche Recensionen orthodoxer Schriften geliefert, die nur denen nicht gründlich scheinen, die als seichte Schriftsteller dem Publicum dargestellt werden. Diese alle mit denen in eine Klasse zu setzen, die der Vf. charakterisirt, ist doch grosse Ungerechtigkeit und Intoleranz, oder vielmehr, wie er S. XIII. sich auszudrücken beliebt, wahre Ungezogenheit. Wer kann denn dafür, dass der orthodoxen (d. i. nach dem alten System geformten) Schriften immer weniger werden und sie der Kraft der Wahrheit nicht wiederstehen können? Und was wird das Aufbrausen weiter helfen, da man es doch nur als das letzte Angstgeschrey und den Ton der Verzweiflung betrachtet. Zwar lenkt der Vf. am Ende der Vorrede des 2. Bandes wieder ein, und nimmt diejenigen von dieser verworfenen Klasse wieder aus, die bescheiden, ernsthaft und gründlich ihre Ueberzeugung der seinigen entgegensetzen. Aber er bestimmt doch gleich anfangs seine Gegner ganz im Allgemeinen als solche, die theils Deisten sind, theils solche, die *nicht alle* Glaubenslehren, welche ältere und neuere orthodoxe Protestanten für biblische Lehren und wesentliche Bestand-

theile des christlichen Lehrgebäudes gehalten haben, noch dafür erkennen wollen, von denen durchaus ganz im Allgemeinen gesprochen und behauptet wird, dass die Heterodoxen sich in den Besitz der gelehrten Zeitungsfabrik (?) gesetzt haben. Und warum erlaubt sich denn der Vf. in seinem ganzen Buche so manche hämische Ausfalle auf alle diejenigen, die nicht in allem seines Glaubens sind, wovon man B. 1. S. 29. und B III. S. 106. auffallende Beyspiele findet. Sind aber nicht alle aufgeklärte Theologen gemeynt, so sieht er nicht ein, wo denn die Leute sind, die er hier so abscheulich vorstellt. Es müssten denn Recensenten gemeynt seyn, die elende orthodoxe Schriften nicht loben, blos deswegen weil sie orthodox sind, sondern sie kurz und gut als Produkte der Unwissenheit charakterisiren, welches denn freylich von dem beleidigten Schriftsteller als ein Machtspruch, als Intoleranz und Verfolgung angesehen wird.

Unter diesen Umständen ist es eine sehr misliche Sache, das Amt eines Recensenten bey der Schrift des Vf. zu übernehmen. Recensentenlob erwartet und begehrt er nicht, weil er als *unbärtiger Jüngling ein paar Wochen lang* Recensent gewesen, und denn mit eben der Ueberzeugung aus dieser ehrbaren Zunft getreten ist, die Cicero der Augur von den Auguren erlangt hat. Mit Widerlegung ists gefährlich, denn nach der Vorr. des 2. Bandes fürchtet er sich vor keiner Art von Waffen, mit denen man ihn anzugreifen gedenkt, und seine Entschliessungen sind auf jeden möglichen Angriff schon gefasst. Wenn es denn aber seyn soll, so werde denn das Werk begonnen. Rec., der schon längst über die unbärtige Jünglingschaft hinweg ist und zwar nicht so früh, aber viel längere Zeit Recensent gewesen ist, fürchtet sich vor den Entschliessungen des Vf. auch nicht, und steht seinen Mann. Aber zuvor muss die Capitulation mit dem Vf. erst geschlossen werden; denn es hat ihm beliebt, den Kritikern seiner Schrift gewisse Punkte vorzulegen, die Rec. beantworten muss. Nämlich: 1) sie sollen sich höflich und bescheiden aufführen etc. A. Accordirt, nur wäre zu wünschen gewesen, dass Hr. BC. ein besseres Beyspiel gegeben hätte. 2) Dass sie blosse Aufstellung entgegengesetzter Meynungen mit Machtsprüchen verbrämt nicht für Widerlegung ansehen. A. accordirt. 3) Dass sie keinen Satz für erwiesen ausgeben, wovon sie nicht entweder auf der Stelle den Beweis führen, oder Buch und Seitenzahl angeben, wo der Beweis, den sie nicht zu führen für nöthig erachten, zu finden ist. A. Abgeschlagen, weil dies die Grenzen einer Recension überschreitet und manche Sätze schon so oft bewiesen sind, dass die Beweise und die Schriften, worinn sie stehen, den mehrsten Lesern nicht unbekannt seyn können, oder wenigstens nicht unbekannt seyn sollten. Zudem ist Rec. mit dem Vf. in den Hauptprincipien so wenig einig, dass zur Widerlegung ein ganzes Buch nöthig wäre. Z. E. der Vf. bekennt von sich, dass seine ganze Philosophie *empirisch* sey und dass er keinen Vernunftsatz anerkenne, der nicht auf Beobachtungen und Erfahrungen sich gründe, und Rec. hält es in Absicht auf Religion und Sittlichkeit blos mit der reinen Vernunft und glaubt, dass die Lehren derselben aus Erfahrung gar nicht hergeleitet werden können, weil die Erfahrung uns zwar lehrt, was geschieht, aber nicht, was geschehen soll. Auch würde eine Widerlegung durch Gründe gar nichts helfen, weil dem Vf. sein System so gewiss ist, dass er eine wirkliche Widerlegung für *gänzliche Unmöglichkeit* hält. Rec. hält es daher für das rathsamste, den Lesern blos zu referiren, was er gefunden hat, seine Meynung im Allgemeinen zu sagen und zuweilen nur einige Zweifel beyzufügen. Dass der Vf. sein System gut inne habe, dass er dabey selbst gedacht, viele Kenntnisse besitze, und sich mit der Lesung vieler Schriften beschäftigt habe, lehrt der Augenschein. Seine Belesenheit ist aber noch lange nicht so ausgebreitet, als es nöthig war, um seine Absicht zu erreichen und sein System gegen alle Angriffe zu sichern. Sollte dieses geschehen, so musste er nicht nur die neuesten Schriften gelesen haben, sondern auch mit der kritischen Philosophie bekannt seyn, durch welche die Untersuchung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion und der einzelnen Lehren derselben eine ganz andere Wendung genommen hat, worauf das, was der Vf. vorbringt, gar nicht mehr passend ist. Dies offenbart sich sogleich bey den philosophischen Principien, von welchen er ausgeht. Gleich in der ersten Abhandlung ist er sehr verlegen darüber, was man eigentlich unter *Vernunft* zu verstehen habe, wenn von *Vernunftreligion* die Rede sey, und meynt, die Denkkraft selbst könne sie hier nicht bedeuten, sondern entweder gewisse Regeln, nach denen unsere Seele denkt, oder gewisse Begriffe und Grundsatze, die wir schon für wahr erkannt haben, und dabey bleibt er auch in der Vorrede zum 3. Bande ungeachtet der Erinnerungen, die ein Rec. dagegen gemacht hatte. Hätte der Vf. die neuesten philosophischen Schriften gelesen, so würde er bald aus seiner Verlegenheit gekommen seyn. Er würde auch bald einsehen, dass nicht alles ausgemachte Wahrheit sey, was er dafür hält, wenigstens manches eine genauere Bestimmung erfodere, als S. 17. *Alle* Schlüsse und Beweise *a priori* gehen ursprünglich von Bemerkungen *a posteriori* aus; fast alle Vernunftwahrheiten, die selbst Principe sind, sind Hypothesen; (von Postulaten der Vernunft weiss der Vf. nichts,) niemand darf sich herausnehmen, seine Vernunft für allgemeine Menschenvernunft auszugeben; (es können also nie allgemeingültige Wahrheiten statt finden,) S. 157. Richtige Grundsätze und Dogmen der Philosophie sind Abstractionen von Erfahrungen, und moralische Sätze sind richtig und gut nur denn, wenn sie im thätigen Leben anwendbar gefunden werden; (woher aber nun zuerst moralische Sätze erkannt werden, ist nicht gezeigt,) alle unsere Ueberzeugungen beruhen auf Auctorität unserer Lehrer. Eben so geht der Vf. seinen eigenen Weg in Absicht auf Offenbarung und Eingebung der Schrift, ohne auf die neuesten Gründe und Gegengründe im geringsten Rücksicht zu nehmen. Seiner Meynung nach ist eine göttliche Offenbarung die wahre, *erste* und *ursprünglich alleinige* Erkenntnisquelle der Religion; gleichwohl darf keine Offenbarung einer allgemein anerkannten und jeder erweislichen Vernunftwahr-

wahrheit (die alſo doch aus einer trühern Quelle erkannt ſeyn muſs,) widerſprechen. (Der Glaube an das Daſeyn Gottes muſs alſo auch allein durch Offenbarung entſtanden ſeyn, welches offenbar widerſprechend iſt, wie von neuern Philoſophen, z. E. *Schmid*, augenſcheinlich gezeigt worden iſt.) Sobald der erſte Menſch geſchaffen war, erhielt er nach S. 52. und B. III. S. 159. von Gott einen weitläuftigen Religionsunterricht, (ungeachtet er da noch gar nicht zum Beſinnen gekommen war, und von den gegenwärtigen Dingen noch gar keine Idee haben konnte,) und in der Vorrede des 3. B. wird genau beſchrieben, wie die Offenbarung den erſten Menſchen widerfahren, und wie ſpätere Offenbarungen geſchehen, nämlich nicht durch äuſserliche Sinne, ſondern durch *Empfindung*. Die *objective* Gültigkeit erhalten ſie durch Wunder und Weiſsagungen; und dieſe ſind auch der beſte Beweis für den *erſten* Unterricht. Auch hier iſt die Materie nicht erſchöpft, ſo viel Kenntniſſe Hr. *BC.* auch dabey gezeigt hat. Den Einwurf, daſs man alle Wunder natürlich erklären könne, hebt er S. 149. auf die Weiſe: „wer ſolche Begebenheiten natürlich erklären will, muſs ſie entweder *ſelbſt nachmachen* oder ihre natürliche Möglichkeit *augenſcheinlich* beweiſen.“ Wie aber, wenn jemand von Hn. *BC.* einen *augenſcheinlichen* Beweis foderte, daſs ſie nicht natürlich ſeyn könnten? Das möchte ihm wohl eben ſo ſchwer fallen, als die Foderung zu erfüllen, die er an ſeine Gegner thut. Bey den verſchiedenen Bedeutungen des Worts *heil. Geiſt* πνευμα und den Redensarten: *der heil. Geiſt iſt über mir* etc. worauf der ganze Beweis von Eingebung ſich gründet, würde der Vf. in neuern Schriften manche ſchwere Knoten aufzulöſen finden, über die er mit vieler Leichtigkeit hinwegeilt. *Geheimniſſe* nennt er B. II. S. 40.. Lehren, von deren Inhalte man ſich zwar eine *deutliche* Vorſtellung machen kann, die aber nichts ähnliches in der Natur haben, und doch geſteht er B. III. S. 80. ſelbſt ein, daſs die Lehre von der Dreyeinigkeit nicht anſchaulich und erklärbar gemacht werden könne. Doch hält er ſie für vernunft- und ſchriftmäſsig. Obgleich Morus und andere orthodoxe Theologen keine Spur davon im A. Teſt. finden, ſo ſieht er ſie doch ganz deutlich darinn bezeichnet, und da werden denn alle die gewöhnlichen Beweiſe, die längſt widerlegt ſind, auch ſogar die aus den Namen Gottes, die eine Mehrheit anzeigen, und der aus Pſ. 2, 7. vollſtändig numerirt, ohne im Geringſten über die Gegengründe etwas zu bemerken. Eben ſo verfährt er auch mit den Beweisſtellen des N. Teſt., wo ſogar 1 Joh. 5, 7. aus ſehr ſeichten Gründen noch in Schutz genommen iſt. (Sollte Hr. *BC.* dies etwa einen Machtſpruch erklären, ſo verweiſt ihn Rec. auf die neueſte *Griesbachiſche* Schrift, worinn er die Beweiſe finden wird.) Zuweilen kommt er doch bey den Gegengründen etwas ins Gedränge, als bey Joh. 10, 34—36. wo Chriſtus θεοι ſelbſt von Obrigkeiten erklärt. Hier ſucht er ſich denn durch eine lange ſehr künſtliche Widerlegung zu helfen und nimmt am Ende ein *argumentum καθ' ἀνθρωπον* an, wovon er ſonſt nichts wiſſen wollte. Auch bey Joh. 17, 3. ſucht er ſich dadurch aus der Noth zu helfen, daſs er ſagt: ἀληθινος θεος bedeute hier nicht den *wirklichen*, ſondern den *wahrhaftigen* Gott, wodurch doch immer der Gegenſatz: *Gott* und *Geſandter Gottes* nicht aufgehoben wird. Um die Vernunftmäſsigkeit der Dreyeinigkeitslehre zu zeigen, geräth der Vf. auf ſehr ſpeculative Unterſuchungen, die ihn aber immer mehr in Schwierigkeiten verwickeln. *Perſon* wird durch *Subject* erklärt, alſo wären *drey Subjecte* in Gott, und Gott iſt doch auch *ein Subject*, alſo hätten wir ein Subject und drey Subjecte. Ferner werden ſie ausdrücklich 3 *individua* genannt, welche 3 *ſubſiſtentias incompletas* haben. Man ſoll nicht ſagen: die Exiſtenz des Sohnes und heil. Geiſtes iſt vom Vater *verurſacht*, ſondern: ſie iſt von Ewigkeit von der Exiſtenz *determinirt*. (Wie fein? und doch ſoll dieſe Lehre zum Praktiſchen und zur Seelen Seligkeit unentbehrlich ſeyn!) Uebrigens muſs Rec. bekennen, daſs ihm der weitſchweifige declamatoriſche Vortrag das Leſen der ganzen Schrift ſehr läſtig gemacht habe. Hr. *BC.* entſchuldigt dies zwar mit ſeiner Wärme; aber bey ſolchen Unterſuchungen iſt der Affect offenbar ſchädlich, ein kaltblütiger mehr gedrängter Vortrag, der nur mit mäſsiger Wärme verbunden iſt, und das ruhige Nachdenken nicht hindert, iſt allein geſchickt, Ueberzeugung zu bewirken und die Wahrheit im reinſten Lichte darzuſtellen.

GESCHICHTE.

Paris, b. Deroy: *L'antique Rome, ou deſcription hiſtorique et pittoresque de tout ce qui concerne le peuple romain, dans ſes coſtumes civiles, militaires et religieux, dans ſes moeurs publiques et privées, depuis Romulus juſqu'à Auguſtule.* — Ouvrage orné de cinquante tableaux. Par *H. Graſſet Saint-Sauveur*, ancien Vice-conſul de France en Hongrie. 1796. 224 S. 4. (11 Rthlr.)

Noch immer ſcheint der Geiſt der Franzoſen beynahe ausſchlieſsend auf Politik gerichtet zu ſeyn. Werke, welche durch Gelehrſamkeit Anſpruch auf den Dank der Nachwelt machen könnten, erwartet man ſeit der Revolution meiſt vergeblich. Auch das gegenwärtige, dem Titel nach viel verſprechende, durch ſchönen Druck und eine Menge Kupfer ſich auszeichnende Buch, erhebt ſich nicht über die Klaſſe der gewöhnlichen Altagsbücher, die mit jedem Jahre zum Vorſchein kommen, um bald auf immer zu verſchwinden. Zwar an Zuverſichtlichkeit fehlt es dem Vf. nicht; er ſpricht über alles mit ſo feſten ſchneidendem Tone, als wenn es gar nicht möglich wäre, irgendwo anderer Meynung zu ſeyn; er weiſs ſo viele einzelne Umſtände in der Kleidung, in dem häuslichen Betragen der Römer etc. aufzuſpüren, daſs der Deutſche ſich beſchämt fühlen muſs, in den Alten keine Angaben zu ſo wichtigen Aufſchlüſſen gefunden zu haben: aber freylich muſs man dies alles auf das ehrliche Geſicht des Vf. glauben. Zuweilen beliebt es ihm doch die Quellen zu citiren aus denen er ſchöpfte, und er citirt — die franzöſiſche Ueberſetzung nicht bloſs griechiſcher Schriftſteller, ſondern

dem selbst des Plinius. Bey allem dem möchte er sich, durch Anführung alter Inschriften die Miene des Kenners geben, ja er versichert sogar, wenn die gegenwärtige Arbeit guten Fortgang gewinnt, alle Nationen mit der Fackel der Kritik zu beleuchten. Der Titel des vorliegenden Werks verspricht den ganzen Umfang der römischen Archaeologie; wie viel müßten wir aber hersetzen, um nur das Fehlende nachzuholen, oder zu zeigen, was über einzelne Gegenstände schlechterdings hätte gesagt werden müssen, wenn der Leser einen erträglichen Begriff von dem vorgetragenen Gegenstande erhalten sollte. Allein auch das was man noch findet, ist voll von groben Nachläßigkeiten. Es kostet dem Vf. gar nichts bey Gelegenheit des Sabinerraubs zu sagen, daß jeder Römer sich im *Dunkel der Nacht* seine künftige Ehehälfte erbeutete. S. 118. Daß 10000 Sesterzen 10000 Livres betragen. S. 126. Daß Rom noch immer nur 100 Senatoren hatte, als es von der Monarchie zur Republik überging; daß man nur die ältesten Rathsherren *Patres*, alle übrigen durchgängig *Conscripti* nannte. Einmal däucht es ihm doch unschicklich noch nirgends den Grundtext angeführt zu haben; er citirt also V. Tac. I. — Die Hauptabsicht des Vf. ist eigentlich, die Römer seinen Mitbürgern im möglichst unvortheilhaften Lichte zu schildern, vermuthlich um sie dadurch von den Vergleichungen zurück zu bringen, welche, wirklich oft unschicklich genug, in Frankreich bey der geringsten Gelegenheit zwischen beiden Nationen angestellt werden. Auch hier glückt es ihm nicht; schon deswegen nicht, weil er überall einen elenden Gedanken aufzuhaschen sucht, der nicht in der Geschichte, sondern in seiner verdorbenen Einbildungskraft liegt. Die jungen salischen Priester, sagt er, schlichen sich in die Häuser der jungen Patricierinnen, und dann bedeckte sie die Nacht mit ihrem Schleyer. — S. 10. spottet der Vf. über den Pontifex Maximus, welcher die vestalischen Jungfrauen mit der Ruthe strafen mußte, wenn sie ihre Vorschriften übertraten. „Ein Pontifex M. von 19 Jahren geißelt ein Mädchen von 18 Jahren, das den willigen Rücken zur Strafe beut, und — auf der folgenden Seite versichert er selbst, daß die Stelle des Pontif. M. niemand erhalten konnte, als ein Mann von ausgezeichneten Verdiensten, und der die höchsten Würden des Staats schon bekleidet hatte. Und doch von 19 Jahren?

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Salzburg*, Corbinian Gürtner, J. U. D. et P. P. O. Progr. *De jure summi Pontificis in erectione academiarum Germaniae catholicarum.* 1795. 16 S. 4. — Im J. 1792 wies das Kapitel zu Lüttich einen Kandidaten deswegen ab, weil er die akademische Würde von der Universität zu Bonn erhalten hatte, diese aber, als von dem Pabst nicht bestätigt, für eine *katholische* Universität nicht gehalten werden könne, wie doch gleichwohl nach den Statuten des lütticher Domkapitels erfoderlich sey. — Dieser Vorgang veranlaßte Hn. *G.*, die Frage zu untersuchen: ob die päbstliche Bestätigung wesentlich erfoderlich sey, um eine deutsche Universität für eine *katholische* halten zu können? Die Beantwortung ist verneinend ausgefallen, und durch allgemeine staatsrechtliche Gründe sowohl, als durch die Geschichte hinreichend gerechtfertigt worden.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Leo: *Beytrag zur Erkenntniß der Natur und Heilart des Kollers der Pferde*, von D. *Fr. Aug. Röber*, des Churfürstl. Sächs. Sanitätscollegii und der Leipz. ökon. Societät wirklichen Mitgliede und der Residenz Dresden Physikus. 1794. 88 S. 8. — Hr. *R.* liefert uns in dieser wohlgerathenen Schrift einen interessanten Beytrag zur Kenntniß der Natur und Heilart des Kollers der Pferde. Sie gründet sich auf Erfahrung und richtige Grundsätze der Arzneywissenschaft. Außer *Wollstein* haben bis jetzt wenig Thierärzte über diese so häufig vorkommende Krankheit etwas gründliches geliefert, wir rathen daher jedem Thierarzte, diese kleine Schrift nicht unbenutzt zu lassen. — Einiges vom Inhalte: Zuerst eine Definition vom Koller; er besteht in einer Verstimmung der Lebenskraft, durch die es sich und seiner Handlungen unbewußt, bald in einem sehr muth- und kraftlosen, stumpfen, bald in einem, aber nur kurze Zeit dauernden, sehr energischen Zustande erscheint. Hierauf die wesentlichen Kennzeichen des Kollers, er ist jedesmal von Mangel an Freslust begleitet, und ganz die nämliche Krankheit, die wir bey den Menschen unter den Namen Melankolie, — Tiefsinn und Manie — Wahnsinn, Raserey kennen. Nach des Vf. richtiger Bemerkung fallen die mehrsten kollerichten Pferde apoplektisch, wenigere mit schleichendem Fieber, hektisch. Mit Recht unterscheidet der Vf. S. 5. den Koller vom Sonnenstich, der hitzigsten Krankheit, die in einer Entzündung der Gehirnhäute, oder des Gehirns selbst besteht; — von einer Periode der Folgen des Bisses eines wüthenden Thieres, worinn, bevor die Wuth selbst ausbricht, das Pferd ebenfalls als vom Koller befallen dasteht, Fressen und Saufen versagt; — von gewissen Perioden der Schleim- und Faulfieber; — und von einigen Symptomen der Halsentzündungen, wo nämlich vom Antriebe des Blutes nach dem Kopf, leicht eine vorübergehende Raserey entsteht. Gründlich und lehrreich ist des Vf. Untersuchung der mannichfaltigen Ursachen des Kollers. Nach den verschiedenen Ursachen glaubt er den Koller am schicklichsten eintheilen zu können: 1) in den hypochondrischen, 2) in den metastatischen, 3) in den Saamenkoller, 4) in den Krampfkoller, 5) in den Koller von organischen Fehlern der Hirnschale und des Gehirns, 6) in den angeerbten Koller. S. 33. folgt der Plan zur Kur, der ganz den Ursachen der Krankheit angemessen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Julius 1796.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Schmidhauer u. Comp.: *Politischer Codex, oder wesentliche Darstellung sämmtlicher die K. K. Staaten betreffenden Gesetze und Anordnungen im politischen Fache,* Praktisch bearbeitet von *Ignatz de Luca*, K. K. Rath und Professor auf der hiesigen (hiesigen) Universität. Band I—XIV. 1789—1795. 8. (13 Rthlr. 16 gr.)

Ueber Zweck und Anlage dieses weitläuftigen Werkes äussert sich der Herausg. in der Vorrede also: „Der Zweck dieses Werkes ist, die politischen Gegenstände, worüber Gesetze bestehen, nach der Buchstabenfolge darzustellen, die auf einen Gegenstand sich gründenden Gesetze nach der Zeitfolge zu ordnen, und sowohl den Mann in Geschäften, als jenen ausser denselben, in den Stand zu setzen, über das, wonach er sucht, einen bündigen und kurzen Bescheid, ohne Zeitverspitterung, zu erhalten. Alle seit dem Jahre 1359 bis 1788 ergangenen Gesetze gehören in den Plan." — Der dreyzehnte und vierzehnte Band enthalten die Josephinischen Gesetze von 1789 bis den 20sten Febr. 1790, und nun soll noch ein chronologisches und Materialienrepertorium über alle österreichische politische Gesetze, unter dem Titel: *Anhang zum politischen Codex*, nachfolgen, über deren Inhalt der Vf. sich also äussert; „das chronologische Repertorium nimmt die politischen Gesetze von 1359 bis zum December 1794, nach der Zeitfolge gereiht, und ganz nach dem chronologischen Register des *Codicis austriaci* geformt, auf, und bey jedem ist die Quelle, mit Berufung auf den Band und die Seite, wo solches nach seinem ganzen Inhalt zu lesen ist, angezeigt. Das Materialien-Repertorium soll vorzüglich reichhaltig an Schlagwörtern ausfallen, zugleich aber auch Berichtigungen und Zusätze über den ganzen politischen Codex enthalten." — Bey der Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des Ausdrucks: *politische Gesetze*, ist es allerdings schwer, genau anzugeben, was man hier eigentlich zu suchen hat; doch sieht man bald aus dem Inhalte, dass der Herausg. im Ganzen alle Gesetze über Polizey u. s. w., die nicht gerade in das Justizfach einschlagen, aufnehmen wollte. Ob er dieses Unternehmen *vollständig* ausgeführt habe, könnte man nur dann mit Gewissheit beurtheilen, wenn man zwischen dem Buche selbst und dem fast unübersehlichen Vorrathe der vorhandenen Gesetze eine sorgfältige Vergleichung anstellte; dazu aber fehlt es Rec. gänzlich an Gelegenheit. Grosser Fleiss leuchtet überall aus dem Werke hervor, und an häufigen Nachweisungen von einem Artikel zum andern hat es der Herausg. auch nicht fehlen lassen. Seine Sprache und Darstellung ist zwar weder gebildet, noch glücklich; allein hier, wo hauptsächlich von fleissiger Sammlung der Materialien die Rede ist, kommt es eben so genau nicht darauf an. Eine Hauptrücksicht war, blos das noch gegenwärtig Brauchbare zu liefern, und dies geleistet zu haben, versichert Hr. *de L.* feyerlich. Uns bleibt demnach nur noch übrig, einige wenige Artikel zur Probe hier beyzufügen: *Brodtverkauf*, zu Abstellung des Verkaufes eines nicht in gehöriger Güte ausgebackenen Brodes wird in Böhmen den Bäckern die Austheilung der Geschenke zu den heiligen Zeiten, als: an Weihnachten, zu Ostern, und am Wenceslausfeste, bey 50 fl. Strafe verboten. Der Anzeiger dieser gesetzwidrigen Geschenke erhält den Drittheil des Strafgeldes, der Rest fällt dem Polizeyfond zu. 1788. Oct. 7 S. Markt 1786 Dec. 24. *Glasermeisterstück* besteht in einem Fenster mit viereckigten und mit Bley durchgezogenen Tafeln. Die Verfertigung kann nach dem bestellten Maasse geschehen. 1783. Apr. 8. *Handmesse* nennt man jene Messe, welche täglich gelesen wird, und wofür das Geld dem Priester auf die Hand gegeben wird. S. Pfarrprovisor. 1787 März 10. *Handwerksbegünstigung*, Handwerker, welche sich in Galicien niederlassen, erhalten das Bürger- und Meisterrecht unentgeltlich, ferner, Befreyung von jeder persönlichen Steuerentrichtung auf zehen Jahre, und der Recrutenstellung für sich und ihre Söhne 1782. Sept. 27. *Herrenhuter*, die Absendung einiger Unterthanen an die Herrenhutergemeinde um Lehrer und Anweiser in ihrer Religion, wird verboten 1782 März 16. *Kameraladministration*, darunter gehören alle landesfürstliche-, Exjesuiten-, Religions-, Stifts-, Damenstifts-, Universitäts und andere dergleichen Fonds, s. Kreisamt 1785. Apr. 25. u. s. w.

Brünn, b. Gastl: *Vollständige Sammlung aller seit dem Jahre 1729 bis gegenwärtig ergangenen Generalien und Verordnungen für sämmtliche Innungen und Zünfte.* In systematisch-chronologischer Ordnung. 1793. 674 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. dieser Sammlung hat sich nicht genannt; auch weder über den Zweck seines Werkes überhaupt, noch auch insbesondere über den Grund der von ihm angenommenen Anfangsperiode des Jahres 1729 Rechenschaft gegeben. Die Anlage des Ganzen ist die, dass bis zur Seite 113 die allgemeinen, *die Zünfte und Innungen überhaupt*, von da an aber bis ans Ende die, *die einzelnen Zünfte* betreffenden Verordnungen geliefert werden. Durch beygefügte Marginalien und ein angehängtes Register wird der Gebrauch des Werkes sehr

sehr erleichtert, so dass alle österreichische Geschäftsmänner dem Vf. für seine zweckmäßige Arbeit zuverlässig sehr dankbar seyn werden. Ob die Sammlung vollständig ist, kann nur derjenige beurtheilen, der alle im Oesterreichischen in der angegebenen Periode über Handwerksachen ergangenen Verordnungen bey der Hand hat. Rec. war nicht im Stande, dazu zu gelangen, und muss sich daher auch hierüber alles Urtheilens enthalten.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Von dem verderblichen Einfluss(e) des Lotteriewesens auf den Staat* in vorzüglicher Hinsicht auf die arbeitende und productive Volksklasse. Von *Christian Friedrich Roscher.* 1795. 334 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. untersucht und beurtheilt die Lotterien nach ihrem Ursprunge, ihren Endzwecken, gewöhnlichen Einrichtung und Wirkungen, und trägt hiernach theils die Beweise ihrer Schädlichkeit, theils auch Vorschläge zu ihrer Verbesserung vor. Alles dieses hat er unter den Rubriken von 15 Fragen und deren Beantwortung vertheilt.

Nach der nicht unwahrscheinlichen Hypothese des Vf. hat die wahrgenommene Unmöglichkeit, der herrschend gewordenen Neigung zu Hazardspielen durch Strafgesetze zu steuern, die erste Veranlassung zur Erfindung und Einführung der Lotterieen gegeben. Die Landesregierungen betrachteten sie als ein Auskunftsmittel, wodurch der nicht zu hemmenden Spielsucht eine minder schädliche Gelegenheit zu ihrer Befriedigung eröffnet, und einem grossen Uebel durch die Duldung eines geringern abgeholfen werden könnte. Wie sehr und wie bald aber dieser ursprüngliche Zweck, durch hinzugekommene Nebenabsichten wieder vernichtet worden sey, wird in dem Folgenden gezeigt. Der Vf. beweist, dass die Lotterieen schon nach ihrer ersten Anlage das gar nicht leisten konnten, was man von ihnen erwartete; und dass sie vielmehr gerade das Gegentheil von dem, was beabsichtigt worden, bewirken mussten, seitdem man ihre Anzahl vermehrt, die Theilnahme daran, durch verkleinerte Loose, erleichtert, und die Gewinnsucht durch Vorspiegelungen aller Art zu reizen gewusst habe. Hiedurch werde hauptsächlich der mit den nöthigsten und nützlichsten Nahrungsgewerben beschäfftigten Volksklasse geschadet, die doch billig durch erschwerte Theilnahme an Lotterien davon am weitesten entfernt gehalten werden sollte. Der Nachtheil der Lotterieen für die Privatpersonen sowohl als den Staat wird umständlich aus einander gesetzt, wobey der Vf. sein Räsonnement immer mit ausführlichen Berechnungen unterstützt, die dem Buche einen besondern Werth geben. So bemerkt er z. B., dass bey der Dresdner Zuchthauslotterie die Inhaber von 2116 ganzen, oder 8464 Viertelloosen immer ihre Beyträge durch Nieten verlieren müssen, um 3 Lotteriespielern die 3 höchsten Gewinnste zu verschaffen. Aus den hier abgedruckten Balanzen einiger Lotterieen und den genauen Berechnungen des Vf. erhellt ferner, dass 10 deutsche Lotterieen, nämlich 9 sächsische und die hannöverische L., von Zeit der ersten bis zur letzten Ziehung der Circulation 27,976 Rthlr. 19 gr. 4 pf. entziehen, und dass die weiter aufgestellten 15 deutschen Lotterieen, seit ihrer Existenz, durch das Müssigliegen der Einsatzgelder, 11 Millionen 8720 Thaler ausser Circulation gesetzt, und dadurch einen Verlust an Nutzung dieser Summe, zu 5 Procent gerechnet, von 550,436 Thaler verursacht haben; ein Verlust, der in manchen Zweigen der Industrie (z. B. bey dem verminderten Betrieb bergmännischer Kuxe) vielleicht noch näher nachgewiesen werden könnte. Hiernächst bringt es der Vf. durch die aus der verminderten Geldmasse in Deutschland, aus dem vergrösserten Unvermögen der gemeinen ländlichen und städtischen Einwohner, aus ihrem sich nunmehr verbreitenden Misstrauen gegen die Lotterieen, und aus den getreu und umständlich beschriebenen mannichfaltigen Gewerben, die mit dem Absatze der Lotterieloose getrieben werden, gezogenen Folgerungen zum hohen Grade der Wahrscheinlichkeit, dass die Lotterieen, und zugleich die mit ihrem Betriebe beschäftigten Personen nach und nach immer mehr in Verfall gerathen werden. Zu den schlimmen Folgen der überhäuften Menge von Lotterieen wird nun noch mit Recht der dadurch veranlasste und sich darauf beziehende betrügliche Handel mit Loosen zum Ausspielen der Silber-Galanterie - u. a. Waaren gerechnet. Aus allem dem zieht der Vf. den Schluss, dass ein allgemeines Verbot der Lotterieen die grösste Wohlthat für den Staat seyn würde. Da er jedoch zugleich gesteht, dass für jeden Staat eine einzige, nicht nur unschädliche, sondern auch für das allgemeine Staatsinteresse nützliche Lotterie zu errichten möglich sey; so beschliesst er sein Buch mit Vorschlägen über derselben Einrichtung. Diese bestehen in 14 durch hinzugefügte nähere Bestimmungen und Berechnungen hinlänglich aufgeklärten Grundsätzen; die von der Einrichtung und Beschaffenheit aller bisher geduldeten Lotterieen ganz abweichen, und das nicht zu bezweifelnde Verdienst der Ausführbarkeit und Nützlichkeit haben.

Schon aus dem vorhergehenden, genau nach der Folge des Inhalts des Buchs abgefassten kurzen Auszuge wird es sichtbar, dass nicht alle Theile desselben an ihrer rechten Stelle stehen, und dass die Evidenz der Beweise durch eine schicklichere Ordnung merklich hätte verstärkt werden können. Wiederholte heftige und weitschweifige Declamationen hätten auch füglicher wegbleiben können. Indess bleibt doch diesem Buche immer der unverkennbare Werth, dass darinn das Lotteriewesen mehr, als es bisher geschehen, durch genaue Zergliederung, sorgfältige Prüfung und Bestimmung seines wahren Gehalts ist aufgeklärt worden. Schade nur, dass diese Belehrungen den meisten von denen, welchen sie gerade am heilsamsten seyn würden, nämlich den lotteriespielsüchtigen gemeinen Bürgern und Landleuten, eben zuletzt bekannt werden, und, wenn dies auch geschiehet, doch den allerwenigsten von ihnen verständlich genug seyn dürften. Um so mehr ist zu wünschen, dass deutsche Landesregierungen selbst sie ihrer Aufmerksamkeit würdigen,

und

und dadurch überzeugt, dem landverderblichen Lotterieunwesen von oben herab steuern mögen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DEUTSCHLAND (Lübeck): *Untersuchungen über wahre und fabelhafte Theologie* von *Thomas Paine*. Aus dem Englischen übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen des Uebersetzers begleitet. 1794. 287 S. 8.

Trüge diese Schrift (im Original: *The age of Reason, being an Investigation of true and fabulous Theology*) nicht den Namen eines so berühmten oder verschrieenen Namens auf der Stirne, sie würde auch nicht so berühmt und so verschrieen seyn. So aber meynte jeder, nach seiner Denkart, in ihr entweder ein grosses Labsal für seinen Durst nach Wahrheit und Freyheit zu finden, oder ein tödtendes Gift für Christenthum und Staatsordnung zu entdecken. Rec. kennt einen deutschen Fürsten, in dessen Lande man von Beschränkung der Lesefreyheit sonst gar nichts weiss, der aber den Verkauf dieses Buchs, das er bey einer seiner Prinzessinnen gefunden hatte, sogleich untersagte, worauf nur noch mehr Nachfrage erfolgte. — Der Ueberf. hat das seinige gethan, die Schrift noch merkwürdiger, für die eine Klasse von Lesern anziehender, für die andere abscheulicher zu machen. Indessen ist des Schreibens darüber und dawider in England viel mehr, als in Deutschland, wo die Celebrität eines neuen Buchs jetzt fast eben so flüchtig ist, als die Neuheit einer Zeitungsnachricht.

Welch ein ernsthaftes Ansehn sich nun auch der Vf. geben, und wie sehr er seine Leser, vielleicht auch sich selbst, überreden mag, er habe ehrlich und lange genug geprüft, so ist doch diese Schrift offenbar das Werk einer flüchtigen Gemüthsbewegung, eine von seinen politischen Lieblingsmeynungen, und von den Begebenheiten des Tages ihm abgedrungene Herzensergiessung. Dies lässt er selbst merken, wenn er sagt: „*Die Menschheit* (er meynt nur die französische Herrscherparthey) *befindet sich jetzt in einer gewissen Gefahr, bey dem allgemeinen Untergange des Aberglaubens*; (er meynt nur den Umsturz der Hierarchie in Frankreich) *und dem Umsturze aller falschen Regierungssysteme*, (er meynt nur die Abschaffung des Königthums in Frankreich) *die Moralität, die Humanität und die wahre Theologie zugleich mit aus dem Gesichte zu verlieren*," und wenn er hinzusetzt, er folge hier dem Beyspiele, welches ihm viele von seinen Amtsgenossen und Mitbürgern in Frankreich in der freywilligen Ablegung ihres persönlichen Glaubensbekenntnisses gegeben hätten. Und als ein solches unvorbereitetes Product des Augenblicks erscheint nun auch das Ganze. Wenn daher auch der Schriftsteller aus diesem Grunde, weil er unvorbereitet sich erklären wollte oder musste, keine Nachsicht von seinen Lesern erbittet, wenn er sich übereilt haben sollte, so wird man ihm doch Nachsicht wiederfahren lassen, und sich nicht wundern müssen, dass theologische Untersuchungen unter solchen Umständen der Zeit und des Orts, wo der Vf. schrieb, eben so plötzlich, als politische, abgethan werden. Mit seiner Absagung von allem Kirchenglauben, wie er Namen habe, jüdischen, türkischen, (statt muhammedanischen; wie wenn er statt christlich, holländisch sagen wollte,) christlichen, ist er bald fertig. Denn jede dieser Kirchen berufe sich doch auf göttliche Offenbarungen, die nur gewissen Personen mitgetheilt wären; dass dies habe geschehen können, sey nicht in Zweifel zu ziehen, dass es aber wirklich geschehen sey, beruhe auf dieser Personen eignem Zeugniss, also *auf Hörensagen*. Und hiemit ist die Untersuchung geendiget. In dem Augenblick fällt ihm noch ein, dass es vielleicht *innere* Kennzeichen einer Offenbarung gebe; diesen Einfall beantwortet er aber nur in Absicht der Juden: *Innere Kennzeichen der Göttlichkeit sind an den heiligen zehn Geboten nicht zu finden; sie enthalten zwar einige gute moralische Vorschriften* (viel zu viel zugegeben!): *doch muss ich hievon die Erklärung ausnehmen, dass Gott die Sünden der Väter heimsuche an den Kindern* (und doch würde vielleicht der Vf. selbst es nicht ungeschickt geredet finden, dass Gott die Sünden Ludewigs XIV an Ludewig XVI heimgesucht habe!). — Was das Christenthum betrifft, so erfodre ein so sonderbarer Umstand, dass *die Jungfrau Maria ohne alle Gemeinschaft mit einem Manne schwanger geworden*, und Jesus *also Gottes Sohn* sey, einen weit stärkern Beweis, als das Hörensagen; zu der Zeit seiner Geburt wäre noch *viel heidnischer Aberglaube* in der Welt, und vertrauter Umgang der Götter mit dem Frauenzimmer nach den Meynungen der Menschen eine *alltägliche Sache* gewesen; eben daher aber auch von den Juden, *die alle Erzählungen der heidnischen Mythologie verwarfen*, jene Geschichte von Jesu Geburt *nie für wahr angenommen* worden. Diese Stelle zur Probe der Behandlungsweise, welche sich der Vf. in der historischen Kritik erlaubt. Doch räumt er auch gleich wieder ein, die Lehre dieses Jesus, *wiewohl Confucius und einige griechische Philosophen viele Jahre vor ihm, und die Quäcker nach ihm, wie in der That alle rechtschaffene Leute in jedem Zeitalter, eben dasselbe gelehrt haben*, sey nie von irgend einem übertroffen worden. Aber der Geschichte von seiner Auferstehung und Himmelfahrt sey *das Siegel der Täuschung und des Betrugs gar zu sichtbar aufgedrückt; die christlichen Mythologen, die sich christliche Kirche nannten*, haben aus *der simpeln Erzählung von diesem tugendhaften Reformator und Revolutionisten, der die Gleichheit predigte, der gegen die Priesterschaft eiferte, und vielleicht auch die Befreyung der jüdischen Nation von dem Joche der Römer zu Stande bringen wollte, eine Fabel zusammengesetzt, die an ausschweifender Ungereimtheit von keinem einzigen Stück der Mythologie der Alten übertroffen wird.* — Genug, um zu zeigen, welche Streifzüge durch das ganze Gebiet der Lehre und Geschichte des Christenthums der Vf. unternimmt; wer Gedult hat, folge ihm dabey auf dem Fusse nach, und sehe, wie siegprahlend er dahin zieht, wenn er hier einem vermeynten Beweise seine Kraft genommen, dort eine Bibelerzählung, oder eine be-

sondre theologische Meynung und Erklärung dem Gelächter ausgesetzt, da einen schädlichen Auswuchs des Aberglaubens und des Fanatismus dem Christenthum aufgebürdet und an diesem bestraft hat. Da laufen denn auch in der Eile, mit welcher er daher fährt, manche solche ungesunde Urtheile mit unter, als: „der beste griechische Philolog, der jetzt in Europa lebt, versteht das Griechische nicht so gut, als es im Alterthum ein griechischer Ackerknecht oder eine griechische Milchmagd verstand; was die Aussprache und das *eigenthümliche Idiom* betrifft, so verstehn unsre Professoren nicht einmal so viel davon, wie die Kühe, welche von einer griechischen oder römischen Magd gemolken wurden;" oder auch solche historische Falschheiten, als: „Vigilius war zum Feuertode verdammt, weil er behauptet hatte, dass es Gegenfüssler gebe, oder dass die Erde eine Kugel sey etc.

Der Uebersetzer folgt seinem Helden auf diesen Zügen mit Bewunderung des Muths und der Kunst, die er beweiset, hat aber doch zuweilen etwas zu erinnern, und will seinen eigenen Gang gehen. Lächerliche Unwissenheit beweiset er nur noch mehr, als P., wenn er in einigen Aussprüchen und Gleichnissreden Jesu eine verderbliche Lehre findet, und ihn daraus schlechter moralischer Gesinnungen zeihet. Es ist ein schon abgenutzter Kunstgriff, wenn er sich das Ansehen giebt, er wisse alles, habe alles genau geprüft, und alles zu leicht gefunden, was zur Vertheidigung und Aufklärung dieser Reden Jesu gesagt und geschrieben sey.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchh.: *Belehrungen über gemeinnützige Natur- und Lebenssachen für allerley Leser*, von *Johann August Ephraim Götze*. Ein *Anhang* zu dem Werke: *Natur, Menschenleben und Vorsehung*. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von *Johann August Donndorff*. 1794. 326 S. 8. (16 gr.)

Dies ist die *letzte* Arbeit des sel. Götze. Er wollte auf diese Art in mehrern Bändchen ein dem beliebten Werke: *Natur, Menschenleben und Vorsehung* ähnliches Werk liefern, nur aber die Lehre von der *Vorsehung* weglassen, weil es so äusserst schwer sey, die Grenzlinien davon zu ziehen, und unter allen Umständen des menschlichen Lebens *bestimmt* zu sagen: *das hat die Vorsehung gethan!* — Allein der Vf. starb darüber, und hinterliess blos Materialien zu dem Einen Bande, der als *Anhang* zu dem eben genannten Werke herausgegeben worden ist, aber auch als ein für sich bestehendes Werk angesehen und angeschafft werden kann. Kein Liebhaber der Natur wird diesen Nachlass ohne Vergnügen und Nutzen lesen. Vorzüglich unterhaltend sind die Abhandlungen von den *Wundern eines Fliegenflügels;* von der Kunst, ein *Fliegenauge* gut zu präpariren; von der Unschädlichkeit und Nützlichkeit der *Krähen;* von der weisen Structur des *Bienenstachels;* von der Behauptung, dass der *Aal Schuppen* habe; von der eigentlichen Ursache, warum die *Nesseln* so brennen; von den rothen *Blutkügelchen an den Rosenstielen;* von der Entstehung und dem Stiche der *Flöhe;* von den *Milben* der *Fledermäuse;* von der sogenannten *Läusesucht;* über das Geschlecht und die Fortpflanzung der Läuse, worüber Beobachtungen beygebracht sind, welche die Meynung, dass bey diesem Insekte kein Geschlechtsunterschied statt finde, widerlegen. Zu verwundern ist es, wie der sel. Mann unter den anhaltendsten schmerzhaftesten Zufällen mit so vieler Gedult beobachten, und das Beobachtete so unterhaltend niederschreiben konnte. Niemand wird seine Vorrede zu dieser letzten Arbeit, woraus der reinste Geist der Ergebung und Gemüthsruhe athmet, ohne Rührung und ohne den Wunsch aus der Hand legen: *sit tibi terra levis!*

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Meyer: *Abriss einer Regentengeschichte von Sachsen.* Der durchlauchtigsten Prinzessin, Maria Augusta, Frau von Sachsen unterthänigst zugeeignet von *Johann Gottlob Schulz.* 1795. (6 gr.) — Auf einem grossen Royalbogen liefert Hr. S. eine sächsische Regententafel, welche mit Markgraf Konrad zu Meissen, oder mit dem J. 1127 anfängt, und sich mit dem jetzt regierenden Kurfürsten zu Sachsen, Friedrich August III endigt. Von einem jeden, in diesem langen Zeitraum vorkommenden, Regenten werden die *merkwürdigsten Ereignisse* nur mit wenig Worten und blos nach Rubriken angeführt, und nebenher die *vorzüglichsten Personen*, die in die Regentengeschichte Einfluss haben, oder sonst merkwürdig sind, namhaft gemacht.

Da dergleichen Tabellen allerdings die geschwinde Uebersicht und Wiederholung der Geschichte erleichtern; so können wir den Gebrauch derselben demjenigen, der in der sächsischen Geschichte kein Fremdling mehr ist, empfehlen. Dass übrigens Hr. S. die Regenten der theils ausgestorbenen, theils noch jetzt blühenden sächs. Häuser, *Weissenfels, Merseburg, Zeitz, Weimar, Altenburg, Eisenach, Jena, Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eisenberg, Hildburghausen* und *Saalfeld* ganz mit Stillschweigen übergangen hat, können wir um so weniger billigen, da man, nach der Ueberschrift zu urtheilen, eine vollständige Anzeige der *sämmtlichen* sächsischen Regenten zu erwarten berechtiget ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Julius 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Monath u. Kußler: *Institutionum Therapiae generalis. Pars altera*, Auctore *J. C. G. Ackermann* Prof. Altorf. 1795. XXXII u. 111 S. 8.

Dieser 2te Theil der *Institut. therap. gener.*, den Hr. *A.* bey Abfassung und Herausgabe seiner allgemeinen Therapie sicherlich nicht hinzuzufügen gedachte, zerfällt in *prolegomena de principio et finibus therapeutices*, welche schicklicher als Einleitung zu dem ganzen Werk gedient hätten, und in einen *libellum de medicamentis eorumque formulis*, welches wir nur als einen fremdartigen, unzweckmäfsigen Zusatz ansehen können. Es ist bemerkenswerth, dafs der Vf. erst jetzt gegen den Plan einer allgemeinen Therapie verstöfst, da er über ihr Princip und ihre Grenzen Betrachtungen anstellt, welche wir zwar bey dem eigentlichen Handbuche vermifsten, in dem uns aber die Einrichtung und Ausführung mehr, als bey allen seinen Vorgängern Genüge that. Es ist nicht nur gegen den Begriff einer allgemeinen Wissenschaft, so ins Einzelne der Anwendung zu gehen, sondern so wird auch ein zu auffallender Eingriff in den Bezirk der praktischen Vorlesungen gethan. Was aber dieser grofsen Neuerung am meisten entgegen steht, ist die Betrachtung, dafs der medicinische Zögling in der Zeit, in welcher er allgemeine Therapie hört, noch nicht die Ausübung sich nahe genug denkt, um solche bestimmte Formeln, mit denen er nachmahls alle Gefahren des Clinikers bestehen zu können wähnt, einen tiefen Eindruck auf sich machen zu lassen. Unmöglich kann und soll die allgemeine Therapie die vielen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten aus dem Wege räumen, welche auch dem in nichts versäumten Arzt während der ersten Jahre der Ausübung oft so viele Noth machen, wenn er nicht aufs Reine bringen kann, in welcher Gestalt und Gabe er ein Arzneymittel zu geben hat. Die Sache ist zu vielen Veränderungen unterworfen und die praktischen Schriftsteller setzen ein Uebereinkommen voraus, das gar nicht statt findet. Wünscht doch oft der vollendete praktische Arzt hierüber einen Unterricht; so z. B. wer wird nicht mit Leidwesen vermissen, dafs Hr. Wichmann uns nicht gesagt hat, auf welche Weise er das untrügliche Mittel gegen eine der schrecklichsten Krankheiten, den Bisam gegen das von ihm so unverkennbar geschilderte Millarische Asthma angewendet hat, ob in kleinen oft wiederholten Gaben oder nach Methode der Engländer, in grofsen Gaben und grofsen Zwischenräumen. Unbequem und unzureichend ist, dafs Hr. *A.* nach Riems Beyspiel am Ende nach den Nummern der Formeln angibt, was ihre kleinste, gröfste und mittlere Gabe sey. Besser wäre das doch bey jeder Formel selbst anzuführen gewesen, und bleibt nicht ein Hauptpunkt unbestimmt, ob und wie oft in 24 Stunden diese Gaben zu wiederholen sind? Dafs hier viele an sich schätzbare Bemerkungen zusammengestellt sind, wird keiner bezweifeln. In den Formeln selbst ist nichts Unwirksames aufgenommen und kein Verstofs gegen die Chemie. Aber der Vf. hat es mit unsern besten Aerzten gemein, zu viele Mittel zusammen zu mischen. Dazu sollte nur das Bedürfnifs eines complicirten Zustandes bewegen können. Allein man sieht, es ist eine feste, aber sehr tadelnswerthe Maxime geworden, die bey den einfachsten Anzeigen sich nicht gern an ein Mittel hält, und da sie ihnen getreu bleiben mufs, ähnlich wirkende Arzneyen häuft. Ist nicht eine Vorschrift, wie die 204te fast lächerlich: *Rec. Radicum graminis, taraxaci, cichorei, saponariae etc.?* Kann es ein Lehrer verantworten, wenn er ohne angeführten Bewegungsgrund zu einer Gebrauchsart des Isländischen Mooses Quassia hinzusetzt? Welche grofse Hindernisse dies Verfahren unsrer Einsicht von der Wirksamkeit einzelner Mittel in den Weg legt, verdient eine besondere Auseinandersetzung. Es gehe wirklich weit, wohin es damit unter uns gekommen ist und um ein kurzes Beyspiel anzuführen, hat nicht kürzlich ein geschätzter Arzt Richters gegen Säure empfohlnes Mittel aus Ochsengalle und der Assa erproben und rühmen wollen, aber kein Wort darüber verloren, dafs er Rhabarber hinzusetzte, wodurch die ganze Beobachtung ihre Beweiskraft verliert, da Rhabarber schon allein geholfen haben kann.

Darf in einer allgemeinen Therapie wohl die Rede seyn von einem *pulv. ad rhachitidem*, von einem *Electuar. antifebril.*? Es wird wiederholt gewarnt, nicht zu vergessen, dafs betäubende Mittel in Clystieren nicht anders wirken, als wenn sie geschluckt worden wären. Ob das auf die gewöhnliche Weise bereitete *oleum hyoscyami* eine betäubende Kraft habe, wird bezweifelt. Einen augenblicklichen Tod sahe der Vf. von einer Einspritzung des Kirschlorbeerwassers in den After und die Mutterscheide. Im 475ten § werden die Verbindungen, unter denen Fäulnifs eintritt, vortrefflich auseinandergesetzt. Es wird gezeigt, dafs selten oder nie Umstände da seyen, welche China und mineralische Säuren zugleich anzeigen, Mittel, welche unsre Praktiker bey jedem etwas bösartigen Blatterkranken zu vereinigen suchen, wovon die Mortalitätslisten den Erfolg zeigen. Ein der gröfsten Aufmerksamkeit werthes Urtheil fällt Hr. *A.* über die Mittel gegen die Gicht. Es gebe keine Arzney gegen die Gichtschärfe, sie befalle

falle mit oder ohne Fieber. Wichtig sey es indefs, dafs alle reinigende Organe in Thätigkeit gehalten werden. Die Dulcamara sey in Gichtzufällen, mit denen eine zu grofse Empfindlichkeit der Fieber verbunden sey, erprobt; auch das *Aconitum* stumpfe das Gefühl gegen die Schmerzen ab und schaffe durch die Haut und Urinwege viel weg.

Wahrscheinlich haben unsere Bemerkungen bey Beurtheilung des ersten Theils dieses Werkes Hn. *A.* vorzüglich bewogen, uns seine Ideen über den Gang mitzutheilen, den eine allgemeine Therapie zu nehmen hat, so wie über ihren Inhalt und Umfang. Er hat nun das Verdienst, die Untersuchung eingeleitet und festgesetzt zu haben. Er bringt alles auf die Frage zurück, ob ein allgemeiner pathologischer Zustand oder eine allgemeine Heilmethode der Gegenstand dieser Wissenschaft seyn soll, wo er sich dann für jenen erklärt und also einen Weg einschlägt, den *Jo. de Gorter* zuletzt betrat. Wir sind in dem Resultat nicht mit ihm einstimmig, sehen auch nicht ein, wie er gegen seine Foderungen die Einrichtung seines eignen Werkes rechtfertigen kann, aber dürfen uns hier nicht erlauben, unsere entgegengesetzte Meynung weiter auszuführen.

Die Latinität eines unsrer elegantesten Aerzte bedarf keines Lobes. Aber den der Bestimmtheit und feinern Auseinandersetzung der Ideen so angemessnen Vortrag müssen wir rühmen, da man ihn aus dem einseitigen Gesichtspunkt getadelt hat, weil er nicht aphoristisch sey.

LEIPZIG, b. Crusius: *G. T. V. Selig*, Medici Plavienfis, *Observationes medicae de morbis quibusdam difficilioribus*. 1795. 180 S. 8.

Zu einer je gröfsern Menge bereits die Sammlungen medicinischer Beobachtungen, die wir besitzen, angewachsen sind, desto gröfser werden unsere Foderungen an einen Jeden, der jene Sammlungen mit einer neuen vermehren will. Entweder müssen die Fälle, welche er beschreibt, sich durch ihre Seltenheit auszeichnen, oder, was auch wir für das gröfsere Verdienst halten, er mufs, wenn er gewöhnliche und täglich vorkommende Krankheiten beschreibt, diese besser, als andere vor ihm, beobachtet, die Merkmale ihrer verschiedenen Gattungen genauer angegeben, ihre Ursachen sorgfältiger erforscht, und die Bedingungen richtiger bestimmt haben, unter welchen Arzneymittel, die er angewendet hat, schädlich oder heilsam gewesen sind. Die vor uns liegende Sammlung von Beobachtungen gehört unstreitig zu der letztern Klasse. Die Fälle, die er beobachtet hat, sind folgende: *Mania puerperarum moscho curata. Mania a causa biliosa acri orta, moscho et evacuantibus curata. Melancholia ex atra bile, balneis tepidis, medicamentis viscerabus diluentibusque curata. Melancholiae causa bilioso-putrida, evacuantibus, diluentibus, acidis et demum extracto hyosciami sanata. Melancholia extracto hyosciami et Pill. gummosis sanata. Melancholia a variis faciei retrogressis, infuso seminoso roborante curata. Mania periodica balneis tepidis curata. Melancholia post puerperium roborantibus curata. Melancholia extracto hyosciami et aceto destillato curata. Melancholia tartaro tartarisato et mixtura camphorata acida curata. Mania ex atra bile curata. Haemoptoe ex causa putrida, acido vitrioli curata. Phthisis incipiens infuso florum arnicae sanata. Haemoptysis curata. Haemoptysis ex vitiis infimi ventris orta et curata. Observationes de diversis dysenteriae speciebus. Dysenteria exanthemate purpuraceo soluta. Malum ischiadicum vomitorio turatum. Morbus iliacus cum ictero consociatus, solutione salis amari et sero lactis curatus. Hernia inguinalis decocto vinoso foliorum rorismarini et aliis medicamentis internis curata. Exanthema faciei periodicum, extracto Cicutae et Aconiti sanatum. Hernia inguinalis cum febre purpuracea consociata, et ambae curatae. Chlorosis in feminis adultioribus insolita et sanata. Obstructio lienis curata. Febris catarrhalis maligna ex tinea capitis regressa. Febris biliosa cum delirio phrenitico. Phrenitis in femina 14 dierum spatio curata. Ischuria vesicalis cum febre biliosa rheumatica. De angina pectoris. Haemorrhagia uteri Ipecacoanha curata. Cephalalgia periodica laxante curata. Dysuria et spasmus vesicae in femina lactante absessibus in brachiis sanata. Dysuria scorbutica in fabro ferrario. De febre purpurata ex scabie disparente. Febris intermittentis soporosae bini casus. De epidemia febris scarlatinae. Febris erysipelacea. Dolor circa talum pedis dextri rheumaticus post siphilitidem exortus et sanatus. Ozaena s. ulcus phagedaenicum nasi tandem decocto sassaparillae sanatum. Haemorrhagia uteri cum fluore albo. Vires arnicae in extravasatione sanguinis interna probatae. Atrophia infantis curata. Pleuritis putrida ex regressa scabie. Ophthalmia serosa curata in vetula. Ophthalmia aestiva curata. Puellus vomitu et diarrhoea laborans. Cardialgia e fomite putrido secessu vermium sanata. Hemicraniae species evacuantibus sanata. Convulsiones trium infantum a vermibus, et pilulis foetidis curatae. Convulsiones extracto hyosciami sublatae. Symptomata hydrophobiam praecedentia et tamen prohibita. Staphyloma ex nimia lachrymatione post variolas exortum, et aqua vegeto-minerali Goulardi curatum. Scabies putrida acido vitrioli curata. Cephalaea hypochondriaca infuso florum arnicae curata. Historia morbi varioloi et miliaris Nobilis de N. 20 annorum 1778.* — Eine Menge interessanter Bemerkungen laden den Arzt zur Lectüre dieser Sammlung ein, und das Vergnügen dabey wird ihm nicht, wie oft in medicinischen Schriften der Fall ist, durch eine schlechte Schreibart vermindert.

LONDON, b. dem Vf. und Vernor: *Practical observations on the operation and effects of certain medicines in the prevention and cure of diseases, to which Europeans are subject in hot climates, and in these Kingdoms.* — by *R. Shannon*. M. D. 1794. 558 S. 8.

Der ungleich längere Titel, der nun noch das Versprechen enthält, sich selbst leicht zu helfen, sich vor Scorbut etc. zu sichern, würde hier zu viel Raum wegnehmen, die *certain medicines* verrathen ohnehin schon, in welche Klasse das Buch gehöre. Der Vf. ist nämlich ein Geheimnifskramer von der feinern Art, der

bey

bey nicht gemeinen Kenntnissen; und bey guter Lectüre ein antifebrilisches und antiscorbutisches Mittel von seiner Erfindung hier anpreiset. Er liefert über alle auf Seereisen und in heissen Himmelsstrichen nur irgend bekannte Krankheiten Beschreibungen von den besten Schriftstellern, *Lind*, *Moseley*, *Wade*, *Blane*, *Clarke*, *Roupe*, *Hunter*, *Milmann* etc. doch so, dass man oft nicht weiss, ob er selbst, oder sein Vf. rede, und man also seine Meynung nicht untersuchen kann. Mit dem Scorbut, als der auf Seereisen gewöhnlichsten Krankheit, beschäftigt er sich am meisten, ohne jedoch die Meynungen von andern zu widerlegen, oder zu bestätigen. Ganz beyläufig sagt er, mitten im Buche S. 353, es sey gar nichts neues, dass die grösten Aerzte ein Lieblingsmittel haben, und die Composition geheim halten, *Stahl*, *Hoffmann*, *Mead*, *Sloane*, *James* etc. (er hätte *Unzer*, *Herrenschwand* etc. noch hinzusetzen können) ja es wären einige dieser Mittel sogar in englische Dispensatorien aufgenommen, und andere zu einem hohen Preise von Königen angekauft worden. Wenn man auch über die Moralität dieses Betragens weggehen will, wenn auch die Geheimnisskrämer es verantworten wollen, dass der Mangel an Delicatesse, und der Eigennutz mit dem Verlangen seinem kranken Nebenmenschen zu helfen, verträglich bliebe, wenn auch die von dem Vf. angeführten Schriftsteller etwas zu seiner Rettung dienen, so heisst es doch, sich an den Grundsätzen der Arzneywissenschaft gröblich versündigen, wider unzählige Krankheiten zugleich ein und dasselbe Mittel empfehlen; der Vf. sinket dadurch in die Classe der elendesten Quacksalber, eines *Ailliaud* etc. herab, und darf sich nicht mit den oben genannten übrigens verdienstvollen Aerzten in eine Reihe stellen. Denn nie wurden solche Geheimnisse, die auf alle Krankheiten passen sollen, so viel man weiss, angekauft. Er hätte auch erinnern sollen, dass *Sloane's* Augensalbe niemals wider den Krebs etc. *Nufferts* Mittel nie anders als wider eine einzige bestimmte Krankheit, *Stahls* und *Hoffmanns* Arzneyen gleichfalls nur wider eine gewisse Art von Krankheiten gerühmt, und von allen diesen keine Universalarzneyen feil geboten wurden. Hätte der Vf. also sein antiscorbutisches Pulver allein wider den Scorbut, und sein antifebrilisches blos auf bestimmte Falle oder Arten von Fiebern eingeschränkt, so würden die Aerzte ihm solches leichter vergeben, und vielleicht selbst bey Kranken Absatz verschafft haben. Was ausser der Allgemeinheit von glücklicher Wirkung, auch noch wirkliches Misstrauen wider die angepriesenen Mittel unterhalten muss, ist, dass der Vf. in seinem dicken Werke sie blos empfiehlt, ohne eine einzige Beobachtung anzugeben, wo sie sich wirklich hülfreich bewiesen hätten, ausser einmal bey dem tollen Hundsbisse, wo jedoch Opium, spanische Fliegen, Quecksilber zugleich mit angewandt waren, und das einzige, ohnehin nur kurz angegebene Exempel nichts weniger als Beweis werden kann. Ausserdem scheint der Vf. alle die hier beschriebenen Krankheiten nicht einmal aus eigner Erfahrung zu kennen, selbst nicht zur See gewesen zu seyn, redet auch selbst nie von seiner eignen Erfahrung mit der sonst so gewöhnlichen Zuversicht, die allenfalls hätte Vertrauen einflössen können. Aber das ärgste ist, dass er sein Pulver nicht allein einnehmen lässt, sondern auch mit Clystieren, Senfumschlägen, Cataplasmen und Salben aller Art vermischt, und man sich durchaus keinen Begriff von den Bestandtheilen desselben machen kann, wenn es nicht etwa, nach der höchsten Wahrscheinlichkeit, ein sehr unschuldiges Mittel, wie *du Moulin's* Brodpillen, ist, dessen Kräfte entweder durch Beymischung andrer erst verstärkt werden müssen, oder von der dabey beobachteten genauen Diät entstehen. Wenn man aber einmal Zutrauen zu diesen geheimen Mitteln gefasst hat, so wird man ihm auch gerne glauben, dass sie vor andern gewöhnlichen einen Vorzug haben, dass sie alle die grosen Kräfte der Fieberrinde besitzen, ohne das Nachtheilige davon zu haben, z. E. Scirrhus, Entzündung, Gelbsucht, Hectic oder Wassersucht zu erregen — dass ihr Vorzug vor antimonialischen und mercurialischen Präparaten, selbst vor Opium etc. ausser allem Zweifel sey. Sehr klüglich werden inzwischen die geheimen Mittel oft mit jenen vermischt — freylich um die Wirkung von Opium, China etc. nur zu verstärken, oder die Schädlichkeit davon zu verbessern; eben so wichtig wird den Lesern auch die Bemerkung scheinen, dass sie bey einer Colic gegeben den Ileus und Entzündung verhütet haben — (wahrscheinlich auch sogar den Brand etc.). Wenn man diese, mehr bey Matrosen und Negern als bey Aerzten geltenden, Gründe von der Wirksamkeit der geheimen Pulver ausnimmt, so hat doch das dicke Buch etwas Brauchbares; es sind nicht nur die Meynungen der besten Aerzte, die man hier gesammlet findet, sondern die diätetischen Vorschriften für eine Seereise in ein heisseres Clima, die sehr anwendbar bleiben.

Salzburg, b. Duyle: *F. A. Weber* d. A. Doct. Bürger und Stadtarzt in Heilbronn am Nekar, der correspondirenden Gesellschaft Schweizerischer Aerzte und Wundärzte Ehrenmitglied, *von den Scropheln einer endemischen Krankheit vieler Provinzen Europens.* Erster Theil. *Pathologie und Semiotik des Uebels.* 1793. XXII und 224 S. gr. 8.

Dieses nützliche Buch, ist ohne Zweifel schon in den Händen aller Aerzte. Rec. zeigt es nur darum so spät an, weil er gerne die folgenden Theile erwartet hätte, um bey der Uebersicht des ganzen, den inneren Gehalt desto besser würdigen zu können. Der Vf. will eine vollständige Monographie der Scropheln liefern. Der gegenwärtige Theil enthält die Pathologie und Semiotik, die zwey folgenden werden die Therapie, *mat. medica*, und die Literatur enthalten. Sein Zweck ist: alles vorhandene mit kritischer Wahl zu sammeln, gehörig zu ordnen, und die Wichtigkeit, Nothwendigkeit, und Möglichkeit darzulegen, dem weiteren Einreissen des Uebels, nicht blos durch die Privatbemühungen der Aerzte, sondern auch durch zweckmässige öffentliche Sanitäts-Anstalten, einen Damm zu setzen; nicht nur zu sagen, was die Aerzte thun sollen; sondern auch, was sie, verleitet von einem und dem andern Schriftsteller, nicht thun sollen. Insonderheit

war es ihm darum zu thun, auf das Entstehen der Scr. aufmerksam zu machen, weil der glückliche Erfolg der Kur, vorzüglich von der richtigen Erkenntnifs dieses Stadiums abhängt. Diesen Zweck hat er erreicht. Rec. wünscht ihm Musse und Hülfsmittel genug, um bald die anderen Bände erscheinen zu lassen. Dieser erste Theil zerfällt in sechs Kapitel. *Begriffe und Beschreibung des Uebels. — Kritische Sichtung der Begriffe, die einige andere davon aufgestellt haben, wie auch Geschichte der Leichenöffnungen. — Aetiologie der Scr.; — Rettung der Hypothese, dafs die Scr. ein eigenes Miasma zum Grunde legen. — Diagnosis und Prognosis der Scr. — Von den Krankheiten die sich mit den Sc. zu compliciren pflegen.* Ob der Vf. viele Leser von der ansteckenden Kraft der Sc. überzeugen werde, daran erlaubt sich Rec., sehr zu zweifeln.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig* u. *Gera*, b. Wilh. Heinsius: *Ueber die einzig möglichen Beweisgründe gegen das Daseyn und die Gültigkeit des natürlichen Rechts.* 1795. 117 S. 8 — Die mannichfaltigen Einwürfe gegen das Daseyn und die Gültigkeit des Naturrechts, die in unsern Tagen, selbst von sehr scharfsinnigen Schriftstellern, vorgebracht worden sind, bewogen den Vf. zu dieser Ausführung, um darinn die Ursachen zu zeigen, warum die bisherigen Angriffe von keiner Wirkung seyn konnten, und von welcher Seite sie allein wirksam zu führen wären. Er zeigt die Schwäche der Gegner bey den Argumenten, die aus der Erfahrung, aus der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Rechtsurtheile, aus dem behaupteten gänzlichen Mangel des Gefühls von Menschenrechten, aus der Unmöglichkeit der Anwendbarkeit aller oder doch einiger unter den deducirten Rechten u. s. w. hergenommen werden. Alle diese Erläuterungen sind im Ganzen befriedigend, verständlich und überhaupt so beschaffen, dafs ihnen allgemeinere Bekanntwerdung und Erwägung, besonders von dem grösern Haufen der Lesewelt, zu wünschen ist, wenn gleich bey einigen Nebenerläuterungen z. B. über die Rechte des Adels und der Geistlichkeit (S. 65.), noch manche bedeutende Rücksicht übergangen seyn dürfte. Eben so sind die S. 69. angegebnen Erfoderniße zu jedem gültigen Gegenbeweise gegen das Daseyn und die Anwendbarkeit des Naturrechts ungezweifelt die einzig richtigen. — Die bald nachher folgende Prüfung einiger Darstellungen des Naturrechts und die daran geknüpfte Entwickelung des dem Vf. eignen Systems können wir um so eher übergehen, da er selbst in einem spätern Buche, in welchem er sich zu diesem bekennt, (D. *Feuerbachs* Kritik des natürlichen Rechts) seiner eignen Erklärung nach beides bestimmter und vollständiger ausgeführt hat.

Staatswissenschaften. *Halle*, b. Gebauer: *Freymüthige Gedanken über die vorgeschlagene Verbesserung der Juden* in *den Preußischen Staaten* von einem Juden mit Zusätzen eines Christen, 1792. 56 S. 8. Die bürgerliche Verbesserung der Juden, mit der man vor einigen Jahren in Preussen umging, war nicht nur manchen Christen, — denen die Erweiterung der Rechte einer fremden Nation ein Eingriff in die ihrige zu seyn schien, — zuwider; sondern auch selbst viele Juden boten alle ihre Kräfte auf, solche zurückzuhalten und wo möglich ganz zu hintertreiben. Damals erschien auch *diese* kleine Schrift. Rec. war anfangs ungewifs, zu welcher Nation der angeblich jüdische Vf. eigentlich gehöre und würde ihn noch immer zu der christlichen zu rechnen geneigt seyn, wenn seine Anekdotenjagd, seine häufig angebrachten Gleichnisse von Pflastern, Palliativen und Purganzen und überhaupt das ganz eigene des Stils nicht wirklich einen Juden und wahrscheinlich einen *studiosum medicinae* verriethen. Ihres winzigen Inhalts und Umfanges wegen hätte sie wohl keine Anzeige verdient, wenn nicht ein berühmter Schriftsteller darauf besondre Rücksicht genommen und solche — weil sie von einem Juden herrührt — als eine authentische Quelle in Sachen der bürgerlichen Verbesserung der Juden angesehen hätte.

In einem Briefe an seinen christlichen Freund kramt dieser jüdische Schriftsteller (v. S. 1 bis 34) seine Meynung, über den wichtigen Gegenstand der neuen Reform aus, die darin besteht, dafs die Juden, *als Juden*, nicht im Stande sind, Professionen etc. zu treiben, es thürmen sich ihnen unübersteigliche Schwierigkeiten aus ihrer Religion entgegen: sie müßten also vieles von ihren Ceremonien vorher fahren lassen, ehe ihnen ein weiterer Kreis bürgerlicher Gewerbe eröffnet werden dürfte. Dem einzelnen darf es aber nicht überlassen werden, seine Religion der politischen Existenz anzupassen, „*weil* dadurch *alle* Moral bey ihm zu Grunde gehen würde. „Ich erblicke schon," ruft er im heiligen Eifer aus," das fürchterliche Ungeheuer in der Ferne. Ich fürchte seine Klauen! Eisen und Henker mögen es von mir entfernen!" und dieses fürchterliche Thier ist doch im Grunde weiter nichts als ein armer Jude, der sich mit seinem Gewissen darüber vereiniget hat, noch vor der religiösen und politischen Total-Reform ein Stückchen Schweinefleisch zu essen. Sondern es soll alles so lange in dem jetzigen Zustande bleiben, bis durch neu angelegte bessere Schulen die Juden zu einer religiösen Reform tauglich gemacht sind, um sie dann politisch reformiren zu können, ohne die Moral aufs Spiel zu setzen.

Sein Freund, der Christ, geht (v. S. 35—56) etwas tiefer ins Einzelne der Erziehung ein. Unstreitig ist dieser kleine Aufsatz auch besser, als der erste, geschrieben und enthält manche richtige Bemerkung, besonders über die jetzt überhand nehmende einseitige und schiefe Bildung vieler reichen Juden, aber auch einige sehr lächerliche, z. B. dafs man sich nie mit einiger Sicherheit versprechen dürfe, der äufsre Zustand der Juden werde sich verbessern, *so lange sie noch etwas singendes* in ihrer Sprache hätten.

Rec. ist nach seiner durch lange Erfahrung erworbenen Einsicht überzeugt, dafs gar keine gleichzeitige, allgemeine, innere Reform bey ihnen zu hoffen sey; aber er weiss, dafs es sehr viel aufgeklärte Juden giebt, und dafs es deren bald noch mehrere geben würde, wenn man ihnen einen weitern bürgerlichen Wirkungskreis verstattete. Gefühl von Menschenwürde, innere Empfindung der Bruderliebe gegen Christen haben diesen bessern Juden die jüdischen Gewerbe, Hausiren, auf Pfänderleihen u. s. w., längst zum Ekel gemacht. Aber was sollen sie treiben, wenn man ihnen keine andere Gewerbe verstatten will? So werden sie, gezwungen, (weil sie davon leben müssen), ein Gewerbe zu treiben, dessen Unwürdigkeit sie einzusehen angefangen haben, und gerade durch diesen ihren Vorsprung, den sie vor ihren noch zurückstehenden Brüdern in der Aufklärung gemacht haben, selbst unglücklicher als diese. Will man so lange warten, ihnen eine bessere Bestimmung anzuweisen, bis erst *alle* Juden Christen oder Naturalisten geworden sind; so ist zu befürchten, dafs gerade diese bessern, von welchen Aufklärung sich verbreiten sollte, durch ihr eignes trauriges Schicksal belehrt, statt für eine gute Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, darauf bedacht seyn werden, diesen nicht mehr Bildung zu geben, als sich mit ihrer unglücklichen Lage zu vertragen scheint; und so werden sie offenbar gezwungen, in ihrer Cultur eher zurück als vorwärts zu gehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. Julius 1796.

PAEDAGOGIK.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Aufsätze pädagogischen und philologischen Inhalts*, von M. J. H. P. *Seidenstücker*, 1795. VII u. 136 S. gr. 8. (9 gr.)

Diese durchaus von einem denkenden Schulmanne zeugenden Aufsätze beziehen sich, bis auf einen über die Batrachomyomachie, auf die Verbesserung des Schulunterrichts in alten Sprachen und in der Geschichte. In dem gehaltreichen Aufsatze über lateinische Stilübungen auf Schulen wird zum gesammten lateinischen Sprachunterricht ein Zeitraum von 6 Jahren angenommen, wovon die ersten zwey dem Lesen, Declniren und Conjugiren ohne Schreiben; die zwey folgenden dem Lesen mit der Sprachlehre und mit Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische zur Hervorbringung grammatischer Richtigkeit; die beiden letzten dem Lesen mit abwechselnden freyen Ausarbeitungen und Uebersetzungen zur Bildung des Stils gewidmet sind. Der Vf. dringt darauf, dass in der dritten und höchsten Ordnung wenigstens täglich ein paar Blätter lateinisch geschrieben werden, und er theilt sehr beherzigungswerthe Vorschläge mit, wodurch die Correcturen nützlicher gemacht und mit weniger Zeitverlust als gewöhnlich besorgt werden können. (Dennoch möchte auch die hier vorgeschlagne und von der Döringschen in der Vorrede angegebnen weit entfernte Methode in zahlreichen Klassen zu viel Zeit wegnehmen). In Nr. 2. über den Geschichtsvortrag auf Schulen wird der sehr richtige Gedanke ausgeführt, dass die Geschichte nach einem aphoristischen und tabellarischen Handbuch, welches der Jugend zur Vorbereitung und zum Leitfaden diene, und wovon hier eine Probe gegeben wird, in einem freyen Vortrage gelehrt werde, so dass die Schüler bloss zuhören und zu Hause das Gehörte niederschreiben. Die Wiederholungen bestehen theils in mündlicher, freyer Erzählung des Vorgekommenen, theils in Ablesung der darüber verfertigten Aufsätze, welche zugleich als deutsche Stilübungen anzusehen sind. In Nr. 3. wird die Batrachomyomachie dem Homer aus innern Gründen abgesprochen. Dieser Aufsatz ist ein nicht unwichtiger Beytrag zu der höhern Kritik jener Schrift, aber der Vf. thut seinen Vorgängern Unrecht, wenn er behauptet, sie hätten über den Vf. jenes niedrig-komischen Heldengedichts bloss nach den Zeugnissen der Alten entschieden, wovon er das Gegentheil in *Goefs* gelehrter Abhandlung *de Batrachomyomachia Homero vulgo adscripta Erlang*. 1789 würde gefunden haben, wenn er sie gekannt hätte. Die beiden letzten Aufsätze beschäftigen sich mit der hebräischen und griechischen Conjugation. In jenem wird die Entstehung und Bildung der Wandelzeiten und der Personen, und der Bedeutung derselben psychologisch und grammatisch entwickelt, und in diesem der Anfang gemacht, die schwere und verwickelte Lehre von der eigenthümlichen Bedeutung der *Temporum* und *Modorum* der griechischen Conjugation auf bestimmte und deutliche Begriffe zurück zu führen, wobey sich der Vf. als einen einsichtsvollen Gegner des Trendelenburgischen Systems zeigt, ohne, wie es scheint, die scharfsinnige Primisserische Schrift gegen Trendelenburgs System der griechischen Conjugation zu kennen, die der Vf. bey der versprochnen Fortsetzung seiner gelehrten Untersuchungen über diesen Gegenstand ja nicht übersehen darf.

BERLIN, b. Lagarde: *Esquisse d'un Plan d'Education par A. H. Dampmartin.* 1796. 256 S. gr. 8.

Der Vf. dieser Skizze, ein ehmaliger französischer Officier *Dampmartin*, hat schon verschiedne Werke herausgegeben; nur der Wunsch nützlich zu seyn hat ihm, wie er versichert, bey dieser Schrift die Feder geführt. Es bringt immer einem alten Officier Ehre, dass er sich so viel mit dem Erziehungswesen beschäftigt und ihm einen grossen Theil seines Nachdenkens und seiner Forschungen widmet. Zwar haben wir beym Lesen dieses Werks keine neuen Aufklärungen, keine genaue und vollständige Ausführung der Gegenstände, kein tiefes Eindringen in das Wesen der Erziehungskunst wahrgenommen, und wir glauben nicht, dass der Erziehung der Deutschen ein reiner Gewinn durch die angekündigte Uebersetzung zufliessen werde: aber der Vf. zeigt doch über viele Dinge einen richtigen Blick, eine gesunde Einsicht und eine über manches Vorurtheil erhabene Denkungsart. Er selbst nennt seine Abhandlung nur einen *Discours oratoire.* Dies möge ihm denn zur Entschuldigung dienen, wenn seine Abhandlung im declamirenden Prunktone abgefasst, mit Stellen aus den Alten ausgeputzt, mit einer Menge Abschweifungen und Einschaltungen, über die man bisweilen den Hauptgegenstand ganz aus den Augen verliert, durchflochten ist. Seine Sprache hat ihre Schönheiten, am meisten, wenn er im Affect redet, z. B. S. 46 f. über die Vaterfreuden und über den Verlust seiner Söhne, und anderwärts über das Glück der Freundschaft. Hier nur eine kleine Probe, wie er seine Gesinnungen gegen Rousseau ausdrückt S. 17.: „*La postérité reconnoissante élèvera à l'Emile sur de magnifiques autels, tandis que les coeurs sensibles couronneront Héloïse de myrtes, et que les sages graveront sous des monceaux de*

de lugubres cyprès ce trop fameux Contrat social dont la profondeur étonne le métaphysicien, arrête le politique, égare l'homme du commun, et favorise le monstre hypocrite. Ideen, die sich auf die französische Revolution beziehen, drängen sich dem Vf. häufig auf.

Der Vf. handelt zuerst von der physischen Erziehung, wobey er auf Gesundheit, Stärke und Schönheit gesehen wissen will. Er verlangt dauerhafte Gesundheit, aber nicht Scythische Abhärtung und Eisenfestigkeit. Bildung zur Schönheit empfiehlt er vorzüglich darum, weil sie ein offnes Empfehlungsschreiben bey Jedermann sey, und nie verfehle Eindruck zu machen. Daher wünscht er sie vorzüglich den Grossen der Erde und empfiehlt ihnen äussern Anstand, Grazie und Würde. Er giebt nicht undeutlich zu verstehen, dass die französischen Ausgewanderten gröstentheils die Theilnahme und Unterstützung, die sie gefunden, ihrer *angenehmen Figur* zu danken gehabt haben, wiewohl er dagegen an einer andern Stelle den Kaltsinn, den sie hie und da erfahren, aus ihrer *unverzeihlichen* Unwissenheit in allen Sprachen ausser ihrer vaterländischen herleitet. Die intellectuelle und sittliche Erziehung ist unter folgende Titel gebracht: *Geist*, Vernunft, Gedächtniss; Einbildungskraft, Talente, Wissenschaften. *Herz*, Religion, ziemlich gemässigt, Tugenden, Laster; Bildung für Freundschaft. *Der ganze Charakter.* Hier auch eine Abhandlung über das Duell, weder kalt noch warm, unter Einschränkungen wird es in Schutz genommen. Zum Beschluss über die beste Art der Erziehung; die häusliche wird aus guten Gründen nach Locke vorgezogen. Bey jedem Abschnitt werden die Ideen und Einrichtungen der Griechen, Römer und neuerer Völker in Erziehungssachen vorausgeschickt. Angehängt sind Goldsmith's Versuch über die Erziehung; Swifts Brief an ein junges Frauenzimmer nach ihrer Verheirathung und drey Briefe aus Johnson's *Rambler*, aus dem Englischen übersetzt.

Gotha u. Halle, b. Gebauer: *Der Pädagoge*, oder compendiöse Bibliothek des für Aeltern und Erzieher Wissenswürdigsten über Menschen-Ausbildung. Heft I u. II. 1793. 184 S. (12 gr.) Heft III. 1794. 96 S. 8. (6 gr.)

Der Pädagog will das Wissenswürdigste *über die Erziehung der Jugend* in Auszügen liefern, nicht aber, wie man nach dem Titel verführt werden könnte zu glauben, das Wissenswürdige über *Menschenausbildung* überhaupt, welches nicht Angelegenheit des Erziehers, als eines solchen, sondern des Volkslehrers und überhaupt des Gelehrten ist, in sofern diesem an der Cultur und Aufklärung der Menschen zu arbeiten obliegt. Es soll dieser Pädagog aber alle seit 1788 erschienenen Schriften, welche Belehrungen über Gegenstände der Erziehungskunde enthalten, in systematisch geordneten Auszügen umfassen. Welch einen Umfang von Bänden dies erfodern dürfte, lässt sich leicht berechnen, wenn man erstlich die beträchtliche Anzahl der Schriften, welche die Pädagogik zum Gegenstande haben, in Erwägung zieht, von denen in den ersten drey Heften nur neun, gröstentheils nur Abhandlungen, im Auszuge geliefert werden; wenn man dazu nimmt, dass selbst alle in Zeitschriften zerstreuten kleinen Aufsätze hier einen Platz finden sollen; dass fast alle ausgezogenen Schriften mit Kritiken, Berichtigungen, Zusätzen begleitet, und endlich, dass auch Originalaufsätze geliefert werden.

Diese drey Hefte enthalten einen *Originalaufsatz* über das Eigenthümliche der bürgerlichen, physischen, moralischen und intellectuellen Lage der Erzieher und Schullehrer; Auszüge aus folgenden Büchern: *Gedicke* Ordnung und Folge der Gegenstände des jugendlichen Unterrichts, mit vielen erheblichen Erinnerungen und Erläuterungen; *Andre* erstes Lehrbuch des Zeichnens, Schreibens, Lesens, Rechnens etc.; *Lieberkühns* Leben; Auszüge aus folgenden *Abhandlungen: Campe über Belohnungen und Strafen* im Revisionswerk mit einer Auswahl der Anmerkungen der Revisoren und eignen bedeutenden des Hn. *André; über den Endzweck der Erziehung aus dem Archiv der Erziehungskunde*, und: *Ueber 3 Grundfehler der Erziehung*, von *Schmid; über die heutige Erziehung* und den jetzigen Unterricht gegen vormals, aus dem *Schlesw. Journal; vom jetzigen Zustand des Pädagogiums zu Kloster Berge*, aus dem Archiv der Erziehungskunde, mit Andrés Zusätzen, welche das Uebertriebne und Unwahre in manchen Behauptungen jenes Tadlers darthun; endlich Anfragen und Antworten aus dem Reichsanzeiger.

Die Beobachtung folgender Regeln würde die Ausführung dieses fast ungeheuren Unternehmens in etwas erleichtern. 1) Die Auszüge müssten nach der Zeitfolge der herausgekommenen Schriften veranstaltet werden, wo dann bey den jüngern Schriften nur das ausgehoben würde, was an neuen Aufklärungen zu dem Vorhandenen hinzugekommen; eine Methode, durch welche auch die stufenweise Vervollkommnung der Wissenschaften selbst besser in die Augen fiele. 2) Man müsste nach genauer Berechnung des wissenschaftlichen Werths nur von sehr wichtigen Werken weitläuftigere, von weniger wichtigen ganz kurze Auszüge machen. 3) Allgemein gelesene Werke wie das Revisionswerk, welches in den Händen von Tausenden ist, lieber aus dem Plane ausschliessen. 4) Eben so mit den Schriften und Aufsätzen, die mehr Declamation als Bereicherung der Wissenschaft enthalten, verfahren. 5) Kleine fliegende Blätter, wenn sie nicht von ganz besondrer Erheblichkeit sind, nicht aufnehmen. 6) Originalaufsätze und vielleicht auch alle (in andrer Absicht freylich nützliche) Zusätze der Herausgeber weglassen.

GESCHICHTE.

Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Sittenlehren durch Beyspiele aus der Weltgeschichte erläutert.* Zur Vorbereitung auf den Unterricht in der christlichen Religion in den lateinischen Schulen. Erstes Bändchen. Von *Jac. Chr. Weland*, Prediger an der An-

Andreaskirche und öffentl. Lehrer der Relig. am Karol. und Katharineum zu Braunschweig. 1795. XXVI u. 209 S. 8. (10 gr.)

Dieses Buch soll Moralität unter Kindern durch Beyspiele aus der wirklichen Geschichte verbreiten, wodurch der Vf. ungleich gröfsern Eindruck zu machen glaubt, als durch Erzählungen, welche zu demselben Endzweck blofs erdichtet sind. Seine Gründe, dafs wahre Begebenheiten auf das Herz der Jugend ungleich kräftiger wirken, als die schönste Fiction haben genug Einleuchtendes; nur möchte die Geschichte nicht immer hinlängliche Gegenstände darbieten, welche man als Muster einer reinen Moralität aufstellen könnte. Diese erste Abtheilung begreift blofs solche Erzählungen, aus denen wahre Liebe und Zärtlichkeit der Aeltern für das Wohl ihrer Kinder hervorleuchtet. Sie sind aus biblischen und Profan-Schriftstellern gröfstentheils vorsichtig gewählt; nur wenige scheinen nicht ganz passend zu seyn. Das folgende Bändchen wird vom Verhalten gegen Geschwister, Gespielen, Hausgenossen etc. handeln, und hoffentlich so wie dieses erste empfehlungswürdig seyn. Einzelne historische Fehler, deren sich freylich manche finden, dürfen hier natürlich nicht nach der Strenge genommen werden. Der Vf. schickt z. B. ein chronologisches Verzeichnifs berühmter Namen alter und neuer Zeiten voraus, setzt in demselben Hannibals Kriege in Italien zum J. 287 vor Chr. Geb., und gleich darauf das Ende des zweyten punischen Kriegs unter das J. 200. Er erzählt Josephs Geschichte nicht genau, wie sie uns die Bibel giebt; er setzt S. 97. das alte Babylon an die Stelle des heutigen Bagdad etc.

Augsburg, b. Wolff: *Josephi Binghams Alterthümer der Kirche.* Ein Auszug nach der englischen Ausgabe. B. I. 1788. 236 S. B. II. 1790. 316 S. B. III. 1794. 349 S. gr. 8. m. K.

Schon zwey Ungenannte haben an diesem Werke gearbeitet; und vielleicht mufs noch ein dritter und vierter zutreten, wenn es vollendet werden soll. Der zweyte ist mit dem ersten gar nicht zufrieden; und vielleicht wird er, wenn ihm der dritte folgt, dasselbe Schicksal haben; ja, wenn die Arbeit auch je auf diesen Fufs zum Ende gebracht würde, so möchte sie von der eigensinnigen Kritik (nur nicht eben von der augsburgischen) für übel angelegt und verunglückt erklärt werden. Der zweyte Uebersetzer kündigt sich in der Vorrede zum 3. B. seinen Lesern als einen Mann an, *der zwar* (vermuthlich ein Seitenblick auf den ersten) *auf keiner protestantischen Universität seinen Studienlauf vollbracht, doch mit Binghams Schriften gegen zwanzig Jahre sehr genau bekannt ist. Doch,* sagt er, *wird man selben nicht verdenken können, wenn ihn seine Orthodoxie so weit treibt, dafs er die irrigen Meynungen des Binghams bemerke, und selbe aus den nämlichen Zeugnissen, die dieser Schriftsteller für sich anwendet, kurz widerlegt.* Schon der erste hatte versprochen *die Abweichungen des Bingham von dem Katholicismus zu bemerken, und sie nach den Grundsätzen der katholischen Kirche zu erklären, auf dafs die Orthodoxie des katholischen Theologen nicht verkrüppelt werde.* Der zweyte macht hierüber folgende bittere Anmerkung: *In welchem Tone diese Worte klingen, begreift jeglicher, der nur einen schwachen Menschenverstand hat.*

Durch die Anführung dieser Stellen glauben wir unsre Leser schon zu dem Urtheil vorbereitet zu haben, dafs die Arbeiten beider Fabrikanten, die hier über den Vorzug mit einander wetteifern, augsburger Probe halten. Sie werden auch, wenn sie nur mit Binghams Werke etwas bekannt sind, leicht ermessen, wie dürftig dieser Auszug sey, wenn wir ihnen sagen, dafs der erste Band acht Bücher des Originals enthalte. Die folgenden zwey Bände enthalten jedes nur zwey Bücher; sehr verhältnifswidrig gegen den ersten. Die Abkürzung besteht vornehmlich in Weglassung der Zeugnisse aus den Kirchenschriftstellern, die hier in den Noten blofs angezogen werden, und so, dafs wer sie aufschlagen will, lange suchen wird; z. E. *Chrysost. hom. XX.* (*in act.* ist ausgelassen). Vinzenz B. III. (*Vincent. Bellouac. specul. hist.* etc.) und so auf allen Seiten. Doch ist auch der Text in den ersten Büchern fast nur eine Inhaltsanzeige dessen, was Bingham abhandelt. Bey dem allen fügt der Uebers. zuweilen noch etwas von dem seinigen bey; die Abhandlung von Schimpfnamen der alten Christen (B. I. C. 2.) hebt er so an: *Die Juden und Heiden suchten das aufkeimende Christenthum, das wie die goldene Sonne an einem heitern Sommermorgen hervorging, und sich durch Nebel und Wolken der Verfolgung drang, in seinem Keime zu ersticken und es ganz zu vertilgen;* und schliefst also: *Da nun uns die lange Geschichte zeigt, mit was listigen Ränken die Juden und Heiden sowohl als Ketzer das wahre Christenthum zu unterdrücken suchten, so sehen wir abermals, dafs Gott seinen der Kirche versprochenen Beystand immer leistet; wir erkennen, mit welchem feinen Zuge der Finger der Allnacht die niedrigen Ränke umschrieben und die Verfolgungen bezirkt habe.* Von dem allen hat Bingham nichts; mehrere solche Zusätze verrathen sich gleich durch eine eigne gezierte Abgeschmacktheit. — Das ganze Unternehmen, Binghams Werk in einen deutschen Auszug zu bringen, halten wir für zwecklos; denn für wen taugt es? — Wie dem aber auch sey, so ist es hier unter vier Hände gerathen, die nicht unglücklicher gewählt werden konnten, die es aber auch, dem Anscheine nach, nicht vollbringen werden.

Freyberg, in der Craziischen Buchh.: *Ursprung Geschichte und Verfassung der Consistorien in den Churfächsischen Landen.* Ein Beytrag zur Statistik von Churfachsen. 1794. 240 S. 8.

Unter der Vorrede nennt sich der Vf. J. S. Göbel. Nach einer kurzen Einleitung wird im I. Hauptstücke vom geheimen Consilio in Ansehung seiner Gewalt in geistlichen Sachen, im II. vom Kirchenrathe, im III. vom Oberconsistorio zu Dresden, im IV. vom Consistorio zu Leipzig, im V. von dem zu Wittenberg, im VI. von den Stiftsconsistorien zu Wurzen, Merseburg und Zeitz, im VII. von den Consistorien in den unter

kurfächsischer Landeshoheit stehenden Graf- und Herrschaften zu Schleusingen, zu Ebeleben, zu Glaucha, zu Rosla, in der Niederlausitz, und endlich zu Frohndorf gehandelt. Dann folgt eine statistische Berechnung über die geistlichen Personen in den kursächsischen Landen. Es werden 2000 Prediger angenommen, welche sich nach der Voraussetzung, dass die Hälfte der Gebornen nicht das 26. Jahr erreiche, gegen die lebenden ältern Personen männlichen Geschlechts 1 : 250 verhielten. Wenn Hn. Fix seit dem zum Theil im Druck erschienene kursächsische Kirchenverfassung vollendet seyn wird, so kann diese Rechnung noch genauer gemacht werden. Rec. scheint zur Zeit jenes Verhältniss zu klein und die angenommene Zahl von Predigern zu gross. Am Ende sind 5 Befehle abgedruckt, wovon nur die beiden letzten von Wichtigkeit sind. Hr. G. hat bey der ganzen Schrift den Begriff eines Consistorii im eingeschränktesten Sinn von Versammlungen von Männern, die als geistliche Gerichte zu berathschlagen haben, nicht in dem weitläuftigern von der Art, wie jedes Orts die Consistorialrechte verwaltet werden, genommen. Dadurch verliert die Schrift doppelt an Interesse. Alsdenn hätte erstlich in die ältere Geschichte und dann in die oberlausitzische Consistorialverfassung weiter eingegangen werden müssen. Denn wenn gleich eigne Consistorialgerichte in der sächsischen Geschichte erst später vorkommen und bis jetzt in der Oberlausitz nur in Moskau bekannt sind, so wurden und werden doch allezeit die Consistorialrechte, der That nach, verwaltet. Es ändert nur den Namen, dass der Besitzer der Herrschaft Moskau hergebracht hat, seinem Patrimonialgericht in geistlichen Sachen einen Geistlichen beyzusetzen. Die andern oberlausitzer Vasallen haben deswegen in geistlichen Sachen nicht weniger Rechte. Indessen giebt Hn. G's. Schrift eine sehr brauchbare Uebersicht und manche bisher nicht allgemein bekannte Nachrichten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Paris: Confessions de J. J. Rousseau.* Noms qui ne sont indiqués que par des lettres initiales dans les éditions imprimées. — Morceaux inédits ou différences qui se trouvent entre le manuscrit offert à la Convention par *Thérèse Levasseur*, et les éditions de Rousseau. — Le Manuscrit de Thérèse Levasseur porte l'épigraphe suivante, qu'on ne trouve dans aucune des éditions. *Intus et in cute.* 1796. 93 S. 8. (8 gr.) — Kein Abdruck von Rousseau's Bekenntnissen, sondern Auszeichnung der Abweichungen in der dem Convent übergebnen Handschrift der Bekenntnisse von der Genfer Ausgabe. Da es den Herausgebern nicht gefallen hat, das Nöthige über die Geschichte dieser Handschrift zu sagen, so wollen wir diese Lücke ergänzen. Rousseau verfertigte von der ersten Handschrift der Bekenntnisse noch eine veränderte Abschrift, nach welcher letztern die Bekenntnisse in der Genfer Ausgabe und weit vollständiger in der Neuchateller von *du Peyrou* abgedruckt wurden. Die Urhandschrift fand sich nach Rs. Tode unter seinen Papieren und sollte in die Hände des Marquis v. Gerardin gekommen seyn, ohne dass man etwas von ihren weitern Schicksalen erfuhr, bis Rs. Wittwe die Handschrift dem Convent überreichte, die sie vermuthlich von Gerardin zurück erhalten hatte. Aus du Peyrous Schilderung jener ältern Handschrift (im *Discours préliminaire* zu seiner Ausgabe der *Confessions*), die er gelesen hatte, sieht man, dass es dieselbe war, deren Verschiedenheiten hier bekannt gemacht werden. Sie enthielt eine Menge charakterisirender Anmerkungen, die R. in der spätern Abschrift weggelassen. Dies findet sich hier wirklich so.

Sehr zu tadeln ist es, dass die Herausgeber die Handschrift mit der unvollständigen Genfer und nicht vielmehr mit der vollständigern Neuchateller Ausgabe, die ein treuer Abdruck der Abschrift ist, verglichen haben, indem sich in der letztern schon mehrere der Stellen finden, die hier als Eigenheiten der ersten Handschrift ausgehoben werden. Die Anzahl der abweichenden Stellen ist überall nicht gross, und die Zusätze sind von geringem Belang; etwa einige Partien von weitern Umfang ausgenommen, die gewisse Vorfälle in Rs. Jugendjahren betreffen, und selbst hier nicht vollständig abgedruckt sind, weil sie etwas schmutzig und nicht bedeutend genug schienen. Nur die erste Geschichte ist ganz aufgenommen, worinn R. berichtet, er habe im Catechumenenhause zu Turin von einem Päderasten Anfechtungen gehabt, die er mit Unwillen zurückgewiesen und über die er sich laut geäussert habe. Dies habe ihm einen Verweis von einem der Vorsteher zugezogen, der ihm erklärt, es liege ja nichts so Beleidigendes und Anstössiges darinn, von einem Manne liebenswürdig gefunden zu werden; er selbst habe sich in seiner Jugend in diesem Falle befunden! Noch ein paar Anekdoten sind ähnlichen Inhalts. Merkwürdig, aber ekelhaft, ist die Art, wie R's. wollüstige Einbildungskraft nach S. 10 f. spielte.

Weit anziehender sind die den ausgeschriebenen Namen der Personen, welche in den Bekenntnissen vorkommen, beygefügten kleinen Charakteristiken S. 26 – 93., welche als eine wahre Bereicherung der gedruckten Ausgaben der Confessions anzusehen sind. Die in den französischen Ausgaben meist nur mit den Anfangsbuchstaben angedeuteten Namen waren freylich schon grösstentheils durch den dazu herausgekommenen Schlüssel bekannt: aber die kleinen charakteristischen Bemerkungen über jene Personen waren, wie schon gesagt, meist aus der jüngern Abschrift weggelassen worden, und fehlten folglich auch in den aus dieser Abschrift gemachten Ausgaben.

Noch enthält diese Schrift, was der Titel verschweigt, einige Verschiedenheiten der Handschrift des *Emil* von den gedruckten Ausgaben, die durch die Strenge der Censur entstanden sind.

Es wäre zu wünschen, dass die literarische Betriebsamkeit in Frankreich, die seit der neuesten Ordnung der Dinge so manche unterdrückte oder in Vergessenheit gerathne Werke grosser Männer ans Licht gezogen hat, noch wichtigere Anekdoten als diese von Rousseau auffspüren und bekannt machen möchte. Das würde nicht schwer fallen. Du Peyrou hat schon längst zu einer neuen Sammlung von Briefen Hoffnung gemacht. Wie lehrreich und unterhaltend müsste nicht allein R's. Briefwechsel über die N. Heloise seyn, der in den Händen der Frau v. *Nadaillac* war, wie R. in den Bekenntnissen erzählt!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. Julius 1796.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

1) Ohne Druckort: *Die Nachtmenſchen* oder *moraliſch-mediciniſche Bekenntniſſe eines reiſenden Italieners*, ans Licht geſtellt durch *Felix Pantolphi*, Leibarzt in Apulien. 1795. 298 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Ohne Druckort: *Die entlarvten Nachtmenſchen* und ihre moraliſch-mediciniſchen Bekenntniſſe zur Schau geſtellt durch *Chriſtian Pantolphi* päbſtlichen Hofmedicus und Exilluminaten in Rom. 1795. 230 S. 8.

Einen Theil des Lebens eines Arztes darf ohne Zweifel jeder Sachverſtändige, in der Abſicht nützliche Wahrheiten zu ſagen, zum Gegenſtande einer öffentlichen Beurtheilung machen. Warum ſollte man nicht die falſche Behandlung einer Krankheit ans Licht ziehen und durch den Tadel, den Unwiſſenheit oder Leichtſinn trifft, ein Beſtreben nach mehrern Kenntniſſen oder mehr Ueberlegung bey wichtigen Angelegenheiten veranlaſſen dürfen? Kein Arzt erhielt ein Recht zur Klage, in deſſen Recepten das Fehlerhafte oder Lächerliche der Zuſammenſetzung aufs bitterſte in einer Druckſchrift gerügt wurde. Es läſst ſich gewiſs gegen die Befugniſs zu dieſer Art von Kritik weniger ſagen, als man gegen die bekannten Predigtkritiken angeführt hat. Erwägt man, daſs ſo viele Aerzte, ſtolz auf den erſchlichnen oder doch nichts beweiſenden Beyfall ihres kleinen oder groſsen Publicums, in frühen Jahren aufhören, zu leſen, welches man fälſchlich nennt, nicht mit der Literatur fortgehen, als wenn nicht alle Schätze der Vorzeit damit auch verloren und Vernachläſsigung alles Denkens und Wiſſens davon die traurigen Folgen wären, ſo muſs man wünſchen, daſs häufiger Unterſuchungen angeſtellt würden, wie unſre Aeſculape ihren groſsen Beruf erfüllen. Nun dürfte kein anderer dieſes Geſchäft übernehmen, als ein Mann von eben ſo vieler Einſicht als Billigkeit und der wohl zu entſcheiden wüſste, was für die Publicität geeignet ſey, denn auch viele Mängel muſsten mit Stillſchweigen übergangen werden, weil ſie wegen ihrer Allgemeinheit dem Einzelnen nicht angerechnet werden können, weil ſie mit vielem Guten in nothwendiger Verbindung ſtehen oder ſich ihre Verbeſſerung von der Zeit erwarten läſst. Es gehört wenig Erfahrung dazu, um zu wiſſen, daſs mancher an ſich gerechter Tadel ein Uebel erſt unheilbar macht oder mehr ſchadet, als er nützen kann, indem er in andern wohlthätigen Verhältniſſen ſtört. Daſs übrigens ſo wenig die Geheimniſſe des Privatlebens verletzt, als auf Hörenſagen und ohne genügende Prüfung etwas geſagt werden müſste, verſteht ſich von ſelbſt. Wie ſehr haben die zu beurtheilenden beiden Schriftſteller dieſe Rückſichten aus den Augen geſetzt, wie wenig irgend einer Foderung dieſer Art Genüge gethan! In Städten, wo ſie nur im Fluge oder ihrer Verſicherung zuwider, gar nicht waren, nennen ſie uns doch Aerzte, welche dem Spiele, dem Tanz, dem Trinken und den ſchändlichſten Ausſchweifungen und Laſtern ergeben ſind. Man ſieht, ſie kennen das Gewicht ſolcher Beſchuldigungen nicht oder ſind gleichgültig, ſie auf jemand zu wälzen, unbekümmert, ob ſie ihn verdient oder unverdient damit moraliſch vernichten. Es iſt ein Glück für alle, die hier gemiſshandelt ſind, daſs keinem entgehen kann, wie ſehr es beiden Verfaſſern an der Fähigkeit fehlt, den ſittlichen und mediciniſchen Werth eines Menſchen zu ergründen, daſs keiner das groſse Vergnügen verkennen kann, mit dem ſie Gemählde von Schändlichkeiten und Laſter genannter lebender Perſonen entwerfen, daſs keiner ſo unbekannt mit ſeinen Zeitgenoſſen und der Literatur ſeyn wird, um nicht häufig grobe Verſtoſse gegen die Wahrheit zu finden, welche ihm das nöthige Miſstrauen gegen alle andere Nachrichten einflöſsen werden. Nicht ohne Beweis und daher ohne Wirkung auf die Leſer, ſo wie ſie verdammen, ſoll unſer Ausſpruch über die Vf. bleiben, ob wir gleich ſehr anſtehen werden, durch Widerlegung einer falſchen Beſchuldigung ſie erſt im Umlauf zu bringen. Wir werden nur Stellen anführen, welche die Vf. ſelbſt kenntlich machen, aus denen ihre Unwiſſenheit bekannter Thatſachen erhellt, die die Schiefheit ihres Urtheils darthun, und die Niedrigkeit ihrer Denkart beweiſen.

Sie haben beide noch von andern Seiten für die Unterhaltung ihrer Leſer ſorgen wollen. Der apuliſche Leibmedicus gefällt ſich in Schilderung der Lagen und Anſichten von Städten, iſt ſehr umſtändlich und wie es ſcheint nicht unzuverläſsig in ſeinem Urtheil über die Wirthe eines Ortes (das ſich oft auf ihre Perſon nur bezieht, ob ſie leſen und ſchreiben können, ob ſie in der Kantiſchen Philoſophie eingeweiht ſind, was von einem verſichert wird u. d. m.) Es geht auch ein Liebeshandel durch die ganze Schrift mit einer Tochter von Cottunni in Neapel, welcher dem Vf. mit ſeiner reichen und ſchönen Tochter nachreiſet und durch Henslers Vermittlung ihn in Kiel überraſcht. Es kömmt zur Verlobung, aber die Braut ſtirbt an den Blattern, und der Bräutigam macht ſeinem Leben ſelbſt ein Ende. Es iſt nicht wenig Schade, daſs dieſe unverſchämte Erdichtung ſo wenig Wahrſcheinlichkeit hat, daſs ſie einem die Freude über dieſen beſtmöglichen Ausgang

für alle, vorzüglich für solche achtungswürdige Gelehrte als Cottunni und Hensler, verdirbt. Der päbstliche Hofmedicus ist mehr mit geheimen Gesellschaften als mit Aerzten beschäfftigt. Er lässt sich in Mysterien einweihen, entdeckt den geheimen Gang vieler Dinge, warnt davor, giebt aber auch allenthalben zu verstehen, dass er für einen Orden Geschäfte habe und werbe. Seine Person ist so wichtig, dass er kein Gebirg und keine Höhle passirt, wo nicht Wunder seinetwegen geschehen und weitläuftige Reden gehalten werden, so hohen Inhalts, dass sie für uns unverständlich sind. Wie sehr er Menschen zu compromittiren sucht, mag darthun, dass er in der Pyrmonter Allee einem sehr geachteten Arzt begegnet, welcher in dem Jahr, in welchem dieser Mensch reisete, gewiss da nicht zu treffen war, von dem er unter andern Lieblosigkeiten anführt, was in gegenwärtigen Zeiten doch allerdings üble Gerüchte in Umlauf bringen kann: „Da er ein — Freydenker ist und von keiner Religion was hält, — so addressirte ich mich, Kraft der Punkte No. 5 u. 8. meiner Instructionen an ihn und fand ganz meinen Mann. Wozu er zu gebrauchen ist, werde ich im 1ten Chiffer melden.“ „Nichts richtet meinen Geist auf, als wenn ich einen Arzt erblicke, heisst es in der ersten Schrift. Alle Traurigkeit schwindet aus meiner Seele u. s. w. sobald ich einen oder den andern von diesen meinen Kunstbrüdern *in die Arbeit nehme.* S. 25 schliesst eine Charakteristik mit den Worten: *Pfui über den Saugel.* Was sagen unsere Leser zu einem Urtheil, wie dieses: er ist in seinen Reden ein Patriot, *in seinem Herzen* ein geheimer Aufwiegler? Hier kann selbst ein Hoffmann in Wien lernen. Tralles wird der elendeste Arzt genannt, den jemals die Sonne beschien. Kann eine Unwissenheit weiter gehen, als wenn man vom Mainzer Hoffmann sagen kann, er glaube steif und fest an alles, was Boerhave und Hamberger gelehrt haben u. s. w. Als die nützlichste medicinische Zeitschrift nennt er Müllers und Hoffmanns medicinisches Wochenblatt. Stein soll mit Baldinger zugleich nach Marburg gekommen seyn. Der Lindemannsche Abdruck der Brendelschen Hefte, deren sich Richter bey seinen Vorlesungen bedient habe, habe diesem einen grosen Strich durch seine Rechnung gemacht. Nunmehr behelfe er sich mit Stoll u. s. w.

Berlin, b. Schöne: *Erfahrungen und Mittel, wie man schöne, gesunde und mit guten Anlagen begabte Kinder zeugen könne.* 1795. 159 S. 8.

Ein in so vieler Rücksicht elendes Product, als diese vermeynten Erfahrungen und Mittel sind, verdient eine schärfere Rüge. Die Einleitung enthält ein sehr alltägliches Geschwätz über die Vortheile der Schönheit. Schöne Mädchen werden nicht so leicht als häslliche verführt; schöne junge Männer gelangen eher zu Diensten und Würden; häfsliche Mädchen haben viel Temperament, weil sie nicht so wie die schönen vorgezogen werden und dieses ihnen viel Galle ins Blut treibt; u. s. w. Im Buche selbst wird keck behauptet, wenn Eltern sich schöne Kinder wünschen, so können sie dieselben gewiss erzeugen. Sie sollen sich nämlich nur ein schönes Ideal lebhaft denken, oder ein schönes Kind oft ansehen, es lieb gewinnen, oder ein schönes Gemälde neben das Ehebette hängen, dieses schwach erleuchten u. s. w. Das Gemälde muss ein Kind vorstellen, sonst werden altkluge, mit starken Zügen bezeichnete Kinder gebohren. Sehr nützlich soll es seyn, *kleine Wachsengelchen* auf Zitternadeln in Schachteln beständig bey sich zu tragen, die auf dem Berliner Christmarkte verkauft werden. Der Vf. preist sie so sehr, dass man glauben sollte, er wolle seine eigne Waare an den Mann bringen. Es werden in diesem Buche auch Vorschriften gegeben, wie man heldenmüthige, schwärmerische, heitere Kinder, ja sogar Dithyramben Dichter erzeugen könne. S. 136. Merkwürdig ist, was der Vf. über die Zeit der ehelichen Umarmungen sagt; z. B. Nach einem Conzerte oder unter dem Gesange der Nachtigallen unter Gottes freyem Himmel, werden Kinder erzeugt, welche Talent zur Musik haben. Hingegen nach einem Bier oder Weinrausche entstehen, rechte *viehische Kinder*, oder *Bullen*, welche blos auf Befriedigung thierischer Triebe ausgehen. Die eheliche Umarmung nach langen Studiren habe stumpfe Dümmköpfe zur Folge. Nach dem Empfange eines frohen Briefes, nach einer vollbrachten guten That könne man, heitere, wohlthuende, tugendhafte Kinder zeugen. — Auch ein paar Gespräche als Einleitungen zur ehelichen Umarmung, die in der That einen schlechten Begriff von des Vf. Stärke im Dialog geben. Ueberhaupt ist sein Styl oft sehr kauderwelsch, z. B. S. 74. *ungerufen wird Wohlwollen und Liebe und Lust durch dein Blut gleichsam tanzen.* S. 79. *die ersten Pinselstriche die das Auge gleichsam zu ihr hinwarf.* Ebend. *angewirkt*, anstatt, berührt oder angeführt. S. 3. *geglättete* (?) Kinder. Wir bemerken nur noch, dass, ausser der abgeschmackten Einkleidung, dem Vf. in dem ganzen Buche beynahe gar nichts eigen ist. Er hat ein anderes schlechtes Buch, *Dr. A. Jungmanns Kunst schöne Kinder zu zeugen Frankf. und Leipz.* 1792. ausgeschrieben. Von S. 32 bis 36 wörtlich, nur mit ganz unbedeutenden Aenderungen. S. 36. sagt er erst: nun auch einige Beyspiele die ein gewisser Jungmann gesammelt hat, aber darauf schreibt er wieder wörtlich bis S. 66., dann von S. 131—133 ab u. s. f.

Leipzig, b. Schwickert: *James Moore(s) Abhandlung über die Arzneymittellehre*, oder Beleuchtung der Theorien des D. Cullen, Hunter und anderer berühmten Schriftsteller über die Wirkungsarten der Arzneymittel. 1794. 206. S. gr. 8. (14 gr.)

Der Vf. bestreitet *Cullen's* Theorie der Temperamente sehr seicht, und tadelt (S. 9.) dass *C.* den Einfluss der Seele von der Bestimmung des Temperaments ausschliesst. S. 20, Zusätze zu den äussern Unterscheidungsmerkmalen der Temperamente; der Erfahrung gemäss. S. 29. Die rothen Kügelchen würden wahrscheinlich zur Galle vorzüglich verwendet. Was der Vf. S. 69. gegen die Lehre, dass es für den Körper zusammen

sammenziehende Mittel gebe, anführt, ist Sophisterey. S. 80, die bittern Droguen wären tonisch, indem sie die Absonderung des Magensaftes durch Reitz vermehrten und verbesserten. Ihr lang anhaltender Gebrauch schwäche daher (S. 83.) den Magen, wie jeder lang anhaltende Reitz. Sie vermehrten die Stärke der Aderschläge, wenn auch ihre Geschwindigkeit nicht. S. 119. Der Schmerz irgend eines Theils sey blos im Gehirne; durch Gegenreiz auf das Gehirn stille Mohnsaft die Schmerzen. Dieser Satz wird gut ausgeführt. Mohnsaft vermehre in mäfsiger Gabe die Stärke der Pulse und mindere (?) ihre Geschwindigkeit; daher seine ermunternde und Kräfte erhebende Eigenschaft. Die betäubenden Mittel machen nicht an sich, (S. 130) sondern nur in dem Falle Schlaf, wenn sie eine den Schlaf verhindernde Aufregung des Gehirns überstimmen können. Die Erscheinungen der venerischen Krankheiten will der Vf. (S. 142) durch die verbundenen Theorien der Reitzung und Gährung erklärt wissen. Die Krankheiten von Einpflanzung eines fremden Zahns unterscheiden sich (S. 149) von den venerischen vorzüglich dadurch, dafs die Natur sie in einigen Fällen selbst zu heben im Stande ist; eben dieser Art, meynt der Vf., wären die venerischen Krankheiten der Kinder, welche von angesteckten Ammen gesäugt, und die der Ammen, welche von solchen Kindern angesteckt worden. Es sey eine ausgeartete Gattung venerischer Krankheiten. Er nimmt (S. 156.) *mit Hunter* an, das Queckfilber heile die venerische Krankheit durch einen an agonistischen Reitz. Wenn er aber dann hinzusetzt, dafs ebendeshalb die schärfften Queckfilberbereitungen jene Krankheit wirksamer heilten, als die mildern, so versündigt er sich an der Erfahrung gröblich, wenigstens könnte er sich durch *Hahnemanns* auflösliches Queckfilber des Gegentheils überzeugen. Alles was der Vf. noch über diesen Gegenstand sagt, ist nicht empfehlenswerth und könnte zu schädlichen Irthümern verleiten. S. 169, *Von den Auswurf befördernden Mitteln*, wohl durchdacht. Eben so durchdacht und reif ist der Aufsatz (S. 179) *von den Brechmitteln.*

WIEN, b. Camesina: *Antonii de Haen opuscula quaedam inedita.* Accedunt historiae morborum a *Stollio* in collegio clinico *Haenii* annis 1770—1772 consignatae. Editionem curavit et praefatus est *Joseph Eyerel* 1795. Pars I. XXIV und 368 S. Pars II. 368 S. 8. (2 Rthl. 12 gr.)

Hr. *Eyerel* wird, wie man sieht, nicht müde, uns den Nachlafs des unsterblichen *Stoll* mitzutheilen, so oft ihm auch gesagt worden, dafs nicht jedes von einem berühmten Mann beschriebene Papier werth ist, auf die Nachwelt zu kommen. Und was würde auch aus unserer Literatur werden, wenn man die Hefte, die ein gepriesener Schriftsteller, als Jüngling, in den Vorlesungen seiner Lehrer nachgeschrieben, herausgeben wollte. Die im ersten Theil enthaltenen Beobachtungen sind gröfstentheils aus *Haen's* Briefen an *Swieten* genommen, und, wenige ausgenommen, ziemlich unwichtig. Rec. will nur auf die dreyzehnte Beobachtung aufmerksam machen. Ein langwieriges beschwerliches Schlucken schien von einem Scirrhus zu entstehen, und war mit Geschwülsten der Parotiden und des Larynx verbunden. Neben dem Schildknorpel brach, nach der Anwendung des Queckfilbers, ein Geschwür auf, welches die heftigsten Zufälle und endlich den Tod erregte. Unter den *Stollischen* Krankheitsgeschichten, die den zweyten Theil anfüllen, merkt Rec. z. B. die 22te an, wo eine Wunde der Hornhaut zwar zur Vernarbung gebracht, aber das Sehvermögen doch nicht wieder hergestellt wurde. Uebrigens ist es unverantwortlich, dafs die Geschichte jedes Durchfalls, jeder Bräune, die *Stoll*, als Student, behandelte, hier abgedruckt steht.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Sommer: *Katechetisches Handbuch über die Sonn- und Festtagsevangelien*, zunächst für Schulmeister und dann für christliche Hausväter, von *Gottlieb Göpfert*, Diaconus in Neukirchen bey Krimmitschau. 1792. 778 S. 8.

Die Absicht des Vf., Schullehrern ein Buch in die Hände zu geben, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, den Kindern die Sonn- und Festtagsevangelien katechetisch zu erklären, ist unstreitig sehr zu billigen, theils weil diese biblische Abschnitte doch einmal die gewöhnlichen Texte sind, und in den Schulen gelesen und erklärt werden, theils weil die mehresten Schullehrer sie nicht verstehen und mit der katechetischen Methode wenig oder gar nicht bekannt sind. Der Vf. ist auch auf dem rechten Wege, wenn er meynt, dafs unter Examiniren und Katechisiren ein Unterschied sey, und wenn er das letzte so beschreibt: Man müsse die Fragen so einrichten, dafs der Lehrling glaube, er habe es schon gewufst, und müsse ihn so leiten, dafs er wenigstens die meistenmale die Antwort selbst geben könne. In der Ausführung ist derselbe diesem Grundsatze zum Theil treu geblieben, zum Theil aber auch nicht, er spricht zu viel dazwischen, was ebenfalls durch Fragen hätte sollen abgelockt werden, z. E. S. 279 ff. auch der Text wird nicht genug in einzelne Sätze zergliedert. Freylich würde dies das Buch, wie der Vf. sagt, etwas weitläuftiger gemacht haben, und ein geübter Katechet wird auch das Zusammenhängende mehr in Fragen zergliedern können. Aber ein geübter Katechet braucht solche Hülfsmittel gar nicht, und der Ungeübte kann diese weitere Zergliederung nicht bewerkstelligen. Für diese sind eben ganz ausführliche Katechisationen ein grofses Bedürfnifs. Wenn das Buch dadurch etwas weitläuftiger geworden wäre, hätte es dagegen wieder abgekürzt werden können, wenn die Fragen und Antworten nicht in Absätzen, sondern im Zusammenhange wären abgedruckt worden. In Absicht auf die Erklärungen hat der Vf. neuere Schriften benutzt und sie auf eine leichte und fafsliche Weise vorgetragen. Die Teufelsbesitzungen werden daher immer als Krankheiten vorgestellt und nicht al-

lee wird als Weissagung angesehen, was man ehemals dafür hielt. Nur zuweilen hängt er noch zu sehr am Alten. So heifst es S. 212. f. bey der Versuchung Christi: „Jesus sollte das wieder gut machen, was Adam böse gemacht hatte. Er ward als der *Stellvertreter des menschlichen Geschlechts* geprüft und bewährt erfunden, und als ein solcher dargestellt, der Leben und Seligkeit wiederherstellen könnte. Der Versucher war der Teufel, der vermuthlich die Gestalt eines frommen Israeliten, eines Heiligen annahm, der da in der Einöde etwa als ein Eidsiedler lebte.“ Dabey macht der Vf. die Anmerkung: „Giebt uns das neue Testament die gröfste Wahrscheinlichkeit (?) an die Hand, um zu glauben, dafs bey der Verführung der ersten Menschen dieser böse Geist geschäftig gewesen, so kann ja wohl auch bey Jesu, der nun auch im Begriff war, das durch den Fall verlohrne Glück der Menschen (?) herzustellen, ebenfalls dieser Geist geschäftig gewesen seyn, um zu versuchen, ob er diesen *zweyten Adam* auf irgend eine Weise zur Sünde verleiten könnte. Sollte Jesus die Werke des Satans zerstören, so war es doch wohl der Absicht Gottes nicht zuwider, dafs er die Anfälle des Satans in seiner Stärke fühlte.“ (??) Das vorzüglichste dieses Handbuchs ist die praktische Anwendung einer jeden Perikope, die in mannichfaltigen ungesuchten, zur Beförderung guter Gesinnungen sehr zweckmäfsigen Folgerungen besteht, und auf eine ungezwungene Weise katechetisch entwickelt ist, so dafs der Text immer auf verschiedenen Seiten betrachtet wird. In allem Betracht wird also dieses Buch Schullehrern sehr nützlich seyn, und auch Hausväter werden es sehr gut gebrauchen können, die Ihrigen mit dem Inhalte der evangelischen Texte vertrauter zu machen, manche gute Lehre ihnen mitzutheilen und ihnen die Anhörung und das Behalten der Predigten zu erleichtern.

Berlin, b. Hayn: *Kleine Schriften in Briefen (?) zur Beförderung der Christl. Erkenntnifs, des Glaubens und der wahren Gottseligkeit.* Von *H. S. Oswald*, K. G. R. 1795. 253 S. 8. (18 gr.)

Die Denkart und den Vortrag des Vf. zu charakterisiren mag für die mehresten unserer Leser genug seyn, wenn wir folgende Stellen auszeichnen: S. 108. „Wohl uns wenn unser Sündenelend das drückende Creuz ist, welches wir unserm Heilande, ob zwar seufzend, doch gern ruhig und willig nachtragen. Es ist das Joch, die Last die sein blutiges Versöhnopfer, durch Hinwegnahme dessen was verdammlich und strafbar an uns ist, zu einem sanften Joch — zu einer leichten Last für uns gemacht hat, und durch die wir allein auf dem Wege seiner Nachfolge, gerade und sicher bis zum Ziele unsers Glaubens geleitet werden. Statt aller Kritik, die hier verlohrne Arbeit wäre, wollen wir eine Stelle aus dem 19ten Briefe hersetzen, woraus man den aufgeklärten, gutmüthigen und beredten Vf. hinlänglich kennen lernen wird. „O lassen Sie uns unermüdet den Herrn für Ihn (den *König*) um Kraft flehen, dafs er sein, *in Ihm und durch Ihn* angefangenes, Werk zum Heil der Menschheit fortsetze! Dafs er seinen Glauben mit Freudigkeit und Kraft ausrüste, sich mit Ernst und unverzagtem Muthe gegen die Feinde des Evangelii J. C. zu setzen; die jetzt herrschende schädliche und (wie sie David nennt) *erlogene* Lehre auszurotten, *den schädlichen Lehrstuhl, welcher das Gesetz des Herrn übel deutet* und mit welchem Gott nicht Eins ist, umzustofsen und mit königlicher *starker Hand* die Riegel zu zerbrechen, mit denen *die Lehre des Unglaubens im trüglichen Lichtgewande der Vernunftweisheit und sogenannten Aufklärung* den Weg des Lebens denen Seelen verschliefsen, die *mit dem Blute Jesu erkauft sind, sein Eigenthum zu seyn* und durch den Glauben an seinen Namen die Seligkeit zu erlangen.“ —

Ohne Druckort: *Kirchweypredigten und Homilien für das Landvolk.* 1794. 264 S. 8.

Diese Predigten, welche, wie verschiedene Stellen zeigen, zum Theil von Katholischen Verfassern herrühren, verdienen empfohlen zu werden, als ein Beytrag zu den wohlgelungenen Bemühungen, den Landleuten in einer faslichen, aber nicht unedlen, Sprache, heilsame Lehren, (hier besonders an einem Feste, das in den Dorfgemeinen so leicht zu Ausschweifungen gemifsbraucht wird,) zu ertheilen. Es sind dieser Predigten 17 und 4 kurze Homilien über dergleichen Sätze als: Was ist christl. Gottesdienst? vom Aberglauben am Kirchweyfeste, wie sich ein Christ am K. F. beschäftigen solle, warum wir Gotteshäuser haben u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Dresden*, b. Hilscher: *Das goldene Buch für Kinder.* Mit Kupfern. 1795. 80 S. 8. (14 gr.) Mit grofser Selbstgenügsamkeit, wovon auch schon der Titel zeiget, kündigt Hr. *J. G. A. Klöbe* in der Vorerinnerung an: „Der Lehrer, oder derjenige, welcher Kindern dieses Buch in die Hände giebt, müsse den Inhalt desselben *selbst verstehen*, d. h. alle darinn vorkommenden Materien seinen Kindern erklären können.“ „So mufs er z. B. wissen, was das heifst, *zur See gehen, in eine Schwermuth verfallen*, u. d. g. Man sieht der Vf. nimmt Lehrer an, die selbst noch Kinder sind; und er schreibt, möchte man sagen, als das älteste Kind von allen. Gleich aus der vierten der hier zusammen gedruckten Erzählungen geht die goldene Lehre hervor, „dafs man sich vor Vornehmen *fein tief bücken* solle;“ wie denn, nach der Geschichte, der *höfliche Karl*, der diese *schöne Tugend* an sich hatte, eines Tages mit einer goldnen Uhr dafür beschenkt worden sey. Die Kupfer scheinen ebenfalls sehr jugendliche Versuche, oder wenigstens von Kindern zum Zeitvertreib illuminirt, zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Julius 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Celle, b. Schulze dem Jüng.: *Jeremias, aufs neue aus dem Hebräiſchen überſetzt*, und mit kurzen Anmerkungen für unſtudirte Leſer oder ſolche, die keine Theologen ſind, begleitet, von D. *Johann Carl Vollborth*, königl. kurfürſtl. Superintendenten und erſtem Prediger zu Giffhorn. 1795. 224 S. 8.

Die Abſicht und die Grundſätze, welche der Vf. bey der Ueberſetzung der 12 kleinen Propheten, Ezechiels und Daniels vor Augen gehabt hat, ſind auch bey der gegenwärtigen beybehalten. Das verdienſtliche jener kann auch dieſer nicht abgeſprochen werden. Die Ueberſetzung iſt groſsentheils getreu, und in einer reinen und verſtändlichen Sprache. Sie iſt mehr nach dem Muſter des ſel. Michaelis, als nach dem, welches ſpätere von dem Feuer ihres Originals durchdrungene Erklärer gegeben haben, verfertiget. Ungelehrte Leſer werden in ihr mehr Licht und Wahrheit finden, als in der lutherſchen; aber auch Urſache haben, über Dunkelheiten und Härten zu klagen. Wir wollen nur ein paar Exempel aus dem 15ten Kap., das uns von ungefähr in die Hände fällt, geben. Vers 7.: *Ich will — vertilgen mein Volk um ſeines Lebens willen — ſie bekehren ſich doch nicht.* Statt *Lebens* hätte es *Betragens* heiſsen müſſen. Allein מרצותם kann dieſen Sinn nicht haben. Es gehört auch zu dem gleich folgenden לוא שבו v. 10. *Ich habe ihnen kein Geld geliehen, und ſie mir nicht, und doch flucht mir Jeder*, erfoderten eine Erläuterung aus den moſaiſchen Geſetzen, die aber fehlt. v. 11. *Ich will in der böſen Zeit — den Feind zu dir neigen.* Wie viel deutlicher überſetzt nicht Michaelis: *Ich will machen, daſs ſelbſt der Feind ſich deiner annehme.* v. 14. *Ich will deinen Feind durch ein Land, welches du nicht kennſt, bringen laſſen.* Für *durch* iſt *in* zu leſen. Selten, aber doch nicht ohne Beyſpiel iſt es, daſs der Vf. in die Ueberſetzung mehr hineingetragen hat, als im Originale liegt, 7, 22. 23. *Meine Befehle an eure Väter, als ich ſie aus Aegypten führte, bezogen ſich nicht ſowohl auf die Brandopfer und andere Opfer, als vielmehr folgendes war der Hauptinhalt meiner ihm gewordenen Befehle* u. ſ. ohne eine Anmerkung zur Entſchuldigung der Freyheit, die ſich der Vf. mit dem Texte genommen hat. Die Anmerkungen ſind durchgehends zu kurz, als daſs ſie den Propheten viel aufklären könnten. Sie ſcheinen Fragmente aus einem über den Jerem. geleſenen Collegio des Vf. zu ſeyn, die gerade für den unwiſſendſten Theil ſeiner Zuhörer beſtimmt waren, und denen er das gelehrte Gewand, worinn ſie doch auch für dieſen Theil der Zuhörer erſcheinen muſsten, abgeſtreift hat. Mit unter läuft eine auf dem Katheder zu entſchuldigende Bemerkung, die aber, wenn man nicht das Publicum und Auditorium für einerley Geſellſchaft hält, nicht gedruckt werden ſollte, als S. 20. wird die Hoffnung der Juden auf den Beyſtand der Aegyptier mit der Hoffnung der Patrioten in Holland 1787 auf die Hülfe der Franzoſen verglichen. Der in der Vorrede geäuſserte Wunſch, daſs die Menſchen fleiſsig angehalten werden möchten, das Wort Gottes zu leſen, und das Lob, daſs kein Buch mehr als dieſes die Ruhe der Seelen, die Zufriedenheit in den Familien, das Glück der Unterthanen, die Mäſsigung der Obrigkeiten und die Ruhe des Staates erhalten und befördern könnte, ſcheint uns hier, wo bloſs vom Jeremias die Rede war, an der unrechten Stelle zu ſtehen.

Zürich, b. Orell, Geſsner, Füſsli u. Comp.: *Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche. Erſter Band.* 1792. 415 S. *Zweyter Band.* 1793. 534 S. 8.

Sehr wohl bemerkt der Vf. dieſes Werks, daſs es kaum ein wirkſameres Mittel gebe, den Menſchen richtige Begriffe von Religionsſachen beyzubringen, als eine mit Wahrheitsliebe geſchriebene Kirchengeſchichte, weil ſie dieſelben ſo überzeugend belehrt, durch wie mancherley und ſehr groſse Veränderungen, Religion und Kirche gegangen ſind; wie manches, das man hie und da als einen Befehl Gottes betrachtet hatte, nur die Wirkung eines Zufalls, oder bloſs Menſchenwerk geweſen iſt. Sie flöſst ihnen eben dadurch eine gemäſsigtere Denkungsart, mehr Beſcheidenheit und Duldung gegen anders Denkende ein. Aber um dieſe Abſicht bey einem groſsen Theil der Chriſten zu erreichen, iſt die chriſtliche Kirchengeſchichte noch wenig bearbeitet worden. Man hat ſie meiſtentheils nur für Gelehrte, oft in polemiſcher Rückſicht, und wenn man auch zuweilen ſeinen Plan dadurch nicht verengte, doch entweder zu weitläuftig, oder zu kurz, zu arm an Thatſachen, vorgetragen. Daſs gute Köpfe ſogar der Verſuchung nicht haben widerſtehen können, ihr ein witziges und launigtes Gewand umzuhängen, iſt bekannt; aber auch eben ſo ſehr, daſs ſie, anſtatt ihr dadurch eine gemeinnützliche Einkleidung zu geben, vielen Leſern nur halb verſtändlich geworden ſind; bey andern auch nicht wenig von ihrem Vertrauen verloren haben. Unſer Vf. will in 5 mäſsigen Bänden eine Kirchengeſchichte liefern, „wodurch ſich ſowohl der Unſtudirte, als der Studirte, der aber die Kirchengeſchichte nicht zu ſeinem beſondern

Studium machen kann, ohne Weitläuftigkeit fruchtbar belehren könne." Dazu gehört ſtrenge Wahl und glückliche Zuſammenſtellung der Begebenheiten, zweckmäſsige Auszeichnung der merkwürdigſten Veränderungen der Religion, des theologiſchen Syſtems, der Lehrer u. dgl. m. und ihrer Urſachen; eine leicht zu überſehende Ordnung, und ein lichtvoller Vortrag. Von dieſem allen hat der Vf. zwar etwas, aber doch nicht ſo viel, als man nach ſo mancher guten Vorarbeit erwarten kann. Die Geſchichte geht in dieſen beiden Bänden bis zur Entſtehung der muhammedaniſchen Religion. Die Schilderung der politiſchen und übrigen Verfaſſungen der Welt, zur Zeit, da die chriſtliche Religion in dieſelbe eintrat, womit das I Buch beginnt, iſt in Anſehung des römiſchen Reichs, des nachmaligen Schauplatzes des Chriſtenthums, gar zu ſeicht gerathen, indem von demſelben kaum etliche Zeilen vorkommen. Der Abriſs von der Religion *Jeſu* iſt ziemlich befriedigend; doch könnte noch mancher Umſtand angeführt, mancher, z. B. vom Barnabas dagegen weggelaſſen worden ſeyn. — Für die Heiden, ſagt der Vf. S. 55., ſey es eine Triebfeder zur Annahme dieſer Religion geweſen, daſs ſie ſolche für eine Art von Philoſophie, (eine Wiſſenſchaft alſo, welche ſie ſehr verehrten) gehalten hätten; dieſes beweiſe die Bekehrungsgeſchichte *Juſtins* in ſeinem Geſpräche mit *Tryphon*." Allein hier hat ſich der Vf. wohl geirrt. Zu *Juſtins* Zeiten bekümmerten ſich die gelehrten Heiden um das Chriſtenthum noch ſehr wenig; ſie ſahen mehr verächtlich und ſpöttiſch auf daſſelbe herab. Auch nachher findet man in den zahlreichen Fragmenten von dem Werke des *Celſus* wider die Chriſten, keine Spur einer ſolchen Vorſtellung. Vielmehr war es eben *Juſtin* zuerſt, der dieſer Religion den philoſophiſchen Mantel, den er ſelbſt trug, anzupaſſen verſuchte. Und was ſeine Bekehrungsgeſchichte anlangt: ſo hat ſie, wie das ganze Geſpräch, worinne man ſie lieſt, zu ſehr die Geſtalt eines Uebungsſtücks, gleich den Sokratiſch-Platoniſchen Dialogen. Wie weit das Chriſtenthum am Ende der erſten Periode verbreitet geweſen ſey, hätte S. 88 ff. etwas beſſer ins Licht geſetzt werden ſollen. Unter andern wird geſagt, nach *Tertullians* Zeugniſſe wäre es *ſogar in Germanien ſchon im 3ten Jahrh.* geweſen; allein bekanntlich hat es *Irenäus* ſchon im 2ten daſelbſt angetroffen. Die Gründe *wider* die Aechtheit der Offenb. Joh. nennt der Vf. S. 97. eben nicht unbedeutend; er hätte jedoch, um der Unpartheylichkeit willen, auch die Gründe *für* dieſelbe darnebenſtellen ſollen. Woher der Vf. die Nachricht habe, daſs es gleich nach den Zeiten der Apoſtel *gar viele Chriſten von ſehr verſchiedener Art, phariſäiſche, eſſäiſche, therapevtiſche* gegeben habe (S. 128.), wiſſen wir nicht. „Einige," fährt er fort, „ſuchten ſich *von* jeder Secte, jedem Partheygeiſt, *jeder vorgefaſsten Meynung* gleich weit *entfernt* zu halten, und erhielten den Namen der *Katholiken*." Wie ſchön wäre es doch geweſen, wenn ſich die *Katholiken* von jeder vorgefaſsten Meynung zu entfernen geſucht hätten! Doch der Vf. ſpricht gleich darauf „von der feſten Anhänglichkeit an ererbte Meynungen," und nimmt alſo das Erſtere wieder zurück. Ueberhaupt hätte er beſſer gethan, hier zu zeigen, woher der Name *Katholiſche* entſtanden ſey, und was der *Katholicismus* der alten Kirche alles bedeutet habe. So iſt es auch ein Miſsverſtand, wenn er S. 129 ff. die Chriſten ſchon im 2ten Jahrh. *ihre Verehrung zwiſchen Gott und einigen Geſchöpfen theilen läſst*, und in der Feyer des Andenkens *Polykarps*, (deſſen Tod 148, mithin ungefähr 20 Jahre zu früh geſetzt wird,) zu Smyrna, *die erſte Spur vom Heiligendienſte* ſieht. Von den erſten *Aſceten* macht der Vf. S. 134. eine Beſchreibung, die mehr auf die ſchwärmeriſchen Mönche des 14ten Jahrhunderts paſst; er legt ihnen *beynahe alle Arten der Selbſtpeinigung* bey. Er ſcheint ihren Urſprung auch erſt ins 3te Jahrh. zu ſetzen; da doch *Athenagoras*, der *alexandrin. Clemens* und *Tertullianus* ihrer bereits gedenken. Er nennt ſie ohne Grund *die erſte Secte*, die *aus der Mitte der orthodoxen Chriſten* ſelbſt hervorgetreten ſey, und die wahre Lehre verfälſcht habe. Eine Anzahl ſchwermüthiger Eiferer für die chriſtliche Tugend kann nicht wohl eine eigene Secte genannt werden, wenn gleich in den folgenden Jahrhunderten die geglaubte verdienſtliche Heiligkeit ihrer Lebensart der chriſtlichen Sittenlehre ſehr nachtheilig geworden iſt. Was S. 139. von dem hohen Werthe *der Meſſe*, „welche nun allmählich als *ein beſonderer Theil des Gottesdienſtes* betrachtet wurde," geſagt wird, verſtehen wir nicht recht. Ohne Zweifel meynt der Vf. das Abendmahl; aber dieſes war ja ſehr zeitig ein Theil des Gottesdienſtes. Allerley Muthmaſsungen über die Urſachen der nach und nach einreiſsenden Abneigung chriſtlicher Lehrer gegen den Eheſtand hat der Vf. eben daſelbſt zuſammengeſtellt. „Vielleicht," meynt er, „trug ein gewiſſer Oppoſitionsgeiſt gegen die weltliche Macht, den man an den Chriſten dieſer Zeit unmöglich verkennen kann, vieles dazu bey. Die Eheloſigkeit war bey den Römern ſogar bürgerlichen Strafgeſetzen unterworfen; vielleicht hielten es die Chriſten für ein Verdienſt, anders zu handeln, als die Römer geboten, in der Meynung, was den Heiden miſsfalle, müſſe Gott nothwendig gefallen. Auch fiel der Unterhalt ſo vieler Prieſterwittwen und Waiſen mancher ärmern Gemeine von Tag zu Tag mehr zur Laſt; und überdies konnte man in den Verfolgungen, welche vorzüglich die Geiſtlichen trafen, von eheloſen Prieſtern weit mehr Standhaftigkeit erwarten, als von beweibten." Ziemlich gezwungene Vermuthungen, da weit natürlichere und hiſtoriſche Urſachen: die Wirkſamkeit der aſcetiſchen Grundſätze, der Vorzug, den der chriſtliche Clerus vor den jüdiſchen Prieſtern haben ſollte, übel verſtandene Stellen der Schrift, u. a. m. ſich darbieten. Uebrigens hatte der Vf. nicht nöthig, die Weitläuftigkeit überhaupt zu entſchuldigen, mit welcher er die erſte Periode behandelt hat; wohl aber hätte manches noch in eine vortheilhaftere Ordnung geſtellt; für die Ueberſchauung der Zeitfolge mehr geſorgt; manche Ketzerey oder Spaltung kürzer oder gar nicht erörtert, und dafür Hauptperſonen oder Hauptbegebenheiten noch etwas mehr Platz eingeräumt werden ſollen. — Das *zweyte Buch* dieſer Geſchichte geht von *Conſtantins des Groſſen*

sen Alleinherrschaft im römischen Reiche bis zur grossen *Völkerwanderung*. (B. II. S. 1—341.) Abermals wird zuerst der politische Zustand der Welt, ingleichen der Zustand der Gelehrsamkeit und Religion bey Heiden und Juden; sodann die äusserliche Ausbreitung des Christenthums, und darunter *Julians* vergeblicher Versuch, es zu unterdrücken, beschrieben. Hierauf folgen ausführliche Nachrichten von den christlichen Dichtern, Rednern, Geschichtschreibern und Theologen dieses Zeitraums. Für die bestimmten Leser des Werks sind diese Nachrichten gar nicht zweckwidrig: denn wie könnten sie die Begebenheiten verstehen und beurtheilen, ohne die Männer genauer zu kennen, durch deren Gaben, Leidenschaften, Streitigkeiten, Schriften etc. sie bewirkt worden sind? Aber ein gewisses Misverhältniss fällt hier auf, wenn man diese öfters zu umständlichen Nachrichten mit den zu mangelhaften gleichartigen aus dem ersten Zeitraum vergleicht. Die arianischen und andere ketzerische Händel; die Geschichte des Mönchslebens und des Aberglaubens überhaupt; endlich die hierarchische Geschichte machen die übrigen Gegenstände dieser Periode aus. — Im *dritten Buche*, das bis zum J. 612 reicht, nimmt die Geschichte ungefähr einen gleichen Gang, und endigt sich mit der Beschaffenheit der Concilien. Das Werk kann immer vielen Lesern brauchbar werden. Ist es gleich mehr aus neuern Büchern über die christliche Kirchengeschichte gezogen, als aus den Quellen selbst, die auch nur selten angeführt werden; und lässt gleich die Methode, so wie manche einzelne Stellen desselben noch beträchtliche Verbesserungen zu; so giebt es doch, im Ganzen genommen, einen richtigen Begriff von den kirchlichen Revolutionen; auch ist die Schreibart — welches man bald historischen Schriften als einen Vorzug anrechnen wird — rein historisch.

Augsburg, in der Wagnerschen Buchh.: *Kurze Uebersicht der allgemeinen Kirchengeschichte* durch alle Jahrhunderte, nebst Bemerkungen über die Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten der alten Christen und die Kirchenzucht; wie auch über die in dieser Zeit entstandenen Hauptketzereyen, und Kirchenversammlungen, welche sie verdammten. Von *Franz Anton Herlemann*. 1794. 279 S. 8.

Der Sohn eines steifkatholischen Vaters bittet denselben, er möchte ihm sagen, „durch was für Mittel die erhabene Religion Christi allgemein ausgebreitet worden, und durch was sie sich seit so vielen Jahrhunderten erhalten habe?“ Was ist billiger, als dass der Vater „den Eifer und die gerechte Wisbegierde des Sohns, über diesen grossen Gegenstand belehrt zu werden,“ mit Vergnügen aufnimmt, und sein Begehren erfüllt? Er legt ihm in 7 sogenannten, hier im uneigentlichsten Sinn zu nehmenden, historischen Gemälden der Zeitordnung nach, Fragmente aus der Kirchengeschichte von der Ankunft des heiligen Geistes an, wie es heisst, bis auf das gegenwärtige Jahrhundert herab, vor, und damit nichts abgehe, werden jedem Gemälde noch kleine Abschnitte mit allgemeinern Bemerkungen über die Sitten, Glaubenslehren, Ketzereyen, Kirchendisciplin und *res curiosas* von ihm beygefügt. Den Geist, die Kunst und Kenntnisse, welche in diesem Unterricht zu suchen sind, wird man aus folgenden Stellen, zu denen sich fast auf jeder Seite würdige Gegenstücke finden, abziehen können; wir bedauern unsere Leser und uns, dass wir ihnen nichts Besseres mittheilen können. S. 2. „Jesus Christus von armen Aeltern und ohne Ansehen in einem Winkel von Judäa geboren, nachdem er ein dreyssigjähriges verborgenes und mühsames Leben durchlebt, unternimmt es, der ganzen Welt eine andere Gestalt zu geben, indem er da einen andern Gottesdienst einführt, und wozu er nur etwas mehr Zeit, als drey Jahre verwendet, die Welt dazu zubereiten, und dieses grosse und kühne Vorhaben auszuführen.“ S. 4. „Die Lehre Christi trug Geheimnisse vor, die man nicht begreifen konnte, die weder die Weltweisen, noch die Redner oder andere nachforschende Menschen zu ergründen fähig waren, und die noch zugleich die Freyheit im Denken beschränket.“ S. 8. „Alle Synagogen waren (damals, als Christus auftrat) mit Gelehrten angefüllt, die ihre Schule zu unterweisen sich beeiferten, und ihre heiligen Schriften auslegten. Selbst ein grosser Theil unter ihnen legte sich auf die Wissenschaften der Griechen und der Römer — Unter diesen studirten sie die Grammatik, die Redekunst und die Weltweisheit.“ Diese eben genannten Wissenschaften waren nach S. 9. von den Griechen und Römern zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gebracht, „dass niemal ein anderes Volk sie übertreffen wird.“ Diokletian, heisst es S. 72., nachdem er die Bekehrung Konstantins vernahm, konnte sich nicht entschliessen, den Sieg der Religion zu überleben: er hungerte sich zu todt, und ward so sein eigener Henker, als er so eine Menge Gläubige aufblühen sah. Wie über Luther und Calvin (Zwingli wird übergangen) geurtheilt seye, wollen wir nicht auszeichnen, jeder Leser kann es errathen; der Vf. sagt, es sey eine Menge Ketzereyen von ihnen abzuleiten, die Wiedertäufer, Zwinglianer oder Sacramentarier, die Sozinianer, die Armenianer, welche alle Religionen gedulden, nur die wahre allein nicht. Alle diese Unglücklichen, fährt er dann S. 219. fort, verabscheuen die römische Kirche und ihren Glauben, indessen dass die Kirche nicht aufhört, Gott zu bitten, diese Verirrten in ihren Schoos zurückzuführen. Die geheimen Zusammenkünfte (S. 208.) der Freymaurer, in welchen nicht selten die Rede von Religion und Fürsten war, bleiben auch davon abgesehen, immer unerlaubte *Eidschwüre* — deswegen hat sie schon Benedict XIV, Klemens XII und Karl König beider Sicilien verboten. „Man erinnere sich nur, was Jesus Joh. III, 20. gesagt: Jeder Lasterhafte hasset das Licht, und nähert sich ihm nicht, damit seine Handlungen nicht an den Tag kommen.“ — Möchten doch auch Unwissende, wie der Vf. ist, keine Schriften mehr an den Tag kommen lassen!

PHILOLOGIE.

1) Darmstadt, b. Wittichs Erben: *Lateinische Anthologie* aus den alten Dichtern für mittlere Klassen. Her-

Herausgegeben von *Joh. Ge. Zimmermann*, Prorect. d. Gymnas. z. Darmstadt. 1793. IX u. 182 S. gr. 8. (7 gr.)

2) Salzburg, b. Duyle; *Selecta latini sermonis exemplaria* ex auctoribus probatissimis collecta et notis illustrata a *P. Greg. Vonderthon*, Schol. Praefecto et Rhetor. Prof. in Gymnas. Universit. Salzburgensis, *usui rhetorices studiosorum*. 1795. XCII und 486 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Für Schulen, deren Zeit oder andere Verhältnisse nicht erlauben, dass ganze Dichter oder doch grosse Partien aus denselben gelesen werden, ist eine Blumenlese, wie Nr. 1., sehr zu empfehlen, da in ihr Reichthum und Mannichfaltigkeit des Inhalts und der benutzten Dichter sich mit einander vereinigen, aus denen, nach gewissen Abtheilungen, bald kleinere, bald grösere Stücke ausgehoben und hieher versetzt werden sind. Man sieht sich hier nicht bloss von den Dichtern, die in Schulen fast ausschliefsend auf der Ordnung des Tages sind, dem Horaz, Virgil und Ovid umgeben, sondern auch Lucrez, Juvenal, Marzial, Lucan, Ausun und Claudian sind in diese Gesellschaft aufgenommen.

Der Herausg. von Nr. 2. hat zur Einleitung und Vorbereitung in das nach Cicero's Muster einzurichtende Studium der Rhetorik vorausgeschickt; einige erzählende Stücke aus dem Livius; aus dem Sallust, Marius Rede an die Quiriten und über die Einrichtung der Republik, und drey Reden des Eumenius. Nach dieser Vorbereitung folgen zwölf Reden des Cicero; den Catilinarischen ist statt einer Einleitung Sallusts Catilina vorgesetzt. Zuletzt Cicero's erstes Buch von den Pflichten und Plinius Panegyricus. Kleine beygefügte Anmerkungen erläutern zur Nothdurft den Sachinhalt. Durch Druckfehler ist manche Stelle, vornehmlich in den Anmerkungen, sehr entstellt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Erlangen*, b. Kunstmann: *Von der Intestaterbfolge nach positiven und natürlichen Rechten.* Eine Probeschrift bey Erlangung der höchsten Würde in der Philosophie, von *Georg Wilhelm Strampffer*, der R. B. aus Windsheim. 1795. 74 S. 8. — Der Vf. bemerkt in der Einleitung S. 1 — 10., dass alle irrdische Güter nicht selbst als Zweck, sondern nur als Mittel zum Zweck, deren der Mensch sich bedienen kann, anzusehen sind. Hieraus fliesst das Recht des Menschen, sich solche Güter, die ihm wahrhaft dienlich seyn können, und der Zueignung gerade jetzt nicht unfähig sind, eigen zu machen. Das Eigenthumsrecht setzt der Vf. daher, nachdem er die Meynungen mehrerer Rechtslehrer angeführt hat, in dem Recht auf die Substanz der Sache, verbunden mit dem ausschliefsenden Gebrauchsrecht derselben. Die Ausübung desselben setzt eine unschädliche, nicht beliebige, durch gültige Erwerbtitel unterstützte Zueignung voraus; sie schliefst aber allen Mifsbrauch aus (aber doch nicht die gänzliche Zerstörung der eigenen Sache? wodurch bisweilen auch ein guter Zweck befördert werden kann). Die Titel sowohl als Erwerbhandlungen sind nach Verschiedenheit der erwerblichen Güter selbst verschieden; sind diese schon einem andern eigenthümlich, so sind Verträge die ausschliefsenden Erwerbmittel: sind sie noch ganz herrenlos, so ist der unmittelbare Menschheitszweck des Erwerbers und die Tauglichkeit des Guts zur Förderung des Zwecks der Rechtstitel der Zueignung; sind sie aber erst herrenlos geworden, und zwar durch den Tod des Eigenthümers, so ist die Succession die Zueignungsart. Diese kann nach des Vf. Meynung weder durch Testament, noch Vertrag oder positive Gesetze, sondern gleichfalls nur durch die Dienlichkeit der Verlassenschaft und die Bedürftigkeit eines Menschen begründet werden, indem jene Stücke allenfalls nur den Staat auf die das Erbe vorzüglich bedürfende Person aufmerksam machen, keineswegs aber einen rechtlichen Grund zum Erwerbe enthalten könnten. Die natürliche, oder Intestaterbfolge sey also die einzige rechtliche Successionsart, die keine Klasse, keine Grade der Nähe, sondern nur die Bedürftigkeit, als den einzigen Maasstab kenne. — Zuerst nun liefert der Vf, in der ersten Abtheilung S. 13 — 39. eine concentrirte Darstellung der Intestaterbfolge nach gemeinen positiven Rechten, die meist nach *Koch* geformt, übrigens aber ihrem Zwecke gemäfs, eine gute Uebersicht über das Ganze giebt. Nur eine Anmerkung. Nach S. 32 u. 33. soll der eine überlebende Ehegatte eine Virilportion erhalten, wenn *mehr als* 4 Agnaten mit ihm erben; dieses mufs aber heifsen, wenn 4 *oder mehrere*, oder auch, wenn *mehr als* 3 concurriren; gleich unrichtig ist, dass derselbe nur ein Nutzungsrecht an jenem Erbtheil habe, wenn Ascendenten oder andere Verwandten vorhanden sind, denn die Gesetze verordnen dieses blos, wenn er mit eigenen Kindern oder Enkeln zusammentrifft. Hingegen dünkt die S. 37. von der Succession gewisser Collegien gemachte Bemerkung Rec. vollkommen richtig zu seyn. In der *zweyten Abtheilung* S. 39 — 58. stellt nun der Vf. eine Prüfung der verschiedenen Meynungen der Rechtslehrer über die natürliche Erbfolge nach seinen Grundsätzen an. Er selbst nimmt daher in der *dritten Abtheilung* 2 Gattungen von natürlichen Erbfolgearten an, nämlich die Familien- und die Intestaterbfolge im engern Sinn. Jene gründet er auf ein Familienverhältnifs, diese auf irgend einer andern rechtlichen Verbindungsart mit dem Verstorbenen zu einerley Zweck. Endlich leitet er aus beiden obigen Grundsätzen einige Regeln ab, die die natürliche Erbfolge noch genauer bestimmen. Lebte der Verstorbene in gar keiner besondern Verbindung, so tritt nun ein allgemeines Occupationsrecht ein, wobey derjenige am meisten begünstigt wird, der die meisten Bedürfnisse und die bessere Tauglichkeit der Güter zu seinen Zwecken erweisen kann. Wie dies alles bewiesen sey, ist nicht abzusehen, und vollends in die Idee, diese Sätze zur Grundlage der positiven Succession zu machen, wie der Vf. hin und wieder S. 11 ff. S. 64. andeutet, kann Rec. ganz und gar nicht eingehn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kußler: *Philosophische Versuche über die metaphysische Naturlehre, Seelenlehre, Weltlehre und Gotteslehre*, und über den Unterricht in der Philosophie in Gelehrtenschulen und die Lehrbücher dazu, von *Joh. Georg Nehr*, Rector an dem Gymnasium in der Reichsstadt Windsheim. 1. Theil. 1795. VIII und 312 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es liefs sich zwar vermuthen, dafs der Dogmaticismus noch oft Versuche machen würde, die ihm von der Kritik der reinen Vernunft bestimmten Schranken zu durchbrechen; dafs er aber es wagen sollte, die Wahrheiten der Kritik, die ihn stürzen, sogar als neue Stützen ergreifen zu wollen, das war kaum zu glauben. Unterdessen ist es doch wirklich geschehen, und die vorliegenden Versuche liefern ein Beyspiel. Es sind nicht, wie der Titel anzeigt, Versuche über die darauf genannten Gegenstände, sondern Versuche, die metaphysische Naturlehre, Seelenlehre u. s. w. selbst in einem kurzen Entwurf zu liefern. Das Unternehmen an sich ist rühmlich und grofs. Aber eben deswegen erfodert es eine genaue Prüfung seiner Kräfte, um, anstatt Ruhm einzuärndten, nicht blofs Vermessenheit zu zeigen. Der Versuch einer Metaphysik setzt eine vollendete Kritik der reinen Vernunft voraus. Wer Kants Kritik nicht für vollendet annimmt, dem liegt es ob, eine eigene anzustellen. Wer ohne Kritik sich an Metaphysik wagt, der wagt sich an etwas auf gut Glück, das nur nach einem genauen Plane gelingen kann. Hr. *N.* scheint die Kantische Kritik für hinlänglich zu halten, und baut nach dem Grundrifs, den sie für die Philosophie lieferte, ein System auf, das ihr gerade widerspricht. Er nimmt Resultate der Kritik an, während er die Gründe dieser Resultate umstofsen will, und nimmt Grundsätze der Kritik an, während er die Resultate läugnet. — Eine nähere Anzeige dieser Versuche wird dies Urtheil bestätigen. In der metaphysischen Naturlehre folgt Hr. *N.* meistens wörtlich Kant, giebt aber mit unter Erklärungen, die Kant gerade widersprechen. Z. B. Erfahrung ist die Empfindung, welche durch ein materiales veranlafst wird. (Durch diesen Begriff von Erfahrung wird die ganze Analytik des Verstandes umgestofsen. Kant sagt zwar, nur dasjenige kann erfahren werden, was ein Object der Empfindung ist, dies ist aber offenbar eine ganz andre Behauptung als die des Hn. *N.*) Raum ist die Ordnungsweise des Aufser- und Nebenseyns eines Etwas aufser und neben andern Etwas. (Durch diesen Begriff wird die Kantische Phoronomie aufgehoben, denn die Verhältnisse können dann nicht als das im Raum gegebene, sondern nur als das den Raum erzeugende angesehen werden.) Der Beweis des Satzes von der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung ist Hn. *N.* eigen, erweist aber den Satz nicht. Denn Hr. *N.* nimmt den Satz an, dafs sich der Körper *a* dem Körper *b*, und dieser jenem immer gleich viel nähere, und daher gleiche Bewegung habe, welches aber nur eine phoronomisch richtige Behauptung ist. So bald man die Körper ungleich setzte, und der Beweis mathematisch geführt würde, so würde ein Q. N. E. D. erfolgen. Aus der Metaphysik der Natur, wo Hr. *N.* fast gänzlich K. abschrieb und doch solche Widersprüche beging, kann man schon schliefsen, was man von den übrigen Theilen der Metaphysik zu erwarten hat, aber man wird doch nicht vermuthen, dafs die künftigen Theile eine gänzlich indirecte Widerlegung der Kritik der reinen Vernunft enthalten. Die Seelenlehre ist, nach Hn. *N.*, die Wissenschaft von dem Ich (von dem sich seiner bewufsten, vorstellenden und fühlenden Ichwesen) in soferne es ein Gegenstand des innern Sinnes ist. — Warum diese Wissenschaft metaphysisch heifst, ist nach dieser Erklärung schwer zu errathen, und eben so wenig, warum die Wissenschaft von dem Ichwesen nur auf den innern Sinn allein beschränkt seyn soll? noch weniger aber, was folgende Sätze für Eigenschaften der Seele aussagen sollen die durch den innern Sinn allein erkennbar wären: Das Ich ist eine Substanz — (bezieht sich Substanz nur auf den innern Sinn?). Es ist eine einfache Substanz eine Monade mit Beseelung, — (was ist einfach für den innern Sinn?). Aber was will die ganze Erklärung sagen? Was spielt das Wort Ich hier für eine Rolle? *Ich* hatte in der deutschen Sprache nie eine andere Bedeutung, als dafs es die Identität des Bewufstseyns anzeigte, es ist eine Erscheinung am denkenden Subject, an dem es sehr wenig zu analysiren giebt. Das Subject, dem das Ich als Prädicat zukommt, heifst Seele, und ein Ichwesen ist eben so wenig mit der Seele synonym als ein Denk- oder Fühlwesen. Nun aber, was soll gar der Beysatz in soferne es (das Ich) ein Gegenstand des innern Sinnes ist: — kann das Ich je ein Gegenstand des äufsern seyn? Kaum hat Hr. *N.* sein Ich auf den Thron gesetzt, so tritt auch §. 4. das Nicht-Ich auf. Es heifst: eine Seelenveränderung ist das Bezogenseyn eines Nicht-Ich's auf das Ich durchs Bewufstseyn. Was ist das Nicht-Ich und wie kommt Hr. *N.* zu diesem Begriffe? Ist es eine blofse logische Negation, so bedeutet es Nichts — es wird von etwas das Prädicat Ich aufgehoben, ohne dafs irgend Etwas gesetzt wird. Denn es ist falsch,

dafs Nicht-A das objectiv entgegengesetzte von A sey, dadurch dafs ich das Prädicat A aufhebe, wird kein anderes reelles Prädicat gesetzt. Wenn man glaubt, es werde durch ein A ein Nicht-A aufgehoben, so verwechselt man die logische Entgegensetzung mit der reellen. Nur wenn die Sphäre des Begriffs durch zwey Prädicate erschöpft ist, so wird durch Nicht-A etwas Reelles gesetzt, und durch dies Setzen etwas Reelles ausgeschlossen. Z. B. An einer Linie wird durch die Setzung des *Geraden* das Krummseyn ausgeschlossen, und eine nicht krumme Linie ist nothwendig eine gerade, aber durch das Prädicat Nichtcirkel wird gar nichts an einer Linie gesetzt, sondern ihr Begriff nur limitirt. Logisch also giebt mir das Nicht-Ich entweder gar kein Prädicat, oder ich mufs bewiesen haben, dafs es das einzige übrbleibende reelle Prädicat sey, das einem Ding zukommen kann und mufs. Wie will ich aber ohne andere Gründe überhaupt beweisen, dafs Nicht-Ich ein reelles Prädicat, dafs es nicht eine blofse Negation sey? Soll das Nicht-Ich, das durch einen Reflexionsbegriff Entgegengesetzte vom Ich seyn, so hindert mich zwar Nichts, dies zu supponiren, aber dann ist das Nicht-Ich etwas das das Ich aufhebt, und ich mufs mich vor der Amphibolie hüten, das Entgegengesetzte im blofsen Begriff, mit der realen Entgegensetzung zu verwechseln. Z. B. Der Bewegung ist im Begriff die Ruhe entgegengesetzt, aber in der Erscheinung kann die Bewegung keineswegs durch Ruhe, sondern nur durch eine andere Bewegung aufgehoben werden. Ich mufs also hier bestimmen, ob ich unter Nicht-Ich eine blofse Negation des Ichs oder ein negatives Ich verstehe. Letztere Bedeutung kann aber, wie schon gesagt, ohne weitern Grund nicht angenommen werden, denn ich weifs ja durch das Ich nicht, ob das Nicht-Ich ein reales Prädicat ist. Es bleibt also nicht einmal, wenn man Nichts erschleichen will, die Limitation übrig: Etwas ist ein Nicht-Ich, weil ich ohne andere Gründe nicht weifs, ob es aufser dem Ich noch etwas reales giebt, und wenn man auch diese Limitation annimmt, führt sie doch auf kein weiteres reelles Prädicat weder vom Ich noch vom Nicht-Ich. Das Nicht-Ich ist also ein durch Amphibolie der Reflexionsbegriffe erschlichener vager Begriff, durch den das Daseyn der Gegenstände aufser mir, als contreband in die Philosophie eingeführt wird, das man doch auf legalem Wege hineinbringen sollte und könnte. Ganz sonderbar contrastiren mit dem Sprachgebrauch die Sätze: Ich ist das in der Zeit Veränderliche; das die Zeit erfüllende; dasjenige an welchen in der Zeit Seelenveränderungen vorkommen u. s. w. Auf solche Begriffe gründet sich eine Psychologie, die den Paralogismen der reinen Vernunft Wahrheit verschaffen und sie als richtige Schlüsse aufstellen will. Die Cosmologie ist den übrigen Theilen völlig ähnlich, und es verlohnt sich der Mühe nicht, die Vertheidigung der Antinomien gegen sie zu übernehmen. Die Theologie scheint der Kritik der reinen Vernunft recht zum Trotz geschrieben zu seyn. Wir wollen aber nur einen Satz näher beleuchten. „§. 21. Lehrsatz. Gott hat ein wirkliches Daseyn, weil eine Welt existirt, welche nur als das Werk Gottes kann gedacht werden. Beweis. Es existirt wirklich eine Welt; dieser Satz ist in der Welterscheinungslehre bewiesen worden. (Dies ist dorten nicht erwiesen worden, §. 22. heifst es wohl: Das Weltall ist ein Gegenstand einer wirklichen Erfahrungskenntnifs, allein der Beweis thut nur dar, wie es auch nicht anders möglich ist, dafs *etwas erfahren* wird.) Diese Welt ist ein All von bedingtdaseyenden Dingen, deren letzter Grund nur in dem schlechthin nothwendigen Dinge gesucht werden kann. (Der Beweis hievon ist nicht citirt, soll er §. 16. stehen? Diesen würden die Spinozisten gänzlich entkräften, durch die Behauptung, es giebt nur *ein* wahres reelles Wesen.) Gott giebt sich uns also durch das Daseyn der Welt als wirkend zu erkennen, d. h. weil Gott eine erfahrbare Welt hervorgebracht hat, so mufs er mit einem wirklichen Daseyn gedacht werden. (Wenn sich uns Gott als wirkend zu *erkennen* giebt, so sind die metaphysischen Beweise seines Daseyns eine höchst überflüssige Sache.) In der Anmerkung fällt Hn. N. bey, man könnte diesen Beweis für den von Kant widerlegten kosmologischen halten; er sucht daher zu zeigen, dafs er es nicht sey, und darinn hat er auch recht, denn der von Kant widerlegte Beweis hat wirklichen dialektischen Schein, der seinige aber beweist gar nicht einmal das Daseyn Gottes, vorausgesetzt dafs er etwas beweist, sondern nur das Daseyn einer nothwendigen Ursache, aber die Art wie er dies darzuthun sucht, zeigt offenbar, dafs er nicht einsah, was zu einem kosmologischen Beweis gehört. Er hält sich darüber auf, dafs Kant schon die Existenz eines Wesens, die eigene, zu diesem Beweise für hinlänglich hält, und sieht also nicht ein, dafs der Beweis gar nicht von der Quantität, sondern von der Modalität der existirenden Dinge abhänge. Dann findet er es sehr überflüssig, dafs Kant noch den Beweis führt, das nothwendige Wesen müsse auch das allerrealeste seyn. — Er hält sich also für berechtigt zu sagen: „Man darf mir viel Fremdartiges in meinen Beweis bringen und ihn schief stellen, um ihn leicht widerlegen zu können. Dieses ist hier der Fall. Wenn dieser Beweis von Hn. Kant nicht ausdrücklich der kosmologische genannt würde, so dürfte wohl nicht leicht jemand errathen; dafs er es seyn soll, und dafs durch die Widerlegung des letzten Theils desselben, denn auf diesen bezieht sich alles, was der würdige Vf. der Kritik der reinen Vernunft dagegen einwendet, die Möglichkeit mit Hülfe des Weltbegriffs das Daseyn Gottes zu erweisen, (aus einem Begriff läfst sich gar kein Daseyn erweisen,) soll bestritten werden." Wie kann man so etwas niederschreiben? Verstand es Kant nicht, das Fremdartige von dem Nothwendigen des Beweises zu unterscheiden, und hat er ihn aus Unwissenheit schief gestellt, so war er kein würdiger, sondern ein arroganter Mann, wenn er sich bey dieser Beschränktheit des Verstandes anmafste, die Vernunft selbst einer Kritik zu unterwerfen. Hat er aber in einer Sache von solcher Wichtigkeit den Beweis absichtlich schief aufgestellt, so ist er ein sehr unredlicher Mann. Woher aber kann Hr. N. Kanten das letztere zutrauen? Was das erste betrifft, so hat ja K. gezeigt, dafs er den kosmologischen Beweis in allen seinen Darstellungen kenne, und bewiesen,

dafs

dafs die von ihm widerlegte die ſtärkſte und den gröſsten dialectiſchen Schein hervorbringende ſey. Hr. N. beliebe nur das Kapitel hierüber in der Kritik der reinen Vernunft mit Bedacht durchzuleſen. — Die Abhandlung hat auſser dem Verſprechen eine Logik des Gefühls zu liefern, nichts Eigenes. Da Hr. N. ſagt: „Wer, wie ich faſt befürchten muſs, es lächerlich finden ſollte, dafs ich hier von einer Logik und Metaphyſik des Fühlens ſpreche, den muſs ich bitten, ſeinen Satyr nur bis zur Erſcheinung des zweyten Theils dieſer Verſuche Zaum und Gebiſs in den Mund zu legen," ſo wäre es voreilig, darüber einige Anmerkungen zu machen.

Leipzig, in d. Weygandſchen Buchh.: *Karl Heinrich Heydenreichs*, ordentl. öffentl. Prof. der Philoſophie in Leipzig, *Propädeutik der Moralphiloſophie nach Grundſätzen der reinen Vernunft.* 1. Th. 1794. 206 S. Mit D. Hume's Bruſtbild als Vignette. 2. Th. 1794. 244 S. 3. Th. enthaltend ein kurzgefaſstes Wörterbuch der moraliſchen Sprache. 1794. 122 S. gr. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Eigentlich bedarf die Moralphiloſophie keiner andern Propädeutik als der Kritik der praktiſchen Vernunft; denn das Uebrige, was ſie noch vorausſetzt, iſt andern Doctrinen angehörig, auf welche ſie ſich nur zu beziehen braucht: allein wenn man nicht blofs darauf ſieht, was in die Propädeutik einer Wiſſenſchaft gehört, in ſofern ihr Gebiet in ſeinen genauen Grenzen eingeſchloſſen iſt, ſondern nur darauf, was vorzüglich nothwendig zu wiſſen iſt, ehe man ſich an das Studium einer Wiſſenſchaft wagt, und ehe man den Begriff von ihr beſtimmt faſſen und ihren Umfang vorläufig erkennen kann, ſo erweitert ſich der Begriff einer Propädeutik einer Wiſſenſchaft und alſo auch der Propädeutik der Moralphiloſophie. In dieſem weitern Sinne liefert Hr. *H.* hier eine Propädeutik der Moralphiloſophie. Sie enthält, nach einer Einleitung über die Nothwendigkeit einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Behandlung der Moralphiloſophie: 1) Kritiſche Prolegomenen über die Möglichkeit der Erkenntniſs ſittlicher Gegenſtände, ihren Umfang und ihre Grenzen. 2) Pſychologiſche Prolegomenen über die Natur des menſchlichen Begehrungsvermögens überhaupt. 3) Zergliederung des ſittlichen Bewuſstſeyns im Menſchen. 4) Kritik der verſchieden Moralprincipien, welche nicht aus der reinen praktiſchen Vernunft hergeleitet ſind. 5) Unterſuchungen, welche ſich bey angelegentlicher Betrachtung der ſittlichen Geſetzgebung der Vernunft in Beziehung auf die menſchliche Natur unwiderſtehlich aufdringen; ſie ruhen auf folgenden Fragen: a) Beſitzt der Menſch das Vermögen uneingeſchränkter Freyheit des Willens, wie daſſelbe durch die moraliſche Geſetzgebung der Vernunft vorausgeſetzt wird? b) Welches iſt nach der Geſetzgebung das höchſte, unbedingte Gut? c) Welches iſt die unbedingte Triebfeder, das moraliſche Geſetz zu erfüllen und nach dem höchſten Gute zu ſtreben? d) Wie vereinigen wir unſre ſtrenge Verpflichtung durch das moraliſche Geſetz mit unſern rechtmäſsigen Anſprüchen (wenn ſie rechtmäſsig ſind, ſo iſt dieſe Vereinigung ſchon geſchehen) auf Glückſeligkeit? 6) Entwurf des Syſtems der Moralphiloſophie. 7) Die Würde der Moralphiloſophie. 8) Die vorzüglichſten Hülfsmittel zum Studium der Moralphiloſophie. 9) Da die Beſtimmtheit der Sprache ſonderlich auch für die Moralphiloſophie wichtig iſt, ſo iſt ein Wörterbuch der moraliſchen Sprache, ein wichtiges Hülfsmittel zum Studium der Moralphiloſophie. Dieſe Gegenſtände ſind ſämmtlich ſehr gut und deutlich abgehandelt, und dieſe Propädeutik kann von jedem, dem es um ein gründliches Studium der Moralphiloſophie zu thun iſt, mit vielem Nutzen als eine Einleitung in dieſelbe gebraucht werden. Da aber Rec. weder etwas wichtiges Neues, in Rückſicht auf die Gegenſtände, die Kant auch behandelte, für den, der mit Kants Schriften vertraut iſt, gefunden hat, und das Uebrige von Hn. *H.* an andern Orten ſchon ſelbſt ausführlicher abgehandelt wurde, ſo findet er es unnöthig, eine nähere Anzeige des Inhalts zu geben, und fügt nur noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen bey. 2. Theil S. 29. und ferner glaubt Hr. *H.*, dafs Hn. Titels Tadel der Kantiſchen Beyſpiele in der Metaphyſik der Sitten zur Beleuchtung des Sittengeſetzes nicht ungegründet ſey, in ſoferne man nur auf die Art ſieht, wie Kant dieſe Beyſpiele behandelt hat, und ſucht die dort aufgeſtellten Pflichten auf eine andere Art als Kant abzuleiten; aber Hr. *H.* ſcheint hier nicht genug Rückſicht auf die Typik der moraliſchen Urtheilskraft genommen zu haben, und hat ſich durch Hn. Titels unpaſſende Einwürfe zu einer unzulänglichen Vertheidigung Kants verleiten laſſen. Kant ſagt, um über eine moraliſche Maxime zu urtheilen, dürfe man nur fragen, ob ſie als Naturgeſetz gedacht werden könne? Auf welche Art nun dieſe Probe angeſtellt wird, das hat in die Moralität keinen Einfluſs, die Probe kann ganz empiriſch angeſtellt und doch durch ſie die Reinheit der Maxime erwieſen werden, weil es ja nicht um die theoretiſche Reinheit der Maxime als Regel für die wirkliche Handlung, ſondern um die praktiſche Reinheit der Geſinnung, in der ich etwas als Maxime aufnehme, zu thun iſt. Wenn ich alſo frage: iſt es recht Geld zu *borgen*, mit dem Vorſatz es nicht wieder zu bezahlen? ſo kann ich rein moraliſch durch die Ueberlegung der Folgen, die eine ſolche Maxime als allgemein angenommen haben müſste, über die Güte der Maxime entſcheiden, denn findet ſich, dafs die Folgen die Maxime, ſobald ſie allgemein würde, gänzlich zwecklos machen würden: ſo ſehe ich, dafs eine ſolche Maxime, als unnachläſsliches, als Naturgeſetz, ſich widerſpricht. Ich entſcheide hier nicht über die Moralität der Maxime nach den Folgen, die ſie materialiter hat, ſondern nur aus dem formalen Widerſpruch, der ſich zwiſchen den Folgen, die die Maxime als allgemein gedacht haben muſs, und dem Zweck, der durch ſie erreicht werden ſoll, findet. Die Zweckloſigkeit einer Maxime, im Falle ſie als allgemein angenommen gedacht wird, entſcheidet ſicher auch über ihre Moralität, in ſoferne das, was nicht einmal vernünftig iſt, auch nicht moraliſch ſeyn kann. Wenn Hr. *H.* glaubt, die Pflicht ehrlich zu ſeyn, beſſer aus der Formel zu beweiſen, dafs man kein ver-

nünftiges Wesen zu einem blossen Mittel herabwürdigen dürfe; so hat er übersehen, dass er doch hier auch nur aus den Folgen beweisen kann, dass durch Versprechungen, die man nicht halten will, ein anderer Mensch zum blossen Mittel gemacht wird; denn dieser Beweis beruht darauf, dass ich nach einer Maxime handle, die ich nicht will, gegen mich, von ihm angenommen haben. Man kann eben so gut sagen, dass durch diese Versprechung niemand als Mittel gebraucht wird, so bald er nur der Versprechung nicht traut, als Hr. *H.* gegen Kants Ableitung sagte, dass ein System von Wesen gar wohl bestehen könne, wo kein Versprechen gehalten würde, wenn sich nur keiner auf das Versprechen des andern verliesse. Eben so richtig leitet Kant die Pflicht, seine Talente auszubilden, aus dem Widerspruch ab, der sich in der Maxime findet, wenn sie allgemein gedacht wird. Es sollen Anlagen, deren Ausbildung dem Wesen, das sie hat, nützlich und nothwendig ist, unter der Bedingung ertheilt werden, dass diese Anlagen nicht ausgebildet werden. Es ist wirklich schwer, die Einwürfe eines Mannes, der eine Sache gar nicht gefasst hat, zu widerlegen, ohne in dieser Widerlegung selbst etwas Schiefes zu sagen. S. 51. glaubt Hr. *H.*, es könne etwas nach dem absoluten Werthe des Wollens gut seyn, das nach einer verwerflichen Maxime geschehe. Auch hier scheint Hr. *H.* nicht auf das geachtet zu haben, was Kant in der Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft über das Gewissen sagt. Die Maxime, ihrem theoretischen Ausspruche nach, kann wohl gut, und der Wille schlecht, aber nicht umgekehrt die Maxime schlecht und der Wille gut seyn. Die Subsumtion eines bestimmten Falles kann wohl durch Unwissenheit falsch geschehen; aber die Maxime kann nie ohne Gewissenlosigkeit unmoralisch werden. Hr. *H.* giebt unter mehrern folgendes Beyspiel: Cajus verfolgt Mitmenschen, welche unrichtige Begriffe von Gott hegen, um sie zu bestimmen, dieselben gegen richtigere aufzugeben; mit der innigen Ueberzeugung, die Maxime, die er befolgt, könne allgemeines Gesetz werden, und mit der festen Vorstellung der vernünftigen Wesen als Zwecke an sich. Diese Handlung ist also nach dem absoluten Werth des Wollens gut, obgleich die Maxime verwerflich ist. Rec. behauptet, dass der Wille hier so schlecht sey als die Maxime: denn wie kann sich Cajus mit aufrichtigem Gewissen überzeugen, die Maxime; dein subjectiver Glaube giebt dir das Recht, andere wegen ihres subjectiven Glaubens zu verfolgen, könne allgemein werden? In soferne der Glaube von objectiven Gründen abhängt, so müssen ja die andern eben so gut zum Glauben gebracht werden, als er. Er muss also entweder annehmen, er habe ein Recht sein subjectives Dafürhalten, für mehr geben zu lassen, als das anderer moralischer Wesen, und sich als einen Erleuchteten betrachten, d. h. verrückt seyn, oder er muss die andern für so boshaft halten, dass sie die Wahrheit, die sie erkennen müssen, doch nicht anerkennen wollen, und dann sucht er durch Verfolgung sie zur Anerkennung der Wahrheit zu bringen, die sie schon erkennen, ohne dass er den Beruf dazu legitimiren kann, sie zu diesem Geständniss zu zwingen, und er muss also nach der Maxime handeln: ich mache Menschen, die Wahrheit erkennen, blos dadurch bessen, dass sie *mir* gestehen, dass sie sie erkennen, und ich darf sie deswegen martern und verfolgen, blos weil ich will. Er handelt daher entweder unsinnig, oder er ergreift nur die Gelegenheit, ungestraft andern Böses zu thun, und handelt boshaft. In jedem Fall ist er also verrückt, oder gewissenlos. Dass ein toleranter Mensch eben so schlecht als er seyn könne, das ist freylich nicht zu läugnen. In allen übrigen Beyspielen lässt sich auch zeigen, dass die so handelnden entweder verrückt oder gewissenlos seyn müssen. Im Falle der Verrückung sind sie freylich nicht unmoralisch, aber auch nicht moralisch.

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Dresden u. Leipzig*, in der Hilscherschen Buchh.: *Lesebuch für gute Kinder von einem Kinderfreunde.* 1795, 88 S. 8. (5 gr.) Zuerst Regeln der Aussprache und des richtigen Lesens, oft nur nicht bestimmt genug abgefasst. Z. B. *G* hinter dem *n* und *r*, am Ende und vor allen stummen Buchstaben, wie ein *k*. Sehr richtig ist es zwar, dass das *g* hinter dem *r* dem *k* an Härte sich annähert, aber *gleich hart* sollte es doch nicht ausgesprochen und noch weniger Anweisung dazu gegeben werden. Wer fühlt nicht den Unterschied zwischen *Werg* und *Werk*, *Sarg* und *Stark* in einer genauen Aussprache? Die so weitläuftige Anweisung S. 21. wenn man am Ende eines Wortes *g* oder *ch* setzen solle, hätte viel kürzer und dabey gründlicher durch die Bemerkung gegeben werden können, dass eigentlich keine Endsylbe *ich* vorhanden sey, wohl aber *lich* und *rich*, woraus es schon an sich und viel deutlicher erhellt, warum man nicht *ich* schreiben dürfe, wenn das vorhergehende *l* zur Stammsylbe gehört, als in *heilig* von *Heil*. Die zur Leseübung angehängten Erzählungen haben uns ihrer Zweckmässigkeit halber weit besser gefallen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. Julius 1796.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Cruſius: *Gemeinnützige Naturgeſchichte der Vögel Deutſchlands* für allerley Leſer vorzüglich für Forſtmänner, Jugendlehrer und Oekonomen, von *Joh. Mat. Bechſtein*, Gräflich Schaumburg-Lippiſchem Bergrathe etc. Dritter Band. Mit Kupfern. 1795. 946 S. 8.

Dieſer Theil enthält die *Singvögel* (*Paſſeres Lin.*). Man kann ſich aus dem groſsen Umfange dieſes Bandes ſchon vorſtellen, daſs die Naturgeſchichte dieſer Thiere einen groſsen Zuwachs erhält. Rec. hat das Werk mit Aufmerkſamkeit ſtudirt, mit der Natur, ſoviel er konnte, verglichen, und iſt mit wahrer Dankbarkeit gegen die wirklich groſsen Bemühungen dieſes ſo aufmerkſamen Beobachters erfüllt worden. Neben den Ordnungen der Sumpf- und Waſſervögel iſt die der Singvögel eine der verwickeltſten. Gleich die Gattung der *Lerche* giebt einen ſprechenden Beweis davon. Die *Pieplerche* n. 4. iſt öfter unter ſo verſchiedenen Namen von den Schriftſtellern beſchrieben, daſs man es kaum für möglich halten ſollte. Hr. B. hat die Naturforſcher zuerſt darauf aufmerkſam gemacht. Rec. will einiges aus eigenen Bemerkungen hinzufügen. So gewiſs es iſt, daſs Linné ſelbſt nicht frey von allen Vorwürfen wegen einer Verwirrung in der Geſchichte der Lerchen bleibt, ſo glauben wir doch nicht, daſs er die *A. pratenſis* noch einmal unter dem Namen *trivialis* beſchrieben hat. Ein vorzügliches Kennzeichen der *Pieplerche* iſt der kurze ſtark gekrümmte Sporn, der ſogar einige Naturforſcher verleitete, ſie zu den Motacillen zu rechnen. Linné aber ſagt ausdrücklich von der *A. pratenſis* in der Fn. Sv. 210: *unguis poſticus longus*, wozu noch *rectus* gehört, das durch ein in der zweyten Ausgabe der Fn. Sv. leider nur zu gewöhnliches Verſehn, vergeſſen iſt. Eben ſo iſt in *Pennant's* Britt. Zool. 1. n. 138. die Pieplerche nicht beſchrieben, wie man aus den Worten: *der Sporn iſt ſehr lang*, deutlich ſieht. Dagegen muſs *Pennants Brachlerche* Arct. Zool. II. 368. D. hieher, und nicht, wie unſer Vf. es thut, zur *Brachlerche A. campeſtris* n. 3. gezogen werden. Wir bringen noch ein Citat in Vorſchlag, das gewagter zu ſeyn ſcheint, als es iſt, nemlich; *Cetti Stor. nat. Ucc. Sard.* p. 150. Latham. Ueberſ. II. 2. 395. 34; die Hr. Hofr. Gmelin Lin. S. N. I. 2. 801. 32 *obſcura* nennt. — Bey *A. criſtata* merken wir nur an, daſs mehrere Lerchenarten die Eigenſchaft haben, die Scheitelfedern emporzuſträuben, wodurch mancher ſchon irre geführt iſt, in einem ſolchen Vogel die *criſtata* zu erkennen. — Der *Waſſerſtaar Sturnus Cinclus. Lin.* muſs gewiſs in eine eigene Gattung gebracht werden. Der ganz abweichende Bau ſeines Schnabels, welcher hinlängliche Gattungskennzeichen darbietet, zeigt dies ſchon; eben ſo deutlich aber die ganz abweichende Lebensart, die Buffon und Briſſon ſogar bewogen, ihn zu den Sumpfvögeln zu zählen. Er iſt wahrſcheinlich in der untern Figur von t. 47. Penn. Br. Zool. vol. I. unter dem falſchen Titel des einen Geſchlechts des *T. Merula* abgebildet. — *Turd. arundinaceus.* S. 255 giebt ſich der Vf. Mühe, es zu erklären, wie Linné zu den Unterſcheidungskennzeichen dieſes Vogels: *remigibus faſciis apice rufeſcentibus* — ſetzen konnte. Allein ſeiner Erklärung bedarf es nicht, denn es iſt ſicher ein Druckfehler ſtatt: *rem. faſcis ap. ruf.* Dieſe Vermuthung würden wir in Gewiſsheit verwandeln können, wenn wir eine der frühern Ausgaben des Syſt. Nat. hätten vergleichen können. Im Meklenburgiſchen nennt man dieſe Droſſel *Riedmeiſe.* — *Lox. curviroſtra a. maior.* Rec. freute ſich, einen ſo genauen und im Deuten ſo glücklichen Naturforſcher, wie Hr. B. iſt, bey einer Vermuthung auf ſeiner Seite zu haben, die ihm ſchon lange aufgefallen iſt, daſs nemlich Otto unter dieſer angeblichen Abart nichts, als den *L. Enucleator Lin.* beſchreibt. Alles ſtimmt genau damit überein, nicht allein die Beſchreibung, ſondern auch die Beobachtung, daſs der *L. curv. maior* im May brütet, und von dem Föhrenſamen (*Pin. ſylveſtris. L.*) ſich nährt. Nur das einzige iſt ſonderbar, daſs weder Beſeke (Vög. Kurlands. t. 7.) noch Linné den Fall bemerken, daſs der Schnabel des *L. Enucl.* ſich nur etwas kreuzt; und daſs Hr. Otto mit keinem Worte der zwiſchen beiden Statt habenden Aehnlichkeit erwähnt, da er doch einige Seiten weiter den Enucleator mehreremale geſehn zu haben verſichert. Auch dieſe Widerſprüche lieſsen ſich heben; denn ſeine Beſchreibung ſagt eigentlich nicht, daſs der Schnabel ſich kreuzt; allein die gegebene Abbildung (Büff. Ueberſ. X. t. 3.), die freylich ſchlecht genug iſt, zeigt dies doch deutlich, und Kopf und Schnabel ſind gerade das, was O. darinn natürlich dargeſtellt findet! Soviel iſt gewiſs, daſs keine Abart des Kreuzſchnabels gemeynt ſeyn kann. — Die Gattung *Fringilla* theilt der Vf. in drey Familien; allein die angegebenen Kennzeichen ſind weder ſicher, noch genau genug. So müſste der Kanarienvogel wegen des dickern, runden, kegelförmigen Schnabels zur erſten Familie gebracht werden, da er doch dem Zeiſig u. a. beygeſellt iſt. Eben dieſer Vorwurf trifft auch die Familien der Gattung *Motacilla.* Die Auseinanderſetzung der Arten dieſer äuſserſt verwickelten Gattung verdient ſchon allein den ausgezeichneteſten Beyfall. Wer alle die Schwierigkeiten kennt, mit denen der Forſcher bey

bey dieſem zahlreichen Heere kleiner, in der Farbe und dem Körperbaue ſo wenig unterſchiedener Vögel zu kämpfen hat, der wird gewiſs geſtehn, daſs hierdurch ein helles Licht über einen groſsen Theil derſelben verbreitet iſt. — *Mot. alba* Friſch. t. 23. f. 4. Bey dem Citate aus Büffon merken wir noch an, daſs in der Ueberſetzung das Weibchen zweymal abgebildet iſt; einmal XV. t. 17 und einmal XIV. t. 6. unter dem Namen *Ortolanen-Pivote*. Ein Schreibfehler ſcheint daran Schuld zu ſeyn, und Hr. Otto iſt uns die Copie von Pl. enl. 654. f. 2. noch ſchuldig. — *Mot. flava* 14. Friſch t. 23. f. 2. a. iſt im 2ten Bande S. 607 unrichtig zu *Boarula* gezogen. Auch Rec. ſah nie eine gelbe B. mit ſchwarzgefleckter Kehle, obgleich Briſſon, der doch dieſe und die Boarula ſorgfältig unterſcheidet, und Pennant ſie ſo beſchreiben. Vielleicht ſind die Beſchreibungen nach ausgeſtopften Exemplaren gemacht, wo die ſchwarze Wurzel einiger Halsfedern leicht zum Vorſchein kommen konnte. — 26. *M. Fitis* iſt unſerer Meynung nach der wahre Linnéiſche *Trochilus* Fn. Sv. 264. Dagegen fällt dieſes Citat bey n. 28. *Sibilatrix* weg, und vertauſcht ſeinen Platz mit dem zur *M. rufa* 27. gerechneten *M. Acredula* L. Fn. Sv. 263. Die Abbildung des *Pouillot* Buff. gehört ſicher zu der *M. Sibilatrix*; die Beſchreibung aber umfaſst dieſe ſowohl, als die *Fitis*. Ob der *Scotch Wren* Penn. auch hieher gehört, wagen wir wegen Kürze der Beſchreibung nicht zu entſcheiden. — 6. *Parus caudatus*. Die Abbildung des Neſts liefert Friſch t. 31. Suppl. unter der falſchen Benennung des Pirolneſts. Auch unſer Vf. erkannte in dieſer Darſtellung ein Pirolneſt, welches es doch gewiſs nicht iſt. Vielleicht gehört auch Titius t. III. das dem *Par. pendulinus* zugeſchrieben wird, und worinn eine Zeiſigfamilie angetroffen iſt, hieher.

Im erſten Anhange iſt ein Vögelkalender geliefert; der zweyte enthält Zuſätze und Berichtigungen zu dieſen drey Bänden. S. 828 wird es wahrſcheinlich gemacht, daſs *Strix paſſerina daſypus* eine ſelbſtſtändige Art ſey. Ueberdem wird von der dort beſchriebenen *paſſerina* angemerkt, daſs ſie nicht gelbe, ſondern ſaftgrüne Augenringe hatte. Dies verdient wirklich alle Aufmerkſamkeit, da Friſchs t. 100. eben ſolche Augenringe zeigt, woran ſchon Buffon dieſe Abweichung bemerkte. Wir wünſchten darüber noch mehr Aufſchluſs zu erhalten, da es uns nicht unwahrſcheinlich iſt, daſs man zwey Arten mit einander verwirrt. — Ein dritter Anhang liefert eine beſtimmtere Terminologie nach Borkhauſens Anleitung, worinn freylich noch manches Unbeſtimmte iſt. So ſind, um gleich auf der erſten Seite ein Beyſpiel zu bemerken, *die Zügel, lora*, nicht nackt; dies iſt nur eine zufällige Eigenſchaft; es ſind überhaupt die Streifen von der Schnabelwurzel jeder Seite zum Auge. — In dem vierten Anhange iſt eine Ankündigung einer vom Vf. zu errichtenden Bildungsanſtalt für junge Jäger, Forſtmänner und Kameraliſten; der wir den glücklichſten Fortgang wünſchen. Ein Regiſter über alle drey Theile ſchlieſst das Werk.

Die Abbildungen ſind im Ganzen recht gut; einige erinnern freylich an das ausgeſtopfte Urbild; indeſſen ſind ſie doch getreu. Daſs t. 4. *Turd. torquatus* abgebildet iſt, ſcheint durch einen Irrthum veranlaſst, man vergl. nur S. XIII. XIV.

Mit dieſem Bande iſt die Geſchichte der Vögel Deutſchlands geſchloſſen. Nach unſerm Urtheile iſt es das wichtigſte und reichhaltigſte ornithologiſche Werk unſers Zeitalters, das nebſt der genaueſten Beſchreibung einer groſsen Anzahl von Vögeln, eine Menge von Berichtigungen der vielen Irrthümer enthält, welche die Geſchichte dieſer Claſſe des Thierreichs vorzüglich verdunkeln. Nicht allein der Jäger und Forſtmann, auch der Naturforſcher von Profeſſion wird ſich deſſelben mit dem gröſseſten Nutzen bedienen. Der Vf. giebt durch ſeine jedem Theile angehängten Berichtigungen und Zuſätze den Beweis, daſs er unermüdet fortfahren wird, ſeine Erfahrungen zu vermehren, die bisherigen fernerhin zu prüfen, zu berichtigen und in einem Supplementbande oder einer neuen Ausgabe alles dieſes nachzutragen. In dieſer Abſicht legen wir dem Vf. noch einige zur gröſsern Vervollkommnung des Werks abzweckende Wünſche zur Beherzigung vor. Er ſcheue ſich nicht, von den Linneiſchen Gattungen abzuweichen, und, wenn ſeine Ueberzeugung es fodert, neue zu bilden, alte eingehn zu laſſen, eine Art in eine angemeſſenere Gattung zu verſetzen. Es iſt gewiſs ein Irrthum, wenn man glaubt, durch Abweichung von dem Linn. Syſteme dem Anfänger die Sache zu erſchweren. Nach unſrer Ueberzeugung verhält ſich dies gerade umgekehrt. Je natürlicher die Gattungen ſind, deſto leichter wird das Auffinden einer Art; deswegen wünſchten wir auch, daſs Hr. B. ſich nicht mit den von Andern oft nur zu flüchtig angegebenen Kennzeichen der Gattungen begnügte, ſondern durch ſorgfältige Vergleichung mit der Natur *ſichere* und *wirklich unterſcheidende* ſelbſt lieferte. Ferner, daſs er bey jeder Gattung, oder bey jeder Familie die ganze Lebensweiſe der darinn enthaltenen Vögel angebe, und bey der Geſchichte jeder Art nur die nähere Beſtimmung, oder die Abweichung von dieſer allgemeinen Regel anführe. Dadurch wird das Werk wirklich wiſſenſchaftlich; es wird in engere Grenzen zuſammengerückt, ohne einen Verluſt ſeines Gehalts zu leiden. Endlich wünſchten wir, daſs der Vf. alle *ausländiſche* Abarten anzuzeigen unterlieſse. Vielfaltige Erfahrungen haben uns ſehr miſstrauiſch gegen alle dieſe oft auf dürftige Beſchreibungen gegründeten Varietäten gemacht, und wir haben ſie faſt allemal da, wo uns eine Unterſuchung verſtattet war, als gänzlich verſchiedene Arten gefunden. Buffon hat eigentlich vorzüglich die Naturforſcher auf dieſe falſche Bahn geleitet, und unſere Nachkommen werden einſt Mühe haben, ſich wieder auf den rechten Weg zu finden. Bey den angeführten Citaten wünſchten wir Theil, Seitenzahl und Nummer der Art angegeben; Friſchs Abbildungen ſahen wir allenthalben gern angezogen; und überhaupt wäre die Angabe einer oder einiger guten Abbildungen bey jeder Art nicht unzweckmäſsig.

WIEN, b. Wappler: *Icones Piſcium Auſtriae indigenorum, quos collegit vivisque coloribus expreſſos edidit Carolus Lib. Baro a Meidinger*, ſacratiſſimae Caeſ.

Caef. Reg. Apoft. Majeftati a fecretis etc. Decuria IV. 1790.

Ebend. — — — Decuria V. et ult. 1794. (Jede Dec. mit 10 ausgemalten K. und einer ausg. Vign. a. d. Titelbl. Fol. max.) (beid. 8 Guld.)

Die Frage, warum Hr. *v. M.* zu einer Zeit, da Bloch die deutfchen Fifche vollftändig abhandelte, und getreue Abbildungen davon lieferte, noch diefes Werk unternahm, kommt jetzt zu fpät, da es bereits geendigt ift. Es ift wahr, viele Blochifche Abbildungen laffen noch manche Wünfche übrig, allein nach unfrer Ueberzeugung hat auch der Vf. diefelben nicht ganz erfüllt. In dem Texte fuchen wir vergebens nach Bereicherungen der N. G. der Fifche, und es wäre in mancher Hinficht beffer gewefen, wenn es Hn. v. M. gefallen hätte, ein blofses Verzeichnifs der Oeflerreichifchen Fifche, allenfalls mit Hinzufügung von Abbildungen derjenigen Thiere diefer Claffe zu geben, die Bloch gar nicht, oder nicht kenntlich genug dargeftellt hatte. Dann würde fein Unternehmen auch bey andern den Beyfall gefunden haben, den es jetzt wohl nur in Oeflerreich haben kann. In den beiden vor uns liegenden Decurien, den einzigen, die Rec. von diefem Werke fah, find folgende Fifche abgebildet.

IV. 31. *Muraena Anguilla L.* nicht fo natürlich, als bey Bloch t. 73. — 32. *Cobitis Taenia L.* Die charakteriftifchen Kennzeichen find in diefer Abbildung gar nicht fichtbar. Eine fo hochgelbe Farbe, wie der hier vorgeftellte an der Seite hat, haben wir noch an keinem Fifche diefer Art wahrgenommen. — 33. *Salmo Thymallus L.* Die Abbildung ift vielleicht von einem aufgetrockneten Exemplare genommen? — 34. *Salmo Lavaretus L.* ob wirklich einerley mit dem von Bloch t. 25. vorgeftellten? — 35. *Cyprin. Afpius. L.* möchte man beynahe für Copie von Bl. t. 7. halten; fo fehr find beide Zeichnungen fich gleich. — 36. *Cypr. Idus L.* Hier tritt der Fall ein, wo man eine nähere Befchreibung der abgebildeten Thiere fehr vermifst. In der Abbildung ift die Schwanzfloffe braunroth gefärbt. Alle Schriftfteller, die diefer leicht mit ähnlichen zu verwechfelnden Art erwähnen, befchreiben fie grau. — 37. *Cyp. amarus. L.* — 38. *Cyp. Vimba. L.* Der Vf. macht die Anmerkung, dafs Linné in der Afterfloffe 24, Kramer 13 bis 18, er aber bey vielen Karpfen diefer Art nur 12 Strahlen gezählt habe. Bloch hat fchon dargethan, dafs Kramers von M. angeführter Fifch nicht der *Vimba*, fondern der *Nafus* fey. Die vom Vf. unterfuchten Thiere find alfo wohl nicht der *Vimba L.* und Bl. gewefen, allein ob feine Abbildung nicht dahin gehört, können wir deswegen nicht entfcheiden, weil fie wider Hn. v. M's. eigene Angabe nicht 12, fondern wenigftens 16 Strahlen in der Afterfloffe zeigt. — 39. *C. Phoxinus L.* Der Blochifchen Abbildung fo ähnlich, dafs man fie beynahe für Copie, wenigftens für Nachbildung halten möchte. — 40. *C. Grislagine. L.*

V. 41. *Cypr. macrolepidotus. Meid.* Der bekannte Spiegelkarpfen, deffen Unterfcheidung wir fehr billigen. — 42. *C. Jefes. L.* — 43. *C. Brama. L.* — 44. *C. Leuciscus. L.* — 45. *Salmo Hucho. L.* — 46. *Salmo Fario. var.* — 47. *Cobitis foffilis. L.* — 48. *Acipenfer Sturio. L.* Die Abbildung ift im Ganzen befriedigender, als die Blochifche; allein auch bey ihr hat der Kenner noch manche Foderungen zu machen. Die Kopffchilder, die Bl. doch gewiffermafsen, wenn gleich nicht der Natur gemäfs, angiebt, find gar nicht angedeutet. Den untern Lappen der Schwanzfloffe hat Rec. noch nie fo lang gefehn, wie er hier dargeftellt wird. — 49. *Acip. Hufo. L.* ift denn doch wohl weiter nichts, als Copie von Bloch t. 129. die nicht einmal angeführt ift. — Diefem Hefte ift die Vorrede und ein Regifter der fyftematifchen Namen beygefügt.

Es gewährt einen fonderbaren Anblick, wenn man auf einem grofsen Royalblatte ein nicht fingerlanges Fifchchen, wie der Bitterling ift, in der Mitte fchwimmen fieht. Eben fo find *C. Phoxinus* u. a. kleine Fifche einzeln vorgeftellt, ein Aufwand, der gewifs nicht wenig zur Vertheurung des Werks beygetragen hat.

NÜRNBERG, b. Felfeckers: *Faunae Infectorum Germaniae Initia. Deutfchlands Infecten* herausgegeben von Dr. *G. W. F. Panzer.* I. II. III. jedes in einem Pappfutterale, worin 24 illum. Abbild. mit eben fo viel Blättern Text. 8. (jed. Hft. 12 gr.) (Zweyte Auflage).

Der fprechendfte Beweis von dem Beyfalle, den Panzers Infectenfaune fand, ift die Erfcheinung einer neuen Ausgabe, von der wir drey Hefte vor uns haben. In diefer find manche kleine Flecken vertilgt, die dem Werke noch anklebten, und Abbildungen und Text find hin und wieder bereichert. Die Kupfertafeln mit dem Eindrucke find ausgefallen, und durch neue erfetzt. Manche fchlechter gerathene Figuren find verworfen, und an ihrer Stelle beffer gezeichnete eingerückt worden. z. B. *Blaps mortifaga.* Zu den in natürlicher Gröfse vorgeftellten Bupreften: *candens* und *Salicis* find vergröfserte Darftellungen gekommen. Die neuere Synonymie ift benutzt; fo fteht gleich unter dem erften Blatte nicht mehr *Scarabaeus* fondern *Sinodendron cylindric.* Kurz das Beftreben, diefes fchöne Denkmal deutfcher Kunft der Vollkommenheit immer näher zu bringen, ift unverkennbar.

Rec. hat noch zwey Wünfche, deren Erfüllung er von der bekannten Denkungsart des Vf. und der Verlagshandlung ficher hoffen darf. Der Eine ift der, dafs für die Befitzer der erften Ausgabe alle die *wirklich verbefferten und vermehrten* Kupfertafeln in eigene Hefte gefammelt, und ihnen für den gewöhnlichen Heftspreis überlaffen würden. Und dann, dafs doch allemal vor die Nummer jedes Blatts auch die Zahl des Hefts gefetzt werde. Diefes wünfcht er auch in der Folge bey der Fortfetzung der erften Ausgabe ins Werk gefetzt. Es ift billig, die Gründe diefer Foderung auseinanderzufetzen. Man hat fehr oft diefer Faune den Vorwurf gemacht, dafs ihre Abbildungen auf einzelnen Blättern ftänden; allein, nach der Meynung des Rec. ift diefe Methode gerade die befte. Sie läfst Jedem völlige Freyheit, feine Abbildungen nach dem

Systeme zu ordnen, welches ihm am Besten gefällt; sie macht, dafs alle Arten einer Gattung vollständig neben einander gestellt werden können, welches bey jeder andern Einrichtung nur sehr schwer, und vielleicht auf Kosten der Güte mancher Abbildung zu erlangen war. Sie verstattet es jedem, die Insekten aus einer Gattung, wo sie nicht an ihrem rechten Platze stehn, in eine andere zu versetzen. Von einem andern Hauptnutzen führt diese neue Ausgabe den besten Beweis: es ist so am leichtesten, minder gut getroffene Figuren durch bessere zu ersetzen. Rec. hat die Insecten seines Exemplars nach den Gattungen zusammengelegt, hat diese Gattungen nach dem Alphabete geordnet, und sie in Capseln vertheilt, an denen der Gattungsnamen bemerkt ist, und die geräumig genug sind, einen beträchtlichen Zuwachs zu fassen, ohne beständig verändert werden zu müssen. Auf diese Art wird die Faune erst recht nutzbar; jetzt ist es möglich zu übersehn, ob ein zu untersuchendes Insect nicht schon in der Abbildung vorhanden ist, welches zu bestimmen, bey der Durchsicht von 34 Heften gewifs keine leichte Sache war. Um nun aber allemal gleich angeben zu können, in welches Heft diese Abbildung gehört, haben wir uns auf jedem Textblatte die Nummer des Hefts bemerkt, die wir, auch in anderer Hinsicht, freylich lieber gedruckt sähen. Vielleicht wäre es auch wohl zweckmäfsig, wenn auf den Kupfertafeln selbst die Nummer des Hefts mit der Zahl des Blatts bemerkt wäre.

KINDERSCHRIFTEN.

Berlin, b. Nauck: *Kleine Kinderbibliothek.* Herausgegeben von *F. P. Wilmsen.* 1s Bändchen. 1795. 154 S. 12. (12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Berlinischer Kinderalmanach auf das J. 1795 oder *Weihnachtsgeschenk für Kinder* von *F. P. Wilmsen.*

Das Büchlein zeichnet sich vor vielen seiner Art dadurch aus, dafs sein Inhalt nicht abgeschrieben und aus andern Schriften entlehnt ist, sondern meist aus neuen Aufsätzen theils des Herausgebers, theils, was die geschichtlichen Aufsätze betrifft, eines Hn. *Hartungs* besteht. Die Waare ist gut und unverdächtig. Geschichte, Anekdoten, Erzählungen, Briefe, Fabeln, Prose und Poesie, auch Räthsel wechseln mit einander ab. Die Räthsel sind geographischen Inhalts und meist mehrere Seiten lang. Das ist nicht übel. Durch solche gröfsere Aufgaben wird der Scharfsinn und das Divinationsvermögen gewifs mehr geübt als durch kurze, leicht zu übersehende Räthsel. Das Titelkupfer stellt die Bildsäule Peters des Grofsen in Petersburg vor.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaft. *Schwerin*, b. Bährensprung: *Gedanken über die Kornausfuhr von Mecklenburg.* Als ein patriotischer Beytrag über die Materie von Schiffbarmachung der Elbe 1792. 45 S. 8. (4 gr.) Die Absicht dieser kleinen Schrift ist, *zuerst* den Betrag und die Arten des aus diesem Lande bisher jährlich ausgeführten Getreides zu bestimmen, und *dann* einige hierauf gestützte Bedenklichkeiten gegen die, zur Beförderung dieser Exportation, angerathene Schiffbarmachung der Elbe bemerklich zu machen. Den ersten Zweck hat er jedoch nur in Absicht der Getreideausfuhr aus den drey Städten Rostock, Boizenburg und Dömitz erreichen können. Die hierüber von den dasigen Accise- und Zollbedienten geführten Register ergeben, dafs in den zehen Jahren von 1782 bis 1791, im Durchschnitte jährlich, aus Rostock 6255 Last 60 Scheffel, aus Boizenburg theils zu Wasser, theils zu Lande, 1846 Last 66 Scheffel, und aus Dömitz 276 Last 86 Scheffel, zusammen 8379 Last 2 Scheffel Getreide, jede Last zu 100 Scheffel gerechnet, sind ausgeführet worden. Die Ausfuhr des Winterkorns war gedoppelt gröfser, als die des Sommerkorns, und die Summe des Rockens gegen die des Weizens ging noch über dieses Verhältnifs hinaus. Da nun, wie bekannt, in Mecklenburg wie in allen nördlichen Provinzen Deutschlands, auch der inländische Verbrauch des Rockens den inländischen Verbrauch des Weizens weit übertrifft; so sieht man, dafs der Anbau des Rockens weit stärker, als der des Weizens, daselbst betrieben werde. Das stimmt auch mit der Beschaffenheit des dasigen Bodens gut überein: denn, nach des Vf. Angabe (S. 30) wird dort nur $\frac{1}{3}$ der Aecker für tauglich zum Weizenbaue allgemein angenommen. Da der Vf. ferner bemerkt, dafs der Ertrag der dasigen Erndten von Winter- sowol als Sommergetreide nicht einmal aufs fünfte Korn, im Durchschnitte jährlich, sicher geschätzt werden könne, und ein grofser Theil von Mecklenburg mit Waldungen und Landseen angefüllt ist; so wird die Behauptung, dafs dieses Land *gröfstentheils aus fruchtbaren* und *cultivirten Feldern*, bestehe, sehr zweifelhaft gemacht. Wenigstens würde es hiernach nicht zu den vorzüglich kornreichen Gegenden Deutschlands gerechnet werden können.

Minder zuverlässig ist die nun folgende Bestimmung der Exportation aus den übrigen Städten des Landes und ihres Totalbetrags; denn sie beruht auf blofsen Wahrscheinlichkeiten, und besteht darinn, dafs von diesen letztern $\frac{1}{3}$, von den erstgedachten drey Handelsplätzen aber $\frac{2}{3}$ jenes Betrages jährlich ausgeführet werden, und dafs die Kornexportation des ganzen Landes 21,094 Last 7 Scheffel, oder 2 Millionen 109,407 Scheffel, jährlich, und zwar zu $\frac{2}{3}$ an Winter- und zu $\frac{1}{3}$ an Sommerkorne zu schätzen sey. Hiezu müfste nun eigentlich noch die in allen solchen Berechnungen, zu ihrer nöthigen Vollständigkeit, erfoderliche, aber gemeiniglich eben so, wie hier, mangelnde Summe des in ausgeführte Branteweine, Biere, Stärke etc. verwandelten Getreides hinzukommen.

Auf diese Vordersätze gründet der Vf. seine Zweifel gegen die Richtigkeit des in zwey Schriften unter dem Titel: *unmaafsgebliches politisches Bedenken über die Schiffbarmachung der Elbe*, und *noch etwas über die Schiffbarmachung der Elbe*, angegebenen Betrages sowohl des auf der Elbe auszuführenden Getreides, als auch der davon erfolgenden Einkünfte. Da nämlich jene Exportation nicht höher als auf $\frac{1}{2}$ des obigen ganzen Betrags, und sonach nur auf 550,000 Scheffel gerechnet werden könne; so würden durch das in Anschlag gebrachte Schleusengeld nur 29,791 Thaler jährlich zu erheben seyn, hievon, die nothwendigen Ausgaben abgerechnet, für die Actionärs 12,701 Thaler, und folglich auf die von ihnen, nach dem Anschlage, zu verwendende Summe von 700,000 Thalern nur seine Verzinsung zu $1\frac{1}{2}$, keinesweges aber zu 10 Procent übrig bleiben.

Der Vf. gesteht selbst; diesen für Mecklenburg überaus wichtigen Gegenstand nicht in sein völliges Licht gesetzt, sondern nur einzelne, dazu dienliche Materialien geliefert zu haben. Als solche verdienen sie auch allerdings geschätzt, und von sachverständigen Männern näher geprüft und berichtigt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Crusius: *Fordern grosse Tugenden oder grosse Verbrechen mehr Geisteskraft?* Ein philosophisches Gespräch von *Georg Henrici*. 1795. 1ter Th. 192 S. 2ter Th. 136 S. 8.

Der Gang der Schrift ist dieser: In der ganzen Frage, so wie sie auf dem Titel und am Eingang des Gesprächs aufgestellt ist, liegt eine kleine Unbestimmtheit, die der Vf. wie er versichert, absichtlich nicht wegnehmen wollte. Die Begriffe von grosen, tugendhaften Thaten und grosen Verbrechen sind nämlich äusserst schwankend, denn selbst Grösse hat verschiedene Grade; es giebt viele tugendhafte Thaten und viele Verbrechen, welche an intensivem Gehalt sehr verschieden und gleichwohl alle gros seyn können, und da es bey jeder grosen That vorzüglich auch auf die Menge von äuserlichen Schwierigkeiten ankommt, welche von der geistigen Kraft überwunden werden müssen: so wird nach Maasgabe dieser in manchen Fällen eine grose tugendhafte That, und wieder in andern ein grosses Verbrechen mehr Geisteskraft fodern; man wird nie im allgemeinen sagen können, dass zu einer grosen tugendhaften That mehr Geisteskraft gehöre als zu einem grosen Verbrechen. Um nun diesen Zweydeutigkeiten auszuweichen, setzte der Vf. bey den grosen tugendhaften Thaten, wie bey den grosen Verbrechen die er mit jenen vergleichen wollte, gleiche äuserliche Schwierigkeiten voraus — und nahm blos auf die verschiedene Wirksamkeit der Seelenkräfte, wie sie bey beiden Arten von Handlungen sichtbar wird, und auf die Art des Eindrucks, welchen die Triebfedern der Tugend und des Lasters auf die innern Kräfte des Gemüths machen, Rücksicht. Daher suchte er vor allen Dingen den Begriff von Tugend und Laster aufs schärfste zu bestimmen, um die Veränderungen zu beobachten, welche die Vorstellungen von Tugend oder von Laster in dem Gemüth des Handelnden wirken; die Triebfedern sind nemlich (so lehrt er) frey von selbstsüchtigen und groben eigennützigen Zwecken, und müssen von der Achtung fürs Gesetz, von einer vernünftigen Freude an den guten Thaten hergenommen seyn; da hingegen die Triebfedern des Lasterhaften nicht von vernünftigen und wohlthätigen Maximen, sondern von leidenschaftlichen grobsinnlichen Zwecken entlehnt sind. Nun liegt es in der Natur unsers sinnlich vernünftigen Wesens, dass jede Leidenschaft und folglich auch jede leidenschaftliche Vorstellung einen stärkern Eindruck auf unsere denkende und vorstellende Substanz macht, als die reinen Motive der Vernunft und blos vernünftige Vorstellungen; die vernünftigen Triebfedern der Tugend können also die Kraft zum Handeln nicht so stark reizen, als die leidenschaftlichen Zwecke des Lasters. Eine Kraft aber, die bey gleich äuserlichen Schwierigkeiten in der blosen Vorstellung des Gegenstandes weniger innern und sinnlichen Reiz findet, mus bey Ausführung dieser Handlung mehr innere und geistige Kraft aus sich selbst nehmen. Die Frage ist also entschieden; da bey den übersinnlichen und geistigern Motiven zur Tugend jener innere und sinnliche Reiz viel geringer ist, als bey leidenschaftlichen Vorstellungen des Lasters, so mus mehr innere und geistige Kraft aus uns selbst genommen werden; die tugendhafte Handlung fodert also mehr Geisteskräfte. So sehr wir mit dem Vf. in Rücksicht auf das letzte Resultat seiner Untersuchung einstimmig sind, so scheint uns doch der Gang, den er bey seinen Untersuchungen gewählt hat, nicht der beste; auch sind die hier so nöthigen Unterscheidungen nicht genau genug, und die Begriffe und Schlüsse, durch die er auf seine Resultate geführt worden, nicht immer richtig. Hier nur einige Beyspiele des letztern. Der Vf. nennt 1sten Th. S. 36 Sünde eine illegale Handlung, die der Mensch aus unreinen Absichten unternimmt: unreine Absichten aber sind nach ihm nicht sowohl böse Absichten, als vielmehr selbstsüchtige Zwecke, Befriedigung der Leidenschaften, der herrschenden Neigungen; dagegen tadelt er die Definition einiger neuen Philosophen, welche Sünde für eine illegale Handlung aus Mangel an Achtung gegen das Gesetz erklären, weil sie zu weit sey, in dem ihr zufolge auch illegale Handlungen aus Unwissenheit, die doch in vielen Fällen keine Verschuldung haben, unter den lasterhaften begriffen seyn müsten. Uns dünkt vielmehr die Definition des Vf. viel unrichtiger, denn wenn er Sünde eine illegale Handlung aus unreinen Absichten nennt, so fragt sich 1) ob nicht auch eine legale Handlung, wenn sie aus Mangel der Achtung fürs Gesetz, oder wie sich der Vf. ausdrückt, aus unreinen Absichten entsprungen, Sünde heisse, denn, seiner eigenen Ueberzeugung nach, kommt es ja auf die Gesinnung oder die Quelle an, aus welcher die Handlung geflossen ist; dass sie legal und nicht illegal ist, hebt daher das Sündhafte derselben nicht auf. 2) der Ausdruck: *unreine Absichten*: fodert eine neue Erläuterung, worinn denn diese bestehen, und nach der Meynung des Vf. sind sie nicht so wohl böse, als selbstsüchtige Zwecke, Befriedigung der Leidenschaften etc. Allein entweder geschieht diese Befriedigung der Leidenschaft, ohne dass dadurch die Achtung gegen das Gebot verletzt wird, dann ist die Handlung nicht sündhaft, sonst müsste alles, was aus Sinnlichkeit fliesst, blos sofern und weil es daraus fliesst, sündhaft seyn, was der Vf. selbst nicht annimmt. Oder die Befriedigung geschieht

nicht, ohne dafs durch dieselbe die Achtung gegen das Gesetz verletzt wird; dann ist die Handlung allerdings sündhaft; aber dann ist der Vf. genöthigt, diese Bestimmung in seine Definition hinein zu tragen, nicht aber sie zu verwerfen. Der Einwurf gegen dieselbe, dafs sie zu weit sey, indem sonst auch illegale Handlungen, die aus unverschuldeter Unwissenheit stammen, sündhaft genannt werden müssen, ist gar nicht passend, denn weis man nicht, was Vernunft gebietet, und ist dieses Nichtwissen selbst unverschuldet, so findet Mangel der Achtung gar nicht statt, und die Handlung kann also unmöglich sündhaft seyn. Die Triebfedern des Lasters setzt der Vf. darein, dafs sie nicht von vernünftigen und wohlthätigen Maximen, sondern von leidenschaftlichen, grobsinnlichen Zwecken entlehnt seyn; dahingegen die Triebfedern der Tugend frey von selbstsüchtigen und groben eigennützigen Zwecken, von der Achtung fürs Gesetz, von einer vernünftigen Freude an der guten That hergenommen seyen. Allein das feinere sinnliche ist immer auch sinnlich und also von grobsinnlichen nicht wesentlich und der Art nach unterschieden; auch wohlthätige Handlungen, wenn ich sie blofs um das süfse Vergnügen des Wohlthuns zu geniefsen vornehme, haben daher keinen moralischen Werth, und selbst vernünftige Handlungen sind desselben beraubt, so lange ich unter solchen blofs diejenigen Handlungen verstehe, welche mich nach richtigen Begriffen zu gröfseren Glücke führen. S. 48 heifst es: „Eine That wird den Charakter der Gröfse tragen, wenn ihre beiden wesentlichen Bedingungen, die sichtbaren Veränderungen in der Sinnwelt, und ihre Kausalität, sich über die gewöhnlichen Erscheinungen *der* Art erheben" und gleich nachher „die sichtbaren Veränderungen, welche das Materiale ausmachen, können nur dann grofs genennt werden, wenn sie mehr als einen gewöhnlichen Einfluss auf den sinnlichen oder intelligiblen Zustand der Menschen haben." Allein warum soll eine Handlung nicht schon dann grofs genennt werden, wenn die Kraft, welche sie hervorbringt, ungewöhnlich grofs ist, oder doch in diesem Fall mit nicht gemeiner intensiver Stärke handelt; da ja die daraus erfolgenden sichtbaren Veränderungen in der Sinnenwelt nur etwas Zufälliges sind; wenn ein Mensch, der mit einer einzigen, von niemand entdeckbaren, Lüge seinen höchsten Wunsch befriedigen, (z. E. die Macht über Königreiche erlangen könnte) die Lüge nicht sagt, und dann gegen seine Erwartung jene Wünsche dennoch befriedigt werden, alles dieses aber weiter niemand erfährt, so ist nach dem Vf. dieselbe (ausser dem, was im intelligiblen des freyen Willens vorging) gar keine, vielweniger eine über die gewöhnlichen Erscheinungen sich erhebende Veränderung in der Sinnenwelt vorgegangen; allerwenigstens wäre es nöthig gewesen, diese Sätze näher zu bestimmen, so wie überhaupt eine ausführliche und genauere Bestimmung dessen, was sich über die gewöhnlichen Erscheinungen der Art erhebt, (worinn der Vf. eben die Gröfse setzt) sehr nützlich gewesen seyn würde. S. 28 derjenige, der lügt und betrügt, um sein Vaterland, seine Eltern, seinen Freund zu retten, ist ein schätzenswerther Bürger, ein nützlicher und tugendhafter Mensch. Nur vor einem unsinnigen Tribunale kann er verdammt werden." Welche Vorstellungen! Lebon ist also ein schätzenswerther Mann, indem er blofs, um seinen Freund, das Ungeheuer Robespierre, zu retten, gelogen, betrogen, gestohlen und gemordet hat, und wie kann man denn bey dieser Vorstellungsart noch von Verbrechen, die dem Staat nützlich seyen, reden, wie der Vf. S. 52 thut. Unter dieser Voraussetzung sind sie ja nicht mehr Verbrechen, beständiger und fortdaurender Nutzen ist der einzige Charakter, woran wir das Wahre, Gute und Schöne erkennen, alle drey haben einerley Criterien, sie, die doch wesentlich von einander verschieden und alle etwas ganz anders als das nützliche sind? Wie kann z. B. Schönheit, die sich eben dadurch unterscheidet, dafs sie ohne Interesse gefallt, blofs durch den Nutzen bestimmt werden? Das Kapitel, welches von der Moral der Religionen handelt, ist äufserst seicht und verworren. — Alles — nicht nur die unter sich so unterschiedenen geoffenbarten Religionen, sondern auch geoffenbarte und Vernunftreligion werden in eine Klasse geworfen und verdammt, und die Begriffe, welche die aufgeklärtesten Philosophen aufgestellt haben, nicht unterschieden von denjenigen, welche der dummste Aberglaube ausgeheckt hat. So sagt der Vf. ganz im Allgemeinen, S. 45. „die Religion, statt den Menschen aufzuklären, richtete immer ihr Bestreben dahin, ihn in einer ewigen Kindheit zu erhalten." So seicht die Begriffe unsers Philosophen von Moralität und Religion sind, so seicht und falsch sind auch seine Begriffe vom Schönen. S. 119 sagt er: „Diese Bemerkungen können dazu dienen, uns zu zeigen, wie die Begriffe vom Guten und Schönen, *welche das nämliche bedeuten*, und die immer etwas bezeichnen, das Wesen unserer Art *nützlich, angenehm, vortheilhaft* interessant ist, sich bilden, und gleich nachher: wir nennen das Schön, das unsere Augen auf eine so angenehme Art rührt, dafs wir die Fortdauer wünschen." — Doch wir glauben nun genug bewiesen zu haben, dafs des Vf. Philosophie über die wichtigsten Gegenstände, Moral und Religion, seicht und sogar häufig widersprechend sey; desto mehr erregt die Kühnheit, mit welcher er den verdientesten Moralisten und Religionslehrern Hohn spricht, Unwillen und Verachtung und desto lächerlicher werden die Declamationen, in die er sich gerade bey solchen Materien am meisten verliert.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GOTHA, b. Ettinger: *Predigten mit Rücksicht auf die Begebenheiten und den Geist des gegenwärtigen Zeitalters* von *Josias Friederich Christian Löffler* Oberconsistorialrathe und Generalsuperintendenten zu Gotha. 1795. 232 S. 8.

Ausgesuchte Materien aus dem Gebiete der Sittenlehre im weitläuftigen Sinne; diese Themata in einer lichtvollen Ordnung, mit allem dem Scharfsinne und aller der Gründlichkeit ausgeführt, deren Kanzelvorträge nur immer fähig seyn können; ein Vortrag, der im Ganzen nur auf den Verstand gerichtet ist, aber dessen ungeachtet der beablichteten Wirkung auf das Herz nur selten verfehlt; eine Menge fruchtbarer Beobachtungen über den Geist des Zeitalters in Rücksicht auf Religion

und

und Sittlichkeit; eine kraftvolle mit Würde verbundene edle Schreibart, die jede müfsige Tirade, jede Blume die nur Blume ist, deren man aber doch oft selbst bey den besten Kanzelrednern zu bemerken Gelegenheit hat, jede rednerische Wendung, deren Wirkung nur für das Ohr berechnet seyn dürfte, durchaus verschmähet, und eine männliche Freymüthigkeit in Vertheidigung der heiligen Rechte der Wahrheit und der zweckmäfsigen Aufklärung des menschlichen Verstandes in der Religion — dies zusammengenommen machen die Vorzüge dieser kleinen Predigtsammlung aus. — Der Inhalt derselben ist folgender: I) *Von dem Werthe der Erleuchtung in der Religion.* Am zweyten Pfingstfeyertage 1793. II) *Die enge Verbindung der Wahrheitsliebe und der Tugendliebe.* Am zweyten Pfingstfeyertage 1794. III) *Der Werth einer gewissenhaften Obrigkeit besonders in unserer Zeit.* Bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes. 1793. IV) *Was die Freunde der Religion zu thun haben, um das Christenthum auf immer in Achtung zu erhalten.* Am zweyten Weihnachtsfeyertage. V) *Die obrigkeitliche Gewalt ist von Gott.* Bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes. 1794. VI) *Dafs der herrschende Geist des Christenthums die Ruhe jeder bürgerlichen Gesellschaft sichere und sie vor gewaltsamen Erschütterungen bewahre.* Am 23sten Sonntage nach Trinitatis. VII) *Ueber die Frage: Woran kann der Verfall der Religion in irgend einem Zeitalter erkannt werden?* Am zweyten Weihnachtsfeyertage. 1794. VIII) *Die Freude eines sich glücklich fühlenden Volkes am ersten Tage des Jahres.* Am Neujahrstage. 1795. IX) *Rede bey der Ordination des bey dem Herzogl. Reichscontingente ernannten Feldpredigers.* Am zweyten Osterfeyertage. 1795. Schon aus dieser Inhaltsanzeige kann der Leser abnehmen, wie in diesen Vorträgen ganz eigentlich auf die Vorfalle und den herrschenden Geist des gegenwärtigen Zeitalters Rücksicht genommen worden. Es wird, hofft Rec., niemanden für welchen jene Aufgaben das gehörige Interesse haben, gereuen, sie mit Aufmerksamkeit gelesen zu haben. In der Vorrede untersucht der Vf. die Frage: Ob und in wiefern der Prediger auf wichtige Begebenheiten und herrschende Meynungen der Zeit Rücksicht nehmen könne und solle. Die Gränzen scheinen Rec. genau angegeben zu seyn, innerhalb welchen er sich hierbey halten müsse. Der Religionslehrer darf sich bey dem Kampfe verschiedener Parteyen über politische Gegenstände an keine anschliefsen, sondern mufs allen ihre Pflicht vorhalten und sie an die Mäfsigung erinnern, bey welcher allein Vereinigung der Gemüther und ein dauerhafter Friede möglich ist. „Dabey, sagt der Vf. S. VII. kann ihm zwar begegnen, dafs er den wärmern Mitgliedern aller Parteyen mifsfalle, deren Leidenschaft sich keinen Begriff davon machen kann, wie man unter Parteyen ohne Partey seyn könne. Aber diese Besorgnifs darf ihn, nach meiner Einsicht, nicht von dem ihm obliegenden Berufe abschrecken, die Begriffe zu berichtigen, und beide Theile an ihre Pflicht zu erinnern.“ Und diesen Grundsatz hat Hr. *L.* durchaus auf das strengste befolgt. Die Rede bey der Ordination des Feldpredigers *Lange* ist ein Muster, wie eine solche Handlung erbaulich gemacht werden könne. Rec. kann sich nicht enthalten eine Stelle daraus abzuschreiben. „Diese Lehren (S. 222 ff.), über die kein Christ zweifelhaft seyn kann, diese Lehren, die unser Herz bessern und veredlen, die den Lasterhaften beschämen, die uns gerecht, menschlich und demüthig machen, die, bey einem guten Gewissen, uns Trost und Beruhigung gewähren, die uns mit Muth und Heiterkeit selbst im Tode erfüllen — *diese* Lehren, die Jesus selbst lehrte, *über die kein Streit ist*, und die zu ernsthaft sind, als dafs sie einen Spott erlaubten — *diese* sind es, die Sie, als christlicher Lehrer, immer im Andenken erhalten, an die Sie in allen Vorträgen erinnern, deren Nutzbarkeit und Unentbehrlichkeit Sie überall fühlbar machen, und deren Wirksamkeit Sie befördern sollen. Je wichtiger Ihnen dieser Rath ist, je sorgfältiger Sie alle jene unfruchtbaren Fragen, welche mehr Gegenstände einer müfsigen Neugier, als des kirchlichen Unterrichts sind, von Ihren Vorträgen ausschliefsen, und je mehr Sie dagegen die ewigen Wahrheiten der Religion, von welchen die Heiligung und Beruhigung der menschlichen Gemüther abhängt, zu Ihrem beständigen Inhalte wählen; um desto gewisser werden Sie Ihren Beruf, als christlicher Lehrer, erfüllen; um desto mehr wird es Ihnen auch in unserer Zeit gelingen, das Christenthum in Achtung und Würde zu erhalten. — Aber Sie sind nicht blofs Lehrer des Christenthums überhaupt, sondern Sie sind es mit der besondern Bestimmung, als *protestantischer* Lehrer, nach den Kirchengesetzen unseres Landes. — Es ist wenig, woran ich Sie in dieser Rücksicht zu erinnern habe, weil ich überzeugt bin, oder vielmehr, weil es nothwendig ist, *dafs Sie ein so viel besserer protestantischer Lehrer seyn werden, ein je besserer christlicher Sie sind.* Ich setze daher blofs einen Wunsch und eine Warnung hinzu: Möge Sie stets der Geist und das Beyspiel der Männer beseelen, die die ehrwürdigen Stifter unserer Kirche sind! Mögen Sie stets ihr unsterbliches Verdienst ehren, und, mit ehrerbietiger Rücksicht auf ihre Schriften und unsere öffentlichen Bekenntnifsbücher, sich nie verleiten lassen, *da von ihnen abzuweichen, wo die heilige Schrift auf ihrer Seite ist, wo das Ansehen Jesu selbst für sie streitet!*“

1) Dessau, b. Heybruch, auf Kosten des Verfassers: *Kommunionbuch für Freunde und Verehrer Jesu*, nebst einem kleinen *Gesangbuch* von einigen vorzüglich guten Liedern. Der Köllnischen Vorstadtgemeine in Berlin bey der Feyer ihres hundertjährigen Kirchenjubiläums gewidmet von *Karl Rudolph Richter*, zweytem Prediger an genannter Kirche. 1795. Kommunionbuch, 103 S. Vorbericht XXIII S. Gesangbuch 79 S. Vorber. VI S. nebst 1 Kupfer. (16 gr.)

2) Schweinfurt, b. Morich, auf Kosten des Vf.: *Beicht- und Kommunionbuch für Freunde Jesu*, von *Johann Peter Voit*, Archidiakonus an der Hauptkirche zu St. Johann, wie auch Professor an dem Gymnasium zu Schweinfurt, und des königlich-preussischen Instituts der Moral und schönen Wissenschaften auf der Akad. zu Erlangen ordentl. Mitgl. 1795. 280 S. 8.

Beide Vf. bemerken mit Recht, dafs neue Kommunionbücher nicht für überflüssig zu halten sind, wenn wir

gleich jetzt verschiedene gute Bücher dieser Art besitzen, weil ein jedes in seinem Kreis mehr Gutes wirken kann, als ein anderes, das weniger bekannt ist. Freylich wird N. 2. gegen N. 1. sehr im Schatten stehen, und Rec. muss bekennen, dass er erst bey N. 1. sich von der etwas ermüdenden Lesung von N. 2. wieder erhohlt habe. Besonders ist die Anweisung zur Selbstprüfung sehr unvollständig, da Hr. *V.* nichts von den Gesinnungen, welche man zu prüfen hat, bemerkt, nur einige Pflichten nach den besondern Ständen durchgeht, ohne die übrigen zu berühren. Weit mehr Lehrreiches wird der Leser bey Hn. *R.* finden. Den vorzüglichsten Inhalt machen bey ihm sehr zweckmäfsige und fafsliche Abhandlungen aus, ein Dialog Christi mit seinen Schülern bey Einsetzung des heil. Abendmahls, den Rec. weniger zusammengezogen gewünscht hätte, von dem Zweck des heil. Abendmahls, Ermunterung zur christlichen Selbstprüfung, Trost und Beruhigung für erweckte Lasterhafte, Ermahnung an junge Christen, die zum erstenmal das heil. Abendmahl feyern wollen, und das Verhalten Jesu in den 6 letzten Stunden seines irdischen Lebens. Etwas vorzügliches bey N. 2. ist der reiche Vorrath von Beichtformeln, Gebeten und Selbstbetrachtungen, den der Vf. geliefert hat, woraus der gröfste Theil des C. B. besteht. Diese haben das Gute, dass für die verschiedenen Fälle sehr gesorgt ist, dass sie sehr fafslich und frey von mystischen Ausdrücken und Vorstellungen sind. Aber dagegen sind sie mehrentheils ziemlich matt und kraftlos, und es herrscht in ihnen eine unangenehme Einförmigkeit, alle haben den gewöhnlichen Zuschnitt. Die Selbstbetrachtungen drücken mehr Wärme und Empfindung aus, eben so auch einige Gebete, z. E. S. 140 das Gebet für einen Hausvater (eines Hausvaters) in der Stille. Aber das Gebet S. 108 für einen bekümmerten Christen ist besonders sehr fade und nonsenfikalisch. Gebete sind in N. 1. nicht befindlich, wie Rec. doch sehr gewünscht hätte, da von Hn. *R.* nichts Gemeines zu erwarten war, und Gebete mit Geist und Würde für den gemeinen Christen wirklich Bedürfnifs sind und viel Gutes stiften können; aber die paränetischen Anreden, z. E. an seine Katechumenen und die Selbstbetrachtungen als die über das Andenken an den Tod etc. S. 99 sind desto herzerhebender und rührender. Der Stil ist in N. 2. der gewöhnliche Postillenton, viele biblische Stellen besonders aus dem alten Testamente sind ohne alle Erklarung eingewebt, und nicht selten stöfst man auf folgende unverständliche Ausdrücke: *hinterstelliger Zeit*, die *Rechte* Gottes halten, seine Glieder zu *Waffen der Ungerechtigkeit* gebrauchen, Gott *prüfet* Herzen und *Nieren* u. d. g. In N. 1. zeichnet sich dagegen der Stil durch einen hohen Grad von Simplicität, Popularität und Annehmlichkeit aus, und die in den angeführten Schriftstellen vorkommenden unverständlichen Ausdrücken und Sachen sind alle kurz oder weitläuftiger erklärt worden.

Beiden Communionbüchern ist eine *Sammlung von neuen geistlichen Liedern* beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Paris*, b. Onfroy: *Le bon Jardinier, Almanach pour l'an quatrieme de la republique francoise* (1795), contenant ce qui concerne la culture générale de toutes les plantes potagéres, des arbres fruitiers, des Oignons, plantes à fleurs etc. avec un Supplement pour la presente année. Par. J. F. *de Grace* 15me XX S. 503 S. Dieser Almanach, der bereits seit vielen Jahren in Paris jährlich herauskömmt, und eine geraume Zeit lang sich von den gewöhnlichen Gartenbüchern nicht unterschied, hat seit ein paar Jahren sehr beträchtliche Vermehrungen und Verbesserungen erhalten, so dafs in seiner jetzigen Gestalt er nicht allein dem gemeinen Gärtner, für welchen er anfänglich bestimmt war, sondern auch den Liebhabern der feinern Gärtnerey nützlich werden kann.

Zuerst der neue französische Kalender, nebst der gemeinen Zeitrechnung gegenüber, und einer kurzen Einleitung. Alsdann im ersten Kapitel einige allgemeine Bemerkungen über das Wachsthum der Pflanzen, die verschiedenen Arten des Düngers, Anlage der Mistbeete, die beste Zeit zum Säen und Pflanzen nach dem alten französischen Kalender und dem Klima von Paris, zuweilen mit Rücksicht auf die südlichen Provinzen Frankreichs. Das zweyte Kapitel beschäftigt sich blofs mit dem Küchengarten; die Pflanzen sind nach dem Alphabet geordnet; zuerst der französische Trivialnahme, alsdenn der Linneische systematische; die Art der Vermehrung, der einer jeden Pflanze zuträglichste Boden; die verschiedenen Abarten, die durch die Kultur hervorgebracht werden. Die Gewürzhaften Pflanzen, die man in einem französischen Küchengarten gewöhnlich anzuziehen pflegt, nebst den vornehmsten bisher in Frankreich eingeführten Futterkräutern, worunter sich auch einige Grasarten befinden, machen den Beschluss dieses Kapitels. Das dritte Kapitel hat den Frucht- und Obstgarten zum Gegenstand; im Anhange eine sehr gute Anleitung zur Anlage eines Treibhauses für Ananas und ähnliche Pflanzen. Die Obstarten sind nach den französischen Trivialnahmen in alphabetischer Ordnung aufgeführt; bey den Hauptsorten, die nicht blofs Spielarten sind, die lateinische Nomenclatur nach Linné. Das vierte Kapitel ist den Blumen und Lustgärten bestimmt, und das weitläuftigste und ausführlichste. Im ersten Abschnitte die verschiedenen Zwiebel und Knollengewächse der französischen Lustgärten; sehr umständlich über ihre Cultur, und die beste Weise, sie nach holländischer Art aus dem Saamen zu erziehn. Der zweyte Abschnitt *Plantes d'agrement* überschrieben, enthält nach des Rec. Meynung doch mehrere Pflanzen, die weit eher in einen botanischen, als blofsen Lustgarten gehören, und die sich durch kein in die Augen fallendes Ansehn besonders auszeichnen. Der dritte Abschnitt enthält ein alphabetisches Verzeichniss solcher Bäume und Stauden, deren man sich zur Anlage der sogenannten englischen Gärten, die der Vf. lieber *Jardins Paysagistes* nennen will, zu bedienen pflegt. Da unter den angeführten Gewächsen viele ausländischen Ursprungs sind; und sich nur nach und nach an das Klima von Frankreich gewöhnen, so hat der Vf. die dabey zu beobachtende Wartung zum Theil sehr umständlich angeführt. Rec., der öfters Gelegenheit gehabt hat, die Pariser Gärten zu besuchen, kann der Methode, die man daselbst, besonders in dem ehemaligen königlichen Garten bey Wartung vieler ausländischen Gewächse befolgte, keinesweges seinen Beyfall schenken. Die meisten werden zu weichlig gehalten, schiefsen zwar anfänglich schnell in die Höhe, bleiben aber in der Folge Krüppel, und viele gehen aus, noch ehe sie zur Blüthe kommen. Dieser unzweckmäfsigen Behandlung ist es wahrscheinlich beyzumessen, dafs viele von Dombey aus Peru gebrachten Bäume und Stauden, noch ehe sie eine gewisse Stärke erreicht, umgekommen und für die Pariser Gärten, wenigstens vor der Hand verlohren sind. Die nämlichen Gewächse sahe Rec. im königl. Garten zu *Kew* im schönsten Wachsthum, viele dauern dort sogar im freyen bey einer sehr mäfsigen Bedeckung aus, und tragen jährlich Früchte. In den Gärten, die der Herz. v. Orleans zu Monceaux und Raincy vor der Revolution, durch englische Gärtner unterhalten liefs, war die Behandlung weit zweckmäfsiger, und hätte verdient von den französischen Gärtnern nachgeahmt zu werden.

Den Beschluss dieses Almanachs machen verschiedene Register über die darin abgehandelten Materien; das Supplement enthält einige einzuschaltende Zusätze und Verbesserungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. Julius 1796.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Crusius: *Fordern grosse Tugenden oder grosse Verbrechen mehr Geisteskraft?* Ein philosophisches Gespräch von *Georg Henrici*. 1795. 1ter Th. 192 S. 2ter Th. 136 S. 8.

So reich unser Zeitalter an jungen philosophischen Schriftstellern ist, welche die treu fleisig erlernten Dogmen ihrer mündlichen oder schriftlichen Lehrer in trockner Kürze oder in wäsriger Ausdehnung wiederholen, und dem Freunde einer den Geist stärkenden und die Phantasie belebenden Lectüre, bald durch magere Dürftigkeit, bald durch geist- und geschmacklosen Wortschwall die Lust an Lesung sogenannter philosophischer Schriften, (wenige Originalwerke ausgenommen) verleiden: so klein ist dagegen die Zahl der Schriftsteller über philosophische Gegenstände, die mit einem Reichthum geläuterter Begriffe, mit der Gabe der Deutlichkeit und Bündigkeit des Räsonnements jene lebhafte Phantasie und den veredelten Geschmack, mit einem Worte das Talent einer Darstellungsgabe vereinigen, die eben so sehr den Ungeübten in das Interesse der philosophischen Untersuchung hineinzieht, als den Geübtern mit Lust bey einem Gegenstande verweilen lässt, der zwar schon öfter sein Nachdenken beschäfftigt hat, der aber durch neue Beziehungen und Verhältnissen, worinn er erscheint, ihm neues Interesse und eine wiederholte Betrachtung abgewinnt. Wir freuen uns, den Lesern der A. L. Z. an Hn. *Henrici* eine so interessante Bekanntschaft verschaffen zu können, dessen erster schriftstellerisf her Versuch dem Rec. Anlass gegeben hat, seine Anzeige mit dieser allgemeinen Anmerkung einzuleiten.

Die Frage, welche der Vf. zu lösen versucht, ist nicht nur wichtig für die Speculation, sondern auch in hohem Grade praktisch interessant. Die *Grösse* hat für den Menschen überhaupt, vornehmlich für den jungen, feurigen Kopf, etwas Anziehendes und manche Ausschweifung des Geistes, manches Verbrechen hat vielleicht sein Daseyn diesem Triebe und dem, durch Leidenschaft erzeugten und durch einseitige Vernünftley unterstützten, ja selbst von unbedachtsamen Schriftstellern, z. B. von *Pitaval* in seinen *denkwürdigen Rechtsfällen* begünstigten Wahn einer vorzüglichen Grösse und Stärke des Geistes, welche sich in grosen Verbrechen offenbaren soll, zu verdanken. Die Aufklärung des Verstandes über diese der Leidenschaft öfters willkommene Meynung, und die Berichtigung derselben durch mehrseitige Ansicht des Gegenstandes, welche Hr. H. unternommen hat, ist daher nicht nur für die Psychologie, sondern selbst für die Moralität verdienstlich.

Um diesen Endzweck auszuführen, schickt der Vf. vorerst eine sehr scharfsinnige Entwicklung und fasliche Erläuterung der Begriffe von Tugend, von Verbrechen, von Grösse, von Kraft und Geisteskraft voraus, und indem er den Gedanken einleuchtend macht, dass das grose Verbrechen mehr durch äusere Kraft der Leidenschaft und des Temperaments unterstützt wird, die grose tugendhafte That aber jedesmal mit mehrern und grösern, äusern und innern, Hindernissen zu kämpfen hat, welche der Thäter lediglich durch innere eigenthümliche Kraft überwinden muss, führt er endlich seine Untersuchung zu dem Resultat hin, dass ächte Tugend allein wahre Grösse des Geistes verrathe.

Eine solche Materie in dialogischer Form auszuführen, würde wenigen jungen Schriftstellern in dem Maass gelungen seyn, als dem Vf., welcher wirkliches Talent zur Sokratischen Methode besitzt. Kürzer hätte sich die Untersuchung freylich abthun lassen, wenn es blos um einen logisch aufgestellten Beweis des Hauptsatzes zu thun gewesen wäre; ein angenehmerer Weg zur Ueberzeugung ist aber unstreitig derjenige, welchen der Vf. gewählt hat, und gewiss ist er auch derjenige, welcher zu mehrern interessanten Erörterungen wichtiger Nebengedanken führte.

Von einer Seite dürfte sich vielleicht noch mehr Licht auf den abgehandelten Gegenstand werfen lassen. Eine weiter fortgesetzte Zergliederung des Begriffes von Moralität, als diejenige, welche Hr. *H.* vorausschickt, würde auf die Merkmale des absoluten höchsten Zwecks und der freyen, selbstständigen Ausführung desselben, und dadurch zu gewissen Charakteren der Grösse geführt haben, wogegen die Zwecke und Maximen des Verbrechers durchaus als kleinlich und eingeschränkt erscheinen. Der beträchtliche Aufwand von physischer Kraft, den der sogenannte grose Böewicht macht, um seine kleinen Zwecke zu realisiren und seine niedrigen Maximen zu befolgen, verräth mehr als irgend etwas die Kleinheit der eigenthümlichsten Kraft des Geistes, nämlich des Beurtheilungsvermögens, welches den Werth der Mittel und Zwecke mit einander zu vergleichen und gehörig zu schätzen weiss.

Ueber die Definition der *Sünde* streitet sich der Vf. (Theil I. S. 35 f.) mit den neuern Philosophen. Bey diesem Streite scheint einiger Misverstand obzuwalten. „Auch bey dem Laster (sagt er), wie bey der Tugend, wird uns die *blosse Illegalität* einer Handlung nicht berechtigen, sie unter die Lasterhaften zu zählen. Man begnügt sich zwar gewöhnlich damit, dass man Laster und Sünden auf diese Illegalität einschränkt, oder man

setzt höchstens noch hinzu: „wenn sie *aus bösen Absichten* geschehen.“ Allein auch dieser Zusatz befriedigt mich nicht. Der Mensch begeht die wenigsten bösen Thaten, blos *um Böswicht zu seyn*, oder mit dem ausdrücklichen boshaften *Vorsatz, zu schaden*, es sind gewöhnlich Leidenschaften und die Reize des Lasters, wodurch sich seine Sinnlichkeit verführen läßt. Einige neuere Philosophen erklären eine Sünde für eine illegale Handlung *aus Mangel an Achtung gegen das Gesetz;* eine Bestimmung, die schon vielmehr Wahres enthält, nur dass sie mir etwas zu weit scheint, dass sie auch alle illegale Handlungen aus Unwissenheit, die doch in vielen Fällen *keine Verschuldung haben*, unter den Lasterhaften begreift; denn Mangel an Kenntnifs des Gesetzes schliefst immer einen *nothwendigen* Mangel an Achtung in sich. Lassen Sie uns daher lieber sagen, eine Sünde ist eine illegale Handlung, die der Mensch *aus unreinen Absichten* unternimmt. Sie wissen schon, was wir unter unreinen Absichten verstehen, nicht sowohl *böse* Absichten, als vielmehr selbstsüchtige Zwecke, *Befriedigung der Leidenschaften*, der herrschenden Neigungen. So erhalten wir auch einen reinen Gegensatz gegen den Begriff von Tugend. *Verbrechen* ist eine Sünde gröberer Art.“ Blosse Illegalität und selbst der blosse Mangel an Achtung für das Gesetz, wenn derselbe nämlich unverschuldet und blosse Folge der ebenfalls unverschuldeten Unwissenheit des Gesetzes ist, machen eben so wenig eine Handlung zur Sünde, als der Umstand, dass sie aus unreinen Absichten, d. h. nach der Erklärung des Vf., zur Befriedigung einer Leidenschaft geschieht; denn dies kann in manchen Fällen sehr wohl mit der Achtung für das moralische Gesetz bestehen. Der positive Wille, ein Böse wicht zu seyn, oder der Vorsatz, jemanden zu schaden, ist keineswegs zur Sünde erfoderlich; der erstere ist sogar widersprechend. Nennt man aber eine jede Absicht *böse*, in sofern ihr der moralische Zweck und dessen Foderung untergeordnet wird, so charakterisirt dies allerdings eine jede sündliche Handlung eben so als das Merkmahl des freyen, d. i. *selbst verschuldeten* Mangels an Achtung fürs Gesetz (wie sich unter den neuern Moralisten, z. B. *Schmid* in seinem Versuch einer Moralphilosophie. Dritte Ausg. S. 617. und *Jakob* in seiner Moralphilosophie §. 250. darüber erklärt hat), woraus eine, es sey dem Buchstaben nach illegale oder auch legale, Handlung entspringt. Der Begriff von einem *Verbrechen* hätte aber vornehmlich eine genauere Erklärung verdient, da das Merkmal der Grobheit nicht nur relativ, sondern auch an sich sehr unbestimmt und zur Begränzung verwandter Begriffe völlig unzureichend ist.

Um auch von dem Stil des Vf. den Lesern noch einen Begriff zu geben, wollen wir eine Stelle aus dem zweyten Theile des Buchs (S. 40.) zur Probe mittheilen. Der Vf. will den Einwurf widerlegen, der von dem moralischen Gefühl und dem Gewissen, als einer Kraft hergenommen wird, zu deren Ueberwindung grofse Geisteskraft in der Seele des Verbrechers erfodert werde. Zu dem Ende zeigt er den grofsen Einfluss unsrer Einsichten auf unsre moralische Gefühle und der Leidenschaften auf unsre Urtheile. Diese Wahrheit erläutert er unter andern auch durch die Verschiedenheit in den Urtheilen, die in den verschiedenen Perioden des menschlichen Alters sichtbar ist. Er sagt: „Mit unsern Leidenschaften verwandeln sich unsre Urtheile. Wir urtheilen über Einen Gegenstand zu verschiedenen Zeiten oft verschieden, blos — weil wir ihn zu einer Zeit liebten, und nachher hafsten, wir glauben an diese Urtheile, und sehen in unsern Fehlschlüssen keine Lücke. Das Gewissen des Jünglings und des Greises — wie abweichend! aber auch wie verschieden ihre Begriffe, ihre Urtheile, ihre Leidenschaften! Genuss, *Genuss* ist die Losung, womit der Jüngling ungestüm in die Welt rennt; die Ausschweifungen der Liebe, des sinnlichen Vergnügens, der Wollust im Essen und Trinken — o welche kleine Vergehen! Er sieht in seiner Jugend selbst eine Aufforderung, seine Jugend zu nützen, weil sie nie wieder zurückkehrt, diese goldne Zeit, er muss seine jugendliche Bestimmung erfüllen, er muss seinen Schöpfer ehren, indem er seine Wohlthaten nützt. Ihr wollt ihm begreiflich machen, dass er nur manche gefährliche Klippe vermeiden, dass er zwischen Genuss und Uebertreibung eine Gränzlinie ziehen. — — Ihr verschwendet eure Beredsamkeit; ein feuriger Blick zieht keine Gränzlinien und eine erhitzte Einbildungskraft lacht über Distinctionen. Er ahndet nicht einmal das Gewicht dieser Sünden, die oft unter allen seinen Vergehen die schwersten sind, weil sie ihm Kraft und Gesundheit auf sein ganzes Leben rauben. Schon kälter und mit gemäfsigtern Schritten tritt der Mann auf die Bühne der Welt — schon sind seine Gefühle etwas abgenutzt und ermüdet u. s. f. — Die angehängte *Geschichte der Frau Tiquet* nach *Pitaval* kann als Beyspiel die wissenschaftlichen Erörterungen des Vf. erläutern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Gotha, b. Ettinger: *Predigten mit Rücksicht auf die Begebenheiten und den Geist des gegenwärtigen Zeitalters*, von *Josias Friederich Christian Löffler*, Oberconsistorialrathe und Generalsuperintendenten zu Gotha. 1795. 232 S. 8.

Ausgesuchte Materien aus dem Gebiete der Sittenlehre im weitläuftigen Sinne; diese Themata in einer lichtvollen Ordnung, mit allem dem Scharfsinne und aller der Gründlichkeit ausgeführt, deren Kanzelvorträge nur immer fähig seyn können; ein Vortrag, der im Ganzen nur auf den Verstand gerichtet ist, aber dessen ungeachtet die beabsichtete Wirkung auf das Herz nur selten verfehlt; eine Menge fruchtbarer Beobachtungen über den Geist des Zeitalters in Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit; eine kraftvolle mit Würde verbundene edle Schreibart, die jede müfsige Tirade, jede Blume die nur Blume ist, deren man aber doch oft selbst bey den besten Kanzelrednern zu bemerken Gelegenheit hat, jede redneriſche Wendung, deren Wirkung nur für das Ohr berechnet seyn dürfte, durchaus verschmähet, und eine männliche Freymüthigkeit in Vertheidi-

theidigung der heiligen Rechte der Wahrheit und der zweckmäfsigen Aufklärung des menschlichen Verstandes in der Religion — diese Vorzüge zusammengenommen geben dieser kleinen Predigtsammlung einen ausgezeichneten Rang. — Der Inhalt derselben ist folgender: I) *Von dem Werthe der Erleuchtung in der Religion.* Am zweyten Pfingstfeyertage 1793. II) *Die enge Verbindung der Wahrheitsliebe und der Tugendliebe.* Am zweyten Pfingstfeyertage 1794. III) *Der Werth einer gewissenhaften Obrigkeit besonders in unserer Zeit.* Bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes 1793. IV) *Was die Freunde der Religion zu thun haben, um das Christenthum auf immer in Achtung zu erhalten.* Am zweyten Weihnachtsfeyertage. V) *Die obrigkeitliche Gewalt ist von Gott.* Bey dem Regierungswechsel des Stadtrathes 1794. VI) *Dafs der herrschende Geist des Christenthums die Ruhe jeder bürgerlichen Gesellschaft sichere und sie vor gewaltsamen Erschütterungen bewahre.* Am 23sten Sonntage nach Trinitatis. VII) *Ueber die Frage: Woran kann der Verfall der Religion in irgend einem Zeitalter erkannt werden?* Am zweyten Weihnachtsfeyertage 1794. VIII) *Die Freude eines sich glücklich fühlenden Volkes am ersten Tage des Jahres.* Am Neujahrstage 1795. IX) *Rede bey der Ordination des bey dem Herzogl. Reichscontingente ernannten Feldpredigers.* Am zweyten Osterfeyertage. 1795. Schon aus dieser Inhaltsanzeige kann der Leser abnehmen, wie in diesen Vorträgen ganz eigentlich auf die Vorfälle und den herrschenden Geist des gegenwärtigen Zeitalters Rücksicht genommen worden. Es wird, hoffentlich niemanden, für welchen jene Aufgaben das gehörige Interesse haben, gereuen, sie mit Aufmerksamkeit gelesen zu haben. In der Vorrede untersucht der Vf. die Frage: Ob und in wiefern der Prediger auf wichtige Begebenheiten und herrschende Meynungen der Zeit Rücksicht nehmen könne und solle. Die Gränzen scheinen Rec. genau angegeben zu seyn, innerhalb welchen er sich hierbey halten müsse. Der Religionslehrer darf sich bey dem Kampfe verschiedener Parteyen über politische Gegenstände an keine anschliefsen, sondern mufs allen ihre Pflicht vorhalten und sie an die Mäfsigung erinnern, bey welcher allein Vereinigung der Gemüther und ein dauerhafter Friede möglich ist. „Dabey, sagt der Vf. S. VII. kann ihm zwar begegnen, dafs er den wärmern Mitgliedern aller Parteyen mifsfalle, deren Leidenschaft sich keinen Begriff davon machen kann, wie man unter Parteyen ohne Partey seyn könne. Aber diese Besorgniss darf ihn, nach meiner Einsicht, nicht von dem ihm obliegenden Berufe abschrecken, die Begriffe zu berichtigen, und beide Theile an ihre Pflicht zu erinnern.“ Und diesen Grundsatz hat Hr. L. durchaus auf das strengste befolgt. Die Rede bey der Ordination des Feldpredigers *Lange* ist ein Muster, wie eine solche Handlung erbaulich gemacht werden könne. Rec. kann sich nicht enthalten eine Stelle daraus abzuschreiben. „Diese Lehren (S. 222 ff.), über die kein Christ zweifelhaft seyn kann, diese Lehren, die unser Herz bessern und veredeln, die den Lasterhaften beschämen, die uns gerecht, menschlich und demüthig machen, die, bey einem guten Gewissen, uns Trost und Beruhigung gewähren, die uns mit Muth und Heiterkeit selbst im Tode erfüllen — *diese* Lehren, die Jesus selbst lehrte, *über die kein Streit ist*, und die zu ernsthaft sind, als dafs sie einen Spott erlaubten — *diese* sind es, die Sie, als christlicher Lehrer, immer im Andenken erhalten, an die Sie in allen Vorträgen erinnern, deren Nutzbarkeit und Unentbehrlichkeit Sie überall fühlbar machen, und deren Wirksamkeit Sie befördern sollen. Je wichtiger Ihnen dieser Rath ist, je sorgfältiger Sie alle jene unfruchtbaren Fragen, welche mehr Gegenstände einer müfsigen Neugier, als des kirchlichen Unterrichts sind, von Ihren Vorträgen ausschliefsen, und je mehr Sie dagegen die ewigen Wahrheiten der Religion, von welchen die Heiligung und Beruhigung der menschlichen Gemüther abhängt, zu Ihrem beständigen Inhalte wählen; um desto gewisser werden Sie Ihren Beruf, als christlicher Lehrer, erfüllen; um desto mehr wird es Ihnen auch in unserer Zeit gelingen, das Christenthum in Achtung und Würde zu erhalten. — Aber Sie sind nicht blofs Lehrer des Christenthums überhaupt, sondern Sie sind es mit der besondern Bestimmung, als *protestantischer* Lehrer, nach den Kirchengesetzen unseres Landes. — Es ist wenig, woran ich Sie in dieser Rücksicht zu erinnern habe, weil ich überzeugt bin, oder vielmehr, weil es nothwendig ist, *dafs Sie ein so viel besserer protestantischer Lehrer seyn werden, ein je besserer christlicher Sie sind.* Ich setze daher blofs einen Wunsch und eine Warnung hinzu: Möge Sie stets der Geist und das Beyspiel der Männer beseelen, die die ehrwürdigen Stifter unserer Kirche sind! Mögen Sie stets ihr unsterbliches Verdienst ehren, und, mit ehrerbietiger Rücksicht auf ihre Schriften und unsere öffentlichen Bekenntnifsbücher, sich nie verleiten lassen, *da von ihnen abzuweichen, wo die heilige Schrift auf ihrer Seite ist, wo das Ansehen Jesu selbst für sie streitet!*“

1) Dessau, b. Heybruch, auf Kosten des Verfassers: *Kommunionbuch für Freunde und Verehrer Jesu*, nebst einem kleinen *Gesangbuch* von einigen vorzüglich guten Liedern. Der Köllnischen Vorstadtgemeine in Berlin bey der Feyer ihres hundertjährigen Kirchenjubiläums gewidmet von *Karl Rudolph Richter*, zweytem Prediger an genannter Kirche. 1795. Kommunionbuch, 103 S. Vorbericht XXIII S. Gesangbuch 79 S. Vorber. VI S. nebst 1 Kupfer. (16 gr.)

2) Schweinfurt, b. Morich, auf Kosten des Vf.: *Beicht- und Kommunionbuch für Freunde Jesu*, von *Johann Peter Voit*, Archidiakonus an der Hauptkirche zu St. Johann, wie auch Professor an dem Gymnasium zu Schweinfurt, und des königlich-preufsischen Instituts der Moral und schönen Wissenschaften auf der Akad. zu Erlangen ordentl. Mitgl. 1795. 280 S. 8.

Beide Vf. bemerken mit Recht, dafs neue Kommunionbücher nicht für überflüssig zu halten sind, wenn wir gleich jetzt verschiedene gute Bücher dieser Art besitzen, weil ein jedes in seinem Kreis mehr Gutes wirken kann, als ein anderes, das weniger bekannt ist. Freylich wird N. 2. gegen N. 1. sehr im Schatten stehen, und Rec. mufs bekennen, dafs er erst bey Nr. 1. sich von der etwas ermüdenden

Lesung von N. 2. wieder erholt habe. Besonders ist die Anweisung zur Selbstprüfung sehr unvollständig, da Hr. *V.* nichts von den Gesinnungen, welche man zu prüfen hat, bemerkt, nur einige Pflichten nach den besondern Ständen durchgeht, ohne die übrigen zu berühren. Weit mehr Lehrreiches wird der Leser bey Hn. *R.* finden. Den vorzüglichsten Inhalt machen bey ihm sehr zweckmäßige und fassliche Abhandlungen aus, ein Dialog Christi mit seinen Schülern bey Einsetzung des heil. Abendmahls, den Rec. weniger zusammengezogen gewünscht hätte, von dem Zweck des heil. Abendmahls, Ermunterung zur christlichen Selbstprüfung, Trost und Beruhigung für erweckte Lasterhafte, Ermahnung an junge Christen, die zum erstenmal das heil. Abendmahl feyern wollen, und das Verhalten Jesu in den 6 letzten Stunden seines irdischen Lebens. Etwas vorzügliches bey N. 2. ist der reiche Vorrath von Beichtformeln, Gebeten und Selbstbetrachtungen, den der Vf. geliefert hat, woraus der grösste Theil des C. B. besteht. Diese haben das Gute, dass für die verschiedenen Fälle sehr gesorgt ist, dass sie sehr fasslich und frey von mystischen Ausdrücken und Vorstellungen sind. Aber dagegen sind sie mehrentheils ziemlich matt und kraftlos, und es herrscht in ihnen eine unangenehme Einförmigkeit, alle haben den gewöhnlichen Zuschnitt. Die Selbstbetrachtungen drücken mehr Wärme und Empfindung aus, eben so auch einige Gebete, z. E. S. 140. das Gebet für einen Hausvater (eines Hausvaters) in der Stille. Aber das Gebet S. 108. für einen bekümmerten Christen ist besonders sehr fade und nonsensikalisch. Gebete sind in Nr. 1. nicht befindlich, wie Rec. doch sehr gewünscht hätte, da von Hn. *R.* nichts Gemeines zu erwarten war, und Gebete mit Geist und Würde für den gemeinen Christen wirklich Bedürfniss sind und viel Gutes stiften können; aber die paränetischen Anreden, z. E. an seine Katechumenen und die Selbstbetrachtungen als die über das Andenken an den Tod etc. S. 99. sind desto herzerhebender und rührender. Der Stil ist in N. 2. der gewöhnliche Postillenton, viele biblische Stellen besonders aus dem alten Testamente sind ohne alle Erklärung eingewebt, und nicht selten stöfst man auf folgende unverständliche Ausdrücke: *hinterstelliger Zeit*, die *Rechte* Gottes halten, seine Glieder zu *Waffen der Ungerechtigkeit* gebrauchen, Gott *prüfet* Herzen und *Nieren* u. dgl. In N. 1. zeichnet sich dagegen der Stil durch einen hohen Grad von Simplicität, Popularität und Annehmlichkeit aus, und die in den angeführten Schriftstellen vorkommenden unverständlichen Ausdrücke und Sachen sind alle kurz oder weitläuftiger erklärt worden.

Beiden Communionbüchern ist eine *Sammlung von neuen geistlichen Liedern* beygefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Paris*, b. Onfroy: *Le bon Jardinier, Almanach pour l'an quatrieme de la republique françoise* (179½), contenant ce qui concerne la culture générale de toutes les plantes potagéres, des arbres fruitiers, des Oignons, plantes à fleurs etc. avec un Supplement pour la presente année. Par *J. F. de Grace* 16me XX S. 503 S. Dieser Almanach, der bereits seit vielen Jahren in Paris jährlich herauskömmt, und eine geraume Zeit lang sich von den gewöhnlichen Gartenbüchern nicht unterschied, hat seit ein paar Jahren sehr beträchtliche Vermehrungen und Verbesserungen erhalten, so dass in seiner jetzigen Gestalt er nicht allein dem gemeinen Gärtner, für welchen er anfänglich bestimmt war, sondern auch den Liebhabern der feinern Gärtnerey nützlich werden kann.

Zuerst der neue französische Kalender, nebst der gemeinen Zeitrechnung gegenüber, und einer kurzen Einleitung. Alsdann im ersten Kapitel einige allgemeine Bemerkungen über das Wachsthum der Pflanzen, die verschiedenen Arten des Düngers, Anlage der Mistbeete, die beste Zeit zum Säen und Pflanzen nach dem alten französischen Kalender und dem Klima von Paris, zuweilen mit Rücksicht auf die südlichen Provinzen Frankreichs. Das zweyte Kapitel beschäftigt sich blos mit dem Küchengarten; die Pflanzen sind nach dem Alphabet geordnet; zuerst der französische Trivialnahme, alsdenn der Linnéische systematische; die Art der Vermehrung, der einer jeden Pflanze zuträglichste Boden; die verschiedenen Abarten, die durch die Kultur hervorgebracht werden. Die Gewürzhaften Pflanzen, die man in einem französischen Küchengarten gewöhnlich anzuziehen pflegt, nebst den vornehmsten bisher in Frankreich eingeführten Futterkräutern, worunter sich auch einige Grasarten befinden, machen den Beschluss dieses Kapitels. Das dritte Kapitel hat den Frucht- und Obstgarten zum Gegenstand; im Anhange eine sehr gute Anleitung zur Anlage eines Treibhauses für Ananas und ähnliche Pflanzen. Die Obstarten sind nach den französischen Trivialnamen in alphabetischer Ordnung aufgeführt; bey den Hauptsorten, die nicht blos Spielarten sind, die lateinische Nomenclatur nach Linné. Das vierte Kapitel ist den Blumen und Lustgärten bestimmt, und das weitläuftigste und ausführlichste. Im ersten Abschnitte die verschiedenen Zwiebel und Knollengewächse der französischen Lustgärten; sehr umständlich über ihre Cultur, und die beste Weise, sie nach holländischer Art aus dem Saamen zu erziehn. Der zweyte Abschnitt *Plantes d'agrement* überschrieben, enthält nach des Rec. Meynung doch mehrere Pflanzen, die weit eher in einem botanischen, als blosen Lustgarten gehören, und die sich durch kein in die Augen fallendes Ansehn besonders auszeichnen. Der dritte Abschnitt enthält ein alphabetisches Verzeichniss solcher Bäume und Stauden, deren man sich zur Anlage der sogenannten englischen Gärten, die der Vf. lieber *Jardins Paysagistes* nennen will, zu bedienen pflegt. Da unter den angeführten Gewächsen viele ausländischen Ursprungs sind; und sich nur nach und nach an das Klima von Frankreich gewöhnen, so hat der Vf. die dabey zu beobachtende Wartung zum Theil sehr umständlich angeführt. Rec., der öfters Gelegenheit gehabt hat, die Pariser Gärten zu besuchen, kann der Methode, die man daselbst, besonders in dem ehemaligen königlichen Garten bey Wartung vieler ausländischen Gewächse befolgte, keinesweges seinen Beyfall schenken. Die meisten werden zu weichlich gehalten, schiefsen zwar anfänglich schnell in die Höhe, bleiben aber in der Folge Krüppel, und viele gehen aus, noch ehe sie zur Blüthe kommen. Dieser unzweckmäßigen Behandlung ist es wahrscheinlich beyzumessen, dass viele von Dombey aus Peru gebrachten Bäume und Stauden, noch ehe sie eine gewisse Stärke erreicht, umgekommen und für die Pariser Gärten, wenigstens vor der Hand verlohren sind. Die nämlichen Gewächse sahe Rec. im königl. Garten zu *Kew* im schönsten Wachsthum, viele dauern dort sogar im freyen bey einer sehr mäßigen Bedeckung aus, und tragen jährlich Früchte. In den Gärten, die der Herz. v. Orleans zu Monceaux und Raincy vor der Revolution, durch englische Gärtner unterhalten liefs, war die Behandlung weit zweckmäßiger, und hätte verdient von den französischen Gärtnern nachgeahmt zu werden.

Den Beschluss dieses Almanachs machen verschiedene Register über die darinn abgehandelten Materien; das Supplement enthält einige einzuschaltende Zusätze und Verbesserungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Julius 1796.

GESCHICHTE.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Matrikel öfwer dem af Sveа Rikes Ridderſkap och Adel, ſom ifrån år 1782 til narwarande tid blif vid introducerade ſamt adopterade och i Riddare-Claſſen flyttade; författad och utgifven med hiſtoriſka och genealogiſka Anmärkningar*, af Baron *Joh. Adam Rehbinder*, Lagman. (*Matrikel über ſchwediſche Ritterſchaft und Adel*, die vom J. 1782 ab bis jetzt introducirt, adoptirt und in die Ritterclaſſe verſetzt ſind; verfaſst und herausgegeben von Bar. J. A. Rehbinder, Provinzialrichter. 1794. 1 Alph. 8 Bog. 4.

Wir haben bisher noch keine Geſchichte des ſchwediſchen Adels, ſo groſse Rollen der Adel auch in der ſchwediſchen Reichshiſtorie geſpielt hat. Das was Meſſenius in ſeinen *Theatro nobilitatis Suec.* 1616, Wexionius in ſeiner *Epitome deſcript. Suec.* 1650, Henel in dem florirenden Schweden 1729, auch der Vf. eines Aufſatzes im 24. u. 25. St. des hannöverſchen Magazins von 1758 haben, iſt theils unvollſtändig, theils unzuverläſsig, theils unrichtig. Der ſonſt ſehr geſchickte Vf. des *Förſom til en pragmatiſk Hiſtorie om Fräſe ſtåndet i Swerige, ifrån de äldſta til wåra tider* (Verſuch einer pragmatiſchen Hiſtorie des ſchwediſchen Adels von den älteſten bis auf unſere Zeiten) Stockholm 1769 auf 104 S. in 8., iſt auch zu kurz, beſonders in neuern Zeiten; doch iſt dieſer Verſuch immer die beſte Schrift darüber. *Ugglas Sveа Rikes Råds-Längd*, oder Verzeichniſs der ſchwediſchen Reichsräthe, mit hiſtoriſchen und genealogiſchen Anmerkungen, liefert einige gute Beyträge dazu. Die *Thigmannum*, als die älteſten Reichsbedienten, waren die Stammväter des ſchwediſchen Adels ſchon ſeit Ingialds Zeit. Unter den Königen Magnus Ladulås und Albrecht, während der Calmarſchen Union, unter Erich XIV, Karl IX und Guſtav Adolph, wurden viele ausländiſche von Adel unter die ſchwediſche Ritterſchaft aufgenommen; andere erwarben ſich den Adel durch den Rofsdienſt, durch Verdienſte im Kriege und ſonſt um das Vaterland, wozu in neuern Zeiten noch kam, daſs die Kinder der Biſchöfe in den Adelſtand aufgenommen wurden. Der Adel theilte ſich in die *Riddare* (Ritter), *Wäpnare* (*milites*) und *Knapar* (die blos auf ihren Gütern lebten). Mit dem Pabſtthum entſtand der geiſtliche Adel, der ſich bald mit dem weltlichen verband, und mit ihm zu einer mächtigen Ariſtokratie erwuchs, die ſich oft gegen Volk und Könige vereinigte. Guſtav I benahm dem erſten die Macht. Guſtav Adolph vertheilte den Adel in 3 Klaſſen, die *Herrenklaſſe*, wohin die Grafen und Baronen gehörten, die *Ritterklaſſe*, worinn die ſaſsen, derer Vorfahren köngl. Räthe geweſen waren, und die der *übrigen Edelleute*. Beym Stimmengeben auf Reichstägen entſchied die Mehrheit der Klaſſen, und daher hatte der vornehmere Adel in den beiden erſten Klaſſen das meiſte zu ſagen. Dieſe Klaſſen wurden durch die Regierungsform von 1719 aufgehoben, und der ganze Adel ſollte künftig nicht nach Klaſſen, ſondern nach Köpfen, votiren. Guſtav III führte nach der Regierungsveränderung zwar die Klaſſen wieder ein, und verſetzte, weil die Anzahl der ſonſt in die zweyte Klaſſe gehörigen ſo klein war, die Commandeurs der königl. Orden und die älteſten Geſchlechter aus der dritten Klaſſe in ſelbige; übrigens aber votirt der Adel vor wie nach, nicht nach Klaſſen, ſondern nach Köpfen.

Das erſte ſchwediſche Wappenbuch gab Hinr. Keyſer, zur Zeit der Königin Chriſtina 1650 in 4. heraus, es enthielt aber nur 300 Wappen in Kupfer geſtochen, und hatte manche Fehler. Es iſt jetzt ſelten, da der Vf. im Eifer die meiſten Exemplarien ſelbſt ins Feuer warf. Der Aſſeſſ. C. L. von Schantz verfertigte darauf ein mit der Feder gezeichnetes Wappenbuch, das er der Ritterſchaft zwar überreichte, aber doch nicht ganz zu Stande brachte. Dies gab Anlaſs, daſs 1734 der erſte Theil eines Wappenbuchs, das die gräflichen und freyherrlichen Wappen enthielt, herauskam, wozu der Aſſeſſ. D. G. Cedercrona 1745 den zweyten Theil mit den übrigen adelichen Wappen herausgab. Aber da ſich darinn viele Fehler eingeſchlichen hatten; ſo gab Cedercrona mit Beyhülfe des Kanzleyraths Peter Carlſkiöld noch in ſelbigem Jahr ein neues in Buchsbaumholz geſchnittenes zuverläſsiges Wappenbuch heraus. Dies ward 1746 in Kupfer geſtochen. Allein es ward im Concurs, nach Cedercronas Abſterben, verſiegelt auf dem Rathhauſe zu Stockholm deponirt, wo es in der groſsen Feuersbrunſt 1753 theils verbrannte, theils zerſtückelt und auseinander geriſſen ward. Der Aſſeſſ. Carlſkiöld ſammelte die Ueberbleibſel davon, und gab 1764 in fol. eine vermehrte Auflage, mit allen bis dahin auf dem Ritterhauſe introducirten Familien heraus, deren Anzahl ſich damals auf 86 gräfliche, 231 freyherrliche und 1949 adliche Geſchlechter belief. Von dieſem Wappenbuch iſt 1781 eine bis dahin fortgeſetzte neue Ausgabe erſchienen.

Die erſte ſchwediſche Matrikel ward 1625 bey Errichtung des Ritterhauſes gemacht. Im J. 1754 u. 55 gab der Kanzleyrath A. A. von Stiernman, in 2 Bänden in 4. eine Matrikel der ſchwediſchen Ritterſchaft und des Adels mit vielen hiſtoriſchen und genealogiſchen

schen Anmerkungen heraus, wobey er über 2000 Adelsbriefe und viele handschriftliche und gedruckte Nachrichten nutzte. Im J. 1770 trat eine neue *Matrikel öfver Svea Rikes Rideriskap och Adel* in einem mäfsigen Octavband ans Licht, welche Hr. C. von Schönfeld herausgab, und worinn bey jedem adlichen Geschlecht, nur blofs, woher das Geschlecht stammte, das Jahr wann es geadelt und introducirt, oder wenn es etwa ausgestorben war, mit kurzen Worten angezeigt ward. Die Anzahl der gräflichen Geschlechter belief sich bey ihm auf 88, der freyherrlichen auf 243 und der adelichen auf 1979. Im J. 1781 gab der königl. Secr. Hr. J. A. Rehbinder eine Fortsetzung der Stiernmanschen Matrikel von 1755, gleichfalls mit historischen und genealogischen Anmerkungen, so wie Stiernmann, in 4. heraus, der er noch besonders 1782 eine Fortsetzung der introducirten und adoptirten, auch in die Ritterclasse versetzten Familien beyfügte. Und hievon ist nun das Buch, dessen Titel Rec. oben ausführlich angezeigt hat, eine neue Fortsetzung. Darinn ist nun die Anzahl aller gräflichen Geschlechter bis zu 104, der freyherrlichen bis zu 310 und der adelichen bis zu 2156 angewachsen, doch sind die Numern der ausgestorbenen Familien hierunter mit begriffen. Waren bey Stiernman bisweilen Fehler eingeschlichen; so ist Rehbinder noch weniger ganz davon frey; dergleichen Rec. z. E. S. 66. bemerkt hat, wo in Ansehung der frequentirten Akademien Vater und Sohn verwechselt sind. Indessen ist es immer die beste und neueste schwedische Adelsmatrikel, die wir zur Zeit haben. Statt eigentlicher Proben daraus hat Rec. in dieser kurzen Anzeige des Buchs selbst lieber eine manchem Leser vielleicht nicht unwillkommene literarische Nachricht vom schwedischen Adel und dessen Wappenbüchern und Matrikeln überhaupt, mittheilen wollen.

Leipzig, b. Crusius: *Altes und neues Vorder- und Mittel-Asien*, oder *pragmatisch-geographische, physische und statistische Schilderung und Geschichte des Persischen Reichs*, von den ältesten Zeiten bis auf diesen Tag. Herausgegeben von *S. F. Günther Wahl*, königl. preufs. Interpr. und Prof. zu Halle. Erster Band, mit Kupfern und einer Karte. 1795. 944 S. 8. (4 Rthlr.)

„Ich übergebe dem Publicum, sagt der Vf. in der Vorrede, den Anfang eines längst versprochenen Werks, in der schmeichelhaften Hoffnung, dafs dasselbe, wenn es vollendet seyn wird, seiner Bestimmung, einen grofsen Theil der alten und neuen Geschichte von Asien aufzuklären, und den Geist der Gesetze, Kunst und Wissenschaft einer der merkwürdigsten Nationen des Menschengeschlechts in ein nähers Licht zu stellen, auf eine *vorzügliche Art* entsprechen werde. Es ist die Frucht einer mühsamen Arbeit, nicht der Zeit von Messe bis wieder zur Messe, sondern einer Reihe von Jahren. — Ich glaube daher zu der billigen Erwartung berechtigt zu seyn, dafs denkende Leser weder über die Vollständigkeit, noch über das Unterhaltende des Ganzen, selbst nicht über den Plan und Methode, schon jetzt ein entscheidendes Urtheil fällen werden.“ Diese Foderung scheint uns billig; wir schränken uns daher blofs auf eine allgemeine Anzeige von dem ein, was dieser erste Band enthält, und der zweyte enthalten wird. Die Einleitung sucht den Vorzug der orientalischen Quellen zur Beschreibung Persiens vor den griechischen und lateinischen einleuchtend zu machen. Ein sehr umständliches Verzeichniss neuerer Karten, Reisebeschreiber und anderer Schriftsteller, nebst beygefügter Beurtheilung ihrer mehrern oder mindern Wichtigkeit folgt bis S. 105. Auf diese die Anzeige und Würdigung der alten Klassiker; unter welchen auch viele aufgeführt sind, die nur hin und wieder einzelne Aufklärungen über Persiens Angelegenheiten geben. S. 144. beginnt die Darstellung der orientalischen Schriftsteller, welche Hr. *W*, theils selbst gebraucht hat, theils nur aus anderweitigen Nachrichten kennt; nicht blofs gedruckte Werke, sondern eine beträchtliche Menge von Handschriften kommen hier vor. Das zweyte Hauptstück giebt den chorographischen Umriss der persischen Monarchie, welche hier in einem sehr ausgedehnten Umfang genommen wird, nach den allgemeinen Namen, einzelnen Provinzen, Seen, Flüssen, Gebirgen etc. Das dritte spricht von der physikalischen Beschaffenheit, in Rücksicht auf Klima (so weit dieser Band) Bewohner und Produkte. Der zweyte Theil wird hauptsächlich die wichtigen Artikel Topographie und Geschichte umfassen, von welcher wir allerdings viel erwarten, da selbst Hr. *W.* wichtige Aufklärungen verspricht; ferner die ganze Oekonomie, Staatsverfassung und Gelehrsamkeit. — Schon diese trockene Anzeige läfst auf die Ausführlichkeit und auf die Vorzüge eines Werks schliefsen, welches alles umfafst, was ältere und neuere Schriftsteller nicht blofs über Persien, sondern über den gröfsten Theil des übrigen Asiens gesagt haben; weder unser Vaterland noch das übrige Europa können ein ähnliches Werk diesem an die Seite stellen. Desto mehr ist zu wünschen, aber auch zu hoffen, dafs es den erregten Erwartungen entspreche. Eigentliche Beurtheilung gehört nicht hieher; doch sind vielleicht Hinweisungen über einige Gegenstände nicht unnütz, die dem wichtigen Werke bey einer etwas verschiedenen Behandlung in den Augen der Lesewelt mehrern Eingang verschaffen würden. Wir finden nicht die Anlage, wohl aber die Ausführung zu weitschweifig. Wäre es denn nicht besser, wenn statt des Verzeichnisses aller Karten, nur die wichtigern mit den nöthigen Erinnerungen ihren Platz gefunden hätten, und wenn dagegen Hr. *W.* über die Zeichnung seiner eignen sich etwas umständlicher hätte erklären wollen? Doch hierüber wird wohl der topographische Abschnitt mehrere Aufklärung geben. Die arabischen Zahlen am Rande der Karte sind doch nur Spielwerk, das aber Manchen irre machen kann, der nichts von der fremden Sprache versteht und doch gern das Blatt gebrauchen möchte; die Klimata der Alten durften ja immer unbeschadet zur Seite verzeichnet seyn. Wozu dienen ferner die, wenn auch meist nur kurzen Lebensläufe der griechischen und lateinischen Schriftsteller, oder auch die

grofse

grosse Häufung arabischer unbekannter Namen, ohne alle weitere Aufklärung, oder das unendliche Etymologisiren aller fremden Wörter, wo man doch so selten auf das Reine kommt? Manchen Leser, deren sich doch Hr. *W.* viele wünscht, könnte leicht der blosse Anblick zurück schrecken. Doch wahrscheinlich hatte der Vf. seine gegründeten Ursachen zu diesem allen, und vielleicht fand er gerade hierinn selbst die Ursache, warum er eine voreilige Beurtheilung sich verbat.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst.* Herausgegeben von *Joh. Ge. Müller.* III. B. 1795. 402 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Es war ein überaus glücklicher Gedanke, dass der Herausg. für diesen Band der Bekenntnisse das Leben des in so vielfacher Hinsicht höchst merkwürdigen Grafen *Zinzendorf* wählte, das er gröstentheils nach Zinzendorfs eignen vielen Schriften und mit Beybehaltung der eignen altväterischen, aber kräftigen Worte desselben erzählt. Man sieht, dass sich der Vf. ganz in den Geist und die Individualität jenes, sowohl in Ansehung des sonderbaren Ganges, den die Entwicklung seines Geistes und Herzens nahm, als in Rücksicht seiner Unternehmungen und Schicksale, aufserordentlichen Mannes einstudirt hat, und dass seine Würdigung desselben sich im Ganzen gleich weit von überspannten Lobpreisungen seiner Jünger, als vom liebloſen Tadel seiner Widersacher entfernt hält. Der gröſsre Theil dieses Bandes ist den Manen dieses Mannes gewidmet, und das verdiente er wohl. Dennoch würde die Biographie durch gedrungnere Kürze noch les- und genieſsbarer geworden seyn, und der Vf. würde viel Raum erspart haben, wenn er sich nicht so lange bey der Widerlegung von Zinzendorfs Gegnern verweilt hätte, wenn er dem Drange, seine eignen Meynungen über göttliche und menschliche Dinge mitzutheilen, mehr hätte widerstehen können, und wenn er nicht so gern mit anders Denkenden, auch Recensenten, polemisirte. Ein schönes Gegenstück zu Zinzendorfs Leben würden Spangenbergs Bekenntnisse von sich geben, wenn der Herausg. diese im nächsten Bande nach nothwendiger Beschneidung und Abkürzung des weitläuftigen Werks aufstellen wollte. Aufser Zinzendorf enthält dieser Band nur noch das Leben des Bischofs *Huet* nach dessen *Commentarius de rebus ad eum pertinentibus*, vorzüglich lehrreich für den Literator, indem es treffende Bemerkungen über den damaligen Zustand der Wissenschaften und Künste in Frankreich, und viele Anekdoten über Gelehrte jener Zeit enthält. Am Ende des Bandes werden noch ein paar Beyspiele aufgeführt, dass junge Leute oft durch zufällige Umstände eine entschiedene Richtung für ihr ganzes Leben bekommen, nämlich Rich. *Haklayt*, der Herausg. einer allgemeinen Sammlung von Reisen der Engländer in fremde Welttheile 1589, der seinen Eifer für die Erdkunde einem Besuche bey einem Vetter verdankte, bey dem er eine Weltkarte und Bücher über die Kosmographie aufgeschlagen sah, und der sich mit ihm über diese Gegenstände in eine Unterredung einliefs, und Heinrich *Etienne*, dessen Liebe zur griechischen Literatur angefacht wurde, als er einen Lehrer die Medea des Euripides vorlesen hörte.

PHILOLOGIE.

ALTENBURG, b. Richter: *Encyklopädisches Handbuch der Vorbereitungswissenschaften zu einem gründlichen Studium der römischen Classiker.* Angefangen von *P. Fr. Ach. Nitsch*, fortgesetzt und herausgegeben von *Joh. Friedr. Degen.* I. Bandes 1. Abtheilung. *Die Archäologie der Römer nebst der Kenntniss ihrer Länder.* 1796. XXXIV u. 564 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der über der Ausarbeitung dieser Encyklopädie verstorbene Vf. zeichnet in der Vorrede mit der ihm eignen Geschicklichkeit, aber auch mit gewohnter Weitschweifigkeit den Plan des Werks vor. Unter den Vorbereitungswissenschaften zum Studium der alten Klassiker versteht er eine genaue *Bekanntschaft mit den ehmaligen Sachkenntnissen der Alten.* (Ist nicht, da von *den Alten* die Rede ist, das Wort *ehmaligen* überflüssig?) Diese werden in drey Klassen eingetheilt. Sie betreffen nämlich: I. die *geschichtlichen* Kenntnisse, Archäologie der Nation, Beschreibung der Länder, die zu ihrem Gebiet gehören, Geschichte des Volks, seiner Eigenheiten, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche; II. *wissenschaftliche* Kenntnisse, alte Philosophie, Theologie, Mythologie, Rechtsgelahrtheit, Arzneywissenschaft, Gröſsenlehre, Naturlehre und Naturgeschichte, Aesthetik etc.; III. *literärische und grammatische* Nachrichten von den klassischen Schriftstellern, ihren Verdiensten, und von den Eigenheiten und Schönheiten der Sprache, in der sie schrieben. (Also doch nicht blos Vorbereitung zur Kenntniſs der Sachkenntnisse, sondern, wie es sich versteht, auch der Sprachkenntniſs.) Von welchem Umfange dieses Unternehmen war, lehrt ein noch so flüchtiger Ueberschlag des Ganzen, dessen Ausführung nach diesem Plane gewiſs eine Reihe von Bänden erfodern wird. Dem Vf. würde sie indess nicht allzu schwer geworden seyn, da sich seine zahlreichen Schriften meist um diese Gegenstände herumdrehen und er bereits ungefähr dasselbe, nur nach einer andern Methode, in seiner *Einleitung in die klassischen Schriftsteller der Römer* ausgeführt hatte. Der I. Band sollte die erste Klasse oder die geschichtlichen Kenntnisse begreifen; allein der Vf. beendigte nur das erste Hauptstück, die Archäologie der Römer, d. h. Geschichte ihrer Entstehung, Absonderung von andern und frühesten Ausbildung, und einen Theil des zweyten Hauptstücks, die Völkerkunde der Römer, den Hr. Pr. Degen auf Bitten des Verlegers von S. 393. an fortgesetzt und beendigt hat. Es bleiben also für die folgenden Bände nicht nur die ganze zweyte und dritte Klasse der Sach- und Sprachkenntnisse der Alten, sondern auch die gröſsere Hälfte der ersten Klasse, nämlich die Geschichte und Alterthümer der Römer, zu bearbeiten übrig, deren Besorgung Hr. Degen theils selbst übernehmen, theils andern übertragen wird. Die Arbeit des sel. Nitsch brauchen wir nicht näher

zu charakterisiren. Seine Manier ist bekannt, und dem Verdienstlichen und Brauchbaren seiner mit Urtheil gemachten Compilationen hat man volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Der Herausg. hat indess die Handschrift noch einmal genau durchgesehen, kleine Anmerkungen untergesetzt, und den häufig vernachläßigten Stil verbessert. Noch jetzt kommen sonderbare Ausdrücke darinn vor, z. B. S. 1. wir gehen in das Gebiet der römischen *Romanze* und Fabel zurück. 369. das alte Troja, nach Le Chevaliers *verewigter Wiedererfindung* bey dem Dorfe Bunar Baschi. Der Fortsetzer dieses Werks hat gewifs gethan, was sich in kurzer Zeit und an einem fremden Werke, in dessen Geist man sich erst versetzen muss, und zu dem man nicht unmittelbar vorbereitet ist, thun läßt. Die Käufer werden nicht Ursache haben den ersten Unternehmer zu vermissen. Wir bemerken nur Einiges bey dem Abschnitt über Aegypten. Der Vf. erwähnt nur Herdern und Savary über die Ureinwohner Aegyptens, ohne der viel weiter gehenden und gründlichen Untersuchungen von *Meiners* in den Abhandlungen der göttingischen Gesellschaft der Wissenschaften und von *Heeren* in dem Werke über die Politik und den Handel der alten Welt zu gedenken, welches letztre auch über die Verfassung, Religion und Handlung in Aegypten wichtige Aufschlüsse gegeben haben würde. Die Literatur über die Papyrusstaude wird genau angeführt, aber die neuesten und vollständigsten Nachrichten im 3. Th. von Bartels Briefen über Sicilien werden nicht genannt. Ueber die Pyramiden spricht der Vf. S. 467. so, dass er der Witte'schen Hypothese nicht alle Wahrscheinlichkeit abzusprechen scheint.

Nördlingen, b. Beck: *Sammlung ausländischer Wörter, die im alltäglichen Leben öfters vorkommen*, zum Gebrauch für Bürgerschulen und Unstudierte, nebst angehängten Declinations- und Conjugationstabellen der deutschen Sprache. Von *Dan. Eberh. Beyschlag*, des Lyceums in Nördlingen Rector. 1794. 156 S. gr. 8.

Zufolge der Zueignungsschrift hat der Magistrat zu N. durch die *landesväterliche* Ratification des neuen Schulplans die gegenwärtige Sammlung ausländischer Wörter für das Lyceum anbefohlen, und der Vf. hält die Zueignung für den natürlichsten Weg, zu zeigen, wie er diesen Befehl vollzogen habe. Nach der Vorrede ist Heynatz zu (zum) Grunde gelegt, aber, „dem Vorwurfe des Nachdrucks zu entgehen" mit Roths, Brauns und anderer Sammler Arbeiten verglichen, und so eine im Grunde eigene Sammlung veranstaltet. Beym Vergleichen haben wir dies richtig, und die Compilation mit guter Einsicht gemacht gefunden. Zusätze lassen sich freylich eben so wohl machen, als sich bey manchen Artikeln nach dem Grunde ihrer Aufnahme fragen liesse. *Trutzbündniss* mit lateinischen Buchstaben geschrieben, und durch *Offensivallianz* mit deutschen Buchstaben, erklärt, gehört wohl nicht in eine Sammlung *ausländischer* Wörter. Hier ist offenbar eine Verwechslung vorgegangen. Die angehängten Flexionstabellen sind aus Adelung, und nur blos in Ansehung der „*Conjugation der irregulären Verborum*" etwas zu kurz gerathen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Ueber die Gesetze der Ideenassociation und insbesondere ein bisher unbemerktes Grundgesetz derselben*, von *C. G. Bardili*. 1796. 76 S. 8. — Die verschiedenen Gesetze der Ideenassociation zu vereinfachen und auf höhere bestimmte Gesetze zurück zu führen, ist ein für die Psychologie sehr nützliches Unternehmen, und Hr. *B.* hat sich dadurch nach dem Urtheil des Rec. kein geringes Verdienst um diese Wissenschaft erworben. In der Einleitung macht Hr. *B.* einige allgemeine Bemerkungen über ein allgemeines Gesetz der Ergänzung, das durch die ganze Natur hindurch zu laufen scheint. Dies Gesetz ist zwar kein andres, als die Idee der Vollendung, welche allen unsern Bemühungen zum Grunde liegt, und also kein neues Gesetz, aber die Anwendung dieser Idee auf die Ideenassociation zur bestimmtern Angabe des Gesetzes derselben ist Hn. *B.* eigen. Der erste Abschnitt enthält eine Betrachtung der Eindrücke, welche unser Gemüth in sich aufgenommen hat, nach den verschiedenen Arten ihres nächsten organischen Zusammenhangs, oder von den Gesetzen der Ideenassociation überhaupt. Die bisher beobachteten Gesetze werden darinn kurz und deutlich angegeben. Der zweyte Abschnitt handelt von dem Gesetze der Ergänzung, als einem Grundgesetze der Ideenassociation. Hr. *B.* führt hier folgende Gesetze auf dies Grundgesetz zurück. 1) Die Gesetze der Ordnung und Gewohnheit. Beide dringen bey Gelegenheit auf die Erneuerung schon einmal gehabter Eindrücke, also auf Ergänzung, wird nur ein Theil von einem gewissen Ideenganzen wieder gegeben, so führen sie dies Ganze selbst in das Bewusstseyn zurück. 2) Das Gesetz des Gegensatzes erfüllt, durch Satz und Gegensatz, die Sphäre unsers Nachsinnens über einen Gegenstand. 3) Das Gesetz der Aehnlichkeit ergänzt eine Erscheinung, durch die Beziehung derselben auf eine andere, vermittelst der Gemeinschaft ihrer beiderseitigen Merkmale. 4) Das Gesetz der Coexistenz führt das Ganze einer Erscheinung, bey einem gegebenen Theile derselben, nach Raum und Zeit, wieder in das Bewusstseyn zurück. 5) Das Gesetz der Leidenschaften dringt auf die Totalität der auf sie beziehbaren Empfindungen und Vorstellungen. Der dritte Abschnitt handelt von denjenigen Verbindungen unserer Vorstellungen, welche unter gar keiner Regel zu stehen scheinen. Am ersten bietet sich hier das Träumen dar. Hier geschieht die Verbindung der Vorstellungen öfter nur organisch, und nur deswegen weil 1) ihre Hervorbringung im Gemüthe unter einerley Bedingung, d. i. unter demselben Grade der Nervenspannung stand, oder deutlicher, weil zu ihrer ursprünglichen Erzeugung eine gleiche Anstrengung, ein gleiches Kraftmass, von Seiten unserer Organisation erfodert wurde. 2) Weil ihre Wiederholung im Gemüthe unter einerley Grad der Fertigkeit steht; sie liegen gleichsam in einerley Polhöhe gegen das Bewusstseyn. Die mit dem Schlaf verbundene Unfähigkeit zu überlegen, versetzt uns in Absicht auf die Auslegung der innern Veränderungen, die wir während des Schlafes manchmal an unserm Körper gewahr werden, in eben die Lage, worinn sich der ursprüngliche Mensch befand, wenn er sich die Erscheinungen der Welt überhaupt erklären sollte, und sie doch aus Begriffen (Naturgesetzen), nicht erklären konnte. Wir ersinnen eine äussere Ursache, eine Geschichte, die diese Empfindungen veranlassen konnte. Bey Abndungen und dergleichen hat sich die leitende Vorstellung aus dem Gedächtniss verloren, und wir finden daher die Vorstellungen wunderbar. Der Vortrag dieser Schrift ist so fasslich, dass wir sie auch blossen Dilettanten in der Philosophie empfehlen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Julius 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Dresden, in eignem Verlage: *Syſtem des in Kurſachſen geltenden Privatrechts*, von D. *Johann Nicolaus Schwarz*. Erſter Theil. 1795. 487 S. Zweyter Theil. 1796. 507 S. 8.

Um von dem Plane und Zwecke dieſes Werks, welches nach dem vorliegenden Anfang eine ziemliche Anzahl von Bänden begreifen wird, einigen Begriff zu geben, und den Gang des Syſtems vollſtändig darzulegen, muſs Rec. den Inhalt dieſer beiden Bände ausführlich anzeigen. *Einleitung. Cap. I.* Vorkenntniſſe und Hauptbegriffe von der Rechtsgelehrſamkeit §. 1—5., vom Recht, deſſen Abtheilungen in göttliches und menſchliches, das erſtere wieder in geoffenbartes und Vernunftrecht, das letztere in Staats- und Privatrecht §. 6.; bey dem Privatrecht von der geſetzlichen Kraft der fremden Rechte, Statuten etc. in Sachſen §. 6—36.; vom geſchriebenen und ungeſchriebenen Rechte §. 37—55.; von Privilegien §. 56—79. *Cap. II.* Von der Auslegung der Geſetze überhaupt §. 80—84. *A.* des römiſchen Rechts §. 85—93.; insbeſondere der Inſtitutionen §. 94. 95, Pandecten §. 96—100, des Codicis §. 101—105, der Novellen §. 106—112. *B.* Auslegung des kanoniſchen §. 113, 114. *C.* des Lehnrechts §. 115; *D.* des deutſchen §. 116; *E.* des ſächſiſchen Rechts §. 117, der Privilegien §. 118, der Verträge §. 119. *Cap.* III. Von der Anwendung der Geſetze, der Praxis überhaupt und der Billigkeit. Hiebey wieder von der Anwendung der fremden und einheimiſchen Rechte §. 120—129, von der praktiſchen Rechtsgelahrtheit nach der §. 130 gemachten Eintheilung „in *die Kunſt mit Acten umzugehen*, und in die *ſogenannte eigentliche praktiſche Rechtsgelahrtheit*, wovon jene in die Referir- und Decretirkunſt und Regiſtraturwiſſenſchaft, dieſe in die Staats- und Privatpraxis eingetheilt wird. Unter der Referirkunſt von Abfaſſung der mündlichen Vorträge und der Berichte, und in welchen Fällen letztere zu erſtatten ſind §. 131—151. Bey der Decretirkunſt wird alles abgehandelt, was der Richter in allen Proceſsarten, in *unſtreitigen* Rechtsgeſchäften §. 156, und in peinlichen Sachen zu beobachten hat, von der *competentia fori*, von Abfaſſung der Urthel §. 152—266, dabey z. B. §. 265, 266, ob Verbrechen, wegen deren der Inculpat ſchon einmal Strafe erlitten, ob Erlaſs und Erſatz die Strafen mildern? Von der Regiſtraturwiſſenſchaft §. 267—276, in welchen Fällen Regiſtraturen aufzunehmen ſind? Von der aufsergerichtlichen Privatpraxis §. 278, 279, weil über die gerichtliche ſchon viel Schriften vorhanden wären. Von der Billigkeit §. 280—284. *Th. II. Cap. I.* Generaltheorie des Rechts als *Vermögen, ſeine Handlungen den Geſetzen gemäſs einzurichten* und nach dem *Charakteriſtiſchen als Gegenſatz des Unrechts* (§. 1.:) Eintheilungen, Erlangung und Verluſt eines Rechts §. 1—41, unter andern §. 19—24. von Proteſtationen, Reproteſtationen, Anlegung eines Arreſts, Sequeſtrationen. *Cap. II.* Generaltheorie von der Verbindlichkeit §. 42—81, dabey §. 59—66. verhältniſsmäſsig ziemlich weitläuftig von der Frage: in wiefern eine Verbindlichkeit durch die Zahlung aufgehoben werde? *I. Hauptabtheilung, von dem Perſonenrecht.* Was iſt Perſon? §. 83—95., was und wie vielerley iſt der Zuſtand, in dem ſich eine Perſon befinden kann? §. 96., wie kann eine Perſon Gegenſtand des Rechts werden? §. 97. *I. Abſchnitt, von dem natürlichen Zuſtande* §. 98. *Cap.* 1. von denen Rechten, die aus der Geburt flieſsen. §. 99—120. *Cap.* 2. Von denen Rechten, welche aus der Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers und der menſchlichen Seele herflieſsen. §. 121—133., von Miſsgeburten §. 121—123, öffentlichen Verordnungen zur Geſundheit der Menſchen—126., von Blinden und Kranken etc., Blöden, Trunkenen, Verſchwendern—133. *Cap.* 3. Von denen Rechten, die aus dem natürlichen Zuſtande des Lebens und des Todes herflieſsen. §. 134—204., vom Wegſetzen der Kinder, wieder von verſchiedenen Polizeyanſtalten zur Sicherheit des Lebens §. 134., (z. B. von Peſtanſtalten, von dem Verbot der Weinverfälſchung wird im 2. Cap., hier im 3. Cap. von der Feſſelung des durch die Stadt durchzuführenden Rindviehes, von Abwendung der Hungersnoth gehandelt), vom Mord und Todesſtrafen, Giftmiſchen, von der Nothwehr §. 135—180, von Abweſenden und Verſchollenen §. 181—188, von dem *wirklichen Tod und den daher entſpringenden Rechten* §. 189. wegen todtſcheinender Perſonen §. 190, des Begräbniſſes §. 193—201, der Trauer §. 202—204. *Cap.* 4. Von denen Rechten, die aus dem Geſchlechte herflieſsen §. 205—210. 1. *Abtheilung*, von den Rechten der Frauenzimmer überhaupt, insbeſondere der unverheiratheten §. 211—279, von der Kleidung §. 212, von öffentlichen Aemtern §. 213, der Lehnsfähigkeit der Frauenzimmer §. 214, von geſchwächten Perſonen §. 215, von der Nothzucht §. 217—219, Entführung §. 220—224, vom Ehebruch §. 225, Brautkranz §. 227, von der Geſchlechtsvormundſchaft §. 229—250, vom Vellejaniſchen Rathsſchluſs §. 251 etc. 2. *Abtheilung*, von den beſondern Rechten der Eheweiber §. 280—298. 3. *Abtheilung*, von den beſondern Rechten der Wittwen §. 299. 300. *Cap.* 5. Von den Rechten, die aus dem Alter herflieſsen

ſsen §. 301—304. In dieſem Kapitel hätte ſich zwar ſehr viel Vortreffliches und Ausgezeichnetes ſagen laſſen, weil Sachſen 1782 eine Vormundſchaftsordnung erhalten hat, die auch auswärts als Muſter geachtet wird; aber der Leſer erfährt in der Vorrede, daſs dieſes fünfte und die beiden letzten Abtheilungen des vierten Kapitels aus dem Grunde kürzer ausgefallen ſeyen, weil —es der Raum nothwendig gemacht habe. Nach dieſer Anzeige des Inhalts und des durch die Paragraphenzahlen angedeuteten Verhältniſſes der Bearbeitung greift Rec. wahrſcheinlich dem Urtheile der Leſer nicht vor, wenn er dieſem Werke, ſo weit es im Drucke vorliegt, Beurtheilung, Kritik, Ordnung und alles das, wodurch eine ſolche Schrift allein nützlich werden kann, ganz abſpricht. Das Beſte iſt noch die Literatur, obwohl, vornehmlich im erſten Theil, die neue nicht hinreichend benutzt iſt. Des Vfs. Abſicht war ohne Zweifel, das ganze heutige kurſächſiſche Privatrecht in der Ordnung abzuhandeln, wie dabey neuere oder ältere einheimiſche Geſetze, oder die fremden Rechte zum Grunde liegen. Die ſächſiſche Geſetzgebung iſt zu verſchiedenen Zeiten ſo mannichfaltig erneuert, erläutert und geändert worden, daſs ſchon die richtige Beſtimmung deſſen, was davon noch jetzt gilt, groſse Kritik und ausgebreitete Kenntniſs und Erfahrung vorausſetzt; um wie viel nothwendiger ſind dieſe Erforderniſſe bey dem ſchweren Prüfſtein der Rechtsgelehrten, bey der Anwendung der fremden und gemeinen deutſchen Rechte in einem einzelnen Lande! *Bergers Oeconom. Jur.* giebt hierinn ein vorzügliches Muſter, wenn ſie ſchon ihre ſchwachen und mangelhaften Seiten hat; und man darf von Hn. Haubold in Leipzig nach ſeiner Ausgabe von Schotts *Inſtitut. Jur. Saxon.* erwarten, daſs er in der verſprochnen neuen Ausgabe von *Berger* denſelben eben ſo kritiſch ergänzen wird. — Das Syſtem des Vf. wird dadurch ſchwer zu überſehen, daſs er ſeine Grundſätze von den Quellen des Rechts und der Kraft der Geſetze im erſten Theile unter dem Hauptbegriff der Rechtsgelahrtheit, und auch da ziemlich zerſtreut vorgetragen hat, und erſt im zweyten Theile die bey jenen ſchon zum Grunde liegenden Begriffe von Recht und Verbindlichkeit folgen. Ob dieſe und ähnliche Anordnungen hinlänglich durch die vom Vf. (Th. I. Vorr. S. II.) angeführte Furcht des Vorwurfs allzugroſser Neuerungsſucht entſchuldigt werden, mögen die Leſer beurtheilen. Noch am beſtimmteſten erklärt ſich der Vf. beyläufig in einer Note zu den Grundſätzen von der Billigkeit S. 484. Th. I. „Zwangspflicht heiſst, wenn einer von denen Vollkommenheiten, die ein andrer beſitzt, ihm darum nichts entziehen darf, weil derſelbe ſich dieſem Attentate zu widerſetzen und ihm dagegen wieder Vollkommenheiten zu entziehen berechtigt wird.“ Wenn der Vf. nach S. 2. Th. 1. die Rechtsgelahrtheit um deswillen nicht als Kenntniſs derer Wahrheiten, welche vollkommene Rechte und Verbindlichkeiten betreffen, beſchrieben hat, weil nicht alle durch Geſetze beſtimmte Rechte urſprünglich und nach der Vernunft vollkommene, oder Zwangsrechte wären, ſondern erſt durch das Geſetz dazu erhoben würden, und dann Th. I. S. 9, 11, 195, 484, Th. II. S. 2, 41 etc. das Naturrecht, wie billig, auch unter der Summe der Geſetze begriffen wird, ſo ſind dieſe Stellen ſchwer zu vereinigen. Durch die Eintheilung des Rechts in §. 6. in göttliches und menſchliches, und des erſtern wieder in geoffenbartes und Vernunftrecht, fällt der Vf. bey dem Begriff des Staatsrechts §. 10. in lauter Widerſprüche mit §. 6. Niemand hat wohl noch behauptet, wie hier S. 6. und Vorrede S. IV. geſchieht, und wovon die Grenzen des ganzen Werks abhängen, daſs „Rechte und Obliegenheiten, die nicht das ganze Volk, ſondern ein gewiſſes Individuum im Staate treffen, allemal zum Privatrechte zu rechnen wären, weil hier nicht die Handlungen, Rechte und Verbindlichkeiten des ganzen Volks, die eigentlich Gegenſtande des Staatsrechts wären, betrachtet würden. Um aber doch dieſes Verhältniſs, das nicht ganz nach den Lehren des Privatrechts beurtheilt werden könne, einigermaſsen zu unterſcheiden, ſo nenne der Vf. ſolches das Privatverhältniſs der Unterthanen zum Staate, und hoffe dadurch alle Lücken auszufüllen, welche die Privatrechtslehrer mit aller Kunſt nicht zu verſtecken vermochten.“ Beſonders die Sätze von der Anwendung der alten deutſchen und römiſchen Rechte in Sachſen, z. B. des Sachſenſpiegels, von den noch geltenden, oder ganz, oder zum Theil aufgehobenen ſächſiſchen Geſetzen, von der Competenz der ſächſiſchen Inſtanzien und Collegien, (von der der Leſer zufällig in der Decretirkunſt bey den Fällen, in denen nothwendig Bericht zu erſtatten ſey, etwas erfährt,) von der Vormundſchaft, von Polizeyanſtalten und Geſetzen in Abſicht auf die Sicherheit, Geſundheit und das Gewerbe der Unterthanen, welche doch auch jenes Privatverhältniſs betreffen; alle dieſe Sätze ſind ſo unvollſtändig und oft ſo einſeitig vorgetragen, daſs die Widerlegung eine eigne Schrift erfodern würde. Ordnung des Plans einer Schrift, Ordnung der einzelnen Sätze und Gedanken und Präciſion im Ausdruck ſind genau mit einander verbunden, weil ſie aus einer und derſelben Quelle entſpringen, und man kann aus dem Daſeyn, oder Mangel einer, oder der andern dieſer Eigenſchaften immer auf die übrigen ſchlieſsen.

Dresden: *Joh. Nicolaus Schwarzens*, Rechtsconſulenten zu Dresden, *Wörterbuch über die Kurſächſiſchen, auch Ober- und Nieder-Lauſitziſchen Geſetze bis zum Jahr* 1792. Erſter Theil *A*—*D*. 1792. 384 S. Zweyter Theil *E*—*G*. 1793. 386 S. Dritter Theil *H*—*O*. 1793. 368 S. Vierter Theil *P*—*T*. 1794. 379 S. Fünfter Theil *V*—*Z*. 1794. S. 204 u. 200 S. Anhang. 4.

Der Vf. erklärt es in der Vorrede als den Zweck dieſes Werks: „durch Beziehungen verſchiedene Geſetze und Materien in Verbindung zu bringen, die zu weiterm Nachdenken und Reſultaten Veranlaſſung geben können.“ Dieſer Zweck iſt bey der ſächſiſchen Geſetzgebung von vielen Seiten ſehr wichtig: erſtlich weil dieſelbe durch ſehr viel einzelne ältere und neuere Mandate und Verordnungen zerſtreuet iſt, die ſich ein-

einander oft ganz, oder in einzelnen Sätzen, widersprechen, aufheben, erläutern, oder solches nur scheinen, dafs es schon Gewinn ist, die verschiedenen zusammentreffenden Stellen bald zusammen zu finden; zweytens, weil die kursächsischen Lande eine vielfach verschiedene Justiz- und Polizeyverfassung, keine, oder doch nur sehr wenig allgemeine, sondern nur Provincialgesetze haben, mithin überall die Frage ist: in wiefern gilt das einzelne Gesetz der einen Provinz auch in der andern durch besondere Publication oder durch Gerichtsbrauch, und was gilt in dieser, oder jener Provinz in dem oder jenem Falle? Demnächst gewährt die alphabetische Ordnung, in welcher der Vf. sein Wörterbuch ausgearbeitet hat, allerdings manche Bequemlichkeit im Nachschlagen, wozu dergleichen Werke zunächst bestimmt sind. Allein sie verwirrt auch die nach jener Beschaffenheit der sächsischen Gesetze nur durch zweckmäfsige Zusammenstellung zu erlangenden Resultate noch mehr, so bald die Materien zu sehr nach der Terminologie zerstreuet, nicht nach richtigen Gesichtspuncten unter Rubriken geordnet, und diese nicht wieder in sich selbst mit Ordnung ausgearbeitet sind. Von allen diesen Seiten hat der Vf., nach Rec. Urtheil, der Sache kein Genüge geleistet, und dem Bedürfnifs nicht abgeholfen. Nur einige Beyspiele, und zwar nicht die wichtigsten, weil die wichtigern für die Grenzen dieser Anzeige zu viel Raum einnehmen würden. Dafs bey der Hülfe Vieh und Samen möglichst geschont werden sollen, sucht niemand unter *Ackerbau*, sondern unter *Hülfe*, wo darüber keine Nachweisung steht. Von der Hülfe in Gleits- und Postsachen wird unter *Hülfe*, in Steuersachen unter *Execution* geredet, an beiden Orten das Verfahren in Accisachen, und das Hülfsverfahren in den Lausitzen übergangen. Unrichtig wird unter *Processordnung* behauptet, dafs die alte in allen denen Provinzen gelte, wo die neue nicht eingeführt sey. Von den oberlausitzischen Sechsstädten ist Zittau die einzige, welche sich nach der alten P. O. richtet. Die Verordnungen, dafs Bauergüter immer bey Personen vom Bauernstand bleiben sollen, sind unter *Adel*, *Bauergut*, *Bürger*, aber nirgends alle, und die darinnen enthaltenen einzelnen Sätze vollständig angeführt. Unter *Pfand*, *Pfandung*, *Unterpfand*, *Verpfändung* ist eine Menge zusammengehöriger Sätze zerstreuet. Aus den Rubriken *Brandbeschädigte — Brandversicherungsnumern*, (wo sich hauptsächlich auf den Artikel *Generalbrandkasse* bezogen wird, den Rec. im ganzen Buche nicht gefunden hat,) dürfte schwerlich jemand ersehen, in welchen Gegenden die erbländische Brandassecuranz eingeführt ist, wie davon die oberlausitzer Anstalt und die niederlausitzer Brandvergütung verschieden sind; denn die hierüber angezogenen Rubriken: *oberlausitzer Brandversicherung* und *niederlausitzische Brandkasse* hat Rec. im ganzen Buche vergeblich gesucht. Unter *Abzug* steht von dem Inhalte der IV. Decis. von 1746 nicht weiter, als dafs das *jus retorsionis* nur dann statt habe, wenn die Unterthanen aufserhalb Landes zögen, nicht die Hauptsache, in wie fern dadurch die Erhebung des Abzugsgeldes innerhalb Landes bestimmt sey. Die unordentliche Disposition der einzelnen Rubriken beweisen fast alle längere Aufschriften. Man sehe z. B. *Appellation*. Es ist in der That nicht so leicht, und erfodert geübten Scharfsinn und mehr Zeit, als der Vf. sich genommen zu haben scheint, ein brauchbares Register zu machen. Indefs bleibt das Werk von der Seite ganz nützlich, dafs sich die Sammlung der sächsischen Gesetze mit dem J. 1771 endigt, und man also an die seitdem ergangenen Mandate und Generalien erinnert wird, wem sonst das Glück wohl will, die Rubrik zu treffen, unter welcher der Vf. dieselben aufgeführt hat. Noch macht es aber die Fortsetzung der bekannten *Digestorum Juris Saxon.* nicht überflüssig, die allerdings zweckmäfsiger bearbeitet sind. Dem letzten Theile hat Hr. *S.* auf 181 S. eine ganz gute systematische Uebersicht der sächsischen Gesetze angehängt.

GOTHA, b. Ettinger: *E. D. v. Liebhaber*, Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Geheimen Justiz- und Regierungsraths, *Beyträge zur Erörterung der Staatsverfassung der Braunschweig-Lüneburgischen Kurlande.* 1794. 240 S. 8.

In Ansehung des Inhalts ein sehr schätzbarer Beytrag zu einem so wenig bearbeiteten Territorialstaatsrechte, dem die Einmischung unbekannter Urkunden noch einen vorzüglichen Werth giebt. Allein durch Form, Schreibart, Druckfehler und auch durch einige Unrichtigkeiten ist jener Werth so verdunkelt, dafs es doppelte Pflicht des Rec. ist, auf das Gute aufmerksam zu machen. Vieles von dem verunstalteten Kanzleystil ist zwar wohl nicht auf die Rechnung des Vf. zu setzen, weil er die Worte der Recesse und Rescripte selbst anführt. Allein manches ist auch ihm eigen, und besonders leicht wäre es gewesen, die im Text ohne Absatz angehäuften Citationen in den Noten anzubringen.

Die Schrift ist in 10 Abhandlungen vertheilt. Die vier letztern, von *Domänen*, von *Landständen*, von des *Adels Gerichtsbarkeit*, und vom *Steuerwesen* beziehen sich auf die innere Landesverfassung. Merkwürdig sind S. 107. die Verordnungen, dafs die Domänen nur *wegen des Nothstandes und der Einlösung von Kriegsgefangenen*, und in diesen gleichgeachteten Fällen veräufsert werden dürfen. Also schon ein Vorbild der neuesten Herzoglich-Braunschweigischen Verordnung. Die Namenverzeichnisse der Landtagsfähigen S. 138. 170. 179. und der Vasallen S. 12 — 16. wären künftig selbst in den hannöverischen Staatskalender aufzunehmen. Sehr praktisch ist der Auszug aus dem Landtagsabschiede von 1697, welcher die von Adel zu fürstlichen Bedienungen empfiehlt, *wenn sie dazu geschickt befunden werden.* Gegen eine solche Einschränkung würde selbst die neueste Staatsrechtslehre nicht viel zu erinnern wissen.

Die sechs ersten Abhandlungen beziehen sich mehr auf das auswärtige Staatsrecht der Kurlande. Die erste *von der Lehnsverbindung* liefert einen Auszug des noch nicht authentisch bekannten Kurtractats vom 22. März 1692, wodurch Herzog Ernst August sich verbind-

lich machte, mit dem Erzhause bey Kaiserwahlen *gleich* zu votiren, und dem Erstgebornen dieses Hauses die Stimme zu geben. S. 12. findet man die Liste der mit Regalien belehnten Vasallen, den König von Dänemark, Waldeck, Stollberg, Nassau-Diez, Platen u. s. w. — In der Abh. *von Regalien* ist theoretisch die ältere Beyziehung der Landstande zu Kriegserklärungen und Friedensschlüssen, und in praktischer Hinsicht der Abschnitt vom *Postwesen* interessant. — Die Verhältnisse *der Grafschaft Hohnstein* sind in denen der dritten Abh. beygedruckten Recessen vom 18. und 29. May 1733 enthalten. Nach dem letztern nimmt Georg II die Grafen von Stollberg zu königlicher Huld und Gnade wiederum auf, und läst die über das bisherige Verfahren geschöpfte *Ungnade* völlig schwinden. Minder gründlich ist unter Nr. IV. und V. das Verhältnis der *Grafschaft Spiegelberg* und des *Amtes Sternberg* erläutert. In dem Abschnitt von den *Gemeinschaften mit dem Hessencasselschen Hause* zeigt keine Rubrik den bekannten und wichtigen Streit wegen der Herrschaft Plesse an. Der hier abgedruckte Recess vom 11. März 1538 wirft aber über dessen Entstehung einiges Licht.

Der Reichsgrafschaft Bentheim, welche dem Kurhause mit völliger Landeshoheit verpfändet ist, und dem Mitbesitze der Grafschaft Sayn-Altenkirchen hat Hr. v. L. in diesen Beyträgen nichts gewidmet. In der Vorrede verspricht er aber die Herausgabe kleiner Schriften über die Familienrechte des Kurhauses, und es wäre daher zu wünschen, dass er durch eine ähnliche Ausführung der oberwähnten beiden staatsrechtlichen Verhältnisse sein schriftstellerisches Verdienst um das Braunschweig-Lüneburgische Staatsrecht vollständig machen möge.

MATHEMATIK.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Beschreibung und Geschichte der neuesten und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke*, für Liebhaber und Künstler in Rücksicht ihrer mechanischen Anwendung nebst den dahin einschlagenden Hülfswissenschaften. Von *J. G. Geisler*. V Theil. 1796. 154 S. mit VI Kupfertafeln. gr. 8. (18 gr.)

Hr. G. giebt in diesem Theile zuerst eine Beschreibung älterer und neuerer *Dampfmaschinen*, vermittelst deren durch Wasserdämpfe ein Pumpenwerk in Bewegung gesetzt werden kann, und extendirt sich besonders über die von Hn. Watt an solchen Maschinen angebrachte Verbesserungen. Nr. II. enthält das Wollastonsche Durchgangsinstrument, wobey Rec. bemerkt, dass das Verfahren, Theile des Kreises durch Mikrometer in Mikroskopen zu messen, bereits schon von Brandern angewandt worden, ehe man noch in England davon Gebrauch machte. Nr. III. beschreibt das Schmeisserische Instrument zu Bestimmung des specifischen Gewichts flüssiger Körper. Hr. Schmeisser schleift nämlich in ein gläsernes Gefäss einen Pfropf, und kittet in diesen ein Thermometer ein, um die Flüssigkeiten bey einerley Wärmegrad abwägen zu können. Rec. findet aber für zweckmäfsiger, die Thermometerröhre unmittelbar in den Pfropf luftdicht hinein zu schleifen, dieselbe zu graduiren, und nachgehends etwas zu levigiren, weil es mit dem Kitt und der messingenen Scale immer eine eigne Sache ist, wo man mit Säuren zu thun hat.

Unstreitig aber ist neben der Wattschen Dampfmaschine die Beschreibung des *Thompsonschen Photometers* das beste Stück dieses fünften Theils. Zwey schwarzgemachte, in einem Kästchen senkrecht neben einander, in gegebenen Abstand stehende Cylinder, machen nämlich die Hauptstücke dieses Photometers aus: sie werden durch zwey Lichter erleuchtet, deren Entfernung von dem Photometer veränderlich ist, und ihr Schatten trifft auf eine an der Rückwand des Kästchens befindliche senkrechte Ebene. Der Beobachter richtet sein Augenmerk auf ihre Berührungsebene, und wenn die Schatten bey gegebener Entfernung der Lichter an dieser Berührungsebene sich gleich dichte zeigen, so ist die Erleuchtung beider Cylinder gleich; und es ergiebt sich das Verhältnis der Erleuchtung der Lichter aus ihrer comparativen Entfernung von Photometer. Auf diesem Wege erwähnt Hr. Thompson Graf von Rumford, zuerst das Gesetz über die Abnahme des Lichts nach der Entfernung; er untersucht ferner die Schwächungen des Lichts, das durch gläserne Platten geht, und von Spiegeln zurückgeworfen wird, und findet für feines, helles, durchsichtiges, vollkommen polirtes Spiegelglas, das Verhältnis des auffallenden und hinten herausgehenden Lichts wie 10000 : 8136; im Mittel aber ergiebt sich der Lichtverlust = 0, 1869; bey Fensterscheibenglas hingegen war der Verlust = 0, 1263. Rec. hat diese Versuche mit jenen, welche Lambert ehedem in gleicher Absicht nach einem ihm eigenen sehr sinnreichen Verfahren angestellt hat, verglichen, und findet, dass sie so ziemlich zusammentreffen. Letzterer giebt nämlich für gewöhnliches Spiegelglas den Lichtverlust = 0, 1373 an. Eben so zeigt sich auch Hn. Thompson der Lichtverlust für einen vortrefflichen Ramsdenschen Spiegel = 0, 3494; für einen gewöhnlichen = 0, 4548; für einen solchen findet hingegen Lambert den Verlust = 0, 4648. Die Vergleichung der Lichtstärke und Consumtion einer Argandschen Lampe mit andern leuchtenden Materien, welche Hr. Thompson in der Folge anstellt, ist schätzbar: so wie die angestellten Versuche über die gefärbten Schatten manchen Aufschluss über die Theorie der Farben erwarten lassen. Es sind zwar die Hauptversuche des Hn. Th. nicht so ganz neu, als er glaubt; denn Rec. findet sie schon von dem Abbe *Mazeas-Bouguer* und insbesondere von *Beguelin* angestellt; aber die Art, wie Hr. Th. den farbigten Schatten durch gefärbte Gläser veränderte, läst in Rücksicht der Farben eine nähere Erklärung dieses Phänomens hoffen, als man bisher hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. Julius 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, in der amerik. Postexpedition b. Hencke, und in LEIPZIG in Comm. b. Reinicke: *Nordamerikanischer Staats-Kalender* oder *statistisches Hand- und Addressbuch der Vereinigten Staaten* von Nordamerika. Von *J. J. C. Timaeus*, Hofmeister und öffentlichem Lehrer an der Ritterakademie in Lüneburg. 1796. XXXVIII u. 544 S. 8. nebst 2 Tabellen.

Wer sich aus dem ersten Theil des Titels eine unsern gewöhnlichen Staatskalendern gemäfse Idee von diesem Buche machen wollte, der würde sich sehr irren. Es enthält weit mehr, und der Titel eines statistischen Hand- und Addressbuchs ist dem Inhalte weit angemessener. Zur Grundlage dient das zu Philadelphia herauskommende *United State's Register*. Da Hr. *T.* aber den glücklichen Gedanken fafste, zugleich dem deutschen Publicum eine gedrängte Uebersicht von der natürlichen Beschaffenheit, den Staatskräften, den Producten, dem Handel, der gegenwärtigen Verfassung und Cultur, dem Religionszustande, der Civil Einrichtung und dem Personale der ersten Staatsbeamten des ganzen Nordamerikanischen Freystaats zu geben; so ward aus dem Staatskalender ein *statistisches Handbuch*, welches jedem, der diesen Staat in allen seinen Theilen nach seinem gegenwärtigen Zustande im allgemeinen kennen zu lernen wünscht, als das beste Hülfsmittel empfohlen zu werden verdient. Aus dem amerikanischen Werkchen wurde nur das Personale beybehalten; alles übrige hingegen ganz neu ausgearbeitet. Unter den in der Vorrede genannten Quellen stechen Belknap, Morse's neueste und Guthries philadelphische von Carey besorgte Ausgabe besonders hervor.

Das Werk zerfällt in zwey Haupttheile, wovon der erste den ganzen Staat oder die *Union*, der zweyte aber die *einzelnen Staaten* betrifft. In jenem wird nach einer allgemeinen Anmerkung von *Grenzen*, *Gröfse* und *Bevölkerung* der V. St. das *Namenregister* der amerikanischen Gewalthaber geliefert, und zwar zuerst von der *höchsten ausübenden*, dann von der *gesetzgebenden* (dem Congress) und endlich von der *richtenden* Gewalt. Hierauf folgt die *vollziehende Macht*, die sich in das *Staats-Amt*, *Finanz-Amt* und *Kriegs-Amt* theilt. Bey dem erstern wird eine vollständige Liste der sämmtlichen Minister und Consuln sowohl der V. St. bey fremden Mächten, als auch fremder Mächte bey diesen, gegeben; dem zweyten ist eine Tabelle der sämmtlichen Zollbedienten nach ihren Districten und Häfen, und der Accisebedienten nach ihren Districten und Inspectionen, wie auch ein alphabetisches Verzeichnifs aller gesetzmäfsigen Einfuhrzölle auf alle Güter, Waaren und Handelsfachen, die in die V. St. eingeführt werden, beygefügt, und diesem sind noch wichtige Bemerkungen über Rückzoll, Pflichten der Capitaine, Rheder, Empfänger der Waaren und Zollbediente, von Bezahlung der Zölle und der Art, wie Güter eingeführt werden müssen, dann Listen vom Werth der Güter, die jeder Staat vom 1 Oct. 1792 bis 30 Sept. 1794 ausgeführt, und endlich eine Nachricht von der öffentlichen Staarsschuld angehängt. Beym Kriegsamte aber wird der monatliche Zahlungsfufs der Armee mitgetheilt, und beym Münzamte Nachrichten von den Münzsorten, dem Münzfufse und den vier verschiedenen Coursen in den V. St. An das Generalpostamt schliefst sich ein Aufsatz über Brieftaxe und ein Verzeichnifs der Poststädte in den V. St. nebst ihren Entfernungen desgleichen eine Tabelle von der astronomischen Lage der vornehmsten Städte nach dem Meridian von Philadelphia. Hierauf folgen Nachrichten von den Banken und von einigen gelehrten Gesellschaften; von Zeit und Oertern, wann und wo die Gerichte in den V. St. gehalten werden, und zuletzt von der Verfassung des westlichen Gebiets.

Die Beschreibung eines jeden der einzelnen Staaten ist unter folgende Rubriken gebracht: Lage und Gröfse, Clima, Beschaffenheit des Bodens, Gewässer, Producte, Einwohner, Staatsverfassung, Finanzwesen, Kriegswesen, Religion, Schulanstalten und Gelehrsamkeit, Handwerke und Manufacturen, Handlung, Ortbeschreibung, vorzügliche Städte und Ortschaften. Den Beschlufs machen Tabellen über die Leuchtthürme auf den Küsten der V. St. über den Werth der vom 1 Oct. 1790 bis 30 Sept. 1795 ausgeführten Waaren, ein Meilenzeiger von den 30 vornehmsten Plätzen in N. A. von Pensacola und St. Auguftine an bis Quebec und Halifax, und ein Register, das sich aber nur über die Oerter, nicht über die Personen erstreckt.

Schon aus dieser magern Inhaltsanzeige mufs die Reichhaltigkeit des Werkes einem jeden einleuchten. Es ist zu concentrirt, als dafs es einen weitern Auszug vertrüge. Doch wollen wir die Nachrichten hier zusammenstellen, die es uns von den literarischen Anstalten in N. A. mittheilt. Die meisten derselben sind erst seit dem Frieden gestiftet. Man hat zweyerley Institute für den Unterricht, *Colleges*, welche die Stelle unsrer Universitäten vertreten, auch zum Theil Universitäten genannt werden und die akademischen Würden ertheilen, und *Academies* oder Vorbereitungsanstalten zur Universität, mehrentheils Privatunternehmungen, die aber der Staat, wie billig, seiner Aufsicht unterzieht. Von beiden sind die niedern Schulen, die fast allenthalben

halben in hinreichender Menge vorhanden sind, unterschieden. Lateinische Schulen hingegen, die sich blos mit Unterricht, ohne Erziehung, beschäftigen, giebt es wenige. Beynahe alle diese Anstalten sind nach den englischen geformt. Maryland hat die meisten Collegien, nämlich 2 protestantische, zu Chestertown und Annapolis, 1 katholisches zu Georgetown, und 1 methodistisches zu Abington, und überdiefs mehrere Akademien. Pennsylvanien hat 3 Collegia, zu Philadelphia, Carlisle und Lancaster, und viele, zum Theil vortreffliche, Akademien in verschiedenen Gegenden des Staats, wovon 9 nahmhaft gemacht werden. Virginien hat 2 Collegien, zu Williamsburgh und das Hampden Sydney-College, und mehrere Akademien; New-Jersey 2 Collegien, zu Princetown und Brunswick, 7 Akademien und einige lateinische Schulen. Massachusetts und Maine haben 2 Collegien, zu Cambridge und Williamstown, und 16 incorporirte Akademien und gelehrte Schulen. New-York hat nur 1 Collegium in der Hauptstadt, aber 10 Akademien; New-Hampshire hat das einzige Dartmouth-Collegium, und 7 Akademien; Rhode-Island 1 Collegium zu Providence und 1 Akademie zu Newport; Connecticut 1 Collegium zu Newhaven, und mehrere Akademien. Süd-Carolina hat zwar 3 Colleges dem Namen nach, aber eins derselben ist nichts mehr, als eine gute Academy, und ein anderes eine blosse Schule, ausser diesen auch noch mehrere sehr gut eingerichtete Schulen. In Nord-Carolina sollte mit dem Jan. 1795 eine ganz neue Universität auf der Anhöhe Chapel-Hill, welchen Namen die Anstalt wohl behalten wird, eröffnet werden, ausser welcher mehrere sogenannte Academies im Lande sind. Auch Vermont hat schon eine Universität, zu Burlington, aber, wie es scheint, keine Academy, hingegen sehr zweckmäfsig eingerichtete Schulen. In Georgia soll jede Grafschaft eine Academy haben; auch giebt der Vf. diesem Staate ein College oder Universität zu Louisville, allein nach S. 528. war im J. 1793 mit dem Bau dieser Stadt noch nicht der Anfang gemacht. Unter allen V. St. scheint Delaware den Wissenschaften die wenigste Aufmerksamkeit zu widmen. Hier sind blos 2 Academies, wovon man, dem Carey zufolge, die eine auch noch verfallen lafst. Der freylich noch junge und entlegene Staat Kentucky hat weder Colleges noch Academies, sondern blos verschiedene gut eingerichtete und wohl unterhaltene Schulen. Auch das südwestliche Gebiet des Ohio oder das Gouvernement des Teneffi hat schon eine Academy. Man denkt auf die Errichtung einer allgemeinen Universität für alle V. St. wozu Washington schon ein ansehnliches Geschenk angewiesen hat, und es ist sehr zu wünschen, dafs der Vorschlag, den Virginien vorzüglich unterstützt, zur Ausführung komme. In einem aus so vielen unabhängigen Theilen bestehenden Staate kann man der Vereinigungs-Puncte nicht zu viele haben. An gelehrten Gesellschaften fehlt es den V. St. nicht. Ausser der bekannten *American Philosophical Society* in Philadelphia hat Pennsylvanien eine politische und 2 medicinische Societäten, Massachusetts eine Akademie der Künste und Wissenschaften, eine historische und eine medicinische Societät; Connecticut eine Gesellschaft der Wissenschaften und eine medicinische Societät. Auch New-Hampshire und Süd-Carolina haben jedes 1 medic. Soc. und New-York mehrere literarische Gesellschaften. Unser Vf. hat zu ihnen auch die vielen Societäten zur Verbesserung des Nahrungsfleifses, zur Ausübung der Mildthatigkeit und zur Ausbreitung des Evangeliums gezogen, die doch eben so wenig als die Freymaurerlogen dahin zu gehören scheinen. Mit Druckereyen sind die V. St. mehr als hinlänglich versehen; auch Kentucky hat schon eine Druckerey und eine Zeitung. Ausser den Bibliotheken und Instrumenten-Sammlungen mehrerer Collegien, worunter die zu Cambridge zu den besten und auserlesensten in ganz N. A. gehören, besitzt Philadelphia eine öffentliche, jedoch einer Gesellschaft von Privatpersonen gehörige Bibliothek, die dem grofsen Franklin ihren Ursprung verdankt, täglich offen und schon über 12000 Bände stark ist. Mit derselben ist ein Kunst- und Naturalien-Cabinet verbunden. Weit wichtiger aber, als dieses, ist Peale's Museum, eine der schätzbarsten Naturaliensammlungen in ganz Amerika, die man auch gewissermaafsen als öffentlich ansehen kann. (Der allgemeinen Stadt-Bibliothek zu New-York wird hier nicht gedacht.)

Die sehr wünschenswerthe Fortsetzung dieses Handbuchs soll eine allgemeine Uebersicht des ganzen Freystaats nebst einer Darstellung seiner Constitution, die Veränderungen im Personale etc. verbunden mit allerhand gemeinnützigen Aufsätzen und Nachrichten, N. A. betreffend, enthalten. Unter den letztern wünschten wir eine gründliche und unpartheyische Abhandlung vom Länderkauf, über welchen die Klagen immer lauter und zahlreicher werden, zu lesen. Druck und Papier ist so schön, wie man es in Deutschland selten zu sehen pflegt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS: *Costumes des Représentans du Peuple, Membres des deux Conseils, du Directoire executif, des Ministres, des Tribunaux, des Messagers d'Etat, Huissiers et autres Fonctionnaires publics* etc. dont les dessins ont été confiés par le Ministre de l'Interieur au *Cit. Grasset S. Sauveur*; gravées par le Cit. *Labrousse*, et coloriées d'après nature. Chaque figure est accompagné d'une Notice historique. An 4me de la Republique Françoise 1795. 8. (450 Livr. in Assignaten.)

Das Titelkupfer stellt den Rath der 500 vor, in welchem ein Staatsbothe dem Präsidenten eine Bothschaft überreicht. Die Trachten selbst mit ihren Notizen folgen in nachstehender Ordnung: 1) *Mitglied des Raths der* 500. Das lange Gewand in der Form einer Toga weifs bis an die Schuhe reichend, (wo es eine rothe Bordure hat; der Gürtel blau und der Mantel scharlachroth mit einer blauen Bordüre. Alles von Wolle. Die blaue, sammtne Mütze hat einen Ueberschlag mit rothen Streifen. 2) *Mitglied des Raths der Alten.* Die nämliche antike Tracht. Das Gewand violet blau, der Gürtel scharlachroth, der Mantel weifs; alles

alles von Wolle. Die Bordüre des Unterkleids, so wie die des Mantels roth. Die samtne Mütze blau. 3) *Mitglied des vollziehenden Directoriums* in *gewöhnl.* Tracht und 4) im *Ceremonienkleide.* Mantelkleid, das bis an die Kniee reicht, mit Ueber- und Aufschlagen, ersteres nacrefarbig, letztere, wie das Unterfutter, weifs; aufsen und auf den Ueberschlägen reich mit Gold gestickt. Eine lange, übergeschlagene Weste weifs und mit Gold gestickt. Die umgürtende Schärpe mit goldnen Franzen; der Pantalon oder die bis auf die Schuhe gehenden Hosen weifs; alles von Seide. Der Hut schwarz, rund auf einer Seite aufgestülpt und mit einem dreyfarbigem Federbusche geziert. Der Degen über der Weste an einem nacrefarbigem Schultergehänge. Das Ceremonienkleid von der nämlichen Form blau und über demselben ein nacrefarbiger Mantel. Uebrigens alles so wie in der gewöhnlichen Tracht; in beiden die Schuhe mit einer blauen Schleife, statt der Schnallen. 5) *Secretair des vollziehenden Directoriums.* Die nämliche Tracht, welche das Directorium gewöhnlich hat, nur durchaus schwarz, im Federbusche nur eine einzige rothe Feder; auf der Brust hängt, wie ein Orden, ein Pettschaft 6) *Minister.* Eben die Kleidung des Directoriums; aufsen schwarz, das Unterfutter, die Auf- und Ueberschläge und der Pantalon ponceaufarbig; die Schärpe weifs mit schwarzen Franzen. Alles von Seide und mit farbiger Seide gestickt. Der Hut schwarz mit einem ponceaufarbigen Federbusche; das Schultergehäng schwarz; die Schuhschleifen ponceaufarbig. 7) *Staatsbothe.* Lange, weifse Weste; blauer Gürtel und Pantalon; kurzer, blauer Mantel mit rothem Unterfutter und Ueberschlag. Runder, schwarzer, vorne aufgestülpter Hut mit einem weifsen, blau und roth gestreiften Federbusche. Halbstiefeln. 8) *Pedell (Huissier) des Directoriums und des gesetzgebenden Corps.* Lange, schwarze Weste, Hosen und Strümpfe oder einen Pantalon schwarz. Rothe umgürtende Schärpe. Rothe Mütze mit einer rothen Feder. Kurzer schwarzer Mantel. In der Hand einen schwarzen, mannshohen Stock mit einem elfenbeinernen Knopfe. 9) *Mitglied des Criminalgerichts.* Gewöhnliche Kleidung mit einem kurzen Mantel; durchaus schwarz, mit eben solchem, vorne aufgestülpten Hut und Federbusche; auf der Brust an einem rothen, blau und weifs eingefafsten Bande Fasces mit einer Hacke, wie einen Orden, tragend. 10) *Mitglied des Civilgerichts;* die nämliche Tracht; auf der Brust an einem weifsen roth und blau eingefafsten Bande ein silbernes Auge. 11) *Friedensrichter.* Gewöhnliche Kleidung; runder vorne aufgestülpter Hut ohne Federbusch mit der dreyfarbigen Kokarde; auf der Brust, als Orden, ein Olivenzweig von Metall an einem weifsen sehr schmal blau und roth eingefafsten Bande, in der Hand einen weifsen, mannshohen Stock mit einem elfenbeinernen Knopfe, auf welchem ein schwarzes Auge eingeschnitten ist. 12) *Mitglied des Oberjustizhofes.* Die nämliche Tracht des gesetzgebenden Corps, aber durchaus weifs, mit einem dreyfarbigen Bande besetzt. Die Toga und die Mütze der beiden öffentlichen Ankläger an diesem Tribunale sind hellblau, der Gürtel roth, der Mantel weifs. 13) *Mitglied des Cassationstribunals.* Gleiche Tracht mit den beiden eben beschriebenen Anklägern. Die Kleidung eines Commissairs des vollziehenden Directoriums ist wie die des Directoriums, nur ganz schwarz. 14) *Mitglied der Departementalverwaltung.* Schwarzes Mantelkleid mit hellblauem Unterfutter, Ueber- und Aufschlägen; lange, übergeschlagene, blaue Weste, weifse umgürtende Schärpe, Hosen und Strümpfe oder Pantalon schwarz; blaue Schuhschleifen. Runder vorne aufgestülpter Hut mit dem farbigen Federbusche, worinn blau die Hauptfarbe ist. Die Schatzmeister tragen ein gewöhnlich schwarzes Kleid, auf der linken Seite einen kleinen goldgestickten Schlüssel. 15) *Präsident der Municipalverwaltung.* Die Municipalbeamten tragen die dreyfarbige Schärpe, wie bisher, von der rechten Schulter über die Brust hinab, die Präsidenten haben einen runden Hut mit einer kleinen dreyfarbigen Schärpe und einem dreyfarbigen Federbusche.

Ueber die politische Seite dieser Civiluniform mögen wir uns hier nicht verbreiten. Die Vermischung der antiken, modernen spanischen und französischen Kleidung ist aber im Ganzen doch etwas abentheuerlich; dennoch sind einzelne unstreitig geschmackvoll und der Anblick dieser Trachten im Ganzen hat Rec. viel Vergnügen gewährt; er glaubte also, den Lesern dieser Blätter, welche das Werkchen nicht zu Gesicht bekommen, dies Vergnügen mittheilen zu müssen, so gut es sich in einer gedrängten Beschreibung ohne Kupfer bewirken liefs. Die Kupfer sind mit vielem Fleifse illuminirt. Der schön gedruckte Text erläutert die abgebildeten Trachten, jedoch nicht ganz so genau, als sie die Kupfer darstellen; übrigens giebt er von den Staatsbedienungen, deren Costüme geliefert wird, eine kurze Notitz, welche, schon unter uns bekanntere, Nachrichten enthält.

DRESDEN, b. Hilscher: *Dresdner Briefsteller,* zum Gebrauch für Stadt- und Landschulen. Nebst einer Anweisung zur Orthographie, einem Titularbuche und einem Verzeichnisse französischer im gemeinen Leben oft vorkommender Wörter. 1795. 207 S. 8. (9 gr.)

Der Vf. unterschreibt sich J. G. A. K. Es schien ihm an einem Buche dieser Art zu fehlen, das *auch dem unwissendsten Bauer* zum richtigen und vernünftigen Schreiben Anleitung geben könnte, und er glaubt seinen Zweck erreicht zu haben. Schwerlich aber wird ihm sein Leser, er mag Städter oder Bauer seyn, dies glauben. Kurz genug ist die Abhandlung von Briefen, da sie alles in allem nur 93 Seiten füllt, und mit einer ungeheuern Menge von Briefmustern hat er seine Leser noch weniger belästigt, da ihrer in allem keine dreyfsig vorhanden sind, einen niemals *mit gedruckten* Brief Gellerts *an ein paar Fräulein* eingerechnet. Wenn aber die Briefe nur zweckmäfsiger und musterhafter eingerichtet wären! Mehrentheils sind sie von Personen von mehr als mittlerm Stande geschrieben. Von dieser Seite betrachtet könnten sie besser seyn; z. B. wenn S. 114 ein Frauenzimmer einem andern seine bevorstehende

Eheverbindung mit dem Sohne eines Hofraths meldet, und dabey in die Worte ausbricht: O Freundinn! Sie wissen, wie ich mich jederzeit *vors Heyrathen* gefürchtet habe; und die Freundinn in der Antwort sich die Aeufserung erlaubt: Denken Sie stets daran, es lassen sich auch Millionen *durchbringen*. Ungefähr von eben dem Gehalte, als der eigentliche Briefsteller, sind die übrigen Theile des Buchs.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Strafsburg*, b. Levrault: *Kurzgefafste Anweisung über die Wartung der Pferde*, um sie auf den Reisen und in den Lagern gesund zu erhalten, und den Zufällen, die ihnen begegnen könnten, abzuhelfen. Auf Befehl des Niederrheinischen Departement-Directoriums ins deutsche übersezt, 1793. 133 S. mit dem französischen Text, der neben der Uebersetzung steht 8. (10 gr). Die häufigen Transporte von Fuhrwesen und Remontepferden, die während des Krieges aus Frankreich nach den Armeen geschickt und bey denselben geführt werden müssen, und der Mangel an Führern dieser Transporte die, (wie es in der Verordnung heifst:) die nöthige Kenntnifs von der Behandlung der Pferde hatten, bewogen den Wohlfahrtsausschufs zu Paris, der Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste aufzugeben, diese Anweisung als eine bestimmte Vorschrift zu entwerfen, die denn auch bey allen Armeen, wie sie es verdient, eingeführt worden ist. Sie beschäftigt sich zuerst mit zwar gröstentheils schon bekannten, aber doch sehr guten und zweckmäfsigen Regeln über die Pflege der Pferde auf der Reise. Und damit, bey entstehenden Zufällen der Pferde, kein Transport ohne alle Hülfsmittel unterweges sey, so soll jeder Führer, wo möglich, eine Klystierspritze, ein Pfund Salpetersalz oder pulverisirten Salpeter in Päckchen von 2 Loth, eine Flasche mit Essig u. dgl. bey sich haben. Um das Drücken der Pferde zu verhüten, sollen Sättel und Geschirre immer in gutem Stande erhalten, jederzeit gereinigt und letztere oft mit Fett eingeschmiert werden; auch soll nicht gelitten werden, dafs die Fuhrleute auf den Pferden einschlafen. Bey Rasttagen werden die Hufe ordentlich gereinigt und der Beschlag nachgesehen. Auf die Fütterung der Pferde wird die gröste Aufmerksamkeit verwendet und die Reinigung des Hafers und des Heues ernstlich empfohlen. Hat dieses Futter einen fremden Geruch an sich, so soll es mit Wasser, worinn eine Hand voll Küchensalz aufgelöst ist, angefeuchtet werden. Jedes Pferd bekommt, so viel es thunlich ist, seine Portion allein, damit sie ihm nicht von andern weggefressen wird. Auf freyem Felde soll den Pferden der Hafer nie, aus Nachlässigkeit, auf den blofsen Boden geschüttet werden, wodurch sie sehr verlieren und viel Erde und Steine mit fressen müssen. Es sollen deswegen, in solchen Fällen, Futterbeutel gebraucht werden u. s. w. S. 17 folgen nun Vorsichtsregeln für den Sommer. Bey grofser Hitze sollen die Transporte sehr langsam und des Nachts ziehen, am Tage aber an einem kühlen Orte stille liegen. Letzterem kann Rec. nicht beypflichten, weil er, durch Erfahrung überzeugt worden ist, dafs dieses den Pferden nachtheilig ist. Am Tage kann das Pferd, wegen der Fliegen und des Geräusches, das um dasselbe vorgeht, nicht gehörig ruhen, und es erträgt weit eher die Tageshitze, als dafs es sich die nächtliche Ruhe entziehen lassen sollte. Am besten ist es wohl, im Sommer frühe auszumarschiren, um zeitig ins Nachtquartier zu kommen. Was ferner über die Behandlung der Pferde in dieser Jahrszeit gesagt wird, dafs bey der Ankunft den Pferden das Maul, die Nase, der Kopf und alle Theile, wo Sattel und Geschirre gelegen, mit Wasser, worin ein Glas Essig gegossen ist, gewaschen werden und die Pferde, ehe man sie an einen zu kühlen Ort stellt, auch ehe man ihnen das Futter vorzüglich das Trinken giebt, völlig vom Schweifse trocken seyn müssen, ist sehr richtig und der Sache angemessen. Eben so sehr empfiehlt sich die Vorschrift: bey heifsen Tagen lieber die Pferde auf einer guten Streu in den Höfen, oder unter Schopfen, als in dumpfigen warmen Ställen ruhen zu lassen. Wenn ein Pferd vor den übrigen besonders abgemattet zu seyn scheint, so soll es nicht zum Fressen genöthigt, sondern ihm ein halber Eimer mit Gersten- oder Kleyenmehl angerührtes Wasser, worin ein wenig Salpetersalz aufgelöst ist, hingestellt werden. Will das Pferd dieses nicht von selbst geniessen, so soll ihm ein Trank von 1½ Schoppen Wasser mit 2 Loth Salpetersalz langsam eingeschüttet werden. Hat sich das Thier nach zwey Stunden, wo dieses Mittel wiederholt wird, noch nicht gebessert, so soll ihm eine Flasche Wein eingegeben und es unmittelbar darauf mit einem Strohwische gerieben werden. Der Transport soll lieber stille liegen oder kleine Tagereisen machen, als sich wieder auf den Marsch begeben, ehe sich die Pferde vollkommen erholt haben. Trift der Zug auf tiefsendes Wasser, so sollen die Pferde nicht nach Durst, sondern blos zur Erfrischung ein wenig saufen und weiter marschiren. Auch sind S. 25. Vorsichtsregeln für den Winter gegeben. Bey der Ankunft im Quartiere sollen die Pferde wohl abgerieben und vorzüglich die Beine gleich mit kaltem Wasser abgewaschen werden, damit die Einzapfen, die sich daran gesetzt haben, zerschmelzen, „denn es ist gefährlich (heifst es hier) „sie von selbst zergehen zu lassen, sie machen die Beine „steif, nehmen die Ausdünstung und es entstehen daraus oft „Mauken oder bösartige Geschwüre, die schon viele Pferde ge„tödtet, oder sie gelähmt und zum Dienste unbrauchbar gemacht „haben." Wenn Pferde durch den Marsch abgemattet sind, zittern und nicht fressen wollen, so werden sie mit einem Strohwische gerieben und wird ihnen ein Tranck, der aus einem Schoppen warmen Wassers, worin eine Handvoll gemeines Salz aufgelöst ist, und 1½ Schoppen Wein besteht, eingeschüttet, das Futter ihnen aber erst wieder gegeben, wenn sie sich erholt haben. Verschiedene andre hierher gehörige Vorschriften, nämlich, dafs man den Pferden im Winter nicht zu kaltes Wasser zu trinken geben und bey dem Marschiren im Schneewetter den Schnee nicht zu sehr auf den Pferden sich anhäufen und auf denselben schmelzen lassen (das hier als sehr nachtheilig angemerkt wird) die Hufe oft vom Schnee reinigen, damit sie haften können, die Pferde wohl gescharrt halten, bey grofser Kälte, wo möglich nicht unter freyem Himmel bleiben, kleine Tagereisen in einem Futter machen, und dann auch darauf sehen soll, dafs die Pferde nicht zu enge in warmen Ställen stehen, wodurch sie nur desto empfindlicher gegen die Kälte gemacht werden, beschliefsen diesen Artikel. Von S. 31—81. wird von den Zufällen, denen die Pferde unterweges ausgesetzt sind, und deren Folgen die Conducteurs vorbeugen können, gehandelt.

„Die Conducteurs (heifst es gleich anfangs) sollen in keinem „Falle und unter keinerley Vorwand zugeben, dafs die Schmiede „den Halsfeifel bey Leibschmerzen der Pferde klopfen, die „Hungerzize oder die Kröte unter dem Vorwande wegschneiden, „dafs sie die Thiere am Trincken hindern, den Frosch weg„schneiden oder brennen, wann sie einen Widerwillen vor „dem Fressen haben, oder, bey bösen Augen, das Nagelfell „im Auge wegreifsen. Nur die gröbste Unwissenheit, in Ab„sicht auf den Bau und die innere Beschaffenheit des Pferdes „kann sich dergleichen Operationen erlauben." Auffallend war Rec. diese Warnung. Sie zeigt, dafs die französischen Schmiede den Unsrigen vollkommen gleichen, und gibt wieder einen traurigen Beweis, mit welcher Leichtigkeit schädliche Irrthümer und Vorurtheile sich durch alle Länder verbreiten, wann die Wissenschaft selbst nur sehr mühsame Fortschritte machen kann. Es folgt nun eine Reihe von Zufällen und Krankheiten der Pferde, und Mitteln dagegen. Den erfahrnen Arzt werden die hier angegebenen Arzneymittel zwar nicht immer befriedigen; Allein in den Händen solcher Leute, denen sie als Vorschrift dienen sollen, sind sie wohl die angemessensten, und mancher mit eigenen Pferden Reisende sollte sich ihrer weit eher bedienen, als sich einem Dorfschmiede anvertrauen. Einige Artikel noch, wie sich die Conducteurs, im Falle ihnen ein Pferd krepirt, zu verhalten haben, und wie die darüber beyzubringenden Atteste beschaffen seyn sollen, desgleichen eine Anweisung die Vertreibung des Rotzes bey den Pferden zu verhüten, machen den Beschlufs dieser Anweisung. Die Uebersetzung ist (einige wenige Kunstwörter ausgenommen) treu und ganz gut gerathen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19. Julius 1796.

NATURGESCHICHTE.

Ohne Druckort: *Musei Leveriani explicatio*, anglica et latina. Opera et studio *Georgii Shaw*, M. D. R. S. S. Adduntur figurae eleganter sculptae et coloratae. Impensis *Jacobi Parkinson*. — *Museum Leverianum*, containing select Specimens from the Museum of the late Sir *Ashton Lever*, Kt. with descriptions in latin and english, by *George Shaw*. Published by *James Parkinson*, Proprietor of the above collection. 1792. fünf Stück, jedes von 12 illum. Kupfern nebst dem dazu gehörigen Text, zusammen 248 S. in Med. Quart.

Bey diesem kostbaren Werke sind die Kupfer die Hauptsache, der Text ist von geringem Werthe. Er ist Lateinisch und Englisch. Bey jenem ist unter dem, gewöhnlich linneischen Namen der Art zuerst der Gattungscharakter, dann das Kennzeichen der Art, mehrentheils nach Linné, und dann ein paar Synonymen lateinischer Naturforscher; beym englischen Texte der Pennantische oder Lathamische Name, dann das Gattungskennzeichen nach jenem, das aus dem Lateinischen übersetzte Kennzeichen der Art, und einige englische und französische Synonymen angegeben. Der lateinische und englische Text stehen nicht, wie sonst bey Büchern dieser Art gewöhnlich ist, gegen einander über, sondern folgen auf einander. Sie enthalten eine kurze und oberflächliche Beschreibung, die Anzeige des Vaterlandes, und selten irgend eine merkwürdige Anmerkung.

Die Kupfer unterscheiden sich von den meisten, die man sonst in naturhistorischen Werken antrifft, dadurch, dass die mehresten vollkommene Thierstücke darstellen, in welchen der Hintergrund und die Luft ausgearbeitet und ausgemalt sind. Nur wenige sind hievon ausgenommen. Sie sind in lasurirter Manier illuminirt, und thun oft treffliche Wirkung, oft sind aber in der Landschaft die Farben ganz falsch, besonders das grüne mehr blau oder grau als grün, und die Haltung fehlet. Die Zeichnungen sind von verschiedner Güte; oft unübertrefflich schön, oft gänzlich verfehlt, steif und unnatürlich. Manche voller Leben, andern dagegen sieht man es an, dass sie nach ziemlich schlecht ausgestopften Exemplaren gemacht sind. Die mehrsten und malerisch schönsten sind von einem *Ryley* gezeichnet, doch hat die Stellung die er wählte, ihnen oft ein unnatürliches Ansehen gegeben, und andere sind ganz verzeichnet. Dies Werk verdient wohl, dass wir einzeln die Gegenstände, die es enthält, näher durchgehen. Die Kupfer sind nicht numerirt, die hier angegebenen Zahlen zeigen aber die Ordnung, in der sie auf einander folgen.

1) Den Anfang macht eine neue Geyerart, den Hr. Shaw *Vultur magellanicus*, *the Magellanic Vulture* nennt, und so bestimmt *Vultur niger*, *remigibus secundariis albis nigro terminatis*, *gula nuda*; er misst mit ausgebreiteten Flügeln neun Fuss; im lateinischen Texte steht: „*Alae ejus ab apicibus dimensae, circiter novem pedes sunt longae*," welches einen falschen Begriff giebt. Hr. S. hielt ihn für ein weibliches Junges der Condors, weil er kleiner als der bey Reisebeschreibern vorkommende Vogel dieser Art ist, und ihm der Kamm fehlt. Rec. der alle die verschiedenen Beschreibungen des Condors mit der grösten Sorgfalt unter einander verglichen hat, ist vollkommen überzeugt, dass unter diesem Namen, wenn nicht drey, doch gewiss zwey verschiedene Geyerarten des südlichen Amerika vorkommen, und dass der mit dem Kamme, von welchem *Garcilasso de la Vega*, *Dapper*, *Frezier* und *Byron* die ausführlichsten Beschreibungen als Augenzeugen gegeben haben, wesentlich von dem ohne Kamme verschieden sey, den *Feuillee* am umständlichsten beschreibt, und welcher vielleicht, vielleicht auch nicht vom Condor des *Vidaure* und *Molina* wesentlich verschieden ist. Ob zu dieser letzten kleinern Art der hier abgebildete Vogel gehöre, ist schwer zu entscheiden, doch zweifelt Rec. daran, und hält ihn vielmehr für eine eigne, bis jetzt nicht bestimmte Art. 2) Der *Seebär*; gänzlich verzeichnet, der Rumpf viel zu lang, der Kopf viel zu klein. 3) *Moschus Moschiferus*; eine schone Abbildung des Männchens, bey dem wir jedoch den Biesambeutel vermissen. Vielleicht fehlte er dem ausgestopften Exemplare, nach welchem die Zeichnung gemacht wurde. 4) *Pipra Rupicola*. Ein treffliches Gemählde. 5) *Moschus Grimmia*, oder richtiger *Antilope Grimmia*, eine ausserordentlich gute Abbildung des Männchens. Warum Hr. S. den Gattungsnamen *Moschus* beybehalten hat, da er doch die grösere Aehnlichkeit dieses Thieres mit den Antelopen selbst eingesteht, lässt sich nicht wohl einsehn. 6) *Didelphis Marsupialis? Pennant's Virginian Opossum*. Diese und die zwölfte Tafel sind wahre Meisterstücke der Mahlerey, und besonders diese unübertrefflich. In einem dicken Walde steht ein weiblicher Opossum, mit einigen Jungen im Beutel auf einem Aste, im Begriff einen höhern Ast zu ersteigen. Ein aus dem Beutel herausgekrochnes Junges richtet sich gegen die Mutter in die Höhe. Junge und Mutter sind mit einem ausdrucksvollen Leben abgebildet. Im Hintergrunde steigt ein andrer Opossum mit Hülfe seines Schwanzes von einem andern Baume herunter. 7) *Psittacus splendidus*, *Latham's f. Pennanti*. Die Nebensachen sind

sind hier weggelassen, und die Farben nicht richtig, besonders ist das mit Mennig gemahlte Roth hart, und falsch, da das Roth dieses Papageyen ein hohes Scharlach ist, das sich dem Carminrothen nähert; Hr. S. nennt es selbst *sanguineous*. Auch ist das Blaue unter der Kehle und an der Handwurzel viel zu weiss. 8) *Cervus Alces*, das Männchen; vermuthlich nach einem Europäischen. 9) *Simia Mormon*, eine ganz vortreffliche Tafel. 10) *Phasianus Argus*, eine durch die Stellung ganz verunglückte Abbildung dieses schönen und seltnen Vogels. 11) *Capra Angorensis*, der Bode. Der Rumpf ist viel zu lang gezeichnet. 12) Eine unverbesserliche Abbildung eines alten liegenden *Wolfes*, den Sir *Ahstlon Lever* in einem hohen Grade gezeichnet hatte.

Das *zweyte Stück* enthält: 13) *Simia longimana* und zwar die weislich-fahle Abänderung oder Art, mit schwarzem Gesichte. Sollte dies letztere nicht zu menschenähnlich seyn? 14) *Psittacus Augustus*, *Latham's S. Hyacinthinus*, ein merkwürdiger Papagay, dem Schnabel nach vollkommen ein Ara, wie er denn auch hier *Hyacinthine Macaw* genannt wird, aber seine Wangen sind bedeckt. Das hier abgebildete soll das einzige bis jetzt in Europa vorhandene Exemplar dieses Vogels seyn. 15) *Coracias? Militaris. Crimson Roller?* eine neue Vogelart aus Cayenne, die Hr. S. so bestimmt „*C.? Phoenicea, remigibus caudaque nigris.*" Dieser Vogel befindet sich nicht in dem Leverschen Museum, sondern die hier gegebene Abbildung ist nach einem von Mons. *d'Orcy* mitgetheiltem Gemählde copirt. Hr. S. zweifelt ob es ein Coracias und nicht vielmehr ein *Ampelis* sey. Wenigstens scheint dieser Vogel mit den Cotengaarten nahe verwandt zu seyn. 16) *Pipra Pareola*, eine sehr gute Abbildung. 17) *Simia ferox*, Linnés *Simia Silenus*, eine schöne, und die erste unverstümmelte Figur dieses Affen. Nach dem Schwanze ist es, wie Hr. S. mit Recht bemerkt, zweifelhaft, ob er zu den Pavianen oder sogenannten Meerkatzen zu rechnen sey. 18) *Pavo bicalcaratus* das Männchen; vortrefflich. 19) *Bradypus didactylus* der Kopf ist durch die Stellung ganz und gar unkenntlich geworden, und in der That häslich. 20. *Paradisea Apoda*. 21. *Psittacus australis Latham's Southern brown Parrot*. 22) *Anas Galericulata*, das Männchen. 23) *Ursus Luscus*. 24) *Myrmecophaga iubata*. Alle diese hier zuletzt genannten Thiere sind sehr gut abgebildet.

Das *dritte Stück* enthält die mehresten verunglückten Abbildungen. 25) *Phasianus curvirostris*. *The Impeyan Pheasant* des *Latham's*. Der lateinische Trivialname ist in der That sehr passend. Die Abbildung scheint nicht so gut zu seyn, wie die Lathamische, welche nach demselben Exemplare gemacht ist. 26) *Capra Ibex*; eine ganz verzeichnete, unnatürliche Figur. 27) *Mustela Lutris*; abscheulich. 28) *Turdus Orpheus*, eine gute Abbildung. 29) *Strix Bubo* schlecht; nach einem durchs Ausstopfen entstellten Exemplare. 30) *Certhia Senegalensis*, gut, einmal von oben, das andre mal von vorn und unten. 31) *Trochilus ornatus*, von vorn und von den Seiten gut abgebildet. 32. *Phoenicopterus ruber* äusserst mittelmässig, das Rothe fällt zu sehr ins gelbe. 33) *Caprimulgus maximus*, *Gmelin's C. grandis*, mittelmässig. 34) *Psittacus atropurpureus*, *the Pompadour Parrot Latham's Tabuan Parrot*; offenbar schlechter als bey dem letztern abgebildet, und die Schwungfedern der ersten Ordnung ganz falsch gezeichnet. 35) *Pinguinaria Patachonica*. Warum der einmal angenommene Gattungsname *Aptenodytes* mit dem hier angegebenen vertauscht sey, lässt sich nicht wohl begreifen, und überdem ist eine jede solche Veränderung schädlich. Die Abbildung ist gut. 36) *Moschus delicatulus*; Hr. S. ist zweifelhaft, ob das hier abgebildete Thier, welches er so bestimmt: „*Moschus fusco-ferrugineus, supra maculis albis notatus*" *Seba's Ceruula Surinamensis fubrubra, albis maculis notata?* und vielleicht eine Varietät von *Pennant's Brasilian Musk* sey. Das erste scheint es Rec. in der That, das zweyte nicht zu seyn. Das Thierchen ist nicht viel grösser als der *Moschus pygmaeus*, mit dem es auch in Absicht der Zähne übereinstimmen, eben so gebildete Vorderzähne, und keine hervorragende Eckzähne haben soll. Diese letztern sind aber doch in der Figur vorhanden. Ob es Afterklauen habe, wird nicht bemerkt; die Abbildung deutet aber an den Vorderfüsen welche an, an den Hinterfüsen nicht. Dies mag zu einem Beweise dienen, welche Verwirrungen unzulängliche Beschreibungen, und unvollkommene Abbildungen in der Naturgeschichte anrichten können.

Das *vierte Stück* liefert. 37) *Vultur angolensis*, gut. 38) *Cuculus cupreus*, eine neue dem *C. auratus* verwandte Art, von dem sie besonders durch den längern Schwanz sich unterscheidet. Das Kennzeichen ist nach Hrn. S „*Cuculus aureo-cupreus, abdomine femoribusque flauis.*" Das Vaterland ist unbekannt. 39) *Viverra Ichneumon*, die Farbe der Haare ist gut ausgedrückt. 40) *Cuculus regius*. Hr. S. hält ihn für eine neue Art von Vögeln, von der er zweifelt, dass sie mit Recht unter der Gattung der Kukuke stehe, sondern mit *C. Persa* davon getrennt werden müsse. In der That ist dies auch schon von Hrn. *Isert* geschehen, dessen im neunten Bande der Schriften der berl. Gesellsch. naturf. Freunde beschriebene und abgebildete *Musophaga violacea* zuverlässig wohl kein anderer Vogel, als eben dieser ist, so sehr auch Hrn. *Iserts* Abbildung und Beschreibung von der hier gelieferten zum Theil abweicht. Rec. muss indess gestehen, dass aus der blossen Vergleichung der Kupfer untereinander, und mit der Beschreibung, und aus der Analogie, ohne den Vogel selbst gesehn zu haben, zu schliessen, die hier gegebene Darstellung der Natur gemässer zu seyn scheint. Nach Hn. *Isert* hat dieser Vogel Gangfüsse, hier sind Kletterfüsse gemahlt, und obgleich die Beschreibung des Hn. S. ihrer nicht erwähnt, so bestätigt doch seine Benennung *Cuculus* die Beschaffenheit der Füse im Bilde. Aber Hr. *I.* vergleicht diesen Vogel selbst mit den Gattungen *Crotophaga* und *Trogon*, die Kletterfüsse haben. Vielleicht ist die eine Hinterzehe wie bey den Papageyen ein *digitus versatilis*, und so konnte Hr. *I.* leicht Steigefüsse für Gangfüsse ansehen. In den Isertschen Abbildungen sieht der Schnabel aus, als wenn die hornartige Haut darauf geschoben wäre, und nicht dicht anschlosse,

anschlöffe; die Beschreibung erwähnt davon nichts; hier schliefst sie dicht an, und bedeckt den Kopf bis zum Scheitel. Die Hauptfarbe ist nach Hrn. *I.* violet, nach der Abbildung desselben aber weifslich-lilienfarben; hier schwarz ins blaue glänzend. 41) *Simia Pithecia* sehr gut. 42) *Viuerra Mephitica*, ganz vortrefflich. 43) *Trogon Leverianus*, er soll eine neue Art, und sein Kennzeichen folgendes seyn: *T. violaceus viridi-aureo nitens, alis nigris, abdomine albo, remigibus tribus exterioribus nigris, apice albis;* er ist aber höchstens eine Abänderung des Gmelinischen *Trogon violaceus.* 44) *Cervus Capreolus.* Das Männchen mahlerisch schön und voll Leben. 45) *Psittacus Rodocephalus, Gmelins P. Erythrocephalus Var. β.* 46) *Cancroma Cochlearia* beide Varietäten, die mit und die ohne Helle auf derselben Tafel, nach nicht am besten ausgestopften Exemplaren. 47) *Lacerta Chamaeleon*, mittelmäfsig. 48) *Coracias scutata, nigra, iugulo pectoreque coccineis*, eine neue Art, deren Vaterland unbekannt ist.

Fünftes Stück. 49) *Simia sylvicola, Pennant's Wood. Baboon.* 50) *Phasianus pictus*, ein aufserordentlich schönes Stück. Der Hahn, nebst einem eben ausgefallenem, und einem etwas grofsern Küchlein im Vordergrunde, das Weibchen im Hintergrunde. 51) *Pelecanus trachyrhynchos, Gmelins P. erythrorhynchos*, gewifs nur eine Abartung der gemeinen Kropfgans, trefflich abgebildet. 52) *Otis Houbara* sehr schön. 53) *Psittacus terrestris, Latham's P. formosus;* scheint sehr gut zu seyn. 54) *Tetrao Urogallus*, bey allen malerischen Verdiensten dieses Blattes ist besonders das Männchen doch nichts weniger als schön und natürlich abgebildet. 55) *Columba Chalcoptera Lath.* fliegend, ganz von oben. 56) *Anas Gambensis*, die Stellung unnatürlich, sonst schön. 57) *Psophia Crepitans*, trefflich. 58) *Calcas cinerea Lath.* und 59) *Lanius Leverianus* scheinen beide gut abgebildet zu seyn. 60) *Dasypus novemcinctus*, und 12 — *cinctus* beide auf einer Tafel, sehr mittelmäfsig.

Berlin, in der Buchh. der königl. Realschule. *Lehrbuch der Naturgeschichte.* Ein Auszug aus dem Reccardischen Lehrbuche, welcher die Abschnitte von der menschlichen Seele, der Naturlehre und der Naturgeschichte enthält. Durchgesehen und verbessert *von Johann Philipp Hobert*, Lehrer der Mathematik und Physik am Pädagogium der königl. Realschule. 1792. 181 S. 8.

Hr. *H.* ist bey der Verbesserung und Vermehrung dieses nützlichen Buches, das durch die Erklärung eine geschickten und mit den Gegenständen vertrauten Lehrers beym Schulunterrichte eine Menge nothwendiger und wissenswürdiger Kenntnisse in Umlauf bringen mufs, sehr angelegentlich, und mit Auswahl zu Werke gegangen. Die Erscheinung, dafs in kurzer Zeit einige tausend Exemplare der erstern Auflage durch Abnahme in den Schulen vergriffen wurden, ist gewifs jedem, der wahre Aufklärung liebt, erfreulich, indem sie deutlich zeigt, dafs es den Schulen nicht so sehr an dem Bestreben fehlt, mit der Zeit fortzurücken, als es wohl leider, hie und da das Ansehen hat. Alle Kenner sollten das ihrige beytragen, um ein solches Buch, wenn es zumal schon in den Volksschulen zu einem Rufe gekommen wäre, zu verbessern, und zweckmäfsige Data hierzu beyzubringen. Denn der beste Wille eines Einzelnen ist das nicht auszuführen im Stande. Die specielle Naturgeschichte ist auch hier, wie in so vielen ähnlichen Schriften, zu sehr abgeschrieben, da doch hier eine allgemeine Uebersicht der interessantesten Wahrheiten an ihrer Stelle gewesen wäre. Wer das Linneische Pflanzensystem, und etwas von der Terminologia botanica als ersten Vorschmack der Kenntnifs des Pflanzenreichs, als einladenden, und geistvollen Prospect des ganzen Feldes aufstellen will, der ist mit seinem Gegenstande wenig bekannt, und verfehlt seinen Zweck. Petrefacten dürfen nicht als Anhang des Mineralreiches angesehen werden, das ist ganz falsch, sie gehören zur Zoologie und Geographie. Der Heliotrop ist nicht durchsichtig und wirft keinen weifsen Schein zurück. Das Bestimmte in den Sittenregeln, so wie in der muthmaafslichen Witterung, macht in dem Buche gegen das Uebrige eine etwas sonderbare Wirkung, und die Behandlung hat ein fremdes Ansehen. Eine Anzeige der Abtheilungen des Ganzen wäre nicht überflüssig gewesen, da sie so erst mit Mühe müssen aufgesucht werden. Dies waren nur einige Bemerkungen, die Rec. machte, weil er wünscht ein solches Buch noch vollkommner zu sehen.

Presburg u. Comorn, b. Sim. Pet. Weber: *Universa Historia physica Regni Hungariae* secundum tria regna naturae digesta. Tomus IV. Auctore *Joan. Bapt. Grossinger* Art. L. L. et Philosophiae Doctore, Archidioeceseos Strigoniensis Presbytero. Regni animalis Pars IV. Entomologia sive Historia insectorum. 1794. 32. Bog. gr. 8.

Einer unserer Mitarbeiter fällte unlängst das Urtheil von einem der erstern Theile dieser Schrift, dafs man ein Werk aus dem sechzehnten Jahrhunderte vor sich zu sehen glaubte; und dieses Urtheil findet Rec. auch bey diesem Theile sehr passend.

Das Buch enthält ein Gemisch von fast alle dem, was Aeltere und Neuere über die Insecten und Würmer gesagt haben, ohne hinlängliche Sachkenntnifs zusammengeschrieben. Hr. Gr. unterscheidet nicht einmal Insecten und Gewürme von einander. Schon Seite V der Vorrede beweist dies. Hier heifst es in einer Vertheidigung der Entomologie: „*Insectis debemus ceram, „mel, fericum et nitidissimos colores; quid est purpura, „qua regum fulgent paludamenta, nisi sanies Muricis?*“ Von einem Manne, der im Jahre 1794 diese beiden Thierklassen nicht zu unterscheiden weifs, läfst sich nicht viel erwarten. Es könnte zwar immer seyn, dafs die neuen Bemerkungen und Beobachtungen das Buch interessant machten. Rec. gesteht freymüthig, dafs er es nicht ganz gelesen hat; allein das, was er las, waren längst bekannte, in ein abentheuerliches Gewand gekleidete und ohne Ordnung unter einander geworfene Sachen. Auch nicht einmal das Verdienst hat dies

Werk, das man doch nach dem Titel zu fodern berechtigt wäre: alle in Ungern bis jetzt gefundenen Insekten und Würmer aufgezählt zu haben. Das alphabetische Register der lateinischen, deutschen und ungerischen Namen aller im Buche vorkommenden Insekten und Gewürme nimmt nicht einmal Einen Bogen ein, ungeachtet es weitläuftig gedruckt ist. Auch hierin sind eine Menge von Unrichtigkeiten.

Halle, b. Hendel; *Entomologisches Bilderbuch für junge Insektensammler* von *Johann Heinrich August Dunker*, Prediger zu Rathenau. 1tes Heft, welches 41 Insekten enthält. 1795. 8. 2. Bog. und 2 K. (illum. 10 gr. schwarzen 6 gr.)

Es ist schwer zu bestimmen, was man schlechter nennen soll, den Text oder die Kupfer. Auf zwey von H. D. selbst verfertigten Kupfertafeln in 8. stehen 41 gekritzelte Figuren, welche Insekten aus allen Ordnungen vorstellen sollen. Sie sind ohne alle Ueberlegung gewählt, und ohne Ordnung untereinander geworfen. So viel sieht man wohl, dass Panzers Faune die Urbilder hat hergeben müssen; allein diese Copien sind so schlecht, dass Sturm erröthen muss, zu solchen Sudeleyen die unschuldige Veranlassung gegeben zu haben. In den illuminirten Exemplaren sind von den darauf befindlichen 41 Figuren nur 25 illuminirt. Auch hiervon sieht Rec. den Grund nicht ein. Warum wurde *Elat. sanguineus*, *Leptura haslata* u. a. unbeleuchtet gelassen, da doch Silphen u. a. schwarze Käfer gefärbt wurden, die am Ersten der Farben entbehren konnten.

Rec. glaubt mit Zuversicht behaupten zu können, dass der Vf. die wenigsten hier vorgestellten Thiere gesehen habe. Wie könnte er sonst vom *Sinodendr. cylindricum* u. 4. schreiben, seine Farbe sey schmutzig-grau. Dies ist nicht so in der Natur, wohl aber in der ersten Panzerischen Abbildung. Um eine Probe von den Beschreibungen zu geben, setzen wir her: Fig. II, *Der Balkenschröter. Lucan. parallelepipedus.* Seine Farbe ist schwarz. Die Kinnbacken stehn hervor, und sind gezähnelt. Man findet ihn im Jun. Jul. auf Weiden Linden und Eichen, wo er mit seinem harichten Saugrüssel (?) den Saft aufleckt." So, und zum Theil noch ärmlicher, sind auch die übrigen. Und doch ist dies Werk für Anfänger bestimmt. H. D. will dadurch den jungen Insectenliebhabern die *theuren* Werke eines Panzers, Herbsts u. a. ersetzen. Sein Heft mit 25 schlecht illuminirten und noch 16 andern über alle Vorstellung schlecht gezeichneten Insekten, kostet 10 gr; ein Heft von Panzers Deutscher Insectenfaune mit 24 vortrefflich gezeichneten, und eben so schön ausgemalten Abbildungen, kommt 12 gr., also 2 gr. theurer, und dafür den reichhaltigen Panzerischen Text gegen diese seichte, von andern Schriftstellern entlehnte und noch dazu verstümmelte Schmiererey. Hier wird gewiss die Wahl nicht schwer.

Leipzig, b. Barth: *Joan. Nepom. Laicharding, ab Eichelberg et Luzelgrad*, Oenoponti Prof. Hist. Nat. *Manuale Botanicum*, sistens Plantarum Europaearum characteres generum, specierum differentias, nec non earum loca natalia. Sect. I. et II. 1794. 631 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Hiemit liefert Hr. L. den versprochenen Auszug aus seinem grösern Werk über die Gewächse Europens, das aus zwey Octavbanden besteht, um vornehmlich jungen Botanikern dadurch ein tragbareres Handbuch zu verschaffen. Er hat sich auch hier streng an die Classen des Linneischen Systems gehalten. Es empfiehlt sich nach Maasgabe seiner Sphäre, vor der gmelinischen Ausgabe hauptsächlich dadurch, dass fast von jeder Art der Wohnort, die Dauer, unter den Trivialnamen aber am Rande durch das Merkmalzeichen der officinelle Gebrauch und durch ein Dreyeck der gebürgigte Stand angegeben worden ist. Und ob der Vf. gleich die von verschiedenen Botanikern in verschiedenen Schriften neuerlich angegebenen Arten auch aufgenommen hat, so stellt er sie doch allemal unter der gewissern und bezeichnet sie mit einem auch wohl zwey Kreuzern, wenn sie ihm doppelt zweifelhaft schienen. In der Cryptogamie stellt er zwar das Lycopodium nicht unter die Farrenkräuter, sondern die Laubmoose; befolgt aber übrigens durchaus den Gmelin wörtlich, mithin auch Schritt vor Schritt die Fehler. — Dem alphabetischen Verzeichniss der Gattungen sind auch die deutschen Gattungsnamen beygefügt, die oft nicht übel gewählt sind. Der Druck ist schön und correct; der zweyte Abschnitt hebt mit der elften Classe an.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: *Deutschlands kryptogamische Gewächse*: oder *botanisches Taschenbuch auf das Jahr* 1795. von *C. S. Kunze* 1795. 102 S. 8. (8 gr.) „Weder auf Bitte seiner Freunde noch weniger auf Anrathen eines geehrten oder gelehrten Gönners; sondern ganz aus eigenem Triebe" und im guten Vertrauen, dass Hr. Pr. Hoffmann diesen Theil seines Taschenbüchelchens dem Publicum schuldig bleiben werde; entschloss sich der Vf. diese Arbeit zu übernehmen: nämlich das linneische System (aber nicht nach der gmelinischen Ausgabe), in Taschenformat abzuschreiben, um den Botanikern die Mühe zu ersparen, einen octav Band auf ihren Pflanzenjagden bey sich zu führen. Ob sie es ihm aber auch Dank wissen werden, wenn sie z. B. das Phascum *acaulon* L. die einzige hier angeführte Art, finden, und gegen die alte, ganz unrichtige, von Hr. v. Schreber aber längst berichtigte Definition des Linne *ore ciliato*, *Caluptra nulla* halten, ist wohl zu zweifeln. Schon daraus, dass der Vf. keine andere Art Sphagnum mehr in Deutschland wusste und aus der beygefügten Note, „*D. Schmidel dat huic caluptra!*" kann man sich einen Begriff von dem Werthe dieser acht Bogen machen. Indessen verspricht der Vf. doch am Ende der Vorrede, sich zu bessern und bey einer neuen Auflage sich zu bestreben, alles, was neu entdeckt ist, hinzu zufügen. Nur zweifelt er ganz richtig selbst, dass dies Büchelchen die Erneuerung erleben möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Julius 1796.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Weigel u. Schneider: *Johann Lathams allgemeine Ueberſicht der Vögel.* Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehn von *Johann Matthäus Bechſtein*, Gräfl. Schaumburg-Lippiſchem Bergrath, Lehrer der Mathem. und Naturg. an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal u. ſ. w. *Erſten Bandes erſter Theil.* Mit 20 ausgem. Kupfertafeln. 1793. — *Erſten Bandes zweyter Theil.* Mit 16 K. 1793. mit fortlaufenden Seitenzahlen und einem *Anhang zum erſten Bande von Lathams allgemeiner Ueberſicht der Vögel, welcher Zuſätze, Bemerkungen und Berichtigungen der deutſchen Benennungen enthält*, von *J. M. Bechſtein.* m. 2 K. zuſammen 738 S. in gr. 4. — *Zweyten Bandes erſter Theil.* m. 15 K. 1794. — *Zweyten Bandes zweyter Theil.* m. 23 K. 1795. zuſammen 775 S.

Latham's Synopſis iſt unſtreitig in Verbindung mit ſeinem *Index ornithologicus* das vollſtändigſte Verzeichniſs der Vögel, das wir bis jetzt haben, und wenn gleich die Beſchreibungen mangelhaft ſind, doch deswegen ſchätzbar, weil ſie gröſstentheils nach der Natur ſelbſt gemacht ſind. Daſs alſo dies für jeden Naturforſcher unentbehrliche Buch den Deutſchen zu einem wohlfeilern Preiſe, als das Original zu ſtehen kommt, in die Hände geliefert wird, verdient allen Dank, ob gleich der Naturforſcher von Profeſſion ſich ſchwerlich gern mit der Ueberſetzung begnügen wird. Dieſe hätte indeſſen nicht leicht einem beſſern Ornithologen, als Hn. B. in die Hände fallen können. Des erſten Bandes erſter Theil hat einen andern Herausgeber, ob auch einen andern Ueberſetzer, daran möchte Rec., aus der Vergleichung zu urtheilen, faſt zweifeln. Wie der erſte Band herauskam, war *Lathams Index Ornithologicus* noch nicht da; in dem Anhange zum erſten Bande ſind daher die lateiniſch-ſyſtematiſchen Namen aus dieſem aufgeführt, mit der Anzeige der Zuſätze und Abänderung nach demſelben. Ueberdies enthält dieſer Anhang, und die Noten des zweyten Bandes die Anzeige von der Ueberſetzung des Büffon, Zuſätze und Berichtigungen aus des Vf. Naturgeſchichte Deutſchlands, ſeinen Abbildungen und einigen wenigen naturhiſtoriſchen Schriften andrer Verfaſſer, wobey doch nicht immer hinlängliche Kritik angewandt iſt. So iſt hier Loxia Colius unter dem Namen Merops Cafer; Upupa Promerops als Ceſthia longicauda, und Alcedo Galbula als Trochilus maximus aus Hn. Karſtens Muſeum Leskeanum aufgeführt. Auch die Zahl der Abbildungen iſt durch die des groſsen Baumfalken, des braunrothen Falken, des rubinköpfigen Colibri, des kleinen Fliegenfängers, des Zaunammers, des getiegerten Bengaliſten, des ſchwarzſtirnigten Saugers, und eines jungen der weiſsen und gelben Bachſtelze vermehrt, ohne die Zahl der Kupfer zu vergröſsern, weil oft mehrere Abbildungen des Originals auf Eine Platte gebracht ſind. Statt der ſchlechten Abbildung des Wendehalſes im Original hat Hr. B. eine beſſere geliefert, welche doch der von Friſch oder in den *Planches enluminées* nicht gleich kommt. Das Supplement iſt gehörigen Orts eingeſchaltet. Die Ueberſetzung iſt nicht ganz ſo, daſs ſie den völligen Beyfall des Rec. haben könnte. Erſtlich müſste in Abſicht der Trivialnamen nothwendig dieſelbe Einrichtung wie im Originale bleiben, und dieſe zur Seite, nicht oben ſtehen; zweytens hat der Vf. die gedrängte Kürze des Originals nicht, wonach ſich gewöhnlich jede Beſchreibung mit *Lenght* ..... oder *Size of* .... anfängt, wogegen in der Ueberſetzung jedesmal „*Seine Länge iſt* ... *Hat die Gröſse des* ... ſteht, welches ekelhaft-langweilig iſt; drittens iſt immer Gmelins Syſtem ſtatt des im Original angeführten, und im Index ornithol. ſorgfältig unterſchiedenen Linnéiſchen Syſtems, und noch dazu als das letztere aufgeführt, welches eine ſchädliche und noch dazu unerlaubte Abänderung iſt; viertens ſind einige Wörter, beſonders der Farben ſtets falſch überſetzt; z. B. *dusky* durch *dunkelfarben*, welches in der That nichts heiſst, ſtatt *Nuſsbraun* (*biſtre*), oder oft auch *ſchwärzlich; tawny* durch *lohgelb* ſtatt *Lohbraun*, *Tannetbraun* der Färber, *fuchsroth; buffcolour* durch *ſohlenlederfarben, buff* iſt aber nicht Sohlenleder, ſondern ſämiſch Leder, die ſehr in der Farbe verſchieden ſind. Unbegreiflich iſt es, daſs Hn. B's. ornithologiſche Kenntniſſe ihn nicht hierbey anders überſetzen lieſsen, da doch dieſe Farben bey ſo manchen bekannten Vögeln, z. B. die beiden letztern beym Rebhuhn genannt werden, wo er doch gleich ſehen müſste, daſs ſie das nicht heiſsen konnten, was er daraus macht; überdem hätte er ja leicht aus dem Index ornithologicus, in dem dusky gewöhnlich durch nigricans, tawny durch fulvus, und buffcolour durch flavescens überſetzt iſt, ſich belehren können. Uebrigens hat dieſe Ueberſetzung durch Hn. B. Anmerkungen und Zuſätze beſonders für diejenigen, welche ſeine übrigen Schriften nicht beſitzen, weſentliche Vorzüge vor dem Originale.

London, auf Koſten des Vf., u. F. u. C. Rivington's: *The Natural Hiſtory of British Birds;* or a *Selection of the moſt rare, beautiful and intereſting Birds, which*

which inhabit this Country: The descriptions from the Systema Naturae of Linnaeus with general *Observations*, either original or collected from the latest and most esteemed english Ornithologists; and embellished with *Figures*, drawn, engraved, and coloured from the *Original Specimens*. By *E. Donovan*. 1794. Vol. II. 1795. (Bis jetzt 22 Stück, jedes von einem halben bis ganzen Bogen Text und 2 illum. Kupfern. Die ersten 12 Stücke machen den ersten Band aus. In medium Octav, auf geglätteten Velin-Papier jedes Stück 2 Shillings 6 Pence.)

Dieses Werk, dessen Plan der weitläuftige Titel hinlänglich anzeigt, übertrifft an Schönheit und Nettigkeit alle naturhistorische Werke, welche Rec. kennt, ob er gleich fast alle Werke der Art, die von irgend einiger Wichtigkeit sind, gesehen hat. Es soll in allem aus 50 Stücken bestehen, wovon monatlich eins erscheint. Die Kupfer gleichen den schönsten Miniaturgemälden; die Zeichnung ist mahlerisch schön, treu, und die Stellungen sind lebhaft und natürlich gewählt. Der Stich ist nicht vielmehr als ein mit leichter Nadel radierter Umriss, und da wo der Schatten oder Federn angegeben sind, ist dies mit solcher Kunst geschehen, dass dadurch die beste Wirkung hervorgebracht wird. Alles übrige hat der Pinsel gethan, mit dem sie nicht illuminirt, sondern vollkommen ausgemahlt sind; die Farben sind der Natur aufserordentlich treu, und nur sehr selten weichen sie schwach von derselben ab, wie beym Eichenheher, Seidenschwanze und Grünspechte. Zum Ausmahlen der Vögel selbst sind mehr Deckfarben als Wasserfarben angewandt, und diese schattiert oder aufgehellt, nachdem es die Umstände erfoderten. Das zu dem Aufhellen angewandte Weiss ist jedoch zu sehr mit Gummi versetzt, und der dadurch entstehende Glanz oft schädlich. Rec. würde diese Abbildungen allen ihm bekannten, selbst den Seppischen bey weitem vorziehn, wenn sie nicht zu klein wären, oft kleiner als es das gewählte Format erfoderte; denn auch kein einziger der hier abgebildeten Vögel, selbst der Zaunkönig nicht, hat seine natürliche Gröfse behalten, obgleich auf jeder Tafel nur Ein Vogel dargestellt ist. Selten sind auch die eben so schön gezeichneten, aber gleichfalls stark verkleinerten Nester und Eyer beygefügt. So viel von den Kupfern im Allgemeinen.

Zu jedem Kupfer gehören gewöhnlich zwey, selten ein oder drey Blätter Text, die keine Seitenzahlen haben, aufser im ersten Stücke. Dieser Text enthält unter der Nummer der Tafel den linnéischen und englischen Namen, den der linnéischen Ordnung und ihr Kennzeichen, das Gattungskennzeichen, und die Unterscheidungsmerkmale der Art, die oft in eine förmliche Beschreibung ausarten; ferner die Synonymen. Den Beschluss machen Anmerkungen, den Aufenthalt und die Lebensart, oft auch die Beschreibung des Vogels betreffend. Die folgende Probe wird dies am deutlichsten zeigen, und zugleich beweisen, dass der Vf. in keinem Kennzeichen, und eben so wenig in der Beschreibung dem Linné, noch sonst irgend einem andern Schriftsteller streng folge, sondern in denselben oft willkührliche Veränderungen vorgenommen habe, und dass also der Zusatz auf dem Titel: *the Descriptions from the Systema naturae of Linnaeus* nicht ganz der Wahrheit gemäss sey.

Plate II.

Corvus Glandarius.

Jay.

Pie.

Bill compressed, convex, or a little curved.

Generic Character.

Bill strong, conic, with bristles at its base reflected downwards. Tongue bifid.

Specific Character and Synonyms.

Head covered with long feathers. Forehead white with black strokes. From the angles of the mouth a broad streak of black, under each eye. The head, sides, neck, breast, back and scapulars, vinaceous buff colour. Coverts of the wings fine blue, barred with black. Rump white. Tail black-brown.

Nun folgen die Synonymen, welche so wie dieser Specific Character, aus Latham und der *British Zoology*, und die Anmerkungen welche aus eben diesen beiden Werken, *Albin. Edwards*, der *Arct. Zool.* und wenigen andern entlehnt sind, und selten eigne Beobachtungen enthalten.

Da dies Werk seines hohen Preises wegen schwerlich vielen deutschen Naturforschern in die Hände kommen wird, so glauben wir ihnen einen Dienst zu leisten, wenn wir ihnen die abgebildeten Vögel der Ordnung nach nennen, und hin und wieder einige Bemerkungen ausheben, welche dem Vf. eigenthümlich zu seyn scheinen. 1) *Parus biarmicus*, (das Männchen) dieses soll sehr zärtlich gegen das Weibchen seyn, und jenes des Nachts mit seinen Flügeln bedecken. 2) *Corvus Glandarius*. 3) *Turdus Roseus*. 4) *Motacilla Regulus*. 5) *Motacilla alba* mit Nest und Eyern. 6) *Podiceps ruficollis Lath.* Ein in England seltner Vogel, und daher nach demselben Exemplare abgebildet, welches Hr. Latham in seinen Supplementen abzeichnete. Auch in Deutschland ist er einheimisch, wenigstens erhielt Rec. vor einigen Jahren einen am Rhein geschossenen Taucher dieser Art, der, den Jacquin abbildete, war von der Donau, und aus Buffon erhellet, dass er auch in Frankreich einheimisch sey. Der Vf. schränkt also das Vaterland desselben zu sehr ein, wenn er aufser England, Dännemark, Norwegen und den caspischen See als dasselbe angiebt. 7) *Oriolus Galbula* (das Männchen). 8) *Alca arctica*. 9) *Upupa Epops*. 10) *Sylvia Dartfordiensis Lath.* 11) *Ampelis Garrulus*. 12) *Tetrao Lagopus*. 13) *Picus Martius*. 14) *Motacilla Troglodytes*. 15) *Motacilla flava*. 16) *Parus caudatus* (mit Nest und Eyern). 17) *Loxia enucleator* (das Männchen). 18) *Charadrius Hiaticula*. 19) *Tringa Pugnax* (das Männchen). 20) *Mergus Albellus* (das Männchen). 21) *Anas Querquedula* (Männchen). 22) *Muscicapa Atricapilla*. Er ist nach des Vf. Beobachtung sehr vielen Abänderungen in der Farbe unterworfen, und hat daher Veranlassung gegeben, dass man mehrere Arten daraus gemacht

macht hat. Bey des Vf. Exemplar, welches hier abgebildet ist, sind alle Ruderfedern gänzlich schwarz; bey einigen ist der Steiss schwarz und weissbunt, bey andern ganz schwarz. 23) *Sterna Hirundo.* 24) *Sturnus Cinclus.* Diese 24 Vögel machen den ersten Band aus, welchem die Kennzeichen der Linnéischen Ordnungen vorgesetzt sind, und welcher ein vierfaches Register hat, nämlich eins nach dem Linnéischen System, eins nach *Lathams Synopsis of Birds*, eins nach *Pennant's British Zoology*, und ein Alphabetisches.

Die Stücke des zweyten Bandes, welche wir noch vor uns haben, enthalten folgende Vögel: 25) *Tringa Vanellus.* 26) *Parus cristatus.* Dieser Vogel ist in Grosbritannien so selten, dass ihn weder Latham noch Pennant als einen brittischen Vogel anführen. Des Vf. Exemplar war in Schottland geschossen, wo er sich nach Walcot zu Zeiten sehen lassen und einst in einem starken Zuge dahin gekommen seyn soll. 27) *Emberiza nivalis.* 28) *Colymbus Troile.* 29) *Colymbus auritus.* 30) *Falco apivorus.* Der Vf. bemerkt, dass der hier abgebildete Vogel sehr genau mit Lathams Beschreibung übereinstimme, aber wesentlich von denen des Linné, Briffon, Pennant und Albin verschieden sey. Dies ist auch in der That so. Latham machte schon dieselbe Bemerkung. Die hier gelieferte Abbildung, wenn gleich die unbrauchbarste im ganzen Werke, weil der Vogel ganz von vorne dargestellt ist, und Füsse, Schwanz und Ende der Flügel versteckt sind, scheint dies aufzuklären, denn sie ist die Abbildung eines alten Habichts *F. palumbarius*, nicht eines Wespenfalken. 31) *Lanius Collurio* (das Männchen). 32) *Tringa Cinclus.* 33) *Coracias Garrula.* 34) *Ein weisser Häher.* Er war aus einem Neste mit 4 andern Jungen, welche die gewöhnliche Farbe hatten, genommen. 35) *Strix brachyotos.* 36) *Picus minor* (das Männchen. Die Schwanzfedern sind unrichtig gezeichnet). 37) *Picus viridis.* 38) *Mergus Serrator* (Männchen). 39) *Loxia curvirostra* (Männchen). 40) *Motacilla boarula* (Weibchen). 41) *Cuculus canorus* (Männchen). 42) *Charadrius Morinellus.* 43) *Loxia Coccothraustes.* 44) *Podiceps nigricans.*

Gotha, b. Ettinger: *Naturgeschichte der Stubenvögel* oder Anleitung zur Kenntniss und Wartung derjenigen Vögel, welche man in der Stube halten kann, von *Johann Matthäus Bechstein.* Mit (4 illuminirten) Kupfern (und einem ill. Titelkupfer). 488 S. ohne Vorrede, Register und einer Tabelle. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Buch, welches allen Liebhabern der Stubenvögel, die des Vf. gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nicht besitzen, sehr willkommen seyn muss, ist ein zweckmässiger Auszug des genannten Werks mit einigen Zusätzen und Abänderungen, welches billig in der Vorrede hätte bemerkt werden sollen, damit die Besitzer jenes Werks, welche die ohnehin nicht vollkommene Beschreibung der wenigen angeführten ausländischen Stubenvögel nicht interessirt, es nicht doppelt zu bezahlen genöthigt werden. Auch hätte das, was dieses Buch über die Wartung der Vögel und ihre Krankheiten mehr als jenes enthält, füglich jenem beygefügt, und manche neue Beobachtung des Vf. in den Zusätzen mitgetheilt werden können.

Die Einleitung liefert den Begriff der Stubenvögel, etwas weniges über den Gesang, besonders den künstlichen, den Aufenthalt, den man den Vögeln in den Zimmern zu geben hat, die ihnen zu gebende Nahrung (wobey besonders des Vf. beide schon in der Naturgeschichte Deutschlands erwähnte Universalnahrungsmittel Aufmerksamkeit verdienen), ihre Krankheiten und die Mittel dawider, nämlich den Pips, den Schnupfen, die Darrsucht, die Verstopfung, den Durchfall, die Darre, die fallende Sucht, das Mausern, Fehler an den Füssen, die Windsucht und das Drehen (die vorgeschlagenen Mittel sind einfach und gut), über ihr Alter, ihren Fang (zu kurz für den Zweck des Buchs) und ihre Ordnung.

Von den 115 angeführten Arten theilt Hr. B. zuerst eine Beschreibung, doch mehr der Farben als des Vogels, mit, redet dann von ihrem Aufenthalte im Freyen und in der Stube, das soll heissen, dem Behälter worinn man sie zu setzen habe; ferner von ihrer Nahrung im Freyen und in der Stube, ihrer Fortpflanzung, oft von ihren Krankheiten, ihrem Fange, und empfehlenden Eigenschaften; alles fast wörtlich bis auf das, was den Aufenthalt der Vögel in den Stuben und ihre Nahrung in diesen betrifft, aus des Vf. Nr. G. abgeschrieben. Die Beschreibungen scheinen aber doch oft neu verfertigt zu seyn, und sind gewöhnlich kürzer als in jenem Buche. Die deutschen Provinzialnamen sind sehr vollständig angeführt.

Der Vf. lässt die beschriebenen Arten nach der Ordnung des linnéischen Systems folgen. Dass hier die Raubvögel, Wasservögel und Sumpfvögel also ganz ausfallen müssen, wird man leicht von selbst erwarten. Doch hat Hr. B. von den beiden letztern einiger Arten in einer langen Note ausführlich Erwähnung gethan. Unter den als Stubenvögel angeführten Arten sind doch manche, die man nicht darunter erwarten wird; und die wohl mit Recht nicht hieher gezählt werden können, z. B. der Grauspecht, Wiedehopf, das gemeine Rebhuhn, das rothfüsige Rebhuhn u. a. Bey den ausländischen Arten ist der Preis derselben bey dem gothaischen Vogelhändler oft bemerkt, doch ist dieser mehrentheils gegen ihren Preis in Holland ausserordentlich hoch, z. B. für den gemeinen Amazonenpapagey, welchen Rec. mehr als einmal für 1 Ducaten aus Amsterdam erhalten hat, werden hier 3 bis 4 Louisd'or als Preis angegeben. Von ausländischen Vögeln finden wir angeführt: den rothen und den blauen Aras, den illinesischen Sittich (sollte Parkit heissen), den gemeinen und gelbhäubigen Kakatu, den gemeinen aschgrauen Papagey, den geschwätzigen Lary, den weissköpfigen und gemeinen Amazonenpapagey, den Pf. pullarius und passerinus, den Mino, die Lachtaube, den Kardinal, Reisvogel, Senegalist, Bengalist, Paradies-

dieskernbeiſſer, Dominikanerkernbeiſſer, verſchiedne Wittwen und andre Ammer, den Kanarienvogel und einige andre Finken.

In der angehängten Tabelle ſind die Stubenvögel nach ihren empfehlenden Eigenſchaften claſſificiert. Dieſer Klaſſen ſind zehn. 1) Seltenheit, Schönheit, Geſang oder Sprechen. 2) Schönheit und Geſang. 3) Geſang oder Sprechen. 4) Schönheit und Seltenheit. 5) Schönheit. 6) Seltenheit. 7) Geſang und artiges Betragen. 8) Schönheit und artiges Betragen. 9) Artiges Betragen. 10) Ausfüllung. Manche Vögel ſtehen hier doch am unrechten Orte, z. B die Kakatus unter 1.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Wien*, b. Rötzl: D. *Paſkal Joſeph Ferro über die Wirkungen der Lebensluft.* 1795. 52 S. 8. — Gegen die Schrift des Hn. D. *Scherer* gerichtet, welcher die vom Vf. beobachtete gute Wirkung der Lebensluft in gewiſſen Krankheiten der Bruſt in Zweifel gezogen hatte. Wenn Hr. *S.* beweiſe, daſs das Einathmen der Lebensluft in *Lungenentzündungen* ſchade, ſo treffe dieſes ſeine Behauptungen nicht: denn gegen die *Neigung der Lungen zu Entzündungen* habe er die Lebensluft heilſam gefunden, und es ſey (allerdings!) ein groſser Unterſchied zwiſchen Neigung zur Entzündung und Entzündung ſelbſt. So vertreibe z. B. das Waſchen mit kaltem Waſſer die Neigung zur Entzündung in den Augen eines Menſchen, der viel geleſen habe, obwohl es in der Entzündung ſelbſt ſchädlich ſey. Drey ſeiner Kranken haben durch das Einathmen der Lebensluft die Neigung zu Lungenentzündungen verloren: den gegenſeitigen Erfolg würde er mit eben ſo kaltem Blute aufgezeichnet haben, als dieſen. In vier Kranken ſey durch eben dieſes Mittel die Engbrüſtigkeit gänzlich gehoben, welche nach Lungenentzündungen zurückblieb; ſeine Vermuthung über die Art dieſer Wirkung könne irrig geweſen ſeyn, habe aber auf die Thatſache keinen Bezug. Bey Kranken, die mit abzehrendem Fieber und trocknem Huſten behaftet waren, wie diejenigen ſeyen, in deren Leichen man gewöhnlich Knoten in den Lungen antreffe, habe er ebenfalls die Lebensluft heilſam gefunden: ob übrigens dieſe Krankheiten wirklich die knotige Lungenſucht geweſen, wolle er nicht entſcheiden. Der folgende Theil der Schrift iſt gegen die antiphlogiſtiſche Chemie gerichtet, deren Theorie der Vf. verwirft. Wenn man auch dieſelbe annehme, ſo folge doch nicht, daſs die reine Lebensluft die Lungen mehr erhitze, als die atmoſphäriſche, wenn nicht zugleich eine gröſsere Menge Kohlenſtoff zugegen ſey (der nämlich das Oxygene anziehen könne). Er habe *Fourcroy's* und *Lavoiſier's* Beobachtungen über das Athmen der Thiere in Lebensluft wiederholt, und dabey immer gefunden, daſs die Thiere in reiner Lebensluft viel länger lebten, als in gemeiner Luft. Schwitzen habe er kein Thier unter der Glocke in Lebensluft geſehen, welches auch nicht möglich ſey, weil man das Thier unter Waſſer tauchen müſſe, um es unter die Glocke zu bringen. (Letzteres iſt wohl bey kleinen Thieren und hinlänglich groſsen Glocken nicht unumgänglich nöthig, wenn man Glocken mit zwey Mündungen hat, deren eine man ohne ſonderlichen Nachtheil öffnen kann, da die Lebensluft nicht ſpecifiſch leichter iſt, als die atmoſphäriſche Luft; und weniger bedenklich, als das Untertauchen unter Waſſer.) Weder Hitze, noch roth angelaufene Augen habe er an den in der Lebensluft eingeſperrten Thieren bemerkt. In den Leichen derer, welche in Lebensluft erſtickt waren, fand er das Fleiſch roth, das Herz blaſs und groſs, die Lungen blaſs; in denen, welche in gemeiner Luft erſtickt waren, das Fleiſch blaſſer, das Herz klein und ſehr roth, die Lungen roth mit kennbaren Adern. Wenn die Thiere auch in der reinſten Luft endlich ſchwer athmen, ſo ſey dieſes zum Theile der Verdünnung zuzuſchreiben. (Doch offenbar wohl mehr dem kohlenſauren Gas, welches hier in viel gröſserer Quantität entſteht, ehe das Thier erſtickt, als bey gemeiner Luft, da nämlich ſchon das Stickgas derſelben die Erſtickung bewirkt. Vielleicht rührt von dieſer Verſchiedenheit auch jener vom Vf. ſelbſt bemerkte Unterſchied her.) Die Angaben, daſs man bey dem Einathmen der Lebensluft eine auſserordentliche Wärme und ein Brennen in der Bruſt empfinde, daſs das Geſicht darnach roth werde, daſs die Leute mit weiter Bruſt den Entzündungen mehr unterworfen ſeyn, — dieſe Angaben ſeyen alle falſch. Die Kranken empfinden hingegen Kühle, und werden auch nicht roth im Geſichte, wenn ſie nicht etwa die Luft durch enge Röhren mit Anſtrengung einziehen. Auch haben die Menſchen mit enger Bruſt viel leichter Lungenentzündungen, als die mit weiter. (Vorhin war aber von Entzündungen, nicht der Lungen allein, ſondern überhaupt die Rede.) Chaptals Krankengeſchichten ſeyen nicht vollſtändig genug, und wahrſcheinlich nicht ohne Partheylichkeit für das neue Syſtem, beſchrieben; dennoch finde man hie und da in denſelben Bemerkungen über gute Wirkung dieſes Mittels, indem es heiſse, es habe den Huſten geſtillt, und den Athem freyer gemacht. Am Ende klagt der Vf. darüber, daſs der Braunſtein ihm zu wenig Lebensluft gebe, und er ſich daher genöthigt geſehen habe, zum Salpeter zurückzukehren. (Allerdings iſt der Gehalt des Magneſiums an überſchüſsigem Sauerſtoffe ſehr verſchieden, und Rec. hat auch ſchon einigemale unbeträchlich wenig Lebensluft aus ihm erhalten. Doch giebt der Ilfelder ziemlich viel.) Den ganzen Beyfall des Rec. hat der Vf., wenn er S. 44. gegen die Meynung eifert, daſs die verdorbene Luft in Faulfiebern ſchädlich ſey. Es iſt ja ein groſser Unterſchied zwiſchen der zerſtörenden Kraft der Lebensluft bey todtem Fleiſche und der ſtärkenden belebenden Kraft derſelben bey lebendigen!) Zuletzt verſichert er noch, daſs er ſo eben wieder eine gute Wirkung der Lebensluft bey einer langwierigen Bruſtkrankheit (welcher?) beobachte. Sie mache jedesmal eine angenehme Kühle in der Bruſt, erleichtere den Auswurf und vermindere den Krampfhuſten, der bisher hartnäckig allen Mitteln widerſtand. Ungeachtet Rec. dem neuen Syſteme der Chemie zugethan iſt, ſo kann er doch dieſer gründlichen und im anſtändigen Tone geſchriebenen Schrift das gebührende Lob nicht verſagen. Uebrigens iſt jeder gute und unpartheyiſche Arzt überzeugt, daſs die Sätze des neuen Syſtems der Chemie wahr ſeyn können, wenn gleich nicht alle Folgerungen wahr ſind, die man aus ihnen für die Arzneykunſt zieht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. Julius 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: *Die göttliche heilige Schrift des alten und neuen Testaments in lateinischer und deutscher Sprache*, durchaus mit Erklärungen nach dem Sinne der heil. römisch-katholischen Kirche, der heil. Kirchenväter, und der berühmtesten katholischen Schriftausleger nebst eignen Bemerkungen, erläutert von *Heinrich Braun* etc. VIII. Band, der Prophet Jesaias, Jeremias und Klagelieder Jeremiä, mit Erlaubniss und Gutheissung des hochw. Ordinariats. 1795. 854 S. gr. 8.

Dieser 8te Band hat mit dem vorhergehenden einerley Verfasser und Einrichtung. Doch wird dem Jesaias 1) eine Tafel der gleichzeitigen Könige in Juda und Israel zu leichterer Erklärung der Propheten, 2) ein tabellarischer Inbegriff der Geschichte des Reichs Juda und Israel blos in Rücksicht auf die Erklärung der grosen Propheten entworfen, 3) ein tabellarischer Entwurf der Thronfolge in dem assyrischen, babylonischen, medischen und persischen Reiche zur Erklärung der vier grösern Propheten vorausgeschickt. In dem tabellarischen Inbegriff der Geschichte folgt der Vf. der frankischen Chronologie, die er mit Recht für weit richtiger hält, als die bisher von Hn. Braun gebrauchte Chronologie des Carrieres. In diesem Bande hat sich der Vf. nicht so genau an die Braunische deutsche Uebersetzung gehalten, als im vorhergehenden, weil sie ihm bey einer poetischen Schrift viel zu prosaisch und matt vorkam; ein Grund, den jeder Kenner für entscheidend halten wird. Wir wollen blos eine Stelle aus Jes. 9, 4. ff. zur Probe hersetzen: *Denn du hast zertrümmert das Joch, das sie drückte, und den Zuchtstab, den ihre Schulter fühlte. Du zerbrachst den Scepter ihres Unterdrückers, wie am Tage Midians. Denn alle mit Gewalt und Ungestüm eroberte Beute; alles mit Blut besprengte Gewand wird des Brandes Raub, des Feuers Nahrung. Denn ein Kind ist uns geboren, und ein Sohn geschenkt worden. Herrscherwürde ruht auf seinen Schultern. Sein Name wird seyn: der Wundervolle, der Rathgeber, Gott, der Mächtige, der Vater künftiger Zeiten, der Friedensfürst.* Gegen diese Uebersetzung, die in der That sehr poetisch klingt, läst sich nur wenig mit Grunde erinnern, etwa dies, dass *wie am Tage Midians*, anstatt, *wie zur Zeit, da Midian besiegt ward*, zu hebräischartig, und die Stelle: *ein Sohn* (ist uns) *geschenkt worden*, anstatt: *ein Sohn ist uns geschenkt*, zu matt ausgedrückt ist. Denn die Worte: *Denn alle mit Gewalt und Ungestüm eroberte Beute*, sind eine Uebersetzung der in der Vulgata vorkommenden Worte: *Quia omnis violenta praedatio cum tumultu*, welche, wie der Vf. erinnert, das Original nicht richtig ausdrücken. Denn er bemerkt sehr richtig, dass סְאוֹן nicht *Beute*, sondern nach dem Chaldäischen und Syrischen vielmehr *Stiefeln, Bedeckung der Füsse mit Eisen oder Erz* bedeute. Er führt auch hiebey *Herders* Uebersetzung dieser Worte an: *Und alle Waffen der rauschenden Kriegesschlacht.* Die Worte: *Der Vater der künftigen Zeiten*, stimmen auch mit *pater futuri saeculi* in der Vulgata überein. Allein die Erklärung: *der Herr der künftigen Zeiten*, ist unrichtig. Denn עַד heisst hier wohl *Ewigkeit;* und wie nach seiner Bemerkung im Arabischen *Vater der Schönheit* einen *Schönen* bedeutet: so muss *Vater der Ewigkeit* so viel, als der *Ewige* heisen. Dem Vf. sind die Gründe bekannt, warum die Neuern dem Jesaias viele Weissagungen, die wir unter den seinigen finden, absprechen, sie scheinen ihm aber nicht entscheidend zu seyn. Daher schreibt er auch die, vom 40sten Kap. an, dem Jesaias zu, der sich nach dem Untergange des israelitischen Staates leicht in das, den Juden künftig bevorstehende, Exil im prophetischen Geiste versetzen konnte; und dies nicht ohne allen Grund, weil, wie schon die Sprüchwörter Salamonis beweisen, die Hebräer die Gedichte neuerer Verfasser, wenn sie dieselben ältern Gedichten anhiengen, durch besondre Ueberschriften auszeichneten. Allein ältere Gedichte, die ihren Zeitgenossen bekannt waren, pflegten sie wohl in ihre Gedichte mit einzuweben. Das hat auch nach unsers Vf. Meynung Jesaias Kap. 2, 1—4. so, wie Michas, K. 4, 1—3, und nach Rec. Ueberzeugung Moses im ersten Buch Mosis, sehr oft gethan. Dass viele Stellen des Jesaias im N. T. in einem andern Sinne angeführt werden, räumt der Vf. ein; er findet aber bey dem Jesaias viel deutliche Weissagungen vom Messias, z. B. K. 11. K. 52 u. 53., wo er den 9ten V. also übersetzt: *Bey Missethätern ward ihm sein Grab bestimmt; er fand aber seine Grabstätte bey den Reichen.* Richtig dem Sinne nach, aber, wenn er im zweyten Satz nicht einer andern Lesart folgt, zu frey. Es sollte heisen: *Aber in seinem Tode ward er den Reichen beygesellt.* Bey dem Jerem. findet er den Messias nur in einigen Stellen. Das 52ste Kap. hält er für einen historischen Zusatz, dergleichen man auch schon am Ende des 5ten Buchs Mosis findet. Die Klagelieder hat, wie er mit Recht behauptet, der Prophet nicht bey dem Tode des Königs Josias, sondern bey dem Untergange des jüdischen Staates und der Stadt Jerusalem gesungen. Nur wenige Provinzialismen hat Rec. in diesem Bande bemerkt; z. B. *nacher* für *nach*, *farcht* für *fürchtete*, *dörfte* für *dürfte*, *mit samt* den *Wurzeln*, *Rinsal* und *Unbilden*. Uebrigens berech-

berechtigt dieser Band, der die vorhergehenden noch übertrifft, von neuem zu der Hoffnung, dass das Werk in der katholischen Kirche viel Nutzen stiften werde.

Erfurt, b. Keyser: *Lehrbuch der christlichen Religion zum Gebrauche in Gymnasien und mittleren Schulen.* Von M. *Christian Gotthilf Herrmann*, aufserordentl. Prof. der Philos., ordentl. der Religion am evangel. Raths-Gymnasium u. s. f. Mit Bewilligung E. Hochedl. u. Hochw. Stadtraths A. C. als Lehrbuch im Gymnasium eingeführt. 1796. 174 S. 8. (6 gr.)

Die Beurtheilung eines solchen Buches, das zur Grundlage des Religionsunterrichts für die Jugend, vornehmlich in einer öffentlichen Schule bestimmt, und für diesen Zweck auf ausdrückliche Vorschrift der Obrigkeit geschrieben worden ist, fodert eben so viel unpartheyische Strenge in der Würdigung seines innern Gehalts an und für sich selbst, als schonende Billigkeit in Rücksicht auf seinen Verfasser. Für den Rec. der gegenwärtigen Schrift liegt sehr viel Angenehmes in dem Geständnisse, welches er nach seiner geprüften Ueberzeugung ablegen kann, dass Hr. *Herrmann* als Vf. der billigen Nachsicht eben so wenig bedarf, als seine Schrift eine unpartheyische Strenge der Untersuchung scheuen darf. Bey einem Lehrbuche der Religion für junge Leute von vierzehn bis achtzehn Jahren (denn für solche ist es nach Angabe der Vorrede bestimmt), kommt es vor allen Dingen darauf an, dass es die wichtigsten und ausgemachtesten Resultate, selbst der neuesten Untersuchungen über die Religion, so fern dieselbe den Bedürfnissen der Bildung ihres Geistes und Charakters entsprechen, mit gründlichen und doch der Fassungskraft und den Vorkenntnissen angemessenen Beweisen unterstützt, in ihrer praktischen Beziehung vollständig, deutlich und zweckmäfsig geordnet, und zwar in derjenigen Kürze vortrage, die zwar der Verständlichkeit für den blofsen Leser keinen Abbruch thut, gleichwohl aber auch dem Lehrer hinlänglichen Stoff zu passenden Erklärungen und Erläuterungen darbietet. Glücklicherweise wurde der aufgeklärte Vf. in Ausführung eines solchen Plans, dem seine Einsicht und Geschicklichkeit vollkommen gewachsen war, durch Rücksicht auf Obere keinesweges so beschränkt und verhindert, als es sonst bey Abfassung solcher Schriften für öffentlichen Schul- und Kirchengebrauch wohl zu geschehen pflegt. Gleich entfernt von blinder Anhänglichkeit an das alte Kirchensystem, und von unbehutsamer Neuerungssucht, wandelt der Vf. in dem dogmatischen Theile mehrentheils den bescheidenen und praktisch angemessenen Weg eines *Griesbach* (in dessen populärer Dogmatik), in dem moralischen aber benutzt er vornehmlich die theologische Moral des D. *Joh. Wilh. Schmid* (Jena 1793), unterläfst dabey nicht, auf manche treffliche Winke *Niemeyers* in dessen populärer und praktischer Theologie Rücksicht zu nehmen, ohne bey allen diesen Führern eigne Prüfung, Auswahl, Anordnung und Bestimmung zu versäumen.

Die gröfste Schwierigkeit bey einem Lehrbuche der Religion ist mit der Einleitung zu dem ersten Begriffe von Religion überhaupt, und mit dem Uebergange von dieser zu der christlichen Religionslehre insbesondere verknüpft. Hierauf kommt bey Begründung eines festen Religionsglaubens in den Gemüthern junger Leute, die vielleicht bald die Schule mit der Welt vertauschen, und darinn auf manche Veranlassungen zum Zweifel und zum Unglauben stofsen, unendlich viel an. Wird der Lehrer hier durch bedenkliche Rücksichten auf ein politisch sanctionirtes Lehrsystem eingeschränkt und verhindert, mit Würde und Bescheidenheit zu sagen, was der Aufklärung des eintretenden Zeitalters vollkommen gemäfs ist; wird er genöthigt, seine Lehrlinge für jetzt mit Behauptungen und Beweisen hinzuhalten, die das hellste Licht der Zeit nicht ertragen können: so befördert er unfehlbar Zweifelsucht und Irreligion seiner Schüler, und verfehlt durchaus seine auf das künftige praktische Leben hinaussehende und durchaus nicht auf die wenigen Schuljahre beschränkte, praktische Absicht. In dieser Hinsicht verdient zwar die Einleitung des Vf., welche von der moralischen Natur des Menschen, nicht blofs von dem Triebe nach Glückseligkeit allein ausgeht, ein Lob des Vorzugs vor allen bisherigen Lehrbüchern der christlichen Religion (dasjenige ausgenommen, welches den dritten Theil von J. W. Schmid's katechetischen Lehrbuche ausmacht); sie bedarf aber gleichwohl eines weisen und aufgeklärten Interpreten, welcher dasjenige, was über geoffenbarte Religion überhaupt, über das Christenthum und die Beweise seiner Göttlichkeit und über den göttlichen Ursprung der heiligen Schriften darinn gesagt wird, auf eine bescheidene und unanstöfsige Manier nach den neuesten Aufklärungen und Berichtigungen zu modificiren, und das ganze Gebäude der religiösen Ueberzeugung gegen solche Angriffe, die auf schwache Stützen gerichtet leicht siegreich werden könnten, zu befestigen versteht. Ein unbedingter Gebrauch aller Beweise für das Christenthum, z. B. aus den Wundern, Weissagungen, und die unbedingte Erhebung dieser Religionsform über die sogenannte natürliche Religionslehre dürfte leicht der guten Sache für die Zukunft mehr schaden, als beförderlich seyn. — Im *ersten* Abschnitte, *von Gott dem Schöpfer der Welt, dessen Daseyn, Eigenschaften und Wesen*, braucht der Vf. sowohl den physikotheologischen als den moralischen Ueberzeugungsgrund. Sehr zweckmäfsig; nur mufs der mündliche Lehrer unterscheiden, *was* eigentlich durch jeden dieser Gründe begründet wird, weil sonst gar zu leicht Zweifel entstehen können. Die *höchste* Vollkommenheit Gottes finden wir bey Hn. H. weder biblisch noch philosophisch erwiesen. Von den einzelnen göttlichen Eigenschaften kommen Beweise vor, die aber nicht mit dem moralischen Hauptbeweise des göttlichen *Daseyns* zusammenhängen. Die Lehre von der Dreyeinigkeit ist so vorgetragen, wie man gewöhnlich annimmt, dass es die neutestamentliche Lehre mit sich bringe. Besser würde es unstreitig gethan seyn, wenn man in dem *allgemeinen* Religionsunterrichte für Menschen, welche sich die morgenländische Vorstellungsart von einem hypostasirten Worte Gottes (λογος oder πνευμα, welches man anfangs nicht unterschied)

nicht

nicht im Voraus schon geläufig gemacht haben, blofs das Praktische und allgemein Verständliche von Gott als Vater, von Jesu und von seinen überall verbreiteten wohlthätigen Wirkungen aus einander setzte, und der ältern und neuern transcendenten Metaphysik über die praktische wohl gegründete Sache nur in einer Anmerkung historisch gedächte, wie der Vf. in Ansehung der minder bedenklichen und biblisch nicht minder gegründeten Lehre von den Engeln gethan hat. Vielleicht erlaubten es aber äufsere Verhältnisse nicht, dies hier zu thun, und dann soll diese Erinnerung des Rec. kein Tadel für den Vf., sondern nur ein Wink für künftige Verfasser solcher christlicher Lehrbücher seyn. — Der *dritte* Abschnitt: von der Natur und Bestimmung der Menschen zur Tugend, so wie der *vierte* bis *sechste*, welcher die Pflichten gegen Gott, sich selbst und andere abhandelt, bieten dem Rec. keinen Stoff zum Tadel an, vielmehr findet er sie vortrefflich, und man wird es gewahr, dafs der Vf. hier gar keine bedenklichen Rücksichten nehmen durfte, seiner eigenen Ueberzeugung zu folgen. Im *siebenten* Abschnitte wird, wie gewöhnlich, die Sinnlichkeit als *Ursache* der Sünde und der Sündhaftigkeit der Menschen angegeben, da diese doch, wenn anders Zurechnung statt finden soll, nur die Veranlassung und die Bedingung ihrer Möglichkeit, ein unerklärbarer Akt der Freyheit aber der einzige wahre Grund der Sünde und selbst des Hanges zum Sündigen seyn kann. Sinnlichkeit und ihre Stärke gehört wesentlich zu unsrer Natur, die wir von dem Schöpfer erhalten haben; so würde also Gott durch Natur Ursache der Sünde seyn, welches in der That alle Moralität aufhebt. *Achter* Abschnitt. Jesus der Erlöser der Menschen. Ganz nach *Griesbach* bearbeitet. *Neunter* Abschnitt. Fortdauernde Veranstaltungen und Herrschaft Jesu. Christliche Kirche, Lehramt, Taufe und Abendmahl. Alles nach gewöhnlichen Vorstellungsarten, doch mit vieler Mäfsigung. Was von dem *grofsen Nutzen* der Kindertaufe gesagt wird, bezieht sich eigentlich alles auf die christliche Lehre, ist aber nicht gerade Wirkung dieses äufserlichen Gebrauchs. „Wir werden bey der Feyer des Abendmahls des Leibes und Blutes Jesu theilhaftig." Eine Redensart, bey der man sich ohne nähere Erklärung gar nichts denken kann. Wie denn dieser Fall da, wo man keiner Parthey Anstofs geben will, gewöhnlich eintritt. *Zehnter* Abschn. Wie wird der Christ seiner *grofsen Bestimmung zugeführt*. *Eilfter* Abschn. Von dem Beystande des *Geistes Gottes* (warum nicht lieber statt dieser orientalischen Formel in unser Sprachweise geradezu: dem Beystand *Gottes?*) zu unsrer Besserung. *Zwölfter* Abschn. Schicksal der Menschen nach diesem Leben. — Diese Lehrstücke sind recht gründlich, deutlich und praktisch bearbeitet. Im Ganzen verdient überhaupt dieses Lehrbuch Beyfall, und unsre Erinnerungen zwecken nicht darauf ab, das Verdienst seines Vf. zu schmälern, sondern andere zu noch vollkommenern Versuchen dieser Art aufzumuntern. Vielleicht kann auch der Vf. selbst bey einer neuen Ausgabe, welche das Buch wahrscheinlich erleben wird, manches Fehlerhafte noch verbessern. Möchte doch dies Buch auch von vielen andern Gymnasien den unfruchtbaren, theologisch-dogmatischen Unterricht verdrängen, der so viel dazu beyträgt, dafs der moralische Werth der reinen vernünftigen und christlichen Religion, selbst in den höhern Ständen, häufig verkannt, und ihr wohlthätiger Zweck für die Bildung des Geistes und Herzens vereitelt wird. Auf die Art, wie man gerade in diesen Jahren der erwachenden Freyheit und Vernunft eine Sache ansehen und gebrauchen lernt, kömmt für das ganze Leben unendlich viel an.

Hildburghausen, b. Hanisch: D. *J. Georgii Rosenmülleri historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia christiana* inde ab Apostolorum aetate usque ad Origenem. Pars I. 251 S. 8.

Was der Vf. von dem Jahr 1789 an in fünf Programmen nach und nach über die Exegese der ersten griechischen Kirche bekannt machte, ist hier zusammengetragen. Zum Glück besitzt Rec. alle 5 Programme, dafs er sie mit dem neuen Abdruck vergleichen konnte, und die Leser dürfen es glauben, er hat die Collation wirklich angestellt und gefunden, dafs Hr. R. mit Grund der Wahrheit versichern konnte, was in der Vorrede steht: *recognovi et in ordinem redegi istas meas commentatiunculas, emendavi, quae emendanda, et addidi quaedam locis, quae illustrationem desiderare videbantur, amputatis iis, quae propter occasiones scribendi addita erant.* Schon 13—40. ist ein ganzer Abschnitt, den Rec. bey den Programmen ungern vermifste „*Apostolorum ratio libros sacros V. T. interpretandi*" hinzugekommen; S. 46 ff. ist die ganz richtige Bemerkung: der Verfasser des Briefs, der unter Barnabas Namen läuft, habe, unerachtet er einerley Materie mit dem Apostel Paulus behandelte, desselben und des N. T. überhaupt nirgends Erwähnung gethan, denn die Reden Christi, die er anführe, seyen aus einem *evangelio apocrypho* geflossen, eingeschoben; S. 211 ff. aber — um nicht mehrere anderweitige Verbesserungen anzuführen — ist der Zusatz beygefügt: Klemens von Alexandrien habe nicht nur alle alttestamentliche, sondern auch alle zum N. T. gehörige Schriften gebraucht, daneben habe er noch überdies allerley Apokrypha und Sagen benutzt, ohne ihnen jedoch gleichen Werth mit den kanonischen Büchern beyzulegen (Stromat. III. S. 339. ed. Sylburg. Lugd. Batav. 1616.). Man bekommt also durch die vorliegende Schrift wirklich mehr, als in den Rosenmüllerischen Programmen; *de fatis interpretationis sacrarum litterarum in eccl. christ.* enthalten ist, und diejenigen, welche die Quellen und Subsidien, aus welchen Hr. R. schöpfte, nicht benutzen können oder wollen, und doch wissen möchten, wie es um die Erklärung der Schrift in der ältern griech. Kirche stand, werden hier sich durch eine eben so gründliche als lichtvolle Darstellung befriedigt finden. Folgendes ist das Resultat seiner Bemerkungen über die ganze Periode. 1) Die griechischen Väter des ersten Jahrhunderts gebrauchten unsere Evangelien und apostolischen Briefe, wie es scheint, niemals; was sie aus der Geschichte Jesu anführen, ist aus irgend ei-

nem andern Evangelium oder der Tradition genommen. Klemens von Alexandrien ist, wie oben schon erinnert wurde, der erste, der alle neutestamentliche Bücher benutzte. Dass es andere Väter vor und zu seiner Zeit nicht thaten, davon liegt der Grund theils darinn, weil sie zur Parthie derer gehörten, denen das A. T. wichtiger, als alle andern, auch apostolische Schriften zu seyn schien, theils darinn, weil noch kein bestimmter Kanon N. T. vorhanden war. Vor Justin dem Märtyrer existirte die Sammlung, welche unter dem Namen ὁ ἀποστολος und τὸ ἀποστολικον bekannt ist, gewiss nicht. 2) Unerachtet die meisten christlichen Lehrer das A. T. über alles hochschätzten, so gab es dennoch Einige unter den Katholiken, welche einen sehr niedrigen Begriff damit verbanden. Zwar verwarfen sie es nicht so, wie die Gnostiker, aber sie wollten sich doch lieber an die neutestamentlichen Schriften halten. 3) Es waren unter den griech. Vätern dieser Per, manche, welche die allegorische Erklärung der Schrift nicht gut hiessen, namentlich der Verfasser der Recognitionen. 4) Es war Sitte, mosaische Gesetze, welche die Juden allein angehen, auch als verbindlich für die Christen anzunehmen. Besonders trugen sie die Verordnungen, welche dem jüdischen Priesterstand gelten, gerne auf sich über, um ihren Klerus dadurch zu heben. 5) Beynahe alle griechischen Schriftsteller des Zeitraums dachten arianisch in der Lehre von Christus. 6) Die elende, besonders allegorische Erklärungsart der ältesten Kirche schadete dem Christenthum ungemein; gleichwohl nahm man kein Beyspiel daran, sondern fuhr nachher und selbst nach der Reformation fort, auf die nämliche Art zu exegesiren. Der Vf. erinnert an Coccejus und seine Anhänger, an die Quäcker, an Thomas Woolston und die neuesten Tage, in denen man auf Kants Ansehen hin der grammatischen Interpretation auch wieder zu nahe zu treten sich vermisst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Görlitz*, b. Hermsdorf u. Anton: *Zuruf an meine Oberlausitzer Mitbürger*, die sehr nöthige Verbesserung *einiger unsrer Volksschulen* betreffend, von M. *Karl Friedrich Bretschne*, Hof- und Mittagsprediger in Muskau. 1795. 56 S. gr. 8. (3 gr.) Der Vf. entwirft ein Gemälde von der Verfassung der meisten Bürgerschulen in der Oberlausitz, das keinen vortheilhaften Begriff von der Einsicht der dortigen Obrigkeiten und Bürgerschaften in das, was Noth ist, erweckt, wozu man aber freylich in jeder Provinz einige Gegenstücke auffinden könnte. Die Vorschläge zu Verbesserung einiger wesentlicher Mängel derselben verdienen, so wie sie aus einem guten Herzen kommen, auch in gut gesinnten Gemüthern Eingang zu finden.

Landbeschreibung. *Würzburg*, b. Blank: *Topographie des Fürstlich-Würzburgischen Amtes Bischofsheim an der Rhöne.* Von *Sebast. Stumpf.* 1796. 62 S. 8. Unsere statistischen und topographischen Kenntnisse der fürstl. würzburgischen Stiftslande sind, gegen andere deutsche Provinzen, noch weit zurück, und um so vielmehr verdient jeder Beytrag, wodurch wir diese, in statistischen und topographischen Hinsichten, noch wenig bekannte Land, etwas genauer kennen lernen, unsern Dank. Die gegenwärtige Schrift enthält zwar nur eine Beschreibung des würzburgischen Amtes *Bischofsheim*; der Vf., Hr. Bibliothekar Stumpf zu Würzburg, giebt uns aber die angenehme Hoffnung, diese verdienstliche Arbeit fortzusetzen, und vielleicht gelingt es ihm, den Freunden der Länderkunde künftig eine vollständige historisch-geographisch-statistische Beschreibung in die Hände zu liefern, und zugleich aus den reichhaltigen, aber noch wenig benutzten, würzburgischen Klosterarchiven manche Urkunde mitzutheilen, wodurch die Geschichte dieses Landes einen beträchtlichen Zuwachs erhalten könnte. Der Plan, nach welchem Hr. St. seinen Gegenstand behandelt, lässt sich aus folgenden Rubriken beurtheilen: 1) *Grenzen des Amtes*, 2) *Klima, Wälder, Berge*, dahin gehört besonders der grosse Reichsforst, den K. Otto III im Jahre 1000 dem Stifte Würzburg schenkte. 3) *Die Moore auf dem Gebirge; das rothe Moor.* Rec. vermisst hier eine Beschreibung des Rhöngebirges, welches für den Naturforscher viel Merkwürdiges enthält. Aus Fabris neuem Magazin 1 Band 3 St. und aus Vogts mineralogischen Reisen hätte Hr. St. diese Lücke sehr gut ausfüllen können. 4) *Versuche über die Gebirgsproducte und deren Veredlung.* Unter dieser Aufschrift werden von den Eisenhämmern auf dem Holzberg, von der Ofengiesserey bey Bischofsheim, der Glashütte im Sinngrunde, der Stahlhütte, Eisenschmelze und Krugbäckerey bey Oberbach, und von dem Kohlenbergwerke auf dem Bauersberg, gute Nachrichten mitgetheilt. Hierauf folgt 5) *die Geschichte des Amtes und seiner einzelnen Theile.* Ausser der Stadt Bischofsheim besteht dasselbe im 15 Ortschaften, die hier, so viel ihre Geschichte und politische Verfassung betrifft, beschrieben werden. Im ganzen Amte zählt man 1308 Feuerstellen, und 6737 Seelen beiderley Geschlechts. Gut wäre es gewesen, wenn der Vf. die Zahl der Häuser und Einwohner bey jedem Orte besonders angegeben hätte. 6) *Sitten und Nahrungsstand der Einwohner.* Die Beschreibung des Feld-, Wiesen- und Flachsbaues, des Viehstandes, der Tuchmanufactur zu Bischofsheim und der Pottaschensiederey zu Silberhof sind die vorzüglichsten Gegenstände dieser Rubrik, welche uns mit dem innern Zustand dieses kleinen Districts bekannt machen. Den Beschluss machen 6 Beylagen, welche theils die Geschichte, theils die Jurisdictionsverfassung des Amtes betreffen. Dass übrigens der Verleger diese, aus so wenigen Bogen bestehende Schrift durch graues Papier und schlechten Druck verunstaltet hat, verdient gerügt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. Julius 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Himburg: *Versuch einer Theorie des deutschen Styls* (Stils), verbunden mit einer praktischen Anweisung zur zweckmäßigen Ausbildung unsers Denk- und Sprachvermögens. Von Dr. *Wilh. Kosmann*, Profess. des deutsch. Styls an der kön. Akad. der Artillerie und Gouverneur am adelichen Kadettenkorps in Berlin. *Erster Theil*, welcher auf die eigentliche Darstellung der Theorie der Schreibart vorbereitet. 1794. 302 S. 8. *Zweyter Theil*, welcher auf die eigentliche Darstellung der Theorie der Schreibart vorbereitet. 304 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

Was er da so spricht, thut er selber nicht, könnte man von diesem Lehrer des Stils sagen. Denn man mag in diesem Buche aufschlagen, wo man will, so stößt man auf Stellen in Menge, wo die Schreibart nichts weniger als gut ist. Einige wenige Beyspiele vorläufig zur Probe! Th. I, S. 2. „*Die Hoffnung ermuntert die Seele.* Dieser Satz drückt eine angenehme „Empfindung, während eines, wenigstens unbehaglichen Zustands, *von uns* aus, als Folge gewisser Aussichten in die Zukunft, denen gemäss es einst nicht „so, sondern besser mit uns seyn wird.“ Alles übrige bey Seite gesetzt, ist *von uns*, hier Deutsch? Und gesetzt, es wäre, wozu gehört es? Zu *Zustands*? Davon ist es durch ein Komma getrennt? Zu *Empfindung*? Auch davon entfernt es die Wortstellung. S. 30. „Unsere Hauptabsicht bey allen unsern schriftlichen „Aufsätzen gehet dahin, unsere Gedanken und Empfindungen zu einem bestimmten Zweck *auf andere* „*zu übertragen.*“ Wenn es noch *überzutragen* hiesse! Warum aber nicht natürlicher und landüblicher: *andern mitzutheilen*? S. 177. „Die Barbarismen stiessen „gegen die Etymologie an, die Solöcismen gegen die „Regeln der Wortfügung, der uneigentliche *Brauch* „verletzt den Sinn *aber*, welchen der Sprachgebrauch „einem Ausdruck beilegt.“ Th. 2, S. 52. „*Es ist unsicher, in dem Wahn zu stehen*, etc. S. 159. Statt den „Ausdruck zu beleben, entkräften sie ihn *dahero.*“ S. 304. „Wenn der Zusammenhang der Gedanken sehr „gering und kaum merkbar ist, scheint mir die Konjunction abgeschmackt, und wenn er sehr genau ist, „überflüssig zu seyn. Aus dem ersten Grunde treffen „wir im Anfange eines Kapitels oder Abschnitts, *die* „*Bibel ausgenommen*, selten *mit ihnen* (*mit ihr* müfste es „wohl heissen, da nicht die Konjunktionen, sondern „die Konjunktion vorherging) zusammen. (Eigentlich „*treffen* wir die Conjunctionen wohl nur *an*, nicht aber „*mit ihnen zusammen.*) „Und aus dem zweyten Grunde „werden sie häufig *im geselligen Tone* ausgelassen, wo „die Verbindung sich so sehr von selbst ergiebt, dass „sie ganz unnütz sind.“ Jedoch Hr. K. fordert vielleicht, dass man sich über alle diese zahlreichen Nachlässigkeiten und Ungewöhnlichkeiten als über Kleinigkeiten hinwegsetzen solle, und wendet ein seine Theorie des deutschen Stils oder vielmehr die in diesen beiden ersten Bänden dazu gelieferte Vorbereitung, der noch ein dritter Theil oder die Theorie selbst folgen soll, könne deshalb doch richtig und gut seyn. Nun so lassen wir den Stilisten gehn, und halten uns an den Theoristen.“

Das ganze Werk ist in Vorlesungen getheilt, deren diese zwey Theile 17 enthalten. I. *Versuch einer nähern* (genauen oder richtigen) *Bestimmung des Begriffs von einer Theorie des Stils.* Hr. K. beantwortet die Frage: Giebt es eine *Kunst*, die uns lehren könnte, *richtig* und *schön* zu schreiben? im Allgemeinen mit Nein, weil es sonst (S. 10) Regeln geben müfste, nach welchen Geistesproducte mechanisch vervielfältigt werden könnten. Aber wenn es gleich eine solche *Kunst* nicht giebt, so mufs es doch (S. 13) eine Summe von Grundsätzen geben, die uns anleiten könnten (können), das Schöne zu bemerken, vom Häfslichen und Nichtschönen zu unterscheiden, und dadurch unserm Gefühl und Empfindungsvermögen eine gute Richtung zu geben, d. i. es giebt eine Anleitung zur Kunst schön und richtig zu schreiben. *Stil* will er von *Schreibart* unterschieden wissen, und versteht darunter im Allgemeinen die Art unsre Gedanken zu ordnen, vorzutragen und darzustellen, in engerer Bedeutung aber — was glaubt man wohl? — das Eigenthümliche in der Schreibart origineller Geister. Die zweyte Vorlesung handelt von dem *Unterschiede zwischen Stil und Schreibart* ausführlicher, und zugleich vom *Sprachgebrauch.* Die wissenschaftlich geordnete Summe derjenigen Grundsätze (S. 24), welche sich auf Zweckmäfsigkeit und die Gedanken beziehen, bildet die Theorie des Gedankenstils oder des *eigentlichen Stils;* diejenigen Grundsätze aber (S. 25), welche auf das Mechanische und den blofsen Ausdruck gehen, machen die Theorie des Wortstils oder *der Schreibart* aus. *Stil* verhält sich zur Schreibart, wie Grund zur Folge. Nur dem gebohrnen Genie, das alles aus sich selbst wird (S. 27), und dem gebildeten Kopf wurden Eigenthümlichkeiten zu Theil, allen andern kommt weder Stil noch Schreibart zu, und sie sind *Stümper.* (Viel gesagt!) Das durch die Gewohnheit festgesetzte (S. 32) macht den Sprachgebrauch. Jede Anomalie steht auf demselben Grunde, auf welchem die allgemeinen Sprachre-

geln ſtehen. Hr. K. erläutert dies durch *ich ſchone dich, ich ſchöne deiner* und *pareo tibi* (ſo ſteht dreymal da, daſs es alſo wohl ſchwerlich Druckfehler iſt). Es giebt einen guten und einen fehlechten Sprachgebrauch, welcher letztere richtiger (S. 37) Sprachverderb heiſsen ſollte. Nur der Sprachgebrauch kann gut genannt werden, welcher (S. 42) den obern Volksklaſſen angehört. Uebrigens muſs er 1) *national* (S. 45) ſeyn, und alles fremdartige und provinzielle ausſchlieſsen, 2) der Meiſsniſchen oder Oberſächſiſchen Mundart folgen. Dieſer Sprachgebrauch geht in ſubjektive Fertigkeit über, wenn die ſubjektive Kultur (S. 60) in der geſelligen Verbindung mit den höhern Volksklaſſen und durch das Leſen der *Wielandſchen*, *von Götheſchen* und *Leſſingſchen* Schriften in uns hervorgeht. III. *Ueber die Natur und den Nutzen einer Kritik des Ausdrucks, beſonders in Fällen, welche der Sprachgebrauch unentſchieden läſst.* Einzelne Wörter (S. 64) gebrauchen wir ſprachrichtig, wenn wir ihnen keinen andern Sinn unterſchieben, als welchen der Sprachgebrauch für ſie feſtgeſetzt hat. Hr. K. erläutert dies mit den beiden Wörtern *vor* und *für*, deren Bedeutung er feſtſetzt. Er meynt, wenn man ſich dieſe Begriffe einmal deutlich gemacht habe, könne man nie ungewiſs ſeyn, welchen von beiden Ausdrücken man in jedem einzelnen Fall ſetzen müſſe. Gleichwohl leſen wir bey ihm ſelbſt S. 21: Jeder Aufſatz gehört *für* das Forum dieſer drey Richter; und hingegen S. 72: Dieſe Unterſuchung gehört *vor* das Forum des eigentlichen Stils. Iſt etwa gar beides recht? Wenn der Sprachgebrauch bey einzelnen Wörtern oder ganzen Redensarten getheilt iſt (S. 76), verdient derjenige Ausdruck den Vorzug, in welchem gar keine oder die mindere Zweydeutigkeit liegt, welcher der Analogie der Sprache entſpricht, ſich durch Kürze und Präciſion empfiehlt, am angenehmſten ins Ohr fällt; ſeine Abſtammung von einem guten und ſprachrichtigen Wurzelwort darthun kann; und, wenn dies alles die Wahl noch unentſchieden laſſen ſollte, den ältern Sprachgebrauch für ſich hat. Wider den gröſsten Theil dieſer Regel wird niemand etwas haben; aber es kömmt auf die Anwendung an. Hr. K. meynt, man nenne den offnen Raum vor den Zimmern (was in Niederſachſen häufig die *Diele* heiſst) beſſer *Saal* als *Flur*, weil *Saal* bloſs ähnliche, *Flur* aber verſchiedenartige Begriffe bezeichne. Aber wird nicht eben deshalb *Saal* viel häufiger Schwierigkeiten verurſachen? Eine Frau, welche *die* (oder, wie in dieſer Bedeutung viele Gegenden ſprechen, *den*) *Flur* rein zu machen befiehlt, wird ſicher nicht miſsverſtanden, welches mit *Saal*, wegen ſeiner zu nahverwandten anderweitigen Bedeutung eines gröſsern Zimmers, viel leichter der Fall ſeyn kann. Noch weniger werden viele ſich überzeugen können, daſs *es koſtet mich* eine Zweydeutigkeit mache, und daſs man alſo aus dieſer Urſache ſprechen müſſe, *es koſtet MIR einen Friedrichsdor.* (S. 82. 91. 93.) Nagelneu iſt die Nachricht (S. 92), die Gottſchedianer hätten wollen geſagt und geſchrieben wiſſen: *es ſchmäuchelt MICH.* Daſs Adelung im Lehrgebäude ſagt, man gehe mit *MIR dünkt* am ſicherſten, hat zwar ſeine Richtigkeit; aber in den neueſten Ausgaben des Wörterbuchs und der Sprachlehre entſcheidet er doch für *mich dünkt.* IV. *Iſt alles, was der gute Sprachgebrauch billigt, auch werth, beybehalten zu werden?* Hr. K. breitet ſich hier zuerſt über die unperſönlichen Zeitwörter aus, die nach ihm eine Veränderung in der Natur bezeichnen, ohne dabey die Kraft zu beſtimmen, welche ſie hervorbrachte. Die Regel ſelbſt heiſst: wenn der durch ſie bezeichnete Zuſtand durch etwas auſser uns bewürkt (bewirkt) wird, haben ſie den dritten, und wenn er zum Theil von unſrer Willkühr abhängig gedacht werden kann, oder in der Natur des Subjekts ſelbſt gegründet iſt, den vierten Fall bey ſich. Warum wendet Hr. K. dies nicht auf den vornehmſten unter den ſtreitigen Fällen an, nemlich auf *es kömmt mir* oder *mich etwas an?* Hernach entſcheidet er, es gebe vieles, was der Sprachgebrauch gut heiſst, das nicht in aller Rückſicht beybehaltens- und nachahmenswerth ſey. Verbannenswerth wird ein jedes entbehrliche Wort 1) durch Schwerfälligkeit und Härte (S. 126), z. B. *Erfahrungsſeelenkunde* (nicht von Moritz, ſondern von Mendelſohn gemacht), wofür er bloſs *Seelenkunde* geſagt wiſſen will, *Machtvollkommenheit*, *Stundenunterſchied*, *geſellſchaftslos*, *ſchmerzs* (was heiſst das?), *ſchmilzt* (müſste wohl heiſsen *ſchmelzs* für *ſchmelze es*), *ſchneidts* (d. i. *ſchneids*, für *ſchneide es*, welches nicht härter iſt, als *treibs*), *ſchneits* 2) durch eine Bedeutung, die gänzlich von derjenigen abweicht, welche ſie der Etymologie gemäſs haben ſollten. Hier werden *kannengieſsern* (wovon Hr. K. glaubt, daſs man es künftig einmal vielleicht bloſs gebrauchen werde, wenn man anzeigen will, daſs jemand wie ein Betrunkener rede), *ſtockſtille*, *Liebſte* für *Buhlerinn*, *gehalten* für *ſchuldig* oder *verpflichtet* u. a. angeführt. Auch Verbindungsweiſen, welche mit der logiſchen Wortfolge in geradem Wiederſpruche ſtehen, verdienen verworfen zu werden. Beyſpiele ſetzt Hr. K. hier nicht hinzu, ſondern geſteht bloſs, daſs es ſchwer ſey, die logiſche Folge zu beſtimmen, und erinnert (S. 144), daſs wir uns wegen Vernachläſsigung derſelben an die (an der) Schreibart eines Platners ſtoſsen. V. *Von der Reinigkeit der Sprache.* Er rechnet dahin 1) die einzelnen Worte (Wörter?) und Ausdrücke müſſen deutſch ſeyn, 2) die Konſtruktion und Wortfolge muſs deutſch ſeyn (das iſt ja Richtigkeit und nicht Reinigkeit!), 3) Ausdrücke und Redensarten müſſen nur in derjenigen Bedeutung genommen werden, welche ihnen der (gute) Sprachgebrauch beygelegt hat. Man hat (S. 153) die Ausdrücke *Schlacht* und *Scharmützel* den veralteten beyzählen und (ſie) ausmerzen wollen (wer hat das gethan?); aber ſie ſind von *Gefecht* und *Treffen* unterſchieden. (Die Ableitung des Worts *Scharmützel* von *Schaar* und *metzeln* würde man Hn. K. gern geſchenkt haben.) Das S. 160 empfohlne Wort *weitſchichtig* wird Rec. ſo lange für entbehrlich halten, bis ihm eine Stelle angeführt wird, in der es mit Nachdruck ſteht, welches hier nicht geſchehen iſt. Es iſt eine prächtige, *weitſchichtige* Rede, pflegte ein gewiſſer alter Schulmann zu ſagen, wenn er eine Rede des Cicero loben wollte, und dachte ſich dabey eine Rede, worinn alles mit redneriſcher Ausführlichkeit behandelt iſt. Aber

das

das Wort hat kein Glück gemacht, und ist daher auch von Adelung nicht aufgenommen worden. Wenn Recensenten einem Schriftsteller etwas durchaus verbieten könnten, so sollte Hn. K. das Etymologisiren schon darum auf immer untersagt werden, weil er S. 165 ganz unbefangen behauptet, das Wurzelwort von *entspringen* laute *Sprung*. Und doch will er (S. 167) von Wörterfamilien schreiben! Ueber die Lehre von den Solöcismen eilt Hr. K. sehr schnell hinweg, ob er gleich S. 172 f., wo von Barbarismen die Rede war, solche Fehler mit aufgeführt hat, die eigentlich *Solöcismen* sind; aber er selbst schliefst das, was er über die Solöcismen sagt, mit einem wahren Solöcism. Es wäre ein vergebliches und endloses Geschäft, sagt er, alle Arten von Solöcismen anführen zu wollen, (;) es giebt ihrer so viele, *als gegen die Regeln der Wortfügung gebraucht werden kann*. VI. *Von den allgemeinen Eigenschaften einer schönen Schreibart*. Es werden dahin Deutlichkeit, Lebhaftigkeit, Anmuth, Fülle des Ausdrucks und Wohlklang gerechnet, wobey vorzüglich zu bemerken ist, dafs die meisten Redekünstler die Deutlichkeit nicht mit zur Schönheit rechnen. Hr. K. handelt hier von der Deutlichkeit kürzer. S. 183—185, von der Dunkelheit weitläuftiger S. 186—216, wo auch vom Gebrauch der Wörter in mehrern Bedeutungen, von den technischen Ausdrücken, von dem zu gekünstelten Periodenbau und von zu langen Perioden besondere Unterabtheilungen vorkommen. VII. *Von der Zweydeutigkeit des Ausdrucks*, und zwar sowohl von derjenigen, welche aus einzelnen Worten, als der, welche aus der gewählten Wortfügung entsteht. Dafs die erstere von den Römern *aequivocatio* genannt worden, wird Hr. K. mit wenigstens einer Stelle eines Römers zu belegen gebeten. VIII. *Vom Unsinn*. Man sollte es kaum denken, sagt er, dafs sich ein Mann von Kopf, *sobald er seiner Sprache gewachsen wäre*, ganz unverständlich ausdrücken könnte; und dennoch ist dies öfterer (öfters) der Fall. Was bald darauf folgt, ist schwer hiemit zu vereinigen, wiewohl es mit einer guten Portion Dunkelheit tingirt ist. Ich habe noch nie, heifst es S. 246, einen Schriftsteller auffinden können, der frey von Affektation und nicht fähig gewesen wäre, sich in seiner Muttersprache verständlich über eine Sache auszudrücken, die ihm begreiflich war, selbst wenn er die Sprache wenig in seiner Gewalt hatte, und nur eine schlechte Wahl des Ausdrucks treffen konnte. Uebrigens gehört diese achte Vorlesung mit zu denjenigen, die am besten ausgearbeitet sind. IX. *Woher kommt es, dafs Unsinn so oft der Bemerkung sowohl des Schriftstellers als des Lesers entgeht?* Wir finden hier nicht sowohl die Ursachen angegeben, als die Fälle, in welchen man Gefahr läuft, durch Unsinn getäuscht zu werden. So weit der erste Theil. Im zweyten fragt Vorles. X: *Sollte es nicht Fälle geben, in denen die Dunkelheit eine eben so wesentliche Eigenschaft eines guten Stils wäre, als es die Deutlichkeit im andern ist?* Hr. K. scheint mehr die Frage beantwortet zu haben, mufs man nicht zuweilen mit Fleifs *dunkel schreiben?* als, ist Dunkelheit zuweilen zum guten Stil erfoderlich? In mehrern von ihm angeführten Beyspielen ist auch nicht sowohl Dunkelheit, als Zweydeutigkeit und das sogenannte Oxymoron bemerklich. XI. *Von der Lebhaftigkeit des Ausdrucks*. Sie hängt von der Auswahl, dem Numerus (in der hernach anzuführenden merkwürdigen Bedeutung) und der Anordnung der Worte ab. Hier wird unter andern von den Tropen geredet, wo S. 49 folgendes auffällt. „Diese Tropen sind also von „mischter Natur. Sie werden in einem *figürlichen* Sinn „genommen, und hängen in demselben nicht weniger „wie (als) in ihrer ursprünglichen Bedeutung zugleich „vom Sprachgebrauch ab.“ Man sagt freylich oft, ein Wort steht im *figürlichen* (statt im tropischen) Sinn; aber dafs ein Tropus (oder, wie es Hr. K. nennt, eine *Trope*) in einen *figürlichen* Sinne genommen werde, ist so neu als sonderbar. XII. *Von den Wörtern, in sofern sie als Töne betrachtet werden*. XIII. *Von der Lebhaftigkeit des Stils in wiefern sie vom Numerus der Worte, d. i. von der Kürze des Ausdrucks, abhängt*. So verworrene Begriffe auch mancher von dem *Numerus* hat, so ist doch wohl schwerlich schon jemand darauf verfallen, ihn mit der Kürze des Ausdrucks für einerley zu halten. XIV. *Bemerkungen über die vorzüglichsten Verletzungen der Kürze des Ausdrucks*. Hier wird von Tautologie, Pleonasm und übergrofser Wortfülle gehandelt. Bey dieser Gelegenheit ein Ausfall auf die Paraphraften, besonders der Bibel, von S. 170 bis 175, wo Hr. K. „den Faden, den er hatte *schwinden* lassen, „wieder anknüpft.“ XV. *Von der Lebhaftigkeit, in wiefern sie von der Anordnung der Worte abhängt*. XVI. *Ueber die minder zusammenhängende* (zusammenhangenden) *Sätze*. Hier werden Bemerkungen über die Vergleichung der neuern Sprachen mit der griechischen und lateinischen angehängt. XVII. *Ueber die Art und Weise, ganze Sätze mit einander zu verbinden*. — Wir hätten sehr weitläuftig werden müssen, wenn wir bey diesem Werke mehr ins Einzelne hätten gehen wollen. Unsere Leser werden nun wenigstens die Anordnung übersehen, und von der Ausführung zum Theil urtheilen können. Fleifs und einige nicht ganz zu verachtende Belesenheit hat Hr. K. gezeigt; aber es fehlt seinem Vortrage häufig an Licht, höchst wahrscheinlich deshalb, weil er das Vorzutragende nicht genug überdacht hat. Hin und wieder ist auch wohl seine Kenntnifs zu mangelhaft. Daher mufs man sich auch über einige orthographische und andre Sprachfehler nicht wundern. Er schreibt *Triumpf* (II, 153), *Reflection*, *Aesthethik*, *Methapher*, *Eschines*, *entquillen*, *von keinem nicht geringen Ansehen*, (I, 67) *öfterer* nicht blofs für *öfter*, sondern auch sogar für *öfters* oder *oft*, eine gänzliche *mathematische Unkunde*. II, 52 wird von einem im Neuen Testamente vorkommenden Worte σκληροκάρδιος gesprochen, welches ihm *ungelehrig* und *ungefällig* zu heifsen scheine. I, 134 wird *Splitterrichten* dem Griechischen κρουλέγμος gleichbedeutend genannt, da dieses doch bekanntlich eine Art der Schmeicheley anzeigt. An Stoff zu Veränderungen und Verbesserungen bey einer neuen Auflage kann es also auf keine Weise fehlen.

PHILOLOGIE.

NÜRNBERG, b. Bieling: *J. J. Meyniers praktische französische Sprachlehre* in Beyspielen und Uebungen über alle Theile der Grammatik. 1796. 448 S. 8. (14 gr.)

Bey dieser Sprachlehre liegt ein Werk des verstorbenen *J. J. Meynier*, welches *Les Regles par les Exemples* betitelt war, zum Grunde, und *H. J. H. Meynier* zu Erlangen hat diesen Nachlass seines Vaters, der eigentlich der praktische Theil der bekannten *Grammaire françoise reduite à ses vrais principes* seyn sollte, der Jugend zum Besten herausgegeben, aber das Ganze mit Regeln, auf welche sich die Beyspiele beziehen, und mit deutschen Aufgaben zum Uebersetzen ins Französische vermehrt, auch die Declinationen und Conjugationen eingerückt, und hier und da auf die Peplierische Sprachlehre hingewiesen. Man kann diesem Buche seine Brauchbarkeit nicht absprechen, wenn gleich die Uebungen nicht so angenehm sind als in der Chrestomathie, welche 1791 bey Wever in Berlin erschienen ist. Doch war eine solche Anordnung und Auswahl hier nicht wohl möglich, weil jede Regel ihre Beyspiele haben sollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Göttingen*, b. Dietrich: *G. F. Mühry diss. inaugural. de aeris fixi inspirati usu in phthisi pulmonali.* 1795. 68 S. 4. Der geschickte Vf. eines von *Girtanner* in *Hufelands* Journ. d. prakt. Heilk. B. 1. St. 2. bekannt gemachten Versuches mit Einathmen der fixen Luft bey Lungensüchtigen liefert hier noch 5 andre, die bey dem jetzigen Streite über diese Sache jedem Arzte willkommen seyn müssen. *Sect. I.* handelt er zuvor den ältern Gebrauch luftförmiger örtlicher Heilmittel in dieser Krankheit ab, nämlich der Räucherungen, des Wohnens in Ställen und des Erdbades, wohin auch das Gehen hinter einem aufwühlenden Pfluge gehört, wovon Hufeland zweymal sehr gute Wirkung sah. *Sect. II.* Aeltere Beobachtungen über die Anwendung der fixen Luft in der Lungensucht. Mit vieler Belesenheit sind hier die Fälle gesammelt, da man sie, entweder verschluckt, oder eingeathmet, anwandte. Hier erfahren wir auch, dass der einzige Kranke, der neuerlich dadurch in Deutschland wirklich geheilt seyn sollte, nämlich von Herrn Girtanner (s. Hufel. Journ.) *noch in demselben Jahre zu Koburg gestorben ist.* Hoffentlich wird uns Hr. G. mittheilen, was er von der Art seines Todes erfahren hat. *Sect. III.* Beddoes Lehre von der Lungensucht kurz dargestellt und geprüft. Hr. M. setzt ihr nicht unwichtige Zweifel entgegen, z. B. dass auch Skorbutische an der Schwindsucht leiden, da sie sich doch nach B. Systeme in dem gerade entgegengesetzten Zustande befinden; dass auf jeden Fall seine Kurart nur symptomatisch wäre, da sie nur die jedesmalige Ueberfüllung mit Sauerstoff, nicht aber die Ursache derselben, fortnähme. (Gründlicher müsste sich die Krankheit nach B. Systeme wohl selbst heilen, nämlich dadurch dass ein Theil der Lungen unbrauchbar gemacht würde. — Es ist Schade, dass Hr. M. sich nicht der 2ten Ausgabe (Bristol, 1795.) bediente, in welcher B. manche seiner Behauptungen schon sehr einschränkt, z. B. als gewiss annimmt, dass die hochrothe Farbe des Blutes und der festen Theile auch *ohne* Uebermaass an Sauerstoff entstehen könne. Hier finden sich auch die schönen Versuche von *Ingenhouss*, da ihres Oberhäutchens beraubte Stellen im Sauerstoffgas heftig, im Stickgas und Kohlensaueren Gas fast gar nicht schmerzten, welches den Nutzen dieser und den Schaden jener Luftarten so gut erklärt, ohne die Hypothese von Uebersäuerung des Körpers nothwendig zu machen.) *Sect. IV.* Des Vf. Versuche mit der fixen Luft. Vier andre Schwindsüchtige und einen Asthmatischen liess er mehrere Wochen lang sie athmen, aber ohne Nutzen. Er bediente sich *Menzies* von *Girtannern* verbesserten Maschine, die freylich noch immer die bequemste ist, bey kranken Lungen aber doch zuweilen Schwindel erregt, wenn man auch gemeine Luft durch sie athmet. Die Kranken fühlten sich nach dem Einathmen gemeiniglich freyer in der Brust, aber nur auf eine Viertelstunde, der Puls wurde härter und etwas zusammengezogen) aber auch durch Einathmen der *gemeinen* Luft durch diese Maschine (die Wärme blieb gemeiniglich unverändert, so wie auch Farbe und Menge des Auswurfs, der Husten wurde zuweilen danach stärker, gemeiniglich blieb aber auch er unverändert, die Schweisse liessen einige Male nach, aber auch nur auf kurze Zeit; *wirkliche Besserung erfolgte bey Keinem.* Versuche mit dem Luftgütemesser und mit Kalkwasser zeigten, dass die von den Schwindsüchtigen ausgeathmete Luft mehr fixe und weniger dephlogistisirte enthielt, hatten sie aber die künstliche Luft eingeathmet, so enthielt sie wieder ausgeathmet doch nur $\frac{1}{3}$ Luftsäure, da die gewöhnliche schon $\frac{1}{15}$ enthält. — Bey den vielfachen Ursachen und Graden der Schwindsucht kann die fixe Luft natürlich nicht als Universalmittel dienen; als örtliches Mittel nimmt sie der Vf. als nützlich an in der Schleimschwindsucht von Reizlosigkeit der Lungen, nach geplatzter Vomica, bey Eiterung von äussern Ursachen, und um den Gestank des Athems zu verbessern. Bey entzündlichem Zustande der Lungengeschwüre hält er sie für schädlich, (liess sich aber wohl durch *Lalouette's* Versuche irre leiten, sie für zu reitzend zu halten.) Wendet man sie auf reizbare Hautgeschwüre an, so werden Entzündung und Schmerz freylich heftiger; diess wiederspricht aber den obengenannten Versuchen von Ingenhouss gar nicht, macht auch das Einathmen der Luftsäure bey entzündlichem Zustande der Lungen nicht verdächtig. *Jede* Luft reizt das Geschwür, deswegen muss man, wenn Reizen nicht angezeigt ist, sie davon zu entfernen suchen; bey Lungengeschwüren geht diess nicht (und hierin liegt der Hauptgrund ihrer Gefährlichkeit) deswegen muss sie nur des reizendsten Bestandtheiles, des Sauerstoffgas, wenig enthalten.) So lange man die Kranken nicht ohne Maschine und lange solche Luft athmen lassen kann, wie in den von Bedd. vorgeschlagenen Zimmern, verdient *Wichmann's* Gedanke, solche Kranke nach der Schwefelhöle zu Pyrmont und ähnlichen Oertern zu schicken, befolgt zu werden.

J. Schulz hat eine Vignette beygefügt, die aber nicht passlich gewählt ist. Der Tod, dem man an dem in Verhältniss des Kopfes sehr kleinen Becken ansieht, dass es *mors praematura* ist, flieht nämlich vor der Respirationsmaschine des Kranken, unter Hohngelächter seiner Assistenten. Als Spott passt diess nicht zu dem ruhigen Forschungsgeiste des Vf., und als Ernst kaum zu Beddoes erster Schrift.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. Julius 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LONDON, b. Robinsons: *An Inquiry into the nature and properties of Opium*; wherein the component principles, mode of operation and use or abuse in particular diseases are experimentally investigated and the opinions of former authors on these points impartially examined, by *Samuel Crumpe*, M. D. M. o. t. R. J. A. 1793. 300 S. Vorrede und Einleitung. 9 S.

Bey dem sich fast täglich noch mehrenden Vorrathe von Arzneymitteln weiss der Arzt in unsern Zeiten kaum, ob er dem Erfinder eines neuen Mittels, oder dem der ein längst bekanntes Mittel genau und zweckmäsig untersucht und dessen Gebrauch und Wirkungsart mit möglichster Gewissheit bestimmt, mehr danken solle. Das Opium ist ein so wichtiges Mittel, dass es allerdings der Mühe lohnte, darüber zweckmäsige und genaue Untersuchungen anzustellen. Zu diesen wurde der Vf., wie er in der Einleitung sagt, vorzüglich durch die Bemerkung veranlasst, welche er bald bey seinem Studium der Arzneykunde machte, dass nämlich kein Mittel häufiger angewandt werde, mächtiger auf den Körper wirke, und demungeachtet seiner Natur nach weniger gekannt sey, als eben das Opium. Er gab sich Mühe die Meynungen der vorzüglichsten Schriftsteller über diesen Gegenstand zu vergleichen, da ihn aber auch diese über die Wahrheit ungewiss liessen, so schlug er selbst den Weg eigner Untersuchung ein; ob er aber die Wahrheit so ganz durchaus in jeder Rücksicht gefunden habe, davon mögen die deutschen Aerzte aus Folgendem urtheilen. Kap. 1. *Naturgeschichte des Opiums.* Nach Hn. *Ker's* Erfahrungen werde das Opium gewöhnlich durch Ritzen der Samenkapseln des *Pap. somnifer.* gewonnen. Der Vf. versichert, dass er aus *P. rhoeas* ein Opium gewonnen habe, welches dem orientalischen völlig gleich gewesen sey, und dass man wahrscheinlich alle andere Mohnarten mit gleichem Erfolge benutzen könne? Die Stücken, welche aus dem Orient nach England kommen, wiegen von 4 Unzen bis 1 Pfund, sind oft mit Mohnblättern, aber öfter mit den Samenhülsen und Samen einiger Arten des Lapathum bedeckt. Nach *Ker* pflanzt man den Mohn in Ostindien 6 bis 8 Zoll von einander entfernt, und macht Wasserrinnen dazwischen, um die jungen Pflanzen reichlich zu wässern, bis sie 6 bis 8 Zoll hoch sind; dann werden sie mit Mist, Asche und salpeterhaltiger Erde gedüngt und kurz vor dem Blühen wieder gewässert. Die dunkelbraune Farbe komme von dem eisernen Geräthe, welches bey der Gewinnung des Opiums angewandt werde. Kap. 2. *Wirkung des Opiums auf den lebenden Körper.* Der Vf. sagt hier nichts Neues; äusserlich auf die Haut gebracht, traut er ihm nur sehr geringe Kräfte zu: er hatte eine starke Portion 18 Stunden lang um den Arm gebunden, und bemerkte nicht die geringste Veränderung danach. An empfindlichere Theile gebracht, bewirkte es immer im Anfange Reiz und Entzündung. Innerlich verhindere es die Ausscheidung der abgeschiedenen Flüssigkeiten. So werde die Urin- und Gallenblase bey Thieren, welche viel Opium zu sich genommen haben, immer angefüllt gefunden. Die Ausdünstung und den Puls vermehre es immer. Beyspiele von der berauschenden Wirkung: unter andern aus *Russells*, *Chardins* und Baron *Totts* Schriften; letzterer beschreibt die Scenen der öffentlichen Häuser, wo ausschweifende Türken blos zusammenkommen, um sich in Opium zu berauschen, lächerlich genug. Merkwürdig scheint Rec. Chardin's Erzählung, dass die Perser, um sich zu tödten, ein Daumengrosses Stück Opium und gleich nachher ein Glas Weinessig hinunterschlucken, da doch sonst die Pflanzensäuren nur als Gegengifte bekannt sind. Kap. 3. *Analysis und Wirkung der verschiedenen Bestandtheile des Opiums.* Diese sind Harz, Gummi, etwas Salz (wie bey allen Pflanzenprodukten) und ein wenig, nämlich $\frac{1}{12}$, unauflösbare heterogene Substanz. Das Verhältniss des Harzes und Gummis sey beynahe gleich; das Harz enthalte den wirksamen Bestandtheil und etwas Zusammenziehendes, das Gummi den bittern Stoff, dieses zeigte zwar auch bey den Versuchen des Vf. an sich selbst, noch einige Wirksamkeit, welche er aber den noch anklebenden Harztheilchen, die man, aus angeführten Gründen, nie ganz davon scheiden könne, zuschreibt. Das destillirte Wasser vom Opium zeigte gar keine Kräfte. Mit Recht wird das Baumesche Extract getadelt, welches durch eine langwierige Digestion von drey Monaten bereitet wird. Der Vf. fand das Harz von doppelter Art: nämlich ein dünnes, welches schon in der Siedhitze verfliegt, (also eigentlich das wesentliche Oel) und ein dickeres. Eine Trennung der Bestandtheile zum Arzneygebrauche ist nicht anzurathen; denn der gummichte Bestandtheil macht das ganze mit unsern Säften mischbarer. Kap. 4. *Uebersicht der verschiedenen Meynungen von der Wirkungsart des Opiums.* Hier ist ausser den ältesten längst vergessenen Meynungen nur Cullens, Browns und Fontanas Meynung besonders erwähnt. Der Vf. führt alle die verschiedenen Meynungen auf drey Punkte zurück: 1) Wirkung durch Veränderung im Blute, 2) durch Beruhigung (*sedative power*) oder durch Reiz und Beruhigung verbunden, 3) durch Reiz allein. Kap. 5. *Meynungen derer, welche die Wirkung des Opiums*

in den veränderten Säften suchen. Der Vf. sucht in diesem Kapitel die Lebenskraft des Blutes zu widerlegen, wobey er aber zum Theil von sehr unrichtigen Principien ausgeht. Das einzige Zeichen des Lebens, sagt er, sey Bewegung auf angebrachte Reize?? — Die Häute der Blutgefäfse zeigen Empfindung, Schmerz und Bewegung, wenn man sie mit einem scharfen Instrumente reize; aber ein noch so scharfes Instrument werde, wenn man es durch das Blut dieses Gefäfses führe, weder Empfindung noch Bewegung darinn hervorbringen; deswegen soll das Blut keine Lebenskraft besitzen?? — Deutsche Aerzte werden damit die neuen Ideen über verschiedene Modification der Lebenskraft vergleichen, welche vorzüglich *Hufeland* bekannt gemacht hat. Er geht *Hunters* und *Carries* Gründe für die Vitalität oder Lebenskraft des Blutes einzeln durch; seine Gegengründe sind aber gar nicht hinreichend, um diese Lehre zu widerlegen, wenn auch die Gründe der beiden angeführten Schriftsteller nicht durchgehends gleich befriedigend für die Sache zeugen. Er widerlegt nun Fontanas Meynung über die Wirkungsart des Opiums. Gegen ihn und Haller behauptet er durch viele Versuche belehrt, dafs Thierherzen, in Auflösungen von Opium gereckt, die Reizbarkeit viel schneller als andre verloren, welche blofs in reines Wasser getaucht waren. Ferner unterband der Vf. alle Gefäfse eines Frosches in der Hüftengegend, spritzte nun wässrige Auflösung von Opium zwischen die Haut und die Muskeln der Schenkel ein, worauf dieses Thier, in wiederholten Versuchen, immer fünf bis sieben Stunden früher starb, als ein andres, welches eben so präparirt, aber nicht mit Opium behandelt, war. Kap. 6. *Uebrige Meynungen und Versuch, die wahre Wirkungsart zu erklären.* Zuerst über Nervenwirkung; der Vf. widerlegt die Meynung vom Nervensafte. Auch kein elektrisches Fluidum nimmt er an; denn dies werde sich nicht durch Unterbindung hemmen lassen. Er giebt selbst keine Erklärung über diesen Punkt. Darauf zeigt er nach *Browns* Grundsatzen, dafs der Körper mit Reizfähigkeit (*excitability*) begabt sey, dafs die Reize selbst verschiedene Grade der Dauer und Verbreitungsfähigkeit (*difusibility*) besitzen, dafs die, welche sich am schnellsten verbreiten und am frühsten wieder aufhören, die gröfste indirecte Schwäche zurücklassen, und dafs auf diese Art also das Opium einzig und allein reizend wirke. Diese Wirkung sey bey dem Opium so schnell vorübergehend und doch so heftig, dafs daraus gleich nachher die gröfste Unempfindlichkeit gegen gewöhnliche Reize des thierischen Körpers entstehe, eben so wie ein Mensch, der einem starken Sonnenlichte ausgesetzt gewesen sey, und nun auf einmal in ein nur dämmerndes Licht komme, zuerst nichts sehe, oder wie ein Theil des Körpers aus einer Flüssigkeit, deren Temperatur 100° Fahrenheit war, in eine andre, welche nur bis zu 50 erwärmt ist, diese letzte Wärme nicht als solche, sondern als Kälte percipirt. Andre reizende Mittel haben eben die beruhigende Kraft wie das Opium, als Weingeist, flüchtiges Laugensalz, Elektricität. Versuche darüber an Fröschen, denen diese drey Mittel äufserlich angebracht in sehr kurzer Zeit alle Empfindung und Bewegung raubten. Nach dem Vf. liegt also die gröfsere betäubende Kraft des Opiums gegen die gleiche Kraft der geistigen Mittel, in der gröfsern Verbreitungsfähigkeit und dem schnellern Aufhören des Reizes, und hierinn liegt zugleich allein das neue der Theorie des Vf.; denn diese dem Weine ähnliche Wirkung des Opiums war ja längst vor ihm angenommen. Kap. 7. *Anwendung und Misbrauch des Opiums in verschiedenen Krankheiten* Zuerst von den verschiedenen Zubereitungen. Die Reinigung des Opiums sey unnöthig und nehme, wenn irgend ein beträchtlicher Wärmegrad dabey angewandt werde, zu viel von den wirksamen Bestandtheilen. Zu der *Tinct. theb.* sey rohes Opium am besten. Als Reizmittel solle man Opium in oft wiederholten kleinen Dosen, als besänftigendes Mittel eine starke Portion auf einmal geben. In allen anhaltenden Fiebern sey Opium angezeigt, sobald der entzündliche Zustand vorüber und Schwäche eingetreten sey. Ferner im Delirium; dies entstehe meist von Schwäche, erfodre gewifs nur sehr selten Aderlässe. Das Opium sey hier am hülfreichsten. Bey Diarrhöen, sobald die Entzündungsperiode des Fiebers vorbey sey. Auf gut englisch verwirft hier der Vf. die kritischen Durchfälle als blofs hypothetisch; es sey immer schwacher Puls dabey zugegen, sie entstehen blofs von Schwäche, man solle daher zusammenziehende Mittel mit dem Opium verbinden. Hievon wird Rec. sich nie überzeugen; denn wie oft hebt sich der Puls, wenn der schädliche Stoff durch die Diarrhoe ausgeführt ist, und wie viel Schaden würden in solchen Fällen zusammenziehende Mittel bewirken? — Der Fall, wo der Vf. einer Schwangern Opium und Wein gab, um das Delirium und nachher eintretende Flechsenspringen zu entfernen, ist wenig lehrreich; sie aborirte und Rec. glaubt aus den wenigen angeführten Symptomen, dafs Unreinigkeiten der ersten Wege da gewesen sind. In den intermittirenden Fiebern solle man nicht eine oder einige Stunden vor dem Anfalle, (den könne man überhaupt nicht einmal so genau bestimmen) sondern unmittelbar vor demselben Opium geben, wenn der Kranke die ersten Vorläufer des Fieberfrostes fühle, weil das Opium so schnell wirke. Im hitzigen Rheumatismus solle man Opium immer erst nach Blutausleerungen geben und zwar so, dafs es Schweifs hervorbringe; sonst nehme der Schmerz nur zu. In der Art des hitzigen Rheumatismus, welchen Skeete *acute rheumatism with irritability* nennt, wo ausser der entzündeten schmerzhaften Stelle der ganze übrige Körper sehr an Schwäche leide, sey Opium gleich angezeigt. Bey den zusammenfliefsenden Blattern empfiehlt der Vf. das Opium vorzüglich bey dem zweyten Fieber nach dem Ausbruche, auch bey dem hier erfolgenden Durchfalle; sollte dieser aber wohl so unbedingt Opium erfodern? — In den Masern diene Opium nur selten, der Husten lasse sich in der frühern Periode durch Aderlässen weit besser besänftigen, bey dem Durchfalle, der in den Masern gewöhnlich heilsam sey, müsse man das Opium nicht geben; dies ist gewifs bey den Blattern weit öfter der Fall als bey den Masern. Bey den passiven Blutflüssen sey es sehr angezeigt, vorzüglich bey Weibern nach der Geburt; hier können

doch

doch unendlich viele andre Urſachen vorhanden ſeyn, welche nichts weniger als Opium erfodern! — Bey der Ruhr empfiehlt der Vf. das Opium vorzüglich auf *Sydenhams* Autorität, man müſſe es nur in groſsen Doſen und öfter wiederholt geben als gewöhnlich geſchehe, wo man es nur des Abends, um Schlaf zu bewirken, anwende, und des Morgens, wenn nach beendigter Wirkung der Patient wieder an Schmerzen leide, oft ein reizendes Abführungsmittel, ſtatt des zu wiederholenden Opiums gebe. In Limerik ſey die Ruhr faſt endemiſch. Unſre neuen lehrreichen Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand ſcheint der Vf. noch nicht zu kennen. Bey Koliken nur, wenn ſie krampfhaft ſeyen, und nachdem man die erſten Wege gereinigt habe, in der Gallenkolik müſſe man nicht zu lange mit dem Gebrauch des Opiums zaudern. Was hier von der Erregung neuer gallichter Unreinigkeiten durch zu öftere Brechmittel geſagt wird, billigt Rec. ſehr. Bey einer Cholera gab der Vf., da nichts die ſchrecklichen Ausleerungen hemmen wollte, 2 Drachm. Vitriolaether auf einmal? Die Zufälle wurden plötzlich beſſer. Das hätte Rec. nicht erwartet! Der Vf. wundert ſich, daſs nach einem Brechmittel in der Manie eine verhältniſsmäſsig weit geringere Gabe von Opium hinreichend ſey, als ohne Brechmittel. Rec. erklärt ſich das ſehr leicht, denn wenn die Wände des Magens durch Brechmittel von den anhängenden, bey Maniacis gewiſs oft vorhandnen, zähen ſchleimigten oder andern Unreinigkeiten, befreyt ſind, ſo kann natürlich das Opium leichter auf die Nerven derſelben einwirken. Der Vf. habe auch gehört, daſs Opium vor dem Brechmittel die Wirkung deſſelben ſehr befördere. Die gute Wirkung, welche Michaelis dem Opium in ſtarken Doſen und ohne allen Queckſilbergebrauch bey der Luftſeuche zuſchreibe, könne er nicht beurtheilen, glaube aber, daſs Queckſilber gehörig angewandt, eben ſo hülfreich und weniger ſchädlich vielleicht in ſeinen Folgen ſey.

MATHEMATIK.

Jena, in d. Crökerſchen Buchh.: *Theoretiſch-practiſcher Unterricht das Waſſer durch Röhrwerke zu leiten*, für Cameraliſten, Bau- und Brunnenmeiſter, wie auch Oekonomen auf dem Lande, abgefaſst von *Joh. Laurent. Jul. von Gerſtenbergck.* — Erſter Theil. 1795. 154 S. 8. nebſt 2 Kupfertaf. u. 37 S. Tabellen: Fallhöhe und zugehörige Geſchwindigkeit und Schwere von Waſſerſäulen betreffend.

Der Gegenſtand, den der Vf. hier zu behandeln anfängt, iſt bekanntlich für unſere Bedürfniſſe zu wichtig, als daſs nicht eine weitere gründlich und zweckmäſsig eingeleitete Verbreitung der hiezu gehörigen theoretiſchen und praktiſchen Kenntniſſe zu wünſchen wäre. Eigne Schriften hierüber hat man, ſo viel Rec. weiſs, und der Gegenſtand ſelbſt mit ſich bringt, nur wenig, doch aber fehlt es nicht an Schriften, wo dieſer Gegenſtand beyläufig abgehandelt worden, und noch neuerlich iſt ſolches von Hn. *R. Langsdorf* und Hn. *H. Scheyer* auf eine dem Zwecke ihrer Schriften angemeſſene Art geſchehen. Indeſſen fehlt es uns doch noch an einem Buche, wo das theoretiſche und praktiſche der Unterſuchung und Leitung eines geſunden Trinkwaſſers auf eine gemeinfaſsliche und brauchbare Art ohne Einmengung überflüſsiger Sachen und zu weite Ausholung, vorgetragen iſt. Der Vf. hat dies zu leiſten *geſucht*. Er handelt daher in dem vor uns liegenden erſten oder theoretiſchen Theile: von der Natur des Waſſers, den verſchiedenen Arten deſſelben, den Waſſerproben und der chemiſchen Unterſuchung der Gewäſſer; dann von dem Drucke und der Bewegung des Waſſers beſonders durch Röhren. — Der 2te Theil ſoll hauptſächlich von den Waſſerleitungen durch Röhrwerke handeln, und dieſelben, ſofern ſie das Brunnenweſen betreffen, umſtändlich beſchreiben, wozu die Gründe ſich in dieſem erſten Theile vorfinden werden. Bey der Bewegung des Waſſers durch Röhren hat der Vf. vorzüglich auf Belidor Rückſicht genommen. Obgleich er andere Hydrauliker auch nicht ganz übergangen hat: ſo würde ihm doch Boſſuts Hydrodynamik, beſonders der zweyte Theil, ſo wie auch *Buats Principes d'Hydraulique* oder Hn. Langsdorfs Lehrbuch der Hydraulik — zu ſeiner Abſicht ſehr dienlich geweſen ſeyn. Auch würde Rec. manches nicht mit beygebracht haben, was der Vf. umſtändlich ausführt, z. E. die Urſache der Flüſſigkeit, die Geſtalt der Elementartheile des Waſſers, ſo vieles über die Elaſticität des Waſſers u. ſ. w. Was vom freyen ſenkrechten Falle der Körper geſagt iſt, hätte ebenfalls wegbleiben, und vielmehr die S. 120 u. f. aufgeſtellten Grundlehren als Erfahrungsſätze vorgetragen und verſinnlicht werden können. — Doch dies benimmt der Brauchbarkeit des Buches nichts, beſonders wenn der 2te Theil bald und ſo praktiſch und gemeinverſtändlich ausgearbeitet erſcheint, als der Vf. dazu Hoffnung giebt. Doch wäre ſehr zu rathen, daſs die Kupfer zu dem 2ten Theile beſſer, als die zu dem erſten, geſtochen würden.

Mannheim, b. Schwan u. Göz: *Betrachtungen über den Conusſchnitt der Hyperbel*, analytiſch und geometriſch ausgeführt von *C. L. Soldbler*. In drey Heften. 1793. 122 S. 8. 2 K.

Hr. *S.*, Senator in Heilbronn, iſt ein eifriger Liebhaber der Mathematik, der ſie nicht bloſs erlernt, ſondern der den erhaltenen Stoff ſelbſtthätig verarbeitet und ſich zu eigen macht. Daher hat ſein Vortrag etwas eigenthümliches, nicht ſelten in dem Ausdrucke befremdendes, ſogar in Abſicht auf das Grammatiſche. Seine Lebhaftigkeit macht, daſs er ſich immer an den Leſer wendet, da ſonſt ein Mathematiker bey der ſchriftlichen Darſtellung ſeiner Unterſuchungen ſich ganz zu iſoliren pflegt. Hr. *S.* erzählt, daſs bey ſeinem Selbſtſtudium der höhern Mathematik die Theorie der Kegelſchnitte ihn wohl über ein Jahr beſchäftigt habe, bis er ſie nach und nach ſo faſste, daſs er ſich ſelber ein Genüge leiſtete. Unzählige Zweifel und Bedenklichkeiten beunruhigten ihn, und hielten ihn auf. An mündlichen Beſprechungen in dieſem Fache fehlte

es ihm gänzlich, weil die Liebhaberey an höherer (der höhern) Geometrie in seiner Gegend ganz fremd ist, wie in den meisten Gegenden von Deutschland. Hr. S. scheint den analytischen Weg zu früh betreten zu haben, und ist vielleicht auch anfangs kein geduldiger Lehrling gewesen. Rec. erinnert sich nicht, dass ihm die Kegelschnitte bey dem Anfange seines mathematischen Studium Schwierigkeiten gemacht hätten. Aber er erlernte sie aus einem rein synthetischen Lehrbuche, nachdem er Euklidens Elemente sich geläufig gemacht hatte, ohne etwas von Algebra zu wissen, und giebt allen jungen Liebhabern der Mathematik den Rath, es eben so zu machen. Die analytische Methode löst anfangs, wegen der Allgemeinheit der zum Grunde gelegten oder herausgebrachten Gleichungen, wegen der symbolischen Bezeichnung und Verbindung der Grösen, wegen ihrer algebraischen Relationen und wegen des Gebrauchs der trigonometrischen Grösen eine Dunkelheit. Zur Anwendung der Sätze von den Kegelschnitten in der Astronomie und sonst ist die analytisch-trigonometrische Darstellung vorzüglich brauchbar und gegenwärtig nothwendig.

Der Vf. zeigt zuerst, wie die Hyperbel durch den Schnitt eines gedoppelten Kegels entsteht, setzt aber ohne Beweis hin, dass die entgegengesetzten Schnitte gleich und ähnlich sind. Dieses hat er erst in einem Anhange von einem halben Bogen, der 1794 ausgegeben ist, gewiesen. In dem dritten Hefte wird erst dargethan, was der Schnitt für eine Figur habe; hier springt der Vf. zu der Zeichnung in einer Ebene über, und nennt die entstandene Linie auch eine Hyperbel, ohne dass der Leser belehrt wird, wie man auf diese Verzeichnung der vorher gefundenen krummen Linie kommen möge. So ist es auch der Fall bey der Verzeichnung mittelst der *Directionslinie* §. 10. Es wäre nöthig gewesen zu zeigen, wie diese aus der durch jene Verzeichnung gefundenen Gleichung fliesst. Man sieht auch gar nicht, was die Benennung zweyte Axe sagen will, da es in dem Mittelpunkte der Hyperbel keine Ordinate giebt. Die erstere Verzeichnung ist von der Eigenschaft der Hyperbel hergenommen, dass der Unterschied der von den Brennpunkten an einen Punkt der Hyperbel gezogenen Linien der Entfernung der Brennpunkte gleich ist. Diese wird zur Erfindung einer Gleichung zwischen Abscissen auf der Hauptaxe und rechtwinklichten Ordinaten gebraucht. Hernach kommt der Vf. auf Asymptoten, Tangenten, Subtangenten, Normal- und Subnormallinien, entwickelt auch die Eigenschaften der conjugirten Diameter. Er zeigt hiebey guten Scharfsinn, möchte aber einem ersten Anfänger nicht verständlich genug seyn. Die Kupfer sind sehr schlecht und nachlässig gezeichnet und gestochen. Die Hyperbeln in Fig. 2 u. 3. sehen aus wie Parabeln. Richtigkeit der Zeichnung für geometrische Untersuchungen muss ja nicht vernachlässigt werden. In Fig. 6 u. 7. fehlen Linien. Die Holzschnitte zu dem letzten Hefte muss sich derjenige, der es lesen will, nothwendig zeichnen. Die Behauptung §. 80. am Ende ist ganz falsch, so wie ganze darauf gegründete Demonstration S. 148.; obgleich der Schlusssatz richtig ist. Der Beweis S. 116. 117. hätte besser abgefasst werden können. Durch einen Schreibfehler steht Z. 6. S. 117. länger statt kleiner. Es ist gar nicht erwiesen, dass die Endpunkte der conjugirten Diameter in eine Hyperbel fallen. Diese sogenannten conjugirten Hyperbeln §. 49. scheinen ganz überflüssig zu seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. 1) *Hannover*, b. den Gebr. Hahn: *Etwas über den Nutzen und die Methode des geographischen Unterrichts für Frauenzimmer*; nebst dem Plane eines eigenen Lehrbuchs fürs weibliche Geschlecht. Von *C. C. Dassel*, Lehrer an der königl. Töchterschule in Hannover. 1794. 3½ B. 8.

2) *Danzig*, b. Troschel: *Vorschläge zur Methodik in der Geographie für Anfänger und Geübtere*. Ein Handbuch (?) für Lehrer in Bürgerschulen von *Carl Benjamin Schmidt*, des Pred. A. Cand. Mit den nothwendigsten (?) Charten und Zeichnungen. 1795. 3 B. 8.

Der Vf. von Nr. 1. glaubt, dass die weibliche Bestimmung eine ganz andere Wahl und Folge geographischer Sachen erfordere, als die männliche. Um diese festzusetzen, sucht er vorher die Frage zu beantworten: was nützt Geographie dem Frauenzimmer? und auf was für Art und in wie weit kann diese Wissenschaft die Bestimmung des weiblichen Geschlechts befördern? Die Folge der Materien ist doch fast ganz dieselbe, wie sie Hr. *D.* in seinem frühern Vorschlag zu einer neuen Methode sowohl des schriftlichen als mündlichen geographischen Unterrichts angegeben hatte. Wozu also ein besonderes Lehrbuch fürs weibliche Geschlecht?

Nr. 2. ist in drey Abschnitte getheilt: Vergleichung, um Verwechslungen zu verhüten; Richtung, um sich die Lage und Entfernung einzuprägen; und vermischte Uebungen. Neben manchem, aber schon bekannten, Guten kommen viele unnütze Spielereyen vor, mit denen man nur die Zeit verschwenden würde. Der vielen Kupfer war die unbedeutende Schrift, die der Vf. zu stolz ein Handbuch für Lehrer nennt, gar nicht werth. Dass er (S. VI.) den Aequator die *Mittagslinie* nennt, und (S. 16.) glaubt, dass sich die Meridiane gegen die Pole hin *verkürzen*, sind für einen geographischen Schriftsteller arge Fehler.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Julius 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Johannis drey Briefe, hebraismenfrey übersetzt und philosophisch erklärt* von *Eucharius Ferdinand Christian Oertel*, der Weltweisheit Doctor. 1795. 12 u. 158 S. gr. 8.

Der Vf., (jetzt Lehrer am Gymnasium zu *Ansbach*,) der schon durch seine *Christologie* und durch seinen *philosophischen Commentar über den Brief an die Römer* als ein talentvoller, aber auch als ein zu rasch absprechender Exegete bekannt ist, betritt auch hier in der Erklärung der Briefe Johannis eine ganz neue Bahn, und verwirft alle vorhergegangenen Uebersetzungen und Erklärungen dieser Briefe als unrichtig und untauglich. Seine Absicht ging also, nach der Vorrede, dahin, nicht nur eine ganz hebraismenfreye und lesbare Uebersetzung zu liefern, sondern auch die Erklärung nicht aus fremden Phantasien, sondern aus den eigenen Grundideen Johannis, und aus den allgemein anerkannten Religionsmeynungen des ersten christlichen Jahrhunderts selbst abzuleiten. Er verwirft daher alle Anspielung des Apostels auf gewisse *gnostische* Meynungen, und gründet seine Erklärungen blos auf die Lieblingsmeynungen der damaligen *Juden* und der jüdisch gesinnten Christen, von denen die Ideen des Apostels als passende Gegensätze anzusehen wären.

Nach diesem Plane steht nun die neue und freye *Uebersetzung* der 3 Briefe Johannis voran, deren jedem eine kurze Einleitung vorausgeschickt ist; darauf folgen die erklärenden *Anmerkungen*, und am Ende stehen noch drey Anhänge: 1) über 1 Joh. 5, 7. gegen *Hezel;* 2) summarische Uebersicht und Erklärung aller Johanneischen Briefstellen, die man sonst aus gnostischen, cerinthischen und andern Irrthümern erklärt hat; 3) Verzeichniss (und Erklärung) der vorzüglichsten Wörter und Redensarten des Grundtextes.

Da der Vf. hier eine *ganz neue* Bahn geöffnet, und den *einzig wahren Sinn* Johannis nach *ächt historischer* Erklärungsart (Vorr. S. 9.) gefunden zu haben glaubt, und überdies sehr absprechend und wegwerfend von den ältern exegetischen Versuchen urtheilt: so verdient wohl diese Schrift eine genauere Prüfung. Rec. verkennt gewiss nicht die Talente, die gelehrten Kenntnisse, und die feine Darstellungsgabe des Vf.; aber er kann weder den von ihm gefassten Gesichtspunkt der Briefe Johannis für den *einzigwahren* halten, noch seiner ganzen Erklärungsmanier beypflichten, und ausserdem muss er noch so manches andre, was ihm in dieser Schrift aufstiess, misbilligen. Es ist zwar nicht zu läugnen, dass man sonst auf das Ansehen *Bruckers*, *Mosheims*, *Michaelis* u. a. nicht nur *zu viel* Anspielungen auf gnostische Irrthümer in dem ersten Briefe Johannis fand, die freylich der unbefangene Ausleger darinn nicht finden kann, sondern dass man auch den Johannes auf *solche* Gnostiker anspielen liess, auf die er *der Zeit nach* gar nicht anspielen konnte; aber es ist doch, auch nach den neuesten gelehrten Untersuchungen des Hn. Dr. *Paulus* in seiner *Historia Cerinthi*, eben so unläugbar, dass Johannes wirklich auf eine *damalige* Gnosis angespielt habe, wenn gleich nicht auf Cerinth. Der Vf. verwechselt nur *frühere* und *spätere* Gnosis, *jüdische* und *heidnische* Gnostiker. Eine schon zur Zeit der Apostel vorhandne falsche Gnosis ist nach so vielen Stellen des N. T. gar nicht zu läugnen, wenn man ihnen nicht den grössten Zwang anthun will: Paulus spricht ausdrücklich von einer ψευδωνυμος γνωσις, 1 Tim. 6, 20. Nur darf man nicht gerade an *Cerinth*, noch an die *vollständigen Systeme* der spätern Gnostiker, und überhaupt nicht an *heidnische* Gnosis denken; sondern vielmehr an eine *jüdische Gnosis* der *Essener* und *Therapeuten*, wodurch das Christenthum zur Zeit der Apostel verfälscht und untergraben wurde. Nach Rec. Meynung nahm also Johannes sowohl auf die *gemeinen* jüdischen Vorurtheile (woran der Vf. *ausschliessend* in diesen Briefen gedacht wissen will), als auch auf die *besondere* Secten-Philosophie (*Gnosis*) der Juden, die dem Christenthume so nachtheilig wurde, in seinen Schriften Rücksicht. An *diese* Vorstellungsart scheint der Vf. gar nicht gedacht zu haben, sonst hätte er sich so manche die Meynung des Rec. gar nicht treffende Polemik, und so viele gezwungene Erklärungen des Briefs sicher erspart. Auch ist die Meynung, dass in diesem Briefe, so wie in dem N. T. überhaupt, keine Anspielung auf gnostische Meynungen vorkomme, nichts weniger als neu; wie doch der Vf., nach der Vorrede, zu glauben scheint: schon längst hat dies *Ernesti*, und noch mehr *Tittmann* in seiner bekannten Abhandlung *de vestigiis Gnosticorum in N. T. frustra quaesitis* (Lipsi. 1773.) aus einem ähnlichen Misverstande behauptet. — Auf diese Hypothese, dass der erste Brief Johannis *blos* gegen die *gemeinen* Vorurtheile der *Juden*, und nicht gegen gewisse *besondere* Meynungen gerichtet sey, gründet sich nun die ganze neue Uebersetzung und Erklärung des Vf., und aus dieser unrichtigen Voraussetzung flos die willkührlichste und gezwungenste Deutung der Ausdrücke: *Finsterniss, Welt, Lust der Welt*, und so manche andre Verirrung in den Anmerkungen und in dem angehängten Clavis.

In der *Einleitung* zu dem ersten Briefe sagt der Vf. S. 3.: „Der Ausdruck *letzte Stunde*, 1 Joh. 2, 18. *kann durchaus von nichts anderem*, als vom *Ende der jü-*

dischen Republik verstanden werden." Warum soll denn εσχατη ωρα nicht die *letzten Zeiten der Welt* hier bedeuten? Das ist ja doch die natürlichste Erklärung. Man erwartete damals die feyerliche παρουσιαν Christi; die Zerstörung des jüdischen Staats war freylich nach der Erwartung der Christen damit verbunden, aber die παρουσια der Christen wird nirgends darauf allein bezogen, wie der Vf. S. 4. meynt; dieses ist ja in neuern Zeiten von mehrern Gelehrten gezeigt worden. So bedeutet auch κοσμος gewiss nicht ausschliefsend das Judenthum: es stehet dem Christenthume überhaupt entgegen. — Wenn ferner der Vf. meynt, der Brief sey *nur* an Judenchristen gerichtet, so steht dies offenbar mit K. 5, 24. in Widerspruch, wo die ersten Leser vor dem *Götzendienst* gewarnt werden: das bedurften gewiss die Judenchristen nicht; und mit dem Vf. S. 116. unter ειδωλοις den *Geist des Judenthums* zu verstehen, ist gegen allen Sprachgebrauch des N. T. Der Brief war wohl an gemischte Gemeinen in Kleinasien gerichtet. Nicht wenig wunderte es uns, dass der Vf. die alte lateinische Sage (kein Grieche hat sie), der Brief sey an die Parther geschrieben, wieder aufwärmt. Diese Sage ist bekanntlich entweder eine blosse Vermuthung, oder gar, nach Semlern, aus einem Schreibfehler bey Augustin (*ad Parthos* für *adapertius*) entstanden. — So fallen die neuen Hauptdata der Einleitung von selbst weg. — Bey der Literatur S. 9. hätten doch auch Zacharia's Paraphrase der katholischen Briefe, die sich besonders durch gute Anmerkungen auszeichnete, und Michaelis Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des N. T. nicht übergangen werden sollen. — Ueber die Kritik der Stelle 1 Joh. 5, 7. hätte man eigentlich nach dem Plane des Vf. keine besondere Literatur erwartet, wie sie S. 12—14. doch geliefert wird. Da aber nun einmal der Vf. auch diese aufführen wollte, so hätten doch die Bücher nicht blos zur Parade aufgestellt, sondern bestimmter nachgewiesen, und keine so grosse Lücken gelassen werden sollen. Wenn z. B. Semler's Ausg. der Wetsteinischen Prolegomenorum angeführt wird, so verdiente Moschens Erklärung der Sonntagsepisteln; Götzens Vertheidigung der Complutensischen Bibel, und vorzüglich *Schmidii historia et vindicatio canonis* noch weit mehr eine Stelle unter den Vertheidigern der Aechtheit der Stelle. Ferner wird unter diesen der jüngere Bengel angeführt; aber des ältern berühmten Bengels wichtiger Excurs über die Stelle in seinem *adparatu critico* ist ausgelassen. Und wenn Wagners Schrift gegen Michaelis noch eine Stelle verdiente, so gehörte auch Masch hieher in der Vorrede zu seiner latein. Uebersetz. der Abhandl. Bensons über d. St., so wie unter den Gegnern der Aechtheit Benson selbst. Wenn endlich von Literatur über die Stelle die Rede ist, so hatte doch auch *Kettner's historia dicti Johannei* nicht ausgelassen werden sollen. Ein sonderbarer Einfall ist es auch S. 14., Griesbachs neue kritische Ausgabe des N. T., woran noch gedruckt wird, schon in das J. 1795 zu setzen.

Die Uebersetzung ist ganz in Bahrdtischer Manier gearbeitet, und hat daher alle Tugenden, aber auch alle Fehler der Bahrdtischen Uebersetzung: der Vf. folgte hier meist — ohne es freylich zu sagen — Bahrdts neuester Uebersetzung des N. T. (Berlin 1783.) und der analytischen Erklärung der Briefe der Apostel (B. III. Berlin 1789.). Von einem solchen Muster und von den eigenen Talenten des Vf. lässt sich schon erwarten, dass die Uebersetzung frey und fliessend sey, und sich sehr gut lesen lasse; wenn sie nur auch zuverlässig wäre! So sehr aber auch der Vf. in der Vorrede versichert, die wahren Grundideen des Apostels aufgesucht, und den ächthistorischen Sinn dargestellt zu haben; so wird doch jeder Unbefangene sich bald vom Gegentheil überzeugen, wie schon ohnehin die falsche Hypothese, von welcher der Vf. ausgegangen ist, und das aus seinen andern Schriften bekannte System des Vf. vermuthen lässt. Einige Beyspiele, mit hin und wieder beygefügtem griechischen Texte, mögen dieses Urtheil rechtfertigen. — K. I, 7. wird so übersetzt: „Wandeln wir aber wirklich im Lichte der Wahrheit „und Tugend, deren *höchstes Ideal* Gott selbst ist (ως „αυτος εστιν εν τω φωτι); nur dann können wir der wahren Vertrautschaft mit Gott und Religion uns rühmen, und der Ueberzeugung uns freuen, *dass der vernünftige Glaube an den moralischen Zweck des Todes* „Jesu uns von aller sittlichen Verdorbenheit (nach der „Anmerkung S. 60. vom *jüdischen Wahnglauben an Gesetz und Messias*) *noch* heilen werde (και το αιμα Ιησου „του υιου αυτου καθαριζει ημας απο πασης αμαρτιας). — „K. II, 1. 2. Hat jemand noch Aberglauben und Laster „an sich (εαν τις αμαρτη); so *komme er nur in die Tugendschule unsers Jesu*; den uns der Allvater *als das* „*Muster der Weisheit und Tugend* zu unserm *Beystande* „*gegeben* hat (παρακλητον εχομεν προς τ. πατερα" [der Vf. — oder vielmehr Bahrdt, dem der Vf. hier folgt, — muss also wohl, um diesen Sinn herauszubringen, ΠΑΡΑ πατρος gelesen haben; auf welche kritische Autorität wohl? Oder nach welchem Sprachgebrauche kann προς τ. πατερα heissen *vom Vater?*] Ιησ. χ. τον δικαιον.) „*Seine Lehre* hat *die beseligende Kraft*, nicht nur unsere „(der Christen aus dem rohen Judenthume, vergl. S. „66.), sondern der ganzen Welt Verdorbenheit (der „übrigen Juden und Heiden religiöse Irrthümer und „Laster *durch moralische Besserung*) wegzunehmen (κ. αυτος ιλασμος εστι περι των αμαρτιων ημων, κ. τ. λ.)." — Das heisst nun freylich recht *philosophisch erklären*, und so hat der Vf. sein Versprechen auf dem Titel des Buchs redlich erfüllt; desto weniger aber möchte dies den ächthistorischen Sinn des Johannes darstellen heissen (Vorr. S. 9). Der Apostel dachte in diesen Stellen sicher an jüdische *Sühnopfer*, und an einen Beystand bey Gott *im Himmel*; und hier muss er sich's gefallen lassen, als ein moderner Philosoph aufzutreten! Dass doch so mancher neuer Exegete nicht die Ideen alter Schriftsteller, und unsere Philosophie darüber, so wie über den von ihnen nach ihren Zeitbegriffen behandelten Gegenstand unterscheiden lernt! In der classischen Literatur würde man solche moderne exegetische Operationen sehr lächerlich finden; aber die gute Bibel muss sich alles gefallen lassen. — Eben so Bahrdtisch muss sich auch die bekannte schwere Stelle 1 Joh. V, 6.

V. 6. von dem Vf. deuten lassen, vergl. Anmerk. S. 104., ὑδωρ soll die Taufe Jesu seyn, *in so fern* er sich dadurch vor allem Volke *feyerlichst verpflichtet habe, den gangbaren Grundsatzen des Judenthums zu entsagen*, und nur im reinern Lichte der Wahrheit und Tugend zu leben. Αἱμα bedeute die Hinrichtung Jesu, in so fern er dadurch *das Judengesetz für vernichtet erklärt*, und die Wahrheit seiner Lehre bestätigt habe; und πνευμα sey der *Geist der Religion Jesu, der neue moralische Sinn*, welchen die Lehre Jesu in dem Menschen erweckt habe, die *grosse moralische Reforme*, oder Umbildung der Menschheit durch die Lehre Jesu, so weit sie schon damals gediehen sey. Die letzten Worte: ὁτι τ. πνευμα ἐστιν ἡ ἀληθεια, welche übrigens der Vf. ganz richtig von den vorhergehenden: καὶ τ. πνευμα ἐστι τ. μαρτυρουν, durch ein Colon absondert, sollen den Sinn haben: „Dieser Geist der Religion Jesu ist die ächteste, „lauterste, vernunftmäßigste und beseligendeste Wahrheit." Lauter schöne Deutungen; nur für den guten Johannes zu philosophisch! Den ächt historischen Sinn muss wohl Sprachgebrauch und Zusammenhang geben. Nach v. 9. soll offenbar schon v. 6. eine μαρτυρια θεὸυ enthalten seyn, dass Jesus der Messias sey; folglich muss man doch wohl unter ὑδωρ, αἱμα und πνευμα gewisse *Vehikel* (instrumenta) *des göttlichen Zeugnisses* verstehen; also unter ὑδωρ die Taufe Jesu, *in so fern* dort die *Stimme Gottes* erscholl: das ist mein lieber Sohn etc.; unter αἱμα den Tod Jesu, *in so fern* er von *wunderbaren Umständen* begleitet war, und unter πνευμα die *Wunderkraft Jesu* (nicht der Apostel, wie andre wollen; denn alles bezieht sich auf die Person Jesu selbst), in so fern *Gott* dadurch seine *Messiaswürde bestätigte*. Πνευμα ist ja so oft in den Evangelien die in Jesu wirksame Gotteskraft; und diese Wunderkraft ist nach Johannis Urtheil ein sicherer und unverwerflicher Beweis der Würde Jesu (ὁτι τ. πνευμα ἐστιν ἡ ἀληθεια). Dies ist wohl nach den, auch aus seinem Evangelium bekannten, Lieblingsideen des Johannes der wahre Sinn der allerdings schweren Stelle: aber freylich so philosophisch ist er nicht, wie der vom Vf. angegebene. Wer heißt uns aber die Apostel, die als Juden philosophirten, zu Philosophen unsers Jahrzehends machen? Mag immerhin der philosophische Theologe nur die Grundideen aus den Schriften der Apostel als Materialien zu einem philosophischen System der Theologie für unser Zeitalter ausheben, und nach der Zeitphilosophie weiter ausbilden, wie dies ohnehin in jedem christlichen Zeitalter geschehen ist, mag immerhin der Prediger nach seinen Zeitbedürfnissen die Worte des Johannes nach der Manier des Vf. moralisch deuten, und zu moralischen Zwecken anwenden; nur Exegese, nur Darstellung dessen, was der Schriftsteller wirklich bey seinen Worten gedacht hat, ist dies gewiss nicht: und zu dieser hat sich doch der Vf. in der Vorrede anheischig gemacht.

In den *Anmerkungen*, welche mehr Sach als Wort-erklärung enthalten, und sich mehr auf die Gedanken, als auf die Sprache Johannis beziehen, zeigt der Vf. allerdings gute exegetische Kenntnisse, Scharfblick und Eifer für reine Religion; aber er trägt auch darin, wie schon aus den oben bey der Kritik der Uebersetzung anticipirten Erklärungen des Vf. erhellt, sehr viel gewagtes, unerweisliches, und offenbar unrichtiges vor, und zwar alles, ganz in der Bahrdtischen Manier, mit dem Tone der völligen und entschiednen Evidenz, wodurch freylich der Nichtkenner getäuscht wird, alles für Orakelsprüche anzunehmen. Nicht nur gehören dahin alle die Anmerkungen und Erklärungen, die sich auf den oben geprüften falschen Gesichtspunkt des Vf. beziehen, sondern auch so manche andere, wovon wir doch einige Beyspiele als Belege unsers Urtheils anführen müssen. K. III, 9. erklärt der Vf. τ. σπερμα αυτου (του Θεου) εν αυτῳ μενει: „der Saame der Religion *wurzelt* in seinem Herzen," da doch von einem ganz andern Saamen hier die Rede ist, und der ganze Zusammenhang auf das Bild der *Zeugung* hinweist. Denn vorher heißt es: πας ὁ γεγεννημενος εκ του θεου ἁμαρτιαν ου ποιει; und sogleich nachher: ου δυναται ἁμαρτανειν, ὁτι εκ τ. Θεου γεγεννηται. Also bezieht sich offenbar der Satz darauf, dass der rechtschaffene Christ *göttlichen Sinn* hat, so wie der leibliche Sohn seine Abstammung (das *Blut* seines Vaters sagen wir, anstatt dass der Hebräer sagte: den *Saamen* seines Vaters) nicht verläugnen kann. — K. IV, 1. δοκιμαζετε τα πνευματα soll heißen: prüfet die *Religionsgrundsätze*; denn πνευμα stehe oft für Geist der Religion, Religionsgrundsatz *also* im Plural. πνευματα, Religionsgrundsätze! Welche Hermeneutik! Müssen uns nicht bey dieser Stelle die διακρισεις πνευματων, 1 Cor. 12. 10. und die πνευματα πλανα 1 Tim. 4. 1. beyfallen? Die πνευματα sind also offenbar die *Religionslehrer* selbst, wahrscheinlich *in so fern* sie in ihren Lehren und Grundsätzen unter dem Einfluss *guter oder böser Geister* von der alten Welt gedacht wurden. — Von diesen Anmerkungen des Vf. ist der am Ende befindliche *Clavis* gleichsam ein kurzes Resultat. Da nun jene von so willkührlichen Ideen ausgehen, so lässt sich leicht schliessen, von welchem Gehalte dieser seyn müsse. Doch nur einige Proben daraus. Ελθων εν σαρκι, als moralischer Retter der Menschheit schon aufgetreten. Ἱλασμος für ἱλαστης, Gutmacher, Austilger, περι της ἁμαρτιας, der sittlichen Verdorbenheit. Σαρξ, Geist des Judenthums. — Ueberhaupt ist der ganze Clavis im Geschmack des *Bahrdtischen Lexicons* und *Registers* zum N. T. nach der dritten Ausgabe abgefasst. Und so lässt sich auch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schliessen, dass in dem *griechisch-deutschen Wörterbuche* des N. T. *dogmatisch* und *philosophisch bearbeitet*, das der Vf. am Schluss der Vorrede verspricht, das seichte Bahrdtische Lexicon weit mehr, als das gründliche Schleusnerische benützt seyn werde.

Auf die Anmerkungen folgen noch *zwey Anhänge*. Der erste verspricht eine Kritik über die von Hn. Hezel behauptete Aechtheit der Stelle, 1 Joh. V, 7. Nach dieser Aufschrift sollte man eine kritische Prüfung der Hezel'schen Meynung erwarten, die freylich nach Griesbach ziemlich überflüssig gewesen wäre. So aber folgt nach einer kurzen Aufzählung der kritischen

Gründe gegen die Aechtheit der Stelle aus Griesbach's Ausgabe des N. T. nur eine, übrigens ganz gute, exegetische Prüfung und Widerlegung der von Hn. Hezel aufgestellten *Erklärung* des Abschnitts, und der daraus entlehnten Gründe für die Aechtheit der Stelle. — Der zweyte Anhang enthält eine summarische Uebersicht und Erklärung aller Johanneischen Briefstellen, die man sonst aus gnostischen, cerinthischen und andern Irrthümern erklärt hat. Der Vf. liefert hier kurze Resultate der vorher in den Anmerkungen gegebenen Erklärungen der Stellen, worinn man sonst Rücksicht auf die Gnosis gefunden hat. Befriedigen aber jene Anmerkungen nicht, so können auch diese Resultate nicht überzeugen; so gern man auch dem Vf. zugiebt, dass man sonst, wie es bey solchen Dingen zu gehen pflegt, *zu viel* Anspielungen auf die Gnosis bey Johannes gesucht habe.

Zum Beschluss noch eine kleine Herzenserleichterung, und eine angelegentliche Bitte an den Vf. aus wahrer Achtung für seine Talente (denn ohne diese würde sich Rec. gewiss nicht so lange bey dieser Schrift verweilt haben). Der anmafsende, wegwerfende, egoistische Reformatorton, so ganz in der Manier des unglücklichen Bahrdt, den der Vf. in allen seinen Schriften anstimmt, macht gewiss auf jeden Leser von feinerem Gefühl einen sehr widrigen Eindruck, und bringt dem Vf. selbst weder Ehre noch Vortheil. Nur der Unwissende wird durch einen solchen Ton gewonnen, und nur der Leichtsinnige findet daran Vergnügen; dem gelehrten und gesetzten Manne hingegen dringt ein solcher imposanter oder gar frivoler Ton entweder ein mitleidiges Lächeln und Achselzucken ab, oder erregt gar seinen gerechten Unwillen. Die Wahrheit gewinnt nur durch Gründe, nicht durch Machtsprüche. — Dahin gehört auch eine seyn sollende Kraftsprache des Vf., z. B. S. 10. der Ausdruck: *veranmerkungisiren*, und die eigene Manier, sich selbst in der *dritten* Person zu citiren, die so oft vorkommt; z. B. S. 58.: „Ueber diesen wichtigen Gegenstand (vom Zweck des Todes Jesu) hat sich ganz neuerlich *Oertel* in seiner Erklärung des Briefs an die Römer umständlich erklärt." — Möchte doch der wackere junge Mann, der sich durch gelehrte Thätigkeit und Talente so vortheilhaft auszeichnet, und noch so viel Gutes wirken kann, sich diesen unanständigen und beleidigenden Reformatorton, der ohnehin in unserm denkenden Zeitalter seine Absicht ganz verfehlen muss, ablegen, und dafür *bescheidene exegetische Versuche* liefern, die die gelehrte Welt gewiss mit Dank annehmen wird. Aber mit Bahrdtischer Witzeley, Seichtigkeit und Frivolität sind sicher keine Lorbern zu erringen.

Basel, b. Flick: *Die ganze Theologie der neuen Kirche* von *Emanuel Swedenborg*, nebst dem Anhange derselben, aus dem Lateinischen übersetzt und mit Zusätzen und Registern begleitet. 1795. Th. I. 916 S. Th. II. 904 S. Inh. Anh. und Reg. etwa 15 Bogen. 8.

Rec. würde dies Buch lieber in das Fach der *Geschichte*, als der *Theologie* setzen, nicht als wenn er glaubte, das letzte dadurch zu beschimpfen, indem ja wohl schon Unsinn genug in dies Bücherfach eingetragen, und noch täglich mehr einzutragen ist; sondern weil das Buch allerdings seine ganze literarische Merkwürdigkeit daher bekommt, dass es ein Actenstück zur Geschichte des menschlichen Verstandes in dem letzten Viertel unsers Jahrhunderts ist, und die Geistesgeburt eines Mannes ist, den viele Grosse unserer Zeit für einen überirrdischen Kopf ansahen, und der jetzt von einer vornehmlich in Schweden und in England sehr zahlreichen Parthey für den wahren und letzten Wiederhersteller der Kirche Gottes gehalten wird. Rec. glaubt aber auch seine ganze Pflicht erfüllt zu haben, wenn er die Existenz und Herkunft dieses Buchs vermeldet; denn über jede Beurtheilung erhaben werden die, welchen Swedenborg ein grosser Prophet ist, und keiner Beurtheilung würdig, die, welchen er ein Phantast ist, dies Werk halten; keinem Theil also dürfte das Urtheil, wie es auch ausfalle, gerecht seyn; Denen aber, die noch nicht mit Swedenborg, oder nicht mit dem Geiste der neuen Kirche, des himmlischen Jerusalems hinlänglich bekannt sind, wird gar leicht, wenn sie nach dieser Bekanntschaft trachten, eine bequemere und vollständigere Beschreibung des Charakters dieser Secte, als wir hier geben dürften, nachgewiesen werden können, oder wollen sie aus der Quelle schöpfen, so mögen sie das vorliegende Buch selbst lesen. Denn dasselbe begreift den Kern und Saft aller Weisheit, die in den lateinischen Schriften Swedenborgs eingewickelt lag. Die Hauptschrift war seine *Vera Christiana religio, continens universam theologiam Novae Ecclesiae a Domino apud Danielem* cap. VII. v. 13. 14. *et in Apocalypsi* cap. XXI. v. 1. 2. *praedictae.* (Amst. 1771. 4.) Sie war schon seit mehrern Jahren selten geworden, und man musste sich mit einer von den verschiedenen Uebersetzungen und Auszügen, die in deutscher, englischer und holländischer Sprache veranstaltet wurden, begnügen, wenn man von Swedenborg lernen, oder über ihn lachen wollte. Der gegenwärtige Uebers. hat nun aber alle diese Arbeit für das gesammte deutsch verstehende Publicum verdrängt. Er hat seinen Autor nicht nur lesbarer gemacht, sondern auch sein System völliger, als man es aus jener Schrift allein erkennen konnte, vorgelegt. Denn man findet hier Stellen und ganze Abhandlungen der übrigen Schriften Swedenborgs, die das, was im Hauptbuche nur berührt ist, weiter aus einandersetzen und erläutern, entweder an den Orten eingeschaltet, wo er sich darauf bezog, oder angehängt. Da er auch die Lehre *vom Ende der Welt, von der Vollendung der Zeit und dem letzten Gerichte* am Schlusse des Buchs nur obenhin entworfen, in einer besondern Schrift aber, die zu London 1780 unter dem Titel: *Coronis seu Appendix ad veram relig. Chr.* gedruckt ist, *in zweckmäfsiger Weitläuftigkeit* (so sagt der Uebers.) abgehandelt hatte, so ist auch diese als ein Anhang hinzugekommen,

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Julius 1796.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

BRISTOL, b. Belgie u. Roſser: *Conſiderations on the medicinal uſe and on the production of factitious airs.* Part. I By. *Thom. Beddoes* M. D. Part. II By *James Watt*, Engineer. Edit. 2 to which are added communications from Doctors *Carmichael, Darwin, Ewart, Ferriar* etc. 1795. 172 u. 40 S. 8. 5 Kupfertafeln.

Die erſte Auflage war in 4 Monaten vergriffen. Der Vf. trug in ihr auf Unterzeichnung zu einem mediciniſch-pneumatiſchen Inſtitute an, damit man die Verſuche durch Füllung ganzer Zimmer mit dieſen Luftarten, an kranken Thieren, als Pferden etc. im Groſsen anſtellen könnte. Zum Theil machte man dieſen Vorſchlag lächerlich, zum Theil erhob man ihn ſehr hoch in leeren Briefen; die unterzeichnete Summe beträgt bis jetzt etwa 600 Pf., und erſt wenn ſie bis auf 1500 Pf. geſtiegen iſt, ſoll, in Erwartung, daſs die übrigen Summen nachkommen werden, angefangen werden. Schon 1792 kamen aber *W.* und *J. Reynolds* und der W. A. *Tonge* mit B. dahin überein, daſs jeder ſich zu einer Summe von 200 Pf. verpflichtete, wofür die gehörigen Vorrichtungen veranſtaltet und die in dieſem Buche enthaltnen Verſuche angeſtellt wurden.

Th. I. *Verſuche, Vorſichtigkeitsregeln und Krankheitsfälle, den Arzneygebrauch der künſtlichen Luftarten und andrer neuer Mittel betreffend.* Uebermaaſs des Sauerſtoffgas in der einzuathmenden Luft bewirkt entzündliche Erhitzung und nach dem Tode findet man Entzündung und Brand, beſonders in der Lunge. Das Venenblut erſchien in mehrern Fällen nicht heller, gerann aber ſchneller, und die Muſkeln zeigten mehr Kraft, waren gekocht härter und ſaftloſer. Der Sauerſtoffgas geht alſo wahrſcheinlich nicht in die Venen über, ſondern wird in die Muſkelfaſern abgeſetzt. *Hunters* und *Hewſons* Bemerkung, daſs das Blut bey entſtehender Ohnmacht heller abfliefst und ſchneller gerinnt, paſst hiezu trefflich. — Verſuche beſtätigten eine von B. in ſeinem Briefe an *Darwin* geäuſserte Muthmaſsung, daſs Thiere im Waſſer ſpäter erſtickten, wenn man ſie vorher eine ſtärker mit Sauerſtoff verſetzte Luft hatte athmen laſſen; ſolche die vorher Waſſerſtoff geathmet hatten, wurden im Waſſer ſehr ſchnell bewegungslos, und erholten ſich ſehr ſchnell im Sauerſtoffgas. (Mit unter kommen wieder einige ſehr gewaltſam herbeygezogene Beweiſe vor, z. B. S. 23 wird die blaue Geſichtsfarbe der Erhenkten dem Mangel an Sauerſtoff zugeſchrieben! Die, aus der Bewegung leicht erklärbare Vermehrung der Engbrüſtigkeit in Fällen, wo wegen des widernatürlichen Baues des Herzens nicht alles Blut durch die Lungen geführt wurde, ſoll beweiſen, daſs ohne hinlänglichen Sauerſtoff die Muſkelbewegung ſehr ſchwach ſey!) Muſkelbewegung verzehrt den Sauerſtoff; deswegen ſtarben in eingeſperrter Luft diejenigen Thiere 7—22 Minuten früher, die vorher durch Jagen abgemattet waren, oder ſich während der Einſperrung heftig bewegten. — Mit Sauerſtoff überladene Thiere erfroren ſpäter. — In das Zellgewebe getriebenes Sauerſtoffgas ſchien munter zu machen; von Kohlenſtoffgas wurde viel eingeſogen, das Thier befand ſich aber dabey wohl; Salpeterſtoffgas, auf eben die Art eingebracht, tödtete mit Convulſionen in wenigen Minuten. — *Prieſtley's* Behauptung, daſs inflammable Luft eben ſo ſchnell tödte, als fixe, iſt nach vielen Verſuchen unrichtig; die letzte tödtet dreymal ſchneller als reines Waſſerſtoffgas und auch als Stickluft. (Da nach *Carminati's* u. a. Verſuchen die fixe Luft nicht durch Lungenkrampf tödtet, ſo iſt das Miſsverhältniſs zwiſchen ihrer und der Stickluft Tödtlichkeit in den Lungen und in dem Zellgewebe auffallend, und man muſs wohl glauben, daſs bey den obigen Verſuchen unreine Stickluft in das Zellgewebe getrieben worden iſt. — Das Venenblut der durch kohlenſaures Waſſerſtoffgas (welches Hr. B. nach *Watt* aus glühenden Kohlen und Waſſer bereitet, und zweymal durch Waſſer gehen läſst) getödteten Thiere war hellroth. — *Ingenhouſs* ſchrieb dem Vf., daſs die Schmerzen, die man an einer durch ein Blaſenpflaſter ihres Oberhäutchens beraubten Stelle bey Berührung der atmoſphäriſchen Luft fühlte, im Sauerſtoffgas ſehr zunehmen, im Stickgas oder kohlenſauern Gas hingegen ſehr abnehmen, oder ganz verſchwinden. B. fand es nach vielen Verſuchen richtig. Der Sauerſtoff iſt alſo der reizende Theil der Luft, und rother Präcipitat u. a. m., die man gegen ſkrophulöſe Geſchwüre anwendet, in denen die Lebenskraft zu ſchwach iſt, wirken wahrſcheinlich durch dieſen Stoff, den ſie in groſser Menge enthalten. Ein dortiger Pächter heilt die hartnäckigſten ſkrophulöſen Geſchwülſte und Geſchwüre durch aufgelegte *oxalis acetoſella*, die wahrſcheinlich auch auf dieſe Art wirkt. (Und der Nutzen, den eine ſolche Luft, die wenig von dieſem reizenden Beſtandtheile enthält, in Lungengeſchwüren äuſsert, wird gröſstentheils auch hierauf beruhen.) Nun folgt eine Reihe zum Theil ſehr weitſchweifiger Briefe, die nach den Luftarten, welche man an Kranken verſuchte, einigermaſsen geordnet ſind. S. 55—81 Nachrichten von *durch Sauerſtoffgas bewirkten* (oder wenigſtens verſuchten) *Kuren.* Von Dr. *Thornton:* Ein Jahr alte, groſse, ſchlecht eiternde Fuſsgeſchwüre

schwüre, die ein Zehrfieber verursachten, wurden binnen 4 Wochen durch Einathmen des Sauerstoffgas völlig geheilt. (Aus einigen Umständen zu schliefsen waren sie gichtisch); skorbutische Flecke, Geschwüre und Blindheit eines Seemannes verloren sich nach vier monatlichen Gebrauche des Sauerstoffgas; 18jährige Lähmung eines Fufses mit einem schmerzhaften Geschwüre an demselben, welches *Pott* und *Sharp* fruchtlos behandelt hatten, binnen vier Wochen durch dasselbe geheilt; auch heftige Krämpfe wurden dadurch gehoben. — *Barr* behandelte ein Geschwür fruchtlos auf diese Art. — Dr. *Carmichael* erzählt eine Krankheitsgeschichte, die für ihn gewifs nicht rühmlich ist. Bey einer Amaurosis des einen Auges (die man den angegebenen Umständen nach für den Nachlafs eines apoplektischen Anfalles halten mufs) wandte er das Sauerstoffgas an, machte dadurch ein starkes Entzündungsfieber, zapfte Blut ab, liefs immerfort Sauerstoff athmen, zapfte wieder Blut ab, u. s. f. bis der Kranke bewegungslos wurde; da meynte er, es wäre doch wohl nicht rathsam, ferner Sauerstoff zu geben, und liefs ihn nun kohlensaures Wasserstoffgas athmen. Nach einigen Tagen bekam der Kranke den Schlagflufs. In solchen Händen wird jedes neue Arzneymittel gefährlich. — Eine Amblyopie wurde während des Gebrauchs des Sauerstoffgas zur völligen Blindheit. Die chlorotischen Beschwerden bey mangelnder Menstruation verschwanden, die Menstruation stellte sich aber nicht ein. Dasselbe sah Dr. *Pearson*. Ein Asthma erleichterte *Thornton* durch Sauerstoffgas. Ein anderer Asthmatischer, der sich in vollgestopften Zimmern immer am besten befand, wurde durch Sauerstoffgas schlimmer, durch Wasserstoffgas besser. S. 81—103 *Fälle, in welchen man die nicht athembaren Luftarten gebrauchte.* Diejenigen Fälle, wo man die Schwindsucht wegen des plötzlichen Ausbruchs mit Blute vermischten Eiters etc. für eine wahre Lungenvereiterung halten kann, wurden durch Einathmen des Wasserstoffgas immer nur erleichtert, tödteten aber doch, z. B. 10 Fälle von *Darling*, 2 von *Carmichael*, 1 von *Ferriar*, 1 von *Garnet* etc.; und diejenigen, wo gänzliche Heilung dadurch schien bewirkt zu werden, sind alle von der Art, dafs man, wie *Ewart* bey einem solchen Falle selbst gesteht, nicht mit Gewifsheit behaupten kann, dafs es kein Lungenkatarrh war, z. B. eine Schwindsucht, die *Garnet* dadurch will geheilt haben, bey der aber nur 96 Pulsschläge in 1 Minute waren. — *James Watt* giebt (S. 103 f.) eine neue Erklärungsart der Heilkraft der künstlichen Luftarten. Sie sollen nämlich einen Theil der Körper, aus welchen sie bereitet sind, in der feinsten Zertheilung und Auflösung enthalten, als Eisen, Zinkkalk, Kohlen, Mittel die in Geschwüren örtlich nützten, und auf diese Art in die Lungen gebracht werden könnten. Diese Art wäre denn freylich besser, als die *Darwinsche* (S. 144) da man durch eine Staubbüchse, die B. auch verbessert abbildet, fein gepülverte Kohle, Bley, Zinkkalk, China in die eiternden Lungen hineinstäuben soll!! Möchten wir dafür doch gelernt haben, die Müller, Friseurs etc. vor solchen Staubbüchsen zu schützen! — *Muthmafsungen, dafs einige Arzneymittel chemisch wirken.* (S. 115—147) *Garnet* glaubt, dafs man durch innerlichen Gebrauch der Schwefelleber dem Körper der Sauerstoff entziehen könnte, selbst so sehr, dafs er skorbutisch würde. Als er an sich den Anfang der *florid consumption* mit Husten, Brustschmerzen etc. bemerkte, und seinen Körper durch vieles Gehen (welches doch viel Sauerstoff consumirt!) bey hohem Barometerstande für übersäuert hielt, heilte er sich sehr schnell durch den Gebrauch der Schwefelleber (die er aber auch alle Stunden in Form eines Lungendampf-bades nahm!) Eine Schwindsucht erleichterte sie doch blofs. Salivation vergeht nach der Schwefelleber in 1—2 Tagen (so geht es der Erfahrung nach auch nicht immer) weil der Wasserstoff sich mit dem Sauerstoff des ☿ zu Wasser verbindet, und der Schwefel mit dem ☿ dann den unwirksamen Mohr bildet. Auch die Bleykolik wurde dadurch geheilt, wahrscheinlich auf dieselbe Art. — *Sandford* macht aufmerksam (?) dafs die beym kalten Brande heilsamsten Umschläge *gährende* Breye sind. Von der trefflichen Wirkung des Kohlenpulvers in Geschwüren führt er viele Beweise an. Als Pulver eingestreut schmerzt es zu sehr, weswegen er es mit einem warmen Hafermehlbrey vermengt auflegt, täglich 1—2 mal. Wenn das Geschwür ein besseres Ansehen bekommen hat, wendet er ein Pulver aus China, Myrrhen, und Zinkblumen an (letztere wirken doch nach dieser Theorie der Kohle gerade entgegengesetzt.) Kohlenpulver ʒij mit *Syrup. rosar.* ʒij heilten Aphthen und faulichte Mundgeschwüre. — Dr. *Johnstone* schwankt mit seinem Zutrauen zwischen Kohlenpulver und Salpeter. Ersteres that zuweilen in Geschwüren und Faulfiebern gut, da aber Salpeter die Fäulnifs des (todten) Fleisches besser hemmt, als zweymal so viel Kohle, und Sauerstoff im Faulfieber doch heilsamer als Kohlensäure ist, so zieht er bey ihnen doch den Salpeter vor!! (Hoffentlich werden sich wenig Anhänger finden, die so sehr die Vernunft unter dem Glauben, die Erfahrung unter einer neuen Hypothese gefangen nähmen, dafs sie um des Sauerstoffs willen in diesen Krankheiten das schwächendste Mittel gäben, welches zugleich in ihnen so gefahrliche Durchfälle leicht erregt.) Waschen mit Gest soll die Hitzblattern im Gesichte schnell vertreiben. Gegen ranziges Aufstofsen empfiehlt *Bed.* nach vielfältiger Erfahrung Kohlenpulver, etwa von Korkholz. — S. 147 u. d. f. kommt dann noch eine *Recapitulation mit einigen bemerkenswerthen Zusätzen*, worin der Vf. bedeutende Schritte von seinen bisherigen Glauben zurückgeht. Kohlensaures Wasserstoffgas färbt eingeathmet und auch auffer dem Körper das Blut heller. S. 156 sagt er: „da es gewifs ist, dafs das Blut und die festen „Theile ein höheres Roth bekommen können durch Ur„sachen, wobey kein Sauerstoff gegenwärtig ist, so „*verlieren meine Muthmafsungen über die Beschaffenheit* „*des Körpers in einigen Fällen der Schwindsucht ihre* „*Stütze.* Aber, *ob ich gleich nun nicht mehr glauben* „*kann, dafs die Röthe des Rachens bey Schwindsüchtigen* „*und andre analoge Erscheinungen Uebermaafs des Sauer*„*stoffs anzeigen*, so denke ich doch noch immer, dafs „Uebermaafs dieses Stoffs Krankheiten verursachen „kann." Wer wird ihm nun nicht beystimmen? Auch

beym

beym Skorbut hält er jetzt (S. 159) die Anwendung des Sauerstoffgas für gefahrlich, weil diese Kranken häufig plötzlich sterben, wenn sie an freye Luft gebracht werden. — Dafs öfteres Einathmen des Sauerstoffgas das Leben verlängere, wie B. will, glaubt Rec. nicht; was schnelles Leben bewirkt, bewirkt gewifs kein langes. — Die Kur des Wasserbruchs von einem spanischen Wundarzte, der nämlich Luft aus seiner Lunge in die Scheidenhöhle bläst, gehört gar nicht hieher. Es ist die Monro'sche Operationsart; er läfst das Röhrchen liegen, und dieſs macht die Entzündung, so dafs die eingeblasene, ihres Sauerstoffs schon in den Lungen beraubte Luft gewifs unnütz ist. — Auch von seinen Erwartungen einer gründlichen Heilung der Schwindsucht durch diese Luftarten, läfst *Ed.* nach und nach ab, besonders so lange man die Kranken nicht in mit denselben ganz angefüllten Zimmern erhalten kann; es empört ihn aber, dafs man sich so heftig einem Mittel widersetzt, welches Husten Fieber, Schweifs und alle quälende und entkräftende Symptome so sehr mindert, als der vielbeliebte Mohnsaft. „Die Sprache," schliefst er, „hat keinen „Ausdruck; der schimpflich genug wäre, für solch ein „Betragen, welches alles Verächtliche und Hassenswerthe der Trägheit, Unwissenheit, Beschränktheit „des Verstandes und Hartherzigkeit in sich fafst. Hier „fodre ich alle meine Leser auf, nachzudenken, und „ihre Meynung zum Bekanntmachen stets bereit zu „halten; denn obgleich kein Gesetz dieses grofse Verbrechen gegen die Menschheit bestrafen kann, so „kann doch das Richteramt der aufgeklärten Volksstimme dasselbe verhüten." *Bed.* hat erfahren, dafs jeder Schwärmer *für* eine Sache sicher mehrere findet, die mit, wohl eben so sehr zu tadelnder, Eifersucht sich *gegen* sie stellen. Die Wissenschaft hat aber gemeiniglich den Gewinn, durch dies Aufbrausen schneller zu seinen Resultaten zu kommen, und verdankt den verspotteten Schwärmern jeder Art doch immer viel, sollte es auch nur die *Ueberzeugung* von dem seyn, was man vorher mehr oder weniger blind *glaubte*.

Th. II. *Beschreibung eines pneumatischen Apparates, nebst Anweisung, die künstlichen Luftarten zu bereiten, von Jam. Watt.* Diese Abhandlung ist bey dieser 2ten Auflage viel verändert, aber ohne die dazu gehörigen Kupfer nicht verständlich. — *Watt* hat mit *Boulton* eine Fabrik dieses Apparates angelegt, von welcher man z. B. den zur Privatpraxis mit Ofen, Blasen u. s. w. für 10—11 Pf. bekommen kann.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Weydmann: *Nützliches Wörterbuch solcher Wörter, die in der Aussprache fast gleichen Ton, aber eine verschiedene Bedeutung haben, und oft verwechselt werden.* Zur richtigen Belehrung in der Rechtschreibung. Von *J. A. E. Göze.* 1794. 267 S. 8.

Hr. *J. A. Donndorf* sagt in der Vorrede, er wisse nicht, ob der sel. Göze dies Buch, so wie es hier ist, dem Drucke würde übergeben haben, und gesteht der Vf. habe demselben noch nicht die letzte Vollkommenheit gegeben; indessen finde er keinen Grund, es dem Publico vorzuenthalten u. s. w. Dies Verzeichnifs hat die Tugenden und Fehler seiner Brüder. Wer *Aale, Ahle* und *alle* nicht unterscheiden kann, wird es durch die Formeln: wir haben *Aale* gefangen; mit der *Ahle* sticht der Schuster Löcher durchs Leder; *alle* Thiere im Walde ernähret Gott; schwerlich unterscheiden lernen. Und wie viel hundert Wörter sind nicht mit aufgezeichnet, die nie ein Mensch, und sollte er ein Kind seyn, verwechseln wird, z. B. *abbeifsen* (wofür hier unrichtig *abbeifen* steht) und *abbeizen, abblasen* und *ablassen, abbringen* und *abdringen, Abel* und *Adel, aber* und *Haber, brüten* und *Braten.* Mit unter kommen auch Artikel, wie folgender, vor: „Adam, der „erste Mensch; Adam ein Vornahme; Adam an einigen „Orten das Gefängnifs, *der* Carzer; Adam, der alte — „Bild der Erbsünde." An den Erklärungen ist auch zuweilen viel auszusetzen, z. B. *Bischof*, der erste Vorsteher eines Districts; *Ceder*, ein *indianischer* Baum; *Fläche*, die Oberseite einer Sache; *Köcher*, das Behältnifs, worinn die *Wilden* ihre Pfeile tragen; *Watte, gestreifte* Baumwolle. Mit der eigentlichen Rechtschreibung der Wörter kann man wohl zufrieden seyn. Besonders macht es dem seligen Manne Ehre, dafs er von unnützen Unterscheidungen nichts hält. Er kennt nur *mahlen, weifs, wohl*, und läfst *malen, weis, wol*, wie billig, unerwähnt. Desto mehr fiel uns der Unterschied zwischen *Bläfse* und *Bleffe* auf, deren letzters ganz zu verbannen ist.

Leipzig: *Rechtfertigung der Schreibart, Teutsch*, von *Chr. Gotthold Schocher*, Mag. d. Philos. u. Privatd. zu Leipzig. 1793. 4 B. u. 2 B. Tit. u. Vorr. (6 gr.)

Hr. *Sch.* ist ein guter Declamator, der jedoch für sein Fach etwas zu viel Begeisterung zu zeigen scheint. Er will darüber schreiben, und seine Pränumeranten sollen erlauben, dafs, eh er noch mit der Declamation selbst erscheint, er diese grammatische Abhandlung vorausschicken dürfe. Noch hören wir nichts von Erscheinung des Werks über die Declamation, und so sollte man beynahe glauben, dafs ihr der Vorläufer geschadet hätte, welches uns leid thun sollte, da Kenner mit Hn. Sch's ausübender Declamation ganz ungemein, und mit seinen Grundsätzen wenigstens im Allgemeinen sehr zufrieden sind. Fast möchten wir daher rathen, von dieser Schrift nur die Vorrede allein zu lesen, die sich hauptsächlich mit der Declamation beschäftigt. Gellert und Lessing wünschten ein Mittel die Declamation *anschaulich* (anschaulich) zu lehren, und zwar, wie wenigstens Hr. Sch. glaubt, weil sie ihren Gefühlen nicht trauen, den Rede keinen solchen Gang geben konnten, wo ein jeder Fufstritt bezeichnet, und jeder Gedanke, jedes Glied, jeder Satz als bestimmter Theil eines Ganzen da war. (Vermuthlich wünschten sie die declamatorische Zeichenkunst nur, damit Unwissenden das Declamiren durch Zeichen erleichtert werden könnte.) Darinn wird Hn. *S.* wohl

ein jeder Recht geben, dafs man von einem Kunstredner nicht verlangen müsse, dafs er *prima vista* declamiren solle. Wenn er hingegen behauptet, Gellert habe die herrlichsten Meisterstücke in Gradationen und Degradationen geliefert, *ohne zu wissen, dafs er sie schrieb*, so möchte man ihm das schwerlich glauben. — Was die Schreibart *Teutsch* betrifft, so kämpft Hr. S. eigentlich gegen Gottsched, der sich zur Vertheidigung der Schreibart *Deutsch* etwas sonderbar auf die Ableitung, mit mehrerm Rechte aber auf die Aussprache und den Schreibgebrauch berief, welcher letztere seitdem noch weit gemeiner geworden ist. Gottscheds Anhänger werden lächeln, wenn sie ihren Erzvater beschuldigt sehen, er habe unter die von ihm genannten Länder, welche *Deutsch* und nicht *Teutsch* sprechen, Städtenamen gemischt, da *Brandenburg*, *Lüneburg*, *Magdeburg*, *Halberstadt* u. s. w. ja unstreitig auch Namen von Ländern sind. Gottsched hat unendlich viel Blössen gegeben; aber Hr. Sch. giebt ihrer nicht minder; z. B. wenn er S. 59 sagt: „Hager, ebenfalls (wie Gesner) „ein *grofser* Schulmann, schreibt *nach Gewohnheit der Geschicht- und Erdbeschreiber* nicht von Deutschland, sondern von *Teutschland*." Die unbeschreiblich witzige Wendung S. 59 unten werden *die ersten Köpfe Teutschlandes* die immer *Teutsch* fortschrieben, mit Dank erkennen.

FRANKFURT a. M., bey dem Vf.: *Praktische italiänische Grammatik*, wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann. Von *J. V. Meidinger*, Lehr. der franz. und ital. Sprache. 1796. 503 S. 8. (16 gr.)

Der Titel verspricht viel, besonders da eine gute praktische Anweisung zur italiänischen Sprache noch in Deutschland vermifst wird. Wir wollen daher das Buch ein wenig näher beleuchten. Zuerst findet Rec. die Definitionen, oder vielmehr Beschreibungen der Redetheile sonderbar genug. „Ein Hauptwort ist (S. 10) ein Wort, vor das man im Deutschen nur eins von den drey Geschlechtswörtern, *der*, *die*, *das*, setzen kann, ein Beywort aber ist das, welches sie alle drey annimmt." Ohne das Unphilosophische dieses Satzes zu erwähnen, will Rec. den Vf. nur an die Substantive erinnern, welche in mehr als einem Geschlechte üblich sind, z. B. *der* und *das* Band, *die* und *der* Leiter u. s. w. auch an die Beywörter, welche als Substantive gebraucht werden können, z. B. *der Arme*, *die Arme* — *das Grün* u. s. w. Eben so seltsam werden die Arten der Zeitwörter erkläret, wovon wir nur einen Beweis anführen wollen. „Die sich beziehende (beziehenden) Zeitwörter haben Bezug auf sich selbst, im Infinitivo si nach sich, und durch alle Personen und Zeiten den Accusativo von einem persönlichen Fürwort." Welches Verbum hat je Bezug auf sich selbst? Und giebt es denn nicht *verba pronominalia*, welche den *Dativo* (um die ital. Terminologien des Vf. beyzubehalten) von einem (eines) persönl. Fürwort verlangen, als *proporsi qualche cosa*? — Mit der Erklärung der Beugefälle sieht es nicht besser aus. „Der *dativo* heifst es S. 20) wird gebraucht wann man fragen kann *wenn? wo? woran? wohin?*" Ganz in der alten Leyer der trivialen Grammatiken. Hätte der Vf. gesagt: die Präpos. *a*, welche die Bewegung zu einem Orte anzeigt, den Aufenthalt an den Granzen und den unbestimmten Aufenthalt in oder aufser den Gränzen eines Dinges (zum Unterschiede von *in*) deutet auch den Dativ an, weil bey ihm der *Terminus ad quid* oder eine Bewegung des Objekts (vermittelst des handelnden Subjekts) zu einem andern Gegenstande zum Grunde liegt — so würde er, statt der dunkeln und schwankenden Partikeln, deren Stelle mehrere Präpositionen vertreten können, den ganzen Umfang des *a* deutlich gemacht und erschöpft haben. Doch genug von dem Theoretischen des Buches. Das Praktische ist brauchbarer, obgleich die Uebungen oft von der Art sind, dafs ein geschickter Lehrer leicht passendere und angenehmere wählen wird. Man findet auch darin Gespräche, Briefe, Erzählungen und fast ein halbes Lexicon.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Leipzig*, b. Göschen: *Ueber die Freyheit des menschlichen Willens.* Eine philosophische Abhandlung von M. *Christ. Friedr. Michaelis* Privatlehrer der Philosophie zu Leipzig. 1794. 132 S. kl. 8. Diese kleine sehr niedlich gedruckte Schrift ist eigentlich die Uebersetzung der Doctordisputation des Vf. mit einigen als Anmerkungen hinzugefügten Zusätzen. Die Frage: was ist Freyheit des Willens, und ist die Ueberzeugung von derselben gegründet oder nicht? welche ihren Inhalt ausmacht, wird in dem ersten Theile historisch, in dem zweyten philosophisch erörtert. In dem ersten zeigt der Vf. kurz, wie die natürliche (gemeine) Ueberzeugung von der Freyheit des Willens entstehe, und wie dieselbe in Zweifel übergehe. Neu ist der Gedanke, dafs diese Zweifel durch das Gefühl der Reue und die Achtung für Sittlichkeit erregt würden, indem die Menschen, um sich der moralischen Zurechnung zu entziehen, ihre Zuflucht zu einer absoluten Nothwendigkeit der Handlungen nähmen; aber gewifs hält er keine Prüfung aus. Dann werden die philosophischen Systeme aufgeführt, mit welchen die Freyheit nicht bestehen kann. Der zweyte Theil ist eine fafsliche Darstellung der Reinholdischen Theorie von der Freyheit des Willens, bey der wir uns also nicht aufzuhalten brauchen. Am Schlusse werden noch die vorzüglichsten neuen Schriften über diesen Gegenstand angezeigt und kurz beurtheilt. So sehr auch die Schrift von den Talenten und den Kenntnissen des Vf. zeugt, so hat sie doch, das Interesse des Gegenstandes abgerechnet, zu wenig Eigenthümliches, als dafs sie nicht die meisten Leser mit uns der Meynung seyn sollten, der Vf. hätte eben nicht nöthig gehabt, seine Disputation zu übersetzen. Unterdessen kann sie doch nützlich für diejenigen seyn, welche Reinholds Ideen über die Freyheit in einer concentrirten und klaren Darstellung kennen lernen wollen.

Druckfehler. Nro. 218. S. 127. Z. 29. 34. und S. 128. Z. 43. 44. 45. ist statt *Elbe* zu lesen *Elde*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 25. Julius 1796.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

ZÜRICH: *Museum der Heilkunde*, herausgegeben von der Helvetischen Gesellschaft correspondirender Aerzte und Wundärzte. 3. Band, 1795. 343 S. 8.

Memoire et Observation sur une Tumeur cancereuse à la tete avec carie de l'os parietal; par Ricou. Ein sehr gut beschriebner, merkwürdiger Fall. Gegen welche Reize die *dura mater* unempfindlich bleibt, und dass ein Theil des Gehirns ohne Nachtheil kann verloren gehen, liefet man hier von neuem mit Erstaunen. *Observations sur le danger, qu'il y a de manger de la chair et de toucher des animaux peris de maladie contagieuse telle que le Quartier ou Charbon*, von *Demselben*. Aus den Reichenbachischen Papieren werden uns ferner Wahrnehmungen, das Ausziehen des grauen Staars betreffend, mitgetheilt. Eine Krankheit des Unterleibes bey einer Kindbetterin mit einem darauf folgenden Abscess, der sich durch den Nabel ausleerte, von Dr. Sulser. Späte Verwicklung einer Lungenentzündung mit einem gallichten Faulfieber, von Dr. Wetter. Hr. Mieg liefert aus dem Munde eines nicht genannten Wundarztes eine Geschichte von einem exfoliirten und regenerirten Oberarmbein, als einen Beytrag zu einer Beobachtung im 1. Theil des Museums. Geschichte eines operirten Wasserbruches, von Dr. Aepli, verdient wegen einiger merkwürdiger Umstände gelesen zu werden. Plötzliche und gewaltsame Verrenkung des Schenkelkopfes auf und auswärts von Prof. *Mieg*. Einige medicinische Actenstücke, Personen, die von muthmasslich wüthenden Hunden gebissen worden, betreffend, von Dr. *Elwert*. Lehrreich, um auf die höchstnöthige genaue Untersuchung, ob der beissende Hund wirklich toll sey, aufmerksam zu machen, während dass man keine Maasregel versäumt, die die Möglichkeit des Falles erfodert. Zu viel Gewicht scheint uns aber Hr. E. darauf zu legen, ob die Verletzung an sich bedeutend und den Speichelgängen nahe oder entfernt, oder der Biss durch die Kleidungsstücke abgestumpft worden sey, worauf es in keinem Fall durchaus ankommen kann, da das Gift immer durchzudringen vermag. Unter einer Aufschrift, die eine leicht zu beantwortende moralische Frage enthält, theilt Hr. Dr. *Wegelin* die Resultate seiner grosen Erfahrung als Geburtshelfer mit. Das meiste Unglück ward dadurch veranlasst, dass er zu spät gerufen wurde. Die Geschichte eines zu Zeiten eintretenden Wahnsinns ist zur Consultation aufgenommen. Geschichte einer Zurückbeugung einer nicht schwangern Gebärmutter, sammt einem Mutterscheidenvorfall und anhaltender Harnverhaltung von *Büchele*. Von Demselben, Geschichte einer, durch eine Ansammlung von Schleim entstandnen, grosen Ausdehnung der Kinnbackenhöle, mit einem Beytrag dazu von *Ammann*. Beobachtung einer gänzlichen Zurückhaltung des Urins, von Dr. *Obertäuffer*. Man vermuthete einen Blasenstein als Ursache nach genauer Untersuchung, fand aber bey der Zergliederung am Halse der Blase, einen harten, einer mittelmässigen Birne an Grösse und Gestalt ähnlichen Körper, von welchem die Harnröhre ganz eingeschlossen war, und der sich einen Zoll lang in dieselbe hinein erstreckte. Von den Gichtern der Kinder, von Dr. *Thuessink* im Haag. Wann Kinder in Convulsionen liegen, so könne man sie augenblicklich stillen, wenn man den After einer Taube genau an den After des Kindes bringe. Die Convulsionen gehen so in die Taube über und tödten sie. Man hat oft mehrere Tauben nöthig, muss aber, wie der Vf. zu verstehen giebt, keine zu alte und starke Tauben bey einem zu schwachen Kinde nehmen, weil, wenn die Taube den Convulsionen nicht erliegt, diese desto heftiger das Kind wieder befallen. Man könne hiermit aber nur Zeit gewinnen; denn gegen die Ursachen der Convulsionen vermöge dieses Verfahren nichts, und daher wäre das Wiedereintreten der Convulsionen damit nicht zu verhüten. Wir gestehen, dass wir uns berechtigt glauben, die völlige Richtigkeit dieser Versuche stark zu bezweifeln, ohne die Wahrheitsliebe des Vf. verdächtig zu finden. Da die Gesellschaft schweizerischer Aerzte unter ihrer Autorität diese sympathetische Cur ins Publicum gebracht hat, so liegt ihr die Verantwortlichkeit auf, ihre Wahrheit aufs Reine zu bringen. Im 54. Stücke des Reichsanzeigers von 1796 hat ein Arzt in Pforzheim, Hofrath Gyszer, die Thatsache bestätigt. Hr. Dr. *Behrends* in Frankfurt am Mayn erzählt von einem Kaiserschnitt, durch den Zwillinge auf drey Tage Existenz bekamen. Die Mutter starb nach 26 Stunden. Zwey Beobachtungen von geheilten Lungenwunden von Dr. *Brunner*. Auch ein Beyspiel einer Lungenschwindsucht (besser: von Brustzufällen) hypochondrischen Ursprungs von Dr. *Gohl*. Geschichte eines brandigen Schenkeldarmbruches mit zurückgebliebner Kothfistel von *Mieg*. Vortrefflich erzählt, beurtheilt und geheilt. Der Zustand war durch die gröbste Mishandlung so arg geworden. Derselbe von einer *luxat. spontan. ossis femoris*. Nutzen der Blasenpflaster beym Blutbrechen, von Dr. *Toggenburger*. Beobachtung über die giftige Eigenschaft des Fischfettes, von Dr. *Thuessinck*. Die Miesmuscheln erregen häufig giftige, wenn auch nicht tödtliche Wirkungen. Man hat bisher noch kein Merkmal ausfündig machen können, um die schädliche von den unschädlichen Mu-

ſcheln zu unterſcheiden; nur will man bemerkt haben, daſs wer die Eingeweide des Thieres nicht iſst, nie krank wird. Weit ſeltner ſind die Beyſpiele, wo von giftigen Auſtern dieſelben Zufälle entſtanden, welche aber dann immer bedeutender waren. Die Schaalthiere wirken aber nicht allein ſo. Im Haag entſtanden vor kurzem vom Genuſſe der Aſſeln heftige Krankheitszufälle, wie von einem Gifte. Es werden hier ferner Geſchichten aus holländiſchen Zeitſchriften geſammelt, von ähnlichen Folgen durch fetten Aal, durch das Fett der Eingeweide von geſalznen Heeringen, durch das Fett und die Eingeweide eines Pärſch. Man habe ſich alſo nur vor dem Fette und den Eingeweiden dieſer Fiſche zu hüten. Ueber den Nutzen der Saamen von der Baumwollenſtaude zur Vermehrung der Milch in den Brüſten, von Dr. *Reuſing* in Amſterdam. Die indianiſchen Frauen ſollen dieſen Gebrauch des *Sem. Goſſypii herbacei* ſehr gut kennen. Hr. R. lieſs ihn gelind röſten, zu gleichen Theilen mit Kaffee vermiſchen, und den Aufguſs davon trinken. Er ſahe deren Wirkung in 3 Fällen. Etwas über Pocken und Einimpfung, von Dr. *Thueſſink*. Verſchluckte Pockenpuſteln könnten anſtecken, gegen Camper, mit einer Geſchichte aus einer holländiſchen Zeitſchrift belegt, die nichts beweiſet, denn die Anſteckung, welche ihnen zugeſchrieben wird, ſie habe nun zum erſten oder zweytenmal befallen, iſt viel wahrſcheinlicher von dem frühern Umgang mit Pockenkranken entſtanden, da, was hier als erſtes Zeichen der Einwirkung angenommen wird, ſich ſchon als viel ſpäter eintretende Erſcheinung, als erſtes Stadium der Pockenkrankheit charakteriſirt. Ueber den Nutzen warmer Umſchläge, der Bäder und einer ſtärkenden Diät bey rohen kryſtalliniſchen Blattern, auch in dem Zeitpunkt der Eiterung. Nachricht von Gaiſz und von dem daſelbſt üblichen Gebrauch der Ziegenmolken, von Dr. *Ernſt*. Dieſer im Canton Appenzell gelegne Marktflecken, wird ſeit einigen Jahren ſelbſt aus dem benachbarten Deutſchland häufiger, als ſonſt beſucht, ſo daſs man da oft an einer Tafel von 50 Gäſten ſpeiſet. Man geht von der Idee aus, daſs die Alpenpflanzen der Ziegenmilch wohlthätigere Beſtandtheile geben. Die Molken werden am untern Meſsmer, einem Berge 3 Stunden von Gaiſz, bereitet. Der Aufſatz giebt keinen mediciniſchen Aufſchluſs. Von einem Abſceſs unter dem *muſculus pſoas*, der einen glücklichen Ausgang hatte, von *Bodmer*. Krankengeſchichte eines Hypochondriſten von Dr. *Lindt*. Nur der ſchnelle Todt hat etwas auffallendes. In der ausgedehnten, einem mit Waſſer ausgefüllten Darm ähnlichen Gallenblaſe waren fünf Unzen einer halb durchſichtigen, den Molken gleichen, an Geſchmack ſäuerlichen Feuchtigkeit. Auch fand ſich ein 30 Gran ſchwerer Stein im *duct. cyſt.* am Orte der Vereinigung mit dem *duct. hepat.* — *De Aſphalti olei in phthiſi uſu Obſervationum Triga.* Auct. *Siebold*. Denkmal dem verſtorbnen Am Stein geſtiftet vom Hofr. *Aepli* und Altrath *Scherb*. Erfüllt mit Liebe und Achtung für den unter ſehr widrigen Umſtänden ſich erhebenden Am Stein. Aber ob 116 S. dieſes Muſeums, das ſeines praktiſchen Inhalts wegen nur gekauft wird, nicht zweckmäſsiger angefüllt werden konnten, als mit dieſen Materialien zu einer Lebensbeſchreibung, welche wir gern Schlichtegrolls Nekrolog beſtimmt geſehen hätten, geben wir Hn. Rahn zu überlegen.

Jena, in d. akadem. Buchh.: *Phyſiologiſche und pathologiſche Zeichenlehre*, zum Gebrauche akademiſcher Vorleſungen, von D. *Chriſt. Gottfr. Gruner*, — zu Jena. Zweyte umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. 1794. 330 S. 8.

Wer dieſes Werk mit dem lateiniſchen vergleicht, welches der Vf. ſchon vor 20 Jahren über dieſelbe Materie geſchrieben hat, der darf ſich nicht wundern, das lateiniſche 687 S. ſtark, und dieſe jetzige Ausgabe nur von 330 zu finden; was es an Seitenzahl verloren, hat es an innerm Gehalte gewonnen, indem nämlich das entbehrliche, mehr gelehrte als praktiſch brauchbare, z. E. die Zeichenlehre der Chineſen aus dem *Cleyer* etc. hier weggelaſſen, und das Ganze dadurch der Vollkommenheit immer näher gebracht worden. Von einem Compendium erlaubt inzwiſchen die A. L. Z. keinen langen Auszug, wenn nicht etwa grobe Irrthümer zu rügen ſind; wir dürfen alſo nur im allgemeinen erinnern, daſs Hr. *G.* alles, was bisher nützliches geſagt war, auf das glücklichſte geordnet hat, und überhaupt ſeine Vorgänger übertrifft. Wie mangelhaft jedoch dieſe Wiſſenſchaft überhaupt, wie ſchwankend, und relativ das meiſte darinn vorgetragene noch ſey, das iſt eine Klage, in welche wohl alle andre Aerzte mit Hn. *Gr.* einſtimmen werden, und noch gewiſſer werden ſie den Wunſch mit ihm hegen, daſs die Aerzte ſich vereinigen, und an die ſpecielle Semiotik denken möchten. Denn in der That giebt es hier doch ſelten etwas allgemeines, auf alle Fälle paſſendes, was nicht in unzähligen eine Einſchränkung erfoderte, oder erſt durch das Individuelle bey dieſem oder jenem Kranken beſonders beſtimmt würde. Was in den neueſten Zeiten über *Diagnoſtik* geſchrieben wird, bringt uns hoffentlich der Erfüllung jenes Wunſches allmählich näher, und muſs gleichſam als ein neuer Zweig der Arzneywiſſenſchaft angeſehen werden, dem die aufmerkſame Pflege erfahrner Aerzte und genauer Beobachter zu wünſchen iſt, da er ungleich mehr, und genieſsbarere Früchte verſpricht, als der ſo ſehr dürre Zweig der allgemeinen Semiotik. Es dürfte übrigens den Leſern vielleicht auffallen, wenn ſie finden, daſs der Vf. S. 263. die *Bösartigkeit* als ein Zeichen aufführt, da ſie vielmehr erſt die Zeichen aufſuchen, um Bösartigkeit herauszubringen; man würde ja mit eben ſo groſsem Rechte auch Gefahr als ein Zeichen annehmen müſſen, und nicht erſt Zeichen ſammeln, um Gefahr zu entdecken! Nicht weniger muſs es befremden, obgleich manchen Schwindſüchtigen ſehr erfreulich ſeyn, wenn man S. 288. bemerkt, daſs *hole Zähne vor Lungenſucht verwahren*. Doch, wie geſagt, für eine detaillirte Beurtheilung eines Compendii fehlt hier der Raum, und man muſs auch nicht von einem einzigen Arzte erwarten, daſs er eine ganze Wiſſenſchaft, zumal eine ſolche, wie die allgemeine

Zeichenlehre, durchaus verbeſſern, oder aus ſeiner Erfahrung allein bereichern, und alles irrige entdecken ſolle. Wenn nur alle Nachfolger von Hn. *Gr.* immer in demſelben Verhältniſſe mehr, oder eben ſo viel leiſten, ſo gewinnt die Wiſſenſchaft ſchon genug. Bey der bekannten groſsen Beleſenheit, die er auch hier bey jedem Kapitel nützlich angebracht hat, vermiſst man doch *Klein's* brauchbaren *Interpres clinicus* und *Tiſſot's* Ausgabe von *Vater*. Auch ſcheint der Vf. nicht dringend genug überhaupt erinnert zu haben, dafs man nie aus einem einzigen Zeichen allein, ſelbſt dem ſchlimmſten, ſchlieſsen, ſondern mehrere zuſammen nehmen müſſe, ob er es gleich in der Einleitung berührt.

PHILOLOGIE.

Zürich u. Leipzig, b. Ziegler u. Söhnen: *Muſeum für die griechiſche und römiſche Litteratur.* Herausgegeben von *Carl Phil. Conz.* II. St. 200 S. III. St. 132 S. 1795. gr. 8. (1 Rthlr. 1 gr.)

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortſetzung einer Zeitſchrift an, die mit Kraft und Eifer für die gute Sache der humaniſtiſchen Studien in dem höhern Sinne, wie er im erſten Aufſatze des 2ten Stücks entwickelt wird, arbeitet. In dieſem Aufſatze werden nämlich die Ausdrücke: *artes liberales* und *humaniores*, von den ſchönen Redekünſten gebraucht, theils nach den Alten, theils nach Kants Kritik der Urtheilskraft erläutert. *Freye Künſte* heiſsen ſie, weil die Beſchäftigung mit ihnen ein freyes Spiel des Geiſtes gewährt; weil ſie ſich auf ein freyes, abſichtloſes, uneigennütziges Gefühl des Schönen gründen; weil in Rückſicht auf die Vermögen der Seele, die dabey wirkſam ſind, die meiſte Freyheit bey ihnen anzutreffen iſt, endlich weil ſie die Seele frey machen von der Eingeſchränktheit der Begriffe und der Knechtſchaft niedriger Neigungen und Begierden; *Humaniora* heiſsen ſie, weil die ſchönen Künſte Nahrung von der Geſelligkeit (worinn nach Kant die Humanität beſteht) ziehen und hinwiederum den Anbau der Geſelligkeit und Humanität befördern (nicht auch, weil ſie ein Erzeugniſs höherer, bloſs menſchlicher Vermögen ſind?). — *Bemerkungen über die hiſtoriſche Kunſt der Alten*, ein anziehendes Gemälde des hiſtoriſchen Charakters und Plans des Herodot, Thucydides und Tacitus. (Bey der Würdigung des Herodot würden Böttigers Abhandlungen *de Herodoti hiſtoria ad carminis epici indolem propius accedente* gute Dienſte geleiſtet haben.) Im 3. St. *Ueber die Satire der Römer und über Juvenal*, ein des Dankes werther Beytrag zur Aufklärung dieſer Dichtart, um die ſich neulich die Hn. Eichſtädt und König vorzügliche Verdienſte erworben haben. Der Aufſatz mit der Ueberſchrift: *die Erinnyen* führt die Idee aus, dafs unter der Fabelhülle jener ſtrafenden Gottheiten die hypoſtaſirten Wirkungen des böſen Gewiſſens zu verſtehen ſind. Ueber die Vorſtellungen der alten Kunſt von den Furien, hätte der Vf. ſeine Abhandlung aus *Heeren* über ein altes Relief im vaticaniſchen Muſeum in *Bibl. d. a. Literatur* St. 3. bereichern können. Alle übrigen Abhandlungen in beiden Stücken ſind (durchaus fleiſsig gearbeitete) Ueberſetzungen, Auszüge, Bearbeitungen nach den Alten. Ueberſetzungen: der Beſchluſs von Cicero's 1. B. der Tuſculan.; Ariſtoteles über die Dichtkunſt, die Hälfte; Tacitus Geſchichte der piſoniſchen Verſchwörung; Juvenals 7. Satire; Quinctilian B. 10. von der Nachahmung oder Nachfolge. Auszüge in der Ueberſetzung aus Polybius B. 6. und aus Ariſtoteles Ethik über die verſchiednen Regierungsformen kommen in einer Abhandlung vor, die unter dem Titel: *Politiſche Meynungen der Alten* angelegt iſt und fortgeſetzt werden wird. Antonius und Cleopatra iſt eine freye Bearbeitung nach dem Plutarch. Die meiſten Abhandlungen ſind von dem Herausgeber; unter den Mitarbeitern ſind nur Prof. Drück als Ueberſetzer des Cicero und Prof. Buhle als Ueberſetzer von Ariſtoteles Dichtkunſt genannt. Auf griechiſche Schrift mufs die Druckerey, welche dieſes Muſeum beſorgt, nicht eingerichtet ſeyn: denn die griechiſchen Stellen ſind erbärmlich verhunzt. Der Herausgeber wird hoffentlich darauf Bedacht nehmen, dieſem Uebelſtande künftig abzuhelfen.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Teatro, o ſia Scelta di Drammi facili, ad uſo de' giovani ſtudioſi della lingua italiana, di Giov. Enrico Emmert*, Dott. e Prof. 1794. 264 S. 8.

Für Anfänger im Italieniſchen wird dieſe Sammlung leichter Dramen von groſsem Nutzen ſeyn, indem ſie ihnen nicht nur eine angenehme Unterhaltung gewähren, ſondern ſie auch vorbereiten dürften, die Schauſpiele eines *Gozzi*, *Goldoni* u. a., ohne viele Schwierigkeit zu verſtehen. Beſonders empfehlen wir ſie denen, welche einen Vorſchmack von der Umgangsſprache dieſer Nation zu haben wünſchen, und rathen ihnen, nachher die von *Fraporta* gemachte Auswahl der Goldoniſchen Comödien zu leſen, in welcher das ſchlechte Italieniſche der Bedienten, Harlekins, und überhaupt die Provinzialiſmen des Originals in die toskaniſche Sprache überſetzt worden ſind. Die vor uns liegenden ſechs Stücke haben alle nur einen Act, und ſind betitelt: *l'Orgoglio umiliato, l'Incendio, la Vanità punita, il Giuoco della cieca, la Fanciulla che ſpigola*, und *il Sonatorello di violino*. Schade, dafs noch weit mehr Druckfehler darinn vorkommen, als der Herausg. angezeigt hat. Auch iſt die Interpunktion oft fehlerhaft, und man ſtöſst nicht ſelten auf Wörter, welche die Probe des ächt Toskaniſchen nicht aushalten. Statt der abweichenden Formen der Zeitwörter, die freylich bey manchen italieniſchen Schriftſtellern gefunden werden, beſonders im *Boccaccio* und in Poeſien, hätten, dem Anfänger zum Beſten, die gewöhnlichen Formen gewählt, oder doch zum wenigſten unter den Text geſetzt werden ſollen; z. B. *andò* für *andiede*, *ci è* oder *vi è* für *havvi*; *vuole* für *vuò*, u. ſ. w.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Weimar, in Comm. im priv. Induſtrie-Comtoir: *A B C des Zeichners*, von *G. M. Kraus*. 2te Aufl. 1796. 16 S. 8. m. X Kupfert. (8 gr.)

Leipzig, b. Kaven: *Nöthigſte Anweiſung in der Zeichenkunſt, wie die Theile des Menſchen durch geometriſche Regeln und nach dem vollkommenſten Ebenmaſſe ganz leicht zu zeichnen, zuſammen zu ſetzen, und die Geſtalt eines Ganzen vorzuſtellen.* 3te Aufl. 1795. 144 S. 8. m. K. (8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Frankfurt a. M.*, in der Andräiſchen Buchh.: *Bemerkungen über eine neue Geburtszange*, von D. *Johann Georg Klees*, mit einer Kupfertafel. 36 S. kl. 8. — Hr. *K.*, der ſich den Geburtshelfern ſchon durch die Erfindung eines Kopfbohrers bekannt gemacht hat, beſchreibt hier eine von Hn. Prof. *Mulder* zu Leeuwarden in Friesland erfundene Geburtszange, und liefert einen Umriſs davon in ihrer ganzen Gröſse. Die Beſchreibung fängt an: „In den ältern Zeiten (in welchen?) wurde die Gegenwart bey gebährenden Weibern nur allein dem weiblichen, *keines wegs* aber dem *männlichen* Geſchlechte verſtattet.“ Man darf eben nicht weit in der Geſchichte gekommen ſeyn, um zu wiſſen, daſs dies eine Unwahrheit iſt. Der zweyte Paragraph widerlegt ſchon den erſtern. „In Athen, heiſst es dort, gab es zuerſt Männer, welche, auf dem Wege des Studiums der Natur und einer beſſern Erfahrung geleitet, ſich dieſes Theils der Arzneykunde beſonders befliſſen etc. Dieſe Männer waren alſo doch bey Gebärenden zugegen. Alles was von der Geſchichte der EntbindungsKunſt angeführt wird — zeugt von einer gänzlichen Unbekanntſchaft des Hn. D. *Klees* mit derſelben, z. B. noch: die erſte männliche Geburtshülfe habe allein in Anwendung innerlicher Arzneyen und der Hülfe mit den Händen beſtanden. Und doch hatten die Griechen auſser den innerlichen, ſo viele äuſserliche Mittel, z. B. eine Menge reizender, Wehen erregender und Geburt befördernder Peſſarien, Salben u. dgl. — Ferner: von der Entſtehung des erſten Geburtswerkzeugs an habe man ſolche in unglaublicher Menge erfunden. Es iſt hier nur von der Erfindung in ältern Zeiten die Rede; und da iſt uns eben keine unglaubliche Menge davon bekannt; und die Entſtehung des erſten Werkzeugs weiſs niemand. Anfänglich ſollen *alle* dieſe Werkzeuge ſcharf geweſen ſeyn, und auf Verringerung der Gröſse des Kindes abgezweckt haben. Auch dies iſt unwahr. Die Reductionsinſtrumente der Alten waren nicht ſcharf, und ſie hatten auch ſtumpfe Hacken. Nachher ſey man auf den Gedanken gekommen, die Gröſse des Kopfes ohne Gefahr für das Leben des Kindes nur in etwas zu vermindern, und *Jakob Rüff*, ein deutſcher Wundarzt, habe zuerſt eine Zange bekannt gemacht, welche dieſe Eigenſchaften haben ſollte. Zwey Unwahrheiten. Jac. Rüff war kein Deutſcher, ſondern ein Schweizer; und ſeine Zangen waren nicht zum Ausziehen lebender Kinder beſtimmt, ſondern todter. Die eine Zange war eine, offenbar zum Ausziehen der Blaſenſteine beſtimmte Zange (Rüff war Steinſchneider), die andere eine Zahnzange, „womit, wie er ſelbſt ſagt, die Scherer Zän aufsprechen.“ Beide Zangen ſchlägt Rüff den Hebammen ſeiner Zeit zum gewaltſamen Ausziehen todter Kinder und Nachgeburten vor. Und wer glauben kann, man habe mit einer ſolchen Zange je ein lebendes Kind ohne Gefahr für ſein Leben ausziehen wollen oder können, muſs die Stelle in Rüffs Hebammenbuch nie geleſen und das Inſtrument nie geſehen haben, oder in der Geburtshülfe ganz unwiſſend ſeyn. Solche Kopfzerdrücker hatten ſchon die Griechen. „Dieſes (des Rüffs) Zange heiſst es ferner, war *bald darauf* mancherley Verbeſſerungen unterworfen.“ Und doch ſtand es nicht weniger, als ungefähr über *hundert Jahre* an, bis *Chamberlain* an eine unſchädliche Kopfzange dachte. Es wäre gegen den Zweck der Anzeige einer ſo kleinen Schrift, alle übrigen Unrichtigkeiten, die darinn vorkommen, zu berichtigen. Denn dadurch würde unſere Recenſion gröſser werden, als das Büchlein ſelbſt, weil faſt keine Seite von ſolchen notoriſchen Unrichtigkeiten, wie wir ſchon angeführt haben, frey iſt. Wir begnügen uns, nur noch einige anzuführen, um zu zeigen, wie wenig Hr. *Mulder* ſowohl als Hr. *K.* weiſs, was zu einer vollkommenen Geburtszange gehört, und nach welchen falſchen Grundſätzen die Mulderiſche Zange eingerichtet iſt. S. 15. „Aller Druck der Zange muſs auf den hintern Theil des Kopfs, keineswegs aber auf die Geſichtsknochen wirken; jener allein kann vermöge ſeines Baues nachgeben, dieſe nie, ſie würden eher brechen.“ Dieſes iſt gegen alle Erfahrung. Der Kopf einer Frucht läſst ſich mit der ächten Levretiſchen Zange ſo gut ohne Nachtheil von vornen nach hinten, als von beiden Seiten zuſammendrücken. Die Levretiſche Zange ſey in Rückſicht der Länge dem Becken ganz angemeſſen. *Sie noch länger machen, wäre überflüſſig, und eine kürzere würde nicht hinreichen.* Und doch iſt die Mulderiſche Zange beynahe drey Zoll kürzer als die Levreriſche. Wie ſoll ſie nun beſſer ſeyn als die Levretiſche? Der Levretiſchen Zange ſtellt Hr. *K.* die Coutulyſche gleich, und doch muſs jeder deutſche Geburtshelfer aus der Mitthoſiſchen und Danziſchen Diſſertation wiſſen, daſs die Coutulyſche Zange nur dann zu gebrauchen iſt, wenn der Kopf ſchon vor der untern Beckenöffnung ſteht. Was er von der Ausdehnung der Geburtstheile durch die Zangenlöffel ſagt, verräth eben ſo viele Unwiſſenheit. Die Löffel ſollen nicht gleich von dem Schluſs an auseinander gehen, ſondern erſt da, wo ſie den Kopf *umgeben(?)*. Je kleiner der Winkel ſey, unter dem die Löffel vom Schloſs abwärts auseinander weichen, deſto weniger laufe man Gefahr, durch gewaltſame Ausdehnung die Geburtstheile zu beſchädigen. Die Löffel ſollen alſo nicht zu frühe und nicht zu weit von einander abſtehen. Was das frühe mäſsige Abſtehen, wie bey der Levretiſchen Zange, ſchaden kann, wird niemand abſehen können; daſs es aber wegen der Kopfgeſchwulſt nützt, weiſs man wohl. Was aber das weitere Abſtehen der Zangenblätter überhaupt anbelangt, ſo ſtehen die Blätter der Mulderiſchen Zange ohne alle Noth über einen halben Zoll weiter von einander ab, als die Levretiſchen. Denn daſs die Levretiſche Zange nicht zu eng iſt, lehrt die vieljährige glückliche Anwendung derſelben von Geburtshelfern, die aber freylich beſſer wiſſen, was zu einem guten Bau und zu geſchickter Anwendung der Zange gehört, als es von Hn. *Mulder* und *K.* aus der vorliegenden Schrift erſichtlich iſt. Um den Damm zu ſchonen, hat *M.* ſeine Zange über dem Schloſs, wie die Johnſonſche, gekrümmt. Mulders Zange reicht in Abſicht ihrer Länge bey weitem nicht hin, einen Kopf in das Becken herein, oder aus der obern Beckenöffnung herab zu ziehen. Zu was ſoll nun dieſe Krümmung? und geſetzt ſie wäre auch länger, ſo müſste (wenn ja der Kopf, ohne daſs die Zange den Damm berühren ſollte, in das Becken herein zu ziehen wäre) die Zange nicht ſo monſtrös, wie die Johnſonſche und Mulderiſche, ſondern wie die Wrisbergiſche gebogen ſeyn. Allein auch bey dieſer ſtarken halbcirkelförmigen Biegung treten dann andere Unbequemlichkeiten und Nachtheile ein, die keinen Kenner zu einer Veränderung der Biegung der Levretiſchen Zange verleiten werden. Rec. glaubt genug angeführt zu haben, um zu zeigen, auf welchem Mangel an ächter geburtshelferiſcher Kenntniſs die Einrichtung der Mulderiſchen Zange, die Hr. *K.* als vorzüglich anpreiſt, beruhe. Möchte dies doch angehende Geburtshelfer im Erfinden neuer Werkzeuge, und in ihrem Urtheil über andere behutſamer machen! Dies iſt der Grund, warum wir bey dieſer kleinen Schrift ſo weitläuftig waren. Denn die Sucht des Erfindens und des unreifen Urtheilens hat in unſern Tagen unter den angehenden Geburtshelfern gar zu ſehr überhand genommen, und droht, uns eher in dieſer Wiſſenſchaft rückwärts als vorwärts zu bringen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. Julius 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Kaiserer: *Kurzgefaßte Geschichte des römischen Rechts;* als Einleitung und Vorbereitung zum Studium desselben — nach dem Lehrbegriff des Freyherrn von *Martini* und dem *Geist der öffentlichen Vorlesungen* auf der Wiener hohen Schule. 1794. 232 S. gr. 8.

Dem literarischen Publicum ist der im Ganzen geringe Werth mancher neuerlich zu Wien erschienenen Bücher über einige Theile der Rechtsgelahrtheit und einige juristische Hülfswissenschaften bekannt. Man würde sich aber sehr irren, wenn man diese Schrift mit jenen in eine Classe stellen wollte. Sie verdient in ihrer Art Auszeichnung! Es ist nemlich nicht genug, dass man hier ein dürftig nachgeschriebenes Collegienheft findet, (S. 9. z. B. heisst es: Beyspiele *sehe* im Autor) in dem selbst der auf dem Titel verheissne *Geist* nicht sichtbar ist; sondern es ist der Herausgeber desselben mit einem wirklich sublimen Grad von Unwissenheit und Mangel an Einsicht begabt. Er ist würdig, seinen Platz unter den Autoren einzunehmen, welche bey Kennern ihrer Wissenschaft oft sichrer auf das Zwergfell wirken, als der Sammler eines Vademecums für lustige Leute. Unsre A. L. Z. hat sonst schon Gelegenheit gehabt, ihren Lesern Bücher dieser Art zu empfehlen und sie durch Probchen daraus zu belustigen. Es ist also wohl billig, dass sie ihrer Weise getreu bleibe. Nur Schade, dass wir uns der grösern Proben, wo die Verbindung und Stellung oft gar zu spasshaft ist, enthalten müssen. Dennoch wird hoffentlich folgendes zum Beweis der behaupteten Sublimität genug seyn. — S. 5. 6. Romulus hat „300 *junge* edle *Jünglinge* aus den Patriziern, *so wie* die Senatoren, *errichten lassen*, und ihnen einen Heerführer *aufgestellt*, sie aber auch in drey *ritterliche* Zenturien abgetheilt. — Also schon zu Romulus Zeiten waren die Römer in *drey* Classen abgetheilt. Es gab *Patres* (*Patricii*), *Equites und Plebeji*." — Schon unter Romulus kommt vor, dass der Senat „die Aufsicht über die öffentlichen Cassen, Gesandschaften, *Verwaltung der Provinzen*, etc." hatte. — S. 10. Servius Tullius führte, *statt* der Kurien, die Schätzung ein, — *wodurch* er zugleich die alte *Art und Weise* über neue Gesetze zu votiren veränderte, *weil* nun in *Comitiis centuriatis* votirt wurde. Itzt hatten nur *Zenturialstimmen* statt, *nicht mehr* die Kurialstimmen. Daher die Gesetze jetzt — hiessen *Zenturgesetze*. *So* wurden die Steuern proporzionirter vertheilt. — (Eine weise Einrichtung!)" — S. 17 sind einige Gesetze der 12 Tafeln mit der alten Rechtschreibung angeführt. Dabey steht unten folgende Note: Man kann viel gelesen haben, ohne diese Schrift lesen zu können. Man bemerke daher, dass die *grossgeschriebenen* Buchstaben oder Sylben doppelt gelesen werden müssen; z. B. *Man* lese *si in jus* etc." — Wie schwer es dennoch wohl werden möchte, die hier aufgeführten durch arge Druckfehler verstellten Fragmente zu lesen, mag folgende Zeile beweisen:

Adversus hostem atern Aucta toritus esto,

S. 35 „*Der* Militztribun" (nämlich in der freyen Republik) „war Oberster der *verschiedenen Garden*." — S. 68 (nachdem bey mehrern Gesetzen das Jahr, in dem sie gegeben worden, angezeigt ist) steht bey *Lex Rhodia de jactu* in der Note: „*Das Jahr ist ungewiss.*" — Von den Cornelischen Gesetzen ist der Inhalt angegeben. Darunter heisst es S. 70: „Wider Injurien: Gegen alle Raufer, *Klopffechter* und Plünderer soll mit aller Strenge vorgegangen werden. Gegen Verfälscher der Münzen, Testamente u. s. w. Man *wird* sie *mit Wasser und Feuer richten*" (*aquae et ignis interdictio*). — „Caesar ist (S. 71) zehn Jahre Gouverneur in *Italien* gewesen." S. 73 ist *Lex Antonia* das *Antoninische* Gesetz genannt. (Dagegen heissen die bekannten Kaiser S. 115 u. 116. Aurelius *Antonius* und Markus Aurelius *Antonius*). Jenes Gesetz nun hat verordnet, „Dass in Zukunft kein Diktator mehr seyn solle. Der Tod dem! der davon *nur reden* wird." — S. 76. „Wir kommen zu der *wichtigsten Epoche*, zur Regierung der Kaiser. Kaiser sind *sich viele* auf einander gefolgt. Die merkwürdigsten darunter sind:" (man übersehe doch ja nicht die schöne chronologische Ordnung): „*August Tiber, Hadrian, Theodos der Jüngere, Constantin der Grosse, Justinian, Aurel der Philosoph, Basil Macedo.*" — S. 78 Im J. 731. „erhielt August das Recht im Senat zu *stimmen*, *obschon* er kein *Consul* war." — „Der Titel *Princeps* war im Staate nicht ungewöhnlich und bedeutete einen *Vorzug vor andern Bürgern.*" — S. 83: „Nun folgen einige *minder wichtige* (Aemter unter August) als *Triumviri monetales*, *capitales*, *decemviri*, *Kurz der ganze Vigintiviratus* und die *curatores operum publicorum*, die ich als *minder wichtig* übergehe." — S. 85: „Endlich war ein neuer Magistrat *Juridicus Alexandrinus*. *Juridicus*, dieser *Beyname* war den *Alexandrinischen Rittern eigen.*" — S. 90 heisst *lex Julia de ambitu*, das Julische Gesetz von der *Umfrage*." S. 93 steht der *Silianische* Rathschluss und *SCtum Silianum* statt *Silianianum*. S. 94: „Diese beiden R. Gelehrte nun suchte August zu gewinnen. Bey Capito gelang es ihm. Bey Labeo waren alle Anerbietungen vergebens; dieser liess *keine Gelegenheit* vorbey, den Hass gegen die Monarchische Regierung an den Tag zu legen — daher *blieb* er auch *sein Lebelang* Prätor — indess der Schmeichler

Capitus zur Würde eines Conſuls emporkroch, — *So ging es unter Auguſt zu.*" — S. 102 findet ſich eine ſehr wichtige Entdeckung. Nämlich „unter *der* unruhigen Regierung *Otto's, Galbas, Vitellius*" — „haben *doch* die Rechtsgelehrten *neue* Rechtsſätze eingeführt; ſo iſt nach dem Beyſpiel des Fabridiſchen Geſetzes des Pflichttheil eingeführt worden." — S. 104 ſteht *vicennal Sctum Pejaſianum.* — S. 105. „Durch den Brand des Kapitols ging viel zu Grunde *von der Jurisprudenz.*" — Unter „Flavius Domizian" waren anfangs „die Magiſtrate *ſehr ſittſam* und gerecht." — S. 107. „Trajan — hat mit einer ſolchen Herablaſſung regiert, daſs das römiſche *Recht, welches durch* ſo viele Jahre *zu Grunde gerichtet* war, unter ihm von neuen zu blühen anfieng. Unter ſeinen *ſchönen* Verordnungen wollen wir einige ausheben. Die Gebäude ſollen nicht über 60 Fuſs hoch ſeyn etc." — S. 108: ſteht bey der *actione ſubſidiaria adverſus magiſtratus* die Note: „Was für ein *flebile remedium* dieſe Subſidiarklage ſey, iſt Gott und aller Welt bekannt." — S. 109: „Hadrian war zwar von veränderlicher Gemüthsart, jedoch *in allem Guten* und in den Wiſſenſchaften *bewandert.*" — S. 114: „Was einige von einem beſtändigen Edikt *für* die *Prokuratoren* in den Provinzen und *für* die Aedilen *reden*, iſt ungewiſs." — Septimius Severus und Alexander Severus heiſsen Sept. *der Strenge* und Alex. *der Strenge.*" Letzterer „theilte (S. 127) die *Künſte und Wiſſenſchaften* in *Klaſſen.*" — Von Makrinus handeln (S. 125) 16 Zeilen, von *Diocleziun* und Maximian (S. 128) zuſammen *nur zehn.* — Das ſiebende Hauptſtück iſt (S. 131) überſchrieben: *Proſpekt* des römiſchen Rechts von Conſtantin d. G. bis auf Juſtinian. — Ebendaſ. die Stadt Biſanz, „weil ſie nach dem *Modell* von Rom *erbaut* worden iſt, nannte man auch *nova Roma!*" Nach S. 134 *iſt* Conſtantinopel „*in Perſpective* von Europa, Aſia und Afrika." — S. 137. „*Die* Rechtsgelehrten zu Juſtinians Zeiten *waren:* Dorotheus und *Anatoren.* — Nach S. 145 gehören zum Antejuſtinianiſchen Rechte folgende *Stücke:* Die *Ueberbleibſel* der Königl. Geſetze, die *Fragmente* der XII T., die *Ueberreſte* einzelner römiſcher Geſetze, die *Bruchſtücke* des beſtändigen Edicts, die *Brocken* der alten römiſchen Juriſten, die *Reſte* des Gregor. und Herm. Codex etc. — Nach S. 154 kommt der Name Pandekten „von *den* Griechiſchen πχγ (alles) εγομαι (ich ſetze zuſammen)." S. 157: „Man unterſcheide wohl den Text der Pandekten und das Compendium derſelben." — *Editio vulgata* „nannte man ſonſt jede Ausgabe, die in einer gewiſſen Periode *die laufende* war." — S. 159 „Verſchiedene neue Rechtsgelehrte haben die 50 Entſcheidungen aus dem Codex geſammelt und erklärt. Vorzüglich ſind *die des* Edmund Merilius, und Johann Strauchs Arbeiten." — S. 168. „*Im Jahre* 1200 wurden kurze Anmerkungen über das Corpus juris geſchrieben, die man Gloſſen nannte." S. 174 iſt von den Baſilicis die Rede und gleich darauf heiſst es: „*Dieſe* Verordnungen Leo's heiſsen die Leoniſchen Novellen." — S. 180. „Wir müſſen in dieſem Zeitpunct viererley Schulen bemerken, die Irneriſche, die Akkurſianiſche, *die Kujazianiſche und Bartholiniſche* Schule. — S. 189 „Die Lehrart (von Bartolus) beſtand darinn: daſs er nicht mehr nach Irner *mit* kurzen Bemerkungen, auch nicht mehr nach Akkurſius *mit weitläuftigen Bemerkungen vorlas; ſondern* daſs er die *weitläuftigſten Kommentare* über das römiſche Recht *ſchrieb*, und zugleich die arabiſche Philoſophie in die Jurisprudenz einführte, wodurch er viele Streitigkeiten in den Gerichten *veranſtaltete.*" — S. 188 heiſst die Randſchrift: „*Sachen*, welche in Deutſchland ein geſetzliches Anſehen haben" — und im Text ſteht: „1. Die Inſtitutionen und Pandekten. Aber *wie geſagt*, nur der Text, *nicht die Compendien.*" — S. 194: Unter den vielen Ausgaben des Korpus Juris iſt *die beſte, die* Gothofrediſche. — Angehängt ſind nun noch *Fragen — zur bequemen Ueberſicht und Selbſtprüfung.* Davon nur noch einige: S. 200: „Wenn man einen Dieb bey Nacht erwiſcht, darf man den *Kerl auf den Kopf ſchlagen?*" — „Wenn ich jemand ein Depoſitum gebe, und der *Kerl* leugnet mirs ab? — Wie lautet das Wucher *Patent?*" — S. 202. „*Wie iſts* mit dem herabfallenden Regenwaſſer?" — S. 203: „Wer war *der Richter zum Fuſs* judex pedaneus?" — S. 204: „Gilt der Schluſs von einigen ſchlechten *Kerls* unter den Prätoren auf alle?" S. 207: „War der Baum der Geſetzgebung fruchtbar im 4ten Jahrhundert?" — S. 209: „Wie *lautet* das Aquiliſche Geſetz?" (Die Antwort darauf muſs wieder eine neue Entdeckung unſers Vf. enthalten). — S. 217. „War Hadrian *Liebhaber* von Reiſen?" — Doch wir erinnern uns eben, daſs man auch in der luſtigſten Anekdotenſammlung nicht zu lange in einem fortleſen darf, wenn ſie ihre Wirkung nicht verlieren ſoll.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Schleswig, b. Röhſs: *Ueber den Werth der Aufklärung unſerer Zeit.* Ein Verſuch, die holſteinſche Geiſtlichkeit bey jetziger Gährung der Meynungen zur Beförderung der wahren Aufklärung, eines thätigen Chriſtenthums, und der Ruhe in unſerm Vaterlande zu vereinigen, von *Joh. Leonh. Calliſen* Generalſuperintendent(en) und Oberconſiſtorialrath(e) des Herzogthums Holſtein. 284 S. 8.

Es iſt traurig, daſs ſich Hr. C. gewöhnlich an Gegenſtänden verſucht, die er nicht zu umfaſſen vermag. Er iſt, nach allen ſeinen Schriften zu urtheilen, ein bloſser Prediger, und will doch über Gegenſtände urtheilen, die ſehr gelehrte Kenntniſſe und reife Einſichten voraus ſetzen. An ſeinem Eifer für die gute Sache iſt nicht zu zweifeln, allein wenn dieſe einen ſchlechten Vertheidiger gewinnt, ſo wird ſie eben dadurch verſchlimmert. Die Schrift ſelbſt zerfällt nach der voraus geſchickten Ueberſicht in *drey* Theile. *Erſter Abſchnitt* über den Werth philoſophiſcher Aufklärung. *Zweyter Abſchnitt* über den Werth chriſtlicher Aufklärung unſerer Zeit. *Dritter Abſchnitt* über den Werth politiſcher Aufklärung, nur oberflächlich berührt, ſtatt ergründet, und mit Unrichtigkeiten überſäet, ſtatt zu richtigen Reſultaten hinaufgeführt. Z. B. So urtheilt Hr. C. S. 26. folgendermaſsen über natürliche Religionslehre: „Aber alles Nachdenken, alle „die

„die abstractesten Untersuchungen weiser Männer, können uns keine Gewissheit geben von der besondern „Absicht Gottes, kein Mittel etwas von ihm zu erhalten (?), keine Verheissungen, keinen Rath, wie wir „Vergebung unserer Sünden erlangen, und von der „Gewogenheit unsers Schöpfers gewiss werden können. „Alle Begriffe, die wir uns von ihm machen, sind „mehr verneinend (?) als bejahend, und lange nicht „bestimmt genug, als dass daraus *Religion* entstehen „könnte!" Was mag sich Hr. C. für Begriffe von der natürlichen Theologie und der Religion selbst machen? Und was ist denn das für eine Religion, die Hr. C. will? Verlangt sie Mittel, von Gott etwas zu *erlangen* — so ist sie eigennützig, also verwerflich. Verlangt sie Vergebung der Sünden als nothwendige Bedingung: so kann ihr die nach den Begriffen eines allerheiligsten gerechtesten Wesens nicht eingeräumt werden, ohne diese Begriffe selbst zu zerstören. Wenn die Vergebung der Sünden im Christenthume etwas mehr seyn soll, als Zusicherung der Vaterliebe Gottes, der die Vergebungen des Menschen nicht härter strafen wird, als es zu ihrem moralischen Wohl nothwendig ist — so steht der Ablass vor der Thür, und die allerheiligste Gerechtigkeit Gottes, also ein Hauptbegriff seines Wesens, ist vernichtet. Wie wir endlich des Beyfalls Gottes sicher werden können, weiss die natürliche Theologie sehr gut. Ihr Gebot heisst: *handle moralisch gut, so wirst du selig!* S. 64. u. f. versichert der Vf., dass er sich ehemals auch blos der Vernunft habe überlassen wollen: aber mit seiner Philosophie, die doch gewiss nicht zu verachten war, nicht habe ausreichen können. Selbst zur Beobachtung der gewöhnlichsten Pflichten konnte er sich nicht bestimmen, sondern er that blos das, was ihm angenehm war d. h. mit andern Worten: er handelte blos nach Eigennutz. Er warf sich also aufs Neue in die Arme der Offenbarung und verdankt jetzt, was er ist, alles Christo. Dabey setzt er seine Amtsbrüder in eine arge Verlegenheit durch die Frage: ob sie ihre Vernunft stärker gefunden hätten? Wenn es nun gleich der Generalsuperintendent selbst ist, der so fragt: so werden doch gewiss einige Männer von wahrer Philosophie unter den Brüdern nicht anders antworten können, als dass es eine elende Philosophie gewesen seyn müsse, der sich Hr. C. ergab, denn sie muss aller ächten Moralprincipien ermangelt haben, wenn man dadurch nicht einmal zum Begriff der reinen Pflicht kommen konnte. Der Uebergang aber aus dem Zustande, wo er nichts war, zu dem Zustande, worin er alles ist, was er ist, scheine einen ziemlichen Anstrich von Mystik und Schwärmerey zu haben. Dazu passt denn auch ganz gut die Stelle S. 167. „Aber wir müssen auch bey unserer Untersuchung davon überzeugt seyn, dass sie allein uns noch nicht das *rechte Licht* giebt, dass wir es von dem Geiste Gottes erhalten, erwarten, und suchen müssen." Im dritten Abschnitte wird natürlicher Weise der Hang zu Revolutionen von dem verminderten Glauben an Offenbarungen abgeleitet, wenn sich gleich gar kein Zusammenhang dazwischen denken lässt, und alle Geschichte dawider ist. Als sich die Schweizer, Niederländer und Amerikaner von dem Druck der Despotie losrissen, behielten sie immer noch den Glauben an geoffenbarte Religion in ihrer vollen Kraft. Ueberhaupt soll die christliche Religion ihrer Natur und Anlage nach nichts mit Staatsveränderungen zu thun haben. Sie soll in jeder Staatsverfassung gute Bürger bilden, die für ihr moralisches Heil, also auch für die Beobachtung ihrer Pflichten in ihren jedesmaligen Verhältnissen sorgen, sie mögen nun in einer Democratie, Aristocratie oder Monarchie leben. Allein Hr. C. der so viel von den Inconsequenzen der Neologen spricht, nimmt sich es gar nicht übel, selbst die grösten Inconsequenzen zu begehen. Er gesteht z. B. ein, dass allerdings jüdische Begriffe im N. T. sind, die uns nicht weiter angehen, und dennoch verwirft er die Meynung der neuern Theologen, dass die Begriffe vom Messias und den bösen Dämonen auch zu den jüdischen Vorstellungen gehören, die uns nicht weiter interessiren. Er hält es ferner für unmöglich, dass man bey einer geläuterten Exegese den symbolischen Büchern noch wörtlich folgen könne: allein in der Hauptsache soll man ihnen doch folgen, und dennoch muss nach eben jener Regel einer bessern Einsicht in den Geist der Bibel auch die Hauptsache der symbolischen Bücher wegfallen, wenn sie nicht *biblisch wahr* ist. Ist das nicht eine Inconsequenz über die andere? Endlich noch eine Probe von der theologischen Gelehrsamkeit dieses Schriftstellers. S. 165 „die Lehren von der Hoheit Christi, von seinem versöhnenden Tode, von seinem Geiste (?) von seiner Wiederkunft wurden so allgemein anerkannt, wo nur der Nahme Christi genannt wurde, wurden für so wesentlich gehalten, dass die *Homoiusität* (?) eines *Arius* (??), obgleich er Christum über alles erhob, eine allgemeine Unruhe in der ganzen Christenheit erregen konnte." Welche Verwirrung der Geschichtsumstände und Begriffe!

Schleswig, b. Roehs; *Lehrbuch der Moral und Religion nach reinen Grundsätzen für* die gebildetere Jugend, von *Detl. Joh. Wilh. Olshausen*, d. W. W. D. und Prediger in Oldesloe im Holsteinischen. 1796. 228 S. 8. (12 gr.)

Unter der *gebildetern Jugend* versteht der Vf. junge Menschen, die ein solches Maass von Kenntnissen und Geistescultur besitzen, wie gewöhnliche Köpfe bey einer sorgfältigen Erziehung und Unterweisung bis zu der Periode vom dreyzehnten bis sechszehnten Jahre erlangen können. Als Lehrbuch für diese, bey dem Privatunterricht sowohl als in öffentlichen Schulen, ist die gegenwärtige Schrift sehr zweckmässig abgefasst. Die Grundsätze, Erklärungen und Anordnung sind grossentheils aus der *Schmidischen* Moralphilosophie entlehnt (wie der Vf. in der Vorr. selbst gesteht) alle blos gelehrte oder gar spitzfindige Untersuchungen, alle Polemik und Schulterminologie sind aber glücklich entfernt worden. Das *Schwarzische* Lehrbuch: *die moralischen Wissenschaften*, hat vor diesem Grundrisse des Hn. O. den Vorzug der Reichhaltigkeit, praktischer Anschaulichkeit und Beyspiele; daher wird es immer

dem Lehrer selbst bey dem Gebrauche dieser Olshausischen Schrift sehr nützliche Dienste leisten. Vielleicht erleichtert aber die Kürze und Wohlfeilheit von diesem seinen Gebrauch und die Einführung in öffentliche Lehranstalten. Neue Behauptungen hat Rec. eben so wenig, als auffallend tadelnswürdige Stellen darinn gefunden; erstere auch nicht gesucht. Die Vorrede enthält treffliche Winke für den Lehrer, welcher nach diesem oder irgend einem andern Buche moralischen und religiösen Unterricht geben will, zu deren Befolgung aber leider! nur wenige die erfoderliche Einsicht und Geschicklichkeit besitzen dürften.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Zu finden in allen europäischen Staaten und in der asiatischen Türkey: *Die viermal vier Zeichen* oder *das Buch über die Krankheiten der Könige*. Ein Manuscript in einer Chiffersprache gefunden, ins Hochdeutsche übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen. 2tes Quartal. 82 S. 8. (7 gr.)

Leipzig, in d. v. Kleefeldschen Buchhandl.: *Kleopatra, Königinn von Aegypten*. Dramatisch bearbeitet von *Albrecht*, 3ter Th. 1796. 247 S. 8. (1 Rthlr.)

Schleswig, b. Röhss: *Karl von Elendsheim* oder *Sinnlichkeit und Philosophie*. Von H. v. *Hedemann*. 3ter Th. 1796. 168 S. 8. (14 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottseeligkeit. *Berlin*, in d. Buchh. d. Realschule: *Einige Gedanken über die zweckmäßigste Methode, die Candidaten des Predigtamts zu examiniren*. Womit zu einer mit dem Pädagogium der Königl. Realschule anzustellenden Prüfung einladet *Andr. Jacob Hecker*, Königl. Oberconsistorial- und Oberschulrath etc. 1794. 31 S. 8. (2 gr.) Es wäre ein Wort zu seiner Zeit geredet gewesen, wenn ein Mann, wie Hr. *H.*, den man doch der Neologie wohl nicht beschuldigen wird, ausführlich und freymüthig dargethan hätte, dass zu einer vernünftigen und zweckmäßigen Prüfung angehender Religionslehrer etwas mehr erfodert werde, als ihre schulgerechten dogmatisch-polemischen Kenntnisse oder gar nur ihre symbolische Orthodoxie nach einem steifen und dürren *Schemate examinis Candidat. S. S. Minist.* auf die Probe zu stellen. Was aber eigentlich zu einer solchen Prüfung gehöre, das liess sich auf so wenigen Seiten — denn der grössere Theil der angeführten kleinen Schrift ist nicht einmal dieser Materie, sondern einer Anzeige der Lectionen in der Berl. Realschule etc. gewidmet — wohl nicht erörtern; auch mochte der Vf. seine guten Gründe haben, sich auf eine genaue Erörterung der Sache für jetzt nicht einzulassen. Er giebt also nur Winke. Aber auch diese Winke verdienen bemerkt und beherziget zu werden. Aus dem Begriffe eines Examens überhaupt wird die allgemeine Folgerung hergeleitet, dass man es dabey meistens mit *Anfängern* zu thun habe, darauf werden die billigen Regeln gegründet, dass man bey einem jeden Examen, 1) auf das, was von dem Examinanden vor seiner Prüfung geleistet werden *konnte*, 2) auf das, was in seinem künftigen Amte von ihm geleistet werden *kann* und *soll*, und 3) auf die Umstände, unter welchen er *als künftiger Geschäftsmann* wirken soll, Rücksicht genommen werden müsse, woraus denn 4) die Nothwendigkeit eines verschiedentlich modificirten und graduirten Examens sich von selbst ergebe. Dann zeigt der Vf., wie man bey einem Examen mündliche Unterredungen, schriftliche Aufsätze und praktische Uebungen mit einander verbinden könne, wie die Gegenstände, worüber examinirt werden soll, nach den rechtmäßig erfoderlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten des Examinanten gewählt werden müssen, wie das Examiniren vom Catechisiren unterschieden sey, in welchen Fällen jenes in der lateinischen, und in welchen es in der Muttersprache geschehen solle; und geht nun zu den *speciellern Regeln* für das Examen *eines angehenden Predigers* über. Diesen, sagt er, müsse man prüfen 1) als *Prediger* im engern Sinne des Worts, 2) als künftigen Geschäftsmann, 3) als Menschen. — Als *Prediger*, nicht sowohl in Hinsicht auf seine Fertigkeit, eine gute Predigt zu *halten*, (die er erst durch fortgesetzte Uebung erlangen könne) als vielmehr in Rücksicht auf seine Fähigkeit, eine gute Predigt zu *entwerfen*. Hier wird doch das Predigen zu einseitig und zu wenig nach den Bedürfnissen unsrer Zeit betrachtet, wenn der Vf. verlanget, dass eine gute Predigt *einzig und allein* aus Materialien des göttlichen Worts (der heil. Schrift) zusammengesetzt, und durchaus eine Homilie nach dem Geiste der ersten christlichen Kirche und nach dem Beyspiele Luthers seyn solle; die Zeiten ändern sich, und die Bibel enthält offenbar nicht alle Moralen für unser Zeitalter. Auch ist es zu viel verlangt, dass man, um solche Homilien halten zu können, die Ursprache des göttlichen Worts, oder richtiger zu reden, der Bibel, *eben so gut, als seine Muttersprache* verstehen, und in dem Vaterlande und dem Zeitalter ihrer Verfasser, wie in seinem eigenen Vaterlande und in seinem eigenen Zeitalter zu Hause seyn müsse. Wer kann das? und wer war das je? Mit Recht will aber Hr. *H.*, dass eine jede Predigt in gewissem Betrachte gelehrt, (also doch in gewissem Betrachte eine philosophische Abhandlung, wogegen er vorhin eiferte) und in jedem Sinne populär und praktisch, auch, so viel möglich, lebhaft, herzlich und für jeden Zuhörer interessirend seyn solle. Das Letzte wird sie aber auch ohne Philosophie selbst für den gemeinsten Zuhörer nicht werden. — Als künftigen *Geschäftsmann*, fährt der Vf. fort, könne man den Candidaten in einem Zeitraum von wenigen Tagen unmöglich prüfen; seine Vorschläge hierüber würden also bey der verjährten Einrichtung der eingeführten Prüfungen unausführbare Ideale seyn. Aber er wollte ja eben zeigen, wie diese Einrichtung verbessert und eine *zweckmäßigere Methode*, die Candidaten des Predigtamts zu prüfen, eingeführt werden könne. Kam es dabey nicht gerade auf diesen Hauptpunkt an? bestand nicht eben darinn der Hauptfehler der bisherigen Art zu examiniren, dass man den Candidaten nur als Gelehrten, als Theologen, nicht als angehenden Geschäftsmann betrachtete, und also mehr seine schulgerechten Kenntnisse, als seine Fähigkeit und Geschicklichkeit zu Amtsgeschäften zu erforschen suchte? und liessen sich denn über die Untersuchung und Bewährung der letztern nicht auch *ausführbare* Vorschläge thun? Diese hätten wir von einem Sachkundigen, wie Hr. *H.* ist, gern gehört, so wie wir auch gewünscht hätten, dass die Mittel zur Erforschung der *Humanität* und des moralischen Charakters der Candidaten genauer von ihm wären beurtheilt worden. Jetzt bleibt uns nichts anders übrig, als mit dem Vf. zu hoffen, dass ein andrer Sachkundiger „durch seine Gedanken werde veranlasset werden, das Mangelhafte dieses Aufsatzes zu ersetzen, und das mit mehrerer Freymüthigkeit darzustellen, wozu er nur Fingerzeige gab."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Julius 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN, b. Schultz: *Examen armamentarii Lucinae* dissertatione inaugurali instituit *Johannes Sylvester Saxtorph*, artis obstetriciae Lector. 1795. 200 S. 8.

In der Vorrede sagt der Vf., dass er bereits acht Jahre die Entbindungskunst, sowohl in dem grosen Hospital zu Kopenhagen, als in der Stadt, praktisch getrieben, und sich unter seinem Vater — dem berühmten und um die Kunst sehr verdienten Geburtshelfer — gebildet habe. Der Gegenstand, welchen er sich bey dieser Probeschrift zur Bearbeitung gewählt hat, erforderte Fleiss, Gelehrsamkeit, praktische Kenntnis und Beurtheilung; Rec. freut sich, bey Durchlesung derselben bemerkt zu haben, dass der Vf. diese Eigenschaften in einem solchen Grade besitzt, dass er, seiner Jugend ungeachtet, allerdings befugt war, sich an diese Arbeit zu wagen. Er hat sie auch so ausgeführt, dass sie ihm und dem Namen, welchen er führt, Ehre macht.

Die Instrumente, welche hier beschrieben werden, sind unter drey Klassen gebracht worden: 1) *ferramenta acuta*, 2) *ferramenta obtusa*, 3) *linteamina*. Die Mutterkränze, Polypenunterbinder und die Instrumente zum Kaiserschnitt und zur Schoosbeintrennung hat er weggelassen, weil sie nicht zu den gewöhnlichen Operationen der Geburtshülfe gehören. (Der Vollständigkeit wegen hätte Rec. sie doch hier gern aufgeführt gesehen.) Die einzelnen Instrumente, bey welchen allemal die Abbildungen angeführt sind, hat Hr. *S.* in Unterabtheilungen zusammengestellt, und sie nach dem Vaterlande ihrer Erfinder chronologisch geordnet, so, dass man gleich übersehen kann, was für Instrumente einer gewissen Art, von Franzosen, Deutschen u. s. w. erfunden worden sind. Am Ende jedes Abschnitts ist eine *Epicrisis* hinzugefügt, in welcher Hr. *S.* mit anständiger Freymüthigkeit sein Urtheil über die Instrumente angegeben und mit Gründen belegt hat. Dabey ist er mit so vieler Bescheidenheit zu Werk gegangen, dass man ihn eher einer zu grosen Nachsicht in einzelnen Fällen, als der Strenge, beschuldigen dürfte, wenn diese Nachsicht nicht eine so seltene Tugend bey jungen Männern wäre, dass sie, wo sie vorkommt, doppelt lobenswürdig ist.

Zur Perforation des Kopfs empfiehlt er vorzüglich die spitzen Scheren, und unter diesen besonders die Smellische, weil sie nicht blos zur Perforation, sondern auch zum Schneiden anwendbar ist. Unter den zur Herausziehung des Kopfs empfohlnen Haken giebt er den krummen den Vorzug, besonders aber dem doppelten zangenförmigen Smellieschen Haken, welchen sein Vater durch die angebrachte bewegliche Spitze verbessert hat. Die gezähnten Zangen werden mit Recht verworfen. Eben dieses gilt auch von den spitzen und stumpfen Kopfziehern, Zurückstosern, Wassersprengern und schneidenden Haken. Bey den Zangen, deren eine lange Reihe hier vorkommt, giebt er zuerst die erfoderlichen Eigenschaften eines brauchbaren und vollkommenen Instruments dieser Art im Allgemeinen an, und beurtheilt darnach die einzelnen, zumal die neueren. Das Ueberziehen mit Leder, welches ohnehin aus der Mode gekommen ist, wird als unnütz und schädlich verworfen. Die verbesserte Friedsche Zange, welche mit Levretschen Armen und mit einem Smellieschen Griff versehen ist, zieht er allen andern vor, und erwähnt dabey der von seinem Vater gemachten Abänderung, zufolge welcher der Griff, um das Instrument bequemer bey sich zu tragen, zusammengeschlagen werden kann. (Bey der Zange, wie bey den mehrsten andern Instrumenten, kommt es am meisten auf die Geschicklichkeit und Behutsamkeit des Operators an, auch überwindet die Uebung alle diejenigen Schwierigkeiten, welche sich sonst bey der Anwendung eines minder vollkommenen Instruments darbieten. In dieser Hinsicht hat Rec. gar nichts dagegen einzuwenden, dass Hr. *S.* die Friedische Zange braucht, wenn er sich einmal an dieselbe gewöhnt hat. Ein Mann, wie er, wird zuverlässig allemal mit derselben glücklich und vortrefflich operiren. Wenn indessen, bey völlig unpartheyischer Prüfung, diejenige Zange den Vorzug verdient, welche *alle* Vollkommenheiten auf die möglichste Weise vereinigt; so ist wohl nicht zu leugnen, dass die Levretsche den ersten Rang vor allen übrigen verdient. Rec. hat verschiedene, und besonders auch die Friedische, mehreremale angewandt, ist aber wieder auf die Levretsche zurückgekommen, und wird immer bey derselben bleiben. Alle angebliche Verbesserungen derselben sind, nach Steins richtiger Bemerkung, mehr oder weniger als Verschlimmerungen anzusehen. Freylich aber ist hier nur von einer äuserst sorgfältig gearbeiteten und vollkommenen Levretschen Zange die Rede, dergleichen es wohl nur wenige giebt. Rec. erinnert sich, unter vielen sogenannten Levretschen Zangen kaum ein Paar gesehen zu haben, welche der bewährteste Kenner derselben, Hr. O. H. R. *Stein*, für ächt erkennen, oder der er sogar das schriftliche Zeugnis geben würde, welches er dem Exemplar, worauf Rec. sich beruft, ertheilt hat; dieses aber ist von Hn. *Breithaupt* zu Cassel

mit einem Fleifse gearbeitet, welchen nicht leicht ein Künftler auf ein Inftrument verwendet, wenn er nicht für feine Mühe hinlänglich belohnt wird. Rec. nennt den Namen diefes Künftlers abfichtlich, um die dabey intereffirten Lefer auf ihn aufmerkfam zu machen.) Die bey der doppelten Geburt anzuwendende Zange hält Hr. *S.* für fehr entbehrlich, worinn ihm jeder Sachkundige beypflichten wird. Dem Hebel ift er im Ganzen genommen nicht günftig, ob er gleich deffen Anwendung in den von ihm angegebenen Fällen nicht gänzlich verwerfen will, wenn nämlich der Hebel von Stahl gemacht, und gehörig gekrümmt, auch mit einem Fenfter verfehen ift. (Der von Lowder, welcher in diefer Schrift nicht vorkommt, ift unftreitig der vorzüglichfte, und Rec. ift von deffen Nutzbarkeit aus Erfahrung überzeugt. Es giebt Fälle, in welchen das nicht mit der Zange bewirkt werden kann, was mit dem Hebel gefchieht; es müfste denn feyn, dafs man einen Arm der Zange als Hebel braucht, welches aber immer mit einiger Unbequemlichkeit verbunden ift.) Von den bisher erfundenen Beckenmeffern (es find aber auch nicht alle hier namhaft gemacht) urtheilt Hr. *S.*, dafs fie ihrer Beftimmung nicht Genüge leiften. Des Steinifchen Klifeometers wird nur im Vorbeygehen Erwähnung gethan. Die Beutel, Schleudern und andere folche Kopfzieher hält der Vf. für unnütz, und leugnet mit Recht die Möglichkeit der Anwendung einiger derfelben. Den Gebrauch der Schlinge, oder des Wendebandes, fchränkt er, wie billig, darauf ein, dafs fie nur an die Füfse gelegt werden foll; das Führungsftäbchen hält er für überflüffig, allenfalls aber empfiehlt er das Friedifche. (Rec. hat fich von dem Nutzen diefes Stäbchens durch öftere Erfahrungen überzeugt, und findet das von Stein abgebildete am bequemften.) Sehr richtig fagt er am Ende der Schrift, dafs der Apparat eines praktifchen Geburtshelfers fich auf fehr wenig Inftrumente, die bey diefer Anzeige ausgezeichnet werden, einfchränken laffe.

Hr. *S.* giebt einige Hoffnung, dafs er künftig ein gröfseres und vollftändiges Werk über die Inftrumente mit Abbildungen liefern werde. Er ift dazu vollkommen qualificirt, und die Erfüllung feines Vorhabens ift daher fehr zu wünfchen.

GÖTTINGEN, im Vandenhoek Ruprechtifchen Verl.: *Juftus Arnemann*, D. der Arzneyw. Prof. ord. zu Göttingen, *Ueberficht der berühmteften und gebräuchlichften chirurgifchen Inftrumente älterer und neuerer Zeiten.* 1796. 23½ S. 8.

Der fortfchreitenden Vervollkommnung der Wundarzneykunft felbft, und der Sucht mancher, zumal franzöfifcher, Wundärzte, fich durch Erfindung neuer und Abänderung alter Inftrumente einen gewiffen Namen zu machen, ift es zuzufchreiben, dafs die Anzahl der chirurgifchen Werkzeuge bis zu einer faft unglaublichen Menge geftiegen ift. Es erfodert daher ein eignes Studium, diefe kennen zu lernen, und fehr viele Sachkenntnifs, diejenigen auszuwählen, welche in der That brauchbar und unter den übrigen am vollkommenften find. Zu dem erften wird in der gegenwärtigen Schrift, welche Hr. *A.*, zufolge der Vorrede, zum Behufe feiner Vorlefungen entworfen hat, vortreffliche Anleitung gegeben; die Kritik der einzelnen Inftrumente aber hat er wohl dem mündlichen Vortrage vorbehalten. Wer die Schwierigkeiten diefer Kritik kennt, und dabey bedenkt, wie leicht es möglich ift, durch ein freymüthiges Urtheil einen grofsen Theil der Wundärzte zu beleidigen, dem wird es nicht auffallend feyn, dafs Hr. *A.* fich deffen hier enthalten hat.

So wie aber die Schrift ihrem Plane gemäfs ift, fo wird fie gewifs jedem Wundarzt und Inftrumentenfammler ungemein willkommen und von unlaugbarem Nutzen feyn. Sie hat das Verdienft einer grofsen Vollftändigkeit, guten Ordnung und forgfältigen Nachweifung auf die beften Abbildungen. Bey folchen Inftrumenten, welche noch gar nicht abgebildet worden, find die Schriftfteller, in deren Werken Befchreibungen vorkommen, oder wenigftens die gedruckten Verzeichniffe der vorzüglichften Künftler angeführt; bey folchen aber, die weniger bekannt, oder die zufammengefetzt find, ift aufserdem die Structur mit wenigen Worten, aber doch deutlich, angegeben worden.

Voran fteht eine kurze Abhandlung über das Aufbewahren und Conferviren der chirurgifchen Inftrumente. Alle, zumal die von Stahl, follen in einem geheizten Zimmer in Schränken auf wollenem Zeug liegen. Das befte Mittel gegen den Roft ift, wenn fie, gleich nach dem Gebrauche, mit Branntwein oder Weingeift, nicht mit Waffer, gereinigt werden. Der fchon angehende Roft wird durch das Reiben mit Schmirgelpulver vermittelft eines Stücks von weichem Holz weggebracht; hernach wird die Politur durch das Reiben mit einem feinen Tuch und trockner Afche hergeftellt. Um die Inftrumente gut zu erhalten, müffen fie nicht mit thierifchem Fett, fondern mit Oel, hauptfächlich mit Perrets Bleyöl, überftrichen werden.

Das Verzeichniss der Inftrumente felbft ift fo geordnet, dafs zuerft die allgemeinen und hernach die befonderen angegeben find. Die letztern find fo zufammengeftellt, wie fie bey den Operationen an den verfchiedenen Theilen des Körpers gebraucht werden. Uebrigens hat fich Hr. *A.* nur auf die eigentlichen chirurgifchen Inftrumente eingefchränkt, und die Bandagen fowohl, als die zur Geburtshülfe gehörige Geräthfchaft weggelaffen. Die Inftrumente zum Kaiferfchnitt, zur Synchondrotomie und zur Unterbindung der Mutterpolypen kommen indeffen hier doch vor, weil fie mehr zur Chirurgie, als zur Geburtshülfe gehören.

Da Hr. *A.* die vortreffliche göttingfche Bibliothek zur Hand hat, fo war es ihm möglich, feiner Schrift fchon jetzt einen hohen Grad von Vollftändigkeit zu verfchaffen; auch wird es ihm nicht fchwer fallen, das hin und wieder fehlende bey einer zweyten Auflage oder in einem Nachtrage zu fupplirea. Einige Inftrumente hat Rec. in diefem Verzeichniss vermifst, z. B. den Zahnheber von Vogel, die in Richters chir. Bibl. Band . abgebildeten neuen Zahninftrumente, Thomaflins Kugelzieher, Percy's hölzerne Hohlfonde, und Weidmanns Unterbindungsinftrument zur Gefäfsfiftel, und

und ebendeff. Dilatatorium für den Bauchring. (S. von diesen und einigen andern aus der *Loderschen* Sammlung zu Jena genommenen Instrumenten *Köhlers Anleitung zum Verband*, in der sie auch zum Theil abgebildet sind.)

PHILOSOPHIE.

Erlangen, b. Palm: *Anleitung und Materialien zu einem logisch-praktischen Institut.* Herausgegeben von *Joh. Heinr. Abicht*, D. u. Prof. d. Philosophie. 1796. 140 S. 8. (8 gr.)

Hr. A. hat zu Erlangen ein Institut errichtet, in dem Studirende unter seiner Anleitung die Logik praktisch anwenden lernen, dergleichen es vielleicht auf jeder Universität geben sollte. Die theoretische Erkenntniss, (die bey den meisten nur historisch ist,) der logischen Regeln bleibt meistentheils unfruchtbar, wenn nicht der absichtliche praktische Gebrauch hinzukommt, durch den jene erst Leben und Geist erhalt. Gute Köpfe brauchen keine Anweisung dazu, aber die gröfsere Zahl der mittelmäfsigen, und für diese mufs doch auch gesorgt werden. Für diesen Zweck ist das Institut errichtet, und gegenwärtige Schrift enthält sowohl eine Anweisung als Materialien zu diesen praktischen Uebungen in der Logik. Die letzten sind verschiedene Aufsätze aus der Erfahrungsseelenlehre, aus der Moral, Rechtswissenschaft, metaphysischen Seelenlehre, natürlichen Theologie, Aesthetik, einige Dispositionen und zwey Geschichtserzählungen, alle aus andern Schriftstellern. Die Sammlung hat den Vorzug, dafs sie Mannichfaltigkeit und Fruchtbarkeit an Stoff zur Uebung im Denken und Anwendung der logischen Urtheilskraft mit dem Interesse der Gegenstände verbindet; sie sollte aber vielleicht weniger solche Aufsätze enthalten, welche nach wissenschaftlichen Principien und nicht blofs nach logischen beurtheilet werden müssen, da man diese wissenschaftlichen Vorkenntnisse wohl nicht allgemein bey den Jünglingen voraussetzen darf, für welche diese Schrift bestimmt ist. In der Anweisung entwirft der Vf. erst den Plan und die Einrichtung seines Instituts, und zeigt, wie die Materialien bearbeitet werden. Der Hauptzweck ist dabey, das Selbstdenken und das Selbstprüfen zu befördern, und alles ist dazu zweckmäfsig eingerichtet. Der vorausgeschickte *Inbegriff der Wahrheitslehre* ist eine kleine Logik, die das Eigene hat, dafs sie hauptsächlich die Punkte angiebt, auf welche es bey Beurtheilung der Wahrheit in den Vorstellungen, Urtheilen und Schlüssen ankommt, und nur Resultate ohne Beweise liefert. So zweckmäfsig dieses im Ganzen ist, so können wir es doch nicht billigen, dafs diese Anleitung die Grenzen der Logik überschreitet, und die Beurtheilung der objectiven Wahrheit mit der formalen, die blofs für diese Wissenschaft gehöret, hineinziehet. Dahin gehöret z. B. S. 14—16. die Reihe von Schlufsgesetzen, welche gröfstentheils aus metaphysischen Sätzen bestehen; die Eintheilung der Vorstellungen in Empfindung- (empirische und Nichtempfindungs (metaphysische) Vorstellungen, die Eintheilung der Urtheile in Gedankenurtheile, Denkurtheile und Erkenntnifsurtheile, und dieser in Empfindungs- und metaphysische Urtheile. Auf der andern Seite findet man die ersten logischen Gesetze nicht einmal erwähnt. Diese und andere Fehler vermindern die allgemeine Brauchbarkeit dieser Anweisung, wenn sie auch den subjectiven Zwecken des Vf. entsprechen sollte.

Leipzig, b. Keil: *Ueber die Humanität.* Von *Ferdinand Delbrück.* 1796. 134 S. 8. (12 gr.)

Das Wort *Humanität* gehört unter die vieldeutigsten, und daher für den wissenschaftlichen Gebrauch unbequemsten Wörter. Es wäre daher verdienstlich, dieser Unbestimmtheit abzuhelfen, und dem Sprachgebrauche mehr Festigkeit und Präcision zu verschaffen. Man kann eben nicht sagen, dafs die neuesten Schriftsteller für und über Humanität dieses Verdienst sich zugeeignet hätten. Am wenigsten hat wohl unser Vf. zur logischen Aufklärung dieses Begriffes beygetragen. Er nimmt an, dafs unsre gröfsten und berühmtesten Schriftsteller diejenige Ausbildung des Kopfes und Herzens damit bezeichnen, welche ihnen die wünschenswürdigste scheint, und dafs wir Deutschen unter einem humanen Manne ungefähr eben das verstehen, was die Griechen unter einem καλοκαγαθος, die Römer unter einem *vir bonus et prudens* verstanden. „Die Vorzüge „des Körpers und Geistes, welche auf der einen Seite „Menschen über das Thier erheben, und auf der an„dern Seite ihnen allen gemein sind, so, dafs sie sich „in Absicht derselben nur dem Grade nach unterschei„den, machen das Eigenthümliche der menschlichen „Natur aus. Wer die Anlagen und Kräfte, die das Ei„genthümliche der menschlichen Natur ausmachen, „verhältnifsmäfsig entwickelt, und nach Maafsgabe „des Einflusses, den jede derselben auf unsere Bestim„mung hat, ausbildet, dem legen wir Humanität bey.“ Der Vf. läfst hier unbestimmt, ob Humanität der Gegenstand eines *Erfahrungsbegriffes* oder einer blofsen *Idee* seyn soll. Wenn er die Züge der Humanität historisch schildert, und die meisten aus dem griechischen Alterthume, besonders aus dem Charakter des Sokrates und seiner edelsten Schüler entlehnt — und dies geschieht in dem gröfsten Theile seines Buches —; so mufs man voraussetzen, dafs diese Humanität ein wirklicher Gegenstand der Erfahrung sey. Sieht man dagegen auf die Grundmerkmale des Begriffes selbst; so entdeckt sich darinn etwas Idealisches, welches kein wirklicher Gegenstand völlig erreichen kann, und worauf nur das Bestreben der Menschen gerichtet seyn kann. — Besser als mit dem allgemeinen *Begriffe* kann man mit der *Schilderung* eines humanen Mannes zufrieden seyn, welche den gröfsten Theil der Schrift einnimmt, und manche treffende, schöne Züge in einer Manier darstellt, die wir vielleicht selbst mit dem Ausdrucke der Humanität am passendsten bezeichnen konnten. Hr. *D.* ist nicht ohne Anlage, ein guter Schriftsteller zu werden; er verräth Kenntnifs, Belesenheit, Beobachtungsgabe, und weifs sich mit Würde und gutem Anstand, ohne schulgerechte Formeln

über seinen Gegenstand auszudrücken. Aber ein wenig mehr Schärfe der Begriffe und Bestimmtheit der Sprache, ein wenig mehr Gebrauch des philosophischen und selbst speculativen Geistes würde erfoderlich seyn, um seine künftigen Schriften für denkende Leser interessant zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Paris*, aus der Nationaldruckerey: *De l'huile de faine.* Par *J. A. Baudin*, deputé a la Convention nationale etc., imprimé par ordre du comité de salut Public. An 3me de la R. (1794.) 22 S. 8.

2) *Paris*, in der Druckerey der feuille du cultivateur: *Instruction sur la recolte et l'extraction de l'huile de faine*; publiée par la commission d'Agriculture et des arts. An 3me d. l. R. (1794.) 32 S. 2 Kupf. 4.

Die Menge des Olivenöls, welches die südlichen Provinzen Frankreichs jährlich liefern, reicht doch, selbst in ergiebigen Jahren, zum innländischen Verbrauch bey weitem nicht zu; in den nördlichen Provinzen dieser Landes hat man daher seit undenklichen Zeiten verschiedene ölichte Saamen zum Oelschlagen angewandt, davon einige bey einer schicklichen Behandlung ein sehr gutes und zur Speise dienliches Oel gaben. In den vor uns liegenden beiden Schriften, davon die letztere durch die erste ist veranlasst worden, wird von der Einsammlung der Buchnüsse, und der Art, wie daraus das Oel zu erhalten ist, sehr umständlich gehandelt.

Der Vf. von Nr. 1) ist Deputirter eines Departements, in welchem das Buchöl von den Landleuten in grofser Menge verfertigt wird; der Hauptendzweck seiner Schrift zielt dahin ab, die Gewinnung dieses inländischen Products auch denjenigen Departementern zu empfehlen, wo die Menge der Buchen einen sehr einträglichen Gewinn jährlich darbietet, und das Einsammeln der Buchnüsse und die Verfertigung des Oels nicht viele Mühe kostet. Wenn das Buchöl mit der gehörigen Vorsicht verfertigt wird, giebt es dem besten Mandelöl nichts nach, wird nicht leicht ranzig, gewinnt sogar durch das Alter, und an einem kühlen Ort aufbehalten, ist es nach 6 – 8 Jahren noch vollkommen wohlschmeckend. Da diese Schrift zu einer Zeit erschien, wo man in Paris an mehreren unentbehrlichen Nahrungsmitteln grofsen Mangel litte, so ertheilte das *Comité de salut public*, der zur Verbesserung des Ackerbaues und der Künste bestellten Commission den Befehl, eine umständliche Instruction zu entwerfen, worinn nicht nur die beym Einsammeln der Buchnüsse zu beobachtende Vorsicht, sondern auch die Auspressung des Oels selbst enthalten seyn sollte. Zugleich wurden verschiedene sachkundige Männer in die Departementer gesandt, die aufser der Instruction auch die zum Auspressen des Oels gehörigen Geräthschaften, so wie die Modelle der Oelmühlen, unentgeltlich austheilten.

Die Schrift Nr. 2. enthält daher alles, was der Titel besagt, genau und mit der gehörigen Deutlichkeit abgefasst. Zuerst vom Einsammeln der Buchnüsse, und der dabey zu beobachtenden Vorsicht. Am besten sey es, die Zeit abzuwarten, wenn durch den ersten eintretenden Frost die Buchnüsse abfallen. Durch das Schütteln der grösern Aeste könne zwar das Abfallen beschleunigt werden; aber dadurch fallen auch zu gleicher Zeit eine Menge unreifer Nüsse mit ab, die nur wenig, und überdem ein schlechtes Oel liefern. Das Schlagen mit Stangen und Knütteln wird durchaus widerrathen, weil dadurch die jungen für die Zukunft tragbaren Zweige beschädigt werden. Das Einsammeln muss, so viel möglich, bey trocknem Wetter geschehn; wo man Kinder und Weiber um geringen Lohn haben kann, sey das Auflesen mit den Händen vorzuziehn; doch kann man sich auch da, wo es die Beschaffenheit des Bodens zuläfst, eines Besens bedienen, da denn die Buchnüsse durch ein Sieb von den Unreinigkeiten gesäubert werden müssen. Buchnüsse, die bey nassem Wetter gesammelt werden, erhitzen sich leicht, und das daraus gepresste Oel erhält einen scharfen Geschmack, und kläret sich nur sehr langsam. Dahingegen erhält sich die bey trocknem Wetter eingebrachte Frucht einige Jahre lang, wenn man selbige nur auf einen luftigen Boden zum völligen Austrocknen ausbreitet. Um gutes und vieles Oel zu erhalten, müssen die aus der Fruchtkapsel gefallenen Nüsse auch von der braunen Schale, und den filzartigen, den Kern unmittelbar bedeckenden, Häutchen gereinigt werden. An mehreren Orten in Frankreich, wo das Buchöl im Grossen von den Landleuten verfertigt wird, gab man sich bis dahin nicht die Mühe, die braune Schale von den Kernen zu trennen; das Verfahren tadeln die Vf., weil nach ihrer Bemerkung fast ein Drittel des Oels von der Schale eingesogen, und in dem Oelkuchen zurückbleibt, und selbst weder durch das Erwärmen desselben, nach dem stärksten Pressen zu trennen ist, also geradezu verloren geht. Wenn die Buchnüsse völlig trocken sind, lasse sich die braune Schale nebst einem grofsen Theil des filzigten Häutchens durch den bloßen Druck der Finger von dem Kerne trennen, da aber diese Manipulation nur im Kleinen anwendbar ist, so sey es weit besser, diese Frucht zwischen zwey, in der gehörigen Entfernung von einander gestellten Mühlsteinen, wie bey den Graupenmühlen durchlaufen zu lassen. Dafs zu dieser Arbeit eine jede Art von Mühlen eingerichtet werden kann, wird zugleich beyläufig erinnert. Die auf diese Weise zerknirschten Schalen lassen sich zum Theil durch bloßes Schwingen von den Kernen trennen; doch scheint der Vf. das von Duhamel vorgeschlagene Windsieb (*Tarare*) hiezu am bequemsten. Durch das Schütteln der Kerne in einem leinenen Sack kann man selbige zuletzt von den noch übrigen Theilchen des Filzhäutchens völlig reinigen.

Zum Zermalmen der Kerne wird hier eine gewöhnliche Stampf- oder Lohmühle vorgeschlagen, die zugleich nach allen ihren Theilen und Verhältnissen genau abgebildet ist. Vortheilhafter sey diese Arbeit, so wie selbige in den holländischen Oelmühlen gewöhnlich ist, da nämlich ein vertikaler Mühlstein auf einer steinernen mit einem erhabnen Rande versehenen Platte herumläuft, und den aufgeschütteten Samen zerdrückt. Der Reinlichkeit wegen würde, wie die Vf. meynen, eine eiserne Platte vorzuziehen seyn, auf welcher ein eiserner Cylinder sich im Kreise herum bewege. Beym Auspressen des Oels sey ein Zusatz von warmem Wasser nöthig, man erhalte dadurch ein besseres und mehreres Oel, als wenn man die zermalmten Kerne erwärme. Das Erwärmen könne indessen beym zweyten Pressen des Oelkuchens von Nutzen seyn, doch müsse man das zweyte Oel, weil es dadurch leicht einen etwas brenzlichten Geschmack erhalte, niemals mit dem ersten als dem feinsten vermischen. Die Oellade oder Presse ist auf der zweyten Kupfertafel mit allen Theilen abgebildet, unterscheidet sich aber von der in Deutschland hinlänglich bekannten durch keine besondre Einrichtung. Aus hundert Pfunden reiner Buchkerne hat man durch zweymaliges Pressen 13 Pfund Oel erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. Julius 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *G. C. Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche*, mit verkleinerten, aber vollſtändigen, Copien derſelben von *E. Riepenhauſen*. *Dritte Lieferung*. 1796. VI und 368 S. 8. und von der dritten Lieferung der dazu gehörenden Kupferſtiche ein Heft von 8 Blättern in fol.

Mit Recht blieb der verdienſtvolle Herausgeber dieſer Erklärungen und Kunſtdarſtellungen ſeinem Grundſatze getreu, *Hogarth's* launigem Spotte gegenüber nie ernſthafte Moral predigen zu wollen, wenn er gleich hier, zwar nicht oft, aber doch öfter als vorher, in einem ernſthaften Tone reden muſste. Denn nicht weniger verbindlich ſchien ihm ein zweyter Grundſatz, ſich bey dieſen Erklärungen überall in einem Tone auszudrücken, den, nach einer gewiſſen Vorausſetzung, *Hogarth* ſelbſt würde gewählt haben, wenn er ſeine Satiren nicht gemahlt, ſondern geſchrieben hätte. Wo der Vf. ernſthaft redet, hat auch *H.* ernſthaft gezeichnet, und oft im hohen Grade; wenigſtens war es ſeine Abſicht. Auch kam dadurch mehr Mannichfaltigkeit in den Vortrag. Gegen ſich ſelbſt iſt er übrigens ſtrenge genug, um einige Wortſpiele, Gleichniſſe, Anſpielungen etc. wegzuwünſchen. Indeſſen wurde ja der Künſtler ſelbſt nicht ſelten durch die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit ſeines Witzes etwas über die Gränzen der Nüchternheit der Kritik hinausgeführt; und ſo durfte auch ſein Erklärer nicht hinter ihm zurückbleiben. Weniger Ueppigkeit der Phantaſie und des Witzes wäre hier auffallender Mangel oder vorſetzlicher Eigenſinn und übel angebrachte Prüderie geworden. Nach Rec. Meynung iſt es die Manier des Vf. in ihrem ganzen Umfange, und mit allen dieſen kleinen Ueppigkeiten, die ihm zum Erklärer Hogarthiſchen Witzes in ſeinen Augen um ſo mehr Beruf zu geben ſcheint. Gerade die übertriebene Sittenziererey und der abſichtliche Moraliſtenton läſst die engliſchen Erklärer in ſo weitem Abſtande hinter unſerm Vf. zurück, der ihnen doch in der Kunſt, ächte und wirkungsvolle Sittenlehre, wenn auch zuweilen indirect, zu geben, ſo weit überlegen iſt, und das *ridendo dicere verum* ſo vollkommen und ſo wirkſam verſteht.

Die acht Kupfertafeln, welche diesmal geliefert und erläutert werden, ſind die, welche *Hogarth The Rake's Progreſs* überſchrieben hat; im Deutſchen: *Der Weg des Liederlichen*. Dies letzte Wort behielt Hr. *L.*, als bey dieſer Kupferfolge einmal gewöhnlich, bey, ob er gleich ſehr richtig bemerkt, daſs zwar jeder *Rake* ein *Liederlicher*, aber nicht jeder *Liederliche* ein *Rake* iſt. „Die *Liederlichkeit* hat ihre Gattungen, wie die „*Poeſie*, und, was ſonderbar iſt, auch faſt ähnliche. „Im Leben des *Rake* iſt durchaus etwas *Lyriſches*, (beſtimmter vielleicht noch etwas *Dithyrambiſches*) zumal „wenn man mit *Sulzer* den Charakter des Lyriſchen „in den Umſtand ſetzt, daſs durchaus leidenſchaftliche „Laune darinn herrſche, Vorſtellungskraft aber und „Verſtand etwas zufälliges ſey.“ Das Wortſpiel mit der Benennung des Vaters, *Rakewell*, von *to rake*, zuſammenſcharren, ging freylich im Deutſchen verloren; freylich aber iſt der Name hier nur eine erträgliche *Species* von einem Witz, wovon das ganze *Genus* nicht viel taugt.

So viel wäre zur Anzeige dieſer Fortſetzung genug; denn ihre umſtändliche Beſchreibung müſste auf jeden Fall verunglücken; in den kleinſten Nebenumſtänden, die der Auszug übergehen würde, giebt es gerade die ſchönſten Meiſterzüge des beobachtenden Scharfſinns und der feinſten Anwendung. Keiner Lobſprüche und Empfehlungen bedarf aber ein Werk, das für eins der trefflichſten Erzeugniſſe des Witzes und der Laune ſchon längſt allgemein anerkannt iſt. Einige unſrer Leſer, denen es noch nicht in die Hände kam, wiſſen es uns indeſs vielleicht Dank, wenn wir ihnen hier abermals durch einige ausgehobene Stellen einen Vorſchmack des ihnen neu bereiteten Vergnügens geben.

S. 61. „Seitdem die Boxkunſt zu den ſchönen „Künſten gehört, und von Leuten von Stande getrieben wird, ſagt man nicht mehr: der Mann iſt ein „*Boxer*, ſondern groſser *Pugiliſt*. Auch hat man ſchon „die Wörter *Pugiliſtic* und *pugiliſtical*. *Athletik* erinnert an groben Knochenbau; *Pugiliſtik* verträgt ſich „mehr auch mit Grazie in der Figur derjenigen, die „ſich mit der Athletik abgeben, und das Wort iſt bloſs „deswegen geprägt worden. An Beyſpielen von ähnlichen Fortſchritten der Sprache mit den Sachen ſelbſt, „fehlt es nicht. So hatte man gewiſs anfangs bloſs „gemeine *Filous*; als ſich aber Leute von Erziehung „mit dem Handwerke zu beſchäftigen anfingen, entſtanden die *Chevaliers d'induſtrie*.“ Wer denkt hier nicht an Leſſings Ricault, und an die Euphemismen ſeiner Sprache für das plumpe deutſche Wort *betrügen*? — Vortrefflich werden S. 180 ff. die Seitenhiebe erläutert, die *Hogarth* auf der vierten Platte in dem Beywerke der Hauptvorſtellung mit ungewöhnlicher Stärke und bitterm Muthwillen vertheilt. Z. B. „Rechter Hand hängt ein weiſses Schildchen an einem Hauſe „mit dem Namen *White* darauf. Dies iſt *White's* (Hn.

„Weifens) berüchtigtes Kaffeehaus. — Dieſes iſt gera„de das Häuschen, dem zu Ehren der weiſse Blitz „dort oben ausgehängt iſt. *Daſs euch das Wetter da „drinnen!* will *Hogarth* ſagen; und wahrlich, die da „drinnen verdienen ſo etwas wie das Wetter. Es iſt „nämlich das Haus, wo oft der Werth von Rittergü„tern auf Einer Karte oder einem Paar Würfeln ſteht; „und iſt *der* fort, ſo folgen Häuſer; nach dieſen oft die „goldnen Hemdknöpfe, wovon man vor einigen Jah„ren ein berühmtes Beyſpiel hatte, und dann — „*Finis!* — Es iſt der Ort, wo Betteley und Ueberfluſs „in Einer Sekunde die Stellen wechſeln; die Quelle „tauendfachen Unheils und Jammers, der Duelle, der „Verzweiflung, des unheilbaren Wahnſinns, der Raſe„rey und des Selbſtmords. Für dieſes Neſt hat *H.* ei„gentlich den Blitz mit dem Baſiliskenſchwanze berech„net. Warum er ihn nicht gerade in das Haus zum „Fenſter hinein, oder wiſſenſchaftlicher auf den hohen „Schornſtein, oder den *Blitz-Zuleiter*, die herausge„ſteckte Stange geführt hat?“ u. ſ. f Bey dem Worte *Blitz-Zuleiter* ſteht die Note: „Der Herausgeber begeht „hier keinen Anachronismus. Denn ob es gleich im „J. 1735 noch keine *Blitz-Ableiter* gab, ſo waren doch „die *Zuleiter* ſchon längſt im Gange.“ — S. 240. „Auf „der Geſetztafel hinter der Kleriſey des Orts (in der „Kirche, wo der Liederliche ſich trauen läſst) geht „ein ſtarker Riſs durch die zweyte Tafel, und nament„lich durch das *neunte* Gebot, unſer achtes: *Du ſollſt „kein falſch Zeugniſs reden!* Denn jene Kirche macht „aus unſerm *zweyten* Gebote *zwey*, und dafür aus un„ſerm neunten und zehnten, Eins. Aus dieſer ſchein„bar geringen theoretiſchen Abänderung entſteht für „uns nichts deſto weniger eine groſse Differenz in „Praxi. In England wird jedes Vergehen *in pto ſexti*, „wonach im gröſsten Theil von Deutſchland kein Hahn „kräht, unausbleiblich mit dem Galgen beſtraft; denn „da iſt es gegen den *Mord*. Dafür hängen wir aber, „wenn ſonſt nichts dazwiſchen kommt, die Verbrecher „gegen das *ſiebente*, da, nach dem dortigen Cours, der „Dieb ſeine Complice heirathen und hingehen kann, „wo er will.“ — Noch können wir unſern Leſern eine der Bemerkungen nicht vorenthalten, die nicht blofs dem Witze und dem ſeltnen Scharfſinne des Vf., ſondern auch ſeinem Herzen zur Ehre gereichen. Daſs *Rakewell's* frühere Geliebte, *Sarah Young*, immer wieder erſcheint, und ſogar noch in ſeinem ſchrecklichen Zuſtande in Bedlam ihn beſucht, iſt etwas auffallend, und *Gilpin* findet dieſen Zug unnatürlich, und von der moraliſchen Seite tadelhaft. „Aber, ſagt unſer Vf. „ſehr ſchön, das Herz, das Herz — hat ſeine eigene „Methoden. *Wahre* Liebe, zumahl die eines ſanften, „aber ſtark fühlenden, weiblichen Herzens tilgt, wenn „ſie je getilgt werden kann, welches ich kaum glaube, „nur allein die Zeit in ſehr langen Terminen, ihr „Schickſal ſey übrigens, welches es wolle. Worinn „liegt alſo hier das Unnatürliche? Es würde der „menſchlichen Natur wenig Ehre machen, wenn eine „ſolche Liebe unnatürlich wäre. Aber das Tadelhafte? „Auch dieſes liegt denn doch wieder nur in der Ueber„tretung von kalten Lebensregeln, von denen eigent„lich das Herz nichts weiſs. Es wäre eine böſe Welt, „worinn nicht zuweilen noch ſo gefehlt werden könn„te. Aber freylich eine noch ſchlimmere, in welcher „liſtige Nachäffung des *rühmlichen* Vergehens eben die „Vergebung, oder gar das Mitleid fände, auf die blofs „das Natur-Original Anſpruch machen könnte. So „hat es leider! die Kunſt in mehr als Einem Punkte dem „Menſchen faſt verfänglich gemacht, natürlich zu ſeyn.“

1) Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Eduard der Waidmann.* Eine Erzählung zur nähern Kenntniſs des menſchlichen Herzens. 1794. 367 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Meyer: *Karl Reinhold*, eine Hofmeiſtergeſchichte, in zwey Theilen. 1795. 284 S. 8. (20 gr.)

3) Daſelbſt, b. Schneider: *Albert*, oder *Wirkung und Folge menſchlicher Leidenſchaften und Handlungen*, ein hiſtoriſcher Beytrag zur Volks- und Menſchenkunde. Erſter und zweyter Theil. 1795. 306 S. 8. (20 gr.)

4) Daſelbſt, b. Rein: *Das Räubermädchen*, von *H. W. C.* 1796. 350 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nr. 1. hat auch den Titel: *Die Tyranney der Liebe in wahren Erzählungen, zur nähern Kenntniſs des menſchlichen Herzens*, geſchrieben von *J. C. Siede.* Eine, in der Erziehung ganz vernachläſsigte, Gräfin verliebt ſich bey einem Spatziergang im Walde auf den erſten Anblick in einen Jägerburſchen, erklärt ſich ihm ziemlich deutlich, und beharrt in ihrer Liebe zu ihm, ob ſie gleich von ihm hört, daſs er ſchon eine Geliebte habe. Nachdem er als Wilddieb eingezogen worden, nachdem er ſogar ihren Vater ermordet, kann ſie doch nicht von ihm ablaſſen, und begeht um ſeinetwillen die ausſchweifendſten Handlungen, indem nicht ſowohl Liebe, als die raſendſte und ekelhafteſte Wolluſt ſie beſeelt. Sie tobt vor ſeinem Gefängniſſe, und droht ſich mit einem Meſſer zu erſtechen, wenn er ſie nicht erhört; ſie fällt vor ihm auf die Knie, und fleht um Gegenliebe; als ſie hört, ihre Nebenbuhlerin ſey ſchon Mutter von ihm, ſo ruft ſie aus: „Ach ſchön, wilder „prächtiger Junge, ich will Mutter von dir werden!“ — Das manntolle Geſchöpf iſt im Stande, zu ihrer Zofe von dem Jäger zu ſagen: „Seine Umarmungen müſſen „die Umarmungen eines Gottes ſeyn, wie ihn die Hei„den ſich dachten, er muſs einen erdrücken vor Lie„be.“ — Sie ſprengt einem Anbeter im Galop nach, und ſtürzt darüber vom Pferde, und auf der letzten Seite ſpringt ſie zum Fenſter hinaus, um den Jäger, der fort„geführt werden ſoll, zu umklammern. Aus Eitelkeit und Wolluſt unterhält ſie zu gleicher Zeit ein andres Liebesverſtändniſs mit einem Grafen, der ſo ſehr von ihr bethört wird, daſs ſie ihm ſogar ihre Empfindungen für den Jäger geſtehen darf, dennoch kehrt ſie immer wieder zu dieſen wilden Unmenſchen zurück. Monologe von ihr, und Excerpte aus ihrem Tagebuche, die ganz ſie als Furie darſtellen, unterbrechen öfters den Lauf der Erzählung. Ein würdiger Pendant

damt von ihr ist eine Baronesse, die sich dem Grafen hatte aufdringen wollen, und, da sie von ihm verschmäht ward, nun auch in die niedrigste Wuth geräth. S. 267. fällt sie dem Baron in die Haare, balgt sich mit ihrer Nebenbuhlerin herum, wird mit der Hetzpeitsche bewirthet, und schlägt mit den Füssen wie ein unbändiges Pferd aus; sie bietet S. 288. einem Officier vergeblich ihre Gunst an, läuft mit dem Kopf wider die Wand u. s. w. — Gräfslich ist die Todesart von dem Vater der Gräfin beschrieben: „Eduard, dies „sehn, den Grafen bey der Gurgel ergreifen, ihn auf „die Erde ziehen, einen Stein, der neben ihm liegt, „fassen, ihn in des Grafen Kopf schlagen, war alles „eins; er rief aus: da liege, du Bestie; trat den Gra„fen mit Füssen, und brüllte, dafs alles zusammenlief." — Auf den ersten sechs Bogen ist ein gewisses unstudiertes *Paterchen* auf eine sehr überlästige Art eingemischt, das, wenn zwey Zeilen erzählt sind, in zwanzig Zeilen auf das fadeste räsonnirt; in der Folge sah der Vf. selbst ein, dafs die Erzählung durch solches beständiges Einfallen auf eine widrige Art aufgehalten werde, und liefs das *Paterchen* verstummen. Die Vorrede verspricht noch mehrere Bände, und in einer Nachschrift wird versichert, dafs im zweyten Theile die Geschichte der Gräfin erst noch recht interessant werden solle; allein das Publicum wird wohl an diesem Bande mehr als genug haben, und wünschen, dafs die Gräfin schon am Schlusse desselben in ein Irrhaus gebracht worden wäre.

Zwar beginnt der Roman Nr. 2. damit, dafs der ältermlose, und von aller Unterstützung entblöfste *Reinhold* durch einen glücklichen Zufall *Hofmeister* in dem Hause eines biedern Ministers wird, wo er den Grund zu dem Glücke seines ganzen Lebens legt: pädagogischen Inhalts ist aber darum das Buch doch nicht; das Hofmeisterleben dauert überhaupt nicht lang, und auch während demselben, im Haus des Ministers, auf Universitäten, und auf Reisen legt *Reinhold* nicht viel von seinen Talenten als Erzieher an den Tag. Es wird blofs im Allgemeinen versichert, dafs er sein Amt gut verwaltet habe, und seine Zöglinge nicht mifsrathen seyen; was man im Detail erfährt, besteht blofs darinn, dafs er sich fleifsig mit ihnen divertirt, und dafs einer von ihnen sich, so gut, als der Hofmeister, verliebt. Die Hauptangelegenheit bleibt beständig *Reinhold's* Liebe zu einem Mädchen, das er aus den Händen gewaltthätiger Böfewichter errettet, um dessentwillen er durch die Rachsucht ihrer Verfolger ein paarmal in Lebensgefahr geräth, und das ihm endlich durch sie auf lange Zeit ganz entführt wird. Auf den Wanderungen, die er unternimmt, ihr nachzuspüren, wird er erst Recrut, und dann Kriegssecretär. Hier kommt es dem Vf. auf einige Unwahrscheinlichkeiten mehr oder weniger nicht an, um seinen Helden plötzlich die Geliebte wiederfinden zu lassen, wo dann durch den Minister, der indessen gefallen war, um in seiner Macht noch höher zu steigen, die zum Heirathen nöthige Versorgung *Reinholds* leicht erhalten wird, auch findet sich der für verloren geachtete Vater desselben. So wohl in der Anlage, als in der Verwebung dieses Plans, der nur durch wenige, sehr unerhebliche Episoden unterbrochen wird, hat der Vf. seine Erfindungskraft in geringe Unkosten gesetzt. Da er auch seinen Liebenden keine Wärme einzuhauchen vermocht, und die andern Charaktere sehr nachläfsig gezeichnet hat, (Schüler und Studenten, und ihre Sitten hat er noch am treuesten geschildert) so ist der Totaleindruck des Ganzen — Langeweile. Dazu gesellt sich noch Widerwillen, theils über die Mattigkeit in Stellen, wo der Vf. rühren will, theils über seine geschmacklose Spashaftigkeit, z. B. S. 5.: „Der Hund schüttelte seine al„ten grauen Haare, die schon seit neun Jahren einer „gewissen Art von Freycorps, welches, unter uns ge„sagt, bisweilen auch Detachements auf Fourage unter „unsre Damen beordert soll, zu einem Asyl gedient „hatten, weidlich unter einander," oder S. 14.: „Ich „bleibe bey meiner Meynung, und wenn man mich „bey lebendigem Leibe zu einem Fricassee für hungri„ge Orthodoxen machen wollte."

In Nr. 3. sind zu schauen: Kerker, Räuber, unvermuthete Rettungen, Verkleidungen, ein Sturz ins Wasser, wo man doch nicht ertrinkt, Flucht, Entführung, Duelle, Verwundungen, Entfernungen, Wiederfindungen, Verirrungen, Stürme, Seeräuber, Sklaverey unter den Türken, Wilde, Vergiftungen (wovon eine gelingt, zwey nur attentirt werden) Erdolchung und — Tod, reichliche Ingredienzien zu einer Wundergeschichte, die alle diejenigen ergötzen kann, die, unbekümmert um Wahrscheinlichkeit, Zusammenhang, Charakter und Vortrag nichts weiter verlangen. *Albert* ist undankbar genug, ein Frauenzimmer, der er die Erhaltung seines Lebens zu danken hat, und deren heftige Liebe gegen ihn er kennt, zu fliehen, und einer Unbekannten, die ihn auf den ersten Blick bezaubert, erst auf gut Glück, und auch dann noch, wie er weifs, dafs sie in der Gewalt eines andern ist, nachzureisen. So wie er diese aufsucht, so verfolgt ihn jene auf seinen Wanderungen, ob ihr gleich seine Liebe zu der andern bekannt ist. Von diesen drey Personen verfehlen sich immer entweder die, die sich suchen, oder finden sich unerwartet diejenigen, die sich nicht finden wollten, oder werden die, welche froh sind, sich gefunden zu haben, durch böse Unfälle wieder getrennt, und so dauert die Jagd fort, bis der Tod des ersten Frauenzimmers, und des Mannes, der die andere tyrannisirte, der Geschichte ein bessres Ende macht, als *Albert* verdient. Er begeht Unbesonnenheiten, die ihm nicht zu verzeihen sind, er reist z. B. aus, um den Tod seines Vaters zu rächen, und vergifst dies dann ganz über seinen Liebeshändeln; er will eine Bedrängte entführen, und verschwatzt die beste Zeit mit ihr in einer Laube. Es wird zwar S. 18. behauptet, dafs er in geistlichen und leiblichen Vollkommenheiten ein Meisterstück der Schöpfung sey, und S. 17. wird ein langes Register seiner Tugenden geliefert, aber in der Geschichte selbst sieht man nichts, als einen rasthen und ungestümen Jüngling. Wenn er in den ernstlichsten Situationen sich so ausdrückt, wie

S. 91.: „Glauben Sie eher Madam, dafs heute die „Erde untergeht, oder, dafs der Pabst Beherrscher des „ottomannischen Reichs werde, als dafs jemals mein „Eifer erkalten wird," so kann man sich nichts Ungereimteres denken. Bey so bestellten Sachen möchte dies Buch wohl eher im *engen Stübchen des Handwerkers*, als auf *Toiletten* und in *Museen* sein Glück machen. *Menschliche Leidenschaften und Handlungen* findet man hier um nichts besser geschildert, als in den alltäglichen Romanen; von *Völkerkunde*, die der seltsame Titel verspricht, ist gar keine Spur vorhanden. Uebrigens ist noch ein zweyter Titel beygefügt, aus welchem erhellt, dafs das Werk auch als der *acht und dreifsigste* Band der *neuen Originalromane der Deutschen* verkauft wird.

Tyrannische Edelleute, geile, versoffene und geitzige Geistliche, (wohl gar, wie in Nr. 4., einen Pfarrer, der am Ende Strafsenraub begeht) und ehrliche Räuber auftreten zu lassen, mit unter (wie in Nr. 4. S. 179. geschieht) einige Ausfälle auf die Fürsten anzubringen, das Unnöthige von manchem guten Herkommen in der bürgerlichen Gesellschaft zu demonstriren, (wie in Nr. 4. S. 202. in Ansehung der priesterlichen Trauung geschehen ist) dergleichen Dinge sind bey den neuesten Romanenschreibern so ziemlich die Tagesordnung. Vermuthlich schienen solche Sachen auch dem Vf. dieses Romans hinlänglich, um sein Buch in Lesegesellschaften und Leihbibliotheken einzuführen, da er übrigens weder auf Plan, noch Ausführung sonderlichen Fleifs verwandt hat. Ein achtjähriger Bauernknabe, den ein rachsüchtiger Edelmann seinen Aeltern entführen läfst, geräth nach verschiednen Abentheuern unter eine Spitzbubenbande, und macht hier sein Glück durch die Liebe eines Räubermädchens, deren Vater ihm ein grofses Vermögen hinterläfst, womit er sich von der Bande entfernt, und (ob es gleich sonst heifst, ungerecht Gut gedeihet nicht) ein glückliches und bequemes Leben führt. Entführungen über Entführungen, Nachstellungen und Lebensgefahren, wovon die ärgsten sich gerade am Hochzeittage ereignen müssen, Erkennungen auf Erkennungen, Wiedervereinigung mit der Geliebten im Kerker, kurz, die gewöhnlichen Arten des romantischen Wunderbaren werden gehäuft, ohne im geringsten auf Wahrscheinlichkeit zu sehen. Wie unwahrscheinlich ist es z. B. dafs *Peter* von seiner Verirrung zu den Räubern an bis auf seinen Hochzeittag nicht eher, als S. 219. sich seiner Aeltern erinnert! Viel Ueberflüfsiges wird eingemischt, um das Werk zu dehnen, z. B. die Briefe S. 52., oder die sogenannten Pasquille in Versen S. 254. In der Ausführung hat der Vf. nicht auf die rührenden Situationen, die er nicht zu bearbeiten im Stande war, sondern auf burleske und groteske Schilderungen gerechnet, in denen er oft ganz bis zum Pöbelhaften herabsinkt, und durch dergleichen Einfälle, wie, wenn S. 17. einer *Sapperment* für *Superintendent* sagt, zu belustigen glaubt. Dafs die Moralisten so eifrig darauf dringen, die Jugend vor Romanenlectüre zu bewahren, ist kein Wunder, wenn ihnen Romane, wie der gegenwärtige, in die Hände fallen. Dieser Vf. läfst S. 161. seine Liebenden (an dem Tage, wo der Vater der Geliebten begraben worden) ungetraut zusammen zu Bette gehn, und findet dies deswegen nicht strafbar, weil beide sich mit Umarmungen begnügt hätten. „Man könnte zwar (fährt er fort) einwenden, dafs „ich dies nicht behaupten könne, weil ich doch nicht „bey ihnen gewacht, allein ich wende dagegen ein, „dafs man nie Folgen dieses nächtlichen Beyschlafes be„merkt habe, welche doch bey solchen gefunden feuri„gen Leuten nicht unterblieben wäre; und den schelte „ich einen Böfewicht, der sagen wollte, dafs sie mit „geheimen buhlerischen Künsten bekannt gewesen wä„ren. Ich bin selbst mit einem solchen Paare bekannt, „die, wenn sie verreisen, gewöhnlich im Bette zusam„menschlafen, ohne dafs sie sich so weit vergäfsen, „und sich ins Unglück durch ausschweifende Begier„den stürzen sollten!" Welch ein Lehrer der Jugend. Ueberhaupt ist kein Grund abzusehen, warum man die Fortsetzung wünschen sollte, womit uns der Vf. S. 347. bedroht.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Quedlinburg*, b. Ernst: Beantwortung der Frage: *Worauf gründet sich das Strafrecht des Staats?* nebst einigen Folgerungen daraus fürs Criminalrecht. — Von *Johann Martin Christian Gottschalk*, fürstlicher (m) schwarzburgisch-sonderhäusischer (m) Commissionssecretär. 1796. 47 S. ohne die Vorrede 3 S. — Das Strafrecht gründe sich, sagt der Vf., auf den bürgerlichen Verein, vermöge dessen die Bürger sich zum Zwecke des Staats auch gewissen sinnlichen Abschreckungsmitteln unterworfen hätten. Diese Ausführung sowohl als die Widerlegung andrer Gründe und Anwendung auf Wucher, fleischliche Verbrechen, Religionsverbrechen, Selbstmord, und Todesstrafen ist so oberflächlich als möglich. Sollte ja der Vf. diese Schrift bey einer Prüfung in einem verschlossenen Zimmer ohne Bücher schnell aufgesetzt haben, wie man wohl sonst Chrien ausarbeiten mufste; so könnten wir noch einige Rückerinnerungen aus Lehrvorträgen und Lectüre daran loben. Ausserdem aber wüfsten wir keinen Stoff zum Lobe aufzufinden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. Julius 1796.

LITERARGESCHICHTE.

HALLE, b. Kümmel: *Ueberſicht der Geſchichte der Univerſität zu Halle, in ihrem erſten Jahrhunderte, von Johann Chriſtian Förſter*, Königl. Preuſſ. Kriegs- und Domainen-Rath und Profeſſor auf der Friedrichs-Univerſität. 1794. 17 Bog. gr. 8.

Obgleich die Univerſität Halle ihr zurückgelegtes erſtes Jahrhundert, wegen der fortwährenden Kriegsunruhen, nicht feyern durfte; ſo wurde ſie doch dafür durch die Theilnehmung des ganzen gelehrten Deutſchlands, und durch einige würdige ſchriftliche Denkmäler, ihrem blühenden Alter gewidmet, vollkommen ſchadlos gehalten. Unter dieſe letztern gehört auch gegenwärtige Schrift. Hr. F. ertheilt zwar nur eine Ueberſicht der wichtigen Veränderungen in allen Wiſſenſchaften, welche durch dieſe hohe Schule gewirkt worden ſind, und überläſst es andern, genau zu zeigen, wie viel ihr jeder Theil der Gelehrſamkeit zu danken habe. Allein der Stoff zu dieſer Entwickelung liegt ſchon in ſeinem Buche; auch hat er ein allgemeines, zwar längſt bekanntes, aber dieſer Univerſität zu einem beſondern Vorzuge gereichendes Reſultat aus den beygebrachten Nachrichten gezogen: daſs ſo vieles Gute und Unvergeſsliche, welches auf ihr und durch ſie geſchehen iſt, gröſstentheils der vernünftigen Freyheit im Denken und Schreiben beyzumeſſen ſey, (welche auf derſelben zuerſt unter allen Univerſitäten, und in einem höhern Grade, hergeſtellt worden iſt, als ſelbſt die von den Reformatoren eingeführte, aber wieder unterdrückte Geiſtesfreyheit nicht erreicht hatte.) Zwey Anmerkungen ſchickt er noch voraus, damit man den Geſichtspunkt nicht verfehle, den er ſich vorgeſetzt hatte. Mit der einen wird jedermann einſtimmig ſeyn, daſs man bey Beurtheilung der Verdienſte einzelner Gelehrten und Lehrer beſonders auf die Zeiten ſehen müſſe, zu welchen ſie lebten; daſs die Verdienſte der erſten Vorgänger gröſser ſind, als ihrer Nachfolger, wenn gleich dieſe weiter gekommen ſind, daſs aber gleichwohl akademiſche Lehrer ſehr tadelnswürdig ſind, wenn ſie nicht mit den Gelehrten ihrer Zeit Schritt halten, und ihre Zuhörer nicht mit dem Fortgange der Wiſſenſchaften bekannt machen. Bey der zweyten Anmerkung, ſo richtig ſie im Ganzen genommen iſt, möchte man doch verſucht werden, einige nicht blos willkührliche Zuſätze zu machen. „Die Beſtimmung eines Lehrers auf Univerſitäten, ſagt Hr. F., iſt die Grundſätze und das jetzt Bekannte, kurz das Syſtem ſeiner Wiſſenſchaft, ordentlich, lichtvoll, gründlich, und den Abſichten ſeiner Zuhörer gemäſs, ihnen vorzutragen. Dazu wird nun keineswegs erfodert, daſs er ein Erfinder neuer Wahrheiten, und ein Erweiterer ſeiner Wiſſenſchaft ſeyn müſſe. Wenn er dies wirklich iſt, ſo iſt er in der That mehr als ein akademiſcher Lehrer; er hat *opera ſupererogationis*, und er arbeitet nicht blos für ſeine jungen Zuhörer; ſondern für die Wiſſenſchaften ſelbſt und für ihre Erweiterung. Auf einer anſehnlichen Univerſität und in einem beträchtlichen Zeitraume, ſind vermuthlich unter einer Geſellſchaft von Gelehrten auch ſolche, die wirklich mehr geleiſtet haben, als von ihnen, als akademiſchen Lehrern, mit Recht gefodert werden kann. Aber der Regel und der Erfahrung nach, wird es immer mehrere gute und verdienſtvolle Lehrer geben, die bey dieſen ihren Verdienſten doch nicht eben etwas neues erfinden, nicht die Wiſſenſchaften wirklich erweitern, oder doch von ihnen unbekannte Aufklärungen geben, als ſolche, die auch dieſes leiſten. Ja vielleicht iſt ein ſolcher groſser Gelehrter und Erweiterer der Wiſſenſchaften nicht eben ein guter und vorzüglicher Lehrer für junge Leute," u. ſ. w. Hier könnte man nun gar wohl einen ſtarken Schritt weiter gehen, und behaupten, es ſey Beſtimmung und Pflicht des akademiſchen Lehrers, ſo weit es nur ſeine Gaben, Hülfsmittel, und andere Umſtände erlauben, ſeine Wiſſenſchaft zu vervollkommen und zu erweitern. Denn wer hat mehr Veranlaſſung und Aufforderung dazu, als er, der ein ganzes Leben hindurch ihre Grundſätze und Lehren unterſucht; ihre Lücken und ſchwachen Seiten ſo leicht entdecken kann; in ihrer Geſchichte ſelbſt, die er hauptſächlich ſtudieren muſs, wird er Reizungen dazu finden. Der Geſchäftsmann hingegen benützt die vorhandene Theorie ſo leicht und geſchwind als möglich, ohne daſs er Zeit hätte, erſt ihre Feſtigkeit zu prüfen. Und warum ſollte zweytens dieſe natürliche Obliegenheit des akademiſchen Lehrers nicht mit ſeinem Amte vereinbar ſeyn? ſie flieſst ſogar aus der Beſtimmung deſſelben. Denn ſoll er ſich denn ein ganzes Menſchenalter hindurch mit ſeinen Zuhörern blos innerhalb dem Kreiſe des Bekannten, wiederholend herumdrehen? ihnen keine neue Ausſichten und Wege zu neuen Verdienſten um die Wiſſenſchaften öffnen? Selbſt die ächte Methode zu ſtudiren — und was lernt ſein Zuhörer im Grunde mehr auf Univerſitäten, und was kann er vielmehr lernen? — muſs ihm dazu dienen, denſelben zur Verbeſſerung und Vervollkommnung ſeiner Wiſſenſchaft Anleitung zu geben. Daſs ſehr viele akademiſche Lehrer dieſes nicht zu thun verſtehen, und ihre einmal ausgearbeiteten Collegienhefte bis an ihr Ende, mit dem oft zweydeutigen Ruhm nützlicher Docenten, ableſen, iſt freylich der Er-

fahrung gemäfs; läfst ihnen aber keinen Anfpruch an den Namen felbftdenkender Gelehrten übrig. Ja, felbft den grofsen Erfinder, und den Verbeffeter herrfchender Mängel, Vorurtheile und Irrthümer, (der weit öfter als jener vorkommen mufs,) kann diefe höhere Eigenfchaft nicht hindern, ein gemeinnützlicher Docent zu werden, wenn er nur die wahre Lehrart verfteht. Wir legen diefe Gedanken dem Vf. felbft zur Beurtheilung vor. Er ift gewifs darinn mit uns einig, dafs die würdige Gefchichte einer Univerfität nicht in den Nachrichten von ihren Docenten beftehe, welche das jedesmal herrfchende Syftem der Wiffenfchaften ihren Zuhörern gefchickt eingeflöfst haben, fondern in der Berechnung des Gewinns, den die Gelehrfamkeit von einer folchen Gefellfchaft ihrer einfichtsvollen Verehrer gezogen hat.

Die Perioden, nach welchen der Vf. die Ueberficht diefer Gefchichte dargeftellt hat, find von den Regierungen hergenommen, weil jede derfelben gleichfam andere Grundfätze in Anfehung diefer Univerfität angenommen hat, nach denen ihre Angelegenheiten geordnet worden find; nach den Veränderungen aber der Wiffenfchaften fie anzugeben, gröfsere Schwierigkeiten hatte. Vielleicht hätte doch der Mittelweg getroffen werden können, dafs die Gefchichte in Zeitalter getheilt worden wäre, deren jedes von den recht charakteriftifch für daffelbe gewordenen Gelehrten benennt würde; wie z. B. das erfte das Zeitalter des *Thomafius, Sam. Stryck, Breithaupt, Hofmann, Stahl* und *Cellarius*, u. f. w. Bis S. 34 wird die Veranlaffung und erfte Einrichtung der Univerfität befchrieben, welche anfänglich mit allen ihren Officianten, auch Sprach- und Exercitienmeiftern, jährlich wenig über 5000 Rthlr. koftete. Als nachher mehrere Lehrer angefetzt wurden, (der ordentlichen waren zur Zeit der Einweihung nur elf,) und der gar zu geringe Gehalt der meiften von den zuerft angefetzten nicht mehr hinreichen wollte: wurde der Etat nach gerade auf 7000 Rthlr. gefetzt: und diefer ift bis zum J. 1786 geblieben. In der *erften Periode*, vom J. 1694 bis zum Tode des Stifters im J. 1713, (bis S. 73) hatte die Univerfität mehr erbauliche Prediger, als gelehrte Theologen; doch wirkten jene vieles Gutes in der lutherifchen Kirche überhaupt. *Cellarius* aber konnte mit feinen feinen humaniftifch-hiftorifchen Kenntniffen vor keiner der beiden herrfchenden Parteyen, der *Strykifchen* und *Thomafifchen*, aufkommen; er pflegte von ihren Anführern zu fagen: *Jus, jus, jus, et nihil plus!* Auch die fpeculative Philofophie galt noch wenig; *Buddeus*, der die praktifche bearbeitete, wurde von den Theologen nach Jena fortgefchoben, weil er ihnen zu gelehrt war. Glücklicher lehrte *Hofmann* die Naturkunde, und mit ihm, obgleich auf einem etwas verfchiedenen Wege, die Arzneygelehrfamkeit *Stahl*. *Ludwig* fieng fchon an, die hiftorifche Methode zu verbeffern. Wie viel die Rechte *Thomafius* und *Stryken* zu danken haben, ift bekannt. Schon wurde auch das theologifche Seminarium geftiftet. Mit der *zweyten Periode*, vom J. 1713—1740, unter der Regierung *Friedrich Wilhelms I*, wurde die Anzahl der Lehrer übermäfsig vermehrt; davon aber manche gar keinen, oder nur einen fehr geringen Gehalt genoffen. *Heineccius* brachte nun die Rechtswiffenfchaft durch mehrere Hülfswiffenfchaften in Aufnahme. Für *S. P. Gaffern* wurde die erfte Profeffur der Oekonomie und der Cameralien geftiftet. *Thomafius*, deffen Verdienfte hier ausführlich gezeichnet werden, ftarb im J. 1728; und nun pflanzten *Ludwig, Gundling* und *Böhmer* gründliche Rechtsgelehrfamkeit noch weiter fort. Die erftern beiden wurden zugleich immer nützlichere Lehrer und Schriftfteller für die Gefchichte. Die berüchtigte *Wolfifche* Scene, und das Schickfal feiner Philofophie. *Joh. Heinrich Schulze*, der vielfache gelehrte Kenntniffe mit feinen mediciniftchen verband. *Wiedeburg*, verdient um die Münzwiffenfchaft; fo wie *C. B. Michaelis* um die morgenländifche Literatur. Auftritt der beiden Philofophen *Baumgarten*; ihre Wirkfamkeit für Philofophie überhaupt, befonders für die *Wolfifche*. *Siegmund Jacob* machte aber als Lehrer der Theologie feit dem J. 1732 eine neue Epoche; da hingegen der für künftige Prediger fo nützliche *Rambach* von feinem eigenen Schwiegervater *Joach. Lange* nach Giefsen befördert wurde. Manches gefchah fonft in diefer Periode nach dem Willen des Königs, worüber die Univerfität und das Obercuratorium ganz anderer Meynung waren. Die *dritte* und *vierte Periode* begreifen *Friedrichs II* Regierung in fich; die aber der Vf. in zwey Halften, (1740—1763, und 1765—1786) getheilt hat. *Reinbecks* thätige Sorgfalt für die Univerfität nach dem Auftrage des Königs. *Wolfs* Zurückberufung. *Georg Friedrich Meier* commentirt über des Frankfurter *Baumgartens* philofophifche Lehrbücher mit gemeinnützlicher Popularität. Der Verluft eines *Ludwig, Böhmer, Heineccius, Hofmann* und *Schulze* wurde freylich nicht völlig erfetzt. Auch lagen die Humaniora im gröfsten Theil diefer Periode gänzlich in Verfall. Doch beförderte *Baumgarten* den Forfchungsgeift, bey aller feiner Behutfamkeit, ungemein: und fein gröfserer Schüler *Semler* übte ihn feit dem J. 1753 als College deffelben, defto freyer und glücklicher. *Bächners, Nettelbladts* und *Krügers* Verdienfte. Wir übergehen die neuern Veränderungen, und die merkwürdigen, zum Theil noch lebenden Männer, welche dazu das meifte beygetragen haben; auch die *fünfte* und neueffe *Periode*, feit dem J. 1786, eben weil alles diefes zu neu und bekannt genug ift. Doch dürfen wir es nicht ganz unberührt laffen, dafs die Univerfität unter der jetzigen Regierung dem gewefenen Kanzler *von Hofmann* viel zu danken habe; dafs ihr botanifcher Garten einer der gröfsten auf einer deutfchen Univerfität geworden ift; auch die Anlegung einer Sternwarte, eines Naturalienkabinets, eines philologifchen Seminariums, u. dgl. m. die ihr eben fo fehr zur Zierde als zum Vortheil gereichen. Viele einzelne Bemerkungen, charakteriftifche Züge und Anekdoten machen diefe Schrift durchaus unterhaltend.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Vieweg; *Ueber Genf und den Genferfee* von *Chriftian Auguft Fifcher*; mit einer (fo fchon als

als wahr dargestellten) *Ansicht von Genf.* 1796. 180 S. 8.

Dieses Buch, dessen Aeusseres zugleich sehr empfehlend ist, hat in dem Rec. so viele angenehme Erinnerungen rege gemacht, und ihn hingegen über den jetzigen Zustand von Genf so gerührt, dass er, wenn er seinem Gefühl folgen wollte, über jeden Abschnitt sehr ausführlich seyn müsste. Er kann sich jedoch mit dem Zeugnisse begnügen, dass die Zeichnung richtig ist; dass sie allen Unterricht giebt, welchen man erwarten kann, und dass das Buch eine eben so lehrreiche als unterhaltende Lectüre gewährt. Die Mischung der dargestellten Gegenstände ist auch sehr glücklich, weil sie wechselsweise zeigt, was die Natur und die vorige Cultur aus diesem Lande gemacht, und in welches Verderben es durch die letzte Revolution versunken ist. In der That verdienten die vorigen Aenderungen an der Verfassung nicht, Revolutionen zu heissen, wenn man die nur bald etwas mehr demokratische, bald etwas mehr aristokratische Mischung der Constitution mit einer Umwälzung vergleicht, wodurch Wohlstand, Cultur, Polizey, und was immer den gesellschaftlichen Zustand empfehlen mag, gleich viel gelitten haben.

Man wird hie und da die Schreibart etwas geziert, und den Ausdruck der Empfindung beym Anblicke der schönen Natur zu ekstatisch finden, weil die Gegenstände nicht immer diesem Land eigen sind, und nicht überall durch ausserordentliche Züge den hohen Schwung der Sprache rechtfertigen. Indessen entschuldigt den Vf. in den Augen des Rec. der Umstand, dass wirklich die ganze Ansicht der Gegend höchst überraschend und so hinreissend ist, dass, wer nie zuvor solche Gegenstände sah, dadurch gefesselt werden muss, und denn freylich manches mit bewundert, was er anderswo, nur nicht als Theil eines solchen Ganzen, eben so wohl hätte sehen können.

Wir wollen nun einzelne Stellen ausheben. In der sogenannten Chronik S. 6 ist vieles nicht richtig, was aber zu weitläuftig zu entwickeln wäre. S. 8. ist ein guter Auszug aus Saussure's Memoire über Bonnet, mit welchen Trembley's ausführlichere Arbeit hätte verglichen werden können. Bonnet selbst hat sein Leben beschrieben; Rec. las davon die Jugendjahre; die Schilderung ist umständlich, aber psychologisch wichtig: dieses Manuscript sollte billig gedruckt werden. Es geht wenigstens bis 1754. Um diese Zeit fängt Bonnets Correspondenz mit Hallern an, welche bis den 4 Dec. 1777 (Haller starb am 12 Dec.) wöchentlich fortgesetzt worden, und für die Geschichte des Geistes und der Arbeiten dieser Manner, so wie für die Literatur, von der Haller einen so grossen Theil umfasste, höchst interessant ist. Sie würde bey Bonnets Leben herausgekommen seyn, wenn man nicht geglaubt hätte, dass Haller dabey verlieren würde. Rec. hat diese Briefe meist alle gelesen, und kann nicht läugnen, dass H. darinn zwar überall als Mann von Genie, Scharfsinn, Witz, Rechtschaffenheit und grossen Kenntnissen und als vortreflicher Epistolograph erscheint, aber auch mit allen seinen Vorurtheilen gegen Ungläubige, gegen ganze Völker und Secten und einzelne Antagonisten. Indessen können solche Schwächen nur dem auffallen, der sich grosse Namen als Ideale, nicht als Menschen, denkt, und in ihrer Geschichte ein Exempelbuch, nicht eine treue Darstellung, sucht. Es ist schädlicher als man glaubt, dass in dem Leben berühmter Männer so manches verhehlt wird; wie kann die Geschichte eine Schule der Menschenkenntniss werden, wenn sie den Menschen nicht zeigen darf wie er ist? S. 19 möchte Rec. etwas zu Gunsten des *Lago maggiore* anführen, der gegen den lemanischen zu sehr herabgesetzt wird; seine Ufer sind, besonders von Palenza und von den Borromeischen Inseln Südwärts, doch nicht weniger malerisch; und wie rein ist der Spiegel seiner Fluthen! welche Mannichfaltigkeit bieten seine Aussichten dar. S. 26 ist ein kleiner Fehler: Nicht der Arzt Tronchin war Besitzer der *Delices*, sondern ein, im 93sten Jahr seines Alters noch lebender liebenswürdiger Greis dieses Namens, dessen Gemählde sammlung die Russische Kaiserin gekauft hat. Die Seebäder sind sehr gut beschrieben. Eben so die Kleidungsart des schönen Geschlechtes, und die Wasserkunst. Babet's Erinnerung S. 66 wird für des Vf. Herz einnehmen; und für seine Lebensphilosophie die jetzt so nöthige Empfehlung von Frohsinn und verständigem Leichtsinn, S. 83. Wahr und malerisch ist Soulavie geschildert. Leider bestätigen viele Erfahrungen auch das Urtheil über Senebier. Die Apotheose Rousseau's vor dem Hause, wo er gewohnt, ist gut erzählt. Richtig ist, oder war vielmehr, was von Saussure vorkommt; nur hat der Fall seines Vaterlandes, verbunden mit dem Ruin seines eigenen, sonst so blühenden Wohlstandes, und mit schweren Krankheiten, die Tage des verdienstvollen und braven Mannes ungemein verdüstert. Eben so wahr ist, was von Bourrit gesagt ist. Hr. *F.* wäre geneigt, ein Werk *über die Alpen nach Bourrit* heraus zu geben. Dies ist sehr gut, wenn er selbst in den Alpen war, wo nicht, so ist zu wünschen, dass er wenigstens sorgfältig die Berichte kaltblütigerer Männer vergleiche: denn einem so warmen Kopf ist nicht ganz sicher nach zu erzählen, wenn man ihm nicht nachgereiset ist. Die *Cercles* und *Cotteries* sind S. 128 und 134 beschrieben; Rec. hätte eine Vergleichung mit den Gesellschaften in Lausanne und Neufchatel gewünscht: Frohsinn war nie sehr das Antheil der Genfer; ihr Sinn ging in allem auf das Speculative, vollends beym Emporkommen des Partheygeistes; liberale Offenheit fehlte. Aber diese Missstimmung wird durch den Einfluss der Staatscrise nun überall merkbar. Die Volksmenge dieses Bezirks von $3\frac{7}{15}$ franz. Q. Meilen wird auf ungefähr 35000 Seelen angegeben. Der Ertrag der Uhrenfabrik S. 157 auf eine Million (vermuthlich Livres; es hätte genauer angegeben werden können, auf welche Periode dieses eigentlich passt). Eben so wenig wird (das erinnert Hr. *F.* selbst) von den jetzigen Zeit gelten, was S. 158 steht: es sey gewiss, dass die Genfer jährlich bis acht Millionen aus Frankreich, bis 13 aus *Holland* und England an Renten ziehen. Rec. zweifelt, dass in den neuern Zeiten die Proportion überhaupt sich so

verhielt. S. 165 ist ein historischer Fehler; Es war nie ein Zeitraum, wo nach den Bischöfen die Herzoge Savoyens über Genf anerkannte Herrschaft ausgeübt hätten. Die wirklich sehr guten Stellen, welche von der neuesten Revolution handeln, sind S. 50, 54, 59, 61, 77, 79, 84, 102 f., 114, 150, 158, hauptsächlich zu finden. Claviere, der auch zuvor viel Unglück gestiftet, gab der Vaterstadt eigentlich diesen letzten Stofs, und erwarb hiedurch eine Stelle unter den (wenn schon nicht deswegen, doch) *mit Recht guillotinirten*. Die Revolution war das Werk weniger Stunden, und eigentlich Triumph des Pöbels (*de la lie du peuple* S. 54.) Die lächerliche Nationalversammlung zu Genf ist gut geschildert; sie hat unter andern *vollkommene Neutralität* decretirt. Eben so abgeschmackt ist der Clubb S. 79. Solche Dinge sind Farcen nach dem grofsen Schauspiel. Schreckliche und schmähliche Tyranney sogenannter *Marseillois* S. 84. Es rührte den Rec. tief, die einst so gesittete, so freye und glückliche Stadt so gesunken zu sehen. Es ist lehrreich zu lesen, wie die Genfer bey dem allem, was sie thaten und litten, von ihren mächtigen neuen Bundesgenossen doch nicht viel besser als Feinde behandelt werden. Der Schrecken und die Comödie von Vertheidigungsanstalten 1792. Der Eifer gegen das Wort *Monsieur*. Der allgemeine Verfall (S. 114. 150. u. 158). Bey alledem fiel es Rec. auf, wie viel man als eine gerechte Widervergeltung für den unglaublich grofsen Antheil ansehen mufs, welchen die spitzfindigen unruhigen Genfer Demagogen seit langer Zeit an der Verbreitung der sophistischen Theorien hatten, durch welche Frankreich und ein grofser Theil von Europa in die gegenwärtige fürchterliche Zerrüttung gekommen ist. Sie zuerst haben gelehrt, über stille Zufriedenheit und gesunden Mutterwitz hinaus in die luftigen Regionen unhaltbarer Systeme, deren eines das andere verscheucht, sich zu versteigen. Nicht so ihre alten Freyheitsstifter, noch die der Schweiz oder Holland, welche mit möglichst wenigem Lärm und aller thunlichen Schonung des Privateigenthums und der alten Einrichtungen nur die drückenden Mifsbräuche besserten, und, da sie gezwungen wurden, sich unabhängig zu machen, auf Gott, Cultur und Sitten ihre unschuldigen Verfassungen gründeten.

Leipzig, b. Böttcher: *Abbildungen verschiedener Landschaften und Städte des Alterthums.* Eine Beylage zu der Vorstellung der Schauplätze berühmter Begebenheiten. 1795. 38 S. 4, mit fünf Kupfern. *Zweyte Beylage*; 42 S. mit 4 K.

Da der Charakter dieses Werks aus dem, welchem es zur Beylage dient, schon bekannt ist, so mag die Anzeige der vorgestellten Städte und Länder hinreichen: Das Land um den Jordan; das um den Nil; das um die Tiber; die Städte Ephesus, und Antiochia in Syrien; Aeolien, Jonien, Dorien; Halikarnassus; Rhodus; Miletus. Die Abbildungen geben einen deutlichen, sehr anschaulichen, Begriff. Die Erklärungen sind hinreichend. Hin und wieder wäre letzteren etwas mehr Genauigkeit zu wünschen; wie B. I, S. 26 f. der Chronologie und Geschichte des Dianatempels. Γερουσια, B. 2, S. 13 war nicht für ein Verpflegungshaus alter Leute, sondern für die Versammlung des Rathes zu nehmen. Man kann dem Ausdruck und den nicht seltenen Widersprüchen einige Eile abmerken; so wie aus anderen Proben erhellet, dafs der Vf. sehr wohl etwas vollkommneres hätte liefern können.

Als neue Auflage ist erschienen:

Schleswig, b. Röhss: *Karl von Elendsheim* oder *Sinnlichkeit und Philosophie.* Von *H. v. Hedemann.* N. Auflage. 1 Th. 1796. 296 S. 2 Th. 235 S. 8. 1 Rthlr. 12 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Sondershausen*, b. Rühl: *Predigt* am zweyten Pfingsttage in der Stadtkirche gehalten, und *auf Ign. Befehl Sr. hochfürstl. Durchlaucht, des Prinzen Albrechts*, in Druck gegeben von *G. C. Cannabich*, Kirchenr. und Superintendent. 1796. 45 S. 8. Die ruhmwürdige besondere Veranlassung dieses Abdrucks einer Predigt *über die grofse Pflicht sich und andere in der Religion möglichst aufzuklären* macht eine Zeitschrift, welche sonst für die Anzeige einzelner Predigten nicht leicht Raum hat, auf die gegenwärtige vorzüglich aufmerksam. Die Behandlung dieser wichtigen, so vielfach miskannten, Materie ist durchaus so überzeugend und aufrichtige Begriffe gegründet, dafs sie einer solchen auszeichnenden fürstlichen Empfehlung zur Aufmerksamkeit unstreitig würdig war. Es wird sehr deutlich angegeben, was Aufklärung und besonders Religionsaufklärung sey, warum sie also für jeden gegen sich und andere Pflicht und über die gewöhnlichen Verläumdungen mancher Schreyer und Heuchler erhaben bleibe. Der Vf. spricht bey all seiner Behutsamkeit, als ein freymüthiger Mann, welcher selbst manche wunde Stellen zu berühren und das einzig wahre Mittel dafür beym Namen zu nennen keinen Anstand nimmt. Eine solche Aufrichtigkeit, die besonderste Pflicht des öffentlichen Religionslehrers, darf dann auch, wie hier die Erfahrung zeigt, hoffen, dafs sie Ueberzeugung bewirke und immer mehr den thätigen Beyfall erringe, von welchem so viel für das Beste des gemeinen Wesens, und den Wohlstand der Einzelnen zu erwarten ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. Julius 1796.

MATHEMATIK.

Leipzig, in der Müllerschen Buchh.: *Praktische Anweisung zur Berechnung und Verzeichnung der Sonnen- und Mondsfinsternisse*, vornehmlich in Rücksicht auf die des Jahrs 1797. Von *Christian Friedrich Rüdiger*, Professor und astronomischen Observator zu Leipzig etc. Mit 10 Kupfertafeln. 1796. 144 S. gr. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Die Schrift führt zugleich den Titel: *Der rechnenden Astronomie, erster Band.* Der Vf. scheint also in mehrern auf einander folgenden Bänden praktische Anleitung zum astronomischen Calcul überhaupt geben zu wollen. Im gegenwärtigen Bande, welcher aus akademischen Vorlesungen entstanden, glaubt Hr. R. Anfängern und Liebhabern der Astronomie einen Dienst zu leisten, wenn er ihnen die Lehre von Berechnung und Verzeichnung der Finsternisse umständlicher und praktischer, als in den meisten Lehrbüchern zu geschehen pflegt, vortrage. Den Anfang machen I. Vorläufige Rechnungen, die der eigentlichen Berechnung jeder Sonnen- oder Mondsfinsternis vorgehen müssen. Bestimmung der Zeit des mittlern Neu- und Vollmonds; Beyspiele für 1797. Beurtheilung der Möglichkeit einer Sonnen- oder Mondsfinsternis nach gewissen Grenzen der Mondsbreite im mittlern Neu- und Vollmonde. Wie die Zeit der wahren Conjunction oder Opposition zu finden; die Rechnung hiezu aus den Tafeln, woraus sich die Länge des Monds und der Sonne in der Ekliptik ergiebt, ist ganz vollständig dargestellt; selbst die einzelnen Argumente der Mondsrechnung sind, als unterrichtendes Muster für die Anfänger, mit Recht ganz ausgeschrieben; die Anwendung wird auf die Sonnenfinsternis vom 24sten Jun., und auf die Mondsfinsternis vom 3ten Dec. 1797 gemacht. Es sind hiebey, wie in der ganzen Schrift, blos die ältern Mayerschen Mondstafeln von 1770 nach der Berliner Sammlung astron. Tafeln 1776 gebraucht. (Warum nicht die neuere Ausgabe mit den Verbesserungen von *Mason*, wovon es auch in Deutschland an Abdrücken nicht fehlt? Vielleicht hätte Anfängern doch von den verschiedenen Ausgaben dieser Tafeln etwas gesagt werden können.) Noch andere wesentliche Stücke der Vorbereitungsrechnung für beiderley Finsternisse; Mondsbreite, Parallaxen, stündliche Bewegung. Insonderheit für Mondsfinsternisse verbesserter Halbmesser des Erdschattens, und wie daraus zu entscheiden, ob die Finsternis partial, total, ohne und mit Dauer, central seyn wird; für Sonnenfinsternisse, wie der Winkel der Ekliptik mit dem Meridian, der Halbmesser der Erde, des Mondhalbschattens und des wahren Schattens zu finden u. s. w.

II. Eine Projectionsmethode für Mondsfinsternisse. Der Vf. fängt mit dem Entwurfe an, um die nach demselben alsdenn zu führende Rechnung zu erleichtern. Die Projection wird in einer Kupfertafel erläutert; der Maasstab dazu wird von 4 zu 4 Secunden eingetheilt angenommen; wie durch einen solchen Entwurf Anfang und Ende der Verdunklung auf ¼ Minuten, und Gröfse auf Sechzigtheile von Zollen zu finden; wie eben dies nach dem Entwurfe zu berechnen. III. Projection einer Sonnenfinsternis für die Erde überhaupt; Beyspiele an der Sonnenfinsternis vom 24sten Jun. 1797; Berechnung ebenderselben für die Erde überhaupt; durch Rechnung den Ort der Erde zu bestimmen, wo zuerst beym Aufgang der Sonne die Finsternis anfängt, wo der Anfang der totalen Verdunklung beym Aufgange, deren Ende beym Untergange, das völlige Ende beym Untergange der Sonne und die totale Verdunklung zur Zeit des Mittels der Erdfinsternis eintritt. Auch diese Rechnungen sind mit einer besondern Ausführlichkeit, und mit Aufzählung der einzelnen Formeln vorgetragen. Orthographische Projection der vorigen Finsternisse für einen bestimmten Ort der Erde, hier für Leipzig; Verzeichnung und Eintheilung der Ellipse, welche Leipzig hiebey zu beschreiben scheint. IV. *Tob. Mayer's* Methode, die Sonnenfinsternis zu berechnen, aus dessen *Opp. ined.*, von Hn. R. in neun besondere Regeln verfafst, und auf die vorige Finsternis angewendet. Bey der 3ten Regel wird die Reduction der Polhöhe und die Verbesserung der Aequatorealparallaxe in einer Tafel vorgestellt, ohne jedoch, was nicht überflüssig war, zu erwähnen, auf welche Hypothese der Abplattung der Erde diese Tafel berechnet ist. Es ist, wie Rec. fand, die Abplattung zu $\frac{1}{305}$ nach *Euler* angenommen; gegenwärtig nimmt man sie bekanntlich weit geringer an. Anweisung, wie nach *Kästner* durch Interpolation die Tafel zu erweitern, in welche man den Unterschied der scheinbaren Längen und die scheinbare Mondsbreite einzutragen pflegt. V. Berechnung der Beobachtung einer Sonnenfinsternis nach *Tempelhoff* in den *Nouveaux Memoires de l'Acad. de Berlin, année* 1786. Die Formel giebt einen gedoppelten Werth; der wahre mufs also schon vorläufig, durch die ungefähr schon bekannte Zeit der wahren Conjunction, gegeben seyn. Hr. *Rüdiger* hat zur Erleichterung dieser Methode das Verhältnis jedes Local-Erdhalbmessers zum Halbmesser des Aequators voraus in einer Tafel berechnet, aber auch nicht angegeben, unter welcher Voraussetzung der Abplattung der Erde; hier liegt (ein anderes als oben) das Newtonsche Verhältnis der Erdaxen 229 : 230 zum Grunde. Eine Prager Beobachtung

der Sonnenfinsterniss vom 4ten Jun. 1788, von Hn. *Gerstner*, wird zur Erläuterung dieser Tempelhoffschen Methode berechnet; die Resultate stimmen mit den von Hn. *Gerstner* nach einer andern Methode gefundenen auf eine halbe Secunde überein. V. *Lamberts* Projections- und Berechnungsart der Mondsfinsternisse (aus dessen Beyträgen zur Mathematik), gezeigt an den Mondsfinsternissen am 18ten April 1791 den 26sten Febr. 1793, und am 14ten Febr. 1794. Die Verzeichnung wird mit der Berechnung verglichen; die Unterschiede sind, wenn jene mit einiger Sorgfalt gemacht worden, sehr gering. VI. Ein anderes Verfahren, Mondsfinsternisse zu verzeichnen und zu berechnen, durch die Finsternisse vom 26sten Febr. 1793 und 14ten Febr. 1794, die vorhin auf andere Art berechnet wurden, erläutert. Der Mond wird bey diesem Verfahren an Einer Stelle unbeweglich, und der Erdschatten in einer mit der Mondbahn parallelen Linie, nach entgegengesetzter Richtung von Morgen gegen Abend, dem Monde vorüber sich bewegend angenommen. VII. Allgemeine Regeln zur Berechnung der Mondsfinsternisse: sie sind auf jede Mondsfinsterniss ohne Rücksicht, ob sie total oder partial u. dgl. anwendbar, und geben Anleitung, das Mittel, Anfang und Ende, Immersion und Emersion, den kürzesten Abstand des Mondsmittelpunkts, und die Gröfse der Finsterniss zu finden; ein Beyspiel der Finsterniss vom 28sten Apr. 1790 macht diese Vorschriften deutlich, und angehängte allgemeine Formeln fassen sie kurz zusammen. VIII. *Tempelhoffs* allgemeine Berechnungsart der Mondsfinsternisse, in kurze Formeln zusammengezogen. IX. Durch Rechnung zu finden, in welchen Ländern der Erde eine Mondsfinsterniss sichtbar seyn wird; wie eben diese Länder, ohne künstliche Rechnung, durch einen Globus sich bestimmen lassen. — Die Zusammenstellung mehrerer Methoden, und ihre umständliche Anwendung auf zahlreiche Beyspiele, die man in dieser Schrift findet, kann Anfängern und Liebhabern der Astronomie Gelegenheit geben, sich eine gewisse Fertigkeit in dieser Art von Rechnungen zu erwerben; auch ist das nöthigste von der Theorie, samt den Beweisen der Formeln, nach welchen gerechnet wird, hin und wieder eingeschaltet. Nur hätte man wünschen können — wenn anders die Lehre von den Finsternissen mit diesem Bande völlig beschlossen ist — dass andere, auch für den Anfänger wichtige, Umstände, wie z. B. von dem öfters sehr beträchtlichen Einfluss, welchen verschiedene Abplattungshypothesen in den Calcul haben, von den Bedingungen und der Berechnungsart ringförmiger und totaler Sonnenfinsternisse für einen gegebenen Ort u. s. w. nicht ganz übergangen worden wären.

Leipzig, b. Schwickert: *Bailly's Geschichte der neuern Astronomie.* Erster Band; von Stiftung der alexandrinischen Schule bis zu ihrem Untergange. Mit 13 Kupfertafeln. 1796. XXIV S. Vorr. 357 S. gr. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Der edle *Bailly*, noch vor der Revolution, deren trauriges Opfer er ward, einer der ersten Gelehrten Frankreichs, hat nirgends so sehr seinen philosophischen Geist, seinen ungemeinen Scharfsinn, und seine anziehende Darstellungsgabe gezeigt, als in seiner Geschichte der Astronomie, in welcher nicht blofs der Astronom, sondern der Freund der Literatur und jeder gebildete Leser überhaupt, auch ohne gerade allen seinen einzelnen Hypothesen Beyfall zu geben, die lehrreichste Unterhaltung finden wird; zudem ist ja nicht nur die Geschichte dessen, was die Menschen *thaten*, sondern auch dessen, was sie *dachten*, Geschichte der Menschheit. Hr. *Bartels*, welcher sich in der Zueignung an Hn. Hofr. *Zimmermann* in Braunschweig als Uebers. nennt, verdient daher Dank, dass er, nachdem bereits Hr. Prof. *Wünsch* in den Jahren 1776 und 1777 Bailly's Geschichte der ältern Astronomie in zwey Bänden deutsch geliefert, die Fortsetzung dieses, wie es schien, ins Stecken gerathenen Werks übernommen hat. Dem gegenwärtigen ersten Bande zur Geschichte der neuern Astronomie sollen nach und nach noch fünf andere folgen, welche eben so viele Hauptperioden umfassen, und jene Geschichte bis auf unsere Zeiten herab fortführen, mithin eben das enthalten werden, was den Inhalt des 2. 3. und 4ten Bandes der neuesten Ausgabe von *B. Histoire de l'Astronomie*, Paris 1785 ausmacht. Nach einer Stelle im IIten Supplementbande zu Hn. *Bode's* astronomischen Jahrbüchern ist Hr. *La Lande* entschlossen, von 1782 an, wo Bailly aufgehört hat, die Gesch. der Astron. fortzusetzen, aber blofs in Form der Annalen, ohne rednerischen Schmuck. Der gegenwärtige von Hn. *Bartels* übersetzte erste Band handelt im I. Abschnitt von der Entstehung der alexandrinischen Schule und den Astronomen vor Hipparch. Die alexandrinische Schule, von Ptolemäus Philadelphus 300 Jahre vor Chr. Geb. gestiftet, erhielt sich beynahe zehn Jahrhunderte, bis der Einfall der Saracenen mit einer neuen Herrschaft zugleich das Reich der Barbarey und Unwissenheit nach Aegypten zurückführte. Sie wurde eigentlich durch Griechen berühmt; nur zwey geborne Aegypter, Manetho und Ptolemäus, dieser noch durch Griechen gebildet, machten sich in derselben einen Namen. Die berühmtesten Astronomen vor Hipparchus waren Timocharis, Aratus, Aristarchus (bestimmte zuerst das Verhältniss der Entfernungen des Monds und der Sonne, nahm die Erde als beweglich, und — damals eine grofse Idee — der Erde Entfernung von der Sonne als einen Punkt gegen die Entfernung der Fixsterne an), Eratosthenes, Archimedes, Apollonius von Perge, (Erfinder der Projectionsmethoden, und der an sich immer scharfsinnig ausgedachten Epicykeln) und andere. II. Abschn. Von den Instrumenten, welcher man sich in der alex. Schule bediente. Das einfachste Instrument, vermuthlich auch das erste, war ein Lineal, um nach einem Stern zu visiren, (die Alhidade); zu zwey Sternen brauchte man zwey Stäbe, und diese mussten, wenn die Sterne etwas weit von einander entfernt wären, sich aus ein ander und beynahe kreisförmig herumdrehen lassen. Vielleicht war dies, wie Bailly sinnreich vermuthet, der erste Anlass zur Erfindung der Kreislinie in der Geometrie; geometrische Kenntnisse, als Wissenschaft, wurden wahrscheinlich erst durch die Astronomie her-

bey-

beygeführt; andere Wissenschaften gründen sich auf Erfahrung, man hat sie der *Natur* abgelernt; die Geometrie (als Bedürfniss für mehrere Wissenschaften) ist im *Kopfe* des Menschen entstanden. Von Astrolabien mit Armillen, Eintheilung der Zeit durch sehr künstliche Wasseruhren, die nach Verschiedenheit der Tageslänge eingerichtet waren; andere gnomonische Hülfsmittel der Alten. III. Abschn. Von *Hipparchus* und seinen Nachfolgern bis auf Ptolemäus. *Hipparchus* war der erste, der die Astronomie planmäfsig bearbeitete, und ihren ganzen Umfang fafste; er besafs in hohem Grade jenen glücklichen Combinationsgeist, das Erbtheil der Griechen; mit philosophischem Blicke prüfte und bezweifelte er alles Alte. Er entdeckte zuerst die Zeitgleichung, die Präcession der Sterne, die Excentricität der Sonne, den Knotenumlauf und die Parallaxe des Monds, und ahndete in den Parallaxen das Mittel, die Entfernungen der Sterne zu berechnen: sein ist die erste Mondstheorie, die ersten Sonnentafeln, das Muster aller astronomischen Tafeln bis auf diesen Tag, welche schon einen gleichförmigen und einen ungleichförmigen Theil enthielten, der erste Sternkatalog; die Trigonometrie ging wie unter seinen Händen aus den vielen Rechnungen hervor, in die er verwickelt wurde. IV. Von Ausmessung der Erde durch die Alten, und ihren Längenmafsen. Bailly glaubt vier verschiedene Stadien der Alten aufgefunden zu haben, und vereinigt unter dieser Voraussetzung die verschiedenen Angaben für den Umfang der Erde nach Eratosthenes, Posidonius, Cleomedes, Ptolemäus und Aristoteles. V. Von *Ptolemäus* und seinen Nachfolgern, bis zum Ende der alexandrinischen Schule (oder bis aufs J. 642 nach Ch. Geb., wo der Chalife Omar die Bibliothek zu Alexandrien verbrannte). *Ptolemäus*, weniger Philosoph, als Hipparchus, aber von feurigerer Einbildungskraft, hat sich einen bleibenden Ruhm eben so sehr durch eigene Entdeckungen als durch Sammlung fremder Beobachtungen erworben; er wufste mit seinem Almagest die Astronomen vierzehn Jahrhunderte lang zu beschäftigen; ein das Ganze der Astronomie umfassender Kopf, nur etwas zu systematisch. Seine Nachfolger waren blofs — Commentatoren seiner Werke. — Die ausführlichen astronomischen und historischen Erläuterungen, welche die Beweise mancher im Texte vorgetragenen Sätze enthalten, hat der Uebersetzer, nicht ohne Bequemlichkeit für die Leser, den einzelnen Abschnitten unmittelbar beygefügt: vom Uebers. selbst kommen nur sehr sparsame Anmerkungen vor, die aber von reifer Sachkenntnifs zeugen; von Bailly's Lebensumständen etwas beyzufügen hat er unterlassen, weil Hn. *La Landes Lobrede auf Bailly* bereits deutsch übersetzt ist. — *Ungleichung*, und: *es ist mir wohler*, ist nicht sprachrichtig. S. 47. steht *philologische* statt *Philolaische* Hypothese. S. 136. *Winkels* statt *Werkes*, und S. 250. *Sanct Epiphanes* statt *Epiphanius*.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Gotha, Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Compendiöse Bibliothek* der gemeinnützigsten Kenntnisse für alle Stände. Vier und zwanzigste Abtheilung, *der schöne Geist*, erstes Heft. 1793. 96 S. 8. Zweytes, drittes und viertes Heft. 1795. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Salzburg, b. Duyle: *Einleitung zu den schönen Wissenschaften*, nebst Prüfungssätzen für die Schüler der ersten Rhetorik an dem akademischen Gymnasium zu Salzburg, von *Aemilian Miller*, Benedictiner und Lehrer der obigen Klasse. 1795. 88 S. 8. (4 gr.)

Sowohl aus den Theorieen der Dichtkunst und Beredsamkeit, als aus den Producten derselben wird in Nr. 1. eine Chrestomathie theils gemeinnütziger Regeln und Bemerkungen, theils ästhetisch und zugleich sittlich schöner Beyspiele geliefert, die nicht allein dem noch unbelesenen Jüngling als Stoff zum Nachdenken und zur Bildung des Geschmacks, sondern auch dem Lehrer, der wenig Bücher und wenig Zeit zum Aufsuchen hat, und dem *Eschenburgs* Beyspielsammlung zu theuer ist, als Hülfsmittel beym Unterrichte nützlich seyn kann. In den Abschnitten, die der Theorie gewidmet sind, findet man nicht Skelette ganzer Systeme, sondern kurze Aphorismen ausgezogen. Unter den Mustern und Beyspielen im praktischen Abschnitte stehen: 1) kurze gedrängte Erzählungen, die man aus Romanen gezogen, so, dafs bey aller Kürze doch der Gang der Geschichte, der Plan des Dichters, die Charaktere seiner Personen, und seine Manier zu erzählen kenntlich, und die Erzählung auch im Auszuge geniefsbar wird; jedesmal sind im Anhang auch noch einzelne Maximen und Bemerkungen unter gewissen Rubriken ausgezeichnet. 2) Auszüge aus Schauspielen, wo erst der Plan und die vornehmsten Charaktere des Stücks dargestellt, sodann auch wieder einzele vorzügliche Stellen ausgehoben, ingleichen auch Beyspiele des Dialogs gegeben werden. 3) Gedichte, Romanzen, Lieder, Oden. 4) Kleine prosaische Aufsätze. Die theoretischen Aphorismen, die die jetzigen vier Hefte enthalten, betreffen 1) die Theorie der Declamation, die etwas ausführlich ausgezogen worden, weil diese Kunst nicht blofs den eigentlichen Redner, sondern jeden interessirt, der auf Geistesbildung Anspruch machen will. 2) Theorie der schönen Künste überhaupt. 3) Theorie des Stils. Die theoretischen Schriftsteller, die hier benutzt, und die jedesmal, so wie die bey den andern Rubriken, namentlich angegeben worden, sind vornehmlich *Franke*, *Löbel*, *Kant*, *Snell*, *Dreves*, *Adelung* und *Eschenburg*. Um einen Beytrag zur Geschichte der verschiednen Meynungen über die Natur des Schönen zu geben, sind im zweyten Heft S. 18. die verschiednen Erklärungen ausgezeichnet, die zwanzig englische, französische und deutsche Schriftsteller von der Schönheit gegeben haben. — Die Skizzen von Erzählungen sind aus den *romantischen Gemälden der Vorwelt*, aus *Theodors glücklichem Morgen*, aus dem aus dem Englischen übersetzten Roman *Honorio Warren*, und aus der *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn* entlehnt. — Die Schauspiele, aus denen Plane und einzelne Stellen vorgelegt worden, sind: *Das heimliche Gericht*, von *Huber*, *Reue versöhnt* von *Iffland*,

die Mutter von *Gotter*, *Electra*, *Merope*, *Alzire*, und *Medea* von demſelben, und *Menſchenhaſs und Reue* von *Kotzebue*. — Die Gedichte ſind aus den *romantiſchen Gemälden der Vorwelt*, aus *Bürgers* Werken, und eines, nämlich *die Feyer des Jahres* 1790 von *Fiſcher*, aus der *deutſchen Monatsſchrift* genommen. — Acht proſaiſche Aufſätze, ſind alle aus *Franklins* kleinen Schriften gezogen.

Man hat zwar oft dagegen Zweifel erhoben, dafs die theoretiſche Aeſthetik auf *Schulen* mit Nutzen getrieben werden könne; der Vf. von Nr. 2. iſt aber dennoch der Meynung, dafs es nicht ſchaden könne, wenn die Schüler der obern Klaſſen, ehe ſie die Univerſität beziehen, ſich die vornehmſten Terminologieen und Rubriken dieſer Wiſſenſchaft hiſtoriſch bekannt machten. Er hat zu dem Ende bis S. 77. die nothwendigſten Elementarbegriffe davon geſammelt, und ſie deutlich und beſtimmt auszudrücken geſucht. Da es der Ort hier nicht war, eigne neue Unterſuchungen anzuſtellen, ſo begnügte ſich der Vf., aus den beſten Theoretikern, vornehmlich aus *Sulzer*, Auszüge zu machen, wobey er ſich zuweilen der eignen Worte ſeiner Vorgänger bedient hat. Die äuſserſte Kürze war, um ein wohlfeiles Lehrbuch zu liefern, ſein Endzweck; nur ein einzigesmal hat er ſich in der Betrachtung über den Nutzen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften etwas länger verweilt. Der Trockenheit ſolcher gedrängten Aphorismen durch Erläuterungen und Beyſpiele abzuhelfen, bleibt ganz dem Lehrer überlaſſen, der ſich dieſes Buchs bedienen will. Die drey Haupttheile des Lehrbuchs ſind folgende: der erſte unterſucht die Natur und den Zweck der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften; der andre betrachtet die Seelenkräfte, die vorzüglich dabey geſchäftig ſind, wobey der Vf. auch die Vorkenntniſſe aus der Pſychologie herübernimmt, die man bey äſthetiſchen Vorleſungen auf Univerſitäten, aber nicht auf Schulen vorausſetzen kann, der dritte endlich beſtimmt die vorzüglichſten Quellen der äſthetiſchen Kraft. Um der Ausbreitung des guten Geſchmacks willen mufs es dem Freund der ſchönen Wiſſenſchaften in der That erfreulich ſeyn, zu ſehen, dafs, nachdem Hr. *Gäng* zu Salzburg ſchon 1785 eine Aeſthetik für akademiſche Vorleſungen herausgegeben, nun durch den gegenwärtigen Grundrifs dieſes Studium auch auf dem Gymnaſium daſelbſt eingeführt worden. — Von S. 77. an ſind verſchiedne Theſes aus der Rhetorik, Poetik, griechiſchen Literatur, Geſchichte, Geographie und Rechenkunſt angehängt, über welche im vorigen Jahr in der obern Klaſſe des Salzburger Gymnaſiums examinirt worden iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Ohne Druckort: *Satiriſche Gedichte* vom Hn. Canonicus *Gleim*. 1794. 32 S. 8. (4 gr.) Wer dieſe Sammlung veranſtaltet habe, iſt nicht angegeben. Ohne Ausnahme enthalten die Gedichte ernſte und zuweilen ſehr nachdrückliche Wahrheiten; aber von eigentlicher Satire findet man ſelten eine Spur. Man mufs es bedauern, dafs unter allen Arten von Gleimiſchen Gedichten gerade dieſe Art, ſo viel Vortreffliches ſie von ihrer moraliſchen Seite auch enthält, und ſo viel Stärke auch der Dichter in einzelne Stellen zu legen gewufst hat, dennoch ſo viel Mifsfälliges im Ausdrucke hat, dafs dieſer einzige Umſtand ſchon hinreichend ſeyn wird, die gute Wirkung zu zerſtören, welche ſonſt die Wahrheit in dem Munde eines Dichters, der zugleich ein ſo rechtlicher Mann iſt, nothwendig haben müfste. Gab es denn keine edlern Bilder, als die in den beiden letzten Strophen an unſern Pater:

„Seelſorger! der mit kleiner Seele
Vor Sündern *kreucht*, wie eine *Laus!*
Ha! welch ein *Wanſt!* welch' eine Kehle!
Mit einem *Bullen* hält ſie's aus!

Soll ſie zu Gott im Himmel dringen?
Ach! hätte David das gedacht,
Dafs du, du *Schwein!* ihn würdeſt ſingen
Er hätte keinen Pſalm gemacht.

Aehnliche Ausdrücke, wie z. B. *Faulpelz*, *Riecher ſeines Aeſtes* u. dgl. finden ſich an mehrern Orten.

Eine beſondre Schwerfälligkeit und Undeutlichkeit findet man in den ſo unnatürlich gedehnten Perioden S. 8.:

„dafs den noch immer dieſes Gold vergöttert,
dafs du der Erd entwühlen mufst,

(Die Quelle faſt von allen groſsen Uebeln
Der neuen Welt und ihrer Sklaverey;)
Das iſt mein Gram! — "

Aehnliche Stellen S. 19. u. 20.:

Eine ungewöhnlich matte und in der Wortfügung vernachläſſigte Stelle hat ſich der Dichter im 7ten Liede erlaubt:

Du laufſt, du Lieber! hörſt nicht auf zu laufen!
Verlaufſt die goldne Lebenszeit,
Vom Kaufmann nicht zu kaufen,
Und bringſt dich um die Ewigkeit.

Die Redensart: „Mein gutes Herz ſchlägt hoch nach Tonnengoldes (Tonnen Goldes)" fällt in dem Munde des edeln Dichters auf. In ſeiner wahren Stärke zeigt ſich der Dichter am Schluſſe des Gedichts an Hans Nero: „*Du biſt! deswegen iſt kein Gott!*" nicht weniger in der unerwarteten Wendung des 16ten Gedichts:

Gieb ihm ein Landes-Vater-Herz
O Gott! und ſtraf ihn nicht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Julius 1796.

PHILOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Eratosthenis Catasterismi* cum Interpretatione latina et Commentario. Curavit *Jo. Conr. Schaubach*, Inspector Lycei Illustris Meiningensis. — Epistola C. G. *Heyne* cum Animadversionibus in Eratosthenem et cum tabulis aere incisis. 1795. XLVI u. 138 S. 8.

Die kleine Schrift, wovon hier der griechische Text nach Th. Gales Ausgabe, nebst desselben lateinischer Uebersetzung geliefert wird, bleibt für astronomische Mythologie immer interessant, namentlich auch, weil sie eine der hauptsächlichsten Quellen war, woraus die späteren astronomischen Mythologen schöpften. Nur Schade, dafs sie, wie mehrere Schriften dieser Art, von Abschreibern, Epitomatoren und Commentatoren so sehr entstellt worden, und dafs man an Handschriften so wohl als andern Hülfsmitteln zu ihrer völligen Wiederherstellung so arm ist. Nach Hn. *Heyne's* Vermuthung mag ein grofser Theil dieser Beschreibung der Sternbilder nicht von Eratosthenes selbst herrühren, der wohl nur Aratus Lehrgedicht mit kurzen Scholien versah, sondern blofs aus Excerpten von ihm, und aus fremden Einschiebseln bestehen. Und diese Vermuthung findet sich auch wirklich bey Lesung der Schrift überall sichtbar bestätigt. Was bisher von andern Philologen, besonders auch von Koppiers zur Verbesserung und Erläuterung des Textes geschehen ist, ist in den angehängten Noten von Hn. *S.* gut benutzt, der zugleich auch eigene, öfters sehr glückliche, kritische Verbesserungen, und mythologische und astronomische Bemerkungen beygebracht hat. Vorzüglich aber gewinnt die Kritik und Auslegung des Buchs ungemein durch die Heynischen Anmerkungen, die dem Leser gewöhnlich immer, wo er Dunkelheiten und Schwierigkeiten ahndet, zu Hülfe kommen. So wenig auch Rec. ein Freund eigenmächtiger Veränderungen in dem Text eines alten Autors ist, so gesteht er doch, dafs er gewünscht hätte, die meisten Heynischen Verbesserungsvorschläge — denn Conjecturen kann man so offenbare Berichtigungen nicht heifsen — und einen guten Theil der Schaubachischen sogleich in den Text aufgenommen, und dagegen die alte unrichtige Lesart an den Rand verwiesen zu sehen. Rec. setzt nur noch einige Bemerkungen hinzu, die sich ihm bey der Durchlesung dieser Schrift darbothen. K. 9. sollte es statt: ὁ δὲν τῃ δεξιᾳ πτερυγι τε τε ωμε και τε ακρε της πτερυγος wohl nur heifsen: ὁ δ' ἐν τ. δ. πτ. ἐπι τε ακρε της πτερυγος, denn aufserdem dafs die gewöhnliche Lesart nicht recht verständlich ist, kann doch die Vindemiatrix keinesweges zur Schulter gerechnet werden. K. 11. διὰ ετιμηθησαν εν τῳ καρκινῳ εἶναι ἐπι δυσμας. Sollten wohl die letzten Worte ἐπι δυσμας richtig seyn? Wie kann man denn sagen, dafs die Esel im Krebs gegen *Abend* stehen, da sie ja offenbar unter seine östlichsten Sterne gehören? K. 14. scheinen die Worte; ἐχει δὲ ὁ ταυρος αστερας ein unglückliches Einschiebsel zu seyn, das aus dem Vorhergehenden entstanden seyn mag, wo es hiefs: η πλειας αστερας ἐχουσα ἑπτα. Es müfste also sogleich gelesen werden: ὁ δὲ ταυρος ὑπεναντια ἑρπει. Ubrigens scheint des Herausg. Bestimmung, welche Sterne am Kopf des Stiers unter den im Text genannten verstanden werden müssen, nicht ganz richtig zu seyn. Denn, wenn α und ε wie Hr. Sch. meynt, noch zu den Hörnern gerechnet würden, so könnte es nicht heifsen: ων λαμπροτερος ὁ επι της αριστερας. Der schöne Stern α oder Aldebaran im Stier ist ja vielmehr auf der rechten Seite. Es werden also unter den 2 am Ursprung der Hörner wohl ι und τ zu verstehen seyn, wovon dieser, der linker Hand steht, auch heller ist. Dann wären οἱ ἐφ ἑκατερων των ὀφθαλμων die Sterne α und ε, und ὁ επι τε μυκτηρος der Stern γ. Endlich müfste statt ἐφ ἑκατερων των ωμων, was Hr. Sch. ganz weglassen will, gelesen werden: ὑφ' ἑκατερων ὀμματων, und dies wären die Sterne ϑ und δ. Ueberhaupt ist nun freylich für die Astronomie der Gewinn von dergleichen unbestimmten Angaben der Lage und Anzahl der Sterne, wie sie bey der ersten Entstehung der Wissenschaft seyn mufsten, eben nicht beträchtlich, und Rec. enthält sich daher auch mehrere andere Stellen, worinn er in Ansehung der vermuthlich von Eratosthenes gemeynten Sterne mit Hn. S. nicht übereinstimmt, hier anzuführen. Nur auf einen sonderbaren Verstofs mufs er noch aufmerksam machen. Hr. S. erinnert ein paarmal ganz richtig, Eratosthenes habe die Sternbilder so beschrieben, wie sie wirklich an der uns zugekehrten holen Himmelskugel erscheinen, also das Gesicht gegen uns gewandt, nicht aber, wie sie erscheinen würden, wenn man sich einen Standpunkt aufserhalb der Kugel dächte, oder wie man sie auf alten Globis manchmal abgebildet findet, wo sie uns den Rücken zuwenden. Bey jener von Eratosthenes gewählten Vorstellung, die auch überhaupt unter den Astronomen die gewöhnlichste ist, ist also das, was der Beobachter des Himmels auf *seiner* linken Seite sieht, in Ansehung *des Sternbilds selbst* rechter Hand, und umgekehrt, so wie bey zwey Menschen, die einander das Gesicht zukehren, die rechte Hand des einen der linken Hand des andern gegenüber ist. Nach dieser richtigen Vorstellung hat nun wirklich Hr. S. einigemal die Sterne, die rechter oder linker Hand eines Sternbilds stehen, richtig erklärt; sonderbar ge-

nug aber ist es ihm bey mehrern andern begegnet, Rechts und Links miteinander zu verwechseln, vielleicht, indem er manchmal die linke Seite des Beobachters für die linke Seite des Sternbilds nahm. So steht K. 16. bey der Beschreibung der Cassiopeja ein Stern επι τα δεξια αγκωνος. Dieser kann ja nicht, wie Hr. S. glaubt ϑ seyn, der vielmehr επι τα αριστερα αγκωνος oder επι της χειρος und zwar αριστερας und nicht, wie Hr. S. conjecturirt, δεξιας; steht; sondern jener Stern ε. τ. δ. α ist ο, wodurch sich denn, da er nur 6ter Grösse ist, auch das Hn. S. befremdende Wort αμαυρον erklärt. Eben so kann der Stern επι αριστερα μηρα nicht β seyn, der ja επι δεξια wäre. Vielleicht ists γ. Ueberhaupt aber begreift Rec. bey diesem Sternbild die S. Erklärung mehrerer Sterne nicht. Wie kann ὁ επι γονατος der Stern κ seyn, der am Gefäss steht? Offenbar ist es, wie bey Ptol. δ. Statt εκαστης γωνιας am Ende des Kapitels sollte man vielleicht nur lesen γωνιας, und so wäre dies κ, und so hätte man nicht nöthig, den an der Brust, oder wohl gar am Kopf stehenden Stern α zum Sitz zu rechnen. Auch K. 25. bey den Flügeln des Schwans ist wieder eine solche Verwechslung von Rechts und Links. Die Sterne ζ, ε, λ gehören zum linken Flügel. Man muss nämlich, wenn man ein Sternbild so gezeichnet vor sich hat, wie es am Himmel selbst erscheint, wie z. B. den Schwan in der XIten Bodischen Karte; um in der Beurtheilung nicht zu fehlen, das Sternbild so vor sich hin halten, dass der Kopf aufwärts gegen den Kopf des Anschauers gerichtet ist. Dieselbe Verwechslung findet man wieder K. 26. bey einigen Sternen des Wassermanns, z. B. επ' ακρας χειρος δεξιας und επ' αριστερα ιχια, wo es um so sonderbarer ist, da andere Sterne eben dieses Sternbilds z. B. ο επι δεξιας κνημης richtig erklärt sind, und die schlechterdings nothwendige kritische Verbesserung, statt ἡ δε εκχυσις τα υδατος εστιν εκ δεξιου statt des recipirten εξ αριστερων von Hn. S. selbst gemacht wird. Auch K. 28. beym Schützen ist ὁ επι τα δεξια αγκωνος aus ähnlicher Verwechslung für den Stern φ erklärt. K. 1^r. muss bey den Worten: εφ' εκατερα γονατος λαμπρον offenbar λαμπρον weggelassen, oder wohl eher, in Vergleich mit den meisten übrigen Sternen dieses Sternbilds αμαυρον dafür gelesen werden. Die Uebersetzung hätte doch auch an einigen Stellen verbessert werden sollen. So K. 2. δια τουτο εν ουρανοι τιμης αξιωϑηναι statt: *ob quod coelesti honore digna fuit*, besser: *digna reputata sit*. K. 6. επι τα μεγιστα αστρα, λεγω δη τα σκορπια. Hier ist die Uebersetzung: *prope maximam stellam, quae est in Scorpio* ganz unrichtig. Es ist nicht von dem grossen Stern α des Skorpions, sondern von dem ganzen schönen Sternbild die Rede. K. 10. ο δ'εχομενος kann nicht heissen: *Alter vero, qui sequitur*, sondern: *Alter ei conjunctus*, denn Castor geht ja vor Pollux voraus, und folgt ihm nicht nach. K. 12. ουτος εστι μεν των επιφανων αστερων, ist übersetzt: *Hic est nobilis et illustris inter stellas.* Besser: *Ad insignia hic sydera pertinet.* Ebendas.: τινες δε φασιν, ὁτι Ηρακλεης πρωτος αϑλος ην, εις το μνημονευϑηναι sollte wohl übersetzt seyn: *Alii vero dicunt propterea (inter astra relatum esse leonem) quod primum Herculis certamen adversus eum fuerit, ut rei memoria servaretur*, und nicht, wie es hier heisst: *Nonnulli dicunt, hoc primum Herculis certamen fuisse memoria dignum.* K. 18. προς το μη γινωσκεσϑαι ϑηλειαν ουσαν ist unrichtig übersetzt: *propter feminei sexus pudorem.* Richtiger: *ne feminei sexus esse appareat.* Auf den beygefügten Sternkarten sind die Sterne überhaupt etwas nachlässig, besonders auch der Grösse nach eingetragen, auch sollte bey der Zeichnung etwas mehr darauf Rücksicht genommen worden seyn, sie der Beschreibung des Eratosthenes anzupassen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in der Gräffischen Buchh.: *Joh. Gabr Oxenstierna* ('s), Reichsmarschall(s), Ritter(s) und Commandeur(s) der Königl. Orden, *Lobrede auf Gustav III*, gehalten in der schwedischen Akademie d. 5. May 1795. Aus dem Schwedischen übersetzt von Dr. *C. G. Gröning*, mit einem saubern Bildniss des Königs und einer Vignette. 1795. 246 S. 8. (1 Rthlr.)

— — — *Einige der vorzüglichsten Vorlesungen*, welche in der königl. schwed. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm gehalten worden und einzeln erschienen sind. Aus dem Schwedischen übersetzt und herausgegeben, von D. *O. G. Gröning*. Zweyter Band. 1795. 8. (1 Rthlr.)

Diese Vorlesungen sind fast alle in diesen Blättern schon im schwedischen Original angezeigt worden. Die Oxenstiernsche Lobrede zu übersetzen war kein leichtes Unternehmen, da die darinn herrschende panegyrische Schreibart so stark, kunstvoll, witzig und oft selbst im Schwedischen vielleicht oft mit Fleiss etwas dunkel war, und es allerdings schwer seyn musste, alles mit Gewandtheit und ungezwungen in jede andere Sprache zu übersetzen. Man muss daher auch billig den Uebersetzer entschuldigen, wenn man in der Uebersetzung bisweilen etwas steifes und nicht so ganz natürliches bemerken sollte. Bey der Stelle S. 157. des Originals, wo die Rede vom Könige, gleich nach dem Reichstage zu Gefle ist, sind nicht nur die Worte: *Under denna föresats, denna målning af sitt tilkommande öde, lämnade han med ömhet den stad, där han fört en så fridsam Riksdags öfverläggningar* — in der Uebersetzung ganz ausgelassen; sondern es ist auch die darauf folgende Periode: *En ovanlig tankfullhet intog där de sista dagarna af hans vistande* — so übersetzt: „eine ungewöhnliche *Dankbarkeit* nahm dort die letzten Tage seines Aufenthalts ein.“ Dem richtigen Verstande nach muss es doch vielmehr heissen: „Mit diesem Vorsatz, dieser Vorstellung von seinem zukünftigen Schicksal, verliess er mit gerührtem Gemüth eine Stadt, wo er einen so ruhigen Reichstag gehalten hatte. In den letzten Tagen seines Aufenthalts daselbst war er oft ungewöhnlich in Gedanken vertieft.“ — *Tankfullhet* und *Tacksamhet* sind hier wohl mit einander verwechselt worden. Kurz vorher wurde Rec. auch: *Sinnen som tiden hunnit upbyssa*, statt *Sinnen*, die die Zeit aufgeklärt haben würde,

de, lieber durch: *Gemüther* u. s. w. übersetzt haben p. dgl. m. Rec. führt dies nur als eine kleine Probe der Aufmerksamkeit an, womit er diese sonst schöne Schrift gelesen hat.

Leichter war es, die andern in der Akademie vorgelesenen Reden oder Abhandlungen zu übersetzen und Hr. D. Gröning hat darinn viele und gute Bekanntschaft mit der schwedischen Sprache gezeigt. Die Reden sind: 1) von Rosensteins Lobrede auf den Reichsr. Graf. v. Stoonenström. 2) Schönbergs Rede auf den Reichsr. Gr. v. Scheffer. 3) Modeer, von einigen Dingen in den drey Naturreichen, die sowohl dem äussern Ansehen als auch mehrentheils dem Gebrauch nach, eine bewundernswürdige Aehnlichkeit mit einander haben. 4) Nordenanker von den Ströhmungen in der Ostsee. 5) Trievald von dem Grundstoffe und den Ursachen des Wachsthums und der Reife der Metalle und Naturalien in der Erde. 6) Tilas Geschichte des Mineralreichs. 7) Melanderhjelm von der Nothwendigkeit beständiger Fortsetzung astronomischer Beobachtungen. 8) Thunberg über die Japanische Nation. Der wichtige Inhalt dieser Reden macht es dem Uebersetzer zum Verdienst, sie auch dem deutschen Publicum bekannt gemacht zu haben.

Linköping, b. Björn: *Linköpings Bibliotheks Handlingar. Andra Delen.* (*Handschriften der Bibliothek* zu Linköping. Zweyter Theil.) 1795. 416 S. gr. 8.

Hr. D. und Bischof Lindblom fährt fort, hier die verborgenen Schätze der Bibliothek des Linköpingschen Gymnasiums ans Licht zu ziehen. Seine rühmliche Begierde, den historischen Vorrath zu vermehren, und selbst kleine dazu beytragende Sammlungen, die bisher vergraben gelegen, bekannt und anwendbar zu machen, hat ihn auch bey wenigem Absatz damit fortzufahren, aufgemuntert, und ihm in dem Wunsch der Kenner, dieses Werk vollendet zu sehen, eine Art Ersatz finden lassen. Man liefet hier 1) die Fortsetzung von dem Inhalt der dort befindlichen Handschriften, von dem nun verstorbenen Hn. *Kylander*. Hier die in 4 (die in fol. waren in dem ersten Theil angezeigt) in allen 83 Bände, davon mehrere einige hundert Urkunden, Briefe u. s. w. enthalten, welche die Kirchenstreitigkeiten wegen der Liturgie, wegen des Weins im Abendmahl mit Bischof Ofeeg, des D. Forssius, der die Astrologie vertheidigte, mit Bischof Rudbeck, der sich gegen das unter K. Gustav Adolph zu errichtende Generalconsistorium und andere Anordnungen eifrig setzte, betreffen, welche die schwed. Geschichte von Gustav I bis K. Christina erläutern, die Reichstagsverhandlungen von 1622 u. dgl. m. Auch findet man darunter die Kirchenordnung von 1575, welche König Johanns III Secretär Fecht aufgesetzt hatte, und die auch anfangs von den Bischöfen einhellig unterschrieben ward. In einem Bande findet sich auch: *Laur. Nicol. Norvagi Dispensatio facta* d. 6. Febr. 1578. Joh. Henrici, König Johanns Secretär, hatte den Mag. Kempe mit Vorwissen der Frau des letztern ermordet, und hernach mit letzterer einige Kinder gezeugt; dessen ungeachtet gab die sogenannte Kloster-Lasse ihnen hernach Erlaubniss sich einander zu heirathen. Merkwürdig ist auch die eigenhändige lateinische Reisebeschreibung des gelehrten Bischof Erich *Benzelius* † 1663. S. 151. ist eine deutsche Handschrift der Psalmen angeführt, und ins 15. Sec. gesetzt. Sie geht nur bis auf den 120 Psalm. Auf der ersten Seite steht oben mit rothen Buchstaben geschrieben. *Dit is der selter mit dytschen Vorden geschreven*, und unten auf derselben Seite: *Liber domus Ste Barbae in Coloia ord. Carthus.* (*Liber domus sanctae Barbarae in Colonia ordinis Carthusiani.*) Wenn von den vorkommenden Handschriften, Urkunden und Briefen etwas gedruckt ist; so ist solches und der Ort, wo es zu finden, allemal bemerkt worden. 2) Fortsetzung der Briefe des Bischofs, *Hans Brask*, nebst vielen Briefen des neuerwählten Königs Gustavs an denselben. 3) Auszug aus des königl. Secretärs *Sven Elofsons* merkwürdigen historischen Nachrichten vom Jahr 1556 bis 1579. Es scheint ein Tagebuch des Vf. über alles, was damals unter K. Johann III in der Kanzley ausgefertigt worden und daselbst eingegangen ist zu seyn. Der Vf. war unter Gustav I und seinen Söhnen in der königl. Kanzley angestellt, und war als ein zuverläßiger pünktlicher Mann bekannt. Von dem damaligen *stylus curiae* zeugt unter andern, dass K. Johann in einem Schreiben von 1572 den Brief des Grossfürsten in Russland einen lügenhaften Brief, und ihn selbst einen hochfärtigen unvernünftigen Büffel und Tyrannen nennt, und von seiner Politik, dass er in einem Briefe Hermann Flemming anbefiehlt, den russischen Knesen und Bojaren, wenn sie sich ihm unterwerfen wollten, grosse Versprechungen von Lehn und Land zu thun; man könne ihnen hernach doch dies Versprechen nach Bequemlichkeit und Umständen halten oder nicht, u. dgl. m. 4) *Nic. Chesnecopheri* Briefe an den Reichskanzler *Axel Oxenstjerna*, 1515. Man sieht daraus, dass König Gustavs Liebeshandel mit *Ebba Brahe* kein blosser Roman ist, indem *Chesnecopherus* in diesen Briefen von seinen vergeblichen Bemühungen Nachricht giebt, die verwittwete Königin zu einer Einwilligung zu dieser Heirath zu bewegen, die sich aber nie darüber herauslassen wollte, sondern die Sache in die Länge zu ziehen suchte. 5) *Paquinus in Liturgiam Upsaliae inventus anno 1588 cum totus Clerus ex dioecesi Upsaliensi et Arosiensi esset eo convocatus per Regias Litteras 1. Sept. et D. Erico adscriptus hoc modo:*

L	*Libertatis*
I	*Inimica*
T	*Turbatrix*
U	*Urbium*
R	*Romanae*
G	*Gloriae*
I	*Inferni*
A	*Aditus.*

6) Abschrift eines Ablassbriefes Pabst *Innocentii VIII*, für *Häradshammars* Kirche in *Linköpings* Stift, dat. Rom den 20. April 1788. 7) Brief aus *Upsala* an *Bened. Erichsfons* wegen einer in Upsala 1779 von Mag. A. A. Angermannus gegen den Kloster Lasse gehaltenen Predigt. Dieser sogenannte *Kloster Lasse* hiess sonst *Laurentius*

ventius Norwegus, war in Norwegen geboren, und ward aus dem Jesuiterkloster zu Löwen, wo er studierte, von K. Johann nach Schweden berufen, und zum Doctor und Pastor an der Domkirche in Stockholm verordnet. Der König bediente sich seiner besonders zur Einführung der bekannten Liturgie. Daher nennt ihn der dagegen eifernde Meister Angermannus in dieser Predigt, einen Gottesverräther und Seelenmörder, gegen den selbst ein Landesverräther noch ein ehrlicher Kerl sey u. s. w. 8) Des Bischofs in *Westeräs*, Doctor *Johann Rudbecks* Leben, verfasst von Bischof *Herveghr* in *Carlstad*. *Rudbeck* stammte aus Holstein. Seine Verdienste um Kirche und Staat, das Schul- und Erziehungswesen u. s. w. sind ausführlich entwickelt. Zuletzt ist auch seiner Streitigkeiten, die er mit einigen, die den Judaismus predigten, ingleichen mit einem Enthusiasten, den sogenannten Bauernpropheten, und den Syncretisten hatte, gedacht. 9) Auszüge aus den *Anecdotis Benzelianis*. Sie enthalten eine Menge politischer und literarischer Anekdoten. S. 366. findet sich eine den Tod K. Karl Gustavs betreffend. Dessen Leibmedicus Costerus gab eine *Relatio medica de morbo et obitu Car. Gust.* in 4. heraus. Man wollte daraus, das der Leiche nach dem Tode alle Haare ausfielen, und am Leibe Flecken hervortraten, schliessen, der K. sey mit Gift vergeben. Hr. Prof. Acrel in Upsala hat im J. 1786 auf Befehl König Gustav III darüber einen Bericht abgegeben, worinn er zeigt, dass die angeführten Symptomen das nicht beweisen, was sie beweisen sollen. *Coster* ward hernach unter dem Namen *Rosenburg* geadelt, verliess aber bald darauf Schweden. S. 383. wird angeführt, K. *Karl XII* habe 1718 mit vieler Devotion das Abendmahl genommen, welches seit 1716, kurz vorher ehe er in Norwegen einbrach, nicht geschehen sey. 10) Des Priors *Wybieralsky* Brief an den päbstl. Generalaud. *Christ. Zorawsky* über ein dem Bischof *Brask* im Kloster *Landa* in Polen errichtetes Monument. 11) Instruction für den Bibliothekar der Linköpingschen Bibliothek. 12) Instruction für den Lector der Naturhistorie und Medicin beym Linkopingschen Gymnasium. 13) Lectionscatalogus daselbst. 14) Des Bischof *Lindbloms* Anordnung wegen eines für das Lehrwesen daselbst vermachten Kapitals. 15. 16) Verzeichniss der dem Linkopingschen Gymnasio und der dortigen Stiftsbibliothek, geschenkter Manuscripte, Bücher, Münzen u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Berlin*, in der Realschulbuchh.: *Versuch einer Instruction für die Seminaristen und Präparanden des hiesigen königlichen Churmärkischen Landschullehrer- und Küster-Seminariums.* Ein Einladungsprogramm zum Examen im Seminarium, von *Friedrich Herzberg*, Inspector des Seminariums und zweyten evangel. lutherischen Prediger der Dreyfaltigkeitskirche. 1794. 1½ Bog. gr. 8. (Pr. 2 gr.) — Dies Schriftchen empfiehlt sich durch die im Ganzen an den hier bekannt gemachten Maasregeln zu rühmende Zweckmässigkeit, wie nicht minder durch den darinn herrschenden bescheidenen Ton und durch die menschenfreundlichen Gesinnungen, welche der Vf. gegen seine Zöglinge an den Tag legt. In der That ist es viel, beynahe zu viel Arbeit, welche nach dem hier angegebenen Lectionsplane auf ihm, als einem bereits im Predigtamte stehenden Manne liegt: da er mehrere Tage in der Woche über zu 3 Stunden hinter einander mit dem Unterrichte und noch überdem durchaus mit der Aufsicht über die ganze Anstalt beschäfftigt ist. So viel sich ohne genauere Kenntniss der besondern Nebenumstände und Hindernisse urtheilen lässt, scheint es ein Mangel dieser Anstalt zu seyn, dass sie bey einer Anzahl von 50 Theilnehmern nicht in mehrere Classen abgetheilt ist. Da man wünscht, dass die Präparanden eine etwas längere Zeit im Seminarium aushalten sollen: so würde man ihre Aufmerksamkeit besser fesseln und sich ihnen nutzbarer machen, wenn man sie nach verschiednen Abstufungen vom Leichtern zum Schwerern führte. Das wird man aber, wenn Alle ohne Einschränkung an dem nämlichen Unterrichte Antheil nehmen, nicht können, weil da beständig Neue eintreten, mit denen von vorn angefangen werden muss, was denn nothwendig den Geübtern, die mehrere Cursus mitmachen, langweilig werden wird. Durch die Erfüllung des von Rec. angegebnen Desiderats würde auch die Uebung im eignen Katechisiren sehr vervielfältigt und für die weiter Fortgerückten zweckmässig gesteigert werden können; da dessen gegenwärtig zu wenig geschieht, aber auch in der That theils der grossen Anzahl wegen, theils um nicht dem übrigen nothwendigen Unterrichte Eintrag zu thun, und nicht durch voreilige Uebung ohne gehörige Grundlage Stümper hervor zu bringen, bey der hier angegebnen Einrichtung, nicht füglich mehr geschehen kann. Unter den beyzubringenden Kenntnissen vermisst Rec. einigen praktischen Unterricht in der Oekonomie und Gärtnerey und in der Technologie. Auch wäre die Frage, ob einiger tiefer eingehende Unterricht in der Moral — etwa nach Anleitung der moralischen Wissenschaften — ingleichen über die vornehmsten Landesgesetze in solch einer Anstalt nicht an seiner Stelle wäre. Das Nothwendigste über die empirische Seelenlehre wird unstreitig in den Lectionen über die Methode beygebracht werden. Traurig ist es, dass auch in den preussischen Staaten die Schullehrerstellen so schlecht (die meisten nur von 20 — 80 Rthlr. Einnahme) sind, dass im Allgemeinen gründliche Geschicklichkeit im Schneiderhandwerke als ein Erforderniss der Präparanden angegeben wird. Immer schien Rec. in diesem Falle das Tischler- oder Drechslerhandwerk, vornehmlich der dabey statt findenden Bewegung halber, der Lebensart der Schullehrer noch angemessener.

Philologie, *Magdeburg*, b. Creutz: *Kurze Anweisung zum französischen Lesen, Declliniren und Conjugiren für die ersten Anfänger.* 1795. 32 S. 8. — Auf diesen zwey Bogen findet der erste Anfänger das Unentbehrlichste zum bessern Verständniss einer grössern Sprachlehre. Sie können ihm und dem Lehrer zum Leitfaden dienen, und, wenn eine gesunde Erklärung des letztern hinzukommt, nützlicher werden, als ein weitläuftiges und daher oft abschreckendes Sprachgebäude. Nur wünschte Rec., dass in der Tabelle zur Aussprache die Endsylben *ble*, *ple*, *cre*, *dre*, *fre*, *gre* u. s. w. nicht durch *bell*, *pell*, *kerr*, *derr* u. s. w. angedeutet wären, da der Franzose sie nicht so ausspricht, sondern vielmehr wie sie den Buchstaben nach da stehen, nämlich *bl*, *pl*, *gkr* u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. Julius 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTONA, b. der Verlagsgesellschaft: *Allgemeinfassliche philosophisch christliche Sittenlehre* in Unterredungen vorgetragen von *Ad. Fr. Ernst Jacobi*, Herzogl. Sächs. Goth. Superintendenten in der Oberherrschaft Crannichfeld. 1796. 422 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Schrift wird auf einem beygefügten Titel auch als der zweyte Theil von des Vf. *Religion der Bibel* vorgestellt, und soll mit derselben ein Ganzes ausmachen. Hr. J. wollte darinn (laut der Vorr.) die christliche Moral so viel wie möglich mit der neuen kritischen Philosophie verbinden, benutzte dabey die theologische Moral des Hn. D. *Joh. Wilh. Schmid* in Jena, versuchte es aber auch seinen eigenen Weg nach eigner Ueberzeugung zu gehen, welches ihm freylich jeder Selbstdenker unter der Bedingung erlauben wird, dass dieser selbsteigene Weg wirklich durch Spuren des geübten Selbstdenkens bezeichnet sey, und zu einem würdigen Ziele vernunftmässig hinführe. Für allgemeine Faslichkeit glaubte er durch die Form einer Unterredung, durch leichte, schickliche Wendungen, durch zu rechter Zeit angebrachte Wiederholungen und durch die Wahl angemessener, weder zu hoher noch zu niedriger Worte hinlänglich zu sorgen. So glaubte er ein brauchbares Handbuch zur Hausandacht und eine nützliche Vorarbeit zu kirchlichen Catechisationen für Prediger zu liefern. — Prüfen wir nach diesen Angaben der Vorr. das Buch selbst, so finden wir dasselbe zwar keinesweges gänzlich unbrauchbar für seinen Zweck; denn ohne Zweifel kann mancher Prediger, Schullehrer und Laie manche nützliche Wahrheit daraus lernen; allein es hat sowohl in Absicht auf Gedanken als in Rücksicht auf ihre Darstellung so wesentliche Fehler und Mängel, dass dadurch ein grosser Theil seiner Brauchbarkeit verlohren geht. — Es sollte angeblicher massen die kritische Philosophie benutzt werden; doch wollte der Vf. die Sache nicht übertreiben. Wir fürchten, dass Kenner dieser Philosophie finden werden, Hr. J. habe die kritische Philosophie nicht allein *modice* benutzt, sondern auch *vix mediocriter* studiert. Wie könnte er sonst (S. 26) den Grundsatz der Sittenlehre so moderiren: *Rede und handle so, dass du glauben kannst, jedes vernünftige Wesen werde angetrieben werden, auch so zu reden und zu handeln?* Wäre dies der reine sittl. Grundsatz, so könnten wir uns ihm gemäss nimmermehr zu irgend einer bestimmten Handlung mit Grunde entschliessen, weil die Antriebe zum Handeln bey allen vernünftigen Wesen, welche wir kennen, unendlich verschieden sind. Uebrigens sieht man auch in der Ausführung und Bestimmung der Pflichten kaum eine Spur von Anwendung des reinen Grundsatzes und Hr. J. hätte besser gethan, sich an die eigenthümlichen Vorstellungsarten der christlichen Sittenlehre allein zu halten, als so im Vorbeygehen eines philosophischen Princips zu erwähnen, ohne doch den Sinn desselben genau und faslich entwickeln, und ohne in allen einzelnen Behauptungen dem Geiste der kritischen Philosophie getreu bleiben zu können. — Verdient dieser Grundsatz und die darauf gegründete Sittenlehre wirklich den Beyfall, welchen der Vf. ihm ertheilt; so passen alle die gewöhnlichen Tiraden über die Vorzüge der christlichen vor der philosophischen Sittenlehre sehr übel zu diesem Lobe. Denn eben dieselbe Vernunft, welche dieses Lob zutheilt, müsste sich ja zugleich selbst die Vollkraft zu Ertheilung desselben absprechen. Ist *sie* es aber, welche der christlichen Moral ihren Werth beymisst, so thut sie dies offenbar nach Principien, wodurch sie an und für sich eben das als wahr und nothwendig aufstellt, was sie jener Lehre zum Verdienst anrechnet: „Die christliche „Moral führt zur Religion, und diese ist von dem „grösten Einflusse auf die menschliche Tugend; folg„lich ist die christliche Moral vorzüglicher als die phi„losophische" — sagt der Vf. S. 7. ff., und verräth eben dadurch eine gänzliche Unkunde der philosophischen Sittenlehre, indem er ihren unzertrennlichen Zusammenhang mit der Religion übersieht, und sich vorspiegelt, dass nur das Christenthum eine solche Verbindung hervorbringe. Die Popularität ist eben so wenig der christlichen Moral eigenthümlich, indem die philosophische für eine populare Bearbeitung nicht minder empfänglich ist. — Hr. J. mag es mit der christlichen Lehre bey solchen Erhebungen sehr gut meynen; allein er schadet dadurch dem Glauben an ihre gute Sache nicht wenig, wenn er diese auf Kosten der — allen Werth bestimmenden — praktischen Vernunft erhebt. Wenigstens wird man bey solchen Aeusserungen noch zweifelhafter werden, ob Hr. J. der Philosophie in dem Grade mächtig sey, als er es seyn müsste, um sie für Layen faslich zu machen und mit dem Christenthume zu verbinden. Dazu fühlt sich zwar meistens jeder Anfänger und Halbkenner geschickt; allein eben darum misrathen auch gewöhnlich solche Versuche, woran sich nur die Geübtesten und Sachkundigsten wagen sollten. Der Dialog verräth so wenig dialogische Kunst, dass man die Person des Lehrers und Zuhörers ohne Umstände gegen einander umtauschen könnte; an Sokratische Entwickelung ist gar nicht zu denken; wenn nur die gemeinsten kate-

chetischen Regeln nicht verletzt wären. Er dient blos, das Buch weitläuftiger zu machen und manche unnütze Wiederholung herbey zu führen. Uebrigens ist der Vortrag und die Manier des Vf. nicht übel, und Hr. J. konnte immer ein ganz nützliches moralisches Buch schreiben, wenn er nur nicht kritischer Philosoph hätte seyn und in dialogischer Form schreiben wollen. Die Pflichten eines Christen hat er ziemlich deutlich und vollständig in der herkömmlichen Ordnung unsrer Lehrbücher beschrieben.

BERLIN, b. Felisch: *Kurze Anleitung zu einem gründlichen Studium der Theologie, auf Universitäten.* Von G. F. B. R. 1796. 214 S. 8.

Nicht allzulang ist diese Anleitung. Aber was sie gründliches enthält, wäre auf viel wenigern Seiten zu sagen, und müsste alsdann durchaus geordneter und bestimmter gesagt werden. Der Vf. will für die *allgemein nothwendigen* Kenntnisse der Theologie studierenden Anweisung geben. Sehr gut, wenn er diesen Gesichtspunkt fest gefasst und durchaus sich darinn erhalten hätte. Aber wozu dann sogleich darauf 3 Seiten voll Excerpte, über die Frage: wen die *Griechen* und *Lateiner* einen Theologen genannt haben? — Welcher Zweck und welche Bestimmung des nöthigen Umfangs von Kenntnissen, als der Mittel zum Zweck, liegt in dem Begriff eines christlichen Theologen überhaupt? Diess musste des Vf. erste Frage seyn. Ihre Beantwortung musste seiner ganzen Anleitung Plan und Richtung geben. Ihm ist „wer das *Wesen* und die Eigenschaften Gottes *untersucht*, so wie sich uns dieser selbst geoffenbart hat" ein Theologe im christlichen Sinn! Nach einer so völlig untauglichen Beschreibung dessen, was der Theologe seyn und leisten soll, ist es wahrhaftig ein Wunder, dass die ganze Anleitung dazu nicht noch weit untauglicher gerathen ist. Macht denn nur das *Untersuchen* und dann nur das Untersuchen der Eigenschaften Gottes — den Theologen? Und wie lange sollen die angehenden Theologen noch auf das transcendente Ziel hingewiesen werden, dass sie Gottes Wesen zu *untersuchen* hätten?

S. 10—24. folgen über das N. Test., den Namen, die Entstehung, den Inhalt, die Sprache betreffend, Bemerkungen, die grossentheils ganz richtig sind; nur hieher gehörte das meiste gar nicht; eben so wenig als am Ende S. 159—190. eine Compilation, welche von den meisten griechischen und lateinischen Autoren, von Orpheus *anfangend*, einige brauchbare Ausgaben und Uebersetzungen nennt. Soll denn das ganze Gemisch der hier angeführten Autoren unter die *allgemeinen* Kenntnisse des Theologen gehören? Selbst wenn er sich zum Lehrer alter Sprachen für Kinder bilden will, bedarf er kaum den sechsten Theil der genannten zu kennen; in dieser Auswahl aber soll er sie dann auch nicht blos namentlich kennen, er soll sie gelesen, seinen Geschmack und seinen Verstandsgebrauch dadurch verfeinert, gründliche und den Quellen gemässe Kenntnisse der alten Welt daraus geschöpft haben.

Für die *allgemeinen* Kenntnisse des Theologen wäre S. 283 eher die Niemeyersche Predigerbibliothek, als Nösselts — mehr schon für Gelehrte passende, und nur nach erläuternden Vorlesungen allgemein verständliche — theolog. Bücherkenntniss anzuführen gewesen.

S. 32. giebt den allgemeinen Rath, Vorlesungen nur über solche Theile der theolog. Wissenschaft zu hören, die er nicht (eben) „so gründlich und leicht für sich studieren kann. Die Unbestimmtheit in dieser Darstellung einer Grundregel, welche allerdings auch ihre wahre Seite hat, kann nur noch durch die Anwendung übertroffen werden, welche der Vf. davon macht. Einleitung ins Alte Test. nicht allein, sondern auch *Theolog. Dogmatik und Moral* zu hören, erklärt er nach ihr für überflüssig, lässt aber dagegen" S. 141. seinen Theologen 6. *historische* Collegien hören, von denen unstreitig weit mehrere gute und allgemein verständliche Schriften zum Nachlesen vorhanden wären, wenn dies allein den öffentlichen Vortrag entbehrlich machen könnte. Mathematik auch nach ihren höheren Theilen rechnet er unter die *allgemeinen* Kenntnisse für seinen Theologen; er schreibt sie ihm in 4 Collegien, neben der Naturgeschichte und Naturlehre vor; dagegen hofft er S. 136. dass der Professor der Beredsamkeit es nicht übel nehmen werde, wenn er philolog. Vorlesungen wegen Kürze der Zeit nicht besuche, wie wenn dem Theologen *überhaupt* nicht Uebungen in der Interpretationskunst, auch ausser dem Bibeltexte, nothwendiger wären, als Algebra etc. Auch wissen wir nicht, in welchem glücklichen Theile von Deutschland der Vf. leben muss, dass er S. 137. überzeugt ist, die *meisten* der Theologie gewidmeten kommen von ihren Gymnasien so auf die Akademie, dass ihnen *ein fundamentale linguae hebr. und andere dergleichen saubere Sächelchen* in den Lectionsverzeichnissen anzubieten, lächerlich sey. Auch die Homiletik, Katechetik wird S. 157. blos dem Selbststudium überlassen. Die Schriften der Bibel führen schon selbst *auf eine Methode*, nämlich auf die Regel: *brevis via per exempla!!* Nicht genug also, dass der junge Theologe das *Wesen* Gottes aus der Bibel *untersucht*, er lernt aus ihr auch — *Methode* des Vortrags. Wo sollen wir den Vf. hinweisen, damit er selbst, ehe er Methodologien schreibt, Methode lerne; etwa zur Mathematik? denn diese, wie er sich sein ausdrückt, *räumt den Kopf auf.* Und dies ist auch schon dazu gut, dass man sich, wo man Bekanntschaft mit der Localität der Bibel empfehlen will (S. 36.) nicht auf den Unterschied des Homerischen und Virgilischen Zephyrs berufe, und andern (wie S. 33.) vorsage, dass zum Selbststudieren eines Pensum weniger Zeit nöthig sey, als zum Benutzen zweckmässiger Vorlesungen, und was dergl. ungeordnete Behauptungen mehr sind. Auch in der Bücherkenntniss thut der Vf., so redselig er dabey ist, unverzeihliche Misgriffe. Niebuhrs Reisebeschreibung soll *recht eigentlich für Palästina* und Arabien seyn S. 37. und doch berührte N. von Palästina blos die Gränze der einen Seite, den Libanon. — Die Knappische Psalmenübersetzung hat viel anderes wahrhaftig empfehlenswerthes. Aber der Vf. weiss von ihr S. 61., dass sie ohne der

dem-

deutschen Sprache etwas zu vergeben, doch den Geist des hebr. Dichters so treffend wieder gebe, dass der Leser, wie in den Orient versetzt, mit dem Sänger fühle und lebe." — Unter den deutschen Uebersetzungen und Erklärungen der Pauliniſchen Briefe verweist er noch vorzüglich auf Zachariä. — „Zum eigenen Studium der Kirchengeschichte weiſs er S. 102. leider! kein Buch zu empfehlen, welches *mehr als bloſses Compendium* wäre und seinen Theologen *im Allgemeinen* mehr mit der Sache bekannt machte" und doch will er nach S. 104. Henke's Kirchengeschichte kennen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE, b. Kümmel: *Miscellaneen zur deutschen Alterthumskunde, Geschichte und Statistik.* Von *Joh. Heinr. Martin Ernesti.* 1794. 624 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Unter diesem Titel erhalten wir eine nützliche Sammlung von 26 meistens bereits gedruckten aber wenig bekannten Aufsätzen und Gelegenheitsschriften, welche die Cultur und Erweiterung der deutschen Geschichte und Alterthümer zum Zwecke haben, und ihrer Seltenheit wegen in einer eignen Sammlung aufbehalten und gemeinnütziger gemacht zu werden verdienten. Aus der Anzeige des Inhalts werden unsere Leser die Mannichfaltigkeit und Brauchbarkeit dieser Miscellaneen ersehen. Sie enthalten folgende 26, von dem Herausg. hin und wieder mit Anmerkungen begleitete, Abhandlungen. *Bemerkungen über den historischen Gebrauch der Quellen zur ältesten Geschichte der Cultur bey den Celtischen und Scandinavischen Völkern.* Eine Einladungsschrift von Hrn. Prof. *Buhle* zu Göttingen; 1788. — *Gedanken über die Stufe der Bildung, auf welcher die Deutschen zu Cäsars und Tacitus Zeiten standen, und über den Stand der Wildheit überhaupt;* von M. *Joh. Fr. A. Kinderling.* Schon der Name des Vfs., eines bekannten gründlichen Alterthumsforschers, hat für den Werth dieses an sich interessanten Aufsatzes, der hier zum erstenmal im Druck erscheint, viel Empfehlendes. Hr. K. hat aus den besten Quellen alle Gründe zusammen gestellt, aus welchen er die sehr richtige Schlussfolge zieht, dass die alten Deutschen zu Cäsars und besonders zu Tacitus Zeiten auf keiner ganz niedrigen Stufe der menschlichen Bildung gestanden haben, viel weniger ganz rohe Menschen waren. — *Von dem Namen, Deutsche und Germani.* Diese Abhandlung steht bereits in den Hannöv. Gel. Anzeigen v. J. 1750 und in Schotts jurist. Wochenbl. 3ter Jahrg. — *Ueber die Namen Germanen und Germanien.* Von Dr. K. G. *Anton* zu Görlitz. Aus dem deutschen Museum. 1779. — *Ueber* (die) *Verfassung der Deutschen vor der Völkerwanderung.* Von *Stephan Brentano*, aus der deutschen Monatsschrift Junius 1791. — *Religion der Germanen, aus einer Geschichte der Nation.* Von Dr. K. G. *Anton*, aus dem d. Museum 1 St. 1779. — *Von der Hermannsburg und der Irmensäule.* Von *J. Fr. Falke*; aus den Hannöv. Gel. Anz. 1752. — *Ob die Deutschen zu Julius Cäsars Zeiten Priester gehabt haben?* Von *J. C. Strodtmann*, ehemaligen Rector zu Osnabrück; aus den Hannöver. Gel. Anz. 1752. — *Just. Henning Böhmers Anmerkung von der alten deutschen Treu und Redlichkeit.* Aus den Hallischen Anz. 1748. — *Von der fälschlich gerühmten Treue und Redlichkeit der alten Deutschen;* eine Einladungsschrift von *M. C. Curtius* Prof. zu Marburg 1775. — *Von den öffentlichen und Privat-Spielen der alten Deutschen und ihrer dabey sich auszeichnenden Treue und Redlichkeit, nach dem Tacitus.* Von M. *H. Aug. Frank*, Prof. zu Erfurt, eine Einladungsschrift von J. 1791. — *Von den ehemaligen Edelingen bey den alten Deutschen.* Von *Sam. Lenz*, aus den Hannöv. gel. Anz. 1751 auch in Schotts jurist. Wochenbl. 4. Jahrg. — *Von dem Kriege der Hermunduren und Catten;* vom M. *Gottlieb Adolph Mienter*, Prediger zu Uslar, aus den Hannöv. Anz. 1750. — *Spuren der Catten im Lande der Föser.* — *Von dem Namen der alten Cherusken.* Aus ebendens. 1751. Die sonderbare Meynung des Vf., dass (da ein Strich Land der die Figur eines spitzen Dreyecks habe, *Cheri* oder *Gere* geheissen, die Reiter oder Rüsige genannt wurden) *Cherusige* so viel hiess als Reiter der spizwinklichten Landschaft, wird nun vom Pastor *Fein* in dem darauf folgenden Aufsatz *von dem Namen der sogenannten Cherusker*, d. i. *Harzker, oder Harzer* bestritten, und dagegen die Meynung geäussert, dass, da diese Nation am Harze einheimisch war, man zu dem H der Härzker ein C gesetzt und *Cherskos* daraus gemacht habe. — *Von einer Wanderung der Holsteiner nach dem Harze und der Harzer nach dem Holsteinischen.* Von dem Pastor *Fein*; aus den Hannöv. Anz. 1751. — *Die älteste Wehr und Waffen, wie sie unter den steinernen Monumentis heutzutage gefunden werden.* Von einem Ungenannten aus den Hannöv. nützlichen Samml. Th. 3. 1757. — *Von dem Kriegswesen der alten Wenden, welche einen gewissen Theil Deutschlandes von Sec. V. bis ins XII Sec. inne gehabt.* Von einem Ungenannten aus den Dresdner gel. Anz. 1757. — D. *Nuxings Abhandlung vom Bivank und vom Jure Bivangiatus mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet* vom Rector *Strodtmann* aus den Hannöv. gel. Anz. 1753. — *Ueber einige, in der Gegend von Erfurt gefundene, Alterthümer;* vom Prof. *Herel*, eine Vorlesung in der kurfürstl. mainzischen Akademie der Wissenschaften zu Erfurt. 1787. — *Nachricht von einigen Alterthümern in der Gegend um Leim;* von Pastor *J. C. Dümhaupt* zu Leim; aus den Braunschw. Anz. 1768. — *Von dem Tunderischen güldenen Horn;* aus den Hannöv. gel. Anz. 1751. — *Von Verwahrung der dem Monde geheiligten Hörnern, sonderlich in den heidnischen Niedersachsen;* vom P. *Fein* zu Hammeln; Ebendas. 1751. — *Muthmassliche Ableitung des Worts Ostern.* Von *J. C. Fr. Heise* zu Braunschw., aus den Hannöv. nützl. Samml. Th. IV. — Dr. *Conr. Barth. Behrens, Abhandlung über die sächsische Irmensäule;* ein Auszug aus den *Actis Eruditor.* Th. 78.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchhandlung: *Theophiron* oder *der erfahrne Rathgeber für die unerfahrne Jugend* von *J. H. Campe.* 4te rechtmässige Aufl. 1796. 535 S. 8. (18 gr.)

EBEND., in Ebenderselb.: *Leitfaden beym christlichen Religionsunterrichte für die sorgfältiger gebildete Jugend. Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig*, von *J. H. Campe'n*. 4te Aufl. 1796. 136 S. 8. (4 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Göttingen*, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *F. A. A. Meyeri synopsis Reptilium*, novam ipsorum sistens generum methodum, nec non Goettingensium huius ordinis animalium enumerationem. 1795. 32 S. 8. (2 gr).

Ungeachtet der schätzbaren Bemühungen eines Gronovius, Boddaert, Laurenti, Linnée und de la Cepede gab es doch immer noch bey der Klassification der Amphibien manche Schwierigkeiten und Mängel, welche sich nicht so leicht heben liessen, sondern vielmehr die revidirende Kritik eines genauen und sehr geschickten Amphibiologen nothwendig machten. Der, wie wir hören, kürzlich verstorbene Vf. Privatdocent, Arzt und Unteraufseher des Königl. Museums zu Göttingen, dessen Verdienste um die Naturkunde bekannt sind, machte den Versuch, in dieser Schrift ein verbessertes System der kriechenden Amphibien (*Reptiles*) aufzustellen. —

Als Unteraufseher des Göttingischen Museums hatte der Vf. die beste Gelegenheit, die daselbst befindliche, nicht unbedeutende, Sammlung von Amphibien zu seinem Zwecke zu benutzen, und wir müssen gestehen, dass wir in dieser Rücksicht mit einem guten Vorurtheile diese Blätter zur Hand nahmen. Allein in der That scheint der Vf. noch zu wenig mit seinem Gegenstande vertraut gewesen zu seyn, als er den Entwurf eines neuen Systems anfing. Folgende Bemerkungen mögen zur Bestätigung unserer Behauptungen dienen.

Der Vf. macht von der Abtheilung der kriechenden Amphibien (Reptiles) 12 Unterabtheilungen. Zwar ist die letzte derselben mit 13 bezeichnet; dies rührt aber daher, dass seine *Iguana* statt Nr. 4. mit Nr. 5 bezeichnet, und dieser Fehler nachher bey den übrigen Abtheilungen fortgesetzt ist. Die Namen dieser Unterabtheilungen sind folgende: *Testudo*, *Rana*, *Draco*, *Iguana*, *Cordylus*, *Crocodylus*, *Gekko*, *Chamaeleon*, *Ameiva*, *Lacerta*, *Stincus*, und *Chalcida*.

Zu den allgemeinen Kennzeichen der kriechenden Amphibien gehöret nach Hr. M., dass sie „*faepius pedes quatuor*" haben. Solche unbestimmte Ausdrücke, wie *faepius*, sollten unserer Meynung nach nie bey der Angabe allgemeiner Kennzeichen statt finden, indem diese dadurch immer schwankend gemacht werden. Hätte der Vf. es blos bey dem Worte: *pedata*, bewenden lassen: so wäre dies schon hinreichend gewesen, indem dieses Kennzeichen sie schon genugsam von den Schlangen unterscheidet. Auch hätten wir gewünscht, dass er, nachdem Vorgange des Grafen, *de la Cepede* die kriechenden Amphibien in zwey Hauptabtheilungen vertheilt hätte, in die mit vier und in die mit zwey Füssen, dass er diese letzten von den *Chalcidis* getrennet, und ihnen neue generische Namen gegeben hätte. Denn so viele Aehnlichkeit man auch in Rücksicht des innern und äussern Baues zwischen diesen beiden antreffen mag: so wiegen alle diese doch nicht den einzigen Hauptunterschied in der Anzahl der Füsse auf. — Wir kommen nun zu den einzelnen Geschlechtern des Vf. — I. *Testudo*. Die gewöhnliche Abtheilung in drey Familien, *T. marinae, fluviatiles* und *terrestres*. — II. *Rana*. Dies Geschlecht theilt er in fünf Familien: *Pipae* (nach Laurenti), *Bufones*, *Ranae proprie dictae*, *Hylae* und *Ranae caudatae*. Von der letztern Familie hätten wir lieber ein besonderes Genus gemacht. — In der Gegend von Göttingen giebt es folgende 9 Froscharten: *R. bufo*, *portentosa* (keine Abänderung von *R. bufo*), *rubeta*, *bombina*, *fusca* und *campanisona* (welche zwey letzteren keine Varietäten von *R. bombina* seyn sollen), *temporaria*, *esculenta*, *arborea*. — V. Die auffallenden Verschiedenheiten in dem Körperbau der Eidechsen bewogen den jüngern Gronovius und Laurenti, das grosse Linnéische Eidechsengeschlecht zu zerstückeln und daraus mehr kleinere *Genera*, zu bilden. Mit Recht folgte der Vf. dem Beyspiele jener beiden, um diesen Theil der Thiergeschichte so verdienten, Männer. Doch weicht er öfters bey der Angabe des generischen Charakters von ihnen ab. — Bey der *Iguana* finden wir ein paarmal wieder die unbestimmten Ausdrücke: *faepius* und *plerisque*, welche wir schon oben gerüget haben. Die *cauda verticillata* passt nicht auf alle Arten. So hat z. B. *J. marmorata* und *calotes* Schwanzschuppen, welche schindelförmig liegen u. s. w. *Corpus squamulatum* trifft man vielleicht bey den wenigsten Arten, indem *J. Calotes*, *marmorata*, *agama* u. s. w. *corpus squamosum* haben. *Corpus callis obsessum* passt nicht auf *J. agama* und *calotes*. Auch kann man, genau genommen, nicht sagen, dass die Iguanen *linguam integram* haben. Denn bey *J. leguan*, *agama* und *marmorata* z. B. ist sie *subtiliter emarginata*. Hr. M. theilt die Leguanen in drey Familien 1) *J. dorso cristato*, 2) *dorso dentato* und 3) *dorso laevi*. — VI. *Cordylus*. Hieher gehört keinesweges *Lac. monitor* L., weil deren Zunge dünne, lang und gespalten ist; viel eher gehöret sie zu dem Geschlecht *Lacerta M.* *Cordylus verus* M. hat eine emarginirte Zunge. Von diesem *Genus* macht der Vf. zwey Familien a) *C. squamis denticulatis vel aculeatis* b) *C. squamis carinatis*. — VII. *Crocodylus*. Vier Arten *Cr. niloticus*, *nutans* (*Lac. crocodylus var. β, Linn.*), *gangeticus* und *alligator*. — VIII. *Gekko*. Zwey Familien a) *G. corpore nudo*, *pedibus muticis*, *palmis tetradactylis*. b) *G. pedibus submuticis*, *sublobatis*, *pentadactylis*, *corpore verrucoso*. Hr. M. giebt 14 Arten an, unter welchen die Linnéischen, *L. palustris*, *lacustris*, *aquatica*, *salamandra*, nebst drey neuen: *Gekko caralifex*, *triton* und *gyrinoides M.* sich in der Gegend von Göttingen befinden. Wir hätten gewünscht, dass der Vf. Linnée's *L. mauritanica* mit unter die *Gekkones* aufgeführet hätte, indem der ganze Habitus, die Gestalt der Zunge und vor allen der besondere Bau der Zähen jene Eidechse für dieses Geschlecht bestimmt zu haben scheinen. Nach S. 31. rechnet er sie zu seinem *Cordylus*. An einem vor uns habenden Exemplare des *G. rapicauda M.* sind die Zähen ohne Nägel; folglich gehöret dieser Gekko nicht zu der Familie: „*pedibus submuticis*", worunter der Vf. ihn aufführet. Da, anderer Unterschiede nicht zu gedenken, die Zahl der Vorderzähen der ersten Familie von der Zahl der zweyten verschieden ist: so wäre es, unserer Meynung nach, weit passender gewesen, jene zu einem besondern Geschlechte, *Salamandra*, zu erheben. — X. *Ameiva*. Von diesem Geschlechte wird unter andern: *lingua lata, integra* als Kennzeichen angegeben, welches man jedoch wohl bey den wenigsten Arten antreffen möchte. Denn bey sehr gut erhaltenen Exemplaren der *A. americana M.*, *agilis*, *-meridionalis* (*Jeps*) und *teguixin* finden wir eine schmale, ziemlich lange und gespaltene Zunge. Auch fehlet die als Charakter angegebene Warzenreihe an den Hinterschenkeln der *A. teguixin*. Die *A. agilis M.*, nebst ihren Varietäten *α*, *β*, *γ*, findet sich bey Göttingen. — XI. *Lacerta*. *L. vulgaris* gehöret keinesweges hieher, indem sie weder *caudam verticillatam*, noch *elongatam*, noch auch *linguam bifidam* hat. Ueberhaupt scheint diese Eidechse, welche der Vf. bey Göttingen nicht hat finden können, im nördlichen Deutschlande aber häufig angetroffen wird, so wie *L. spectator*, zu den Salamandern zu gehören. Auch bey *L. spectator* ist die Zunge nicht *bifida*, sondern nur *subemarginata*. — Zum Schlusse sind noch die Namen von 13. Eidechsen angeführt, welche im zweyten *specimine* von *Schneideri Amphibiorum physiolog.* beschrieben werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. August 1796.

NATURGESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Prost: *Joh. Christ. Fabricii — Entomologia systematica emendata et aucta.* Secundum Classes, Ordines, Genera, Species, adjectis Synonymis, Locis, Observationibus, Descriptionibus. Tom. II. 1793. 519 S. gr. 8.

Es ist ein beträchtlicher Zeitraum von beynahe drey Jahren seit der Anzeige des ersten Bandes dieses wichtigen, und jedem Entomologen unentbehrlichen Werks verflossen; aber eben diese Wichtigkeit entschuldigt eine solche Verspätung hinlänglich. — Die *Entom. systema.* ist mehr als eine neue Ausgabe der ältern systematischen Schriften des Hn. Prof. Fabricius: so gross ist die Menge von Verbesserungen und Zusätzen, die das System überhaupt und die einzelnen Theile erhalten haben. Mit welchem dankbaren Gefühle man aber auch die Verdienste des unermüdeten Vf. anerkennt; so muss man doch gestehen, dass Er und unsre Zeit etwas vollkommneres zu liefern vermochten. Unzulängliche und unbestimmte, ja selbst unrichtige Beschreibungen, Sorglosigkeit in den Citaten, regellose Zusammenstellung der einzelnen Arten; dies sind Mängel, die ein Schriftsteller, der an der Spitze der Entomologen steht, vermeiden kann und muss, und die der Vf. nur zu oft sich zu Schulden kommen liess. Seine Arbeit ist von der Art, dass wir nach wenigen Jahren eine neue Ausgabe erwarten können, die eine unendliche Menge von Verbesserungen erhalten kann, ohne überdem zum weitern Fortrücken der Wissenschaft beyzutragen. Um billig zu seyn, müssen wir jedoch bekennen, dass eine Menge von Fehltritten dem Vf. unvermeidlich war. Er besitzt die wenigsten der in seinen Schriften aufgezählten Insekten selbst. Die meisten beschreibt er auf seinen Reisen, und dann ist es natürlich, dass die Beschreibungen nicht mit der Genauigkeit ausgearbeitet werden können, die nur eine ungestörte Musse gestattet. Daher kann man sich die Unrichtigkeit der Citate erklären; und so ist es deutlich, wie der Vf. Eine Art zuweilen mehreremale aufführt, selbst, wenn er nicht durch Abänderungen dazu verleitet ist. Auch die Nebeneinanderstellung der verwandten Arten, die das Aufsuchen und Bestimmen der Insecten so sehr erleichtert, und für ein gutes System nothwendig ist, kann auf diese Weise nur sehr unvollkommen werden.

In diesem Theile sind sieben Ordnungen, oder, wie man es unrichtig nennt, Classen aufgestellt: *Illenata* unverändert — *Syniflata* Ephemera, Phryganea, Semblis, Lepisma, Podura, Hemerobius, Termes, Raphidia, Panorpa, Myrmeleon, Ascalaphus. — *Piezata* Cynips, Tenthredo, Sirex, Ichneumon, Evania, Chalcis, Larra*, Tiphia, Chrysis, Leucospis, Vespa, Mellinus*, Philanthus*, Crabro, Formica, Mutilla, Dorylus*, Sphex, Scolia, Thynnus, Masaris*, Hylaeus*, Andrena, Nomada, Apis, Bembex, Eucera*, — *Odonata* Libellula, Aeshna, Agrion — *Mitosata* Scolopendra, Julus, Oniscus. — *Unogata* Trombidium, Aranea, Phalangium, Tarantula*, Scorpio. — *Agonata* sind unverändert geblieben, nur sind *Galathea** und *Monoculus* hinzugekommen. — Aus diesem Abrisse, worinn die neuen Gattungen mit * bezeichnet sind, sieht man, dass das System sehr gewonnen hat; die Ordnungen sind sehr natürlich; das wenige, was man einwenden könnte, z. B. warum Myrmeleon so weit von Libellula getrennt ist, lässt sich vielleicht noch in der Folge abändern. Die fünf letzten Ordnungen sind ganz neu. Was die Kennzeichen dieser Abtheilungen betrifft; so wünschten wir, dass es dem Vf. gefiele, sie in Zukunft in einer tabellarischen Uebersicht darzustellen. Dann wird er uns in den Stand setzen, sein System richtig zu beurtheilen. Nach einer solchen Ansicht bleibt für *Agonata* der Charakter: *Maxilla nulla;* sollte dies wirklich der Fall seyn? Wenn man die Mundtheile mehrerer Krebse untersucht, so findet man eine solche Menge von Gegenständen, wovon theils die übrigen Insekten nichts Analogisches haben, wovon aber einige dem sehr entsprechen, was man sonst *maxilla* nennt. Uebrigens verweisen wir auf die vortrefflichen Bemerkungen, die Olivier in der *Encyclop. methodique* Tome V. p. 175 ff. gemacht hat, die gewiss viel dazu beygetragen haben, dass unser Vf. seine Ordnungen näher beleuchtete.

Jetzt wenden wir uns zu den einzelnen Arten, und setzen aus unserm Vorrathe von Bemerkungen einige her: *Forficula gigantea* ist *F. bilineata* Herbst. Arch. 8. 183. 3. tab. 49. fig. 1. Nicht selten ist Kopf und Brustschild ungefleckt. Dieses Thier findet sich fast in allen Ländern Europens. — *Blatta Surinamensis.* Wir besitzen dieses Insekt nicht, sonst würden wir das gewiss entscheiden können, was wir jetzt nur muthmasslich angeben dürfen, dass Sulzer t. 8. f. 1. und Degeer 3. t. 44. f. 8. ganz verschiedene Thiere vor sich gehabt haben. Linnés Bestimmung ist viel zu kurz, um sich daraus Raths erholen zu können, da er aber blos sagt: *thoracis margine antico albo*, so ist es weit wahrscheinlicher, dass er Degeers Schabe gemeynt habe, der eben das von seinem Thiere sagt, als Sulzers Insekt, bey dem noch die Seiten ganz und ein Mittelfleck in dem schwarzen Mittelfelde des Brustschildes weisgelb sind. — Bey *Bl. Americana* muss statt Degeer t. 44. f. 12. 13.

gelesen werden: f. 1, 2, 3. — *Bl. livida* scheint *B. perspicillaris.* Herbst. Arch. 8. 186. 12. t. 49. f. 11. — *Acrydium* ist mit keiner einzigen Art vermehrt, da es ihrer doch so viele giebt, die von den Schriftstellern bis jetzt auf eine unverantwortlich nachlässige Weise unter den Namen: *A. subulatum* und *bipunctatum* begriffen werden. — S. 95. *Ascalaphus Barbarus, Italicus.* Es ist gewiss, dass hier eine grosse Verwirrung herrscht. Die Beschreibungen, die Fabricius giebt, sind viel zu kurz, um zu entscheiden, welches Insekt er vor sich gehabt hat. Wir nehmen daher von den Schriftstellern folgende zum Grunde an: A. Schaeff. Ic. tab. 50. fig. 1. 2. 3. Dazu gehört *A. Barbarus* β. Petagna Inst. Calabr. 30. 151. fig. 22. Panzer Fn. Germ. 3. 23. Sulz. Hist. t. 25. f. 4. Rossi. Fn. Etr. 2. 16. 694. — B. *Myrmeleon longicorne.* Linn. *Seba Mus. tom.* 4. (nicht 3.) tab. 86. fig. 2. Da nun F. vom *A. Barbar.* sagt: „*Alae macula baseos apicisque nigra;*" vom *Italicus* aber „*alis posticis basi atris;*" so ist sehr wahrscheinlich sein *A. Barb.* das *Myrm. longicorne Linn.* Ist dies gegründet, so müssen beym *Barb.* die Synonyme aus dem Schäffer weggestrichen, und zum *Italic.* geschrieben werden; dagegen kommt aus der Synonymenreihe des letztern, Linné zum *Barbarus.* Zu welchen von beiden Petiver. Gazoph. t. 73. f. 12. gehört, können wir nicht bestimmen, weil wir dieses Werk nicht zu Rathe ziehen können. — Die Gattung *Tenthredo* hat noch immer ihre Gestalt unverändert beybehalten, da doch die erste Abtheilung: *Antennis clavatis*, in ihrem Baue von den übrigen so sehr abweicht, dass sie die gerechtesten Ansprüche auf eine eigene Gattung machen kann. *T. femorata* macht den Anfang; ihr folgt *T. Lucorum*, dieser erst *T. listea.* Allein Rec. hat sich durch vielfältige Erfahrungen überzeugt, dass *T. femorata* das Männchen von *T. lutea* ist. Aus der Analogie glaubt er sicher auch *T. lucorum* für das Weibchen von *Amerinae* n. 5. erklären zu können. Zu *F. latea* fügen wir noch das Synonym: *Geoffr. Inst.* 2. 262. 1. — 44. *T. Maura*, 45. *rufipennis*, und 46. *livida.* Diese drey Thiere scheinen nur Abarten von einander zu seyn. Man kennt die grosse Veränderlichkeit der Zeichnung, die bey den Thieren dieser Gattung statt findet, und überdem besitzen wir eine Menge von Uebergängen, die unsere Muthmasung sehr unterstützen. F. sagt von *T. maura*: „*abdominis primo segmento punctis tribus albis.*" Diese Punkte, wovon der Mittelpunkt eigentlich am Scutellum sitzt, sind oft ganz verloschen, und können daher leicht gar verschwinden. — Das Männchen von *T. rustica* n. 52. hat einen ungefleckten Hinterleib und mehr schwarze Hinterfüsse. — *Sirex Gigas.* Schaeff. Ic. t. 1. f. 2. 3. soll wahrscheinlich heissen: tab. 10. f. 2. 3. Freylich sind die dort vorgestellten Thiere sehr klein. — Mit der grossen Gattung *Ichneumon* ist keine Veränderung vorgenommen, die denn doch bey einer Gattung so nöthig war, wo der Bau der einzelnen Arten so sehr von einander abweicht. Hätte der Vf. doch nur eine Veränderung mit den Familien vorgenommen. Die Eintheilung nach der Farbe der Fühlhörner ist sehr schwankend, und gar nicht der Natur gemäss. — Bey *Andrena* sehen wir noch manches Insekt, das wir lieber zu *Apis* gerechnet hätten. Die Grenze zwischen beiden Gattungen in ihrer jetzigen Beschaffenheit anzugeben, möchte wohl sehr schwer fallen. — Bey *Apis Africana* n. 20. ist wörtlich die Diagnosis von n. 18. wiederholt. — *Ap. vestita* n. 65. ist *A. fulva.* Schrank. En. 805. — *Agrion* hat nur 5 Arten. Die ersten beiden: *Virgo* und *Puella* umfassen alle europäischen. F. sagt: „*Varietates harum specierum fere innumerae absque discrimine sexus, et copula junguntur, ideoque haud distinctae.*" Allein Rec. ist überzeugt, dass mehrere sogenannte Abarten wirkliche Arten sind. Es ist hier der Ort nicht, unsere Behauptung zu beweisen. — *Oniscus fluviatilis* scheint *O. agilis* Panz. Fn. Germ. 9. 24. zu seyn.

In der Gattung *Tarantula* sind mehrere heterogene Geschöpfe mit einander vereinigt, die denn doch noch einer nähern Untersuchung bedürfen. *T. caudata* scheint wieder eine eigene Gattung auszumachen. — Bey den *Scorpionen* ist noch immer die Anzahl der Zähne in den Kämmen zur Unterscheidung der Arten angewendet. Es ist sonderbar, warum man gerade zu diesem, nach Rec. Erfahrung wirklich sehr veränderlichen, und überdem dem Auge so sehr entzogenen, Kennzeichen seine Zuflucht genommen hat, da die Bildung des Körpers selbst die leichtesten und besten Unterscheidungsmerkmale darbietet. — 9te Ordnung, die *krebsartigen Insekten, Agonata.* Unsere Erwartung, die vielen ungleichartigen Geschöpfe, die in den wenigen Gattungen oft so sehr unnatürlich zusammengedrängt stehn, in viele Gattungen aufgelöset zu sehn, ist leider getäuscht. Wir werden die Arten dieser Gattung genauer durchgehen, da die Verwirrung darum so sehr gross ist; auch werden wir aus Herbsts Krebswerke alle Citate anführen, von deren Richtigkeit wir uns selbst durch Zusammenhalten mit der Natur überzeugt haben. Um Raum zu sparen, dürfen wir die übrigen Citate aus diesem Werke nicht hersetzen, das F. so selten anführt, da es doch bis jetzt einzig in seiner Art ist. — *2. Canc. Grapsus.* Fabric. und Linné geben Amerika als das Vaterland an; Seba hat seinen Krebs aus Ostindien, und eben daher haben auch wir den unsrigen. Rec. überlässt es denen, die die amerikanische Krabbe auch besitzen, zur Entscheidung, ob beide einerley sind. F. citirt, wie es scheint, mit Recht, den *C. tenuicrustatus* Herbst. Wir finden bey unsern Exemplaren allemal eine starke Beymischung von schmutzigem Gelb. — 6. *C. ceratophthalmus.* Die Farbe ändert sehr ab; bisweilen ist der Krebs blutroth. Bald ist die rechte, bald die linke Scheere die grössere. Ob wohl mehrere Arten mit einander verwechselt werden? Die Figuren, die man bis jetzt hat, sind alle nicht genau genug gezeichnet, um darüber etwas gewisses bestimmen zu können. Fabr. ist geneigt, *C. Uca* Fabr. Sp. 498. 15. Linn. S. N. 2. 1041. 13. als Abart hier herzuziehen. Wegen seines eigenen Krebses muss Fabricius wohl am besten entscheiden können. Allein Linnés *Cancer* nehmen wir in Schutz, 1) ist das Vaterland desselben Amerika, da *ceratophthalmus* aus Ostin-

dien

dien zu uns kommt, 2) heifst es *thorace levi integro*, dieser ist bey *cerat.* mit einer unendlichen Menge kleiner Wärzchen bedeckt, und am Rande crenulirt, weswegen diese Krabbe auch nicht schicklich zur ersten Familie gerechnet wird, 3) sagt Linné blos: „*Oculi valde elongati.*" Die merkwürdige Einrichtung der Augen würde Linné nicht so angedeutet haben. 4) Die Füfse sind nicht unterwärts behaart, wie Linné von Uca sagt. Ueberdem citirt L. die *Uca una* Marcgr. Brasil. 184. Herbst, der diese Abbildung vor sich hatte, sagt uns, was auch schon L. seiner Beschreibung hinzufügte, dafs dieser Krebs dem *C. Ruricola* nahe verwandt sey. — 7. *C. Ruricola.* Die Verwirrung ist bey dieser Art vorzüglich grofs, und kaum zu heben. Wie es möglich gewesen ist, Degeer 7. 417. 1. t. 2. 5. f. 1. zu citiren, begreifen wir nicht. Die Abbildung zeigt es offenbar, dafs Dég. den *Grapsus* gemeynt habe. — 8. *C. Pisum.* In die Diagnosis ist das Kennzeichen: *cauda corporis amplitudine* aufgenommen. Es ist doch dem Vf. gewifs nicht unbekannt, dafs dies nur bey dem Weibchen Statt finde; überdem ist es den meisten Krabben eigen. — 10. *C. craniolaris.* F. citirt Seba Mus. III. t. 19. f. 4. (5.) und f. 10. (11.) Dafs die letztern beiden Figuren nicht hieher gehören, hat schon Herbst bemerkt, und auch Fabr. hat dies eingestanden, indem er sie zu n. 11. *C. porcellanus* zieht, nur hat er Herbsten den Druckfehler f. 11. 12. statt f. 10. 11. nachgeschrieben. Aber auch f. 4. 5. würden wir nicht anführen, weil die Arme auch auf ihrer Oberfläche als gekörnt vorgestellt werden, da sie doch ganz glatt und nur mit einer Reihe von Körnern eingefafst sind. Es giebt der verwandten Arten viele, und daher ist es gut, auf die kleinsten Unterschiede aufmerksam zu seyn. Auch Rumph. Mus. t. 10. f. A. soll nach Herbsts Versicherung nicht hieher gehören. — 11. *C. porcellanus.* Hier citirt F. nach Herbst Seba 3. t. 19. f. 10. 11., allein Rec. mufs dies Citat für unrichtig erklären. Denn Seba's Beschreibung und Abbildung zeigen deutlich, dafs die Schale mit kleinen Perlen dicht besetzt ist. Seba's Krabbe ist dem *C. Cancellus* Herbst. nahe verwandt. — 17. *C. Pinnotheres.* F. citirt Jonst. Exsang. tab. 20. f. 3., allein schon Herbst sagt, das dort vorgestellte Thier sey gar kein Taschenkrebs, sondern ein Pagurus. — 18. *C. Pinnophylax.* Der von Fabr. citirte gleichnamige Krebs des Herbst gehört ganz sicher nicht hieher. Fabr. Pinnoph. ist dem *Facchino* Hbst. 1. 190. 33. t. 11. f. 68. nahe verwandt. — 25. *C. vocans.* Unter diesem Namen wird wieder eine Menge verschiedener Arten begriffen. Herbst unterscheidet zwey Arten, die er sehr unschicklich *C. vocans minor* und *major* nennt. Letztern hat er aus dem Seba 3. t. 18. f. 8. entlehnt, und citirt dabey *C. arenarius*, Catesby. Carol. 2. t. 35. Zu dem erstern rechnet er Linné und die übrige grofse Anzahl von Citaten, den Degeer ausgenommen. Wir besitzen den Amerikaner nicht, sonst wären wir *vielleicht* im Stande, diese Verwirrung zu heben. Ein weiblicher *C. vocans minor*, den wir besitzen, unterscheidet sich dadurch, dafs beide Scheeren so klein sind, als die kleine des Männchens. Sollte dieser Geschlechtsunterschied beständig seyn? — Unter 31. *C. Pelagicus* sind gewifs wieder eine Menge sich ähnlicher Krebsarten zusammengefafst. Als eine Abart zieht Fabr. den *C. sanguinolentus* Hbst. 1. 61. 68. t. 8. f. 56. 57. an. Allein der Brustschild dieses schönen Thiers ist weit breiter und kürzer, die Stacheln länger, als bey dem Krebse, den wir für *Pelagicus Fabr.* halten. Ein anderer wichtiger Beweggrund für die Selbstständigkeit der Art des *sang.* ist der, dafs wir bey einer grofsen Menge von Exemplaren dieses schönen Krebses, die rothen Flecken allemal gegenwärtig gefunden haben, und dafs bey allen der Körper ganz gleich gebauet ist, sie mögen so klein, wie 6. *dentat F.*, oder so grofs seyn, wie Herbst sie dargestellt hat. — 37. *C. Victor.* In dem Citate aus Hbst. mufs es heifsen: f. 44. statt 45. Seba hat seine Krabbe aus Amerika; dies allein würde uns nicht bestimmen, sie für eine andere Art zu halten, da er sich leicht in der Angabe des Vaterlandes irren konnte; allein auch die Zeichnungen auf der Schale sind ganz anders, als bey Fabr. und Herbsts *Victor.* — 39. *C. marmoratus.* Herbst. 1. 261. 157. t. 20. f. 114. — 45. *C. Dromia* ist *C. Dormitator* Herbst. 1. 250. 147. t. 18. f. 103. Seba Mus. 3. tab. 18. fig. 1., die ein grofses, seiner Wolle beraubtes Exemplar darstellt, gehört allein hierher, keinesweges aber fig. 2. 3. Eben so mufs der von Herbst allegirte Catesby. Carol. tab. 37. *C. marin. chelis rubris* weggestrichen werden. — 49. *C. Pagurus* Herbst. 1. 165. 71. t. 9. f. 59. Man vergleiche, was wir wegen dieser Abbildung in der Rec. von *Olivi's Zool. Adriat.* Jahrg. 1795. n. 111. bemerkt haben. — 50. *C. fornicatus.* Herbst. 1. 204. 96. t. 13. f. 79. 80. — 52. *C. granulatus.* Den *C. Lophus* Herbst. t. 13. f. 77. hält Fabr. nur für Abart. Wenn aber die Abbildung, die Herbst von dem *granulatus* giebt. Herbst. 1. 200. 92. t. 12. f. 75. 76. wirklich den wahren *granulatus* vorstellt; so ist der Unterschied zwischen beiden Krebsen auffallend genug. Wir kennen nur den *Lophus*, und sind geneigt, die von Seba 3. t. 19. f. 13. gegebene Abbildung ihm, nicht dem *granulatus*, zuzuzählen. — 53. *C. tuberculatus.* Herbst. 1. 204. 95. t. 13. f. 78. — 55. *C. spinifrons.* Herbst 1. 185. 78. t. 9. f. 65. — 57. *C. depressus.* Wir haben unsere Exemplare aus Ostindien. — 63. *C. masearonius.* Herbst. 1. 191. 84. tab. 11. fig. 69. — 70. *C. Ovis*, Herbst. 1. 210. 101. t. 13. f. 82. — 71. *C. muricatus* Herbst. 1. 211. 102. t. 14. f. 83. — 75. *C. Erinaceus.* Herbst. 1. 258. 154. t. 20. f. 111. — 77. *C. superciliosus.* Herbst. 1. 89. 9. t. 2. f. 15. 16. — 81. *C. spinosus.* Herbst. 1. 259. 155. t. 20. f. 112. — 88. *C. quadridens*, ist wohl ohne Zweifel *C. Frascone* Herbst 1. 192. 85. t. 11. f. 70. — 90. *C. Maia.* Herbst. 1. 219. 112. t. 15. f. 85. — 91. *C. mamillaris* ist *C. bimaculatus.* Herbst. 248. 143. t. 18. f. 101. — 96. *C. longimanus.* Herbst. Kr. 1. 252. 149. t. 19. f. 105. 106. — 100. *C. Lar* scheint der *C. longipes.* Herbst. Kr. 1. 231. 121. t. 16. f. 93.

Pagurus Bernhardus. Herbst. 2. 14. 1. t. 22. f. 6. — 5. *Pag. Diogenes.* Der Herbstische Diogenes II. 17. 2. t. 22. f. 5. ist schwerlich auch der Fabricische, sondern wahrscheinlich Fabr. *P. Miles*, obgleich Fabr. bey diesem

sem den Herbstischen *Miles* 2. 19. 3. t. 122. f. 7. allegirt. — *P. oculatus* scheint wohl eher *Canc. clibanarius* Herbst. 2. 20. 4. t. 23. f. 1., als *C. oculatus* 2. 24. 7. t. 23. f. 4. zu seyn. — *Scyllarus Arctus.* Fabr. fasst unter diesem Namen wenigstens die beiden Herbstischen Arten zusammen: *Ursus major.* Herbst. 2. 82. 36. t. 30. f. 2. *Ursus minor.* 83. 37. t. 30. f. 3. Wahrscheinlich aber verwirrt er auch den *C. Arctus* Herbst. 80. 35. t. 30. f. 1. damit, obgleich dieser auf den ersten Anblick durch die Lage der Augen verschieden ist. Nur diesen besitzt Rec. Rumph. fi. 6. D. soll wahrscheinlich heissen: fig. C. D. Herbst citirt die fig. C. bey seinem *Ursus major;* es ist daher falsch, wenn er sie noch einmal bey *Arctus* allegirt. Linné's Beschreibung trifft in vielen Stücken gar nicht auf den *Arctus*, zu dem Herbst Linné's *C. Ursus* rechnet. Weit wahrscheinlicher gehört er zum *Ursus major* oder *minor.* Sulzer hat den *Urs. minor* vorgestellt.

Der Herbstische *C. Carcinus* II. 58. 11. t. 28. f. 1. ist sicher nicht Linnés und Fabr. *Astac. Carcinus — Ast. emeritus.* Wohl kein *Astacus.* Sein ganzer Bau zeigt es, dass er zu *Hippa* gehört. Wegen Herbst. 2. 8. 3. t. 22. f. 3. sind wir noch im Zweifel, obgleich das Thier viel Aehnliches mit dem unsrigen hat. — *Squilla maculata.* Die Copie von Rumph ist *C. Mantis arenarius.* Herbst. 2. 96. 44. t. 33. f. 2. Herbst citirt Linn. Mus. 1. p. 86. bey diesem, doch, wie es uns scheint, mit Unrecht.

Erlangen, b. Palm: *Icones plantarum et analyses partium aeri incisae atque vivis coloribus insignitae;* adjectis indicibus nominum necessariis, figurarum explicationibus et brevibus animadversionibus, quas composuit D. *Casp. Christ. Schmidel.* Manipulus III. Sect. I. Tab. 51—58. 1793. Fol.

Dieser Nachtrag zu des sel. Hofr. Schmidels längst bekanntem vortrefflichen Werk enthält auf den vor uns liegenden 9 Bogen nach T. 51. u. 52. den Carduus Casabonae des Linn. Zur Ergänzung dieser Platte hat er auf ihr noch eine Art Schimmel aufgestellt, die er auf einem faulen Blätterpilz fand, und Byssus stipite ramoso, racemato nennt. Nach T. 53. Sempervivum *tectorum* L., von welchen sich auch noch T. 54. Theile abgebildet befinden, und 2tens der Mucus *furfuraceus* L. Hierauf folgen lauter Laub- und Lebermoose. T. *Jungermannia multifida* L. Ihre einfachen Schnellfaden befinden sich in einem Häutchen, vermittelst welchen sie gleich nach Eröffnung der Frucht, an der Seite, besonders aber der Spitze der Klappen hangen, und so lange bleiben, bis sich diese durch das Trocknen zurückrollen. Nach T. 26. fig. 1. Mnium *androgynum* und T. 2. M. *palustre* L. T. 57. f. 1. Bryum *apocarpon*, f. 2. Hypnum *lucens* L., f. 3. H. *riparium*, f. 4. Bryum *trichodes* L., f. 5. Bryum stellare nitidum pallidum, capitulis tenuissimis Dill. t. 44. Des Dicks B. *convolutum* und Hedwigs Barbula *convoluta*, nicht aber Linnés Mnium *setaceum* ist T. 58. f. 1. Phascum *fabulatum*, f. 2. Fontinalis *pennata*, f. 3. Hypnum *parietinum* nach des Linné Spec. pl., das nach dem in der Note beygefügten Zeugniss des Hn. v. Schreber auch das eigentliche ist, was der sel. Ritter stets unter diesem Namen demonstrirt hat. Fig. 4. Fontinalis *antipyretica*, f. 5. Sphagnum *palustre* α, und f. 6. die Varietät β des Linné. Bey allen diesen Moosarten hat der Vf. ausser dem Dillen alle übrige Synonymie weggelassen. Zu ihrer genauern Untersuchung und Aufstellung bewog ihn vornehmlich der Ausfall, den Necker auf ihn gemacht hatte.

GESCHICHTE.

Cesena: *Lebens- und Regierungsgeschichte des jetzo glorreich regierenden Papsts Pius VI.* aus ächten und bewährten Quellen zusammengetragen. *Fünfter Th.* 1791. *Sechster Th.* 1794. jeder etwa 1 Alph.

Bis Hr. Wolff seine bekannte Regierungsgeschichte dieses Pabsts geendigt haben wird, die denn allerdings nach einem viel grösern Plane und mit grösserm Aufwande von Fleiss und Kunst bearbeitet ist, bleibt dies Buch, als Sammlung von kundbaren Nachrichten, immer schätzbar.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Schleswig*, b. Röhss: *Die Angelegenheit des Tages*, ein Wort an Dännemarks selbstdenkende Männer, von *Joh. Erich Berger.* — Aus dem Dänischen übersetzt vom Verfasser. 1795. 80 S. 8. — Diese zweyte vom Vf. selbst gelieferte Uebersetzung lässt sich gut lesen. Er dringt darauf, dass, unsrer Pflicht nach sowohl, als nach der Wendung der Dinge in unsern Tagen, unsre kirchlichen und politischen Verfassungen verbessert werden müssten, und dass zu diesem Behuf schon sehr nützlich seyn würde, wenn sich selbstdenkende und edle Menschen zu praktischen Untersuchungen über einzelne gesellschaftliche Angelegenheiten vereinigten. Der Eifer für das Gute macht den jungen Schriftsteller, für den sich der Vf. selbst erklärt, liebenswürdig. Etwas Declamation und Einfluss der Schulphilosophie kann man ihm um so eher nachsehen; nur manche Unbestimmtheit wird selbst durch sein Geständniss und seine Vertheidigung nicht befriedigend gerechtfertigt, zumal da man leicht mehr Folgen daraus ableiten könnte, als der Vf. zugeben, oder als ihm selbst angenehm seyn würde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. August 1796.

PHILOSOPHIE.

WIEN, b. Stahel: *Beyträge zur philosophischen Anthropologie und den damit verwandten Wissenschaften.* Herausgegeben von *Michael Wagner.* Erstes Bändchen. 1794. 328 S. Zweytes Bändchen. 1796. 272 S. gr. 8.

Die empirische Psychologie kann auf keinem andern Wege zu der ihr möglichen Vollkommenheit gelangen, als auf dem Wege der Beobachtung und des vernünftigen Denkens über die Erfahrungen, die von verständigen Beobachtern der menschlichen Seele erworben und zum wissenschaftlichen Gebrauche aufgezeichnet worden sind. Beyträge zu dieser Wissenschaft können daher von gedoppelter Art seyn. Entweder liefern sie dem Psychologen neue, bisher noch nicht beachtete, Thatsachen, über welche sich dann seine Reflexion verbreiten muss; oder sie erleichtern ihm diese Reflexion selbst, indem sie das Beobachtete vergleichen, zusammenstellen, ordnen und auf die Beziehungen des Mannichfaltigen zur Natureinheit, deren Begriff die Wissenschaft aufstellen und ausführen soll, aufmerksam machen. Das Verdienst guter Beobachtungen liegt in ihrer Originalität und Genauigkeit; denn wozu soll es nützen, neue, auffallende Beyspiele von bekannten Erscheinungen vorzulegen, wenn das Neue und Auffallende nicht eine verkannte Seite der menschlichen Natur überhaupt ist? Der Psycholog will ja nicht unterhaltende Anekdoten von Menschen aufhaschen, sondern den Menschen oder die menschliche Natur in ihrem regelmäßigen Gange belauschen. An solchen Beobachtungen sind unsre psychologischen Magazine gewöhnlich sehr arm, weil das Talent innerer Erscheinungen genau und bestimmt aufzufassen, ziemlich selten, der Drang hingegen sehr gemein ist, das Bekannte in neuen Vorfällen wieder aufzusuchen, zu finden und als etwas Neues, zum vermeynten Besten der Psychologie, dem Publicum mitzutheilen. Die Bemühungen, jene Natureinheit zu entdecken, müssen zwar zunächst auf das Einzelne und Besondere gehen, und sonach Abhandlungen über einzelne Naturerscheinungen, Vermögen, Kräfte und Triebe des Menschen hervorbringen; soll aber der Psychologie im Ganzen mit solchen Versuchen gedient seyn, so darf es diesen Bearbeitungen einzelner Gegenstände nicht an Beziehung auf das Ganze fehlen, damit jede einzelne Theorie zu Verbesserung der ganzen Wissenschaft genützt und eine allmählige Annäherung zur systematischen Einheit befördert werden könne. Es muss gezeigt werden, wie sich die neue Beobachtung zu den alten und die neue Reflexion zu den bisherigen verhalte, was eigentlich in den vorhandenen psychologischen Lehrbüchern dadurch verbessert, erweitert, berichtigt, oder näher bestimmt worden sey. Die Vernachlässigung dieses Umstandes hat nicht wenig Antheil an dem eingeschränkten Gebrauche, den die Psychologen von der Menge der angesammelten Beobachtungen und geschriebenen Abhandlungen über einzelne psychologische Gegenstände bisher gemacht haben. — So viel wir bemerken, hat Hr. *W.* bey seinen Beyträgen diese Regeln vor Augen gehabt, und seine Mitarbeiter haben ebenfalls diesen Ideen gemäss, zweckmäßig gearbeitet. Jenes beweisen die vorausgeschickten Vorreden des Herausgebers zu beiden Bänden, in deren erstern er die Idee und den Plan einer Anthropologie systematisch entwerfen, in der andern sich über die Methode ihrer Ausführung zwar kurz, aber bestimmt und treffend, erklärt hat. Dieses werden die Leser aus folgendem kritischen Verzeichniss der einzelnen eingerückten Aufsätze ersehen.

Der *Erste Band* enthält zuförderst folgende Abhandlungen: 1) *Versuch einer systematischen Eintheilung der Seelenkräfte*, von Hn. D. *Erhard* in Nürnberg, (dessen Beyträge überhaupt die schätzbarsten in der ganzen Sammlung sind,) womit sogleich ein berichtigender Nachtrag des Vf. im *zweyten* Bande S. 223 ff. zu vergleichen ist. Die Objecte der Seelenlehre müssen allerdings nicht auf gut Glück gefunden, sondern nach Principien aufgesucht werden. Unter Seelenkräften oder *Gemüthskräften überhaupt* versteht der Vf. diejenigen Kräfte, welche die von uns beobachteten Aeusserungen unsrer Seele vorausetzen. Die Seelenkraft wird betrachtet 1) an sich selbst, ohne Wirkung, als bloße Bedingung der Möglichkeit einer Kraftäußerung nach gewissen Gesetzen und heißt *Gemüthsvermögen*, oder 2) als wirkend, d. h. als *Kraft in engerer Bedeutung*, oder endlich 3) mit allen Bestimmungen dieser Kraft, die von der Sache, wodurch die Kraft wirkt, von ihrem Organ, herkommen, als *Fähigkeit*. Eigentliche Vermögen des Gemüths sind *Vorstellungsvermögen* (innere und äussere Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft), *Empfindungsvermögen*, d. i. das Vermögen, in unsrem Bewusstseyn zum Erkennen und Verlangen gewisser Gegenstände von aussen bestimmt zu werden; *Gefühlvermögen*, d. i. das Vermögen zum Erkennen und Verlangen durch uns selbst bestimmt zu werden und *Begehrungsvermögen*, d. i. das Vermögen durch Vorstellung eines Gegenstandes zur Wirklichmachung desselben bestimmt zu werden, wohin das untere oder eigentliche Begehrungsvermögen (der eigennützige

oder Sachtrieb), der Wille (uneigennützige, Formtrieb), die Freyheit und die praktische Vernunft gehörem Als *Gemüthskräfte* werden hier aufgestellt: *Darstellungskraft*, wohin Einbildungskraft, Erneuerungskraft, transscendentale Darstellungskraft, Geist und Phantasie gehören; *Urtheilskraft* — bestimmende sowohl als ästhetisch und teleologisch reflectirende — und *Thatkraft*. Die zwey erstern beziehen sich auf das Vorstellungsvermögen; die letztere auf das Begehrungsvermögen. Für das Empfinden und Fühlen kennen wir keine besondere Kräfte, weil wir uns keines thätigen Antheils daran bewufst sind. Die *Fähigkeiten* sind, in Beziehung auf die Darstellungskraft *Bezeichnungsfähigkeit*, für die Urtheilskraft *Empfindungsfähigkeit* oder Beobachtungsgabe, und für die Thatkraft *Kunstfähigkeit* oder Talent. Alle diese Begriffe findet man hier in der Kürze sehr scharf bestimmt und methodisch deducirt, so dass nur eine weitere Ausführung dieses Plans von seinem Urheber zu wünschen übrig bleibt. 2) *Versuch über die Begriffe von Zufriedenheit und Unzufriedenheit.* So gründlich und systematisch sind diese Gegenstände noch nirgends behandelt worden, als hier, und die beygefügten Bemerkungen über den Charakter *Rousseaus*, dieses weltberühmten Unzufriedenen, verbreiten über das Ganze sehr viel Licht. 3) *Ueber Zerstreuung in pädagogischer Rücksicht*, von *L. Benduvid*. Wichtig für psychologische Zeichenkunde. Zerstreuung ist derjenige Gemüthszustand, wenn wir an einem äuserlich oder innerlich gegenwärtigen Gegenstand, vermöge des Associationsgesetzes so viele innere oder äussere Nebenvorstellungen anknüpfen, dass dadurch die äussern Gegenstände uns aus den Augen gerückt werden, und wir von ihrem Eindruck auf uns nichts wissen. Es giebt zwey Arten der Zerstreuung. Die eine, welche der Vf. die *analytische* nennt, entsteht aus einer in dem Gemüth herrschenden Vorstellung, z. B. aus einer unbefriedigten Leidenschaft. Die andere, die *synthetische*, gründet sich auf Gedankenfülle. Beide Zustände werden nach ihren gemeinsamen und unterscheidenden Symptomen treffend geschildert. Wenn Lebhaftigkeit mit Zerstreuung bey einem Kinde angetroffen wird, so wird es als Mann eine Fülle von Gedanken besitzen, wird aus sich selbst herausarbeiten und ein denkender Mensch werden. Begleitet diese Lebhaftigkeit aber keine Zerstreuung, so suche der Erzieher nichts als einen Schwachkopf hinter ihm, der, wie ein löcheriges Sieb, alles eben sobald von sich lässt, als er es empfängt; das Kind wird als Mann ein Neuigkeitsträger, als Gelehrter ein Journalleser, als Weltmann *un fat, qui a le mallieur, de parler beaucoup et mal.* Mangel an Aufmerksamkeit entspringt bey Kindern bald aus Gedankenlosigkeit, bald aus der Fülle mannichfaltiger Nebenvorstellungen. 4) *Versuch über die Narrheit und ihre ersten Anfange*, von Hn. D. *Erhard*. Ein treffliches System der Verrückungen überhaupt, welches dem obenerwähnten Systeme das Gemüthsvermögen anpasst. Zeichen der Narrheit und Unterschied derselben von andern Verrückungen, z. B. von der Melancholie und Raserey. Verschiedenheit der Narrheit. Von den Ursachen der Narrheit. Ueber den Keim und die ersten Anfange der Narrheit. Jener liegt in der Gewohnheit und Fertigkeit, sich einen fremden Zustand lebhaft vorzustellen, in dem Mangel an innerer und äusserer Besonnenheit, in dem Hange zu witzigen Einfällen, in Eigensinn und Selbstgefälligkeit. Die Narrheit liegt überhaupt mehr im Gemüth, als im Körper, und es hängt von dem Menschen so ziemlich ab, ob er ein Narr werden will oder nicht. Religion und Moral ist das einzige, was den Menschen vor Narrheit bewahren und die Gesundheit seines Gemüths erhalten kann. Die Cur der Narrheit ist daher auch theils psychologisch und von dem Vf. trefflich angegeben. Der ganze Aufsatz ist der Aufmerksamkeit der Seelenforscher, Prediger, Aerzte und besonders Irrenhausdirectoren in hohem Grade würdig. 5) Auszug aus einer Abhandlung des *Thom Barnes über die willkührliche Gewalt, welche unsre Seele über die Sensationen ausüben soll;* enthalten in den *Memoirs of literary and philosophical Society of Manchester.* Vol. II. enthält interessante Facta, führt aber die Wissenschaft um keinen Schritt weiter. 6) *Versuch über die Neigung zum Wunderbaren.* Ihre Genesis aus dem menschlichen Grundtriebe unter gegebenen Umständen und Verhältnissen wird hier deutlich gezeigt; nur holt der Vf. etwas zu weit aus, ehe er auf seinen Hauptgegenstand kommt, und ist etwas zu Wort- und Exempelreich. 7) *Ueber den Schlaf und das Träumen.* Enthält das Bekannte gut gesammelt. 8) *Von der besten Methode, die Taubstummen zu unterrichten.* Es ist die von Hn. *Heinicke*, wornach auch in dem k. k. Taubstummeninstitute zu Wien die taubstummen Zöglinge mit dem besten Erfolge unterrichtet werden. Neues lehrt diese Abhandlung nicht, und selbst das Bekannte nur oberflächlich. — Auf die Abhandl. folgen S. 251 — 328. *Anthropologisch-psychologische Thatsachen*, von denen wir ohne Weitläuftigkeit weiter nichts bemerken können, als dass sie denen in dem Moritzschen Magazin an Interesse nicht nachstehen.

Der *zweyte Band* enthält ebenfalls zuförderst Abhandlungen: 1) *Ueber Melancholie*, v. Hn. D. *Erhard*. Sie hat alle die Vorzüge, die wir an der Abhandlung über die Narrheit gerühmt haben. 2) *Von der wahren und scheinbaren Dauer der Zeit in psychologischer Rücksicht.* Der Engländer *Home* hat in seinen Grundsätzen der Kritik mehr Bestimmtes über diesen Gegenstand gesagt, als unser Vf., obgleich jener nicht von der Kantischen Theorie des Raumes und der Zeit ausgeht. Man sieht auch in der That gar nicht ab, wie diese metaphysische Theorie in psychologischer Rücksicht von so grossem Nutzen seyn könne, als der Vf. vorgiebt, ohne doch irgend ein psychologisches Problem daraus zu lösen. 3) *Ueber den eigennützigen und uneigennützigen Trieb in der menschlichen Natur.* Der Gegenstand verdiente eine tiefere psychologische Untersuchung. Nach *Kants*, *Reinholds*, *Schmid's* und *Schillers* Bemerkungen, die der Vf. zusammenstellt, müsste sich noch manches wichtige Resultat finden lassen, z. B. über die Einheit dieser Triebe. So liesse sich wohl psycholo

gisch

gisch jeder Trieb als uneigennützig betrachten, sobald er in seiner reinen, von Erfahrung unabhängigen und von aller Einschränkung durch die Endlichkeit abgezogenen Wirksamkeit betrachtet wird; denn ursprünglich essen und trinken wir z. B. nicht um der Lust willen und die Tendenz jedes Triebes geht ins Unendliche. Dagegen ist auch ein jeder, selbst der moralische, Trieb in seiner abgeleiteten und empirischen Wirksamkeit eigennützig; denn er geht zunächst auf etwas Endliches, auf ein Gefühl der Lust, welches die Handlung endigt und das handelnde Subject für erst zur Ruhe bringt. Mithin ist beides nur Ein und derselbe Trieb, jenes in sofern er dem reinen Ich in Bezug auf das Unendliche, dieses in sofern er dem empirischen Ich in seiner Beziehung auf das Endliche beygelegt wird. Nach dieser Erklärung bedarf es keiner kunstvollen Vereinigung dieser Triebe, sondern sie sind schon in der That Ein Trieb, nur aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Diese Vereinigung ist auch die einzige Bedingung, unter welcher es möglich ist, in der puristischen Moral dem Mysticismus auszuweichen. 4) *Ueber die Sitten und den Geschmack der Griechen in Rücksicht auf Freundschaft und Liebe.* Ein Fragment einer grösern Abhandlung des Vf. über die Sokratischen Begriffe von Liebe, welche zu einer Folge von Abhandlungen gehört, die der Vf. einer neuen Uebersetzung der Sokratischen Denkwürdigkeiten von *Xenophon*, an welcher er gegenwärtig arbeitet, in einem eigenen Bande anzuhängen gedenkt. In der Geschichte der Liebe lassen sich überhaupt vier Epochen unterscheiden, die Epoche *der Natur*, wo sie sich einzig und allein auf physisches Bedürfniss gründet; die Epoche der *Phantasie*, wo Geschmack und Schönheit ins Spiel kamen; die dritte, wo Bildung des *Geistes* und Verfeinerung des Geschmacks wirkte, und endlich die vierte, wo persönliche Hochachtung und Freundschaft der Liebe den Charakter einer *moralischen* Neigung gaben. Diese Epochen zeigt auch die Geschichte der Griechen. Bey einem geringern Grade von Kultur sind alle Leidenschaften heftiger, herrscht in allen Handlungen mehr Energie. Daher jene grossen Beyspiele von Freundschaft, von Vaterlandsliebe und grossmüthiger Verachtung des Todes bey den Griechen und andern ungebildeten Nationen. Dies, das lebendige Gefühl für Freyheit und der bis zum Wahnsinn gehende Enthusiasmus der Griechen für alles Schöne gab ihrer Neigung für Männerfreundschaften einen ganz eigenthümlichen Charakter, worauf die Politik durch Gesetze und Einrichtung vielfältig einwirkte. Mit der Abnahme jener enthusiastischen Liebe für Freyheit artete auch der Geschmack dieser Nation für Männerfreundschaft immer mehr und mehr aus. Die Philosophen suchten dieser ausgearteten Leidenschaft eine neue Richtung zu geben, und so entstand das System der Platonischen Seelenliebe. Aber alles umsonst. Die unnatürliche Leidenschaft für Männer griff immer weiter um sich. An dem Umgange mit dem weiblichen Geschlechte und an der Liebe zu ihm fand der Grieche weniger Geschmack. Daran war der ausserordentliche und beynahe ausschliessende Werth schuld, den man in den frühesten Zeitaltern der persönlichen Tapferkeit und Stärke beylegte, und der daraus entspringende Mangel an Achtung für das schwächere Geschlecht, von dessen Bestimmung man sich sehr erniedrigende Begriffe bildete. Darnach richtete sich nun auch die Erziehung des Weibes, ihre mangelhafte geistige und moralische Bildung, und ihr im Ganzen rohes Betragen. — Doch Rec. kann dem Vf. in dem weitern Detail seiner Abhandlung nicht folgen, worinn er seinen Gegenstand durch alle neue, sich entwickelnde, Verhältnisse begleitet, und alle historische Data mit philosophischem Geiste untersucht. 5) *Nachtrag zur Eintheilung der Gemüthskräfte*, von *J. B. Erhard*. Ist schon beym ersten Bande beurtheilt worden. In den angehängten *anthropologischen Thatsachen* ist besonders die Geschichte der Blindheit und der Bildung des Fräuleins von Paradies sehr interessant.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Halle, b. Franke: *Irmgard von Hasselburg*, eine Rittergeschichte aus den Zeiten Heinrich des Löwen. Erster Theil. 1793. 237 S. Zweyter Theil. 196 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Wenzel und Edeltrud*, eine vaterländische Sage der Vorzeit, nach einer handschriftlichen Urkunde. Von *C. M. Plümicke*. 1795. 142 S. 8.

Nicht Scenen der Liebe findet man in der Rittergeschichte Nr. 1. (erst im zweyten Theil S. 171. kommt ganz im Vorbeygehn etwas von Liebe vor) nicht ein Gewebe abwechselnder Situationen, nicht Naturgemählde oder Sittenschilderungen, sondern sehr schwarze Auftritte aus den Zeiten des Faustrechts machen den einförmigen Inhalt dieses Romans aus. Nachstellungen, Verkleidungen, Gefangenschaften, Befehdungen, Plünderungen, Kampf, Brand und Todschlag sind bis zum Ueberdruss gehäuft. Da alle diese schauderhaften Begebenheiten auch durch keine einzige mildere Episode unterbrochen worden, so ermüdet der Leser; zumal da der Vf. auch in der Ausführung des Gräslichen nicht einmal Energie genug hat, und, ohne einige Mühe auf die Darstellung zu verwenden, blos durch das Gewühl und Geklirre seiner kriegerischen und grausamen Scenen wirken will. Die Heldin des Romans *Irmgard* ist ganz Amazone, reitet in männlicher Rüstung umher, bricht Lanzen, gleich einem Ritter, und hat, trotz ihrer Unerschrockenheit, keinen einzigen interessanten Zug in ihrem Charakter. (Abscheulich ist es, wenn sie im zweyten Theil ihren Feind zur Erde wirft, und *durch einen Fusstritt ihm den Odem zu benehmen* sucht.) Ausser der überheroischen *Irmgard* sind die vornehmsten Personen: *Hermann*, ihr Bruder, wild und unbändig; ihr Vater *Jobst*, den ein Gelübde nöthigt, nach dem gelobten Lande zu wallfahrten, und der einige Zeit für todt gehalten wird; *Gertrude*, seine zweyte, ihm ungetreue Gattin; *Hilmer von Alsburg*, dem *Jobst* bey seiner Abreise

reiſse Weib, Kinder und Güter anvertraut, der das Weib verführt, die Kinder zu tödten und die Güter an ſich zu reiſsen ſucht, und ſein Sohn *Wolf*, ein blutdürſtiger Unmenſch. Auſserdem iſt der Roman noch mit einer groſsen Menge von Nebenperſonen überladen. Der Ausgang iſt für die drey Hauptperſonen ſehr tragiſch. *Irmgard* ſaugt an der Wunde ihres Verehrers, der mit einem vergifteten Dolche verwundet worden, *Hermann* ſtirbt unter der Hand des Henkers, und *Sobſt* giebt vor Schrecken den Geiſt in dem Augenblicke auf, da er zurückkehrt.

Eine Anekdote aus der ſchleſiſchen, beſonders ſaganiſchen Geſchichte von einer Begebenheit, die ſich um das Jahr 1254 ereignet haben ſoll, liegt bey der kleinen Erzählung Nr. 2. zum Grunde. Der Sohn eines Königs von Böhmen, *Wenzel*, und die Tochter eines Herzogs von Schweidnitz, *Edeltrud*, wurden, jener ſiebzehn, dieſe vierzehn Jahr alt, zwar mit einander getraut, doch unter der Bedingung, daſs wegen ihrer noch gar zu groſsen Jugend das Beylager erſt nach zwey Jahren erfolgen ſollte. Indeſſen lebten ſie doch unter Aufſicht eines Hofmeiſters und einer Gouvernante zuſammen, und wurden gemeinſchaftlich unterrichtet. Die Gewalt der Liebe und die Nachſicht der Aufſeher beſchleunigte, trotz der Vorſchriften der beiderſeitigen Aeltern, ihre Verbindung. *Edeltrud* wird ſchwanger, und, da weder die Aufſeher noch das junge Paar es wagen wollen, es den Aeltern zu entdecken, ſo iſt alles in der gröſsten Verlegenheit, bis endlich *Wenzel* und *Edeltrud* ſich entſchlieſsen, verkleidet zu entfliehen. Nach manchen beſchwerlichen Wanderungen kömmt *Edeltrud* in einer armſeligen Bauernhütte mit einem Knaben nieder, den *Wenzel*, weil er ihm bald nach der Geburt zu verſcheiden ſcheint, in einem im Walde leerſtehenden Schlitten legt. Sie gehen dann nach ihrer Heimath zurück, werden bald von denen, die ihnen hatten nachſpüren müſſen, erkannt, und erhalten von ihren Aeltern, die über ihre Zurückkunft frohlocken, ſehr leicht Verzeihung: auch findet ſich nach einigen Jahren der für todt gehaltne Knabe wieder, den indeſſen ein Förſter erzogen hatte. Der Vf. hat nur die Charaktere der Liebenden ausgezeichnet; ihre ſanften Gefühle, ihr Vergnügen an den Freuden der Natur, ihre Wohlthätigkeit macht ſie ſehr liebenswürdig, und man iſt angenehm überraſcht, nachdem der Anfang der Erzählung eine Rittergeſchichte anzukündigen ſchien, dagegen in den Rollen der beiden Fürſtenkinder ſolche arkadiſche Schilderungen zu finden. Die Beſchreibung ihrer Liebe hat viel Wärme, und das noch längere Detail ihrer Leiden erregt viel Theilnehmung. Ueberdies wird die ſehr einfache Geſchichte durch den guten Vortrag unterhaltend. Folgendes Bild S. 10. wünſchten wir hinweg: „Was einſt der Himmel ohne Anſchaun des Höchſten „ſeyn würde, das ſchien den jungen Verliebten ihre „feyerliche Verbindung, der noch kein Beylager das „Siegel aufdrücken ſollte.“ Folgender Ausdruck S. 41.: *Da hatte man die Beſcheerung!* iſt gar zu familiär.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Brünn*, b. Gaſtl.: *Inſtitutiones Poeticae in* compendium redactae ab *Adamo Chwoyka*, artis poeticae profeſſore in caeſareo regio gymnaſio Znoymae. 1792. 94 S. 8. (4 gr.) Nach einem ziemlich alten Zuſchnitte handelt der Vf. die Dichtkunſt in dieſem Leisfaden ſeiner mündlichen Vorträge ab. Nachdem er im erſten Theile von der Sprache, Erfindung, Anordnung und Declamation geredet hat, handelt er im zweyten Theile I. *de poëſi in ſpecie.* II. *de dramate*, III. *de minoribus poëticae operibus* (*generibus*), unter dem letztern begreift er die Oden, Elegien, Epigramme, Satyren, Epiſteln, Eclogen und Fabeln. Schon aus dieſer Eintheilung, noch mehr aber aus der Behandlung ſelbſt, aus den Definitionen: *Poëtica eſt ars tradens praecepta naturam imitandi, ita ut eos delectet, quorum gratia imitatio facta eſt — Poëſis eſt imitatio actionum humanarum* etc. — *Elocutio eſt verborum ac ſententiarum ad res inventas accommodatio*; und aus den Diviſionen: *Imitationis partes ſunt ſeparatio et aſſumtio* — kann man die Dürftigkeit der Ideen ſo wie der lateiniſchen Sprache des Vf. erkennen. Was die Literaturkenntniſſe des Vf. betrifft, ſo dürfen wir nur bemerken, daſs der Vf. in der Comödie unter den Griechen gar keinen Schriftſteller und unter den Deutſchen bloſs *Gellert*, *Schlegel* und *Leſſing* als Muſter anführt, den Gebrauch der Elegie ſpricht er den Griechen ab, und weder *Klopſtock* wird unter den Odendichtern, noch Leſſing unter den Fabeldichtern genannt.

PHILOLOGIE. *Frankfurt a. M.*, b. d. Vf.: *Erſter Unterricht in der franzöſiſchen Sprache.* Für Kinder, von *J. V. Meidinger*, 1796. 119 S. 8. (4 gr.) — Richtig bemerkt der Vf., daſs ein Kind von ſechs bis neun Jahren noch nicht fähig ſey, die abſtrakten grammatiſchen Regeln zu faſſen, aber ſchon mit groſsem (groſsem) Vortheil in dieſer Sprache unterrichtet werden könne, wenn man dahin ſehe ſein Gedächtnis (ſs) und ſeine Sprachorgane zu benutzen. Dieſen Vortheil gewähre, meynt er, ein A B C Buch — mit und ohne Bilder, nicht. Er liefert daher dieſes kleine Werk, und will die Jugend dadurch vorbereiten, ſeine praktiſche Grammatik nachher beſſer zu verſtehen. — Rec. findet das Ganze zweckmäſsig genug; nur wünſcht er den Conjunctiv des präter. gehörig durch den ^ bezeichnet zu ſehen, z. B. wo es heiſst: *pour que ſon cher fils ne ſe mit* (*mit*) *pas en colere — dont il eut* (*eût*) *été maltraité, s'il ne ſe fut* (*fût*) *defendu* — und bisweilen ein richtigeres Deutſch als *Eile dich ein wenig* — *Welches* (welcher) *hier der ärmſte iſt.* — Statt *qui ſit obligé* (S. 112.) müſste ſtehen *qui fut obligé.* Uebrigens erſcheinen hier nicht ſo viele Fehler gegen den wahren Gebrauch des *imperf.* und *perf. ſimplicis* als in der gröſsern Sprachlehre des Vf. Der Grund davon mag in den ſehr einfachen Uebungen liegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Schwickert: *Petrarca's sämmtliche italienische Gedichte.* Erster Theil. Mit Anmerkungen herausgegeben von *Karl Friedrich Herrmann.* 330 S. 8.

Jeder Kenner der italienischen Literatur wird eine neue Bearbeitung der Gedichte eines der vorzüglichsten Schöpfer der italienischen Poesie für ein sehr verdienstliches Unternehmen halten. Die Italiäner haben zwar eine Menge Commentatoren dieser Gedichte, wodurch das Lesen derselben etwas erleichtert wird: ja wir besitzen *Sade's Memoires sur la vie de Petrarque*, die bey allen Unvollkommenheiten dennoch unentbehrlich zum Verstehen und zur Auslegung dieser Gedichte sind. Allein für seine deutschen Freunde ist und bleibt *Petrarca* an unzähligen Stellen völlig unverständlich, ehe wir nicht eine Handausgabe besitzen, worinn die Lesearten verglichen, und der Text gehörig emendirt ist, wozu eine kritische Vergleichung von Handschriften und gedruckten, besonders ältern, Exemplaren erfodert wird. Eine solche Handausgabe müsste zugleich aus der Geschichte des Zeitalters, besonders aus *Villani* und den *Mémoires de Sadé*, die öftern Anspielungen erklären, sehr schwere Stellen gut übersetzt liefern, und die veralteten Ausdrücke durch neuere erläutern. Der Inhalt jedes Gedichts könnte kurz vorangesetzt werden, wozu wiederum Sade und die Commentatoren, besonders *Gesualdo* und *Velutello* die beste Anleitung geben.

Rec., der sich seit länger als sieben Jahren sehr eifrig mit dem *Petrarca* beschäfftigt, und Gelegenheit gefunden, sich vielleicht einen der ausgesuchtesten Apparate zur kritischen und exegetischen Bearbeitung dieses Dichters anzuschaffen, findet jene Foderungen noch immer geringe, aber unnachlasslich. Um so mehr bedauert er, dass Hr. *H.* in dieser Ausgabe so wenig gethan hat, um jene billigen Foderungen zu erfüllen. Nicht einmal den gewöhnlichen Text hat er ganz fehlerfrey abdrucken lassen, geschweige dass er auf eine neue Recension desselben hätte denken sollen. Die Argumente sind sehr dürftig, in einem widrigen, mit dem Text hässlich contrastirenden, Stile verfasst, und tragen zur bessern Erklärung der Gedichte sehr wenig bey. Die Anmerkungen sind gröstentheils trivial, erklären Worte und Wendungen, die jedem Leser des *Petrarca*, wenn er zumal, wie gewöhnlich, vorher schon andere Dichter gelesen, bekannt seyn müssen, übergehen dagegen die grösern Schwierigkeiten mit Stillschweigen. Hr. *H.* scheint nichts anders gethan zu haben, als dass er die Ausgabe von P. *Bembo*, mit allen ihren Mängeln, in einem neuen Abdruck lieferte, und die Anmerkungen und Argumente blos übersetzte. Hätte er dafür *Gesualdo's* Commentar benutzt, den Rec. allen übrigen vorzieht, und den *Sade* fleissiger zu Rathe gezogen, so hätte er mehr leisten können. Rec. bedauert, dass er dieses Urtheil von der Arbeit des Herausg., der so viel Bescheidenheit verräth, fällen muss. Zum Beweis der Unpartheylichkeit wird es nöthig seyn, einige der vorzüglichsten Gedichte durchzugehen.

Rec. fängt mit der berühmten Canzone auf die Quelle der *Sorge* bey *Vaucluse* an, wo Petrarca zu seiner Laura zuerst Liebe empfand: *Chiare, fresche e dolci acque.* Hn. *H.* Argument lautet so: „Petrarca bittet die Flüsse, Bäume u. s. w., bey welchen Laura gewesen war, seinen Klagen zuzuhören, sagt, dass er wünsche zu sterben, um bey ihnen zu bleiben, und erzählt die Wirkungen, welche dieselben in ihm hervorbrächten.“ . . Wie platt und gemein ausgedrückt! Und wie unrichtig! Denn dass *acque* auf mehrere Flüsse gehn soll, ist ganz falsch, und ein Fehler, der keinem Bearbeiter des *Petrarca* verziehen werden darf. Hr. *Manso* übersetzt den Anfang trefflich: „Du klare, kühle, holde Quelle.“ Hr. *H.* erklärt *gonna* durch *vestito*, welches unnöthig war. Er übergeht die Schwierigkeit in der Wendung:

Erba e fior, che la gonna
leggiadra ricoverse
Con l'angelico seno.

Die Ausleger verstehen es bald von einem Strauss, womit sie ihren Busen geschmückt, bald von den Blüthen, die von dem Baum an der Quelle auf ihr Gewand fielen, und es bedeckten. *Manso* übersetzt frey:

> Gesträuch und Laub, das sich, beseelt von zartem Triebe um ihr Gewand und ihren Busen bog.

Adoprarsi durch *affaticarsi* und *dubbioso* durch *difficile* zu erklären, hätte Hr. *H.* gar nicht nöthig gehabt. *Al proprio albergo* torna l'alma; dabey setzt Hr. *H.* *nach der platonischen Meynung*, die er hier doch vor allen Dingen hätte erklären müssen. *Per fermo* erklärt Hr. *H.*, und *cosi carco d'obblio il divin portamento m'avea* lässt er unerklärt. Das letztere wird kein Anfänger verstehen, wenn er nicht weiss, dass *carco* das Particip für *carcato* ist. Ufcir *dal* bosco ist besser für *del*. . . Eine von den drey sogenannten Grazien unter *Petrarca's* Canzonen: *Gentil mia donna, i' veggio*

hat eine schwere Stelle, woran fast alle italienische Commentatoren verzweifeln:

Jo penso, se la suso
onde 'l motor eterno delle stelle
degnò mostrar del suo lavoro in terra etc.

Hier ist nach *lavoro* offenbar *l'idea* ausgelassen: Hr. H. aber scheint die Schwierigkeit gar nicht zu ahnden, sondern erklärt statt dessen *onde* und *a tanto bene* u. a. Kleinigkeiten, die jeder weiss. *Cosi del mio cuore* muss es offenbar statt *dello* heissen. Die Stelle in eben dieser Canzone, wo *Petrarca* von den Augen seiner Laura sagt: *Quando voi' tra 'l bel nero e bianco volgete il lume* erklärt Hr. *H.* so, dass *nero* sich auf die Farben der Augen beziehe. *Jagemann* hatte es vom Schleyer ausgelegt, weil an andern Stellen beständig von den *capei biondi* der Laura die Rede ist. Rec. möchte das *nero* lieber von der Farbe des Sterns im Auge verstehen, und so behielte Laura ihre blauen Augen. . . Das Sonnett: *Real natura, angelico intelletto* ist, nach Hn. *H.* Meynung, auf Karl II, König von Neapel, gemacht. Hätte Hr. *H.* bedacht, dass dies Sonnett erst 1346 gedichtet ward, und dass Karl II schon 1309 starb, so hätte er seinen Irrthum leicht einsehen können. Es wurde, wie *Sade* schon erwiesen hat, auf den damaligen römischen König *Karl IV* gedichtet. *Occhio cerviero* hätte hier wohl erklärt werden müssen. Das Sonnett: *La bella donna, che cotanto amavi* etc. ist, (*Sade* II. 99.) an *Petrarca's* Bruder, Gerhard, gerichtet. Einige Ausleger wollen es als ein Selbstgespräch, nach dem Tode der Laura, ansehen. Das Sonnett: *Cercato ho sempre solitaria vita* spielt auf das wüste Leben am damaligen päbstlichen Hofe zu Avignon an, und hiedurch nur kann es erklärt werden. Hr. *H.* übergeht diese, so wie die grösste Schwierigkeit in den letzten Zeilen dieses Gedichts, worüber *Gesualdo, Sade, Velutello* und *Tassoni*, alle verschiedene Muthmassungen äussern. . . Die Canzone *Italia mia, benche 'l parlar sia indarno* hätte eine besondere Einleitung verdient, da Rec. sie als die schwerste ansieht, und da sie voller Anspielungen ist. Ueber das Sonnett: *Quanto più disiose l'ali spando*, sagt uns Hr. *H.* nichts. Es ist an Wilhelm von Vastrengo in Verona gerichtet, und schreibt sich vom J. 1345 her. Ueber die Canzone: *Non far mai Giove e Cesare si mosti*, sagt uns Hr. *H.*: „Durch Beyspiele von zornigen und sich „(sic) dann wieder beruhigten Gemüthern zeigt Petrar„ca, wie schmerzlich ihm eines Tages die Traurigkeit „der Laura gewesen." Rec. glaubt mit *Sade*, dass der Tod des Schwiegervaters der Laura die Ursache dieser Betrübniss gewesen sey. Wie wenig Hr. *H.* seinen Autor versteht, sieht man auch daraus, dass er glaubt, das Sonnett: *Quand' 'io l'odo parlar si dolcemente*, sey an die Laura gerichtet. Es ist offenbar an eine Freundin derselben, die dem Dichter Hoffnung eingeflösst hatte. Das Sonnett: *Dodici donne onestamente lasse*, erklärt er dadurch, dass er meynt, Laura sey mit ihren Begleitern in einen *Triumphwagen* gestiegen. Dafür sahe ihn freylich die Imagination des Dichters an: aber es war vermuthlich eine damals ganz gewöhnliche Art von Wagen. Zuletzt lässt er das: *Felice Automedon, felice Tifi* noch, unerklärt: es hätte dabey die Stelle aus dem Ovidius angeführt werden können:

Curribus Automedon lentisque erat aptus habenis
Typhis in Aemonia puppe magister erat.

Das Sonnett: *La gola e'l sonno*, sey an *Orso* gerichtet, sagt Hr. *H.*, erzählt aber nicht, wer dieser Orso gewesen. Eben so wahrscheinlich ist die Vermuthung, dass *Petrarca* dieses Gedicht an *Boccaccio* geschrieben. Ueberhaupt macht Hr. *H.* die Leser weder mit *Senuccio*, noch mit *Colonna*, noch mit andern vertrauten Freunden des *Petrarca*, die in seinen Gedichten beständig vorkommen, gehörig bekannt. Kurz, man kann von keinem einzigen Gedicht sagen, dass Hr. *H.* alles geleistet hätte, was ihm als Ausleger zukam.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE: *Historisches und geographisches Journal.* Zweyter Jahrgang. Erstes Stück. 1789. 131 S. Zweytes Stück. 1790. 262 S. 8.

In diesem Journal, welches eine Fortsetzung der historischen und geographischen Monatsschrift seyn, und davon jährlich 4 – 6 Stück, jedes von 8 — 9 Bogen, erscheinen sollten, versprach Hr *Fabri* noch strengere Auswahl zu beobachten, als in der Monatsschrift. Das hielt ihn gleichwohl nicht ab, gleich im ersten Stück beynahe einen halben Bogen mit einer sehr bittern Berichtigung einer Kritik im 10ten Stücke des Journals von und für Deutschland 1788 über sein Handbuch der neuern Geschichte anzufüllen, worinn er zu beweisen sucht, dass sein Recensent nicht deutsch lesen und schreiben könne, und wenn er das sollte gelernt haben, doch unrichtig und ungewissenhaft referire. So viel uns bekannt ist, ist das Journal bald ins Stecken gerathen, und nichts weiter, als diese zwey Stücke herausgekommen. Das erste enthält: I. einige geographisch-statistische Nachrichten von Lauban in der Oberlausitz 1788. Die Stadt hat 247 Häuser in den Ringmauern, 485 ausser derselben, und 5000 Einwohner. Tuch wird nur auf 36 Stühlen verfertigt; desto ansehnlicher ist der übrige Handel, darunter auch die Färberröthe gehört. II. Etwas vom Queisse zwischen Schlesien und der Oberlausitz. III. Schreiben aus Wien in Betreff des Verkaufs der kais. königl. Staatsgüter, nebst einer ausführlichen Nachricht von den damit verbundenen Bedingungen, im Auszuge. IV. Landrechnung vom Budissinischen Kreise im J. 1755 und 1788. V. Merkwürdige Rede des Hn. Kastellans von Bukow, Jezienisky gehalten, auf dem Reichstage in Warschau den 18ten Nov. 1788; worinn er die Verbindung mit Preussen gegen Russland empfiehlt. VI. Vom österreichischen Schulwesen, und besonders von der katholischen Hauptschule in Teschen. Auszug aus einem Programm. VII. Von Sorau in der Niederlausitz. Johann Erdmann von Promnitz, gab 1765, diese und alle seine so sehr ansehnlichen Herrschaften, gegen eine

Leib-

Leibrente auf Lebenszeit von 12000 Rthlrn. dem Landesherrn. VII. a) Rede des Hn. Necker, Generalfinanzdirectors, bey der Eröffnung der Versammlung der Stände in Frankreich im J. 1789, in einem ausführlichen Auszuge. VIII. b) Schul- und Toleranzanekdoten aus Ungern im J. 1789. Sie gehören sicher unter die Ausnahmen von der Regel. IX. Nantes. Von den Handelsleuten, Künstlern und Professionisten daselbst 1788. Aus dem *Almanach de la petite Poste et de la poste maritime de Nantes pour l'année* 1788. Negotianten waren 320. Assekuranzkammern und Assecurateurs 39, die zusammen eine Summe von 960,500 Livr. versichern. Es hatte 184 Handelsschiffe, welche zu weiten Reisen bestimmt waren, darunter 1 von 1200 Tonnen, 2 von 1000 etc. X. Rostocksche Schiffahrtsliste vom 1 Dec. 1787 bis zum 30sten Nov. 1788, angekommen waren 491 Schiffe, abgegangen 517. Zugleich wird der Ort, woher und wohin, auch was sie führten, kurz angezeigt. XI. Merkwürdige Schulverordnung des Gorker Consistoriums 1788. Das Merkwürdige besteht darinn, dass den Predigern die Verbindlichkeit, das Brevier zu beten, erlassen wird, wenn sie der Jugend, besonders da, wo keine Schulmeister sind, Unterricht geben. Das andere ist von keiner Bedeutung. XII. Verzeichniss der im J. 1788 aus St. Petersburg ausgeführten Waaren. Die Ausfuhr war stärker, als im J. 1785, und der Handel in Aufnahme. XIII. Berichtigung einer verunglückten Kritik im 10ten Stück des Journals von und für Deutschland; eben die Anfangs gedachte Fehde. XIV. Schreiben aus Virginien in Amerika im J. 1788. Man hat 16 englische Meilen von Manchester eine grosse Höhle entdeckt, die mehrere Stunden unter einem Felsen fortgeht. Das Herabfallen des Tropfwassers brauchen die Einwohner mit Nutzen beym Ohrenschmerz. Im Winter, wo sie warm ist, wohnen Bären und reissende Thiere darinn.

Zweytes Stück. XV. Beytrag zur Geographie der Reussischen Lande der ältern Linie 1790. Die Herrschaft Obergreitz samt dem Burgeck Dölauischen Antheils, der Herrschaft Untergreiz und der Herrschaft Burgeck, welche man den Greitzer Antheil nennt, begreift ohne die bekannten Städte und Markflecken 75 Dörfer, die hier genannt werden. Auch ist die Stadt Greitz ausführlicher beschrieben. XVI. Vermischte Bemerkungen über das Fürstenthum Weimar und die Jenaische Landesportion. Aus handschriftlichen Actenstücken. Beides und das Amt Ilmenau beträgt $21\frac{1}{2}$ Quadratmeilen, und enthielt 1788. 63598 Seelen allerley Alters. Man findet hier auch ein Consumtionsverzeichniss von der Stadt Weimar. XVII. Statistische Bemerkungen über Polen im J. 1789, aus einem Actenstücke, das auf dem Reichstage zu Warschau ausgetheilt ward. Mit Inbegriff der Woiwodschaften Polock, Novogrod, Witebsk, Minsk etc. ist es zu 9630 Quadratmeilen gesetzt. Bey jeder Woiwodschaft findet man die Grösse in Quadratmeilen, die Zahl der Rauchfänge und der Seelen, in den Städten und Dörfern, auch das Verzeichniss der land- oder adlichen, geistlichen und königl. Rauchfänge und die Auflagen und Einkünfte. XVIII. Verzeichniss einer Sammlung von Schriften von und über König Friedrich II von Preussen, welche seit dessen Tode den 17. Aug. 1786 bis 1789 herausgekommen sind. Es füllt 21 Seiten. XIX. Königl. Preussische Vorschrift, wie es mit dem Judenwesen in Breslau gehalten werden soll, d. d. Potsdam den 21 May 1790. XX. Etwas über die Kronwinzer im Rahdenschen Districte, von J. C. B. in R. Die Nation redet esthnisch unter sich, mit ihren Nachbarn aber die in Kurland dem Bauer eigenthümliche lettische Sprache. Sie sind also Esthen. Wird fortgesetzt. XXI. Zuverlässiges Verzeichniss der bey dem kursächsischen Reichsvicariat 1790 vorgenommenen Standeserhöhungen, nach der Zeit der Expedition. XXII. Commun - Einnahme und Ausgabe in den Städten und Dörfern des Fürstenthums Weimar und der Jenaischen Landesportion im Jahre 1768. Bey einigen Oertern ist die Ausgabe beträchtlich stärker als die Einnahme; bey den meisten aber Ueberschuss. XXIII. Vermischte Bemerkungen über den Versuch einer topographischen Beschreibung des Riesengebirges, von *Franz Fuss*, gräfl. Moriz'nischen Oekonomiedirector. Dresden 1788, in der Walther'schen Buchhandlung. Riesen ist altdeutsch, und heisst hier vorragen, daher Riese, ein Hügel. XXIV. Summarische Anzeige der Künstler, Handelsleute, Fabrikanten, und andrer Gewerbe in Paris, im J. 1785, aus dem *Almanach de Paris* 1786. XXV. Bemerkungen über das kurfürstl. sächsische Jagdschloss Hubertsburg und die benachbarte Gegend 1788. Das hier verfertigte Steingut steht wegen des nicht so feinen Thons dem englischen nach. XXVI. Auszug aus einem Schreiben aus Chur im Bündnerlande 1789, die Landesregierung des Bündnerlandes betreffend. Wer auf dem Bundestage was durchsetzen will, muss vorher sich schon die Stimmenmehrheit verschaffen. Wer aber den Bauern das meiste Geld und zu trinken giebt, der erhält auch die Mehrheit der Stimmen. Die Richterstellen bringen nichts ein, sondern verursachen nur Kosten, geben aber bleibende Titel. Die Prediger haben höchstens 500 Thaler, manche nur 50 Rthlr. jährliche Einkünfte. Jede Gemeine hat das Recht, wenn ihnen ihr Pfarrer nicht mehr gefällt, ihn davon zu jagen, und sich einen andern zu wählen. Daher kommt es auch, dass man in dieser Gegend äusserst unwissende Prediger findet, und dass sie überhaupt kein Ansehen haben. Wird fortgesetzt. XXVII. Auszug aus einem Schreiben Riga. d. Jul. 1789. Die Stadt, die in 5 Theile kürzlich getheilt ist, hatte 1787, 27500 Einwohner, 1788 zählte man 750 Getaufte, 249 Paar Copulirte und 655 Gestorbene. Angekommen waren 504, und ausgegangen 568 Schiffe. XXVIII. Topographie und Geschichte des hochfürstl. Brandenb. Onolzbachischen Oberamtsstädtchens Kreylingen an der Tauber, von *Walther*, Professor in Giessen. Die Tauber hiess ehemals Taube, daher die Herrn von Rothenburg sich *Domini de columba* nannten. Ein Verzeichniss der Naturproducte, und zwar des Thier- und Pflanzenreichs (Fauna Kr.) nach Blumenbach, und des Mineralreichs (*Pluto Creylingensis*) nach Ferbers System, ist der Beschreibung der Stadt angehängt. Die Fortsetzung folgt. —

Erfurt, b. Keyser: *Aretäus* oder *für Privatglück und Gemeinwohl.* 1793. 364 S. 8. (22 gr.)

In 23 Abschnitten handelt der Vf. von allerley die Menschen interessirenden Gegenständen, wie z. B. von der Erziehung — Vaterlandsliebe — Anarchie und Partheygeist — von Despotismus — Landleben und Moralität — Lebensgenuss — Interesse der Wahrheit etc. „Der Vf. schrieb laut des Vorberichts nicht als Gelehrter, sondern in Augenblicken der Betrachtung und Laune — kein System, sondern seine Ideen — nicht für die Schulen der Philosophie, sondern *für gleichgestimmte* Freunde der Wahrheit und Tugend.“ Aus folgenden Stellen mögen die Leser selbst urtheilen, ob oder in wie fern sie mit dem Vf. gleichgestimmt seyn?

„Die Paradoxe meines Herzens und Geistes sind „Liebe, Freundschaft, Thätigkeit, rein, ächt, treu in „ihrem Wesen, lauter in ihren Wirkungen, himmlisch „in ihrem Lohne. Sie strömen aus einer Quelle der „unverfälschten Empfänglichkeit, die der Urheber unsers Daseyns zum Grundstoffe dieses Daseyns schuf; „führen zum einzigen Glücke, das dem edlen Menschen beschieden wurde, zum Glücke durch sein eigen Herz — ihr Lohn ist in ihnen selbst, in ihrem Gensse; ihre unvergängliche Dauer in ihrem Ursprunge. Der Dichter, welcher zuerst die Fabel vom Phönix erzählte, sprach die schönste Wahrheit, wenn er unter der Hülle der Fabel *sie* dachte. — Wenn dich „der sanfte Arm der Liebe umschlingt, wenn du am „erwiedernden Busen der Freundschaft ruhest, und den „Seegen edler Thätigkeit übersiehst, dann klopfe an „dein Herz, und frage deine Vernunft; Sind es Paradoxe, welche dich so unendlich, so namenlos selig „machen? Antwortet dir deine frohe Erfahrung, so „weine die Thräne des Mitleids über jene, welche die „Thräne süsse der Dankbarkeit nicht mit dir weinen können.“ etc. — In diesem tändelnden Ton geht es fort bis ans Ende.

Altenburg, in der Richterschen Buchh.: *Realienbuch für Deutsche von Moralität und Geschmack.* 1794. 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter diesem etwas sonderbaren Titel erhält der Leser eine Sammlung Aufsätze, wovon die meisten jeden Mann von Gefühl und Geschmack anziehen werden, selbst wenn er sie auch schon in irgend einer andern Sammlung oder periodischen Schrift gelesen haben sollte.

Nördlingen, b. Beck: *Musestunden eines Landpredigers.* Von *Georg Heinrich Lang*, Superintendenten. Dritter Band. 1789. 416 S. 8. (20 gr.)

Rec. hat diesen Band der Musestunden mit Vergnügen gelesen. — In der Rede bey der Einführung eines Predigers über Ephes. 3, 14 — 19. herrscht der wahre Geist des Christenthums, und der Vortrag ist populär und herzlich. Nur ein unschickliches, und der Würde des Gegenstandes nicht angemessenes Bild wünscht Rec. weg. Hr. L. spricht von den Wohlthaten, deren man durch Annehmung und Befolgung des Christenthums theilhaftig werden kann, und ruft uns der Gemeine zu: *greift mit beeden* (beiden) *Händen zu* etc. — Die Gedanken beym Lesen der Einleitung des sel. Michaelis in die Schriften des N. B. erläutern, bestätigen und berichtigen manche Aeusserungen und Erklärungen des sel. Mannes. — Manch Hermäon, mehr excerpirt als recensirt, ist ein Auszug aus Sophiens Reisen von Hermes mit Hinsicht auf Prediger und Predigtwesen, um das, was Hermes darüber sagt, zur Beherzigung zu empfehlen, aber auch die Uebertreibungen, deren er sich schuldig macht, zu mildern. — Die Erzählung von dem Uebertritte eines nahen Verwandten des Hn. L. zur katholischen Kirche zeigt den immer fortdauernden Proselytengeist mancher Katholiken. — Die Bücheranzeigen sind meistens belehrende Auszüge aus Predigtsammlungen und andern für Prediger nützlichen Schriften.

KLEINE SCHRIFTEN.

Sechste Kürze. *Oels*, b. Ludwig: *Tom Jones*, ein Lustspiel mit Gesang, in drey Aufzügen, aus dem Französischen des Hn. *Poinsenet*. Ohne Jahrszahl. 72 S. 8. (5 gr.) — Schon im Jahre 1772 gab Hr. *Gotter* eine Uebersetzung dieser Operette zu Mannheim heraus. Im prosaischen Dialog hielt sich *Gotter* genauer an das Original; der gegenwärtige Uebersetzer erlaubt sich mehr Freyheiten, sein Dialog ist aber auch natürlich und lebhaft. Wenn *G.* sagt: „Ich weiss, dass die Ungewissheit meines Schicksals mehr werth ist, als die Wirklichkeit des meinigen,“ so sagt der neue Uebers. S. 5.: „Bey aller Ungewissheit seines Standes ist er doch immer besser dran, als ich.“ Wenn es bey *G.* sehr feyerlich heisst: „Sind sie denn auch gewiss, dass eine gegenseitige Uebereinstimmung der Charakters „und Gesinnungen — “ so heisst es hier S. 21. natürlicher: „Sind „sie gewiss, dass die beiden Leutchen eins sind, dass sie sich für „einander schicken?“ Doch giebt es auch Beyspiele vom umgekehrten Falle, wenn z. B. *Western* hier für einen Jäger viel zu edel sagt: „Diese Heirath entspricht ganz meinen Wünschen,“ so lässt ihn *G.* natürlicher sagen: „Die Heirath kömmt „mir eben recht.“ — Was die Gesänge betrifft, so sind dem neuen Uebersetzer kaum ein Paar gerathen, dahingegen *Gotter's* Arien durchgängig mehr poetische und musikalische Vorzüge haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. August 1796.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Müller: *Drey Abhandlungen philosophischen Inhalts*, von *Christian Wilhelm Snell*, Prorector des Gymnasii zu Idstein. 1796. 246 S. 8. (16 gr.)

Die hier abgehandelten Materien verdienten allerdings wegen ihrer Wichtigkeit eine ausführliche Erörterung. Die drey Abhandlungen selbst, die bisher noch ungedruckt waren, und wegen der genauen Verwandtschaft des Inhalts gewissermaßen als ein Ganzes angesehen werden können, empfehlen sich im Ganzen durch wahre und gründlich ausgeführte Gedanken und durch einen überaus deutlichen und beredten (nur zuweilen etwas zu wortreichen) Vortrag. Die *erste* handelt (S. 1—82.) *von der moralischen Glückseligkeitswürdigkeit*. Der Vf. begnügt sich nicht damit zu behaupten, dass die theoretische Vernunft uns keinen nothwendigen Zusammenhang zwischen Tugend und Glückseligkeit nach Erfahrungsgesetzen lehre, sondern er will sogar aus Erfahrung behaupten, (S. 4.) es sey etwas gar nicht ungewöhnliches, dass der Tugendhafte ein sehr freudenleeres und kummervolles Leben in dieser Welt lebt, während der Lasterhafte von der Wiege an bis zum Grabe ein erklärter Günstling des Glücks bleibt. Wie kann aber die Erfahrung dies lehren, da die Moralität selbst gar kein Gegenstand möglicher Erfahrung ist? da wir eben so wenig für den wahren Gehalt des Lebensglücks, welches von der Menge der Glücksgüter weder allein noch auch vornehmlich abhängt, einen sicher anzulegenden Maasstab haben? Womit will man die Behauptung rechtfertigen, dass von dem Plane einer moralischen Weltordnung, in sofern er die Verbindung des moralisch Guten und physischen Wohls begreift, in diesem Erdenleben überall nichts realisirt werden könne? Dies wäre eine Vermessenheit im Gebrauche der theoretischen Vernunft, welche hier ebenfalls transscendent verführe und das Intelligible wie einen Gegenstand der Erfahrung behandelte, beide in einer Synthesis zu vereinigen suchte, und eben dadurch vermittelst eines dialektischen Scheines die Aussage der praktischen Vernunft selbst dem Verdachte einer leeren Täuschung aussetzen, und den moralischen Glauben an die Realität einer sittlichen Ordnung in dem Weltganzen mit der vermeyntlichen Erkenntniss oder dem Wissen in einen Widerstreit bringen würde, der den erstern durchaus entkräften müsste. So oft Rec. auch schon dergleichen Tiraden selbst in den Schriften sogenannter kritischer Philosophen gelesen hat; so kann er sich doch nicht enthalten, sie für schädliche Ueberreste einer angewöhnten und eingewurzelten dogmatischen Denkungsart und für schlechthin unkritisch zu erklären, und um des nachtheiligen Einflusses willen, den eine solche Inconsequenz auf die Wissenschaft und auf ihre Schätzung und Anwendung hat, sie mit allem möglichen Nachdrucke zu rügen. Aus der Anmerkung S. 39. ist sichtbar, dass Hr. *S.* diesem Gedanken selbst sehr leicht auf die Spur hätte kommen können. — Die praktische Vernunft, fährt der Vf. nun weiter fort, führt uns auf den Begriff der *Glückseligkeitswürdigkeit*. (Warum statt dieses unbehüflichen Wortes nicht lieber der *Würdigkeit, glückselig zu seyn?*) d. i. (nach der Erkl. S. 6.) des durch Rechtwollen und Rechthandeln erworbenen absoluten sittlichen Werthes der Person, in sofern derselbe nicht nur der Glückseligkeit moralisch empfänglich macht, sondern auch Recht und Anspruch auf dieselbe giebt. Diese Idee findet sich allgemein und nothwendig in jedem menschlichen Bewusstseyn, als eine Uridee der praktischen Vernunft, ohne welche sie das nicht seyn würde, was sie ist und seyn soll. Ihre Foderung, dass in einer ihres Beyfalls würdigen Weltordnung das Wohl und Wehe freyer vernünftiger Wesen nach dem genauesten Verhältniss der Sittlichkeit und Unsittlichkeit vertheilt sey, geschieht eben so unbedingt und schlechthin, eben so unabhängig von irgend einem ausser ihr liegenden Grund oder Zwecke, von der Selbstliebe und dem Triebe nach Glückseligkeit, als ihre moralische Foderung in dem Sittengesetze selbst. (Eine sehr gute, wichtige und von vielen vernachlässigte Bemerkung.) Diese moralische Würdigkeit ist ganz etwas anders als die physische Empfänglichkeit, glückselig zu seyn; jene ist ein praktischer Begriff *a priori*, diese ein theoretischer und aus Erfahrung geschöpft. So unzertrennlich indessen diese Vernunftfoderung mit der Foderung eines moralischen Verhaltens selbst verbunden ist, so ist sie doch keineswegs mit ihr identisch; diese geschieht *an* uns, jene *für* uns und für alle unsre moralische Mitwesen; denn es kann uns wegen der physischen Unmöglichkeit nicht *geboten* seyn, den der Tugend angemessenen Grad der Glückseligkeit bey uns und andern hervorzubringen. Uns geht also diese Foderung nichts an. Ein höherer Grund lasst sich von ihr eben so wenig, als von dem Sittengesetze selbst angeben, man müsste denn eine bloße Analyse des aus diesen Foderungen selbst abstrahirten Begriffes von der praktischen Vernunft für eine Deduction dieser Foderungen ausgeben; allein

allein dadurch könnte unsre Erkenntniss keinesweges erweitert werden, ob sie gleich mehr Deutlichkeit und ein systematischeres Ansehen dadurch erhielte. Gewinn genug, um eine solche Erörterung zu versuchen, welches Hr. *S.* aber nicht gethan hat. — Ist diese Idee gleich nicht unmittelbar praktisch, indem wir weder die proportionirte Glückseligkeit realisiren noch um ihrentwillen das Sittengesetz erfüllen sollen und dürfen, so verhindert sie doch den trostlosen Wahn einer absoluten Unverträglichkeit der Tugend und Glückseligkeit, welcher die Tugend nicht emporkommen liesse, veredelt den Genuss der Glückseligkeit bey dem Tugendhaften, für welchen sie als Bestandtheil des höchsten Gutes und in Verbindung mit Sittlichkeit einen unbedingten Werth enthält, und eröffnet uns den Weg zur Gotteserkenntniss, so weit wir derselben in diesem Leben fähig sind, nebst der Aussicht in eine künftige Welt. Die Vernunft würde sich selbst widersprechen, wenn sie eine moralische Weltordnung unbedingt foderte, und dabey doch denken müsste, dass gar kein Wesen vorhanden sey, welches dieser Foderung Genüge leisten könne. — Im *Anhange* zu dieser Abhandlung (S. 45 ff.) kommen sehr scharfsinnige Bemerkungen vor, die zur Hebung mancher Misverständnisse und Schwierigkeiten in dieser Lehre beytragen. Die reine praktische Vernunft äussert sich bey endlichen Wesen, theils als *schlechthin postulirende*, theils als *gesetzgebende* Vernunft. In der letztern Eigenschaft bestimmt sie einen Zweck, Moralität; in der erstern ein Object, die moralische Weltordnung. Beide Functionen hängen unzertrennlich zusammen, und diese Einheit ist das unauflösliche Band zwischen Religion und Moralität. So wie überhaupt *Kants* Aeusserungen hierüber sich mit der Erklärung des Vf. sehr gut vereinigen lassen, so wäre auch wohl die Kantische Vorstellungsart der moralischen Weltordnung als eines nothwendigen *Endzwecks* für das sittliche Streben gegen die Bedenklichkeiten des Hn. *S.* zu rechtfertigen, wenn gleich die Idee dieses Endzwecks zu allgemein und für endliche Vernunftwesen *in concreto* unbestimmbar ist, um aus ihr gewisse moralische Verhaltungsregeln abzuleiten. Das Verhalten mag immer rein formal bestimmt seyn, und es kann und muss sich dennoch auf einen Endzweck beziehen. Auf eine ähnliche Weise lassen sich Hn. *S.* Erinnerungen gegen die *Fichtische* Erörterung dieses Gegenstandes in der zweyten Ausgabe der Kritik aller Offenbarung wegräumen, wenn Rec. nicht fürchten müsste, zu weitläuftig zu werden.

Zweyte Abh. Ueber den Satz des Optimismus: dass diese Welt die beste sey. S. 83—187. Die Idee des Optimismus hat das grösste praktische Interesse. Aber ist sie auch gegründet? Der physikotheologische Beweis läuft auf einen offenbaren Zirkel hinaus. Der kosmologische führt dahin, dass die Welt den Absichten des vollkommensten Wesens vollkommen gemäss sey, lässt aber diesen Endzweck und folglich die ganze Idee von der besten Welt durchaus unbestimmt. Der Eudämonistische Optimist gleitet willkührlich das möglich grösste Wohlseyn der vernünftigen Wesen für den letzten Weltendzweck aus, aber wie mag er beweisen? aus dem Begriffe von dem unendlichen Urheber, den wir nicht ergründen und dessen Willen wir nicht bestimmen können? oder aus unsrer Erfahrung, die so unendlich beschränkt ist, und die so viele, wenigstens theoretisch nicht wegzuräumende Data für das Gegentheil darbietet? Könnte man nicht mancherley andere letzte Zwecke der Welt mit eben so vielen Scheingründen annehmen? oder einen Endzweck, welchen auch nur zu denken, jeden menschlichen Verstand überstiege? Die Möglichkeit, diese Idee näher zu bestimmen und sie zu realisiren, beruht einzig und allein auf der *praktischen* Vernunft. Der höchste Weltendzweck ist das Daseyn sittlich vernünftiger Wesen, und die unaufhörliche Thätigkeit, Uebung und Veredlung ihrer moralischen Kräfte, nebst der eines jeden persönlichem Werthe genau angemessenen Glückseligkeit. Die gründliche und dabey überaus fassliche und lebhafte Entwicklung dieser Idee empfehlen wir den Lesern selbst, sich bekannt zu machen; sie ist so reich an scharfsinnigen Gedanken, Einwürfen und Lösungen, sie berührt so viele höchst interessante Fragen, und beantwortet sie mit so viel Bestimmtheit, Gründlichkeit und Beredsamkeit, dass dieser ganze Abschnitt unter die besten Versuche in der populären Philosophie gezählt werden muss. Die Zweifel des Vf. gegen *Kants* Idee von der *immer steigenden sittlichen Ausbildung des ganzen Menschengeschlechts schon hier auf Erden* verdienen allerdings Beherzigung, und man sollte nicht vergessen, dass es eine zwar praktische, höchst interessante Hypothese, aber doch gewiss kein wesentlicher Glaubenssatz ist, ohne welchen Moralität und Religion nicht bestehen könnten; am wenigsten aber sollte man die *Geschichte* nach dieser Idee verkünsteln, sondern mit der vernünftigen Rücksicht auf dieselbe die empirisch gerade Ansicht und historisch treue Darstellung der Begebenheiten verbinden.

Dritte Abh. Ueber den Werth des Lebens. Das Leben eines Menschen hat Werth, theils für andre, theils für ihn selbst. Das letztere theils als Bedingung der Glückseligkeit, theils als Bedingung der Sittlichkeit, endlich auch in Rücksicht auf den unmittelbaren natürlichen Lebensinstinct. Der eudämonistische Werth eines Menschenlebens lässt sich in Vergleichung mit dem Leben eines andern von keinem dritten richtig und genau schätzen. Für sich selbst schätzt ihn jeder anders. Diejenigen, welche den sinnlichen Werth des Lebens so hoch anschlagen, sehen blos auf den Instinct zu leben und auf die Furcht vor dem Tode. Wer blos auf Glückseligkeit sieht, findet Gründe, ihn sehr gering anzusetzen. Um den eigentlichen Werth des Menschenlebens zu bestimmen, müssen wir einen höhern Standort wählen, und das Leben mit allen seinen Verhältnissen auf den höhern Naturzweck — Entwicklung, Uebung und Ausbildung aller sinnlichen, intellectuellen und moralischen Kräfte der Menschheit, beziehen. Diese sittliche Werthbestimmung des Menschenlebens äussert sich durch eine solche Schonung des Lebens anderer und unsres eignen, welche dem höchsten Zwecke dieses Lebens untergeordnet ist.

SCHÖ-

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Mannheim, im neuen Kunstverlag: *Die Weiber von Windsor* (Windsor) nach *Shakespeare*, in vier Akten. Mit Kupfern. 1795. 143 S. 8.

2) Ebend.: *Die ehrliche Versöhnung*, ein Nachspiel in einer Handlung, nach dem Französischen. 1795. 72 S. 12.

3) Frankfurt u. Leipzig: *Julie* (ein) Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1795. 112 S. 8.

4) Berlin, b. Felisch: *Der Graf Strafford*, (ein) Trauerspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Versuch über das Leben desselben, und einer Schilderung des Zustands von England, Schottland, und Irrland unter der Regierung Karls des Ersten. Aus dem Französischen des Grafen *Lally Tolendal*. Erster Theil. 1796. 185 S. 8. (12 gr.).

Nr. 1. war das zweyte Stück in einem *ersten* Bande von *Singspielen*, der zu Mannheim 1792 herauskam, und drey Stücke enthielt, welche auch einzeln verkauft wurden. Hier erscheint es ganz unverändert, in einem neuen Abdruck; nur sind vier Kupfer hinzugekommen, und auf dem Titel einige unbedeutende Veränderungen gemacht.

Nr. 2. ist ein sehr unbedeutendes, in recht guten deutschen Dialog übergetragenes, französisches Nachspiel. Die Scene ist nach Deutschland gelegt, und folglich haben auch die Personen deutsche Namen erhalten. In der Rolle des alten Gecken hat der Uebersetzer die Veränderung vorgenommen, dass er ihn mit französischen Brocken um sich werfen lässt, weil dies noch immer in Deutschland zur Charakteristik eines Stutzers gerechnet wird. Wenn gleich S. 8. von einer venetianischen Maske die Rede ist, so hätte doch das Wort *Zendado* nicht beybehalten werden sollen, weil die wenigsten Zuschauer wissen werden, dass dies einen *Schleyer* bedeutet. *Im öffentlichen* für *im Publicum*, oder *öffentlich* S. 55. ist eben so undeutsch, als S. 10.: Es nützt *Sie* nichts.

Die nur zu poetische, oft unnatürliche Sprache des englischen Originals von Nr. 3. nimmt sich in der Uebersetzung doppelt gezwungen und affectirt aus. Der Dialog des Uebersetzers ist so ungelenk, oft so seltsam construirt, so voller Participialverbindungen und Inversionen, dass es die härteste Arbeit seyn müsste, ihn zu declamiren. Man lese z. B. folgende Stelle S. 7.: „Wir fürchteten, die aufgebrachten Elemente, sich „gleichsam verschwörend gegen das christliche Kreuz, „möchten als furchtbarere Feinde sich beweisen, als selbst „die Unglaubigen" oder folgende S. 8 „Wissend, wie „sehr sie meinen armen Bruder Claudio liebte, fast bis „zum Aberwitze liebte, den ein so unbegreifliches und „schreckliches Geschick uns raubte, wollte ich nicht so „plötzlich vor ihr erscheinen," oder folgende S. 46.: „Ihr möget wohl erstaunen, aber fragen könnt ihr „nicht, indem ihr mich hier seht, ob wichtig der Be„weggrund sey, der mich zwingt, euch aufzusuchen." Zuweilen wird die Uebersetzung ganz unverständlich, wie S. 17. Was ein *blasses Herz* seyn solle, wird S. 26. kein deutscher Leser errathen; allein der Uebersetzer hat sich nicht erinnert, dass das englische Wort *bleak* nicht allein *blass*, sondern auch *kalt, frostig* bedeutet, und dass der letztere Sinn hieher gehört.

Der jetzige *erste* Theil von Nr. 4. besteht blos aus dem Trauerspiel, welchem dann künftig die versprochnen historischen Erläuterungen nachfolgen werden. Alle politischen Nutzanwendungen, und alle historische Treue können die Mängel nicht ersetzen, die das Stück in poetischer Rücksicht hat, indem weder der Gang der Handlung, noch die Bearbeitung der Charaktere, noch auch der (mehr declamirende, und maximenreiche, als gefühlvolle und natürliche) Dialog das Anziehende hat, das ein dramatisches Genie ihm bey einem solchen Stoffe hätte geben können. Die Uebersetzung hat einen lebhaften und zierlichen Ausdruck.

Berlin, in der Vossischen Buchh.: *Leben und Thaten des Freyherrn Quinctius Heymeran von Flaming.* Zweyter Theil, von *Gustav Freyer*. 1795. 520 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Freyherr bleibt auch nun, sich ganz selbst überlassen; der Sonderling und der Enthusiast, dem Gegenstände, die ihn frappiren, besonders Hypothesen von Gelehrten, schnell den Kopf erhitzen, der bey allen den lächerlichen Zügen, die dadurch sein Charakter erhält, immer für das Wohl seiner Mitmenschen glüht, und durch Wohlthätigkeit, Freygebigkeit, Dienstfertigkeit und Menschenliebe gewiss jeden Leser interessirt. Mit Anfang dieses Theils bezieht er die Universität, legt sich auch hier wieder gerade auf Dinge, die einem jungen Edelmann ganz unnütz sind, rafft viele seltsame Ideen den Gelehrten auf, übertreibt sie, setzt sich dem allgemeinen Spott aus, und ist dadurch genöthigt, immer eine Akademie mit der andern zu verwechseln. Endlich wird er von der Meynung eines Gelehrten eingenommen, der die Menschen nach Racen classificirt, und alle Erscheinungen der Menschheit aus der verschiednen Organisation jener Racen herleitet. Dies ist die Hypothese, der *Flaming* durch diesen ganzen Theil getreu bleibt, und die alle seine Handlungen, so wie im ersten Theil der Ahnenstolz die Handlungen seines Vaters, motivirt. So viel Lächerliches nun daraus entspringt, dass er die Blonden für diejenigen Menschen hält, in denen sich allein edles Blut und edler Sinn erhalten habe, so vieler Ungerechtigkeiten er sich auch dadurch schuldig macht: so muss man doch seinen Eifer, die Menschheit zu veredeln, bey allen den sonderbaren Mitteln, die er dazu ergreift, schätzen. Mit Recht heißt es von ihm S. 291.: „So „thöricht auch sein System seyn mag, so ist es ein Be„weis mehr von seinem schönen Herzen; man setze „anstatt des Celten den gebildeten Weisen, anstatt des „Mongolen den verwahrlosten rohen Menschen, so hat „er Recht; und was könnte man Schöners thun, als „den armen Mongolen veredeln?" Er eilt von Universitäten hinweg, um sein System in einer Residenz-

stadt zu predigen, wo er aber deswegen nicht nur verspottet, sondern gar gehasst und verfolgt wird. Weil er gelesen, dass das Landleben den Ideen des Weisen erst den rechten Schwung gebe, und weil er die Landleute für gelehriger hält, begiebt er sich auf das Land, und zwar auf seine eigne Güter. So sehr er aber auch nach seiner Meynung seine Bauern zu beglücken glaubt, so erregt er doch unter ihnen Neid und Partheygeist, und erhält endlich allgemeinen Undank zum Lohne. Unwillen darüber treibt ihn auf Reisen, aber auf keine von der gewöhnlichen Art, sondern er reist immer mit der Absicht, theils Erfahrungen zur Bestätigung seines Systems einzusammeln, theils um Unglückliche aufzusuchen, und ihnen Hülfe zu leisten. Auch in diesem Theil, so oft er sich in ein Mädchen zu verlieben scheint, empfindet er nicht eigentlich Liebe für sie, sondern bekommt nur eine Zuneigung zu ihr, entweder, weil sie mit seiner Lieblingshypothese übereinstimmt, oder, weil sie von unwürdigen Menschen gedrückt wird; eine Kleinigkeit kann ihn aber auch wieder von ihr abwendig, und eine kurze Zeit sie ihn ganz vergessen machen. Die Netze, die einigemal um seines Reichthums willen von Mädchen nach ihm ausgeworfen werden, verfehlen ihr Ziel ganz. So wie man ihn bey allen seinen Thorheiten und Grillen lieben muss: so muss man den Fürsten, der in diesen Theil vorkommt, bey allen seinen Schwächen hochschätzen. „Wirklich (sagt der Vf. von ihm S. 141.) konnte niemand „tiefer fühlen, was es heisst, Vater seines Volks seyn; „ach, er gab sein ganzes Herz hin, traute, weil er ehrlich war, prüfte nicht, weil er jedem sein Herz anvertraute, und wurde betrogen, betrogen um die Freude, für die er allein zu leben glaubte, die Freude, „seine Kinder glücklich zu machen.“ Auch die Mätresse desselben, die eine Hauptrolle spielt, ist im Grund keine so schlimme Frau, zuweilen sogar Schwärmerin für das Gute; sie liebt den Fürsten wirklich, und ist ihm gewissenhaft treu, sie kann Beleidigungen ertragen; nur dann ist sie unversöhnlich, wenn man ihre Tugend bezweifelt. Doch mischt sie nie den Fürsten unmittelbar in ihre Händel, sie nutzt sein Ansehen, um sich zu rächen, aber sie schont seine Ehre. — Die Satire in den komischen Rollen ist auch in diesem Theil so originell und fein, als in dem ersten. Uebrigens aber findet man auch hier wieder, dass die edlen Rollen, ob sie gleich nur episodisch sind, durch die Art, wie sie der Vf. bearbeitet, in noch höherm Grade auf das Herz des Lesers wirken, als die, vielleicht ein wenig zu weit verfolgten, Grillen des Freyherrn ihn belustigen. Die schönste Episode in diesem Theile ist die schauderhafte Geschichte von der, durch einen Malteserritter geschändeten *Jakobine*, jetzigen Gattin des *Lissows*. Die Entstehung der Liebe des Ritters zu ihr, seine Bemühungen, diese Liebe zu unterdrücken, die Sophismen, womit er sich vor sich selbst zu rechtfertigen sucht, die Verführungskünste, die er vergeblich anwendet, die Unbefangenheit Jakobinens — alles ist vortrefflich dargestellt. Der Ritter ist kein Lovelace, sondern selbst ein Opfer seiner Leidenschaft, und so erscheint auch selbst sein endlicher Entschluss, durch Opium zu seinem Zweck zu gelangen, in einem andern Lichte. Die Melancholie des unglücklichen *Lissow* nach *Jakobinens* Tode ist mit solcher Stärke geschildert, dass kein Leser ungerührt bleiben kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Regensburg*, b. Montag u. Weiss: *Krankheitsgeschichte des verstorbenen Prinzen Georg von Thurn und Taxis* etc. oder jüngster Beytrag zu Röderers und Waglers Abhandlung von der Schleimkrankheit. 1795. XII u. 60 S. 8. — Wer *solche* Kranke, wie hier der Vf. (Hr. Hofr. Schäffer) zu behandeln gehabt hat, wird ihn leicht zu erkennen wissen, und Rec., der ehedem grade in eben dieser Familie eben dergleichen Unglücksfälle erlebt hat, erinnere sich am besten, wie gerne man bey einem solchen empfindlichen Verluste etwas aufsucht, um Verwandte und das Publicum zu beruhigen und zu trösten, da doch Niemand so sehr des Trostes bedarf als wir selbst, weil unser Herz nach der gewissenhaftesten Behandlung der Krankheit, dem Kopfe immer noch Bedenklichkeiten erregt, was er hätte thun, was unterlassen sollen. Man kann keinen empfindlichern Dolchstich erhalten, als einen Vorwurf von andern gerade zu der Zeit. Und doch giebt es noch Menschen, die Grausamkeit genug besitzen, in dieser Situation unsrem ohnehin schon blutenden Herzen einen solchen Stich — oft allein aus Unwissenheit — beyzubringen, ohne zu denken, dass sie dadurch nichts durch bewirken, das für Verwandte oder den Arzt des Verstorbenen tröstlich seyn könnte, sondern dass vielmehr durch den leisesten Verdacht das Leiden von beiden vergrösert wird.

Die anfängliche Intermission bey der beschriebenen Krankheit des Prinzen würde uns, eben so wie Hn. *Schäffer*, nicht nur im Anfange, sondern sogar im Laufe derselben für ein Wechselfieber arger Art eingenommen, und die Larve der Intermissionen vielleicht gar zu einem herbaftern Gebrauche der Rinde verführt haben. Jedoch müsste auch dieser, bey dem nachher in der Brust entdeckten Fehler, ohne Wirkung geblieben seyn; denn der war doch höchst glaublich bey vorhergehenden öftern Husten, und der Anlage zum Keichhusten, S. 45, älterm Ursprungs, und zu gros, als dass er nicht durch Complication mit einer andern Krankheit hätte unheilbar werden sollen, ohne dass man deswegen eine entzündliche Brustkrankheit annehmen, oder dem Vf. widersprechen darf, dass die Krankheit mit der von *Wagler* beschriebenen eine grosse Aehnlichkeit habe.

Druckfehler in Nr. 198. der A. L. Z. S. 747. Zeile 22. l. unverdünnter St. *unverdickter.* S. 748. Zeile 20. von unten, Bauchhöle St. *Brusthöle.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. August 1796.

PAEDAGOGIK.

1) LEIPZIG, b. Schneider: *Verſuch einer Anleitung zum Sprachunterrichte taubſtummer Perſonen*, von *J. F. G. Senſe*. 1793. 292 S. 8. (12 gr.)

2) EBEND.; b. Breitkopf u. Comp.: *Hiſtoriſche Nachricht von dem Unterrichte der Taubſtummen und Blinden;* oder Betrachtungen über die Bildung Beider überhaupt und über die der Erſtern insbeſondere. 1793. 214 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. von No. 1. nahm in der Hoffnung, in den vielen Schriften, die den Unterricht der Taubſtummen betreffen, hinlängliche Aufſchlüſſe zu finden, das Geſchäft über ſich, eine taubſtumme Perſon im Sprechen zu unterrichten, und las daher Alles, was in neuern Zeiten über dieſen Gegenſtand im Druck erſchienen war, bis auf einige Schriften, die er wegen ihrer Seltenheit nicht erhalten konnte. Allein, zu ſeinem groſſen Verdruſſe ward er gewahr, daſs dieſe Bücher ſämmtlich über die nöthige Verfahrungsart wenig Licht verbreiteten. Er half ſich alſo durch eigene Unterſuchungen, wobey ihm die Phyſiologie des Hn. v. Haller, Plattners Anthropologie und Adelungs deutſche Sprachlehre ſehr wohl zu ſtatten kamen. Dieſe Unterſuchungen, verbunden mit den während ſeines Unterrichts gemachten Erfahrungen, ſetzten ihn in den Stand, von der Verfahrungsart nach und nach ein Syſtem zu bilden, welches in dieſem Buche dargelegt wird. Es zerfällt in zwey Theile, davon der Erſte eine kurze Darſtellung unſerer Sprache nach ihren Haupttheilen, und der Zweyte die Anwendung der gegebenen Grundſätze, oder die Unterrichtsmethode ſelbſt in ſich faſst. Daſs Hr. *S.* die Sprachlehre nicht nur metaphyſiſch und logiſch, ſondern auch phyſiologiſch behandelt, iſt ſeinem Zwecke ſehr angemeſſen. Zwar kommt in dieſem grammatiſchen Theile Verſchiedenes vor, worinn Rec. nicht mit dem Vf. übereinſtimmen kann: dagegen ſind ihm auch einige Bemerkungen recht erfreulich geweſen, z. B. was S. 54 vom ſtillen Laute (klingt freylich wie eine Contradictio in adjecto,) geſagt wird. Doch die Sprachlehre iſt hier nicht Hauptgegenſtand. Im zweyten Theile hatte Hr. *S.* zweyerley zu beſtimmen, nämlich: *Was?* und *Wie?* taubſtumme Perſonen gelehrt werden ſollen. Auf die Frage: ob der Lehrer ihnen lieber die Geberdenſprache, oder den Ausdruck durch articulirte Töne, oder die Schriftſprache, oder alle dieſe Arten des Ausdrucks zugleich ſolle beyzubringen ſuchen? giebt Hr. *S.* dem mündlichen Ausdrucke den Vorzug; doch räth er den ſchriftlichen damit zu verbinden. Wenn aber die Frage iſt: ob man die Bücherſprache oder die Provinzialmundart lehren ſoll? ſo entſcheidet er für die Erſtere, weil dieſe Jedermann verſteht; doch ſo, daſs die Abweichungen der Provinzialmundart den Lernenden zugleich mit verſtändlich gemacht werden. Das Erſte, was der Lehrer zu thun hat, iſt die Erweckung und Unterhaltung des Nifus zum Sprechen, um dem Gehörloſen den Hang zur Geberdenſprache, der bey ihm dem Hange zur Wortſprache ſubſtituirt iſt, nach und nach zu verleiden. Eine zweyte Frage iſt: Welcher Sinn dem fehlenden Gehöre am füglichſten zu ſubſtituiren ſey? Unſer Vf. giebt dem Geſichtsſinne den Vorzug, weil er beſonders zur Ausſprache der Mitlauter ſehr bequem iſt, wenn man den Lehrling die verſchiedenen Stellungen und Bewegungen der Sprachwerkzeuge, z. B. der Lippen, der Zungenſpitze, der Zähne, das Sinken des Kinnes u. dgl. bemerken läſst. Doch kommt auch das Gefühl dem Schüler ſehr zu ſtatten, beſonders um ihm die Stärke und Schwäche, Höhe und Tiefe und andere Verſchiedenheiten der Selbſtlauter bemerklich zu machen, wenn er die Hand auf den Kopf oder an die Kehle der ſprechenden Perſon legt. Um das Angeben einzelner Töne zu erleichtern, werden verſchiedene mechaniſche Kunſtgriffe gezeigt: z. B. Um A zu ſprechen, muſs der Schüler den Mund ſo öffnen, wie er thut, wenn er durch Anhauchen Etwas erwärmen will: um U hervorzubringen muſs er die Lippen ſchlieſsen, wie, wenn er durch Blaſen Etwas heiſses abkühlen will. Um anderer Selbſtlauter willen wird ein Lachen erregt, weil zugleich mit dem Lachen allemal ein Selbſtlauter hervorgebracht wird. Der Unterricht in den Bedeutungen der Worte iſt ohne Zweifel der wichtigſte Theil der ganzen Arbeit. Hr. *S.* empfiehlt hier eine doppelte Lehrart. Sinnliche Bedeutungen werden am leichteſten und ſicherſten durch Darſtellung der bedeuteten Gegenſtände ſelbſt beygebracht. Unſinnliche aber müſſen auf eine bloſs mechaniſche Art erlernt werden: d. h. durch oftmaligen Gebrauch, mit Hinweiſung auf gewiſſe Zeichen, dadurch ein Merkmal des Begriffs nach dem andern im Vorſtellungsvermögen des Schülers hervorgebracht wird. Auch thut dabey die Verbindung mit andern Worten ſehr viel, indem von dem Begriffe des Einen ein wenig Licht auf das Andere fällt, dadurch dem Schüler nach und nach die Bedeutungen auch unerklärter und unerklärbarer Wörter kenntlich werden.

No. 2 iſt eine Sammlung von Briefen, die der Herausgeber unter dem Nachlaſſe eines Freundes gefunden haben will, und welche eine Schutz und Lobſchrift auf den verſtorbenen Director des Leipziger Taubſtummeninſtituts *Heinicke* enthalten. In Schutz wird er genom-

nommen gegen die Vorwürfe, die man ihm, besonders in den letzten Zeiten, wegen der allzustrengen und oft an Unmenschlichkeit gränzenden Zucht in seinem Institute machte. Der Vf. entschuldigt ihn mit der Parteylichkeit seiner Feinde, die Alles übertrieben und muthwillig ausgebreitet haben sollen. Zum Lobe Heinickens soll es gereichen, dass verschiedene andere Taubstummenlehrer angeführt und mit H. verglichen werden, um zu erweisen, dass H. nicht nur eigentlich Erfinder der Kunst, Taubstumme zu behandeln, sondern, dass auch seine Methode die einzig wahre und besonders der Behandlungsweise des Abts *de l'Epée* in Wien weit vorzuziehen gewesen sey, was auch die Zürcher Akademie sagen mag, deren vom Abt de l'Epée eingeholtes Gutachten ganz gegen Heinicken ausfiel. Man muss wenigstens selbst Taubstummenlehrer seyn, um an dieser trockenen Kritik Geschmack zu finden. Mit dem zehnten Briefe geht die Beschreibung vom gegenwärtigen Zustande des Instituts an. Die Wittwe behielt nach ihres Mannes Tode (April 1790) die Direction und ein Candidat der Theologie, Namens *Petschke*, ward ihr als Gehülfe und Lehrer an die Seite gesetzt. Im 15ten und folgenden Br. wird nun die Methode beschrieben, deren man sich in Paris bey dem *Unterrichte der Blinden* bedient. Er nahm im J. 1784 unter der Direction des Herrn *Hauy*, königl. Dolmetscher in Paris, seinen Anfang. Dieser ward durch den Anblick acht bis zehen blinder Menschen, die auf der Strasse eine Musik nach Noten aufführten, und durch die Ankunft der bekannten Demoif. *Paradis* aus Wien in Paris, auf die Gedanken gebracht, dass es wohl möglich seyn müsste, auch diese Blinden zu nützlichen Geschäften anzuweisen. Der erste Schüler, mit dem er den Versuch machte, war ein Mensch von 18 Jahren, Namens *François le Sueur*, welcher als ein Kind von sechs Wochen blind geworden war. Da diese Probe gut ausfiel; ward durch eine sogenannte philanthropische Gesellschaft eine Erziehungsanstalt für Blinde errichtet. Auf ihre Kosten wurden zwölf aufgenommen, deren Jeglicher monatlich 12 Livres bekam: und da auch hier der gute Erfolg dem Publicum Zutrauen machte; so fand die Anstalt bald so viel Unterstützung, dass dazu ein eigenes Gebäude mit der Inschrift: *Der leidenden Menschheit zum Besten*, errichtet werden konnte. Im J. 1787 waren schon 140 Blinde im Unterrichte dieser Anstalt. Bey Beschreibung der Lehrart bezieht sich der Vf. auf ein Buch: *Essai sur l'Education des Aveugles*, imprimé par les Enfans aveugles etc. à Paris, 1784. Diese Nachrichten vom Unterrichte der Blinden sind bey weitem interessanter, als jener Hauptheil des Buchs.

STUTTGARD, b. Erhard und Löfflund: *Ueber die Lectüre.* Ein Geschenk für Jünglinge und Mädchen, von *C. S. v. Z.* Verfasser des Buchs über die Liebe. 1793. 136. S. 8. (9 gr.)

In der Ueberzeugung, dass die Lectüre entweder zur Verfeinerung und Bildung des Herzens und zur Aufklärung des Verstandes oder zum Gegentheil sehr viel beytrage, schrieb der Vf. sowohl seine eigenen Gedanken als das, was verschiedene verdienstvolle Männer hierüber gesagt haben, nieder; und hält sich wie sehr viele seines gleichen, für reichlich belohnt wenn auch nur wenige von seinen jungen Lesern und Leserinnen aus dieser kleinen Schrift einigen Nutzen schöpfen. Sie hat fünf Abschnitte, welche also überschrieben sind: 1) Absicht und Zweck, den man bey der Lectüre haben muss, wenn man mit Nutzen lesen will. 2) Absicht und Gebrauch entscheidet von dem (über den) Nutzen und Schaden der Lectüre. 3) Was sollen wir lesen? 4) Wie sollen wir lesen, dass wir weiser und besser werden? 5) Etwas über die Schauspiele. Ordnung im Denken und Präcision der Begriffe sowohl als der Ausdrücke darf man hier eben nicht suchen; dagegen findet man viel Sentenzen, die meist in Exclamation gekleidet, oft weder halb noch ganz wahr sind, aber doch wohl in den Ohren des Hn. *v. Z.* schön klingen mögen. Im ersten Abschnitte wird der Satz: dass Rechtschaffenheit und Tugend die Hauptabsicht alles Lesens seyn soll, bis zum Ueberdruss zerknetet: die erste Hälfte des zweyten Abschnitts ist eine Lobrede auf die Wissenschaften, welche, wie unser Vf. meynt, hauptsächlich durch Lesen cultivirt werden: und die zweyte Hälfte eine Jeremiade über die Lesesucht, wozu eine klägliche Stelle aus Campens Schriften den Ton angiebt. Im dritten Abschnitte sagt er das, was in den Vierten gehörte und im Vierten wiederhohlt er, was er im Dritten schon gesagt hatte. Bey Beantwortung der Frage: Was sollen wir lesen? nimmt dieser Schriftsteller die Ritterromane in Schutz und meynt, dass das Lesen derselben minder schädlich sey als das Lesen der neuern Romane, weil dabey der Verstand Gelegenheit bekomme, über eine *alte* Sitte oder sonst Etwas *ungewöhnliches* nachzudenken. Auf diese Art werde die Empfindsamkeit des Herzens gezwungen den Nachforschungen des Verstandes nachzugeben. Aber ach! wenn unsere Romanenleser Kraft und Lust hätten nachzudenken; so würden sie — nicht Romane lesen; würden wenigstens mit eben dem Vortheile über eine *neue* Sitte oder Etwas *gewöhnliches* nachdenken können: und, wenn sie die Gelegenheit und den Stoff dazu aus einem Romane neuerer Zeit nähmen; so wäre es ja eben so gut. Als einen für die Sitten ganz unschädlichen Lesestoff empfiehlt Hr. *v. Z.* die Schriften *Gellarts* und *Millers*, ingleichen der Herren *Garve*, *Schroeckh*, *Wieland*, *Weisse*, *Less*, *Spalding*; vor allen andern *Campe* und die *Bibel*. Wie leicht unserem Vf. die Antitheſen und andere Figuren verunglücken, mögen einige Beyspiele zeigen. S. 34 sagt er; „Es ist „wahr, kein Jahrhundert ist verfeinerter und glänzender, als das unsrige und vorhergehende. Die Unwissenheit ist so ziemlich verbannt; (hilf Himmel!) aber „auch das Laster? Wir haben die Aufklärungen und „Annehmlichkeiten von Athen und Rom: haben wir „auch die Tugenden von Lacedämon? Unser Jahrhundert kann nicht aufgeklärter und nicht verdorbener „seyn!" — Wenn's aufgeklärter wäre; würde es weniger verdorben seyn! — S. 50, da er die Moral empfiehlt, heisst es: „Wir laufen nach Ruhm; sie (die Moral)

Moral) „zeiget uns den wahren Weg dazu an.“ Welcher Freund der Sitten hat jemals die Moral so herabgewürdiget? Einige Zeilen weiter: „Ohne Wissenschaft, ohne Beredsamkeit kann ich meiner Familie, „meinen Freunden, der Gesellschaft nützlich seyn; „aber, kann ich es ohne Tugend?“ — „Die Vergleichung zwischen der Moral und der Literatur führt „ganz natürlich auf die Vergleichung zwischen Athen „und Lacedämon. Athen lernte reden! Lacedämon „gut leben. Beständen die beiden Staaten noch; in „welchen (m) von beiden würde ein Mensch, der denkt, „lieber wohnen wollen?“ (In Lacedämon doch gewifs nicht!) Endlich S. 117. „Der Staat schützt Leben und „Eigenthum, warum nicht auch Grundsätze und — „Sitten seiner Bürger?“ — Dem Himmel sey Dank, dafs weder die Einen noch die Andern dieses Schutzes bedürfen! — Einen grofsen und zwar den bessern Theil des Buchs machen die aus andern Schriften angeführten Stellen aus, deren Verfasser bisweilen genannt, oft aber auch nur durch ein: „sagt ein vortreffflicher Schriftsteller irgendwo“ dem Leser zu rathen aufgegeben werden.

Auf Kosten des Verfassers: *Vorübungen.* Erstes Bändchen. 1793. 120 S. kl. 8. (8 gr.)

Eine Sammlung psychologischer und moralischer Gemeinplätze, welche nur dadurch zusammenhängen, dafs sie auf Einem und demselben Bogen stehen. Der *Vf.* derselben hatte wohl nicht die Absicht, die Begriffe von den Gegenständen zu erschöpfen oder sie vollständig zu geben; sondern, er wollte sie (die Gegenstände) den jungen Menschen von gewissen Seiten zeigen, die nicht so gleich in die Augen fallen und daher oft übersehen werden. Darum wird auch mancher Gegenstand mehr als Einmal berührt, um ihn von mehr als Einer interessanten Seite darzustellen. z. B. Tugend, S. 1, 12, 18, 30, 35, 41. u. s. w. Weisheit, S. 9, 15, 24, 34 u. s. w. Dafs es bey dieser apophthegmatischen und rhapsodistischen Methode an Paradoxen, Wiederhohlungen und Unbestimmtheiten nicht fehlen kann, versteht sich. Paradox mufs es wohl manchem philosophischen Ohre klingen, wenn der Vf. S. 55 sagt: „Betrachte dich immer als Mittel zu höhern Endzwecken;“ od. S. 71. „Gut ist, was ein Mittel zum Angenehmen ist, und böse, was Ursache der Unannehmlichkeit ist.“ — Und, was kann man mit so unbestimmten Maximen anfangen, wie S. 21. „Es gilt „nicht um Erlangung der Güter: — diese mögen immerhin unerreicht bleiben; sondern um die Gelegenheit zur Ausbildung unserer Fähigkeiten und Tugend, „die wir dabey erhalten.“ — Sind denn diese Ausbildung und die Gelegenheit dazu, die wir erhalten, keine Güter? S. 31. „Trachte nicht nach diesem und „jenem: habe nur immer deine moralische Ausbildung „vor Augen.“ Auch Widersprüche und ganz unverständliche Sätze kommen vor. Wie soll man es z. B. vereinigen, wenn der Vf. auf Einer und derselben Seite (39) sagt: „Nur der Eitele, der sich Anmafsungen erlaubt, auf die er kein Recht hat, ist um Ehre „ängstlich besorgt. Wer weifs, was er werth ist, be„kümmert sich nicht um Anderer Urtheil;“ und einige Zeilen weiter: „Ueber anderer Leute Urtheil gleich„gültig seyn, ihre Achtung gering achten, heifst den „Spiegel zerschlagen, der uns unsern Werth vor Au„gen stellt.“ — S. 51. heifst es; „Gott, als das aller„vollkommenste Wesen, mufs bey unsern Unvollkom„menheiten nothwendig leiden;“ und S. 57. „Alle „Leiden sind Folgen innerer Unvollkommenheit.“ Eins von beiden mufs also falsch seyn: entweder, dafs Gott das allervollkommenste Wesen ist, oder, dafs er leidet. S. 37 hat sich der Vf. wohl selbst nicht verstanden, da er schrieb: „Ohne Tugend ist keine Freyheit: „denn Freyheit besteht nicht darinn, stets alles zu „thun, was uns reizt, sondern in der Gewalt über „uns selbst, nie nichts zu thun, als, was uns wahrhaft und dauerhaft glücklich zu machen im Stande „ist.“ Mit der Beschreibung der Weisheit, S. 24 möchte ein grofser Theil unserer Weisen wohl nicht zufrieden seyn; aber für den Spruch S. 116, so schlecht er auch abgefafst ist, verdient der Vf. ein Compliment, wo nicht von den Weisen dieser Welt, doch von den Gläubigen und Frommen: „Wer Lust zu arbeiten hat „und das Seinige gelernt hat, glaubt, was sein Nachbar auch glaubt, nährt sich redlich und hängt keinen „neuen Lehren nach; sein Ruhm lebt im Zeugnifs „seines Gewissens und nicht in der Leute Mäuler (n). „Ihm gnügt es daran, sich guter Absichten bewufst „zu seyn: er wird weder ein Freymaurer werden „noch ein Illuminat, weder ein Geisterseher noch „Goldmacher.“ — Vorübungen des Denkvermögens könnten diese Sprüchlein wol seyn: denn auch an unrichtigen und unbestimmten Sätzen kann sich der Verstand üben nur ist zu besorgen, dafs die Aufmerksamkeit weniger Jünglinge dabey verweilen wird.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Hildburghausen, b. Hanisch: *Sammlung auserlesener Bufstagspredigten.* 1795. 271 S. gr. 8. (16 gr.)

Leipzig, b. Crusius: *Predigten und Reden bey öffentlichen und privat Confirmationen*, von verschiednen Verfassern aus ihren theils schon gedruckten, theils noch ungedruckten Arbeiten gesammelt von *Georg Friedrich Götz*, Prediger an der evangelischlutherischen Gemeine in Cassel. 1795. 390 S. 8. (16 gr.)

No. 1. ist eine Sammlung von Predigten, welche wohl an Bufstagen gehalten worden sind; aber keine Sammlung von eigentlichen Bufstagspredigten. Bey den letztern sollte vornehmlich die Aufmerksamkeit auf die unter *einem ganzen Volke*, in einer ganzen Gemeinde herrschenden Thorheiten und Laster gelenkt, und gezeigt werden, wie diese Ursachen der *allgemeinen* Noth, der sinkenden Wohlfahrt seyen; u. s. w. Der Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung würde unstreitig etwas Nützlicheres gethan haben, wenn er seine Amtsbrüder mit einem Bande solcher auserlesenen Predigten beschenkt hätte, die nach dem Hauptzwecke der Bufstage gearbeitet wären, sie sind bey weitem sel-

her als die gewöhnlichen Bufspredigten. Aber sie müfsten alsdann im eigentlichen Verstande *auserlesen*, nicht blos aus mehrern Sammlungen zusammen *gelesen* seyn; wie wir denn von mehrern hier wieder abgedruckten Predigten mit Recht behaupten können, dafs sie des wiederholten Abdrucks nicht würdig waren. Wir hätten mehrere gewünscht, wie die erste von Spalding ist, und haben unter andern die beiden vortrefflichen Predigten von Zollikofer vermifst: *Das Gemeinschaftliche der Feyer eines Bufstages;* und: *Von Nationalfehlern.* Freylich würde die letztere nicht von den Schullehrern, denen der Herausgeber auch nützlich seyn will, auf dem Lande haben können vorgelesen werden, aber dieser Bestimmung seiner Sammlung ist er selbst bey mehrern untreu geworden. Die Beurtheilung der einzelnen Predigten gehört nicht hierher; wir nennen nur ihre verschiedenen Vff. von denen man schon weifs, wie verschieden ihre Arbeit — und auch ihr System ist: *Bauer, Beyer, Döderlein, Froriep, Lefs, Pfranger, Rosenmüller, Sack, Schinmeyer, Seiler, Spalding, Sturm, Tiede, Zerrenner.*

No. 2. Diese Sammlung ist mit gröfserer Sorgfalt veranstaltet. Sie enthält 1) sieben Predigten, die bey Gelegenheit der ersten Abendmahlsfeyer einer Anzahl junger Christen gehalten sind. Fünfe davon sind von Teller aus seiner 1787 herausgegebenen Sammlung, eine von dem Herausgeber, und eine von einem Ungenannten. 2) Acht Reden bey öffentlichen Confirmationen, wovon viere von Bartels (alle vorher einzeln gedruckt) die übrigen von Dinglinger, Löffler, Ribbeck, und einem Ungenannten, von denen die von L. und dem Ung. vorher nicht gedruckt waren. 3) Sieben Reden bey Privatconfirmationen, von welchen aus einem Versehn in der Druckerey die vier letzten in der ganzen Sammlung die ersten ausmachen. Sie sind sämmtlich, die letzte ausgenommen, bey der Confirmation von Prinzen und Prinzessinnen gehalten. Nur eine einzige von Zollikofer war zuvor noch nicht in Druck erschienen. Von diesen letztern Reden hätte füglich die gröfsere Hälfte können weggelassen werden. Denn wer in den seltnen Fall kömmt, bey der Confirmation von Prinzen zu reden, wird hoffentlich nicht vieler Muster bedürftig seyn, und hat gewifs Zeit genug sich vorzubereiten. Aufserdem sind diese Reden einander zu ähnlich. So ist z. B. die 2te von dem Herausgeber und die 4te von Stockhausen von ganz gleichem Inhalte. In derselben Rede ist auch die Anwendung der Stelle 1 Tim. 6, 11. 14 welche fast den meisten Eindruck macht, wörtlich aus der 3ten Rede von Federsen entlehnt. Ueberhaupt sind wir mit den eignen Arbeiten des Herausg. nicht ganz zufrieden. Er ist zu wortreich und der Ausdruck nicht immer bestimmt genug. Man sehe z. B. die Predigt No. 6. von den Vortheilen der frühen Gottesfurcht, über Pred. 12, 1. „Unter Gottesfurcht," sagt der Vf., „mufs alles verstanden werden, was Salomo: an Gott gedenken nennt (?) und diese Gottesfurcht besteht für die Jugend darinn, dafs sie die Pflichten, welche ihr gegen Gott, gegen sich selbst und gegen andere besonders obliegen, sorgfältig und willig ausübt. An Gott gedenken, und seine gesammten Pflichten gegen Gott, sich selbst und andere sorgfältig ausüben, ist doch schwerlich einerley. In derselben Predigt heifst es ferner S. 164. „Durch frühe Gottesfurcht, (also durch Erfüllung aller seiner Pflichten gegen Gott, sich selbst und andere) erleichtert man sich das Christenthum." Ist das nicht ein ganz identischer Satz? — Uebrigens findet man in seinen Vorträgen überall richtige Vorstellungen von den Lehren des Christenthums und einen warmen Eifer für Rechtschaffenheit, und sie werden, zumal wenn sie der Vf. durch äufsern Anstand und körperliche Beredsamkeit unterstützen konnte, nicht ohne Wirkung geblieben seyn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Freyberg* u. *Annaberg*, in der Crazischen Buchh.: *Landwirthschaftliche Rechenschaft von meinen sechs letzten Wirthschaftsjahren. Von Lüder Herman Hans von Engel*, Churfl. Sächsischen Rittmeister. 1794. 84 S. gr. 8. (5 gr.) Ein sehr lobenswerthes Unternehmen, wovon wir mit dem Vf. wünschen, dafs es recht viele Nachfolger finden möge. Wir empfehlen diese genaue und lehrreiche Rechenschaft der aufmerksamen Prüfung jedes theoretischen und praktischen Oekonomen.

Physik. *Nürnberg*, b. Monath u. Kufsler: *Elektrische Zauber-Versuche*, den Freunden der Elektricität; von *G. H. Seiferheld*, hochf. Hessen-Darmstädtischen Hofrath u. Senator der kais. fr. Reichsst. Halle in Schwaben. Mit XI Kupfert. 1793. 78 S. in 8. I) Die elektrische Uhr; II) die Farben-Röhren; III) die Metallkäfchen; IV) die Federn-Spuhlen; V) die räthselhafte Flasche; VI) das elektrische Orakel. — Das I. und VIte Stück, welche von Hn. S. *ungemein empfohlen* werden, und nach seiner Versicherung zu den *auffallendsten Versuchen neuen Stoff* geben, sind ihm von Hn. Bohnenberger mit-getheilt. Beide erfodern eine äufserst mühsame Zurichtung, so dafs wohl jeder Liebhaber, ehe er sich selbst an ihre Verfertigung wagt, die Frage aufwerfen möchte, *ob sie etwa irgendwo künstlich zu haben sind?* Die übrigen Stücke sind weit einfacher und doch ebenfalls ganz unterhaltend. In beider Hinsicht haben III u. V, dem Rec. viel Vergnügen gewährt. Er glaubt, dafs vorzüglich diese beiden, ihre Stelle auch in solchen Apparaten verdienen, deren Besitzer die Zauberey nur als Nebenwerk treiben, und bey manchen Erfindungen dieser Art, wie über jedes allzu mühsame Spiel, urtheilen möchten: für Spafs zu viel, für Ernst zu wenig! Indessen verdient jede Bemühung ihren Dank, welche die Zahl der Arbeiter in einer so wichtigen Sache, als es die Elektricität ist, vermehren kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. August 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Grundsätze des gemeinen deutschen und preussischen peinlichen Rechts*, von D. *Ernst Ferdinand Klein*. 1796. 432 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mit dem lebhaftesten Vergnügen zeigt Rec. ein Werk an, das durch den neuen Plan, durch viele neue und scharfsinnige Ideen, durch die reine und gewählte Sprache und die stete Rücksicht auf das merkwürdigste Gesetzbuch der neuern Zeit die volle Aufmerksamkeit jedes Criminalisten verdient. Der positive Theil enthält neben den Bestimmungen des gemeinen deutschen Rechts, welches dem Rec. jedoch durchgängig zu kurz behandelt zu seyn scheint, ganz vorzüglich und sehr ausführlich die Verfügungen des neuen preussischen Gesetzbuchs, und für den, der dieses Gesetzbuch zu schätzen weiss, ist gewiss schon diese vollständige und deutliche Darstellung des criminalistischen Theils desselben von vielem Werth. Durch diese stete Beziehung des Vfs. auf das preussische Gesetzbuch sind denn auch die Hauptvorzüge desselben von selbst in das System des Vfs. übergegangen, worunter Rec. besonders die zwey Punkte rechnet, dass darinn manche strafbare Handlungen, die man bisher gar nicht als Verbrechen ansah, zuerst als Verbrechen aufgeführt worden sind, und sodann, dass es den Grund der Strafbarkeit der Verbrechen überhaupt richtiger angegeben, und daher ein richtigeres und philosophischeres Verhältniss unter den verschiednen Verbrechen und Strafen festgesetzt hat, als bisher Statt zu finden pflegte. Von der andern Seite hat aber auch dieses Vorbild den Vf. manches auf eine Weise zu bestimmen und anzuordnen bewogen, die wohl zu gegründeten Erinnerungen Stoff geben dürfte, und Rec. theilt hier bescheiden seine Zweifel gegen einige Grundsätze des Vf. mit, die, wenn sie auch zum Theil auf das preussische Gesetzbuch zurückfallen, den Vf. doch in so fern treffen, als aus allem erhellt, dass er sie als die richtigsten und als seine eignen angenommen hat. Der erste betrifft die Gültigkeit des natürlichen Strafrechts, welche der Vf. annimmt und aus dem Grunde herleitet, weil dem Beleidigten erlaubt seyn müsse, den Reiz, der durch das Verbrechen zu ähnlichen Handlungen hervorgebracht werde, durch eine besondre Züchtigung zu heben, die der Beleidiger auch nicht widerrechtlich finden könne, da er für allen durch seine Handlung verursachten Schaden, worunter denn auch dieser Reiz gehöre, verantwortlich sey. Aber immer bleibt es ungewiss, ob der Verbrecher oder Andre solche Handlungen wirklich wieder begehen werden, oder ob sie nicht schon durch den Gedanken der Vertheidigung, die der andre entgegenzusetzen berechtigt ist, durch den des zu leistenden Ersatzes oder durch die Stimme der Moralität sich davon werden abhalten lassen, und bey dieser ermangelnden Gewissheit der Wiederholung des Verbrechens, die allein eine solche Läsion rechtfertigen könnte, darf der Beleidigte sie dem Beleidiger auch nicht zufügen. Er darf dieses selbst dann nicht, wenn die Androhung der Strafe vorausgegangen wäre, da die vorausgeschickte Drohung eine Sache, die an sich unrechtmässig ist, nicht rechtmässig machen kann. Hierdurch wird aber immer nichts gegen die Gerechtigkeit der Strafe im Staate erwiesen; denn hier konnten und mussten die Bürger als ein augenscheinliches Mittel grösserer Sicherheit dem Regenten das Recht dazu im Vertrage übergeben. Die zweyte Erinnerung betrifft die von dem Vf. beliebte Eintheilung der Verbrechen. Er theilt nämlich sämmtliche Verbrechen in formelle und materielle, indem er unter jenen alle diejenigen Handlungen versteht, die schon durch ihre Form, wenn auch der Zweck unschädlich seyn sollte, strafbar werden, unter den materiellen aber die, deren Zweck auf eine Läsion des andern geht. Unter jenen trägt er die Verbrechen der Gewaltthätigkeit vor, die materiellen theilt er sodann weiter in eigentliche Staatsverbrechen, in Verbrechen mit gemeiner Gefahr, und in Verbrechen gegen Einzelne, die Verbrechen gegen Einzelne aber wieder in Verletzungen der Ehre, des Leibes (Verwundung und Tödtung) des Eigenthums (entweder durch eigentliche Entwendung oder ohne Entwendung durch strafbaren Eigennutz und Betrug) und in fleischliche Verbrechen, aus denen er eine eigne Klasse macht, weil sie unter mehr als Eine von den eben erwähnten gehören. Was zuerst die Eintheilung in materielle und formelle Verbrechen betrifft, so scheint diese Eintheilung der Verbrechen nach Form und Zweck dem Rec. nicht nur dunkel, sondern auch unzweckmässig, da die sogenannten formellen Verbrechen eben so gut unter die materiellen gerechnet werden können, indem man ihre Schädlichkeit eben so gut unter einen bestimmten Zweck, nämlich unter die Verletzung der Sicherheit und Ruhe des Staats durch Ausübung von Eigenmacht bringen kann. Die Verbrechen müssen wohl vielmehr objectivisch nach den verschiednen Arten der Läsionen, die dadurch verursacht werden, abgetheilt werden, und da kann man die sogenannten formellen Verbrechen sehr füglich, und mit mehrerer Deutlichkeit, unter die Verbrechen mit gemeiner Gefahr, mittelbare Staatsverbrechen, bringen. Sodann würde die richtige Beurtheilung der

Verbrechen und die Ueberficht des Ganzen gewonnen haben, wenn der Vf. eine eigne Klaffe von Polizeyvergehungen gemacht, und darunter vieles von dem, was er hier unter den wirklichen Verbrechen vorträgt, Beleidigungen der Religion, den gröfseren Theil der fleifchlichen Verbrechen, den ftrafbaren Eigennutz, kurz alle diejenigen Vergehungen gebracht hätte, die keine fchon natürlichen Verletzungen andrer find, fondern erft durch ein Staatsgefetz verboten werden. Die Verbrechen gegen die Freyheit andrer fehlen ganz, weil der Vf. fie unter den Gewaltthätigkeiten vorträgt; aber man follte die wichtigeren derfelben, wo der Schaden der Einzelnen von gröfserer Bedeutung ift, und mehr in Anfchlag kommt, als der Schaden des Staats durch die Gewalt, lieber als Läfionen der Freyheit unter den Privatverbrechen vortragen. Endlich würde Rec. auch die Verbrechen der Diener des Staats lieber unter den mittelbaren Staatsverbrechen, den Verbrechen mit gemeiner Gefahr, als unter den unmittelbaren Staatsverbrechen vorgetragen haben, und die unmittelbaren Staatsverbrechen blofs auf die Eingriffe in die Staatsverfaffung und die damit verknüpften Rechte des Regenten einfchränken. Sonft find die allgemeinen Grundfätze, befonders die Lehre von der Imputation und von den Milderungs- und Verfchärfungsgründen mit treffendem unverkennbaren Scharffinn ausgeführt; nur kann Rec. dem Unterfchied nicht beyftimmen, den der Vf. in Anfehung mancher Milderungs- und Verfchärfungsgründe zwifchen beftimmten und willkührlichen Strafen macht, fo dafs darauf nur in dem letzteren Falle, aber nicht in dem erfteren, Rückficht genommen werden folle. Nach Rec. Urtheil find alle die Gründe, die bey willkührlichen Strafen dem Richter die Strafbarkeit zu vermehren oder zu vermindern fcheinen, auch bey feftgefetzten Strafen vorhanden, und entweder mufs er in keinem Falle Rückficht darauf nehmen, oder er mufs es in beiden thun. Die Einwendung, dafs, wenn man bey feftgefetzten Strafen darauf Rückficht nehmen wollte, man die Willkühr des Richters zu fehr erweitern würde, kann gegen das ftärkere Gebot der Gerechtigkeit nicht in Anfchlag kommen, da, wo wirklich Urfachen dazu vorhanden find, die Imputation zu vermindern oder zu erhöhen, und ohnehin ift Rec. innigft davon überzeugt, dafs der Richter in der Criminaljuftiz fehr viel Willkühr behalten *mufs*. Hiernächft kann Rec. die Idee des Vfs. nicht zu der feinigen machen, als ob das *fogenannte Nothrecht*, d. h. die Verletzung eines Unfchuldigen aus Noth, um fich aus einer dringenden Leibes oder Lebensgefahr zu retten, ftraflos bleiben dürfe. Freylich wird man einwenden, dafs in folch einem Falle die Strafe doch nichts helfen, und die Furcht vor dem gegenwärtigen Uebel, dem man durch das Verbrechen zu entgehen ftrebt, die Furcht vor der künftigen Strafe immer überwiegen werde; aber man macht doch durch die Feftfetzung einer Strafe auf die Unrechtmäfsigkeit der Handlung aufmerkfam, und fo vollendet vielleicht die Idee der Unrechtmäfsigkeit die Abfchreckung, welche Furcht vor der Strafe allein nicht bewirken würde. Der fpecielle Theil, der von den einzelnen Verbrechen handelt, ift über allen Beweifen des Selbftdenkens nicht weniger reich, als der allgemeine. So ift z. B. unter den körperlichen Verletzungen vorfetzlich verurfachter Verluft des Vernunftgebrauchs als ein Verbrechen erwähnt, welches bisher immer nicht berührt zu werden pflegte; fo ift der Selbftmord ohne Strafe gelaffen; fo ift zwifchen Todtfchlag und Mord ein fcharfgezeichneter Unterfchied angenommen. Bey den fleifchlichen Verbrechen ift der Vf. fehr tolerant, indem er aufserehelichen Beyfchlaf und Concubinat, aufer dem Falle der Verführung, nicht beftraft wiffen will, wobey ihn freylich die im preufsifchen Gefetzbuch privilegirten Hurenhäufer beftimmen mufsten, mit denen fich aber Rec. nicht ausföhnen kann. Der Staat kann keine Wohnungen privilegiren, die eine Leidenfchaft begünftigen, die er verwerfen mufs, und eine Polizeyftrafe auf den unehelichen Beyfchlaf fcheint doch zur Beförderung der öffentlichen Ehrbarkeit nothwendig zu bleiben. Dafs die Blutfchande bey dem Vf. nach Anleitung des Gefetzbuchs auf wenigere Fälle als gewöhnlich eingefchränkt worden ift, verdient gewifs Beyfall. Vorzüglich gut ift der Theil von den Beeinträchtigungen des Eigenthums behandelt. Der Vf. hat hierunter auch die Betrügereyen mit vorgetragen, und ein eignes Kapitel den Befchädigungen des Eigenthums aus Muthwillen und Rache gewidmet. Unter den Verbrechen des ftrafbaren Eigennutzes, die gleichfalls hier ftehen, aber, wie fchon gefagt, gröfstentheils beffer unter Polizeyvergehungen ftehen würden, finden wir Betteley, Ueberfchreitungen der Taxe, Büchernachdruck, Stiftung von Uneinigkeit in Familien, Erbfchleichung und unerlaubte Contracte, d. h. folche, die zwar mit Einwilligung, aber zum grofsen Nachtheil des andern gefchloffen werden, lauter Gegenftände, die von den Gefetzgebern gewöhnlich unberührt blieben. Unter den Verbrechen der Diener des Staats finden wir eigenmächtige Verlaffung des Amts und liederliche herabwürdigende Aufführung der Beamten als eigne Vergehungen aufgeführt. Auch der peinliche Procefs ift gut gearbeitet; nur gefällt es Rec. nicht, dafs die Lehre vom Beweis und Anzeigen vorne im allgemeinen Theil, und nicht im Procefs, vorgetragen worden ift. Freylich braucht man zum Verftändnifs mancher Sätze in den einzelnen Verbrechen einige allgemeine Begriffe von Anzeigen; diefe laffen fich aber mit wenigen Worten geben, ohne deshalb die ganze Lehre vom Beweis im voraus vorzutragen, die zum vollftändigen Zufammenhang des Proceffes offenbar erft unter diefen gehört. Was übrigens den Gebrauch diefes Werks als Lehrbuch betrifft, fo wird es nur auf preufsifchen Akademieen zu diefem Behuf angewender werden können, da, wie fchon bemerkt worden, das allgemeine deutfche Criminalrecht fich unter dem preufsifchen zu fehr verliert.

Lund, gedr. b. Lundblad: *Tviflemåls Lagförenheten utur Sveriges Lag och Stadgar utdragen och författat* (*Lehrbuch der bürgerlichen Rechtsgelehrfamkeit, aus dem fchwedifchen Gefetzbuch und gefetzlichen Verordnungen* ausgezogen und verfafst) *af Lars*

Lars Tengwall, Juris Professor vid. Kongl. Carolinska Academien. 1794. 1 Alph. 3 Bog.

Ebendaf.: *Anmarkningar til Giftermåls Balken (Anmerkungen zu dem Kapitel des schwed. Gesetzbuches von der Ehe,* von *L. Tengmalm*, Prof. der Rechte zu Lund. 1794. 9 Bog. 4.

Das erste Werk enthält die Elemente der schwedischen *Jurisprudentia civilis.* Freylich keine philosophische Darstellung des Geistes der schwedischen Gesetzgebung, auch keine eigentlich gelehrte oder elegante Jurisprudenz. Aber doch immer brauchbar sowohl in Schweden, im bürgerlichen Leben und bey Processen, als auch für Ausländer, um daraus wenigstens die Abweichungen des schwed. Gesetzes von den in andern Ländern üblichen kennen zu lernen. Es herrscht in dem, was da ist, eine gewisse Präcision der Ideen und des Ausdrucks, und das Ganze ist allerdings zum praktischen Gebrauch zweckmäfsiger, als die ältern viel schulgelehrtern Lehrbücher eines *Nehrmans*, der hernach unter dem Namen *Ehrenstråle* geadelt ward, oder *Franks*. Nach einer Einleitung von den natürlichen Rechten des Menschen und dem Endzweck der Gesetze überhaupt, sind die übrigen Materien in drey Abtheilungen geordnet und vorgetragen. S. 324. findet man, als Beylage, ein meisterhaftes Bedenken des ehemaligen schwed. grofsen Dichters *Stiernhielm*, welcher auch einige Zeit Hofsgerichtspräsident in Dorpat war.

Die Anmerkungen zu dem ersten Buch des schwed. Gesetzes von der Ehe, sind auf eben die Art, wie das Lehrbuch selbst ausgearbeitet, nämlich blofs elementarisch. Es wird darin in 6 Kapiteln von der Ehe überhaupt, dem Verlöbnifs und der Aufhebung desselben, dem Aufgebot, der Trauung, und der Ehescheidung gehandelt. Alles ist sehr deutlich vorgetragen, und dabey auf das, wobey man in dieser Materie sich so oft auf die Bibel beruft, Rücksicht genommen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Neu-Ruppin, b. Kühn: *Ulrich der Beichlinger.* Ein kleiner Roman aus der Vorzeit, von *Müller.* 1795. 93 S. 8.

Ebendaf.: *Jobs von Luthersborn, oder Verbrechen aus Habsucht.* Eine Kunde der Vorzeit. Von *Müller.* 74 S.

Beide sind allein und auch zusammen unter dem Titel zu haben:

Kunden der Vorzeit. Erstes Bändchen. (10 gr.)

Weder die Erfindung noch die Ausführung dieser Erzählungen verdienen Beyfall, am allerwenigsten die Art, wie Hr. M. die Leidenschaften behandelt. Sie äufsern sich bey ihm meistens durch leere Worte und durch Gemeinplätze. Wir setzen zum Beweise Juttens Lied her. S. 14. im *Jobs von Luthersborn:*

Ach Ludwig ach! in diesem Ulmenhaine
Safs ich und du voll Lust!
Sieh, wie ich jetzt um dich mit Schmerzen weine
Und mit beklemmter Brust!

Wo sind sie nun der Jugend goldne Tage?
Wo jene frohe Zeit?
Den Freuden gram, lieb' ich nur bange Klage!
Hätt ich mich nie gefreut.

Wo sind sie hin, die hohen *Seligkeiten!*
Wo jene Wonne hin?
Einst war ich froh mit dir bis zum *Beneiden*
Jetzt trauert Herz und Sinn!

Ach! käme bald des Lebens letzte Stunde,
Der letzte Augenblick!
Dann blutete nicht mehr die Sehnsuchtswunde:
Dann fühlt' ich neues Glück.

Was für eine dürftige Phantasie! Der Vf. hat zuverlässig nicht die geringste Anlage zur Dichtkunst.

Leipzig, b. Jacobäer: *Romeo und Julie,* ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Shakespeare frey fürs deutsche Theater bearbeitet. 1796. 134 S. 8.

Der Vf. bittet bey der Beurtheilung nicht zu vergessen, dafs seine Arbeit blofs für die Bühne bestimmt sey. Allein wie müfste unser theatralisches Publicum beschaffen seyn, wenn eins der schönsten Meisterwerke des gröfsten dramatischen Genie's alter Zeiten und Völker erst zum Matten, Alltäglichen, Frostigen, und (wenn das Interesse hier nicht so fest in die historischen Grundfäden der Handlung verwebt wäre, dafs eine noch so verfehlte Ausführung es nicht ganz zu Grunde richten kann,) zum völlig Gleichgültigen herabgesetzt werden müsste, um auf unsre Bühne gebracht zu werden? Shakespeare arbeitete selbst für Zuschauer, nicht für Leser, und *Romeo* ist nach einem so regelmäfsigen Plane entworfen, dafs es noch weniger als seine meisten übrigen Stücke einer vorsichtig ordnenden und ausbessernden Hand bedurfte. Die Frage, ob die Einmischung komischer Darstellungen, wenn sie, wie im Romeo, nicht in den ernsthaften Scenen vorkommen, sondern mit ihnen abwechseln, und ganz aufhören, wo die Handlung eine eigentliche tragische Wendung nimmt, den Eindruck schwächt; ob sie nicht vielmehr in dieser umfassenden dramatischen Form ganz an ihrer Stelle ist, möchte nicht so entschieden seyn, als der Vf. glaubt. Mercutio, diese herrliche Geburt genialischer Laune, ist weggeblieben; an die Stelle der meisterhaft gezeichneten Amme eine unbedeutende Kammerfrau gesetzt. Romeo's erste Liebe, so zweckmäfsig sie ist, hat diesem Bearbeiter auch Anstofs gegeben. Dagegen müssen sich die beiden Liebenden in der Kirche zuerst gesehen haben, wodurch die Scene auf dem Balle allen Reiz verliert. Wie sich der Chor- und Grabgesang aus Gotters Oper hieher verirrt hat, ist schwer zu sagen. Statt des raschen Wortwechsels und Gefechtes zwischen Paris und Romeo, ist hier eine weitläuftige Scene, wo dieser jenen auf eine abgeschmackte Weise einladet, ihn umzubringen. Die nicht neue Idee, Julien erwachen zu lassen, da Romeo schon das Gift genom-

nommen hat, aber noch lebt, ist hier angebracht, doch unglücklich benutzt. Die auf dem Titel angekündigte *Freyheit* erstreckt sich übrigens nicht blofs auf die Oekonomie des Stücks, sondern auch auf den Dialog, der überall durch Auslassungen und Zusätze geschwächt, verstümmelt und entstellt worden ist. Wenn der Mönch Romeo'n über die Verbannung tröstet:

I'll give thee armour, to keep off that word;
Adversity's sweet milk, philosophy,
To comfort thee, though thou art banished.

so heifst es hier: „Armer Sohn! du dauerst mich! „Aber ich will dir einen Trost geben, der dich gewifs „beruhigen wird: *Religion!* die wird dich aufrecht „erhalten." So sehr aber fast alle Spuren von Shakespeare's Geist ausgelöscht sind, so grofs bleibt immer noch das Mifsverhältnifs zwischen dem Entlehnten und des Bearbeiters eignen Erfindungen. Er läfst Julien die Rede des Mönchs, worinn er ihr den Schlaftrunk vorschlägt, einigemale unterbrechen. „Wie mein „Vater? wenn man mich aber" — Der Gedankenstrich läfst sich in diesem Zusammenhange nicht wohl anders ausfüllen, als: „wenn man mich aber vorher secirte?" Was der Vf. dem Original von Schönheiten des Stils geraubt, weifs er vielleicht selbst nur sehr unvollständig: er scheint es nur aus Uebersetzungen zu kennen. Wir verweisen ihn deswegen auf das 3te und 4te St. der *Horen* von diesem Jahre.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Breslau*, b. Korn, dem Aelt.: *Abhandlung über die Elasticität oder Spannkräfte des Körpers*, von *Anton Bach*, Phil. Mag. und Med. Doct. 1794. 32 S. gr. 8. (1 gr.) Der Rec. dieser kleinen Schrift hat während des Lesens derselben mehr als Einmal auf das Titelblatt zurückblicken müssen, um sich zu überzeugen, dafs so etwas in unsern Tagen von einem Arzte könne geschrieben werden. Es ist zweifelhaft, ob der Vf. einer solchen Schrift, der von den Kräften, durch deren Wirkung die thierische Haushaltung besteht, durchaus keinen Begriff, und an deutlichen Begriffen überhaupt grofsen Mangel hat, oder das arme Publicum, dem man solche Aerzte und solche Schriften hietet, mehr zu bemitleiden ist.

Das dunkle Gefühl von der Unzulänglichkeit des alten Humoralsystems zur Erklärung des gesunden und des kranken Körperzustandes scheint den Vf. auf den Irrweg geleitet zu haben, auf welchem er in der vermehrten oder verminderten Elasticität des Körpers den zureichenden Grund der Gesundheit und Krankheit, und in der Wiederherstellung der verlornen Spannkraft das Heilmittel der meisten Krankheiten sucht. Dafs der Körper keine todte, sondern eine lebende Maschine sey, davon scheint er nie gehört zu haben. Wer glaubt," sagt er S. 7., dafs ich unter Temperament eine gewisse bestimmte Spannung des Körpers verstünde, welche den Grund von verschiedenen Neigungen in der Seele und von Bewegungen in dem Körper in sich enthält, den kann ich im Ernste versichern, dafs er sich in seinem Glauben nicht geirrt habe. Daher ist die Elasticität des Körpers der wesentliche Grund der Kreisbewegung aller Säfte, und dasjenige Wesen, worüber die Natur unmittelbarer Weise zu gebieten hat, wodurch sich auch die meisten Geheimnisse und wunderbarsten Wirkungen bestimmen lassen." — „Daher pflege ich diejenige Beschaffenheit des Körpers, welche ihr Daseyn einer gehörigen Spannung schuldig ist, nach meinem Begriffe(?) die Gesundheit zu nennen. Hingegen diejenige Beschaffenheit des Körpers verdient nur die widernatürliche geheifsen zu werden, welche entweder von gar zu schlaff gewordenen, oder von allzusteifen und ausgetrockneten oder auch von krampfhaft zusammengezogenen festen Theilen ihren eigentlichen Ursprung zu nehmen gewohnt ist." — Nun noch ein kleines Pröbchen von der Art, wie der Vf. diese seine sogenannten Begriffe anwendet: „Wer sich," sagt er S. 13., „saurer und scharfer Speisen öfters bedienet, wird sich nichts gewissers, als eine merkliche Stärke des Körpers zuziehen, weil scharfe und saure Sachen die Vollblütigkeit vermindern, indem sie, vermöge ihrer Schärfe, die zur Auswerfung und Absonderung bestimmten Werkzeuge reizen, so, dafs die auszuwerfenden Feuchtigkeiten in gröfserer Menge abgeführet werden. Da nun auf diese Art das Blut vermindert werden mufs, so kann man leicht einsehen, dafs der Körper so leicht in keine Schwäche verfallen könne." — Bedarf es mehr, um zu zeigen, wie düster es im Kopfe dieses Scribenten aussehen, und wie er so ganz und gar mit dem dermaligen Zustande der Wissenschaft unbekannt seyn mufs.

Geschichte. Ohne Druckort: *Kritische Geschichte des Exarchats und Herzogthums Roms.* 1792. 86 S. Es ist nicht sehr bescheiden, dafs der Vf. diese kleine Schrift als einen *wichtigen* Beytrag zur Beleuchtung der Kirchen- und Reichsgeschichte betrachtet wissen will; noch weniger, dafs er sie auf dem Titel eine *kritische* nennt. Man erhält, aufser einigen witzigen und bittern Stellen aus französischen Schriftstellern neuerer Zeiten, nur das bekannteste über diesen Gegenstand, aus Mosheim, Häberlin etc. Man kann diese Bogen zu den vielen unter Josephs II Regierung erschienenen freymüthigen östreichischen Flugschriften legen, und die ganze Sammlung derselben nun binden lassen, mit dem Rückentitel: *Ubi sunt gaudia?*

Philologie. *Weimar: C. A. Böttiger Prolusio altera: Quid sit, docere fabulam, e monumentis antiquis.* 1796. 15 S. 4. Aus den vielen alten Kunstwerken, welche das Theaterwesen der Alten angehen, hat der Vf. nur einige zur Erläuterung ausgewählt, welche zum Gegenstand die sogenannte Didaskalie oder den Unterricht haben, den der Schauspieldichter den Schauspielern ertheilt, und die Anordnung von allerley Dingen, die auf die Aufführung der Stücke Bezug haben. Beyläufig werden sehr belehrende Anmerkungen eingestreut über Theatermalerey und Theaterverzierung, über Veränderung der Scenen und Coulissen, über die Art, womit man den Tact zum Gesang des Chors angab, welches anfangs durch Holzschuhe, κρουπεζια, dann durch eiserne, bey den Römern durch das *Scamillum* oder *Scabillum* geschah. Auch die Anm. über die Beybehaltung der Masken und der Bekleidung, die für jedes Schauspiel bey der ersten Aufführung eingeführt waren, verdient nachgelesen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. August 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Regensburg, b. Montag u. Weiſse: *Mitwirkung zur Reformation der Liturgie in der proteſtantiſchen Kirche*, von *Georg Heinrich Lang*. 1792. 432 S. 8.

Da der Titel nicht deutlich genug ſagt, was in dem Buche enthalten ſey, ſo hält Rec. ehe er auf Beurtheilung kömmt, ſich um ſo mehr verpflichtet, anzugeben, was er in demſelben fand. Und dies iſt folgendes: A. Statt Einleitung eine Predigt, welche am 3. p. Epiph. — nicht über das Evangelium, auch nicht über einen andern beſonders angeführten Text, ſondern über die als bekannt vorausgeſetzte Geſchichte der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel gehalten worden. Sie handelt von der Verbeſſerung und Vervollkommung der Religion; wozu jeder Chriſt alles Mögliche eifrigſt beytragen ſollte. B. Beſchreibung der Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrungen zur Unterhaltung der Andacht Ihro Durchl. der Frau Erbprinzeſſin von Thurn und Taxis. Hier zuförderſt, auſser einigen Winken in Rückſicht auf die Hinderniſſe, welche liturgiſchen Verbeſſerungen entgegen ſtehen, eine von Rec. ſehr gefühlte Beſchreibung ſeiner (des Vf.) vormaliger Verlegenheit, als ihn noch liturgiſcher Zwang feſſelte. Dann die Beſchreibung ſelbſt, wovon dies das Weſentlichſte iſt. Der Vf. bemüht ſich, daſs Geſang, Predigt, Vorleſung, Gebet in genaueſter Verbindung ſtehn, und dieſe verſchiedenen Theile der Gottesverehrung ein harmoniſches Ganzes ausmachen. In dieſer Rückſicht werden ſelten ganze Lieder geſungen, ſondern meiſtens nur Strophen, welche auf dem Liederzettel bemerkt werden. Zuweilen erlaubt ſich der Vf. einige Veränderungen, dichtet auch zu Zeiten ſelbſt einige Strophen, oder entlehnt ſolche aus fremden Liederſammlungen; in welchen letztern Fällen die ganzen Strophen abgedruckt werden. Bisweilen läſst der Vf. blos das Chor ſingen, welches auf den gedruckten Zetteln ebenfalls leicht bemerkt werden kann. Bey den Predigten legt der Vf. nicht immer die hergebrachten Texte zum Grunde; aber er vernachläſsigt ſie auch nicht ſo, daſs er nicht oft Veranlaſſung zu ſeinen Vorträgen daraus hernähme. Er predigt bald über die gewöhnlichen Sonntagstexte, bald über andere Texte — nach innerlicher, oder äuſserlicher Stimmung. Bisweilen wird auch bloſs über eine bibliſche Wahrheit geredet; und bisweilen ein kernhafter Ausdruck aus einem Geſange zum Grunde gelegt. Gemeiniglich wird der Text, wenn er aus der Bibel hergenommen iſt, gleich Anfangs dem Vortrage eingewebt, ohne auf der Kanzel vorgeleſen zu werden. Beſteht derſelbe indeſſen aus mehrern Verſen, ſo pflegt der Vf. ihn am Altar vorzuleſen. Mit Geſang durchflochtene Predigten, nach Salzmanns Art, hat der Vf. etliche gehalten, und groſsen Eindruck davon verſpürt; aber eben darum will er auch haushälteriſcher damit umgehen, um auf jenen Eindruck zu rechter Zeit deſto ſicherer rechnen zu dürfen. Vor der Predigt, nach dem erſten Geſange, hört die Gemeinde abwechſelnd einen bibliſchen Zuruf, ein anpaſſendes Capitel oder Abſchnitt der h. S. vorleſen, oder auch eine kurze Anrede, wobey zu bemerken iſt, daſs bey vorzuleſenden Texten der Vf. ſich immer ſeiner eignen Ueberſetzungen bedient; es wäre denn, daſs in der lutheriſchen Ueberſetzung ſich etwas befände, was Miſsverſtand veranlaſſen könnte, welchen der Vf. in der Predigt zu heben gedenkt. Das Gebet, nämlich das ſogenannte allgemeine Kirchengebet, lieſt der Vf. nicht nach einem oder etlichen Formularen, die er ſelbſt entworfen hätte, oder aus Magazinen und ſonſt entlehnte, ſondern verfaſst es jedesmal, oder doch meiſtens ſelbſt — mit möglichſt genauer Anpaſſung auf die übrigen Theile des Gottesdienſtes — wo möglich, unter Benutzung ſolcher Stunden und Augenblicke, worinn das Gemüth der Empfindung, wodurch das Gebet belebt wird, fähiger iſt. Einem gewiſſen *Rythmus*, den der Vf. in den Gebeten zu beobachten ſich beynahe ſchon gewöhnt hat, ſchreibt ers zu, daſs das Publicum ſeinen liturgiſchen Gebeten eine beſondere Zufriedenheit ſchenkt. Gemeiniglich läſst ers auf die Predigt folgen; aber er ſchlieſst es auch nicht immer an dieſelbe an, ſondern läſst es bald, nach dem erſten Geſange, vor derſelben hergehen, bald, nach einem Zwiſchengeſange, darauf folgen; bald wird, vor der letzten Strophe, welche geſungen wird, der ganze Gottesdienſt damit beſchloſſen. Sowohl vor dem Altar, als auf der Kanzel wird es geſprochen. Das V. U. ſpricht der Vf. aus Gründen, die ein jeder leicht denken kann, ſelten. Beichte und Abſolution hat der Vf. nicht; auch keine ſonntägliche Vorleſung des Dekalogus. Statt der jüdiſch-prieſterlichen Seegensformel, in deren unveränderter Beybehaltung der Vf. eine mächtige Stütze des Aberglaubens erkennt, ſpricht der Vf. ſeine Seegenswünſche in verſtändlichern Ausdrücken. Die bisherigen Betſtunden beſtunden in aſcetiſchen Vorleſungen über Abſchnitte der Bibel, und waren übrigens von der Einrichtung des Sonntagsgottesdienſtes nicht verſchieden. Die Abendmalsfeyer iſt kein Anhängſel der Predigten, ſondern ein eigner Gottesdienſt. Durch eine mit Geſang abwechſelnde Vorleſung ſucht der Vf. die Gedanken, Empfindungen und Geſinnungen zu erwecken und zu erhalten, welche der Abſicht

des Instituts gemäfs sind. Die Communicanten versammeln sich in die Sacristey, gehen in Procession in den Chor hinaus, und formiren daselbst vor dem Altar einen halben Zirkel; die Frauenspersonen sämmtlich sitzen, die Mannspersonen stehen. Unter der Austheilung der Symbole steht die ganze Versammlung; der Prediger, unser Vf., reicht Brod und Wein, im Kreise umher gehend, unter abwechselnden kurzen Anreden, und zuletzt sich selbst. C. Predigten, an der Zahl acht. — D. Drey Umschreibungen des V. U. andere Gebetsformeln, 34 an der Zahl; wozu noch etliche Herzenserhebungen, Anreden und Segnungen beym Anfange und Schlusse des Gottesdienstes kommen. — E. Etliche Vorlesungen machen den Beschlufs. Unser Urtheil kann, was den, obgleich nicht gröfsesten, doch merkwürdigsten Theil des Werks — die Beschreibung der vom Vf. eingerichteten Gottesverehrungen — betrifft, nicht anders, als ganz zu Gunsten desselben ausfallen. Darinn sind die Leser dieses Aufsatzes gewifs mit Rec. einverstanden. Simplicität und Mannichfaltigkeit sind darinn aufs weiseste verbunden. Denkt man sich nun hinzu einen Mann, der alle Theile des Plans gehörig umfafst, so wird durch die Ausführung desselben gewifs viel Gutes gestiftet. Dafs der Vf. nur dann bey Vorlesung biblischer Texte sich der lutherischen Uebersetzung bedient, wenn in derselben etwas enthalten ist, was einen Misverstand veranlassen könnte, den der Vf. im Vortrage zu heben gedenkt, scheint Rec. kaum einer Rüge zu bedürfen, indem der Vf. es leicht selbst einsehen wird, dafs er denselben Zweck auch dann erreichen könne, wenn er sich gleich überall seiner eignen Uebersetzung bediente; womit übrigens Rec. aus mehrern Gründen nicht so ganz zufrieden ist; aber auch, wenn es hin und wieder, und zwar an schicklichen Orten geschieht, dagegen nicht zu streiten wagt, indem durch eine solche Freyheit der blinden Verehrung gegen die lutherische Uebersetzung bey dem gemeinen Manne Gränzen gesetzt werden. Mit eingeschränktem Beyfall sieht Rec. sich genöthigt, sich über die in dem Werke enthaltenen praktischen Beyträge zu erklären. Die Predigten etwa die vierte und fünfte ausgenommen, scheinen sich durch nichts, als etwa durch ihre freyere Form auszuzeichnen. Da dieses Urtheil etwas hart klingt, so müssen wir es wenigstens durch etliche Nachweisungen bestätigen. So ist also bey der ersten, statt Einleitung dienenden Predigt das Thema zu paradox ausgedrückt. In der sechsten Predigt, welche bey Gelegenheit eines hohen Besuchs gehalten worden, ist der Eingang zu allgemein; die Gegensätze im Vortrage selbst, wie sonst häufig, zu hart; stellenweise der Vortrag zu süfslicht. Vgl. S. 167—169. In der achten Predigt, in welcher der Vf. aus dem Charakter einer lebenden deutschen Fürstinn Veranlassung nimmt zu zeigen, dafs man sich durch nichts sicherer einen guten und grofsen Namen machen könne, als durch wahre Menschenliebe, scheint er zu vergessen, dafs man in Predigten nicht den Hofmann, sondern den geistlichen Redner zu erblicken wünscht. Dieselbe Erinnerung trifft auch mehrere Gebete. So heifst es S. 293: — und pflege ihrer, wie sie die Blumen pflegt, in welchen sie dich, ihren Schöpfer, liebt. Imgleichen: Wäre uns dieser Tag im tiefsten Leide angebrochen — Trost und Ruhe würde der Gedanke: Jesus lebt! in die Herzen seiner gläubigen Verehrer giefsen! Aber sehet! was der Gott der Liebe an uns thut! Freudig lafst er uns wieder, seinen heiligen Namen anzubeten, uns um unsre vielgeliebte Fürstin her versammeln, wie sich des Erstandenen Jünger um den ihnen neugeschenkten treuen grofsen Freund traulich her versammelten. Welche letztere Stelle wohl nicht hinlänglich dadurch entschuldigt wird, dafs sie zu einem Gebete gehört, welches am Osterfeste, bey der ersten Gottesverehrung nach der Entbindung der Durchl. Erbprinzessinn, im Cabinette gesprochen worden. Ueberhaupt scheint der Vf. zu sehr nach dem Feyerlichen zu streben. Daher entstehen Stellen, wie folgende: Vater! erlös uns vom Uebel! von jeder drohenden Noth, von jeder Bedrängnifs und Furcht, und vom Tode in jeder Gestalt. — — O wohl dann unserm Fürsten und unsrer lieben Erbprinzessinn und ihrem Gatten. O wohl dann ihrem Kinde, das nun bald sein Schöpfer aus dem verborgenen Heiligthume der Natur hervorruft an das Licht der Welt. Heil ihm! Es kömmt in seinem Namen — und Heil der Mutter bis es kömmt. Beide Stellen aus Umschreibungen des V. U. Dafs mehrere Gebete stellenweis zu wortreich sind, wollen wir nicht rügen. Aber daran müssen wir zum Schlufs den würdigen Vf. noch erinnern, dafs er künftig genauer zwischen dem Rythmus, der die ungebundene Schreibart wohlklingend macht, und zwischen dem, der für die gebundene Schreibart gehört, unterscheide. Das weniger gebildete Ohr mag dabey nichts empfinden; aber wenn man auf ganze Seiten stöfst, wo man Hexameter zu hören glaubt, die doch wirklich nicht da sind, so verursacht dies einem auf wahre Feinheit des Rythmus abgerichteten Ohr eine unbefriedigende Täuschung. Das zweyte, nach einem lavaterischem Liede bearbeitete Gebet ist vortrefflich. Bey den Vorlesungen hat Rec. nichts besonders zu erinnern. Nur folgende Ausdrücke: der nürnbergische *bleyerne* Katechismus; S. 31; Als ich in diesen Tagen darüber nachdachte, was ich heute, den Umständen gemäfs, zur Unterhaltung unsrer Andacht, aus dem Schatze göttlicher Wahrheiten *hervorlangen* wollte S. 92; Sind wir des Lahmen *Fufs* S. 121; Ich rede jetzt, Durchl. F. *aus Eingebung* Ihrer geliebtesten Tochter S. 126; empfiehlt Rec. noch des Vf. eigner Prüfung. Die Hinweisung darauf, nebst den übrigen documentirten Erinnerungen, mag wenigstens so viel beweisen, dafs Rec. es bey Durchlesung des Werks nicht habe an Aufmerksamkeit fehlen lassen.

Hannover, b. Ritscher: *Entwurf eines christlichen Religions-Unterrichts für die Jugend in gebildeten Ständen*, von J. L. *Ewald*. 1793. 208 S. 8. (12 gr).

Dieser Aphorismen hatte sich Hr. E. als eines Leitfadens bei dem Unterrichte des Prinzen *Casimir August von der Lippe* bedient, und weil er glaubte, es würden auch andere Lehrer, welche junge Leute aus gesitteten

Stän-

Ständen zu unterrichten haben, Gebrauch davon machen können: so entschloss er sich, ihn durch den Druck gemeinnützig zu machen. Für Anfänger ist dieser Entwurf nicht bestimmt, sondern für solche, die in der Religionserkenntniss schon etwas weitere Fortschritte gemacht haben. Und auch diesen dürfte er, ohne einen geschickten Lehrer zur Seite zu haben, der sich in die Gedankenreihe des Vf. hineinzudenken und die mancherley bedeutenden Winke zu benutzen wüsste, nicht in die Hände gegeben werden. Es liessen sich auch, beiläufig angemerkt, sehr gut akademische Vorlesungen über populäre Dogmatik darüber halten. Der dogmatische Theil ist in der Geschichtsform vorgetragen. Der Vf. zeigt darin, welchen Gang die Vorsehung, in der allmähligen Erziehung des Menschengeschlechts, von den frühesten Zeiten der Welt an, genommen hätte, und wie sie endlich, durch Christum, den grosen Plan einer allgemeinen Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts ausgeführt habe. Bey der jüdischen Geschichte, so weit sie der Vf. zu seinem Zwecke anzuwenden für nöthig hielt, hat er manche vortreffliche Bemerkung von *Michaelis, Hess* u. a. benutzt. Die wichtigen Paragraphen, welche von Jesu und dessen Erlösungswerke handeln, sind frey von allem systematischen Zwange: sie enthalten blos einen fruchtbaren gedrängten Auszug der Lehren und Geschichte Jesu aus den Evangelisten. Herr E. hat eine Menge biblische Stellen, die für seinen Zweck zu seyn schienen, in extenso hingesetzt, und, was wir sehr billigen, nicht immer nach der Lutherischen, sondern auch nach der Bahrdtischen, der Zürcher, und andern bessern Uebersetzungen. Wir misbilligen aber, dass er meistentheils, weder die Bücher noch die Kapitel und Verse angegeben hat, welches gewiss mancher Lehrer mit uns vermissen wird. Der praktische Theil dieses Buchs hat Rec. ganzen Beyfall. Der wichtige Zweck des Christenthums ist sehr richtig darin angegeben und entwickelt. „Der Zweck des Christenthums, heisst es S. 114. ist *durchaus keine Wissenschaft*, sondern *sein Zweck ist Handlung, That. Alle* Lehren des Christenthums zielen blos dahin, *Gesinnungen* in dem Menschen zu wecken, die *fruchtbar an guten Thaten sind.*" Ueber die Selbstliebe, welche in andern Lehrbüchern dieser Art zu den *Pflichten* gerechnet wird, urtheilt Hr. E. ungleich richtiger. „Selbstliebe (S. 136.) ist nicht *befohlen*, sondern *vorausgesetzt*, weil sie dem Menschen natürlich ist, und weil *Liebe* überhaupt nur *gelenkt, gereinigt, erweitert*, aber *nicht befohlen* werden kann." Vortrefflich ist dasjenige, was S. 195. mit edler Freymüthigkeit, über die Pflichten der Obrigkeit gegen die Unterthanen gelehrt wird. Bey dem allen muss Rec. aber auch gestehen, dass es verschiedene Behauptungen des Vf. nicht unterschreiben möchte. Dahin gehört z. B. S. 17. dass der erste Mensch *Sprache* und *Begriffe* unmittelbar von Gott empfangen habe. S. 26. „Gott lässt sich durch *Gebet* bestimmen, auch da nicht zu strafen, wo er *wollte*." Vielleicht hat sich Hr. E. nur unbestimmt ausgedrückt. Denn der Gedanke, wie er hier steht, führt theils zu abergläubischen Vorstellungen von dem Gebete, theils würdigt er die Gottheit zu einem menschlichen Wesen herab. — Dass einige Weissagungen des A. T. bis jetzt noch unerfüllt geblieben (S. 41.) wird ihm kein Exegete, der in den Geist der Propheten eingedrungen ist, zugestehen. Ueberhaupt scheint Hr. E. seine Begriffe von Prophezeyungen noch nicht genug berichtigt zu haben. Die Vorstellung von Gott unter dem Bilde eines *Vaters*, sollen wir blos der Lehre Jesu zu verdanken haben! Dies wird freylich in mehrern Schriften dieser Art behauptet; es ist aber zu verwundern, wie man z. B. die Worte Ps. 103. hat vergessen können „wie sich ein *Vater erbarmt über seine Kinder* u. s. w. Dass die Offenbarung Johannis eine Weissagung vom *Ende der Welt* sey, vertheidigt Hr. E. in einem so absprechenden Tone, als wenn auf die neuesten Erörterungen derselben, z. B. des vortrefflichen *Eichhorn*, gar keine Rücksicht zu nehmen wäre. S. 96. befindet sich eine Floskel, die dem Leser sogleich zuruft. „*Ich bin Ewalds!*" „Das Uebel (der Fall des Menschen) war Gift in des weisen Arztes Hand. *Satan musste die Schale zerbrechen, damit sie hervorkomme, die köstliche Perle!*" S. 100. „Wir haben noch Schriften gegen das Christenthum aus dem Anfang (e) des 3ten und 4ten Jahrhunderts, die allerley Einwendungen machen, aber die Wahrheit der Erzählungen wagen sie nicht zu läugnen. *Celsus, Porphyrius, Hierokles.* „Wer besässe denn heut zu Tage diese Bücher? Vom *Celsus* haben wir nichts weiter, als was *Origenes* in seiner Widerlegung aufbewahrt hat. Was er darin wegzulassen für gut befunden, können wir nicht wissen. Das Werk des *Porphyr, κατα χριστιανων*, ist unter den Kaisern Constantin und Theodosius mit allen seinen damaligen Widerlegungen aus der Welt geschafft worden. Was endlich den *Hierokles* betrifft, so würde es hier zu weitläuftig zu untersuchen seyn, *ob, wenn* und *was er* geschrieben habe. S. 110. „Gegen eine historisch erwiesene Sache gelten keine Beweise (Zweifel) ob das auch so seyn *könne*, oder wahrscheinlich sey." Welch eine Behauptung! Jede Legende muss sonach geglaubt werden, wenn sie sich in alten Urkunden befindet, sie mag *möglich* seyn, oder nicht? Hr. E. hat unstreitig nicht bedacht, was für absurda hieraus folgen können, und folgen müssen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

St. Pölten, b. Lorenz: *Abhandlung über die Pflichten und Rechte der Aebte.* Nach den Grundsätzen des Natur- und Kirchenrechts. Vom (von) *Aemilian Janitsch*, Benedictinerordens, Mitgl. des weltber. Stiftes zu Monte Cassino, und der uralten Abtey zu St. Nikolo in Sizilien Dekan. 1793. 128 S. 8.

Die Versicherung des Vf. auf seinen Reisen den Unterschied zwischen den Aebten in Deutschland und in andern Reichen kennen gelernt zu haben, und das Versprechen, in dieser Schrift seine langen Erfahrungen freymüthig mittheilen zu wollen, er-

weckt eine vortheilhaftere Idee von dem Inhalte dieſer kleinen Schrift, als man aus der Leſung derſelben zurückbringt. Das allergewöhnlichſte, was die ausführlichern Lehrbücher des kanoniſchen Rechts über die Kloſterprälaten enthalten, iſt hier in einer nicht ſehr gefälligen Schreibart wiederholt; eingemiſcht ſind hie und da hiſtoriſche Bemerkungen, vornehmlich über neuere Anſtalten im Mönchsweſen unter Joſephs II. Regierung.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermiſchte Schriften. *Jena*, in d. acad. Buchh.: *Trauerrede bey der Beerdigung Franz Ludwigs, des Weiſen, Fürſtbiſchoffs zu Bamberg und Würzburg* etc. im hohen Dom zu Würzburg d. 5. März im J. 1795. (gehalten) von *Franz Berg*, Prof. zu Würzburg. 1796. 83 S. 8. Der Gegenſtand dieſes Panegyricus iſt ſo ſelten, ſo verehrenswerth, und ſo wahr dargeſtellt, daſs vielleicht beym erſten Durchleſen nicht ein jeder auch die Form des Redners zugleich nach Verdienſt ſchätzen wird. Faſt durchaus hatte er nichts als Thatſachen anzuführen, durch welche ſich Franz Ludwig ſelbſt ſein Denkmal errichtet hat. Eine derſelben drängt die andere; und ſo iſt die ganze Rede eben ſo ſehr ein reichhaltiger Beleg für den Hiſtoriker, als ſie in ihrer Form ein ſchönes Beyſpiel von würdiger Anwendung der Canzelberedſamkeit iſt. In beiden Rückſichten wird ſie für jeden Bamberger und Würzburger eine der Aufbewahrung würdige Schrift ſeyn, durch die er ſich und der Nachwelt die Erinnerung an einen Fürſten, welcher ſeiner Regierung im eigentlichen Verſtand ſein Leben aufgeopfert hat, noch ſpäterhin erneuere; aber zugleich auch eine Beylage, die das Andenken an einen ſo verdienſtvollen, ſelbſtthätigen, aufgeklärten und religiöſen Fürſten bey jeden Deutſchen verewigen kann, deſſen Vaterlandsliebe ſich nicht an Schmeicheleyen und erzwungene oder erkünſtelte Lobpreiſungen gewöhnen läſst, deſto herzlicher aber das wahre Verdienſt auf und neben dem Thron verehrt und zur allgemeinen Nacheiferung hoch ausgezeichnet wünſcht.

Der Redner, welchen bekanntlich der Verſtorbene ſelbſt vor einigen Jahren zum öffentlichen Lobredner der wahren Aufklärung vor ſeinem Hofe auf die Kanzel geſtellt hatte, zeigt ſich nicht nur in einem ſehr patheticſchen Eingang, eingemiſchten treffenden Reflexionen, wohl gewählten Uebergängen und einer eindringlichen, rührenden Schlufsrede, ſondern vorzüglich auch in der planvollen Anordnung, nach welcher er die Eigenſchaften und Wirkungen des Verewigten gerade ſo auftreten läſst, wie ſie einander am beſten beleuchten, allmählig das ganze Bild ſeines Charakters vergegenwärtigen und ſelbſt die Schatten, in denen ihn einige nach ihrem Standpunkte geſehen haben mögen, zerſtreuen. Der Text ſelbſt: „Wahrheit und Güte ſind die Wache des Throns" — Worte, in welchen, jede Revolutionsfurcht das einzige, ſichere Präſervativ finden kann, — theilt die Rede in eine doppelte Darſtellung nach der vereinten Wirkſamkeit des Verſtandes und Herzens. Ein ſtarkes, ruhiges Ueberlegungsvermögen, unbeugſame Feſtigkeit, nach geprüften Grundſätzen zu handeln, raſtloſe Thätigkeit mit Aufmerkſamkeit bis ins Detail waren die Grundlagen dieſes Charakters auf der einen Seite; ihre Wirkungen Gerechtigkeitsliebe, ſtaatswirthſchaftliche Sparſamkeit und Mäſsigkeit, edle Abneigung gegen alles leidenſchaftliche (wie z. B. das landverderbliche groſser Jagdanlagen, die Geſchäftigkeit geheimer Denunciationen u. dgl.) und gegen jede Umkehrung der Verhältniſſe im Staat, wie z. B. die Ueberladung des nöthigen Militärs mit Officieren. Abſtellung des für die ärmeren Volksclaſſen am meiſten verderblichen Lotto, Proben einer Fürſtenwürdigen Popularität, beſonders durch Darlegung der Gründe ſeiner Befehle zugleich aber auch Beweiſe ſeiner Entſchloſſenheit, nur nach Selbſtüberzeugung zu regieren und deswegen von allem genau ſich zu unterrichten, die Geſchäfte durch Ordnung abzukürzen, ſeine Diener ſtrenge zu prüfen, künftige Geſchäftsleute und überhaupt die ganze Generation beſſer als vorher erziehen und bilden zu laſſen — dieſe und ſehr viele ähnliche Thatſachen ſind die Belege des erſten Theils der Schilderung, welcher übrigens der bekanntere und anerkanntere iſt. Aber auch von Güte, Milde und weiſer Schonung treten im II Theile die ſprechendſten Beweiſe auf, deren Darſtellung der Redner mit dem Ausruf endigt. Wie wird Ihnen, Verehrteſte Zuhörer, wenn Sie dieſen Fürſten recht ins Auge faſſen, der ſo ganz nach allen Kräften und nach den geprüfteſten Grundſätzen ſich beſtrebte, Thränen zu trocknen und Vergnügen zu verbreiten. Welch ein Schmerz, einen ſolchen Fürſten verloren zu haben, miſcht ſich unter die Zufriedenheit über Ihre Staatsverfaſſung, die es doch möglich machte, daſs ein ſolcher Fürſt, allerdings eine ungemeine Gabe der Vorſehung, auftrat, um das ſchönſte Ideal der wahren bürgerlichen Freyheit und Glückſeligkeit, ſo lang es ihm das Leben geſtattete, zum Grunde der Regierung zu legen u. ſ. f.

Eines noch ſuchte die Kunſt des Redners, das Licht ſeines Bilds durch einen Schatten zu erhöhen. Er wählte hiezu den Contraſt, welcher ſich gerade zwiſchen dem damaligen Zuſtand der Weſtfranken und dem Zuſtand der Oſtfranken unter Franz Ludwig auffallend machen lieſs. Hätte er in irgend einer mehr parallelen Verfaſſung dieſe ſeine Schattengebung aufſuchen dürfen, ſo würde er nicht bloſs den Zweck der Redekunſt befriedigt, ſondern auch die Gemüthsſtimmung der Leſer, und vielleicht auch der Zuhörer, allgemeiner in ſein Intereſſe zu ziehen vermocht haben.

Das charakteriſirende der Rede gewann noch beſonders durch Beziehungen auf Maximen des Verſtorbenen, welche er ſich ſelbſt aufgezeichnet hatte und die ſeinem Lobredner zum Gebrauch übergeben worden waren. „Ich habe meine *Pflicht* erfüllt, antwortete er einſt (S. 17.) einer dankſagenden Deputation der Stadt Würzburg. Ich weiſs, daſs ich der erſte Bürger und Diener des Staats bin." — Unter ſeinen Fürſtenmaximen ſtund: ſein Volk nicht nur *nach* der Vernunft, ſondern ſoviel möglich auch *durch* die Vernunft zu regieren! (S. 25.) — In ſeinem Teſtament beſchwor er ſeinen Nachfolger, in ſeine Erziehungsplane einzugehen, „weil er überzeugt ſey, daſs Aufklärung an ſich der Sittlichkeit nicht nachtheilig, ſondern zuträglich ſey" (S. 42.) Den beſten Beweis der Selbſtbeherrſchung des Staats gebe der Regent (S. 35.) durch würdige Beſetzung der Stellen in der Kirche und dem Staate; ſo ſtifte er Gutes noch nach ſeinem Tode, welches langſam fortwirke, beſonders wenn er die Sorgfalt, einen Nachwuchs herzuſtellen, damit verbinde." — Rührend iſt es nach ſolchen Blicken in das Herz dieſes Fürſten, S. 79. die Bitte ſeines Teſtaments zu leſen: *daſs man Seiner und ſeiner Grundſätze nicht vergeſſen möchte!* — Der Redner endet mit dem inſchriftartigen Ausruf: Hier liegt der gute Fürſt. Nur der Wahrheithaſſer, der Heuchler, und wer kein Recht als ſeine Macht, kein Geſetz als den Eigennutz kennt, wendet ſein Aug ab! —

Den ſpäteren Abdrücken der Rede iſt ein getroffenes Porträt des Verewigten beygefügt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. August 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Crusius: *Journal der Pharmacie für Aerzte, Apotheker und Chemisten*, von D. *Joh. Barth. Trommsdorf*, Prof. d. Chem. etc. Zweyten Bandes zweytes Stück. 1795. 290 S. nebst Register. Dritten Bandes erstes Stück. 963 S. 8.

Obgleich auch in diesem und dem folgenden Stücke manche Produkte einer unzeitigen Autorsucht mit unterlaufen, so enthalten sie doch dazwischen auch mehrere gute und dem Zweck dieses Journals entsprechende Aufsätze. Der erste derselben: *Ueber das Apothekerwesen in Ungern*, dient zu einem Beyspiele von dem sehr langsamen Gange, den Verbesserungen im Allgemeinen nehmen, so lange sie der ernstlichen Mitwirkung thätiger und einsichtsvoller Vorgesetzten über Medicinalanstalten entbehren. — *Ueber die Abendlabores der Apotheker*, vom Hn. Apoth. *Buchholz*. Der Vf. dieses Aufsatzes würde doch zu weit gehen, wenn er willens seyn *sollte*, wider die Abendarbeiten überhaupt, und nicht etwa blos wider den zum Theil noch dabey herrschenden handwerksmäßigen Zwang, — welches er unrichtig durch *pedantisch* ausdrückt, — zu eifern. — *Einige Maximen, welche die Gehülfen gegen die Lehrlinge zu beobachten haben*, von *Wenzel*. Eine, bey der nicht gar kleinen Anzahl roher, ungebildeter Subjecte, nicht überflüssige Ermahnung. — *Verbesserte Bereitungsart verschiedener pharm. chem. Präparate*, von *Grimm*. Bey der Schwefelmilch möchte doch das Verfahren, den Schwefel durchs Kochen in gereinigter concentrirter Aetzlauge aufzulösen, vor der hier angegebenen weit umständlichern Methode den Vorzug behalten. Ein gleiches gilt vom Spiesglanzschwefel. Auch dem Vf. sey Gioberts Methode, den Phosphor aus Harn zu bereiten, fehlgeschlagen. — *Chemische Untersuchung der Terra Catechu*, vom Herausg. Das mit Weingeist bereitete Extract derselben löst sich leicht in Wasser und Weingeist auf. Es enthält reichlichen adstringirenden Stoff, der in seinem Verhalten mit dem der Galläpfel gänzlich übereinkommt. — *Künstlich erzeugter Bergkrystall auf nassem Wege*, von Ebend. In der geronnenen Masse eines Kieselliquors, der 8 Jahre in einem blos mit Papier bedeckten Glase ruhig gestanden hatte, fanden sich Krystallen in *vierseitigen* Pyramiden, durchsichtig und so hart, *dass sie am Stahle Funken gaben!* (Sie müssen folglich von einiger bedeutenden Grösse gewesen seyn; die aber hier so wenig als das Gewicht angegeben ist, welches doch bey einem so merkwürdigen Funde wohl hätte geschehen sollen.) — *Prüfung eines geheimen Arzneymittels der magnetischen Pillen*, von Ebend. Sie heilen, nach der Versicherung ihres Urhebers (des Hn. Hofmed. *Ost* in Wien), nicht nur alle Krankheiten, sondern ziehen selbst den Merkur magnetisch an! Magnetisch, meynt der Herausg. könnten sie in der Hinsicht heissen, weil sie die incarcerirten Dukaten an sich ziehen. Eine Schachtel mit 60 Pillen kostet nämlich 1 Dukaten. Sie enthalten Queckssilberkalk. — *Beyträge zu den Versuchen, die Entzündung einer Mischung aus Schwefel und Metallen, ohne Gegenwart der reinen Luft, betreffend.* Bey der Wiederholung dieser merkwürdigen Versuche der holländischen Chemiker sah der Herausg. alles eben so erfolgen, wie es von jenen angezeigt worden. Der Vf. stellte auch Versuche auf ähnliche Art, mit Phosphor statt des Schwefels an, bey welchen aber gar keine Entzündung erfolgte. Dass aber bey denjenigen Versuchen, wozu der Vf. Mischungen aus Schwefel mit Braunstein und andern Metallkalken anwendete, keine Entzündung vorging, war ja nicht anders zu erwarten. Entzündung mit sichtbarem Freywerden des Lichts, setzt den gasförmigen Zustand des Sauerstoffs voraus; hier aber ging der Sauerstoff aus einem festen Körper unmittelbar in den andern über, wobey also weder Bildung noch Zersetzung der Lebensluft statt fand. — *Einige Versuche mit Galläpfeln.* Das Verfahren, mit Galläpfelaufguss und Bleyzucker gallussaures Bley zu bereiten, und daraus durch Schwefelsäure die reine Gallussäure zu entbinden, fiel nicht nach Wunsch aus. — *Chemische Untersuchung der Mayspflanze*, aus dem Lateinischen von *Franziscus Marabelli*. Die nähere Anzeige dieser interessanten Abhandlung bleibt billig dem Originale vorbehalten. — *Versuche mit dem Rhomboidalsalpeter.* Auser dessen indirecten Zusammensetzung ist die aus Kalksalpeter und Glaubersalz die bequemste. — *Versuche über den Stahlweinstein.* Nach dem Dafürhalten des Rec. lässt sich doch allerdings ein mit Eisen stärker gesättigter, auflöslicher Eisenweinstein bereiten, als hier beschrieben wird. — *Ueber das Verhalten einiger pharmaceutischen Neutralsalze zum Kupfer.* Die Auflösungen der weinsteinsauren und essigsauren Neutralsalze, mit Kupferfeile gekocht, wurden dadurch verunreinigt; phosphorsaure Soda und Borax hingegen nicht. — *Prüfung der von Giobert vorgeschlagenen Methode, den Phosphor auf eine kürzere Art zu bereiten*, vom Hn. Prof. *Fuchs*. Auch er erhielt bey Befolgung dieser Vorschrift keine Spur vom Phosphor. — *Ueber das phosphorsaure Queckssilber.* In einem dem Grunerschen Almanach für Aerzte und Nichtärzte auf das Jahr 1795 einverleibten Aufsatze hatte Hr. Hofapotheker *Wilhelmi* in Jena, als Verfertiger des Fuchsischen phosphorsauren Queckssilbers, denen den Text gelesen, die es sich haben beygehen lassen, dieses Machwerk einer scharfen Prüfung

zu unterwerfen. Jenen Aufsatz giebt der Herausg. hier, nach Würden commentirt, seinen Lesern zum Besten. — Unter den *Beschreibungen einiger ausländischen Pflanzen* gehört doch die der *Bursera gummifera* eigentlich nicht hieher, da dieser Baum keine Produkte für die Officinen liefert. Denn die Meynung, dass von ihm die Simarubarinde komme, hat wenig Wahrscheinlichkeit. — *Auszug aus Briefen.* Hr. O. S. R. *Hermbstädt* bestätigt, dass der nach der Fuchsischen Vorschrift bereitete *Mercur. phosphoratus* Quecksilberkalk enthält; dass solcher aber darinn nicht mit der Phosphorsäure, sondern mit Vitriolsäure verbunden liegt. — Abermals eine Klage über den schlechten Erfolg der Giobertschen Phosphorbereitung, von Hn. *Buchholz.*

III. B. I. St. *Etwas von der Verfassung des Medicinalwesens in Dännemark.* Rec. hebt aus diesem Aufsatze blofs die Nachricht aus, welche eine vom Apothecker *Peckel* in Kongsberg angelegte grofse Rhabarberplantage betrifft. Diese bestand im J. 1786 aus 30000 Pflanzen, und lieferte einige 1000 Pfund gute Wurzeln. (Gegenwärtig ist der Besitzer derselben Hr. *Tychsen.*) Jener hat jetzt eine gleiche Pflanzung in Koppenhagen angelegt. (Dass die gewonnene Rhabarber der russischen und chinesischen an Güte gleich sey, wie hier versichert wird, muss Rec. noch bezweifeln; denn, um gleiche Wirkung mit jener hervorzubringen, muss sie in beträchtlich stärkern Gaben angewendet werden.) — *Woher entsteht der Mangel an guten Gehülfen?* Die Schuld wird den Apothekenbesitzern (nicht Apothekerbesitzern, wie der Vf. durchgehends schreibt,) selbst beygemessen. In vieler Rücksicht sehr wahr. Dass aber alle Schuld auf diese *allein* zu werfen sey, ist doch zu viel behauptet; besonders dann, wenn, wie nur zu oft der Fall ist, der Lehrling, bey seiner ersten Erziehung in der Moralität verwahrloset ist. — *Ueber Brandassecuration unter den Apothekern Deutschlands.* Ein Ungenannter prüft hier den, in einem der vorhergehenden Stücke dieses Journals beygebrachten Plan, zeigt dessen Unausführbarkeit mit Gründen, und legt dagegen seinen eigenen vor, der ihm mit weniger Schwierigkeit verknüpft zu seyn däucht. — *Ueber Aufhebung der Privilegien der Apotheker.* Es giebt Personen, die sogern alle alte bürgerliche Einrichtungen über den Haufen werfen möchten. Diese mögen aus gegenwärtigem Aufsatze sich belehren, dass ihre etwanigen Gründe für die Aufhebung der Innungen und Zünfte gar nicht auf die Apotheken passen; sondern dass vielmehr die Aufhebung der Privilegien der letztern nachtheilige Folgen fürs gemeine Beste mit sich führen würde. — Eine im vorigen Hefte aufgeworfene Frage: woher es komme, dass unter den empirischen Apothekergehülfen oft mehr brauchbare und thätige Leute angetroffen werden, als unter denen, welche chemische Kenntnisse besitzen, wird vom Herausg. beleuchtet, und die Meynung, dass der Grund davon in dem Studio der Chemie zu suchen sey, bestritten. (Ungern bemerkt Rec. dergleichen Sprachfehler, wie S. 81. „*Lernen sie ihnen* u. s. w.) — *Bemerkungen über den Weinessig,* vom Hn. O. S. R. *Hermbstädt.* Die Gesichtspunkte, aus denen die Prüfung des rohen Weinessigs unternommen werden muss, sind: 1) besitzt der Essig die gehörige Stärke? 2) ist er nicht mit Mineralsäuren verfälscht? 3) enthält er keine ätzenden Beymischungen? Zur Erforschung des ersten Punkts diene die Bestimmung der zu dessen Sättigung nöthigen Menge eines alkalischen Salzes. Ein guter roher Weinessig erfodere auf die Unze 28 Gran Weinsteinsalz. Zur Entdeckung der Verfälschung mit Vitriolsäure sey der im brandenburgischen Dispensatorio dazu empfohlene essigsaure Kalk nicht hinreichend. Aufgelöster Bleyzucker erfüllt die Absicht sicherer; der davon entstehende Niederschlag muss, nach hinzugesetzter reiner Salpetersäure, verschwinden. Schwerer sind die Beymischungen scharfer Pflanzentheile zu entdecken. Doch giebt der Vf. dazu folgenden Rath. Man bestreicht sich mit einem reinen starken Essig die Oberlippen des Mundes, und zu gleicher Zeit die Unterlippe mit demjenigen, der geprüft werden soll. Man lässt nun beide Lippen von selbst trocken werden. Wenn nun auf der Unterlippe noch ein brennender Reiz bemerkt wird, auf der Oberlippe aber nicht, so ist dieses ein Beweis, dass jener Essig verfälscht war. — *Wohlfeilere Bereitungsart des schweifstreibenden Spiesglanzkalks und der reinen Salpeterfäure,* von Hn. *Baly.* Ersteren bereitet der Vf. durch Verpuffung gleicher Theile von Spiesglanzmetall und Salpeter; und zur Destillation der letztern empfiehlt er den Woulffschen Apparat. (Die Sicherheitsröhre heifst hier fälschlich *Tube de fincerité*, st. *fureté.*) — *Ueber einen besonders gearteten Stoff in der Rhabarberwurzel, der weder Gummi noch Harz ist,* vom Herausg. Das durch Weingeist ausgezogene Extract der Rhabarber löset sich gleich gut in Wasser, als in Weingeist und Vitriolæther auf. Ein neuer, bisher noch ganz unbekannter Pflanzenstoff ist es aber nicht. Den in Wasser und Weingeist gleich auflöslichen Extractivstoff, dergleichen man unter andern am Extract des Saftans längst gekannt hat, bezeichnete *Boerhave* mit dem Namen: *Materia hermaphroditica.* — *Ueber die Zuckersäfte,* vom Hn. D. *Oldemann.* Der Vf. bringt sie unter 3 Rubriken: wirksame; als brauchbar beyzubehaltende; als unnütz zu verwerfende. Den *Syrup. Diacodii* stellt er jedoch mit Unrecht unter die unwirksamen. — *Ueber die beste Bereitungsart des Quassienextracts,* vom Herausg. Er erhielt aus 1 Pfund Quassia, durch wiederholtes Auskochen, 2 Unz. 5 Dr. 10 Gr. Extract. — *Ueber die Verflüchtigung des Salpeters,* von Ebend. Keine eigentliche Verflüchtigung gehet vor, sondern der Verlust, welcher bey der Auflösung und nachmaligen Kryftallisation statt findet, hat seinen Grund in einer mechanischen Verspritzung. — *Ueber die Meerzwiebel.* (Auszug einer akademischen Streitschrift von *Athanasius.* Halle. 1794.) Zehn Unzen frische Meerzwiebeln gaben, ausser dem eigenthümlichen, flüchtigen *scharfen Stoff, bittern Schleim* 9 Unz. 4 Dr. 52 Gr. *Satzmehl* 29 Gr. *Eyweifsstoff* 25 G. *fibröse Theile* 2 Dr. 14 Gr. — *Chemische Untersuchung des Postkrautes* (*Ledum palustre L.*), vom Hn. D. *Rauchfufs.* Von dem Werthe dieser Untersuchung nur ein paar Pröbchen. 6 Drachmen Extract, als so viel er aus 4 Unzen Kraut erhalten, löste er in 2½ U. Salpetersäure auf, und destillirte alles

Flüssi-

Flüfsige über. Aus dem Deftillate fonderten fich Flocken ab, welche er im Filter fammelt, und da fie bitter fchmecken, für *falzfaure Bittererde* erklärt. (Wer aber hat je diefes Salz aus feinen Auflöfungen in Flocken fich abfondern gefehen, oder auf ein Filtrum fammeln können?) Das Deftillat überfättigte er mit Weinfteinfalz, wovon es feladongrün ward, und 2 Scrupel und 4 Gran eines Niederfchlags von eifenähnlicher Farbe abfetzte, (von deffen Natur und Eigenfchaft übrigens der Lefer nichts weiter erfährt). Die davon abfiltrirte Flüffigkeit verfetzte er mit Blutlauge, und bekommt 16 Gran blauen Niederfchlag, welchen er zu 8 *Gran metallifches Eifen* berechnet. (Wie diefe Menge Eifen in dem obigen Deftillate der über das Extract abgezogenen Salpeterfäure hat enthalten feyn können, und wenn es wirklich darinn gegenwärtig war, warum es nicht fchon bey vorhergegangener Sättigung mit Weinfteinfalz, zugleich mit jenem Niederfchlage fich gefällt habe, kann Rec. eben fo wenig begreifen, als warum der Herausg durch die Aufnahme eines fo unreifen Auffatzes, fich an feinen Lefern fo fchwer hat verfündigen mögen.) Der Rückftand in der Retorte wurde mit $7\frac{1}{2}$ Unze *und einem Scrupel* (wahrfcheinlich hat der Vf. zu den Füfsen des *in diefem Punkte* höchft genauen Hn. Prof. *Fuchs* gefeffen?) Weingeift übergoffen u. f. w. Das nach dem Auskochen und Auspreffen übriggebliebene Kraut betrug am Gewicht $7\frac{1}{2}$ U. 2 Dr. 34 Gr. (und doch waren dazu nur 4 Unz. rohes Kraut angewendet worden!) Zu Afche verbrannt, diefe ausgelaugt, mit Salpeterfäure ausgezogen, und die durchgefeihete Flüffigkeit mit Vitriolfäure verfetzt, gab Gyps; (und diefen *gemachten* Gyps führt der Vf. als *folchen* unter den natürlichen *Beftandtheilen* auf!) Noch führt er als Beftandtheil der Afche 4 Gran metallifches Eifen auf. Alfo mit den obigen 8 Granen zufammen baare 12 Gran Eifen (warlich eine in 4 Unzen Kraut ganz unerhörte Menge!) — *Ueber die falzfaure Schwererde*, vom Hn. D. *Petermann*. Die Ueberfchrift paßt nicht zum Inhalte. Diefer betrifft eigentlich die Naturgefchichte des Witherits, und Schwerfpaths, die Eigenfchaften der aus letzterm gefchiedenen Erde, die verfchiedenen Scheidungsarten derfelben. Von der falzfauren Schwererde felbft nur beyläufig ein paar Worte. Die grundlofe Nachricht von dem Vorkommen luftfaurer Schwererde in den fächfifchen Gebirgen ift hier abermals wiederholt. — *Ueber den Tebafchir*. Auszug aus einer Inaug. Diff. von Hn. D. *Ludgers*, (bey welcher aber weder Ort noch Jahr bemerkt ift). Den Vf. haben feine damit angeftellte chemifche Verfuche über die wahre Natur diefer Subftanz nicht aufgeklärt. Es genügt ihm anzuzeigen, dafs die letztere weder Kalk, noch Zucker, noch Kampher, weder Kleber noch Harz fey, und er fragt am Ende, ob fie vielleicht eine verlarvte Säure fey, deren Bafis in Phosphorfäure beftehe; fo wie in der beygefügten Note, fie gar für einen verhärteten Eyweifsftoff gehalten werden will. — Es ift ja aber fchon längft bekannt und ausgemacht, dafs diefe Materie in *Kiefelerde* befteht. S. *Chemifche Annalen*. 1791. 1. B. S. 60. (Die Proben von Tebafchir, welche Rec. befitzt, ähneln nicht nur im Aeufsern, fondern auch in der Eigenfchaft, im Waffer durchfcheinend zu werden, dem fächf. Hydrophan.) — Unter den *naturhiftorifchen Abhandlungen* ein Auszug aus *Duncan's Diff. de Switenia Soymida*; Edinb. 1794. Die fiebervertreibende Kraft der Rinde diefes, von D. *Roxburgh* zu *Samulcota* in Oftindien entdeckten, Baums foll die der Chinarinde noch weit übertreffen. — *Von dem Bernftein*, vom Hn. D. *Hecker*. Der Vf. ift geneigt, folchen für ein Produkt des Mineralreichs zu halten, welches fich erft in der Erde aus Oel, Waffer, faurem Salze und Erde zufammengefetzt und gebildet habe; fo wie der Herausg. in der Note, es für ausgetrocknetes Bergöl anfieht. Allein, nachdem man den Bernftein an mehrern Stellen der oftpreufsifchen Küften, in feiner natürlichen Lagerftätte, welche Braunkohle ift, aufgefunden hat, kann wohl nicht weiter daran gezweifelt werden, dafs er urfprünglich das Baumharz jener verfchütteten Wälder, deren Ueberrefte gegenwärtig obige Braunkohlenfchichten bilden, gewefen fey. — Unter den *Anekdoten*, womit diefer Theil fchliefst, fehen doch einige, z. B. *die Befenftiele*, fo wie im vorhergehenden Theile das *Extractum Taxi* aus Tachsfett (Dachsfett), den Auswüchfen eines fchalen Witzes zu ähnlich, als dafs der Lefer dergleichen fich für wahr aufheften laffen follte.

PHILOLOGIE.

Coburg, b. Ahl: *Auswahl franzöfifcher Originalftücke* — ein Lehr- und Lefebuch für diejenigen, die das Franzöfifche als eine Sprache, die gefprochen werden foll, erlernen wollen — oder mit dem gegenüberftehenden franzöfifchen Titel: *Nouveau Manuel de langue françoife pour l'enfeignement de la Jeuneffe*. En III Volumes. 1796. 400 S. (16 gr.)

Der ungenannte Vf. behauptet in der franzöfifchen Vorrede, dafs ein junger Menfch erft eine Zeit lang, unter der Leitung eines gefchickten Lehrers, eine zweckmäfsige Auswahl franzöfifcher Aufffätze in Profe lefen und überfetzen müffe, ehe er die Grammatik felbft anfange. Diefe werde ihm dann leicht zu verftehen feyn, wäre fie auch, wie hier der Fall ift, franzöfifch gefchrieben, und defto nützlicher ihm werden, wenn fie nur die nöthigften Anfangsgründe deutlich und richtig vortrage, und ihn zum Gebrauche eines weitläuftigern Sprachgebäudes vorbereite. — Das Buch felbft zerfällt in drey Theile, wovon der erfte ganz gute Lefeftücke, Erzählungen und Dialogen, aus den Werken der Genlis, des Berquin, aus den *Amufemens de Societé* und einigen andern beliebten Schriftftellern der Franzofen enthält. Freylich findet man hier manche fchon in andern Lefebüchern diefer Art aufgenommene Materien, doch benimmt das diefer Sammlung ihre Brauchbarkeit nicht. Der zweyte Theil liefert eine franzöfifch gefchriebene und wohl gerathene Ueberficht der Anfangsgründe oder der unentbehrlichften Sprachregeln; und der dritte giebt die deutfche Bedeutung der in dem Buche vorkommenden Wörter und

merkwürdigen Redensarten, wodurch der Jugend das Uebersetzen erleichtert, und ihr eine nicht zu grosse Anzahl nöthiger Ausdrücke bekannt gemacht wird.

Leipzig, b. Schwickert: *Commentar philologisch-exegetisch-kritisch-historischen Inhalts über Cicero's Buch vom allgemeinen und besondern menschlich(?) Anständigen und Pflichtmäfsigen*, zum Gebrauch für Schüler und angehende Lehrer bearbeitet von *C. F. Thormeyer*, Inspector an der lat. Schule des Waisenhauses zu Halle. 1793. 466 S. gr. 8.

Dieser Commentar ist, wie der Vf. angiebt, aus dem mündlichen Unterrichte entstanden, den er in einer lateinischen Klasse des Waisenhauses über Cicero *de officiis* ertheilt hat. Schon diese Entstehung zeigt, dafs wir nicht mit einem Ideale von Commentaren über alte Schriftsteller, an die Beurtheilung dieses wohlgemeynten Versuchs gehen durften. Wir müssen zugeben, dafs der Vf. eine aus den besten Commentatoren, aus guten Lexicis und Grammatiken mit Einsicht ausgehobene Wort- und Sacherklärung geliefert habe, und wenn er gleich hin und wieder für den Gelehrten sehr viel Ueberflüssiges, und selbst dieses sehr weitläuftig vorträgt, so war seine Absicht, für Schüler und angehende Lehrer zu schreiben, die oft aus Mangel an Hülfsmitteln, oft auch aus Bequemlichkeit, alles gern auf Einem Platze beysammen haben. Dieser Band begreift nur das erste Buch des Cicero: die folgenden Bände werden indessen wohl weniger stark ausfallen, da der Vf. auf viele hier vorgetragne Erläuterungen zurück verweisen kann. Wir bedauern, dafs der Vf. durch seine Umstände sich genöthigt sieht, so viel und so schnell zu schreiben: er würde bey seinem Fleifse viel leisten, wenn er sich Zeit nehmen könnte, zu feilen.

Halberstadt, in der Buchh. der Grofsischen Erben: *Gedike's französisches Lesebuch*, zum Gebrauch derer, die sich ohne Beyhülfe eines Lehrers in der französischen Sprache üben wollen, ins Deutsche übersetzt. 1795. 208 S. 8.

Ein Buch, wie die Vorrede des Uebersetzers sagt, welches sich nicht blofs wegen der Verschiedenheit der Materien, die es enthält, sehr empfiehlt, wodurch eine gewisse Vorliebe zur Erlernung der Sprache, in welcher es abgefafst ist, erzeugt, und der hierzu gefafste Entschlufs durch erlangte Fähigkeit bey selbst gefühlten Vorzügen dieser Sprache nicht unbelohnt bleibt; sondern auch deswegen einen entschiedenen Werth hat, weil Tugend und Laster mit auffallenden Zügen darinn geschildert sind — ein solches Buch verdient in mancher Rücksicht genützt und gelesen zu werden. Dieser richtige Gedanke bewog den unbekannten Uebersetzer, es in einem deutschen Gewande der Jugend vorzulegen, zumal derjenigen, welche etwa ohne Lehrer französische Aufsätze verstehen lernen will. Er ist deswegen dem Text so viel als möglich treu geblieben, und seine Arbeit, einige Fehler wider die Grammatik abgerechnet, als stund für stand u. s. w. empfiehlt sich von selbst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Hannover*, b. den Gebr. Hahn: *Drey Predigten zur Beförderung häuslicher Andacht*, von *Friederich Christian Wittkugel*, Kand. d. Theolog. 1795. 4 B. 8. (4 gr.) Diese Predigten, die das wohl mit allen möglichen gedruckten Aufsätzen dieser Art gemein haben, dafs sie zur Beförderung der häuslichen Andacht dienen können, und in denen man übrigens auf häusliches Leben nicht die mindeste Beziehung findet, haben zwar in Form und Inhalt nichts Ausgezeichnetes, was sie des Drucks besonders werth machte, lassen sich aber doch ganz gut lesen, und erwecken für die Anlagen des Vfs. kein ungünstiges Vorurtheil. Die *erste* über Luc. 14, v. 16 — 24. handelt *von den nichtigen Ausflüchten derer, welche sich der Beobachtung der göttlichen Gebote entziehen*. Die *zweyte* über Matth. 22, v. 35 — 40. von *der Beschaffenheit der christlichen Menschenliebe*. Die *dritte* über Matth. 7, v. 24 — 27. von *den vornehmsten Quellen des thätigen Unglaubens*. Da nach der Beschreibung des Vfs. thätiger Unglaube nichts anders ist, als Ungehorsam, religionswidriges Verhalten; so fällt die erste mit der dritten Predigt in vielen Punkten in Eins zusammen. In der zweyten Predigt vermifst man stark eine vorläufige bestimmte Erklärung, was Menschenliebe sey und in dem Verzeichnisse ihrer Eigenschaften, dafs sie überlegt und weise seyn müsse. Sonst ist es sehr zu wünschen, dafs der Vf. seine Materien schärfer durchdenken, seine Behauptungen durch gründliche Deductionen besser rechtfertigen, vornehmlich aber die Principien der reinen Sittenlehre und das eigentliche Wesen der Pflicht genauer durchstudiren möge; da ihm dann nicht Behauptungen wie folgende entfallen werden: „wir thäten besser die Gesetze Gottes, die Vorschriften der Religion nicht Gesetze und strenge Befehle, sondern lieber gutgemeynte Rathschläge — zu nennen. — Denn wie kann man jemanden anbefehlen, dafs er glückselig werden solle, wozu uns doch Gottes Gesetze führen wollen? u. s. w. — Auch hat er sehr Ursache sich vor Tautologien, wie S. 11. und vor einer wäfsrigen Schreibart zu hüten.

Druckfehler. A. L. Z. 1796. Nr. 110. S. 42. Z. 7. für Thodinghausen lies Thedinghausen. S. 43. Z. 9. statt Hähne l. Häber. Z. 31. st. Rechtmeyer l. Rehtmeier. Nr. 113. S. 68. Z. 28. st. und l. nur. S. 69. Z. 10. st. Morino l. Merinno. Z. 18. st. Luarta lies Quarta.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. August 1796.

PHILOLOGIE.

LEIDEN, b. Luchtmans u. UTRECHT, b. Wild und Altheer: *Acta literaria Societatis Rheno-Trajectinae.* Tomus primus. 1793. XIV u. 302 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Ankündigung dieser Memoiren, welche von der Utrechter Societät der Künste und Wissenschaften bereits im J. 1787 durch ein besonderes Programm gemacht wurde, eröffnete ein sehr weites Feld mannichfacher Bearbeitungen. Alles, was im weitesten Sinne des Worts zu den *literis antiquis* gerechnet werden kann, schlofs der Plan der Unternehmer in sich. Man versprach und erbat sich daher überhaupt Abhandlungen und Bemerkungen über die alte Geschichte, die heilige sowohl, als die Civil- Natur- und Literargeschichte, ferner über die Geschichte der Sprachen, alter Manuscripte und ganzer Wissenschaften, namentlich der Jurisprudenz, Medicin und Philosophie, nebst Aufhellungen der alten Chronologie und Geographie. Nicht blofs den Schriftstellern des Alterthums, sondern auch den Verfassern des N. T., den Kirchenvätern und Rechtsgelehrten vor Justinian sollten besondere Erklärungen, Verbesserungen oder Vertheidigungen gewidmet seyn. Untersuchungen über alten Redegebrauch, über Abstammung und Bedeutungen einzelner Wörter, über alte Sitten und Gewohnheiten wünschte man durch diese Acta ebenfalls entweder vorbereitet, oder abgeschlossen zu sehen. Selbst Aufklärungen in den Sprachen, der Geschichte und Poesie des Morgenlandes und kritischen Erläuterungen der alttestamentlichen Schriften wurde die Aufnahme versprochen, so wie den Versuchen in der lateinischen Dichtkunst mittelst dieser Commentarien ein anständiges Odeum angewiesen. Durch dieses Institut sollten ferner Denkmähler der alten Baukunst, Münzen, Gemmen, Basreliefs, Inscriptionen auf Steinen u. s. w. dem Publicum bekannt gemacht und erklärt werden. Ja man erweiterte sogar den Umfang desselben bis auf die Gegenstände der neuern Literatur. Besonders wollte man das *medium aevum* nebst seiner Kirchen- Civil- Natur- und Literargeschichte umfassen, mithin auch die Diplomatik, Topographie und Chronographie jenes Zeitraums. Lexikographen, Grammatiker, Kirchenschriftsteller, der Theodosische und Justinianische Codex, die Novellen, die griechischen Ausleger des römischen und die Autoren des kanonischen Rechts, endlich auch die Versificatoren aus jenen Zeiten sollten hier neue Erläuterungen, Verbesserungen oder Bestätigungen erhalten, und Chroniken, Diplomen, Testamente, Fundationen, Donationen u. s. w. schärferen Prüfungen unterworfen werden. Zuletzt kündigte die Societät, aufser besonderen Abhandlungen über die Geschichte, Poesie, Sitten, Sprache und Denkmähler der nordischen Völker, noch Beurtheilungen solcher neuen Schriften an, welche in der leider nur allzu langsam fortschreitenden *Bibliotheca Critica* ihren Platz noch nicht gefunden haben, oder künftig nicht finden würden.

So lobenswürdig und vielversprechend dieses neue Institut an sich ist: so ist doch, wie man leicht wahrnimmt, der Plan desselben so weit aussehend, dafs unsere Leser, eingedenk mancher ähnlichen Unternehmung, eine zweckmäfsige und dauernde Ausführung mit uns mehr wünschen, als hoffen werden. In der That zeigt auch schon der erste Band dieser Acten, und noch mehr der zweyte, von dem wir nächstens eine genauere Anzeige mittheilen werden, dafs man den Gesichtspunkt bereits jetzt, vielleicht unwillkührlich, jedoch zum Vortheile des Instituts, etwas verengt, und die Sphäre der Bearbeitungen zweckmäfsiger begrenzt hat. Werden die Unternehmer und Mitarbeiter fortfahren, *vorzüglich* das noch hier und da verödete Feld der alten Literatur anzubauen: so wird der innere Gehalt dieser Acten die bändereichen, nicht ohne Grund geschätzten *Observationes Miscellaneas*, welche ehemals der wackere *D'orville* besorgte, gar bald aufwiegen, und sollte es ihnen gefallen, mit den Commentationen noch den versprochenen kritischen Anzeiger neuer Schriften zu verbinden: so würde die auch von deutschen Humanisten wieder erregte Sehnsucht nach einer *Bibliotheca Critica*, welche, wie es nunmehr scheint, nur auf hollandischem Boden ihr Aufkommen und Gedeihen findet, aller Wahrscheinlichkeit nach befriediget, wenigstens um ein Grofses vermindert werden. Da indessen die Societät, zur Behauptung und Ausführung ihres früher gemachten Entwurfs, sich recht viele Theilnehmer, auch unter auswärtigen Gelehrten, wünscht, und diesen Wunsch jetzt in der von Hrn. *Arntzen* verfafsten Vorrede zum ersten Band erneuert: so war es Pflicht des Rec., zur Bekanntmachung, Empfehlung und Förderung des ganzen Instituts durch diese Blätter das Seinige beyzutragen. Er bemerkt zu diesem Ende noch, dafs alle Aufsätze, welche man der Societät zur Herausgabe mittheilen will, dem Hrn. Dr. und Prof. *Peter Luchtmans* in Leiden zugesendet werden müssen.

An der Spitze des ersten Bandes stehen *Christ. Saxii Scholia litterario-critica ad L. A. Muratorii Novum Thesaurum Inscriptionum Missus I.* Es ist bekannt, dafs dieser unermüdet thätige Gelehrte schon in früheren Jahren ein *Periculum Animadversionum* über *Gruters*

Reines und *Muratori Thesauros* herausgab, welches in *Donatus* erstem Supplementbande zum Muratori wieder abgedruckt steht. Als Fortsetzung jener Animadversionen kann man gewissermaßen gegenwärtige Scholien betrachten, welche manchem Modehumanisten vielleicht durch den *priscus verborum strepitus* eine Befremdung abnöthigen, aber den Kenner gewiss zu der reinsten Bewunderung des darinn dargelegten Forschungsgeistes und der Fülle von Belesenheit auffodern werden. — So gross und verdienstlich auch Muratori's Unternehmen war: so hat er sich doch bey der Ausführung desselben vorzüglich vier Hauptfehler zu Schulden kommen lassen. Erstlich führt er viele Inschriften als ἀνέκδοτα auf, welche sich schon bey Grater, Reines, Spon, Fabretti, Gude u. a. vorfinden. Von des Ersteren *Thesaurus* benutzte er nicht einmal die zweyte Ausgabe. Auch hat er manche Epigraphen mehr als einmal in sein Werk aufgenommen. Sodann mangeln seiner Sammlung mehrere hunderte solcher Steinschriften, welche die vorzüglichsten antiquarischen Werke, die er noch obendrein selbst unter den Händen hatte, darbieten. Die Zurückweisungen auf die Quellen sind drittens bey ihm eben so unvollständig als unzuverlässig. Oftmals fehlen sie ganz. Endlich hat der allzu desultorisch arbeitende Sammler dem verbessernden Kritiker noch eine sehr reiche Aerndte gelassen, besonders bey den Lücken der Steinschriften, welche entweder gar nicht angedeutet, oder wohl gar durch falsche Interpolationen ergänzt worden sind. — In diesem Aufsatze nimmt S. vorzüglich auf den ersten und dritten Punkt Rücksicht. Wenn die Quellen einmal eröffnet sind: so werden sie dann desto glücklicher geläutert, desto leichter bereichert werden können. Indessen finden sich auch in dieser kritischen Revision hin und wieder ausgesuchte antiquarische und Sprachbemerkungen; z. B. über den *Apollo Grannus* (S. 13. vgl. *Dio Cassius* LXXVII. *Anton. Carac.* 22. p. 1301); über den Unterschied zwischen *Dea Augusta* und *Augusta Dea* auf alten Denkmählern (S. 14); von den Nachbildungen verschiedener berühmter Kunstwerke, die man oft für ein und dasselbe Stück angesehn und deshalb irrig beurtheilt hat (S. 23); über Apollo und den Sonnengott (S. 65), welche auf Steinschriften gemeinschaftlich das Beywort *invictus* führen, und vom Vf. daher, freylich ohne alle Zeitsonderung, für Eine Gottheit gehalten werden. — II. *Car. Segaar Specimen observationum criticarum in Isocratem.* Ein trefflicher Beytrag zur Verbesserung und Erklarung des noch immer mehr bewunderten als gelesenen Redners. Rec. hält diesen Aufsatz nebst dem zunächst folgenden von *Arntzen* für die instructivsten in der ganzen Sammlung. Mit ächt-hemsterhuysischen Geiste weiss der Vf. die alten Grammatiker, namentlich den Harpocration, für seinen Redner zu nützen, misstrauisch gegen ihre Verirrungen, aber aufmerksam auch auf den leisesten Wink, den sie zur Herstellung der richtigen, oft durch erklärende Einschaltungen verdrängten Lesarten geben; und in sorgfaltiger Entwickelung des Sinnes, so wie in mehr zweckmäßiger als gelehrter Begründung der Wortbedeutungen wetteifert er mit dem berühmten Leipziger Herausgeber des Panegyrikus, den er oft mit ehrender Beystimmung nennt. So Paneg. c. 40., wo er ebenfalls τῷ Κυρείᾳ setzt, aber das folgende στατεύουσι, weil es ganz der Sprechart des Isokrates gemäss ist, beybehält. C. 82 vertheidigt er, fast wie Valkenaer (Diatrib. in Europ. Rel. p. 188), die Vulgata αὐτόχειρας gegen eine Muthmassung, zu welcher Harpocrations αὐτέντης verleiten kann; allein das Einschiebsel καὶ φονέας wirft er heraus. Ueber das letztere urtheilte *Morus* noch zweifelhaft; unserm *Wieland* hat auch hier, wie in unzähligen Stellen, unabhängig von der Autorität der Kritiker, sein richtiges Gefühl das Gesetz dictirt, nach welchem er in seiner meisterhaften Uebersetzung verfahren ist. In der Rede *de Pace* p. 185. c. schlägt der Vf. statt der gewöhnlichen Lesart καὶ ταῖς ἄλλαις συνεφαντίαις ταῖς δι' αὐτῶν γιγνομέναις aus einer Stelle des Harpocration folgende Aenderung vor: καὶ ταῖς θαυματοποιίαις, ταῖς οὐδὲν ὠφελούσαις, ὑπὸ δὲ τῶν ἀνοήτων περισάτοις γινομέναις. Der Zusammenhang bestätiget es, dass die Worte hieher gehören; allein Rec. findet durch diese Bestätigung zugleich seine Meynung bekräftigt, dass man von mancher Rede des Is. ehemals wohl mehr als eine Recension hatte. Daher wird man auch mit der Chronologie solcher Reden eben so wenig ganz aufs Reine kommen, als es bey verschiedenen, öfter überarbeiteten Dialogen des Platon möglich zu seyn scheint. — Noch müssen wir bemerken, dass auch die Ausleger der heil. Bücher in diesem Aufsatze hin und wieder sehr lehrreiche Winke finden. Hebr. 12. 1. ist περικείμενον für περιχείμενον und Coloss. 1. 19. noch glücklicher κατοικῆσαι (collocare) statt κατοικῆσαι vorgeschlagen, und v. 15—18 werden als Parenthese betrachtet. — III. *Henr. Jo. Arntzenii Observationum Syllogae.* Das 1 Kapitel dieser Observationen, welche insgesamt von seltenem historischen und kritischen Forschungsgeiste zeugen, liefert eine gedrängte Geschichte der römischen Gesetze über den Aeltermord. Wir heben hier nur das Neue und Wichtigere aus. Nimmt man, geleitet durch richtige Auslegung einer Stelle des Valerius Max. I. 1. ex. 13. an, dass die Strafe des Säckens (*insui in culeum*; μολγὸς, ἀσκὸς βόειος) bereits unter Tarquins Regierung bey groben Verbrechen üblich war (vgl. *Wieling* ad *Chassenaei* Paratitl. p. 301), nach dem Umsturze der Monarchie beybehalten, und in den XII Tafeln (*lege*) von den Decemvirn ausschliefslich den *parricidis* angedrohet wurde; und vereiniget man damit eine andere Stelle b. Dionysius Hal. IV. p. 260., in welcher der Vf. durch eine sinnreiche Interpunction den scheinbaren Widerspruch hebt: so lassen sich dann alle Schwierigkeiten, welche aus der Vergleichung anderer Nachrichten entspringen, leicht lösen; am leichtesten die oft angeführte in *L. 9. pr. D. de Leg. Pomp. d. parric.*, wo Modestin ausdrücklich jene Strafe auf den *mos majorum* zurückführt. Wenn ferner einige Rechtslehrer, zu grösserer Verwirrung der Geschichte, aus zwey Stellen der Alten (*Cic. p. Rosc. Am.* 25. *Epit. Liv.* 68.) geschlossen, dass L. Ostius unter den Römern der erste Vatermörder gewesen, dieses Verbrechen gleichwohl erst in der Folge an P. Malleolus geahndet worden sey, und seine Strafe mithin nus den XII Tafeln nicht abgeleitet

geleitet werden könne: so lag ihnen ob, entweder zu erweisen, dass die Strafe an dem Ostius noch nicht vollzogen worden, oder zu bedenken, dass dieser zuerst als Vatermörder, M. hingegen, durch eine dem Sinne des Gesetzes angemessene extensive Interpretation, zuerst als Muttermörder mit dieser Strafe belegt worden sey. Wir übergehen die mannichfaltigen Schärfungen und Veränderungen dieses Gesetzes unter den Kaisern, die Hr. A. in einer zwar richtigen, aber nicht neuen historischen Deduction darlegt. Bey Gravina (*Origg. Juris Civilis* p. 459) finden wir dasselbe, nur kürzer zusammengefasst. — Im 2 Kap. wird zuerst ein Gesetz des Romulus, welches die Auszeichnung und Begünstigung des weiblichen Geschlechts zum Inhalt, und die Besänftigung der geraubten Sabinerinnen wahrscheinlicher Weise zur nächsten Tendenz hatte, nach einer Stelle des Plutarch (*Romul.* c. XX. p. 68 *ed. Hutten.*) sehr scharfsinnig erläutert, sodann ein anderes, welches die gegenseitigen Rechte und Verpflichtungen der Patrone und Clienten begründete, mit gleicher Zweckmäfsigkeit und Deutlichkeit behandelt. — Im 4 Kap. wieder kritische Erläuterungen römischer Gesetze. Auch hier zeigen sich durchaus gründliche Sachkenntnifs und ein glückliches Divinationsvermögen in der schönsten Harmonie. Zur Probe nur die Erläuterung von *L. II. D. de usufr. accresc.* Der Vf. vereiniget zuförderst dieses Gesetz mit dem darauf folgenden zu einem Ganzen: *cum singulis ab heredibus singulis eiusdem rei fructus legatur, fructuarii separati videntur, non minus, quam si, aequis portionibus, duobus eiusdem rei fructus legatus fuisset, unde fit, ut inter eos ius accrescendi non sit, cum alius ab alio Herede usumfructum vindicat.* Dann hebt er die Schwierigkeit, welche vorzüglich in der Ungewifsheit lag, ob die Worte *aequis portionibus* auf die Legatare oder auf die Erben bezogen werden sollten, durch Einschaltung einer Parenthese: *non minus — fuisset.* Man sieht nunmehr sogleich den doppelten Grund ein, warum Papinian verschiedene Legatare, denen von mehreren Erben der Niefsbrauch einer und derselben Sache vermacht worden ist, für abgesondert, und unter ihnen das *ius accrescendi* für unstatthaft hielt. Denn soll man sie als unter sich verbunden betrachten, so mufs ihnen das Vermächtnifs von einem einzigen Erben hinterlassen werden; dann kann man sie aber auch, wie Papinian zur Erläuterung hinzufügt, eben so wenig für *re coniunctos* halten, als Legatare, welche *verbis coniuncti* sind, und denen die Nutzniefsung einer und derselben Sache zu gleichen Theilen hinterlassen worden ist. — Im 5 Kap. endlich wird die jährliche Schatzung der römischen Bürger unter Servius Tullius Regierung zufolge einer Stelle b. *Dionys. Hal.* IV. p. 220 beleuchtet. Hierbey eine treffliche Verbesserung in *Capitolin. Anton. Philos.* cap. 9. *atque hanc totam* (canssam liberalem) *lege de assertionibus firmavit.* — IV. *Jo. Ad. Nodell notae criticae in Ciceronem, Justinum et Horatium.* Des Vf. kritische Manier ist aus seinen früheren Schriften bekannt. Weit entfernt, sich in die hoheren Regionen der Kritik zu erheben, in welchen nunmehr auch *Arntzen* neben einem Ruhnken und Wyttenbach glänzet, scheint er sich zu begnügen, wenn er, in der Ebene wandelnd, hier und da ein nützliches Blümchen auflieft. Z. B. Cic. de Legg. II, 6. wird so verändert: *Ait*, oder *et ait Theophrastus, auctor* u. s. w. Horat. II. od. 20. 5: *non ego, quem foves, Dilecte maecenas.* — Einen schärferen Blick in Wahrnehmung versteckter Corruptelen, ein geübteres Schönheitsgefühl und ein ausgezeichneteres Talent in der Wortkritik verräth V. *Jo. Sterke*, J. V. D. et scholae Daventr. Rect. *Suspiciorum criticarum specimen primum.* Properz, die lateinische Anthologie, Juvenal u. sein Scholiast, Vellejus Paterc., Cicero, Sulpicia, Eutropius und der *Auctor Collationis Legum Mosaic. et Rom.* gewähren reichen Stoff zu scharfsinnigen Vermuthungen. Wie z. B. Propert. I, 4. 13. *multus decor artubus*, sehr sinnreich für *multis decus artibus;* oder Cic. de Orat. II, 23 wo Ruhnken *in eodem veritatis tutandae genere* vorschlug, Hr. St. aber lesen will: *tamen sunt omnes in eodem veritatis* limandae *genere versati.* vgl. Off. II, 10. — Leichter und geringhaltiger erscheinen auf der Wage einer unpartheyischen Kritik VI. *S. Wyngaarden*, Gymnasii Campensis Rectoris, *Observationes Criticae.* Voraus gehen einige flüchtige Bemerkungen zum Hesychius, die sechs Stellen nachweisen, welchen der Lexikograph seine Glossemen angepafst hat. Sodann Vorschläge zur Berichtigung verdorbener Stellen in den griechischen Bukolikern. — ἄπαν βύπος, ἔργον ἐπ' ἔργῳ. So dürfte leicht ein künftiger kritischer Editor dieser Dichter die Vorschläge des Hn. W. mit einem aus dem Theokrit selbst gewählten Motto sehr passend bezeichnen. Wie war es auch möglich, das Wahre zu treffen, da der Vf. gewöhnlich nicht wahrnahm, worin das falsche liegt? Man kennt z. B. das λύχνιον ἐν πρυτανείῳ (Theocr. XXI, 36) aus der Verlegenheit aller Ausleger. Unserem Kritiker ist diese Schwierigkeit keine Schwierigkeit; aber dafür ändert er das vorhergehende ἄσμενος ἐν ῥάμνῳ sonderbar genug in ἀλλ' ὄνος ἐν ῥ. um. Bion. Epitaph. A. v. 94 verbessert er: Ἀδωνιν αἱ μὲν ἐπαειδουσιν. Wären die Verse 94—96 ächt, woran Rec. noch immer zweifelt: so würde ταὶ μέν leichter und richtiger seyn. Mit mehrerm Glück hat Hr. W. noch einige Verfälschungen im Tibull, Properz und Horaz zu heben versucht. — VII. *Jo. Steph. Bernard*, Med. D. *Animadversiones in scriptores quosdam graecos.* Der nunmehr verstorbene Arzt, *Bernard*, hatte mit seinem ehemaligen deutschen Zunftgenossen, *Triller*, nicht blofs eine ausgebreitete Kenntnifs und Belesenheit in der alten Literatur, sondern auch die den Kennern und Liebhabern derselben gleich unbehagliche Duplicität in der Kritik gemein. Selten entläfst er bey verdorbenen Stellen den Leser, ohne ihm zwey bis drey Wege zur Verbesserung zu zeigen, unter welchen er sodann den beliebigen selbst einschlagen und behaupten mag. Diesen Charakter verleugnen auch gegenwärtige Animadversionen nicht, welche sich auf einzelne Stellen des Theophylactus, Photius, Cinnamus, Jamblichus, Xenophon, Ephesius, Plutarchus, Nicander u. a. beziehen. In des letztgenannten Alexiph. v. 551. (566. ed. Schneid.) setzt er sehr richtig und

dem Sprachgebrauche des Dichters gemäfs ἐν λίπει χραίνειν, wo der neueſte und gelehrteſte Herausgeber eine ſpätere Interpolation der Aufnahme würdigte. So glücklich übrigens B. auch hier mehrere Stellen der Alten behandelt, zu deren Heilung oder Erklärung dem Humaniſten gewöhnlich die nöthigen Hülfskenntniſſe abgehen: ſo finden wir doch, dafs er dieſe Kenntniſſe zuweilen früher als den Zuſammenhang oder den Sprachgebrauch zu Rathe gezogen hat. Wir wollen dieſs nur an einer Emendation des Athenäus (II, c. 21. p. 99. ed. Schäfer.) zeigen, welche ſich dem erſten Blicke leicht empfiehlet. Die Rede iſt von ſchädlichen *Champignons*: οἱ ἀστὰ τὸ ἑψηθῆναι καὶ τεθῆναι πεσσόμενοι. Man begreift nicht, wie ſie durch *Aufſetzen auf die Tafel* (*menſae impoſiti* gibt es *Dalechamp.*) härter und zäher werden. Oder meynt Ath., dafs ſie dieſe Eigenſchaft zeigten, wenn ſie gekocht *hingeſetzt*, mithin nicht gebraucht würden? Dies ſcheint wieder nicht in den Wortes zu liegen, welche nicht einmal den Zuſatz ἐπὶ χρόνον, ἐπὶ πολὺ oder einen ähnlichen haben. B. ſchlägt ἀρτυθῆναι vor, mit dem Zuſatze: *conditura enim fungos tales reddi accepi a coquo.* Nur konnte der niederländiſche Koch nicht wiſſen, dafs Athenäus gleich im folgenden ſolche ἀρτύματα oder ἡδύσματα, wie Salz, Honig, Eſſig u. ſ. w. ausdrücklich als Mittel nennt, jene ſchädlichen Champignons unſchädlich und genieſsbar zu machen. Die Sache wird noch deutlicher aus Athen. I, 5. p. 11.. Rec. hilft ſich daher, um jenen Widerſpruch zu vermeiden, noch immer mit der Ueberſetzung von Villebrune, der wahrſcheinlich πεσθῆναι geleſen hat: *après avoir été bouillis et ferrés quelque temps, ſont comme coagulés.* — VIII. *Frid. Ludov. Abreſch notatorum Mss. ad Suidam collectanea.* Der Name des Kritikers berechtiget zu groſsen Erwartungen. Man würde ſich aber ſehr täuſchen, wenn man hier einen Pendant zu den Toupiſchen oder Tyrwhittiſchen Verbeſſerungen der Lexikographen ſuchen wollte. Dieſe *Notata* enthalten nichts als Zurückweiſungen auf Stellen, welche dem Suidas beym Aufzeichnen ſeiner Erklärungen und hiſtoriſchen Notizen vorſchwebten. Indeſſen werden ſie gewifs für den Kritiker, welcher nach neuen Erwerbungen für den Suidas ausgeht, und da nach Geſetzen der Verbeſſerung forſcht, wo ohne ſteten Rückblick auf die Quellen nur der Zufall zu ſpielen und die Willkühr zu herrſchen ſcheint, ein weit höheres Intereſſe haben, als die neulich bekannt gemachten Collectaneen des *Olearius.* — IX. *Gerardi Haſſelti Explicatio tituli calicis antiqui e ſuppellectile ſua.* Das Trinkgefäſs iſt hier auch abgebildet. Es iſt aus rother Erde, ſchwarz incruſtirt und mit weiſsen Buchſtaben und Zierrathen verſehen, ganz von der Art und Bildung, wie mehrere bey Beger (*Theſaur. Brand.* T. III. p. 461) vorkommen. Auf dem unteren Rande des Bechers ſtehen die Buchſtaben M. I. S. C. E. Vor dem M ſteht noch ein anderes Zeichen, welches zur Noth für ein I gelten kann, allein, wie der Vf. bemerkt, von dem Künſtler blofs deswegen vorgeſetzt und ohne Punkt von der übrigen Schrift geſchieden war, *vt, unde legendo incipiendum eſſet, haberemus.* Die Inſchrift ſelbſt erklärt Hr. *H.* mit Cannegieters Worten: *Miſce, nempe vinum aqua, niſi mavis Da bibere*, und fügt ſodann über dieſe Bedeutung mit einem ziemlichen Wortaufwand, aber nicht in der deutlichſten Sprache, ſehr bekannte Bemerkungen hinzu. — X. *A. Kluit, Antiq. et Hiſt. P. O. in Acad. Leidenſi.* — *Brevis conſpectus novi ſyſtematis de priſco jure venandi per Hollandiam ſtricte dictam, ad verba H. Grotii, Holl. Rechtsgel.* P. II. c. IV. n. 26. *'t kleyne Wildt mogen vangen* (overal) *alle Edelluyden ende vornaemſte Amptluyden — Andere luyden mogen nog Haſen nóg Conynen vangen, ſelf niet* op haar lant — *alſoo de landen dat ongeryf van ouds onderworpen zyn geweest.* Bey der Unterſuchung der ſtreitigen Frage, ob das Jagdrecht Regal oder ein Zubehör der Landgüter und Waldungen ſey, unterſcheidet der Vf. zuförderſt Landeseigenthum (*dominium imperii*) von der Landeshoheit, welche jenes vorausſetzt. Domainen, welche in jenem enthalten waren, wurden im Mittelalter oft *regio more* angeſehenen Dynaſten ertheilt. So erhielten die Grafen von Holland die ihrigen. Nach dem Vf. hat das Wort *domanium* eine dreyfache Bedeutung. Es bezeichnet 1) den Beſitz des Territoriums ſelbſt, 2) Kammergüter, 3) diejenigen Rechte, welche ſich die Grafen, ſo oft ſie Vaſallen mit ihren Domainen belehnten, vorzubehalten pflegten. Nun übten aber die Grafen von Holland das Jagdrecht nicht vermöge der Landeshoheit aus, ſondern als Landeseigenthümer (*Lands of-Grondheeren*), als Beſitzer von Domainen in der erſten Bedeutung des Wortes, welche ihnen vom deutſchen Reiche als unbeſchränktes Allod ertheilt worden waren. Bauern und die Bewohner ſolcher Städte, die von den Grafen auf dem Boden ihrer eigenen Domainen angelegt waren, hatten eben ſo wenig ein Jagdrecht, als Landedelleute in jenen Gütern, mit denen ſie von den Grafen waren belehnt worden. Eine Ausnahme bey den letzteren machte jedoch die beſondere Belehnung mit dem Jagdrecht, oder der Beſitz freyer Allode, deren es aber, wegen des groſsen Umfangs der Domainen, nur wenige gab. — So fruchtbar dieſe ganze Abhandlung an neuen Erörterungen und Behauptungen iſt: ſo ungern bekennt Rec., dafs ihr durchaus eine feſtere Begründung der aufgeſtellten Hypotheſen eben ſo ſehr, als Präciſion im Ausdruck und überhaupt eine lichtvolle Darſtellung mangelt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. August 1796.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) GOTHA, b. Ettinger: *Encyklopädie aller mathematischen Wissenschaften, ihre Geschichte und Literatur in alphabetischer Ordnung. Erste Abtheilung*, enthaltend die reine Mathematik und praktische Geometrie, das ist: Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie, Analysis, Feldmeskunst, Forstgeometrie und Markscheidekunst. *Erster Band.* Mit einer Vorrede des Hn. Hofr. *Kästner.* Herausgegeben von *G. E. Rosenthal.* A und B. Mit XII Kupfertaf. 1794. 438 S. *Zweyter Band.* C. Mit XII Kupfert. 1795. 400 S. 4.

Auch unter dem besondern Titel: *Encyklopädie der reinen Mathematik und praktischen Geometrie* etc.

2) Desselben Werkes *fünfte Abtheilung*, enthaltend die *Kriegswissenschaften*, das ist: Kriegskunst, Kriegsbaukunst, Artillerie, Minirkunst, Pontonier, Feuerwerkerkunst und Taktik. *Erster Band.* Mit einer Vorrede des Hn. Ingenieur-Major *Müller* in Göttingen. Herausgegeben von *G. E. Rosenthal.* A. Mit XIX Kpftaf. 1794. 356 S. *Zweyter Band.* Ba — Be. Mit XXI Kpftaf. 1794. 398 S. *Dritter Band.* Bi — Ci. Mit XX Kpftaf. 1795. 372 S. 4.

Ebenfalls unter dem besondern Titel: *Encyklopädie der Kriegswissenschaften* etc.

So viel sich gegen die Mode unserer Zeit, die Wissenschaften in lexikalischer Form abzuhandeln, sagen läßt, so viel läßt sich doch auch zu ihrer Rechtfertigung anführen. Denn wenn sie von der einen Seite mit dem Wesen einer Wissenschaft zu streiten scheint, wenn sie dem Hange zum oberflächlichen Wissen, dem man auf alle Weise entgegen arbeiten sollte, ausnehmend beförderlich ist: so gewährt sie auf der andern Seite den Vortheil, unserm Gedächtnisse bey der täglich wachsenden Menge von Sachen, die es fassen soll, eine unentbehrliche Hülfe zu leisten, und uns die Bekanntschaft mit solchen Gegenständen, die ausser dem eigentlichen Kreise unsers Studiums liegen, und deren Kenntnis uns oft sehr wichtig ist, überaus zu erleichtern. Am wenigsten sollte man glauben, wie auch Hr. Hofr. Kästner in der Vorrede bemerkt, könnte diese Form für die mathematischen Wissenschaften passen, bey denen — besonders in dem reinen Theil derselben — bekanntlich so viel auf die Ordnung und Folge der Sätze ankommt; und doch haben wir gerade über diese Wissenschaften ein Lexicon von einem Manne, der die mathematische Methode sehr gut kannte, und fast über die Gebühr schätzte — von *Walfen.* So mangelhaft auch dessen Arbeit noch ist, so zeigt sie wenigstens die Ausführbarkeit der Sache, und es ist, dünkt uns, nicht schwer, die Idee von einem vollkommenern Werke der Art zu fassen.

Niemand wird wohl so thöricht seyn, die Mathematik aus einem solchen Werke erst lernen zu wollen — dazu sind die systematischen Lehrbücher tauglicher — nur über einzelne Gegenstände derselben kann man hier eine genauere Auskunft verlangen, und von einzelnen Begriffen eine deutliche Erklärung suchen. Man muss es also auch nicht für Anfänger anlegen wollen, sondern schon einen gewissen Grad von mathematischer Kenntnis voraussetzen. Man könnte vielleicht irgend ein beliebtes Lehrbuch der mathematischen Anfangsgründe zum Grunde legen, und verlangen, dass wenigstens die darinn enthaltenen Sätze demjenigen geläufig wären, der das Wörterbuch gebrauchen wollte; man könnte alsdann bey vielen Artikeln darauf hinweisen, und so wäre schon sehr viel gewonnen. Ferner müsste man besonders darauf sehen, dass diejenigen Artikel, die in einer Beziehung mit einander stehen, auch mit Rücksicht auf einander bearbeitet würden, so dass sie zusammengenommen ein Ganzes ausmachen, und eine hinreichende Kenntnis der Sache gewähren. Man dürfte also nicht bey dem einen Artikel ungefähr so viel geben, als man etwa aufgetrieben hätte, und einen andern verwandten desto magerer stehen lassen, sondern es müsste ein gewisses Ebenmaas beobachtet, und weder zu viel noch zu wenig gegeben werden. Auch müsste durchgängig eine gleiche Sprache und Bezeichnungsart darinn herrschen, und z. B. nicht das einemal *Ordinate* genannt werden, was gleich darauf *Applicate* heisst, oder bald die Wolfische und Leibnitzische, bald die ältere Bezeichnungsart der Proportionen gebraucht werden. Eine Hauptsache endlich wäre es, dass die Artikel nicht so abgefasst würden, dass sie nur dem verständlich wären, der schon weiss, was er darunter finden wird, und sie nicht erst aufzuschlagen braucht, sondern dass sie demjenigen wenigstens einen historischen Begriff von der Sache geben, der hier Belehrung sucht. Dazu ist es gar nicht nöthig, jedesmal *ab ovo* anzufangen: sondern da man theils eine gewisse Summe von mathematischen Kenntnissen voraussetzen, theils sich auf die verwandten Artikel beziehen könnte, so würde man oft mit wenigen Worten ausreichen. Besonders wäre dies der Fall bey Erklärung einzelner Kunstausdrücke, wie *Ordinate, Abscisse, Subtangente*, wo man dem Texte durch Figuren zu Hülfe kommen kann. Bey Lehrsätzen, Aufgaben etc. müsste man vor allen Dingen den Sinn des

Satzes begreiflich machen; dann könnte gezeigt werden, worauf es dabey hauptsächlich ankomme, was für Schwierigkeiten etwa obwalten, ob sie bereits gehoben wären oder nicht, und wenn das erstere, was für Wege die Mathematiker dazu eingeschlagen haben u. dgl. mehr. So viel läfst sich, glauben wir, auch dem verständlich machen, für den die Rechnungen selbst zu schwer seyn würden. Alsdann würde es von der Stärke des Werkes abhängen müssen, in wiefern die verschiedenen Methoden und Rechnungen selbst einzurücken oder nur nachzuweisen wären. Denn man könnte sich allenfalls begnügen, Eine Art der Auflösung ausführlich dargestellt, und von den andern nur die gehörigen Schriften citirt zu finden. Auf diese Weise würde sich die Geschichte oft schon mit der Erläuterung selbst verbinden lassen; die Literatur aber könnte noch einen besondern Platz einnehmen.

Man sieht leicht, dafs zu einer solchen Arbeit nicht gemeine Kenntnisse und kein gemeiner Kopf erfodert würden. Wer sie übernähme, müfste nicht nur die Sachen vollkommen übersehen, und im Stande seyn, sich die nöthigen literarischen Hülfsmittel zu verschaffen, sondern er müfste auch eine vorzügliche Beurtheilungskraft besitzen, um die Grenzen eines jeden Artikels gehörig zu bestimmen, und die Kunst verstehen, sich kurz und doch deutlich auszudrücken. Nun darf man nur das Verzeichnifs der auf oben angeführten Titeln genannten Wissenschaften lesen, um einzusehen, wie viel schon dazu gehöre, die zu diesen beiden Abtheilungen erfoderlichen Kenntnisse zu besitzen. Nimmt man aber noch die drey übrigen Abtheilungen dazu, (s. Intelligenzbl. der A. L. Z. 1793. Nr. 120.); so verzweifelt man, dafs irgend Ein Gelehrter im Stande sey, in allen diesen Fächern etwas Befriedigendes zu leisten. Wenn diese Vorstellung von der einen Seite schon im voraus ein Mifstrauen gegen die vorliegende Encyklopädie in uns erregt, so kann sie uns von der andern zu einer desto billigern Beurtheilung derselben geneigt machen.

Hr. R. hat sich nirgends über den Plan und die Grenzen seiner Arbeit erklärt. In den Vorreden erfahrt man nichts davon, da sie von Männern herrühren, die mit dem Werke selbst wenig oder nichts zu thun haben, und daher wohl gute Wünsche und Hoffnungen fassen konnten, aber kein bestimmtes Urtheil zu fallen, und dem Publicum durch ihr Ansehen eine sichere Gewährschaft zu leisten im Stande waren. Wir können also auch nichts anders thun, als uns unmittelbar an die Ausführung selbst halten, und versuchen, unsern Lesern einen Begriff von ihrer Beschaffenheit zu geben.

Wirft man einen Blick auf das Ganze, so überzeugt man sich leicht, dafs man hier eine reichhaltige Sammlung von Notizen über die auf dem Titel genannten Gegenstände erhält, die von dem Fleifs ihres Urhebers keine geringen Begriffe erweckt. Hr. R. hat sich seiner ungünstigen Lage ungeachtet eine Menge von Büchern, darunter solche, die nicht in jedermanns Hände kommen, zu verschaffen gewufst, und sie mit grofser Emsigkeit benutzt. Man erlangt also durch diese Arbeit schon den Vortheil, dasjenige ohne Mühe beysammen zu finden, was man aufserdem nicht ohne ansehnlichen Zeitverlust und ohne den Besitz einer beträchtlichen Bücherfammlung aufsuchen würde.

An Vollständigkeit in den Artikeln scheint es nicht zu fehlen, wenigstens hat Rec. keinen von Bedeutung vermifst. Eher könnte man dem Vf. den Vorwurf einer allzugrofsen Vollständigkeit machen. Denn einmal hat er denselben Artikel öfters nicht nur unter mehr als einer Benennung, der deutschen und der lateinischen oder französischen, sondern nicht selten auch erst unter dem Haupt-, dann unter dem Beyworte aufgeführt. In einem deutschen Wörterbuch aber wird man wohl nur da die Sachen unter einem fremden Namen aufsuchen, wo man keine eigenen Ausdrücke in unsrer Sprache hat. Hier hingegen findet man *Angulus s. Winkel; Angulus acutus s. spitziger Winkel; Angulus rectus s. rechter Winkel* u. s. f. alle Arten von Winkeln nach ihren lateinischen Benennungen. Oder *Boetes à feu s. Sturmtöpfe; charger s. laden; chariot de Bagage s. Räftwagen; chariot de Munition s. Munitionswagen* u. dgl. m. Dies ist schon deswegen tadelnswerth, weil es doch nicht thunlich war, es mit allen Artikeln so zu machen; welche haben nun das Recht unter lateinischen, und welche unter französischen Namen aufgeführt zu werden? Ganz anders wäre es, wenn Hr. R. den deutschen Ausdrücken die ausländischen *beygesetzt*, und dies so viel möglich bey allen Artikeln gethan hätte, wie es z. B. in dem Gehlerischen physikalischen Wörterbuch beobachtet ist. Nicht genug aber, dafs die ausländischen Ausdrücke besonders angesetzt sind, so kommen sie auch wohl mehr als einmal vor. So steht z. B. *Aequatio affecta; Aequatio algebraica;* und hinwiederum *Affecta aequatio; Algebraica aequatio,* und jedesmal wird man auf den deutschen Ausdruck verwiesen, wo man den lateinischen noch einmal, und also zum drittenmal, findet. — Alsdann kommen Artikel vor, die eigentlich gar nicht hieher gehören; z. B. *Abnehmen*, bey einem Spiel; *Ambe*, bey der Lotterie — wenn alles, wobey ein Zählen vorkommt, in die Arithmetik, und folglich in dieses Lexikon gezogen werden sollte, so würden hundert Folianten nicht hinreichen, es zu fassen; *Alterum tantum* — dafs dies *noch einmal so viel, doppelt so viel* heifst, findet man in lateinischen Wörterbüchern, und was bey Zinsen nach den römischen und nach den Reichsgesetzen erlaubt ist, gehört in die Rechtswissenschaft, nicht in die Arithmetik. Oder in der Kriegswissenschaft *bistapia* — da die alten Griechen und Römer keine Steigbügel hatten, so läfst sich auch nichts von ihren Steigbügeln sagen, und was sie an die Stelle derselben setzten, gehört allenfalls unter den Artikel *Steigbügel*, nicht unter dies neu-lateinische Wort; *Bogen der Irokesen, Brasilianer und Mexikaner* — warum soll gerade von diesen gesprochen werden, da sonst in diesem Werke nicht von der Kriegskunst und den Waffen der aufser-europäischen Völker die Rede ist?

Noch

Noch weniger ist es zu billigen, dafs die Artikel bald unter ihren *Haupt*-, bald unter ihren *Beywörtern* abgehandelt sind, so dafs man nicht voraus wissen kann, wo man einen finden werde, was bey einem Werke von so vielen Bänden doppelte Beschwerde macht. Wer wird wohl vermuthen, dafs er *birnförmige Kammer* im Buchstaben B; *ähnliche Verhältnifs* oder *apollonische Parabel* im A; *Carpi's Befestigungsmanier* im C, und überhaupt die Befestigungsmanieren der verschiedenen Ingenieurs jede unter dem Namen desselben zu suchen habe, da er doch *blinde Granate* unter *Granate; arithmetische Proportion* unter *Proportion*; *Belagerungsart der Türken* unter *Belagerungsart* findet? Eben so schlimm ist es, dafs unter manchen Rubriken Sachen begriffen sind, die man da nicht erwartet, und andere Artikel so unbestimmt angegeben sind, dafs man nicht weifs, was sie enthalten sollen. Ist es nicht befremdend, unter dem Artikel *Acker* die Benennungen und Gröfsen der in verschiedenen Ländern gewöhnlichen Feld- und Wiesentheilungen, was z. B. ein *Strieg*, ein *Sottel*, ein *Gelege* etc. etc, sey, zu finden? Das würde man natürlicher unter diesen Wörtern selbst suchen, wenn es anders überhaupt hieher gehört. Oder wer wird wohl glauben, dafs unter eben diesem Artikel eine Vergleichung der Längenmaafse verschiedener Orte, selbst der neuen französischen, gegen das *Nordhäuser* Maafs anzutreffen sey? — Ferner was soll man sich unter einem Artikel, wie *Cirkel-Lehrsatze*, denken? Was vom Cirkel zu lehren sey, sollte man glauben, befände sich unter dem Worte *Cirkel*. Und betrachtet man die hier befindlichen Sätze näher, so sieht man eben keinen Grund, warum blofs sie und keine andern hier aufgenommen sind. Ja der letzte Satz ist nicht einmal ein Lehrsatz, sondern eine *Aufgabe*, die, weifs der Himmel wie, zu der Ehre gekommen ist, hier zu stehen, da sie eigentlich in die Optik oder Perspectiv gehört. — Noch viel unbestimmter ist der Artikel *Aufgabe*, der auf 60 Quartseiten einnimmt, und unter den der Vf. eine *Farrago* von Aufgaben aller Art zusammengetragen hat, so dafs es Noth thäte, man hätte blofs über diesen Artikel ein eigenes Regifter.

Was die Ausarbeitung der einzelnen Artikel anbetrifft, so ist sie dem Vf. da am besten gelungen, wo der Inhalt historisch oder beschreibend ist. Dergleichen Artikel kommen am häufigsten in der Kriegswissenschaft vor; diese scheint uns daher auch im Ganzen den Vorzug vor der reinen Mathematik zu verdienen. Mit den theoretischen Artikeln hingegen sind wir nicht sehr zufrieden. Gewöhnlicher Weise scheint der Vf. hier seinen Gegenstand nicht recht übersehen und durchdacht zu haben. Daher ist er nicht im Stande gewesen, sich bündig und deutlich auszudrücken, die Hauptsachen gehörig heraus zu heben und ins Licht zu stellen, und die Grenzen eines jeden Artikels richtig zu bestimmen. Bald hat er Sachen in einen Artikel aufgenommen, die nicht hinein gehören, bald andere weggelafsen, die man erwartet; bald ist er zu kurz, bald zu weitläuftig, und man sieht leicht, dafs er jedesmal ungefähr so viel gab, als er eben zusammengetragen hatte, nicht immer das, was zur gehörigen Erläuterung der Sache erfoderlich war. Dies alles wird sehr begreiflich, sobald man bey näherer Untersuchung findet, dafs das meiste hier aus andern Büchern *wörtlich* übergetragen ist. Bey dieser Methode läfst sich freylich nichts vollständiges und genaues erwarten. Nun verlangt man zwar in einem Werke dieser Art keine neuen Entdeckungen, aber doch das bisher bekannte nicht blofs zusammengeschrieben, sondern eigen verarbeitet. Hr. R. hat überdies noch die Unart gemeiner Compilatoren, seine Quellen nicht zu verrathen — was bey einem Werke, das die Literatur mit begreifen soll, doppelt tadelnswerth ist. Nur dann und wann macht er eine Ausnahme, besonders wenn es *Käftnern* gilt. Es wäre aber auch die Undankbarkeit gar zu weit getrieben, wenn er diesen nicht einmal genannt hätte, da er aus dessen Schriften *blofs im zweyten Bande* der reinen Mathematik *mehr als* 200, schreibe *zweyhundert*, Octavseiten genommen hat. — Zur Rechtfertigung unsers Urtheils berufen wir uns nur auf die Artikel *Addition*, *Algebra*, *Aufgabe*, *binomischer Lehrsatz*, *Cirkel* und was dahin gehört; *Cubikwurzel*, — die wir der dabey unvermeidlichen Weitläuftigkeit halber hier nicht näher durchgehen können. Dagegen wollen wir ein paar andere Beyspiele anführen, aus denen man zugleich die Schreibart des Vf. kennen lernen kann. *Aehnliche Dinge* erklärt er durch „solche, in welchen dasjenige einerley ist, wodurch sie von einander sollen unterschieden werden." — „*Aehnliche Figuren*", heifst es, „sind, die durch nichts, was „in ihnen verständlich ist, sich unterscheiden lassen. Da „nun in den geradlinichten Figuren die Gröfse der „Winkel und das Verhältnifs der Seiten verständlich „ist: so sind die geradlinichten Figuren einander ähnlich, wenn die gleichnämigen Winkel einerley Gröfse und die gleichnamigen Seiten einerley Verhältnifs „haben." — Nicht viel deutlicher ist das, was er über *ähnliche Verhältnifse* sagt; besonders ist das Euklidische Verfahren sehr verworren ausgedrückt: „Daher, heifst es, „hat Euklides ein anderes Kennzeichen gleicher „Verhältnisse gegeben, damit es sich sowohl auf Ratio„nal- als Irrationalverhältnisse schickte, indem Eukli„des saget: A habe zu B eben das Verhältnifs, welches „C zu D hat, wenn beständig, so man A und C durch „eine Zahl, B und D durch eine andere Zahl multipli„cirt, oder A und C gleich vielmal und B und D eben„falls gleich vielmal, jedoch nicht eben so vielmal als „A und C, nimmt, das Vielfältige von C gröfser oder „kleiner ist, als das Vielfältige von D, oder auch je„nes diesem gleichet" u. s. w. — Ueber *Analysis speciosa* erklärt er sich so, dafs man gar nicht erfährt, was sie ist. Wohl aber lernt man hier, wer der Erfinder der *geometrischen Analysis* ist, wer diese bearbeitet, und wer sich ihrer *bisweilen* und *besonders* bedient hat, ungeachtet ihr ein eigener langer Artikel gewidmet ist. Zu der Erklärung von *arithmetischem Complement* wird als ein Exempel ein Spiel (*Piquet à Cheval*) angegeben und sehr umständlich beschrieben, das gar nicht mit ihr zusammenpafst. Ueberhaupt sind die Rechnungsexempel bey manchen Artikeln ohne Noth gehäuft, als

ob das Werk ein Uebungsbuch für Anfänger seyn sollte, indefs doch andere Artikel so abgefafst sind, dafs sie nur geübten Geometern verständlich sind.

Selbst beym Abschreiben hat er nicht immer die gehörige Vorsicht angewandt; z. B. in dem Artikel *Astrolabium*, der gröfstentheils aus *Mayers praktischer Geometrie* genommen ist, ohne dafs diese dabey citirt wäre, heifst es S. 132. am Ende: „Wie man übrigens diesen Strich in die gehörige Lage bringt, soll *unten* gezeigt werden," — so stehts wörtlich im *Mayer* l. c. I. S. 395., und M. erfüllt sein Versprechen S. 506 ff., hier aber kommt weiter unten nichts davon vor. Noch schlimmer ist es, dafs er in demselben Artikel da, wo von den Fehlern des Instruments gehandelt wird, den *dritten* Fehler im Mayer ganz übergangen hat, weil er da nicht in einer Reihe mit den andern, sondern im 11ten Kapitel besonders betrachtet ist. — Der Artikel *Augenmaafs* ist, zwar stillschweigend, aber nichts desto weniger buchstablich, aus *Lamberts Beyträgen* I. §. 21 u. f. abgeschrieben, und nicht einmal der fehlerhafte Ausdruck im 25sten §. verbessert: „Hr. Smith führt besondere Observationen an, wie er nebst vielen andern gefunden, dafs ein gewisser Punkt am Himmel über einem gewissen Punkt der Erde *von allen einmüthig zu stehen geschienen habe.*" — Einer der wichtigsten Artikel ist unstreitig *binomischer Lehrsatz*. Dieser fängt hier so an: „Binomischer Lehrsatz heifst folgender Satz von seiner zweytheiligen Wurzel (a + b) auf die Potenz m erhoben," — und nun folgt die Formel aus *Käftners Analysis endlicher Gröfsen* §. 141. (versteht sich, ohne diese zu citiren). Wer ist wohl im Stande, sich aus dieser Einleitung einen Begriff vom binomischen Lehrsatz zu machen, d. h., nur einzusehen, was man darunter verstehe? Und ist denn eine Formel ein Satz? Allein was das Aergste ist, so wird für ein Glied in der Reihe der Buchstabe P als Coefficient gebraucht, ohne dafs dessen Bedeutung aus Käftnern erklärt wäre. Um also die Formel zu verstehen, mufs man schon wissen, was der Buchstabe sagen will, das heifst, man mufs schon wissen, was der binomische Lehrsatz sey, und so hätte Hr. R. sich die ganze Mühe des Abschreibens ersparen können.

Von der *Literatur* endlich, die auf dem Titel versprochen wird, mache man sich hier keine grofsen Hoffnungen. Hie und da wird wohl eine Schrift angeführt, bisweilen auch mehrere; aber im Ganzen will das nicht viel sagen. Wie schon vorhin bemerkt worden ist, so erfährt man nicht einmal immer die Bücher, denen ein Artikel unmittelbar seine Entstehung verdankt. Wo viele Schriften angeführt sind, wie bey dem Artikel Algebra, Cirkelquadratur, da steht auch alles unter einander, gutes und schlechtes, wichtiges und unwichtiges. Die Bücher sind nämlich nach ihren Jahrzahlen geordnet, und hier verfuhr der Vf. so gewissenhaft, dafs er sogar verschiedene Theile desselben Werks, wenn sie zu verschiedenen Jahren herausgekommen sind, jeden nach seiner Jahrzahl besonders anführt. Eben deswegen sind auch die Uebersetzungen von ihren Originalen getrennt.

Dem Verleger mufs man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs er für gutes Papier und correcten Druck, besonders in den Rechnungen und Tafeln, gesorgt hat. Auch fallen die Kupfer meistens recht gut ins Auge; nur ist es etwas beschwerlich, dafs die einzelnen Figuren nicht immer nach der Ordnung, sondern oft so unter einander gestellt sind, dafs sie sich schwer finden lassen.

VOLKSSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Fleischer: *Der aufrichtige Kalendermann*, von *Ch. Gottl. Steinbeck.* Dritte Auflage. 1794. 169 S. 8. (4 gr.)

2) Gera, in d. Expedition der deutschen Volkszeitung: *Der hundertjährige Kalender ohne Schnurpfeifereyen*, ein Volksbuch vom Vf. des aufrichtigen Kalendermannes. 1795. 190 S. 8.

In 19 Gesprächen, (die eben keinen Meister im Dialogisiren verrathen,) belehrt der Vf. in Nr. 1. seinen *August* von Sonne, Mond und Sternen, von dem Laufe der Planeten, den himmlischen Zeichen, Sonnen- und Mondsfinsternissen etc., welchen Unterricht er in Nr. 2., das man auch laut eines zweyten Titels als den II Theil des aufrichtigen Kalendermannes ansehen kann, fortsetzt, indem er ihm die übrige Terminologie, Einrichtung und selbst Verfertigung eines Kalenders bekannt macht. So deutlich und fafslich dies nun auch alles geschieht, so ist doch sehr zu zweifeln, ob diese Gegenstände Interesse und Verständlichkeit genug haben, um von Bürgern oder Bauern aus diesen Gesprächen hinlänglich begriffen zu werden. Die Absicht des Vf. geht aber auch eigentlich nur dahin, den Fürsten vorzuarbeiten, welche ihre Unterthanen unter andern auch mit einem bessern Kalender beglücken wollen. Damit nun die Unterthanen diese Wohlthat nicht aus Unwissenheit von sich stofsen, (wie wohl eher die Unterthanen Friedrichs des Grofsen gethan haben) so hat der Vf. den gemeinen Mann durch diese zwey Büchlein dafür empfänglich zu machen gesucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. August 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Vieweg d. ält.: *Reise eines Liefländers* von Riga nach Warschau, durch Südpreussen, über Breslau, Dresden, Karlsbad, Bayreuth, Nürnberg, Regensburg, München, Salzburg, Linz, Wien und Klagenfurt, nach Botzen in Tyrol. I — VI. Hefr. 1795 — 1796. 162. 205. 209. 241. 264 und 306 S. 8.

Der Liefländer gehört zu den *kranken* Reisenden, aber zu denen, die man sehr gerne sieht, weil sie keine andere als gefällige Launen haben, und noch ungleich mehr Witz als Hypochondrie. Er reiset, um sich an Scenen und Ansichten zu ergötzen, an deren Genuss er gewöhnt ist, und die Menschen, die er in vielerley Gestalten kennen gelernt hat, unter mancherley Verkleidungen wieder zu sehen. Wenn er schreibt, so geschieht es mehr sich als den Lesern zu Gefallen, die er unterhält, während er sich selbst die Zeit kürzt; und wenn es ihm gelungen ist, den letztern einen Theil des Vergnügens zu verschaffen, das er auf seiner Reise selbst genoss, so hat er seine ganze Absicht erreicht. Neues hat er ihnen überhaupt wenig zu sagen; den Gelehrten und Staatskundigen von Profession am allerwenigsten. Er ist ein Dilettante, der unter einem Publicum von Liebhabern sich unter seines Gleichen befindet. — Es wird nicht nöthig seyn, den geistreichen Vf. gegen seine eigene Bescheidenheit in Schutz zu nehmen. Wenn die Kunst seiner Bemerkungen eine alltägliche Erscheinung ist, so enthält diese Reise nur gemeine Dinge; und wenn Zahlen, Namen und Messungen den Begriff der Länderkunde erschöpfen, so hat der Forscher hier wenig Ausbeute zu erwarten. Aber schwerlich wird man den Vf. auf seinem Wege durch ein Land, eine Provinz, eine merkwürdigere Stadt begleiten, ohne an Welt- und Menschenkenntniss zu gewinnen. Die Sitten, die Cultur, die Eigenthümlichkeit eines Volks, die Verschiedenheiten, welche Stände, Glücksgüter und Gewerbsarten in seinem innern Zustand sichtbar machen, hat der Vf. überall mit einem scharfen und glücklichen Blicke aufzufassen gewusst. Ob seine Beobachtungen in dieser Rücksicht den Reiz der Neuheit haben, wird das Gefühl der Leser ohne unser Zuthun entscheiden. Der witzige Schriftsteller ist überhaupt selten in dem Fall, etwas Verbrauchtes vorzubringen; denn auch das Alte wird unter seinen Händen neu.

Zu Ende des Aprils 1793 trat der Vf. seine Reise an. Die Beschreibung des Postenlaufes, der Wege und Ansichten, die auf der Grenze von Liefland ihren Anfang nimmt, und bis an das Ende der Reise als ein grosses, fortschreitendes Gemälde ununterbrochen fortgeführt ist, verräth gleich die Meisterhand. Wir möchten jedoch keinem Schriftsteller rathen, sich auf ein so leicht ermüdendes Detail einzulassen, der sich einer minder lebhaften Darstellungskraft bewusst ist als unser Vf. Der Weg von Riga nach Warschau ward übrigens sehr schnell zurückgelegt (96 Meilen in 6 Tagen), so dass man hier über Lithauen etc. nur wenig findet, einige treffende Bemerkungen ausgenommen, wie sie ein geübter Beobachter im Fluge auffassen kann. Gleich beym Eintritte in Lithauen werden die Folgen des verunglückten Constitutionsreichstages sichtbar, von der Fahrlässigkeit der Zollbedienten und dem trunkenen Muthe der russischen Musketiers an bis zum Aufenthalte des Königs. Bey Grodno heisst es: „dass ein König da war, davon zeigte sich keine Spur. Vor dem Pallaste desselben bemerkte man keinen einzigen Wagen, aber desto mehr vor der Wohnung unsers (des russischen) Bothschafters. Die Umgebungen unsrer Staabsofficiere, die mit Vieren und Sechsen einher fuhren, waren sehr prächtig und füllten fast alle Strassen; die polnischen Grossen hielten sich, in einem bescheidenen Wagen wie versteckt, an den Seiten der Strassen.“ Der Abstich, den der lithauische Boden, die Landescultur, die Bauart der Flecken und Dörfer, das Aeussere der Einwohner, das römische Bekenntniss, gegen Liefland und Kurland machen, wird sehr lebhaft gezeigt. Juden, als Postknechte und Nachtwächter; in manchem Städtchen sind sie wohl auch *die Vornehmen*. Richtige Bemerkungen über den gemeinschaftlichen Charakter leibeigener Völker; das Verhältniss zwischen Herren und Bauern lässt sich überall aus dem einfachen Contracte erklären: *Arbeit für Futter*. Sehr auffallend contrastirt dagegen der Zustand der sogenannten deutschen Bauern in dem *freyen* Dorfe *Gog*. Einige Nachrichten von *Tyssenhausens* (Hofschatzmeisters von Lithauen), meist vergeblichen Versuchen, das Fabrikwesen empor zu bringen. Von der unglaublichen Verschwendung, die in Ansehung der Forste herrscht, führt der Vf. mehrere Beweise an; in andern Theilen Lithauens ist sie beynahe noch auffallender. Die lithauischen Posten werden gebührend gerühmt. — *Warschau.* Zuerst allgemeine topographische Bemerkungen, die einen sehr anschaulichen Begriff von der Stadt und der umliegenden Gegend geben. Man kennt die sinnreiche Manier und die Stärke des Vfs. in Gemälden dieser Art bereits aus dessen Schrift *über Paris und die Pariser;* denn schwerlich werden die Leser dem Liefländer bis hieher gefolgt seyn, ohne zu errathen, dass er mit dem Vf. der letztern Schrift einerley Person sey. Man sieht das seltsame

ſame Gemiſch von Palläſten und ſchmutzigen Hütten, die Warſchau enthält, gleichſam vor ſeinen Augen entſtehen, und kann, mit dieſer Beſchreibung in der Hand, einen Plan der Stadt wohl entbehren. „Ein Groſser, heifst es da unter andern, der König werden konnte, fiel leicht darauf, ſich einen Pallaſt zu bauen, der königlich war. Die Hauptſtadt eines Landes, mit der Verfaſſung, wie Polen ſie hat, müſste eigentlich aus lauter Palläſten beſtehen, wenn nicht die Beſitzer derſelben, der allgemeinen Menſchlichkeit, wenn auch ſonſt niemand, tributbar, Hände gebraucht hätten, um ihre ſtolzen Mauern aufzuführen. So brauchte jeder Pallaſt mehrere Hütten, worinn die Arbeiter wohnten.“ — Hierauf einige nähere Nachrichten von den vorzüglichſten, öffentlichen und Privatgebäuden. Der Vf. zählt gegen 80 ältere und neuere Palläſte, über 30 Kirchen und Klöſter, und gegen 20 groſse Häuſer, die nicht Palläſte heifsen, weil ſie meiſt nur Wechslern gehören. „Wenn oft in dieſen Häuſern, ſagt er, in einem Schreibtiſche von Mahagony mehrere jener Palläſte liegen, ſo iſt daran nichts zu bewundern, als die Schnelligkeit und arithmetiſche Kunſt, durch welche man ſie hinein gebracht hat.“ Die Zahl der Einwohner wird während des ſehr lebhaften Conſtitutionsreichstages nicht über 100,000 angegeben; immer noch Volks genug, für eine Stadt, die faſt kein Gewerbe hat, und auſser einer Handvoll Herren und ihren leibeigenen Knechten, nur noch die zahlreiche Dienerſchaft des Luxus und der Liederlichkeit nährt! Klaſſen der Bewohner: der Contraſt von Ueppigkeit und Elend, den Warſchau, in ſeinem ehemaligen Zuſtande, noch mehr als irgend eine andere groſse Stadt in Europa darbeth, wird eben ſo wahr als lebhaft geſchildert. Unbedeutender Zuſtand der inländiſchen Gewerbe: man freut ſich doch, wenigſtens auf Eine ſolche Unternehmung zu ſtoſsen, als Dangels groſse Wagenfabrik iſt. Hoher Preis der erſten Bedürfniſſe, und verhältniſsmäſsig aller übrigen. „Ein Land, das andre Provinzen mit Brod ſo reichlich verſieht, ſollte es ſeinen Kindern faſt umſonſt geben können, wie der Vf. bemerkt; in den unfruchtbarſten Ländern der preuſſiſchen Monarchie iſt es jedoch gröſser und beſſer, als hier in dem Mittelpunkte ſehr fruchtbarer Gegenden.“ Dies führt zu Betrachtungen über die Polizeyanſtalten, oder vielmehr über den beynahe völligen Mangel an ſolchen; über Kranken-, Verſorgungs- und Arbeitshäuſer u. dgl. Eine ſo prachtvolle Stadt hatte nicht einmal eine Straſsenbeleuchtung. Der Conſtitutionsreichstag fing an ſeine Aufmerkſamkeit auch auf ſolche Gegenſtände zu richten: aber in dem Augenblicke, da er einige gute Einrichtungen traf, wurde er geſprengt. Glücklicher Weiſe kann die Nation von der jetzigen Regierung erwarten, daſs ſie es ihr an Straſsenleuchten, und andern Vortheilen einer militäriſchen Ordnung nicht werde fehlen laſſen.

Was bisher, und in den drey folgenden Heften, von Polen und deſſen ehemaliger Hauptſtadt geſagt iſt, muſs man nun freylich gröſstentheils nur als hiſtoriſche Denkwürdigkeiten betrachten. Die Darſtellung ſelbſt hat indeſſen durch die, ſeitdem erfolgte, allgemeine Veränderung der Dinge, und durch die ganzliche Auflöſung einer der originellſten und merkwürdigſten Verfaſſungen, welche man hier noch in den letzten Anſtrengungen ihrer politiſchen Wirkſamkeit erblickt, an Intereſſe vielleicht noch mehr gewonnen als verloren. — Der 3te Abſchnitt beſchreibt die alte Conſtitution, die öffentlichen Gewalten, Aemter und Würden der Republik, in guter Ordnung und mit hinlänglicher Vollſtändigkeit, meiſt nach Leipnich. Das Wenige, (es war wenig!) was die Geſetzgeber vom 3ten May 1791 für die Verbeſſerung der Bürger und Bauern gethan, (und, um billig zu ſeyn, zur Zeit noch thun konnten) wird beyläufig gewürdigt. Hiebey die Namen einzelner Groſsen, die einen rühmlichen Anfang in dem Verſuche gemacht hatten, ihre Bauern frey zu laſſen. Ueber die Conſtitution vom 3ten May, werden wir von dem Vf., der hier als Augenzeuge und gewiſſermaſsen als Theilnehmer ſpricht, in der Folge noch etwas mehr hören. — In den folgenden Abſchnitten, (dem 4ten, 5ten und 6ten,) iſt der Vf. erſt ganz in ſeiner Sphäre; ſie enthalten ein Gemälde von der Lebensart, den Sitten, dem Charakter der Polen überhaupt, und der Warſchauer groſsen Welt insbeſondere. Dem Ganzen iſt die Schilderung eines groſsen polniſchen Hauſes zum Grunde gelegt, die in ihrer Art ein Meiſterſtück genannt zu werden verdient. Wenn manches, was man hier lieſt, auf den erſten Anblick die Grenzen des Wahrſcheinlichen zu überſchreiten ſcheint, ſo findet man in den nachfolgenden Erläuterungen Gründe genug, ſeine Zweifel zurück zu nehmen. In der That wird dieſes ungeheure Bild von Pracht, Verſchwendung, Unordnung und Sittenloſigkeit auch niemand befremdend finden, der Gelegenheit gehabt hat, die Lebensart der Groſsen in dem ehemaligen Paris, in Petersburg, oder in Wien zu beobachten, wenn er zugleich in Anſchlag bringt, was den polniſchen Groſsen (ſo wie den polniſchen Staat, dieſes Mittelding von Barbarey und Cultur, von Sklaverey und Freyheit,) von jeher vor allen andern ausgezeichnet hat. Der Vf. ſchätzt die Familien von Adel, welche die gröſsten Strecken des Landes und die meiſten Staatswürden unter einander getheilt haben, noch nicht auf 100; unter dieſen heben ſich wieder ungefähr 30, als die Vornehmſten, empor. Grundſatz der Groſsen, in ſo vielen Woiwodſchaften, als möglich, Güter anzukaufen, um ſich in ſo vielen, als möglich, Einfluſs zu verſchaffen. Die Bewirthſchaftung der liegenden Gründe iſt natürlich um nichts ordentlicher, als die häusliche Einrichtung der Familien; von beiden werden Beyſpiele angeführt. Daher zum Theil, bey allem Uebermaaſse des Reichthums, der ſchwankende Finanzzuſtand der groſsen Häuſer. Ihre Art zu reiſen; ein Commentar zu dem Italieniſchen: *far viaggio alla polacca*. Vorliebe der Polen für Frankreich; ſehr treffend erklärt, und eben ſo ihr Verhältniſs zu England und Italien. Hiebey eine ſehr glückliche Charakteriſtik des groſsen *Tones* in dieſen drey Ländern, woraus der Ton der polniſchen groſsen Welt mehrern Theils zuſammengeſetzt iſt. Nur eine

Stelle

Stelle zur Probe. „In Italien ist die Art der grofsen „Welt: Glanz von aufsen und Wirthschaftlichkeit von „innen, prächtige Palläste mit vernagelten Fenstern, „unschätzbare Kunstsammlungen und kein erträglicher „Tisch und Stuhl, Heere von Bedienten und Läufern „mit ungekämmten Haaren, glanzende Gesellschaften „und kein rauchender Schornstein, hunderttausend „Zecchini im Vermögen und nichts als kupferne bajo„chi oder soldi im Beutel, mit Allem, was Italien Er„lauchtes hat, verwandt, und in einen verblafsten „Seiden- oder abgeschabten Tuchrock gekleidet.“ Man sieht von selbst, was die polnische Welt hievon auf sich anwenden kann; sie liebt Glanz von aufsen, aber auch Fülle von innen. „Hohen Verwandtschaften „z. B. machen die Polen, über ihre Kräfte, Ehre, „durch Aufwand, Orden und Würden; und wenn sie „baares Geld haben, so führen sie es in strotzenden „Beuteln, mit Ausschlufs aller Scheidemünze, in den „schönsten holländischen Ducaten bey sich, die sie für „die geringsten Gefälligkeiten, mit etwas mehr als „Freygebigkeit ausspenden.“ Schilderung des lebhaften gesellschaftlichen Verkehrs während des Revolutionsreichstages. Politische Gastmale und Feste. Nationaltänze; die Beschreibung der Masurka besonders ist voll Wahrheit und Leben. Am Ende dieses Abschnitts noch Einiges über die Gastfreyheit der Polen, über das zwanglose Benehmen in Gesellschaften, und ähnliche Züge, welche die Warschauer grofse Welt von ihrer liebenswürdigen Seite darstellen. — Im 5ten *Abschnitte* Nachrichten vom Theater; Talente der vornehmen P. für die Schauspielkunst. Vom Spiele; allgemeine Spielsucht in Warschau. Laut der Verzeichnisse der Stempelkammer wurden im J. 1791 für den Verbrauch von W. allein 22,697 Spiele französischer Karten gestempelt. Spazier- und Schlittenfahrten. Redoute. Hetze; auch der König hat hier eine Loge, wie der Kaiser in dem Hetztheater zu Wien. Oeffentliche Gärten und Lustschlosser; wenn der Vf. hiebey vor dem zauberischen Colorite warnt, worinn einige dieser Gegenstände in Coxe's Reisen dargestellt sind, so gilt dies zum Theil wohl auch von seinen eigenen Darstellungen. Den Rest dieses Abschnitts füllt ein Gemälde der Liederlichkeit unter Vornehmen und Geringen, und die Classification der öffentlichen Mädchen aus, wozu man die Parallelen in andern grofsen Städten leicht finden kann. — Von dem aufserordentlichen Aufwande der Grofsen, dessen Ursachen und Folgen, werden im 6ten Abschnitt noch mehrere Beweise beygebracht. Die politische Lage, die den Aufwand so beträchtlich vermehrt, läfst es doch auch nicht an Mitteln fehlen, ihn zu bestreiten. Beyspiele von der allgemeinen Käuflichkeit, Corruption und Selbstsucht, wovon besonders die Geschichte der polnischen Reichstage voll ist, findet man hier aus den letzten Zeiten der Republik mehrere angeführt. Merkwürdig ist, was von der Art erzählt wird, wie der Verkauf der Starosteyen durchgesetzt wurde. Den Leichtsinn, die Trägheit, das tumultarische Wesen, womit die öffentlichen Geschäfte betrieben wurden, zu beobachten, hatte der Vf. während des Constitutionsreichstags Zeit und Gelegenheit genug. Die kurländischen Irrungen schwebten von 1788 bis 91 vor dem Reichstage, ehe sie nur eine eigene Deputation erhielten. Aber auch dann geschah nichts, und erst, als die Kriegserklärung von Seiten Rufslands erschien, vereinigte man sich, in einer einzigen Sitzung, über einige, den Streit zwischen dem Herzog und Adel betreffende, zweydeutige, auf Schrauben gestellte Punkte, die man eine Constitution nannte; während der Kanzler Kollontay, *in den letzten Augenblicken vor einem Abendessen*, demselben Ausschusse eine Declaration ohne Sinn, die Sache der kurländischen Städte betreffend, abzubetteln gezwungen war. Wenn man überhaupt liest, was hier über den politischen Charakter der Polen, über den Gang der Geschäfte und der Rechtspflege insonderheit, über den unverdeckten Einfluss des verderblichsten Egoismus auf alle übrigen Verhältnisse der Gesellschaft (freylich der allgemeine Charakter des Zeitalters) zusammengestellt ist: so begreift man, wie der Vf. der völligen Auflösung einer Nation, die keines bessern Schicksals werth und fähig scheint, mit so vieler Gleichgültigkeit entgegen sehen kann. — Im 7ten Abschnitte Bemerkungen über den städtischen Stand in Warschau. Von Teppers Fall und den Folgen der grofsen Bankerotte findet man hier gute Nachrichten. Zustand der Wissenschaften, der schönen Künste und der Religionsaufklärung. Dafs der Revolutionsreichstag, der alles belebte, auch die Literatur sichtbar hob, wird nicht unbemerkt gelassen. Wie Manches auch hier durch Zeitungen, Journale, Pamphlets vorbereitet und bewirkt wurde, wird gezeigt. Uebrigens ist es natürlich und billig, dafs in einem Lande, wo der Adel alles ist und alles besitzt, auch die wissenschaftliche Kultur beynahe ausschliefsend von Adelichen betrieben wird. Sehr richtig urtheilt der Vf. von der äufserst bildsamen und besonders im Munde der Frauen so wohlklingenden, polnischen Sprache. Hiebey eine Charakteristik der vornehmsten Redner auf dem Reichstage. Auch das Nationalschauspiel hatte viele Vorzüge. Verdienste des Königs um die Verbesserung des Schulwesens. Alle schönern Hoffnungen sind indessen für eine, einst mächtige und ruhmwürdige, Nation dahin, die das schreckliche Verhängnifs traf, mit ihrer Selbstständigkeit und Verfassung, ihre Individualität, den Genius ihrer Sprache, und endlich auch ihren Namen einzubüfsen! — Den Bemerkungen über die Religionsaufklärung unter den höhern Classen, die den Charakter des Indifferentismus mit allen andern katholischen Ländern mehr oder weniger gemein hat, ist eine kurze Geschichte der polnischen Dissidenten angehängt. — Dafs eine Staatsverbesserung in Polen schlechterdings unmöglich war, wie der Vf. zu Anfang des 9ten Abschnitts zu behaupten geneigt ist, möchte doch schwer zu beweisen seyn. Höchst unwahrscheinlich war sie: allein die Lage der Dinge berechtigte die Urheber der Revolution, das Unwahrscheinlichste zu wagen. Auch waren die Schritte zur innern Verbesserung des Reichs schwerlich so unbedeutend und verächtlich, als die Politik sie nun, da sie mifslungen sind, vorzustellen versucht ist. Wie viel in der Anlage, in der Wahl des

Zeitpunkts und der Mittel, versehen worden, welche Hindernisse (die gröfsern und beynahe unübersteiglichen) von aufsen, welche Schwierigkeiten von innen der Ausführung entgegenwirkten, läfst sich leichter zeigen, und darüber findet man hier gute Winke. Vortrefflich ist der Antheil auseinander gesetzt, den der liebenswürdige, geistvolle, nur allzu gefällige, dem Gewicht einer solchen Rolle nicht gewachsene König vom Anfange her an der Staatsveränderung genommen hat. Nicht minder trefflich sind die Bildnisse der Urheber und vorzüglichsten Theilhaber derselben, des Helden der Revolution *Ignatz Potocki*, des Abbate *Piatoli* (des Sièyes der Polen), des schlauen *Kollontay*, des genievollen *Sapieha* u. s. w. ausgeführt. Wir können uns nicht enthalten, eine Stelle, die den letztern betrifft, als eine Probe von der Kunst des Vfs. in Porträten, auszuheben. „Fürst *Kasimir Sapieha*, Confoderations-Reichstags-Marschall von Seiten Lithauens, ein junger Mann von vorzüglichen natürlichen Anlagen, aber von grofser Sinnlichkeit, deren Lockungen er sich an der Tafel, beym Glase, in der Galanterie und hinter den Vorhängen, mit Unmäfsigkeit überliefs. Er hatte alle Fehler und Vorzüge brennender Gemüther; Leichtsinn und Begeisterung, Stärke und Abspannung der Seele, Gutmüthigkeit und wilde Anwandlungen von Hafs, übereilte Thätigkeit und Trägheit, wechselten bey ihm mit grofser Schnelligkeit ab. Seine Talente wandte er nicht nach Grundsätzen, sondern nach den Stöfsen an, die er abwechselnd von seiner Eigenliebe, Einbildungskraft und Lebhaftigkeit, oder von den Vorstellungen, Bitten und Rathschlägen anderer, die er schätzte, erhielt. Es war ihm ganz gewöhnlich, eine Nacht durchzuschwärmen und den andern Morgen eine Rede von grofser Wirkung am Reichstage zu halten. Er bedurfte dazu nur eines Blättchens Papier, auf welchem er die Hauptpunkte derselben verzeichnete. Die Worte, die dies Gerippe beseelten, strömten ihm von selbst zu. Im geselligen Leben flofs er, so lange der Wein sich seiner nicht ganz bemeistert hatte, von Witz und Geist über. — Uebrigens war er von einer mittlern Figur, die er in Gang und Stellung vernachlässigte. Sein Gesicht hatte nicht unangenehme Züge; aber es verrieth durch eine gewisse schlaffe Gedunsenheit die Natur seiner sinnlichen Genüsse.“ —

Wir sind bisher dem Vf. durch ein genaueres Detail gefolgt, als die Grenzen unserer Blätter sonst gestatten. Das Interesse des Gegenstandes, der, so merkwürdig er ist, doch nur selten zur Sprache kommt, schien eine solche Ausnahme zu rechtfertigen. Zugleich giebt das, was bis jetzt gesagt worden, einen ziemlich vollständigen Begriff von der Behandlungsart des Vfs. überhaupt, und von dem, was man in dem vorliegenden Werke sonst noch zu suchen hat. Bey den übrigen 4 Abschnitten, welche die Fortsetzung der Reise von Warschau bis Botzen enthalten, können wir uns desto kürzer fassen. Die Sitten und der Stand der Cultur sind auch hier die Vorwürfe, welche die Aufmerksamkeit des Vfs. am meisten beschäftigt haben. Er hat die vornehmsten der beschriebenen Städte mehr als einmal besucht, und sich in einigen, z. B. in Dresden, Wien längere Zeit aufgehalten. Wenn dem Vf. einzelne deutsche Städte weniger Gelegenheit gaben, durch Contraste und glänzende Gemälde zu wirken, als die Hauptstadt Polens; so fand er desto mehr, seine Talente in Vergleichung der ganzen Reihe deutscher Municipalitäten, die auf seinem Wege lagen, zu zeigen. Man wird den feinen Sinn, womit der Vf. überall das Unterscheidende in Verfassung, Cultur und Lebensweise, (in Nürnberg wie in Dresden, in Salzburg und München wie in Wien) aufgefafst hat, gewifs nicht ohne Vergnügen bemerken. Dafs diese Angaben, der bescheidenen Aeufserung in der Vorrede ungeachtet, auch für den Geschichtsforscher und Staatskundigen von Profession manches Wichtige enthalten, dafs das Bekannte durchgehends richtig, und das Alte nicht selten in einem neuen Lichte dargestellt ist, wird man nach den obigen Proben ohne unsere Versicherung glauben. Einzelne kleine Unrichtigkeiten scheinen Gedächtnisfehler zu seyn, und kommen bey einem Buche von solchem Umfange nicht in Betrachtung. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Ulm*, b. Wohler; *Versuch einer Geschichte der Beichte in der Ulmischen Kirche*, von M. *Georg Veesenmeyer*, Lehrer am Gymnasium. 1792. 2 Bog. — Um denjenigen seiner Mitbürger, welche den Vorschlag, die Privatbeichte in eine allgemeine zu verwandeln, mit der Bedenklichkeit, dafs doch jene seit der Reformation in Ulm üblich gewesen sey, abweisen möchten, diese Bedenklichkeit auszureden, will der Vf. zeigen, was die Beichte dort seit der Reformation für Veränderungen erlitten habe, und wie gerade die Privatbeichte am spätesten, und aus solchen Gründen eingeführt worden sey, die in dem Geist und in der besondern Beschaffenheit jener Zeiten lagen, und nun nicht mehr Statt finden. Dies ist denn auch überaus gut gezeigt; indessen hat diese kleine Schrift nicht blofs ein besonderes Interesse für Ort und Zeit, sondern enthält auch für den Reformationsgeschichtsforscher einige lehrreiche Bemerkungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. August 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, b. Trampens Wittwe: *Die Bibel in ihrer wahren Gestalt, für ihre Freunde und Feinde.* Des zweyten Bandes viertes Stück. 1790. S. 425—570. Des dritten Bandes erstes bis viertes Stück. 1791. 92. 93. 94. — S. 1—644. (8) (2 Rthlr.).

Ohne uns bey diesem Werke (dessen vorhergehende Stücke Nr. 213. 1786. Nr. 164. 1787. und Nr. 109. 1789. angezeigt sind), über den zu viel versprechenden, anmaslichen, und leicht zu misdeutenden Titel, weitläuftig zu verbeiten, rufen wir unsern Lesern nur kürzlich den Zweck des Vf. (Hn. G. R. R. *Hezels*) ins Andenken zurück. Er will „nicht wörtlich übersetzen, auch nicht weitläuftig paraphrasiren, sondern er will den wahren, aus der Original-Sprache sorgfältig entwickelten Sinn, unsern gebildeten Begriffen gemäfs ausdrücken, und auf diese Art die Bibel in einer solchen Sprache liefern, der sich die Verfasser selbst würden bedient haben, wenn sie *in* unserm Zeitalter, unter unserm Himmel gelebt, unsre Muttersprache geredet, und zunächst für uns geschrieben hätten.“ Aber, wenn kein Horazisches Ungeheuer herauskommen soll, so müsste der Vf. sich auch, unter allen diesen Vorausfetzungen, die biblischen Schriftsteller mit den *heutigen Begriffen und Vorstellungen*, kurz auf der *jetzigen Stufe der Cultur des menschlichen Verstandes* denken, und dann würden die biblischen Schriften gar nicht mehr dieselben bleiben, und, wie sie der Vf. giebt, wahrlich nicht in ihrer *wahren* Gestalt erscheinen. Denkt er sich dies aber nicht hinzu, wie er es denn, nach der Ausführung zu urtheilen, wirklich *nicht* thut, so hat die obige Vorausfetzung gar keine Haltung, und ist nicht wohl denkbar.

Nach der obigen Absicht nun, die wir übrigens auf sich beruhen lassen, bearbeitet der Vf. die Geschichtbücher, in den vor uns liegenden, und vorhergehenden Stücken, auf folgende Art. Er theilt die Geschichte in gewisse Perioden. So enthält B. 2. St. 4. die VII Periode: Geschichte der Israeliten, unter Eli, Samuel, und dem Könige Saul, bis auf die völlige Thronbesteigung Davids; von 1 Sam. 1, bis 2 Sam. c. 5. — B. 3. St. 1. VIII von Davids Thronbesteigung, bis auf Salomo's Regierung von 2 Sam. 5. bis 1 Kön. 2, 12. — St. 2. IX. von der Theilung des Reichs, bis auf Zerstörung der beiden Staaten, von 1 Kön. 12. bis 2 Kön. 25. — St. 3. X. Stammtafeln zur Uebersicht der zwölf Kantons. 1 Chron. 1—9. XI. Leben der Könige, Davids und Salomo's. 1 Chron. 10. — 2 Chron. 9. XII., Geschichte des Reichs Juda, von 2 Chron. 10 — ans Ende. — St. 4. endlich XIII. Fortgesetzte Geschichte der judäischen Könige von 2 Chron. 17—36. XIV., Geschichte des neuen Tempelbaues. Buch Esra. XV., Geschichte der Wiederaufbauung der Mauern Jerusalems nach der Rückkehr aus dem Exile. Buch Nehemias. XVI., Die Erhebung einer Jüdin, der Esther, zur Gemahlin des persischen Königs, rettet nicht nur ihre Nation vom Untergange, sondern verschafft ihr auch Ansehen und Glanz. Buch Esther. Jede dieser Hauptperioden zerfällt wieder, nach Inhalt und Zusammenhang, in mehrere einzelne Abtheilungen, wovon denn der Vf. eine Uebersetzung liefert, welcher Anmerkungen untergesetzt sind.

Was jene *Eintheilung des Ganzen in Perioden* betrifft, so bemerken wir blofs, dafs wir gewünscht hätten, dafs der Vf. möchte unter den beiden neuesten scharfsinnigen Meynungen, über das Verhältnifs der beiden Bücher der Könige und der Chronik zu einander, sich für eine entschieden, oder eine eigne aufgestellt, und hiernach beide gehörigen Orts, zur Ersparung unnöthiger Wiederholungen und Hinweisungen, näher verbunden haben. — Die *Uebersetzung* verdeutlicht manches Dunkle im Grundtexte und in Luthers Uebersetzung, läfst aber auch manche Dunkelheit übrig, die füglich durch die Uebersetzung hätte gehoben werden können. Sie vermeidet die Hebraismen, ist jedoch nicht ganz rein davon; ist hin und wieder fliefsend, aber auch nicht selten holprig und unteutsch. So sagt z. B. der Vf. durchweg: *an* jemanden etwas verlangen, st. *von* jemanden. — In Ansehung der zwo Kühen st. Kühe, und dergl. m. Uebrigens wäre es wohl gut gewesen, wenn die Capitel und Verse am Rande mit Zahlen bemerkt worden wären, um dadurch die Vergleichung mit dem Grundtexte und alten Uebersetzungen zu erleichtern. — Was endlich die dem Texte untergesetzten *Anmerkungen* betrifft, so scheint uns der Vf. bey Auswahl und Einkleidung derselben durchaus von keinem festen Gesichtspunkte ausgegangen zu seyn, oder doch diesen bald aus den Augen verloren zu haben, wie folgende Bemerkungen zur Genüge beweisen werden. Aufserdem nämlich, dafs sie Nachträge zum Bibelwerke enthalten, ist, in ganz gleichartigen Stellen und Materien, bald das Bibelwerk excerpirt, bald ist darauf verwiesen, so dafs wir keinen Grund auffinden können, warum der Vf. nicht durchweg excerpirte, um den Leser nicht in die Nothwendigkeit zu versetzen, sich das nur zu voluminöse Bibelwerk anzuschaffen, oder immer darauf verwiesen, wodurch *dies* Werk doch viel wohlfeiler wäre; denn dafs der Vf. dadurch ein Werk neben dem andern mit Fleifs hätte unentbehrlich machen

machen wollen, solche mercantilische Absichten trauen wir ihm nicht zu. — Ferner *fehlen* die Anmerkungen oft, wo sie der Leser zu erwarten ein Recht hätte. Nach der möglichst besten Deutung des Titels des Werks konnte Freunden und Feinden wohl an nichts so sehr gelegen seyn, als über das Wunderbare und Unglaubliche in den Schriften des A. T. Aufschluss zu bekommen. Allein wenn da, der Uebersetzung nach, Hanna auf ihr Gebet zu Gott einen Sohn bekommt, wenn die Krankheit der Philister für wirkliche Strafe Jehovens ausgegeben wird, wenn die Gottheit mit den Propheten redet, im Traume wiederholt göttliche Stimmen gehört werden, etc. etc. so sucht man in den Anmerkungen eine Auskunft hierüber vergebens. Freunde und Feinde der Bibel müssen also glauben, dies alles sey wirklich wörtlich so beyzubehalten, wodurch dann jene entwafnet, diese bewafnet werden müssen. Dies alles wird um so auffallender, da der Vf. selbst in der Einleitung zu B. 1. St. 1. den Erklärungskanon aufstellet: „*Alles* (?) was nach dem ordentlichen Laufe der von Gott einmal eingerichteten Natur geschah, oder was die Providenz durch natürliche Mittel fügte, schrieb man einer unmittelbaren Wirkung der Gottheit zu" einen Kanon, den er gleichwohl so wenig in Anwendung bringt. Nicht blos dies, sondern über gewisse Ideen des Alterthums, die so oft in der Bibel vorkommen, z. B. über Orakel, Träume, Versuchungen und Strafen Gottes etc. hätten wir gedrängte *Abhandlungen* erwartet, von welchen dann bey einzelnen Stellen selbst, welche auf dergleichen Ideen anspielen, blos eine kurze Anwendung hätte gemacht werden müssen. So bleiben auch manche Stellen, aus Mangel von Anmerkungen aus der Antiqnität, undeutlich. Ueber Stiftshütte, Opfer etc. kommen zwar hin und wieder einzelne Bemerkungen vor, aber ohne Ueberblick des Ganzen sind sie von geringem Werthe. Ueber Wahrsager 1 Sam. 6. heisst es in der Anmerkung: „Man sieht hier abergläubische und elende Menschen, welche ein abergläubisches Volk um Rath fragt. Sie handeln so recht, wie Betrüger der Art bekanntlich pflegen, die sich immer einen Weg offen behalten, die Sache mag ablaufen, wie sie will." Statt dieser wenig sagenden Bemerkung, hätten Ursprung, Fortgang, und Folgen dieses Volksglaubens wenigstens einen Fingerzeig verdient. Besonders fühlbar wird der Mangel von Anmerkungen bey poëtischen Stellen, z. B. bey dem Lobgesange der Hanna, bey den in den Büchern der Chronik gesammleten Triumphliedern, womit die Bundeslade auf Zion geführt wurde, etc. die der Vf. meistens blos übersetzt, ohne den Ideengang des Dichters, und die Beziehung und den Sinn der einzelnen Ideen weiter zu entwickeln. Von der andern Seite stöfst man dagegen auf manche äufserst überflüssige Anmerkung; z. B. beweist er aus einer Stelle des Livius, dass Kühe, wenn man ihnen die Kälber nimmt, brüllen, was die Stelle obendrein nicht einmal sagen will. — Endlich haben die Anmerkungen bald das Ansehen, als wenn sie für gelehrte, bald als wenn sie für ungelehrte Leser bestimmt wären. In beiden Fällen, selbst auch in dem, wenn für beide Arten von Lesern gesorgt werden sollte, (wo denn aber bald den einen bald den andern unrecht zu geschehen pflegt,) ist es sonderbar, dass der Vf. oft von *Worten* spricht, *die im Originale stünden*, und die er nicht hersetzt, und gleichwohl verlangt, dass sie mit hebräischen, selbst arabischen Wörtern, die er wirklich hersetzt, *verglichen* werden sollen. Wer das letztere im Stande seyn soll, für den mus auch das aus dem Originale selbst hergesetzte hebräische Wort nicht befremdend seyn. Ueberdem wäre dadurch auch mehr Kürze erreicht worden. Vergl. B. 2. St. 4. S. 447. Anm. 45. Dann verliert er sich einmal in die orientalischen Dialecte, ein andres Mal trägt er Bedenken, die unglaublichen hohen Zahlen aus der leichten Verwechslung der Buchstabenziffern, durch Beyspiele zu erklären, (vergl. 1 Chron. 22.) wobey es doch nur auf Vergleichung einzelner hebräischer Buchstaben ankam u. dgl. m.

Es wäre übrigens zu wünschen gewesen, der Vf. hätte diese Uebersetzung, statt der Lutherischen, in sein Bibelwerk aufgenommen, dann wäre, ohne Verlust für den Leser, doch nur *ein* so bändereiches Werk entstanden. Nicht die Zahl, sondern der innere Gehalt der Schriften gründet ja den wahren Ruf eines Schriftstellers.

HANNOVER, b. Hahn: *Erläuterungen zum Neuen Testament, für geübte und gebildete Leser*, von *Joh. Jakob Stolz*, Pred. an der Martinskirche in Bremen. *Erstes Heft. Matthäus.* 1796. VI u. 181 S. 8.

Auch unter dem Titel: *J. J. Stolz — Anmerkungen zu seiner Uebersetzung der sämmtlichen Schriften des Neuen Testaments.* (Zürich b. Ziegler. 1795.) —

Der Vf. denkt sich seine Kinder so weit heran gewachsen, dass sie aus Wisbegierde nach ihres Vaters Uebersetzung des N. Ts. in seiner Bibliothek greifen, darinn aber noch auf manches ihnen Unverständliche stofsen möchten. Einem solchen Bedürfnisse wünscht er durch diese Erläuterungen vorzuarbeiten. Und so gewifs seine Uebersetzung, nach des Rec. Einsicht, Lesern von Erziehung, welche gleich weit vom Layenstand und von theologischer Gelehrsamkeit entfernt gedacht werden können und sollen, einen sehr richtigen Totaleindruck von den Schriftüberresten der Stifter des Christenthums geben wird; eben so sicher werden diese Beleuchtungen schwerer, und Verbesserungen weniger richtig übersetzter einzelner Stellen blofs durch allgemein zugestandene Data oder durch geschickte Erörterung des Zusammenhangs solchen Lesern, das heisst, einer grofsen, sehr schätzbaren Anzahl denkender und zum Denken reifender Christen Genüge leisten, wenn ihnen, wie natürlich, in einer blofsen Uebersetzung vieles allzu fremdartig bleiben müsste.

Den Ton von Anmerkungen für (theologisch-) Ungelehrte, die Kunst, für Leser dieser Art gelehrte Beweise durch Uebersichten des Zusammenhangs und durch Schlüsse aus der Analogie psychologisch befriedigend zu ersetzen, die Lehrklugheit, welche die Hauptsache des Christenthums von andern etwa abweichenden Deutungen seiner Geschichte und einzelner

Anek-

Anekdoten unabhängig macht, verbindet der Vf. oft mit sehr passenden psychologisch praktischen Reflexionen, bisweilen aber auch mit einer Lebhaftigkeit in Ausdrücken und Wendungen, deren Naivetät bey einer Arbeit, wo man vielen vieles zu werden streben muss, ihre Wirkung nicht verfehlen und doch, weil sie nicht allzu oft vorkommt, den Geschmack ganz gebildeter Leser nicht beleidigen wird. Unpartheyisch benutzt der Vf. die Vorarbeiten philologisch gelehrter Vorgänger mit einem gut auswählenden Wahrheitssinn; legt aber auch bisweilen eine ihm eigene Ansicht einzelner Stellen vor — z. B. dass Matth. 9, 38. Der Herr der Aerndte Jesus selbst sey. Von seiner Geschicklichkeit, aus dem Zusammenhang den historischen Gesichtspunkt ins Licht zu stellen, kann man vielleicht die Beantwortung der Frage über Dämonische bey Matth. 8, 28—34 u. 17, 14. als die beste Probe nachsehen, damit, wer *solche* Beantwortungen nicht überzeugend findet, bey Zeiten sich zurückziehe und bey dem Anererbten bleibe. Wo der Vf. selbst nichts Genugthuendes kennt, wie bey der Geschichte von der Lichtgestalt Jesu auf dem Berge, ist er liberal genug, nichts ohne Ueberzeugung zu erkünsteln. Er ist aber auch eben so freymüthig, sich für neuere Erklärungen, wie von Jesu Gehen an oder über (*επι*) dem Meere bey Matth. XIV. durch Darstellung der Gründe zu entscheiden. Die moderate und prüfende Behandlung der angeführten Stelle sticht gar sehr ab gegen den heiligen Eifer, womit neuerlich eben diese Erklärung an einem Orte, wo unsere Leser schwerlich etwas von dieser Art suchen würden, in — *Joh. Kaspar Lavaters* Vermächtniss an seine Freunde (Zürich 1796.) S. 65—68 zurückgewiesen worden ist. Hr. *L.* klagt in dieser Stelle: „*dumm* und *frech darf* man solche Wegerklärungen nicht nennen. Denn dies würde die sehr tolerante Welt intolerant nennen" und entscheidet darauf die ganze Untersuchung durch die Frage: Ob dann die Evangelisten, welche jenes Wandeln erzählen, uns haben belehren *wollen*, dass Jesus gleich uns andern auf festem Boden habe gehen können? Alsdann, meynt er, hätten sie „geradezu wie Narren" geschrieben. Nur die Kleinigkeit: dass die Evangelisten durch das *Erzählen*, wie der Zurückgebliebene seine Freunde wieder vor Tag eingeholt habe, uns zu *belehren* im Sinn gehabt haben, wird als erweislich und sogar als erwiesen *vorausgesetzt*, und doch *intolerabler Schiefsinn* dem, welcher sich solche Sprünge von Voraussetzungen nicht erlaubt, entgegen geworfen. Rec. erinnert sich desto lieber mit dem Vf. S. 93 an jenes Motto: dies ist eben der Nutzen der Hypothesen, dass sie zwar nicht immer die *terra incognita*, welche man sucht, oft aber das Schiff sind, auf welchem man dort anlandet! Nach Spuren in der Vorrede hat auch seine neutestamentliche Uebersetzung schon einige zelotische Anfechtungen erlitten. Er erklärt dagegen: Wem *Urania* Wahrheit lehrte, der schmäht und poltert nicht. Eingedenk der eigenen Intoleranz der jüngern Jahre seines Geistes, wisse er selbst denen, welche rechtschaffene und verdiente Zeitgenossen, sogar im Namen Christi, öffentlich Heuchler nennen, die ihrige zu gut zu halten. Neben seinem rühmlichen Vorsatz: mit Weisheit und Humanität nach jedesmaliger bester Ueberzeugung Licht zu verbreiten, sind in der Einleitung und Vorrede die Spuren des unwiderstehlichen Triebs nach Freyheit im Forschen, welche Hr. *S.* aus *Zinzendorf* und *Pfenninger* gesammelt hat, psychologisch und historisch sehr merkwürdig. — Das zweyte Heft wird das Nöthige über Marcus und Lucas zusammenfassen. Vorher noch verspricht er eine kleine Schrift über Sektengeist, dem auch Zinzendorf nicht hold gewesen sey. Wir hoffen dadurch ein Wort, geredet zu seiner Zeit, zu erhalten, und wünschen der gegenwärtigen zweckmäfsigen Schrift eine ununterbrochene Fortsetzung.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin u. Leipzig, b. Klaſs: *Beichtreden am Krankenbette* von M. *J. A. Mayer*. Zweytes Bändchen. 1792. 124 S. 8.

Heilbronn u. Rothenburg, b. Klaſs: Drittes Bändchen. 1795. 306 S. 8. (zusammen 1 Rthlr.)

Es ist allerdings lobenswerth, dass der Vf. wie man aus gegenwärtigen Beichtreden sieht, so viel Fleiss auf diesen Theil seiner Amtsgeschäfte bey seiner Gemeine verwendet. Wir zweifeln auch nicht, dass er mit eben denselben bey einer grofsen Zahl von Lesern Nutzen stifte, wie er uns denn selbst versichert, dass sie nicht nur von Kranken zu ihrer Erbauung gelesen, sondern auch von protestantischen und katholischen Predigern bey der Haltung des Abendmahls gebraucht werden. Nur wünschten wir doch, dass, indem er sich den Plan machte, für alle Fälle, besondere Zeiten und Tage, für das jugendliche, männliche und hohe Alter, für langwierig Kranke, für Hohe und Niedere, Reiche und Arme, kurz für alle Klassen und Stände längere und kürzere Reden auszuarbeiten, er auch auf solche Christen Rücksicht genommen hätte, welche sich durch gereinigte Begriffe von Beichte und Abendmahl vom gemeinen Haufen auszeichnen. Dann würde er sich auch gewiss mancher *mystischen* und der *verkehrten Deutung* ausgesetzten Vorstellungen sorgfältiger enthalten haben. Von der ersten Art ist z. B. S. 14. im zweyten Bändchen die Aeufserung: „die guten Apostel verstanden freylich nicht das grofse Geheimniss, das ihr Lehrer mit den Einsetzungsworten des h. A. verband und dennoch afsen und tranken sie alle. Auch Sie meine *Geliebtin* kann in die Tiefe dieses Geheimnisses nicht eindringen u. s. w. Da von unsrer Seite nichts als der Glaube an ihn erfordert wird, nun so glaube Sie an den Herrn J. C. und der Genuss des Abendmals wird Sie stärken u. s. w. Von der andern Art ist das, was der Vf. im 3 Bändchen (26 Beichtrede) über den Communiontag sagt, der deswegen ein Tag des Heils heisse, weil er uns aufs neue von der Gnade Gottes und der Vergebung unserer Sünden versichere. Welchen Missverständnissen ist das unterworfen! Auch kommt er wieder auf die Lieblingsidee von einer genauen Vereinigung der Seele mit Christo im Abendmahl zurück. Wie viel erbauli-

cher wäre es dagegen, von der Vorstellung des eigentlichen Endzwecks dieser Religionshandlung, der Gedächtnifsfeyer des Todes Christi auszugehen und denn daraus wieder durch ganz natürliche Folgerungen starke Verpflichtungen zum thätigen Christenthum, so wie insonderheit zur herzlichen Bruderliebe, die ein Communikant dem andern schuldig ist, herzuleiten!

Schweidn, b. Bärensprung: *Ermunterungen zum Glauben und zur Heiligung während der Leidenszeit Jesu Christi* in Betrachtungen und Liedern, von *Sebastian Friedrich Trescho*, Diakonus zu Mohrungen in Preufsen. 1794. 732 S. 8.

Ein altes Buch, mit einem neuen Titelblatt, und einem Vorberichte des Verlegers. Das Buch ist nämlich 1767. im Druck erschienen. Weil man in keiner Buchhandlung Deutschlands Exemplare davon bekommen konnte, so bat der Verleger den Vf., dafs er es selbst von neuem möchte auflegen lassen. Da derselbe aber Bedenken trug, eine neue Auflage zu veranstalten, und gleichwohl einige Freunde dasselbe in den Händen mehrerer zu sehen wünschten, so liefs es der Verleger von neuem abdrucken. Dieses Unternehmen kann um so weniger gerechtfertigt werden, da der Vf. wahrscheinlich um deswillen keine neue Auflage veranstalten wollte, weil sich seine Einsichten seit 30 Jahren in manchen Stücken geändert haben, und folglich das ganze Werk hätte umgearbeitet werden müssen, wenn es jetzt vor dem Publicum erscheinen sollte. Zur Probe wollen wir nur einige Stellen aus der zweyten Betrachtung, welche überschrieben ist: *Eine Nacht voll Höllenangst* — auszeichnen. Es wird da behauptet: *unser Mittler habe eines in den einzelnen Menschen einzelne Sünden besonders gesehen, und sie als die seinigen sich angerechnet.* — „Zu einer jeden Sünde mufste er sagen: Sie gehört mir, ich mufs für sie so viel ausstehen, als sie nach ihrem Maafse verdient. Ich mufs vor einem höhern Gericht der einzige Mörder, Dieb, Gotteslästerer und Ungerechte seyn. Ich mufs sie so lange als meine Schuld bekennen, bis ich das dabey empfunden habe, was ewige Strafe heifst. — Er litte nicht nur als ein Verdammter der Seele nach, sondern auch so, wie nach der Auferstehung die Verdammten dem Leibe und der Seele nach zusammen leiden werden, Gott konnte zu ihm sagen: Verlassener unter den Flüchen des Gesetzes zagender Mittler! Empfinde was durch Myriaden Ewigkeiten nur allein empfunden werden kann. Wie ich drücken, schlagen, innre Pein an Sünden erregen kann, das erfahre nun; denn du trägst ihre Sünde. — Sey trostlos, ich kann dir itzt nicht helfen. Siehe mich als Richter! Zittre, zage, fühle was es heifst, keine Wohlfahrt schmecken." — Die gutmüthigen Freunde, auf deren Veranlassung dieses Buch entweder von neuem gedruckt, oder mit einem neuen Titelblatt versehen worden ist, müssen es in der Unterwerfung ihrer Vernunft unter den Gehorsam des Kirchenglaubens sehr weit gebracht haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Berlin*, b. Unger: *Luthers Pädagogik*, oder Gedanken über Erziehung und Schulwesen, aus Luthers Schriften gesammelt. Von D. *Friedr. Gedike*, Königl. Preufs. Ober-Consistorial- und Ober-Schulrath u. s. w. 1792. 115 S. 8. Luthers Schriften enthalten eine Menge Beweise von seinem Enthusiasmus für die Verbesserung der Erziehung und von seinem gesunden reifen Nachdenken über diese wichtige Angelegenheit der Menschheit. Es mufs auch für unser pädagogisches Zeitalter interessant seyn, zu sehen, wie Luther über Erziehung und Schulwesen dachte. Daher hielt es Hr. *G.* nicht für unnütze Arbeit aus Luthers Schriften gleichsam eine pädagogische Chrestomathie zu sammeln, und dessen Gedanken über Erziehung, über Unterricht und über das Schulwesen in der kräftigen und naiven Sprache, die diesem Manne eigen war, zusammen zu stellen. Die Sammlung ist in drey Abschnitte getheilt. 1) *Luthers Gedanken über die Erziehung.* Er erklärt sich einmal über das andere als Feind der Mönchszucht, die damals alle Schulen verpestete. S. 15. „Dann viel ungeschickte Schulmeister seine Ingenia mit ihrem Poltern, Stürmen, Streichen und Schlagen verderben, wenn sie mit Kindern anders nicht denn, gleich als der Henker oder Stockmeister mit einem Diebe umgehen. Die Lapizeddel etc. — Ich bin einmal Vormittage in der Schule funfzehnmal nach einander gestrichen worden." — Das heifst doch Schulzucht! S. 37. „Aber es ist nicht ausgerichtet mit solchem mönchischen Zwange. Jungen Leuten ist solcher tyrannischer Zwang ganz schädlich und ist ihnen Freude und Ergötzen so hoch vonnöthen, wie ihnen Essen und Trinken ist. 2) *Vom Unterricht.* Zum Beweis, dafs Luther selbst die Kunst verstand, sich zu Kindern herabzulassen und im Kindertone zu schreiben, giebt Hr. *G.* einen Brief, den L. an sein liebes Söhnlein, Hänschen Luther geschrieben hat. Im Kindertone ist er freylich: das ist aber auch wohl das ganze Verdienst desselben. Wie unzufrieden Luther mit dem Unterrichte war, den er selbst genossen hatte, zeigt folgende Stelle, S. 51. „Ja, wie leid ist mir's „jetzt, dafs ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe „und mich auch dieselben Niemand gelehret hat. Hab dafür „müssen lesen des Teufels Dreck, die Philosophos und Sophisten, „mit grofser Kost, Arbeit und Schaden, dafs ich genug habe dran „auszufegen." 3) *Luthers Gedanken über Schulen und Schulwesen überhaupt.* Sie sind nach L. Meynung ein Hauptgegenstand obrigkeitlicher Aufmerksamkeit und Fürsorge. „Darum will's „hier dem Rath und der Obrigkeit gebühren die allergröfseste „Sorge und Fleifs aufs junge Volk zu haben." — „Löbliche „Schulen sind der Brunn alles sittlichen Wesens im menschlichen „Leben und so sie verfallen, mufs grofse Blindheit folgen in der „Religion und andern nützlichen Künsten, Gesetzen und Historien, und folget ein grob viehisches Leben bey den Leuten, u. s. w." — „Es ist aber in einer Stadt an einem Schulmeister so „viel gelegen als an einem Pfarrherrn. Bürgemeister, Fürsten „und Edelleute können wir entrathen, Schulen kann man nicht „entrathen, denn sie müssen die Welt regieren." — Rec. ist wohl versucht mehr Stellen abzuschreiben; aber, welcher Jugendfreund wird die interessante Sammlung nicht lieber selbst lesen wollen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. August 1796.

PHILOSOPHIE.

NEUWIED, b. Gehra: *Ueber die Philosophie der Geschichte*, in drey Büchern. Aus dem Italienischen des *Abbate Aurelio di Georgi Bertola*. Zweyte Auflage. 1793. 383 u. 6 S. Vorr. 8.

Philosophie der Geschichte beschäftigt sich mit Untersuchung der Gründe des Zusammenhangs der Weltbegebenheiten im Allgemeinen. Entweder richtet sie ihr Augenmerk vornehmlich auf die Ursachen oder auf die Folgen dieser Begebenheiten. Im erstern Falle liegt ihr daran, einen allgemeinen Ueberblick des Vergangnen zu fassen, den sie auf mancherley Art nutzen kann. Im andern sucht sie Erklärungsgründe für den gegenwärtigen Zustand der Menschheit auszumitteln, und Data zu einer Geschichte der Zukunft zu sammeln. Von der letztern Art sind z. B. die Arbeiten Herders und einiger andern: zu der erstern gehört das vorliegende Werk des berühmten Abt Bertola. Seine Absicht ist, die allgemeinen physischen und moralischen Gründe, die mancherley allgemeinen Mittel, welche auf die Begebenheiten in den besondern Geschichten der Völker Einfluss hatten, und die verschiedenen Gattungen allgemeiner Wirkungen aufzusuchen, zu ordnen, und unter Einen Gesichtspunkt zu bringen. Der Schauplatz seiner Beobachtungen ist die alte Geschichte: in der mittlern fürchtete er zu wenig Vorarbeit und zu viel Verwirrung. Für die neuere muss nach seinem Urtheil eine eigne Philosophie angelegt werden, wozu jedoch sein Versuch einigen Vorschub thun könne. Da dieses Werk schon alt ist; so konnte der Vf., wie er sonst bey seiner Bekanntschaft mit der deutschen Literatur gewiss gethan haben würde, die besten deutschen Schriften über diesen Gegenstand nicht benutzen. Er hat sich daher die Bahn selbst gebrochen, und, wenn wir jetzt nach den Bemühungen unserer Denker Manches besser, Manches auf einer andern Seite ansehen: so würde es ungerecht seyn, diese Ansichten zum Tadel seines Werkes hier aufzuführen. Billig aber sollte der Uebersetzer, wenn anders dieses wirklich eine neue Auflage, und nicht, wie es uns vorkommt, die alte mit neuem Titelbogen ist, den Leser durch Anmerkungen auf neuere Ideen aufmerksam gemacht, und auf die Schriften eines Herder, Meiners, Kant u. m. verwiesen haben. — Unter den allgemeinen Ursachen der Gröfse und des Verfalls der Staaten betrachtet er Klimate, erste Einrichtungen, Religionen, Regierungsverfassung und Gesetze, Sitten und Staatskunst. Unter den Mitteln? Kriege, Handel und Schiffahrt, Kolonien, Künste und Wissenschaften, Charaktere. Unter der Rubrik von den Wirkungen handelt er von den Zeitpunkten des Flors, von Eroberungen, Zeitpunkten des Verfalls, Revolutionen und Untergang. Zur Probe wollen wir einiges aus dem Artikel von Revolutionen, d. h. von den Vorfällen, welche einen Staat verschlimmern, ausheben. Er unterscheidet Revolutionen, die den Zeitraum zwischen dem Zeitpunkte des Verfalls und dem Untergange einnehmen, und solche, die mit dem Untergange selbst zusammenfliessen. Einige verfolgen ihren Weg bey zunehmender Zerrüttung ganz langsam, lassen aber weit mehr traurige Spuren zurück, als die, welche ihn mit reissender Schnelligkeit zurücklegen. Alle Revolutionen waren und werden immer vorbereitet seyn durch eine lange Kette von Begebenheiten und durch eine anhaltende Gährung von Leidenschaften. Die Zeichen, wodurch sie voraus angekündigt wurden, waren verschieden. In Griechenland ereigneten sich eine oder zwey Revolutionen, in Rom keine einzige, ohne dass ein bürgerlicher Krieg vorangegangen wäre. Im Oriente war dies selten, hier ging entweder völlige Lethargie der Regierung, oder Austretung grofser Haufen des Volks an die äussersten Grenzen des Staats, voraus. Giebt es Mittel, Revolutionen zu mildern oder aufzuheben? Oft that das ein auswärtiger Krieg, der indessen noch öfterer das Gegentheil bewirkte. In Griechenland, wo die Natur selbst mehrere Grenzen gezogen hatte, waren dergleichen Revolutionen noch leichter und gewöhnlicher, (man unterscheide jedoch die einzelnen griechischen Staaten und Griechenland im Allgemeinen). Roms Revolutionen hatten mehr Grofses, die griechischen viel Kleinliches. Wenn Revolutionen durch den geschwächten Zustand hervorgebracht wurden, wodurch fremde Mächte angereizt wurden, sich einzudrängen: so führten sie schnell zum Umsturz, so bey Syracus. Die Revolutionen, welche mit einer Anarchie ausbrechen, sind Vorläufer des Untergangs, wie bey den meisten griechischen Staaten, vornehmlich den Inselstaaten. Europa, schliefst er, fürchtet keine solche Revolutionen mehr, denn die Anlage der Verfassungen ist weit einfacher, die gesellschaftlichen Verbindungen sind weit vollkommener, eine offnere und leichtere Anwendung der Maximen, welche hauptsächlich aus der mannichfaltigen Erfahrung voriger Jahrhunderte geschöpft sind, ist üblicher und systematischer geworden. — Wie sehr könnte nicht unter andern der Abschnitt von Kolonien, durch die Heynischen Arbeiten allein, vermehrt und berichtigt werden! Der Uebersetzer ist nicht immer dem Genius der deutschen Sprache treu

geblieben, wer darf z. B. sagen: es sind von hier bis dorthin zwey *Linien* zu *thun* übrig?

Salzburg, b. Duyle: *Bernard Stögers*, ord. Lehr. d. Logik u. Metaphys. zu Salzburg, *Anleitung zum Studium der theoretischen Philosophie* für seine Zuhörer vorzüglich bestimmt. *Dritter Theil Anthropologie.* 1795. 232 S. 8.

Ein Compendium, welches eine kurze Skizze von Anatomie und Physiologie, dann empirische und rationale (nicht rationäle, wie es hier heifst) Psychologie enthält, sehr fafslich und in einer guten Ordnung und Schreibart abgefafst ist, sich aber übrigens durch nichts auszeichnet. Die besten Schriften sind benutzt und angeführt. Es kann vorzüglich in katholischen Landen, wo man etwa noch kein besseres Lehrbuch hat oder brauchen will, allerdings als Leitfaden bey Vorlesungen dienen; aber als Anleitung zum eignen Studium ist es wegen der Kürze und Trockenheit weniger brauchbar. Am weitläuftigsten ist die rationale Psychologie abgehandelt, und der Vf., der sich von der Wahrheit der Kritik der reinen Vernunft nicht überzeugen kann, übrigens aber mit Achtung und Bescheidenheit von der kritischen Philosophie und ihrem Urheber spricht, betrachtet sie als eine Wissenschaft, zu welcher die Erfahrungsseelenlehre die Prämissen liefere. Es würde eine vergebliche und überflüssige Arbeit seyn, die Beweise des Vf. für die Substantialität, Immaterialität, Freyheit und Unsterblichkeit der Seele und die Gegengründe gegen die kritische Philosophie nach ihrem Gehalt zu beurtheilen. Sonderbar ist es, dafs des Gesetzes der Ideenassociation nur mit einem Worte gedacht wird, ohne es weiter zu erklären. Auf die Bestimmung der Begriffe hat der Vf. nur zu wenig Sorgfalt gewendet. Anthropologie, Psychologie, z. B. werden überfetzt (Lehre vom Menschen, von der Seele), aber nicht weiter bestimmt. Die Correctheit der Sprache verdient gerühmt zu werden.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Neuer Kinderfreund*, von *Engelhardt* und *Merkel*. I. Bändchen. 1794. 1—208 S. II. B. 209—406 S. III. B. 407—608 S. IV B. 609—796 u. 16 S. Inh. u. Druckfehlerenz. V. B. 1795. 1—200 S. u. Bl. Musikalien. (2 Rthlr 12 gr.)

Läfst sich gleich dieser neue Kinderfreund nicht von allen Seiten dem alten unsers vortrefflichen Weifse an die Seite stellen; sieht man es ihm, was besonders die Einleitung betrifft, auch ein wenig zu viel an, dafs jener dazu das Original abgegeben hat: so mufs man doch den Vff. das Zeugnifs ertheilen, dafs sie ihrem Muster rühmlich nachgeeifert haben, und kann das Buch heranwachsenden, schon einiger anhaltendern und ernsthaftern Lectüre fähigen Kindern im Ganzen genommen mit gutem Gewissen empfehlen. Es finden sich darinn Aufsätze über Gegenstände aus der Moral, Geschichte, Naturlehre, Naturgeschichte, Technologie, Völker und Länderkunde, Alterthümern, Mythologie u. s. w. die gröfstentheils lehrreich und unterhaltend geschrieben sind. Auch scheint der Fleifs der Vff. im Verfolge ihrer Arbeit mehr zu, als abgenommen zu haben, und das Werk immer mehr an Interesse zu gewinnen. Die Schreibart ist meistens fafslich, rein und lebhaft. Mit unter kommen freylich Fehler vor, wie S. 93. *Achtung* für Acht *gegeben*, S. 288. *es verdirbt* st. verderbt *die Säfte*, S. 484. *Mädchen das Zeugnifs der besten Tänzerinnen geben* st. unter die besten Tänzerinnen zu gehören, sie unter solche rechnen, S. 690. *für lauter Bequemlichkeit* st. vor, die in einer Kinderschrift doppelt nachtheilig sind. Platt sind Ausdrücke, wie *schnabeliren* S. 229. und Späfse, wie die ewige Wiederholung des unser eins von Seiten des Hausknechts im ersten Schauspiele B. I. Ueberhaupt sind beide in diesen Bänden vorkommende Schauspiele in Ansehung ihres ästhetischen Werthes sehr geringfügig; hauptsächlich aber verdient es Tadel, dafs in dem erstern der Knoten auf eine im Grunde unmoralische Art gelöst wird; denn um einen durch fremde Bosheit unter die Werber gerathenen jungen Menschen zu befreyen ist der Ausweg dieser, dafs der Befreyer von jenem einen faulen Hausknecht, der aus Leichtsinn und Verdrossenheit zu seinem Dienste unter die Soldaten will, in diesem Vorsatze bestärkt und also auf eine unredliche Weise dazu gebraucht, jenen durch Annehmung des Feldzeichens loszumachen. Wenig lauter ist der S. 295. geäufserte und den Kindern ohne Gegenerinnerung in den Mund gelegte, ja selbst bey ihnen durch das Vorhergegangne veranlafste Beweggrund: wir wollen gern jede Stunde benutzen, um nur den Abend mit ihnen geniefsen zu können. Die Empfehlung eines Tagebuchs für junge Leute enthält viel sehr gutes und gut gesagtes, aber die genauere Anzeichnung wissenschaftlicher Gegenstände gehört nicht dahin; sondern in ein nach Fächern geordnetes Collectaneenbuch; und zur Uebung im guten Ausdruck würden wir ein solches Unternehmen, das dann nur gar zu leicht zum Behuf der Eitelkeit dienen kann, und oft gedient hat, am wenigsten empfehlen, überhaupt auch vor jedem Misbrauche, der in letzterer Rücksicht davon gemacht zu werden pflegt, mit Nachdruck gewarnt haben. Unschicklich ist die Aeufserung über eine ganze Nation in einer Kinderschrift S. 355., dafs man die Herren Holländer nicht der gröfsten Höflichkeit beschuldigen könne. — Wenn es S. 587. heifst: manche Thiere, z. B. Ratten und Mäufe scheinen schädlich zu seyn, und doch *wifst* ihr, dafs auch diese Thiere nöthig und nützlich sind: so werden wohl schon Kinder fragen: woher wissen wir das? und der Lehrer wird ihnen die Antwort schuldig bleiben müssen; da sich gar nicht beweisen läfst, dafs alle Thiere zum unmittelbaren eigentlichen Nutzen der Menschen da sind. Ueberhaupt lafst sich gegen das Bruchstück einer Theodicee an jener Stelle viel Bekanntes und längst Erinnertes einwenden. — Unbekannt ist es Rec., dafs Charon nur die, welche nach Elysium bestimmt waren, übergesetzt habe. Nur Unbegrabnen nach Virg. Aen. VI. 905—29. oder denen, welche kein Fährgeld mitbrachten, nach andern Nachrichten

ward

ward von ihm die Ueberfahrt verweigert. — Sehr unterhaltend sind die Nachrichten über die Oberlausitz und die Bärenjagd — und vortrefflich, nur zu weit ausgesponnen ist der Aufsatz (B. V.) über das Schmollen — insbesondere die Scene S. 47. ein Beweis von der schönen Darstellungsgabe der Vff., die nur über manche gemeinere Dinge sich hier und da sollten kürzer fassen lernen. Die Kupfer und selbst Vignetten sind, wenn wir die zum III. B. ausnehmen, recht artig und lehrreich; die Musikalien sind, mit Ausnahme des ersten aus der Zauberflöte entlehnten Stücks, sämmtlich sehr unbedeutend.

Dinkelbül, b. Schmeisser: *Kleine Handbibel für die Schuljugend.* Nach Luthers Uebersetzung mit Anmerkungen, von *Phil. Jak. Karrer.* I. Th. *Altes Testament.* 1793. 264 S. gr. 8. (10 gr.)

Dieser ganz brauchbare Auszug aus den heiligen Büchern des A. und N. T. soll die wichtigsten Stellen der Glaubenslehre und Lebenspflichten enthalten. Die bloss geschichtlichen Bücher des A. T., welches dieser Theil begreift, sind daher so gut wie ganz übergangen, und aus den Büchern Mose nur einige Stellen, die sich theils auf den Sündenfall beziehen, theils andre sittliche Beziehungen haben, aufgenommen worden; desto mehr aber aus Hiob, den Psalmen, den Sittensprüchen und dem Prediger Salomo, Sirach, Buch der Weisheit, einiges aus dem Buche Tobias; verhältnismäsig nur wenig aus den Propheten. Wer wird es dem Vf. verargen, dass er vorzüglich die moralischen Stellen aus dem A. T. ausgehoben hat? Doch auch die Parthey, welcher die im A. T. vorkommenden Dogmen am Herzen liegen, werden die sogenannten Beweisstellen nicht vermissen, auch in den beygefügten kurzen Anmerkungen nichts von Ketzerey wahrnehmen. Nur bedauern wir, dass die Auszüge oft gar zu rhapsodisch, die Stellen oft aus ihrem Zusammenhange gerissen sind, wie dies z. B. gleich auf den ersten Blättern im Auszuge aus Mose sehr auffallend ist; und dass daher das Ganze mehr das Ansehen einer Blumenlese und Auswahl schöner oder wichtiger Stellen aus der Bibel als einer ins Kurze gezognen Bibel gewinnt.

Schweidnitz, b. Müller u. Breslau, in Comm. b. Korn d. ältern: *Monatsschrift für Landkinder,* oder lehrreiche Nebenunterhaltungen eines Landschullehrers mit seinen Kindern. Erster Jahrgang. 1793. 192 S. 8. Zweyter Jahrgang. 1794. hat zur Beylage ein *Erziehungsblatt* oder Sammlung aus den besten Erziehungsschriften für Aeltern. ½ Bogen. 12 Stück. 96 S. (1 Rthlr. 6 gr.)

Von dieser Schrift erscheint monatlich ein Bogen und ein halber Bogen des Erziehungsblatts, zusammen für 1 gr. Die Absicht des ungenannten Vfs. ist: für die niedrigste Landjugend etwas Gutes zu stiften. Dazu hat er in diesen beiden ersten Jahrgängen den Vortrag der vorzüglichsten Pflichten gegen sich selbst und gegen andre gewählt. Er trägt gewöhnlich die Pflicht zuerst in einer historischen Einkleidung vor und setzt dann noch, unter der Rubrik: *Verschiedenes*, bald Gedenk- und Sittensprüche, bald Liederverse und kleine Geschichten, welche sich auf jenes Thema beziehen, auch Räthsel u. dgl. hinzu. In dem Erziehungsblatt, welches von dem 2ten Jahrgang an mit dieser Schrift verbunden ist, will er, da die Monatsschrift bloss Materialien zum Unterricht und zur Bildung der Kinder enthalte, den Aeltern Anweisung zum rechten Gebrauch derselben geben; dieses geschiehet theils durch Vortrag der Regeln, theils durch Beyspiele von guter und schlechter Erziehung. Der Vf. scheint im Ganzen genommen den Ton, in welchem mit Landkindern und Landleuten geredet werden muss, getroffen zu haben, so wenig dieses auch die Anrede an die Kinder im ersten Stück, und insbesondere deren erste lange und verworrene Periode vermuthen lässt. Wird er sich bemühen, in manchen Stücken seine eignen Begriffe mehr aufs deutliche zu bringen, um sie sodann auch deutlicher vortragen zu können; seine Leser auch dann und wann zu den edlern Bewegungsgründen des Rechtverhaltens als die aus den nächsten äussern Folgen, auf welche fast alle seine Erzählungen nach poetischer Gerechtigkeit hinweisen, zu erheben — auch sich vor dem oftmaligen Herabsinken zum Schmutzigen, wie z. B. Erziehungsblatt S. 23 u. 24. hüten; so wird er diese brauchbare Schrift, welcher auch insbesondre ihr geringer Preis zur Empfehlung gereicht, noch nützlicher machen können. Am Ende des 2ten Jahrgangs verspricht der Vf. nach Endigung seines Plans von den Pflichten, auch Stücke aus der Naturlehre, Naturgeschichte und Landwirthschaft zu wählen. Wir wünschen seinen Bemühungen einen guten Fortgang.

KLEINE SCHRIFTEN.

Landbeschreibung. *Paris*, in der Druckerey der Nationalverwaltungen: *Memoire sur l'interieur de l'Afrique*, par *Jerome Lalande.* An troisieme de la Rep. (1795.) 39 S. gr. 4. — Da die *Proceedings of the association for promoting the discovery of the interior Parts of Africa* etc. in Frankreich nicht übersetzt worden, und daher nur unvollkommen durch die in den französischen Journalen davon gelieferten Auszüge bekannt geworden, so musste man es dem berühmten Vf. wenigstens in Frankreich Dank wissen, dass er ein für die neue Erdbeschreibung so wichtiges Unternehmen, aufs neue in Erinnerung gebracht. Man weiss, dass der französische Hof, einige Jahre vor der Revolution, eine Reise in das Innere von Afrika veranstalten wollen, und dass man über die Möglichkeit eines solchen Unternehmens das Gutachten der französischen Akademie verschiedenemale eingeholt. Hr. *Lalande* sowohl als Hr. *Buache* haben auch bereits vor einigen Jahren über eben diesen Gegenstand im *Journal des savans*

savans und den *Memoires de l'academie des sciences* einige Aufsätze einrücken lassen, die der Herausgeber der *Proceedings* etc. Hr. *Beaufoy* noch nicht hatte nutzen können. Von Hn. *Buache* haben wir noch über die nämliche Materie eine umständliche Abhandlung zu erwarten, deren Herausgabe bis daher durch die Revolution verhindert worden.

Die vor uns liegende Schrift enthält zwar manches, was deutschen Lesern schon aus dem englischen oben angeführten Werke bekannt ist, verdient aber doch in mehrerer Absicht auch den deutschen Geographen näher bekannt zu werden. Der Vf. hat theils verschiedene Quellen benutzt, die Hr. *Beaufoy* nicht kannte; theils sind auch die Folgerungen, die er aus selbigen zieht, von der Art, dafs sie wenigstens zu noch genauern Untersuchungen Veranlassung geben können. Im ersten von den beiden Abschnitten dieser Schrift, beschäftigt Hr. *L.* sich blofs mit dem Laufe des Niger, den er mit dem Senegal für einen und den nämlichen Flufs hält. Er widerlegt zugleich den *D'anvilles*, der den Niger und Senegal für zwey verschiedene Flüsse gehalten, davon er den ersten gegen Morgen, den andern aber gegen Abend seinen Lauf nehmen lassen. Hr. *L.* führt zugleich Hn. *Buache* an, der schon in den *Memoires de l'academie des sciences* année 1787, die Meynung des *D'anville* bestritten. Nach Hn. *Buache* würde der Senegal, den er für den Niger des Ptolemäus hält, etwa 700 franz. Meilen von der Küste, also etwa in der Mitte von Afrika entspringen: die ältern Städte und Völkerschaften, die *D'anville* auf seiner Karte von Afrika viel weiter gegen Morgen setzt, hat Hr. Buache nicht weit von der Stelle, wo nach ihm der Senegal entspringt, verzeichnet. Hr. *L.* ist sehr geneigt, den *Gir* des Ptolemäus, für den nahe bey Bournou befindlichen Gazellenflufs zu halten, der, wie Hr. *Lucas* (S. die Proceedings) von den beiden Scherifs *Kouwad* und *Imhammed* erfuhr, in den Nil fällt.

Von ältern Schriftstellern fährt Hr. *L.* gegen D'Anville, Plinius, Edrisi, Leo den Afrikaner, Mormel, Cadamosto und verschiedene arabische Schriftsteller an, aus deren in der Nationalbibliothek befindlichen Manuscripten Hr. *De Guignes* Auszüge geliefert. Auch glaubt er, dafs Hr. Hartmann, der in *Geographia Edrisiana* pag. 30. die Meynung des D'Anville gegen Edrisi angenommen, sich durch die Autorität des französischen Geographen verleiten lassen. Unter die neuern Schriftstellern, die nach Hn. *L.* D'Anville's Meynung, wenn nicht gerade zu widersprechen, doch wenigstens sehr zweifelhaft machen, rechnet er vorzüglich mehrere seiner Landsleute, die im Dienste der afrikanischen Compagnie als Directoren der franz. Comptoirs, am Senegal viele Jahre lang gestanden, oder auch in Handelsgeschäften nicht ganz unbedeutende Reisen in das Innere von Afrika gemacht haben. Hr. *L.* beruft sich hier vorzüglich auf *André Brue*, der 1697 Director der Handelscomptoire am Senegal war, und bis 1715 daselbst blieb, mehrere Reisen in das Innere von Afrika machte, und sich besonders als ein sehr thätiger und verständiger Mann auszeichnete. Aus *Brue's* Nachrichten hat *Labat*, der niemals selbst in Afrika gewesen, seine *Nouvelles relations sur l'Afrique* gröfstentheils zusammengesetzt. Auf der Delisleschen Karte, die 1709 auf drey Blättern erschien, desgleichen auf der von Jaillot 1717, hängt der Senegal und Niger zusammen. Aber einige Jahre nachher, als D'Anville für die afrikanische Compagnie eine neue Karte von Afrika entwarf, trennte er diesen Flufs. Nach ihm würde also der Niger gegen Morgen und der Senegal gegen Abend fliefsen. D'Anville hat, wie Hr. *L.* versichert, sich niemals umständlich über diesen Punkt erklärt. Hr. *L.* vermuthet, dafs D'Anville durch eine Stelle in Brue's Nachrichten, die Labat angeführt, und die auch der bekannte Abbé *Prevost* nach seiner Art aufgestutzt hat, zu dieser Meynung verleitet worden. Auch die englischen Vff. der Alg. Welthistorie erhalten hier eine Zurechtweisung. Sie hatten, wie sie selbst gestehen, anfangs den Niger und Senegal für einen und denselben Flufs gehalten, der sich in einer gewissen Gegend in zwey verschiedene Arme theilet; allein sagen sie: „die besten englischen und französischen Karten von Afrika beweisen, dafs dies zwey verschiedene Flüsse sind.“ Hr. *L.* macht hierbey die nicht ungegründete Bemerkung, dafs nämlich diese Karten selbst kein gültiges Zeugnifs liefern können; sondern dafs man hierüber die Documente, die der Zeichner dabey zum Grunde gelegt, vorzüglich in Anschlag bringen müsse. Mehrere Zeugnisse, die der Vf. zu Gunsten seiner Meynung aus neuern Reisebeschreibungen anführt, mufs man in der Schrift selbst nachlesen; sollte auch nicht jeder Leser mit Hn. *L.* darüber völlig einverstanden seyn, so kann man doch auf der andern Seite nicht läugnen, dafs mehrere dieser Citate sich auf verschiedene Weise erklären lassen. Hr. *L.* schliefst aus den gesammelten Nachrichten, dafs der Niger und Senegal nur ein Flufs sey, der auf der Morgenseite von Afrika entspringe, und sich über dem grünen Vorgebürge, unter den Namen des Senegals in das atlantische Meer ergiefse.

Der zweyte Abschnitt handelt von dem Innern von Afrika, und der Möglichkeit, selbiges von Abend nach Morgen zu durchreisen. Hr. *L.* glaubt, dafs die Franzosen wegen ihrer vielen Besitzungen auf der Küste von Afrika, und der mehrjährigen Bekanntschaft mit denen tiefer im Lande wohnenden Nationen, zu einer solchen Reise vorzüglich geschickt wären. Er hat schon ehemals im *Journal des Savans* seine Meynung über ein solches Unternehmen umständlich geäufsert, und seit dieser Zeit haben verschiedene seiner Landsleute, die die Barbarey, Aegypten, die marokkanischen Staaten und der Westküste von Afrika in Handlungsangelegenheiten besucht, und über diesen Punkt genaue Erkundigung eingezogen, seine ehemalige Meynung durchgehends bestätigt. Alle kommen darinn überein, dafs eine solche Reise für einen Europäer, der noch nicht an das heifse Klima gewöhnt; allerdings mit vielen Beschwerden verknüpft, aber doch ausführbar sey. Hr. Prelong, der noch vor wenigen Jahren am Senegal als Director der französischen Handlungscompagnie gestanden, glaubt, dafs eine solche Reise am besten unter dem Schutz und der Anführung der Mauren, die sich bey den Negern in gehöriger Achtung zu erhalten wissen, ausgeführt werden könne: die Kenntnifs der arabischen und mandingurschen Sprache wäre dabey eine Haupterfodernifs. Hn. Prelong's Aufsatz findet sich in einem Werke, wo man selbigen wohl schwerlich suchen dürfte, nämlich in den *Annales de chimie* Tom 18. p. 268. Was Hr. *L.* über die sehr unvollkommne Bekanntschaft, die wir von den innern, selbst bewohnten, Theilen von Afrika haben, sagt, verdient in dem Werke selbst nachgelesen zu werden. Gewifs ist, dafs die fr. afr. K. durch ihre Officianten am Senegal von den zunächst gelegnen kleinen afrikanischen Königreichen ziemlich genaue Nachrichten eingezogen, die aber, um die Concurrenz fremder Nationen zu verhindern, niemals öffentlich bekannt geworden. Rec. weifs, dafs Hr. L. sich mit Aufsuchung mehrerer hieher gehörigen Documente beschäftigt, um dereinst über diesen Gegenstand etwas vollständiges liefern zu können. Die Archive und Handlungsbücher der französisch-ostindischen und afrikanischen Compagnie, die durch die Aufhebung derselben ein Eigenthum der Nation geworden, enthielten wahrscheinlicher Weise mehrere Winke, die ein einsichtsvoller Epitomator hätte nutzen können; leider aber hat der Vandalismus auch diese zerstört; Rec, der sehr viele davon gesehen, weifs, dafs der gröfste Theil dieser Papiere, zur Papiermühle nach Essone abgeliefert worden, um dort nach der löblich eingeführten Methode, zu neuen Papier umgearbeitet zu werden. Einige Karten und Journale hat Hr. Buache noch zur rechten Zeit gerettet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. August 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Sommer: *Kurze systematische Darstellung des Leipziger Handelsrechts* nach Maafsgabe der Leipziger Handelsgerichtsordnung der auf sie Bezug habenden Gesetze und des Gerichtsbrauchs. Zum Gebrauch für Rechtsgelehrte, Kaufleute und andre Personen. Entworfen von D. *Karl Gottlob Röfsig*, des Natur- und Völkerrechts und der Philos. öffentl. Lehrer etc. 1796. 322 S. und 44 S. Beyl. 8.

Den Ausdruck *Leipziger Handelsrecht* nimmt Hr. R. nach S. 1. im weitern und engern Verstande. Jenes entsteht aus der Handelsgerichtsordnung, andern sächsischen Gesetzen und den subsidiarischen Rechten; dieses blofs aus der Handelsgerichtsordnung, den darauf Bezug habenden Erläuterungen, und dem Gerichtsbrauche. Nur das letztere handelt er in dieser Schrift ab. Richtiger wäre also der Titel: *Darstellung des Leipziger Handelsgerichtsprocesses* etc. — Ein Werk dieser Art war längst der Wunsch vieler Rechtsgelehrten und besonders der in Leipzig beym Handelsgericht practicirenden. Denn dieser Proceſs weicht von dem gemeinen sehr ab. Gesetze, die ihn bestimmen, sind wenig, und diese oft dunkel; er gründet sich also meistens auf den Gerichtsbrauch, und von diesem finden sich nur hin und wieder einzelne Fälle, ein systematisches Ganzes fehlt noch. Allein eine solche Anleitung erfodert auch einen Mann, welcher durch vieljährige Erfahrung mit dieser Processart ganz vertraut geworden. Ob dies Hr. *R.* sey, mag folgende Anzeige selbst entscheiden.

Er handelt im 1sten Abschnitt von dem Begriff und den Quellen des L. Handelsrechts. Die Quellen seyen 1) ausdrückliche Gesetze, 2) Observanz, und 3) subsidiarische Rechte. Zu den ersten gehört die Handelsgerichts- und Wechselordnung, ingleichen verschiedene zu deren Erläuterung und sonst in Handelssachen ergangene Mandate und Rescripte. Unter den subsidiarischen Gesetzen sind besonders die kursächs. Alte und Er. Pr. Ordn. zu bemerken, von deren Gültigkeit und Anwendung §. 6—15. zwar sehr weitläuftig, aber auch sehr dunkel gehandelt wird. Kürzer und deutlicher konnte er sagen: „Die HGO. ist die Basis. Verordnet diese nichts, so tritt die A. P. O. ein, auf welche sich jene gründet, und deren Gültigkeit beym HG. auch durch die Er. Pr. Ord., bis auf die §. 2. des Anh. bestimmten 3 Fälle bestätigt ist; ist aber weder in der HG. und APO., noch durch ein besonderes Gesetz oder den Gerichtsbrauch etwas bestimmt, so entscheidet die E. P. O.“ Hiermit stimmt auch das in der Beyl. 8. beygedruckte Attestat des HG. überein. Der 2te Abschnitt enthält die Literatur des Handelsrechts überhaupt, und des Leipziger insbesondere, und dann die Geschichte des L. H. R. und der Quellen desselben. Beide sind sehr vollständig vorgetragen, besonders gewährt die Geschichte eine kurze Uebersicht der in Handlungssachen ergangenen oder darauf Bezug habenden sächs. Gesetze, und in Rücksicht dieser beiden Gegenstände ist der Werth dieser Schrift nicht zu verkennen. Vom 3ten bis zum 9ten Abschnitte geht der Vf. die einzelnen Theile des Processes durch. Hier erwartete nun Rec. seinen oben erwähnten Wunsch befriedigt, um so mehr, da Hr. *R.* in der Vorrede versichert: „dafs er bey dieser Schrift verschiedene schriftliche Nachrichten benutzt habe, welche wahrscheinlich der Fleifs eines praktischen Rechtsgelehrten aufgezeichnet, worinn mehrere einzelne Fälle gesammelt und entschieden würden.“ Allein die Erwartung ward leider! getäuscht. Das Ganze ist gröfstentheils *ein wörtlicher Auszug* der (nach des Vf. eignem Urtheile S. 4. der Vorrede) dunkeln und sehr allgemeinen HGO. und einiger darauf Bezug habenden Gesetze. Die durch den Gerichtsbrauch eingeführten Erklärungen derselben sind meistens aus *Rivini Enunciatis*, und aufserdem zum Theil aus *Barthi Hodeg. For.* genommen; viele aber stimmen mit dem heutigen Gerichtsbrauch nicht überein. Die übrigen Erklärungen, welche vermuthlich aus den schriftlichen Nachrichten genommen sind, enthalten oft grofse Irrthümer. Sie alle anzuführen, wäre zu weitläuftig, also nur einige der auffallendsten über ganz bekannte Dinge, zu Rechtfertigung des Urtheils. — S. 51. §. 1. 2. 3. sind die Procura, welche der Factor bekommt, und sich auf alle Handlungsgeschäfte bezieht; und die Vollmacht, welche dem Anwald zu Führung eines Processes insbesondere ertheilt wird, mit einander vermengt, die erstere gehört gar nicht hieher. Auch ist es S. 61. §. 23. falsch, dafs die Procura beym HG. *schlechterdings* producirt werden müfste. Die HGO. Tit. 7. befiehlt es nur, *wenn es jemand*, der sich mit dem Factor in Geschäfte einlassen will, *verlangt*. — S. 68. §. 8. sollen in der Messe *alle Tage* zweymal Session im HG. seyn; allein während der Messfreyheit ist gar keine. — S. 17. §. 16. „Handwerksleute, wenn sie zu ihrer Nahrung und Handwerk Waaren kaufen, müssen vor dem HG. stehen.“ Dies ist richtig; allein Not. ult. S. 78. heifst es: „Wenn ein Handwerksmann von dem andern, und nicht von einem Kaufmanne etwas erkauft, wenn er es schon zu seinem Handwerke braucht, gehört es nicht vors HG.“ (Warum nicht? richtet sich der Gerichts-

ſtand nach dem Kläger?—) S. 85. §. 30. „Auch iſt es keine Handelsgerichtsſache, wenn die von Adel oder Bauern den Kaufleuten Wolle, Getraide etc. verkaufen.“ (In der Note beruft ſich der Vf. auf *Barthi hodeg.* p. 463., er kann aber den Grund ſelbſt nicht einſehen, und das iſt wohl natürlich, denn es iſt keiner vorhanden, und Streitſachen dieſer Art, wenn nämlich der Verkäufer Kläger iſt, wie auch unter Handwerksleuten im erſt angeführten Falle, ſind beym HG. nicht ſelten. Der Vf. hätte alſo nicht Barthen ſo gerade nachſchreiben ſollen.) S. 120. §. 12. „Die Pflegung der Güte geſchieht ohne Beyſeyn der Advocaten.“ (Hr. R. muſs nie einen Termin im Handelsgericht abgewartet haben, ſonſt würde er das Gegentheil wiſſen.) S. 186. §. 22. „Erklärt ſich einer, nach rechtskräftigem Urthel den aufgetragenen Eid zu leiſten, und ſtirbt vor der Leiſtung; ſo wird der Eid für geleiſtet gehalten!!“ — Der Vf. fragt hiebey, ob nicht die E. P. O. §. 8. (ſc. ad Tit. XIX.) hier eintrete? und Rec. muſs fragen: warum der Vf. an einem ganz ungezweifelt entſchiedenen Rechtsſatze zweifelt? Doch dies iſt der Fall mehrmals, z. B. S. 99. not. ad §. 8. S. 106. §. 26. S. 140. §. 21. S. 190. not. 3. ad §. 2. Oft drückt er ſich ſehr dunkel und unbeſtimmt aus, z. B. S. 158. §. 6 u. 7. „Die *diffeſſio quoad contenta* findet beym HG. im Executivproceſſe nicht ſtatt, wohl aber, wenn *ſummariſch* geklagt wird. Richtiger ſollte dieſes heiſsen: *ordinarie.* Denn der HG. Proceſs iſt überhaupt ſummariſch in Vergleichung gegen den gemeinen; er wird aber als eine beſondere Gattung in *ordinarium* und *executivum* eingetheilt. Zwar ſetzt die HGO. mehrmals den ſummariſchen Proceſs dem *executivo* entgegen; allein nach dem Sprachgebrauch heiſst erſterer *ordinarius*, und iſt es auch wirklich, da er ganz nach dieſer Art geführt wird. Dies hat der Vf. nicht bemerkt, und es entſtehen daher durch den Ausdruck *ſummariſch*, oft groſse Dunkelheiten. So heiſst es im 8ten Abſchn. von der Beſcheinigung: „Da der gewöhnliche HGP. ſummariſch iſt, tritt kein ordentlicher Beweis ein, ſondern ſtatt deſſen Beſcheinigung.“ Das letztere iſt richtig; allein um aller Miſsdeutung des Wortes *ſummariſch* vorzubeugen, hätte zugleich bemerkt werden ſollen, daſs bey dieſer Beſcheinigung, wie auch bey der Gegenbeſcheinigung alle Formalien des Beweiſes und Gegenbeweiſes beobachtet werden müſſen, auch Fragſtücke zuläſſig ſind, und bloſs die Friſt kürzer iſt, auch keine Dilation ſtatt findet. So iſt auch Cap. I. des 7ten Abſchnitts von den Eiden und deren Leiſtung ſehr dunkel und ſchwankend. Der 10te Abſchn. handelt von der Litis denunciation Cap. I. und Reaſſumtion des Proceſſes Cap. II. Bey der Lit. denunc. hätte ſollen unterſchieden werden, ob die Klage ſchriftlich oder mündlich angebracht worden; ſo wären viele erregte Zweifel überflüſſig, und das ganze Kapitel deutlicher. Der 11te Abſchn. enthält den Concurs- und Accordsproceſs. Wider die hier vorgetragenen Sätze läſst ſich nicht das mindeſte einwenden, denn — ſie ſind wörtlich aus den Banq. Mand. von 1766 und zum Theil Tit. XLI. der E. P. O. und der HGO. gezogen. Im 12ten Abſchn. folgen noch Zuſätze zu den vorhergehenden, welche nicht überflüſſig ſind. Den Wechſelproceſs hat der Vf. nur zuweilen beyläufig berührt, und gleich in der Vorrede erklärt, daſs er nicht in ſeinen Plan gehöre.

Nach dem Titel ſoll dieſe Schrift eine *kurze* Darſtellung ſeyn; allein ſie iſt äuſserſt weitſchweifig gerathen. In den aus der HGO. gezogenen Sätzen ſind gemeiniglich die eignen Worte derſelben gebraucht, und demungeachtet die Stelle unter jedem §. wörtlich wiederholt, welches um ſo weniger nöthig war, da die HGO. ſelbſt beygedruckt iſt. Da dies Buch nicht für Rechtsgelehrte allein, ſondern auch für andere beſtimmt iſt; ſo entſchuldigt ſich der Vf. in der Vorrede, daſs er in dieſer Rückſicht manches für erſtere unnöthige habe beyfügen müſſen. Dawider wäre nichts einzuwenden; allein dieſe Einſchaltungen ſind oft ſo beſchaffen, daſs der Endzweck nicht erreicht werden kann; z. B. S. 121. der §. 5 ff. von den Erfoderniſſen und Rechtsbeſtändigkeit der Klage wird niemand als der Rechtsgelehrte verſtehen, für dieſen aber iſt dieſe Ausführung wieder überflüſſig. Auch ſchwellen die häufigen Wiederholungen das Buch ohne Noth an, ſo kommen die im Anh. der E. P. O. vom HG. Verfahren ausgenommene 3 Punkte unzähligemal vor. Das 5te Cap. des 9ten Abſchn. von der Execution und Hülfe iſt eben ſo weitſchweifig als verworren abgehandelt, und voller Unrichtigkeiten. Zuweilen hat der Vf. auch Cautelen beygefügt, davon nur eine zur Probe. S. 79. Not. 2. ad §. 17. „Man hüte ſich aus den Frachtbriefen allein executive klagen zu wollen.“ Sollte wohl ein Advocat dieſe Warnung nöthig haben?

Die Beylagen enthalten Nr. I. die Handelsgerichtsordnung de ao. 1682. II — VII. 6 Erläuterungsreſcripte, und VIII. ein Atteſtat des HG. über die Gültigkeit der A. und E. P. O. beym Handelsgericht.

MATHEMATIK.

FRANKFURT a. M., b. Fleiſcher: *Leonhard Eulers vollſtändige Anleitung zur Algebra. Dritter Theil*, enthaltend die Zuſätze von *de la Grange*, aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Erläuterungen und einigen dahin einſchlagenden Abhandlungen begleitet, vom Hofrath *Kauſsler*, Gouvern. der herzogl. Wirtemb. Edelknaben. 1796. Mit den Inhaltsverzeichniſſen 327 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Zuſätze des Hn. de la Grange betreffen die Vervollkommnung der Eulerſchen unbeſtimmten Analytik, und beſtehen: 1) in einer Theorie der fortlaufenden Brüche, welche zwar ſehr deutlich und ausführlich vorgetragen iſt, jedoch ohne combinatoriſche Analytik mit zu Hülfe zu nehmen, was wohl, wenn es wenigſtens von dem Ueberſ. in Zuſätzen geſchehen wäre, den Werth des Buches noch mehr erhöhet hätte; 2) in Anwendung dieſer Theorie auf die Beſtimmung der Minima, welche bey unbeſtimmten Formeln mit 2 unbekannten Gröſsen, beſonders bey denen von der zwey

ten Ordnung, statt finden können, und in Absicht auf letztere beweist der würdige Vf. merkwürdige Sätze, die noch nicht bekannt waren, oder die bisher nicht allgemein und direct sind bewiesen worden. Unter andern wird eine besondere Methode vorgetragen, die Wurzeln einer jeden quadratischen Gleichung durch fortlaufende Brüche auszudrücken, welche mit der des Euler im XIten Bande der neuen Petersburger Commentarien einige Aehnlichkeit hat, aber aus etwas andern Grundsätzen hergeleitet worden ist; (die, noch nicht genug bekannte, combinatorische Analytik des Hn. Prof. Hindenburg wird man auch bey solchen Lehren fruchtbar finden.); 3) in einer Auflösung der unbestimmten Gleichungen vom ersten Grade mit zwey unbekannten Grosen, in ganzen Zahlen; 4) in einer allgemeinen Methode, Gleichungen mit zwey unbekannten Grösen, deren eine nicht über den ersten Grad steigt, in ganzen Zahlen aufzulösen; und so besteht fast das ganze Werk des Hn. d. l. Gr. in mehrern Zusätzen, welche die Auflösungen der unbestimmten Gleichungen vortragen, und die man selbst studiren mus. Das letzte Kapitel enthält Untersuchungen über Functionen von der Eigenschaft, dass das Product zweyer oder mehrerer derselben jeder einzelnen ähnlich wird. — Die vom Uebers. hin und wieder beygebrachten Anmerkungen enthalten Erläuterungen und literarische Bemerkungen, welche schon gute Einsichten in diesem Theile der Mathematik verrathen, noch mehr aber der Anhang, welcher in 6 Abhandlungen, — einen Beweis des binomischen Lehrsatzes, ganz aus den ersten Anfangsgründen der Algebra geschöpft, eine Methode, die Theiler der Zahlen zu finden, mehrere Auflösungen merkwürdiger Probleme aus der unbestimmten Analytik u. s. w. — enthält. Sie haben mit den Zusätzen des Hn. de la Grange nichts gemein, und sind von dem Vf. schon mehrere Jahre vorher, ehe er nur erwähnte Zusätze kennen lernte, ausgearbeitet worden. — Ein neuer Herausgeber der Eulerschen Algebra, der die Hindenburgische combinatorische Analytik an den gehörigen Orten und mit Eulerscher Deutlichkeit einschaltete, würde sich nicht nur um Verbreitung nützlicher mathematischer Kenntnisse sehr verdient machen, sondern auch viele schwierige Probleme leicht, kurz und allgemein aufgelöst, darstellen können.

ALTDORF, b. Meyer: *Gemeinnütziges Rechenbuch* zum Unterricht in Stadt- und Landschulen und zum Privatgebrauch. 1793. 480 S. 8.

„Von einem allgemeinen Rechenbuche zum Gebrauche des künftigen Landmannes und Bürgers wird folgendes der Hauptinhalt seyn müssen: ein faslicher und hinreichender Unterricht über die Grundlage der ganzen Rechenkunst, das Aussprechen und Schreiben der Zahlen, die 4 Rechnungsarten in ganzen und gebrochnen Zahlen, die Regel de tri, Kettenregel und die unentbehrliche Basedovische Regel mit ihren Anwendungen.“ Einen solchen Unterricht, heisst es ferner, enthalten die in Oberdeutschland gewöhnlichen Rechenbücher nicht; auch werde in ihnen nicht gehörig für Uebung des Nachdenkens und Entwickelung der Gründe gesorgt. Heynatz, Splittegarb und Busse hätten freylich etwas besseres geliefert, aber nicht zunächst für die dortige Gegend geschrieben. Mit des letztern *gemeinverständlichem Rechenbuche* hat das gegenwärtige vieles gemein; doch sind in jenem mehrere Beweise beygebracht. Der Vf. selbst erinnert, dass andere Rechenbücher gar zu *viele Regeln* ohne weitere Begründung vorschreiben, und dadurch den Schüler verwirrt machen. Gleichwohl ist auch von ihm so manches als Regel hingesetzt und vorangeschickt, was theils als willkührliches Verfahren, theils als nothwendige Folge zu behandeln wäre. Raum dazu hätte anderweitig erspart werden können: denn die allgemeinen vorläufigen Betrachtungen über die Natur und Anwendung der Rechnungsregeln, nebst Herzählung und Anwendung ihrer Fälle, stehen *hier* wenigstens müsig, werden sicherlich von denen überschlagen werden, für welche das übrige geschrieben ist. — S. 134. kommt eine falsche Behandlung der Doppelbrüche vor. S. 54. wird abgetheilt in Primzahlen und in *componirte* Zahlen; denn *zusammengesetzte* waren schon vorher die genannt, welche durch mehr als eine Ziffer geschrieben werden. Jene Nicht-Primzahlen sollen also zusammengesetzte auf lateinisch, und diese nicht einstelligen Zahlen zusammengesetzte auf deutsch heisen! Solcher Uebereilungen giebt es noch einige. Ueberhaupt genommen aber trägt der Vf. richtig und gut vor, scheint auch Mathematik studirt zu haben. — Für *Statistiker*, *Cameralisten* und *Kaufleute* ist es wissenswerth, dass man in diesem Buche eine gute Darstellung der *Nürnbergischen Brodraitung*, *Losung*- und *Umgeldsrechnung* findet, und die Nachrichten von den Münzen, Maasen und Gewichten des fränkischen Kreises, richtiger und ausführlicher als sonst irgendwo seyn sollen. Hiebey wünschen wir nur noch, dass der Vf. bey Gelegenheit einer zweyten Auflage, woran es diesem Buche nie fehlen wird, ausdrücklich alle Unrichtigkeiten angebe, die er etwa bey *Münchhausen* und bey *Gerhardt* vorfindet. Wir nennen *Münchhausen* seiner Vollständigkeit wegen, und *Gerhardt*, weil wir seinen Notizenbüchern die neueste und allgemeinste Richtigkeit zutrauen.

GESCHICHTE.

STRASBURG, b. Spach: *Leben Wilhelm Penns*, des Stifters von Pensilvanien, aus dem Französischen des Hn. D. *Marsillac*, von *Friedrich*. 1793. 324 S. 8.

Das Original war ein Jahr zuvor in zwey kleinen Octavbänden zu Paris erschienen. Der Uebers. hat die Constitution Pensilvaniens, die sonst schon bekannt ist, und verschiedene Briefe von Penn, die wenig zur Sache thaten, weggelassen. Die Schreibart dieser Uebersetzung erlaubt uns, auch ohne sie mit dem Originale verglichen zu haben, zu vermuthen, dass sie eben so getreu sey, als sie leicht und fliesend ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *London*, b. Nunn: *A Letter on the Yellow Peruvian Bark* containing an historical account of the first introduction of that Medicine into France, and an circumstantial Detail of its Efficacy in Diseases, addressed to Dr. *Relph* by *Michael O'Ryan*, M. D. 1794. 31 S. 8. (1 Shill.) — Der Vf. war Professor zu Lyon und erster Arzt am dortigen *grand Hotel Dieu*. Als er 1792 durch die Flucht nach England kam, fand er da zu seiner grosen Verwunderung die gelbe Rinde nur von einigen Pfuschern gekannt, die sie unter einem falschen Namen als ein geheimes Fiebermittel sehr theuer verkauften, da sie in Frankreich schon seit einigen Jahren in solchem Rufe stand, dass, ungeachtet des hohen Preises (mehr als 1 Rthlr. die Unze), zu welchem sie nach und nach gestiegen war, man daselbst fast keine andre Art von China mehr gab, besonders wenn die Krankheit bedeutend war. — Schon 1786 bekam sie die Administration des genannten Spitales von einem dortigen Handelshause, dem sie aus Cadix geschickt war. Die Spanier hatten sie bey Zurücktreibung der Peruaner gefunden, die einen Ausfall in ihre Besitzungen gemacht hatten. Die Administration empfahl sie den Spitalärzten zu Versuchen, wovon dieser Brief die Resultate enthält. — Es waren theils grösere hie und da noch mit dem Oberhäutchen versehene Stücke von dem Stamme, theils kleinere von den Zweigen. Die Farbe ist im Bruche oder nach kurzer Einwässerung gelb und ein wenig ins Rothe spielend; der Geschmack bittrer, gewürzhafter und weniger ekelhaft, als von irgend einer andern Art China. In der Sonne bemerkt man viele glänzende Harztheilchen — Von naturhistorischer Bestimmung, welchem Baume diese Rinde gehöre, findet man nichts. Die chemische Analyse ist weniger genau, als sie Relph geliefert hat (s. A. L. Z. 1794. Nr. 315.), und giebt dieselben Resultate, weswegen wir sie übergehen. Nur dies, dass diese Rinde an wässrigem und geistigem Extract dreymal so viel, als die gewöhnliche, und zweymal so viel als die rothe China gab. — In die darauf an Kranken angestellten Versuche kann man ziemliches Vertrauen setzen, da O. weniger von der Chinawuth angesteckt ist, und sich selbst ihrem Missbrauche in kalten und andern Fiebern widersetzt, da langjährige Erfahrung ihn seiner Versicherung nach misstrauisch gegen alle, selbst von angesehenen Aerzten, als specifisch empfohlne Mittel gemacht hat, und die Versuche in grosser Menge, und doch mit guter Unterscheidung und Bezeichnung der Krankheiten, angestellt sind. Schon die beyläufige Schilderung der endemischen Constitution von Lyon und den angrenzenden Provinzen *Bresse* und *Dauphiné* macht diese kleine Schrift interessant. Wegen niedriger und sumpfiger Lage sind daselbst *Tertian- und Quartanfieber* sehr häufig, und in den letzten Provinzen so bösartig, dass sie oft durch den 2ten oder 3ten Fieberfrost (wogegen man ausser andern Mitteln warme Essigdämpfe anwendet,) durch hinzukommende Cholera und Schlafsucht tödten. Man gab alle 3 Stunden ℥iij vom Dec. von ▽ *fontan.* ℔iij mit *pulv. chinchon. flav.* ℥j, und verfehlte unter vielen Hunderten nie seinen Zweck (?) Vom Pulver thaten 3iij so viel als ℥j der besten andern China, und blieb der Anfall nur Einmal aus, so war man vor einem Rückfalle sicher, und gab deswegen blos bey den bösartigen Fiebern bey dreytäglichen am 14ten, und bey viertäglichen am 20sten Tage noch 3iij—jv. In diesen gab man auch lieber ein *Infus. vinos.* von 1 Quart Wein mit ℥ß Rinde alle 3—4 Stunden 3—4 Unzen, oder eine Auflösung von *extr.* ℥ß in 1 Quart Wein. — Ferner bewies sich diese Rinde in *remittirenden Nervenfiebern*, die in dortiger Gegend im Frühlinge und Herbste herrschen, sehr wirksam. Die Symptome dieser Fieber bey Erwachsenen übergeht der Vf., führt aber die weniger bekannten bey Kindern an. An Säuglingen kann man die Krankheit einige Tage früher erkennen, nämlich durch die beissende Hitze, die die Amme beym Säugen an der Warze empfindet, und in diesem Zeitraume kann die Krankheit durch ein Brechmittel oft ganz gehoben, oder doch sehr gemindert werden. Darauf entsteht ein Durchfall, der stärker und stinkender ist, als der vom Zahnreize oder Säure, ungefähr vom 4ten Tage an immer grüner wird, bis er am 7ten an Consistenz und Farbe fein gehackten Spinate ähnlich ist, die Leinwand wie eine starke Auflösung von Grünspan färbt, und bey etwas vernachlässigter Reinigung starke Excoriation macht. Kleine Exacerbationen mit Gesichtsblässe, blauen Lippen und bald folgender Röthe der Wangen und Brennen in den Händen sind auch bey Tage, sehr starke kommen aber vom 4ten Tage an des Nachts, nämlich Kälte ohne Schauder, der nach einer Viertelstunde die heftigste Hitze folgt, die erst nach 4—5 Stunden sich mit Schweisse endigt. Dieser Schweiss dringt blos am Kopfe hervor, hier aber in solcher Menge, dass er am Rücken hinunter läuft, und selbst die dicksten Kissen durchnässt. Durch diesen und die zugleich immer fortdauernde Diarrhöe ist der Kranke schon am 7ten Tage gänzlich abgezehrt. Dann gesellt sich stete Schläfrigkeit hinzu, und weckt man die Kranken, so erheben sie den hängenden Kopf unwillig etwas, lassen ihn aber sogleich wieder sinken. Diese Schläfrigkeit mit den örtlichen Schweissen und der Diarrhöe sollen die diagnostischen Zeichen seyn, die unbedingt China fodern, wenn nicht der Tod bald folgen soll. Kinder starben am 9ten, 11ten, 14ten oder 17ten Tage, Erwachsene erst am 20sten oder 21sten. Sie fallen in eine dem Tode sehr ähnliche Ohnmacht, aus welcher sie sich zwar nach wenigen Minuten erholen, dann aber von so heftigen Convulsionen ergriffen werden, dass sie in einer Viertelstunde todt sind. Sobald die Diarrhö, oder spätestens wenn der topische Schweiss erschien, gab man immer mit dem besten Erfolge Erwachsenen das weinige, und Kindern das wässrige Decoct mit Zucker zu einem Syrupe gemacht. — Auf diese Epidemie folgte eine gemeine katarrhalische, in welcher man die Chinarinde *nicht* gab, wofür der Vf. aber doch noch für nöthig hält, Gründe anzuführen! — Die dritte Krankheit, in welcher man dies neue Mittel versuchte, war ein *Faulfieber*, welches sich aus überfüllten und höchst unreinlichen Gefängnissen verbreitete, und durch den Gestank des Stuhlganges, Schweisses und Athems, durch Petechien und selbst blutigen Auswurf seinen Charakter zeigte. Bey jeder Exacerbation entstand heftiges und fruchtloses Würgen mit starken Ohnmachten. Nach gegebner gelben Rinde änderten sich gleich die Symptome, und die tägliche Gabe von 3j des Pulvers schien bey den andern Gefangnen die Ansteckung zu verhüten. — Um Armeen vor solchen Epidemieen zu schützen, empfiehlt der Vf., jedem Soldaten Morgens ¼ Quart eines Aufgusses dieser Rinde und Anissaamens mit Weingeist zu geben. Dieser Vorschlag möchte der Kostbarkeit wegen wohl nicht oft ausgeführt werden, wenn schon solche Epidemieen oft mehrere hinraffen, als des Feindes Schwerdt, und eine andre grosse Menge auf lange Zeit unfähig zum Dienste machen. — Andre Aerzte zu Lyon versuchten diese Rinde in ihrer Privatpraxis, und waren alle voll ihres Lobes, so dass auch zwey von ihnen (nicht genannte) Anpreisungen derselben bekannt machten. — In einem 2ten Briefe verspricht der Vf. einzelne Fälle jenes Kerkerfiebers, und Bemerkungen über die Wirksamkeit der gelben Rinde in *chronischen* Krankheiten bekannt zu machen. — Wenn nach diesen Erfahrungen es schon immer wünschenswerth wäre, dass auch wir diese Art Rinde bald erhalten möchten, so wünscht Rec. doch zugleich von ganzem Herzen, dass durch dies neue Fiebermittel der Missbrauch der China in Wechselfiebern nicht aufs neue einreissen möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. August 1796.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Sommer: *De Aeſchyli Perſis diatribe.* Scripſit *Carolus Godofr. Siebelis*, A. M. 1794. 144 S. gr. 8.

Dieſe inhaltreiche, dem Hrn. Prof. *Ilgen* zu Jena im Namen einiger Freunde angeeignete, Schrift trägt unverkennbare Spuren des Fleiſses, der Beleſenheit und eines durch beides erworbenen kritiſchen Divinationsvermögens. Wenn ſie eben ſo vortheilhaft von geläutertem Geſchmack und reifer Beurtheilungskraft zeugte, ſo würden wir ihr einen vorzüglichen Rang in der Reihe philologiſcher Monographieen zugeſtehen, und die Mängel der Darſtellung, und der oft verkünſtelten, noch öfter durch verſchränkte Wortfügungen dunkeln Sprache um ſo williger vergeſſen.

Der Eingang empfiehlt das Studium einiger Tragödien des Aeſchylus den *tironibus*, und die letzten Blätter liefern einige Verſuche der Coniecturalkritik. Wir überſchlagen dieſe und jenen, um uns ſogleich zur Hauptſache zu wenden. Es iſt bekannt, daſs ſchon *Pauw*, *Rochefort* und *Lady Grainville* in den *Perſern* des A. manchen komiſchen Zug zu finden meynten; ein neuerer Gelehrte nannte ſie gerade zu eine Komödie. Dieſe Winke waren ſeither wenig beachtet worden, zumal da der neueſte und berühmteſte Ausleger des Dichters in ſeinem Commentar folgendes Urtheil über den Charakter des Stücks gefällt hatte: *In ſenſibus et affectibus in hac quoque tragoedia regnat Aeſchylus. Chorus, Atoſſa, nuntius, Xerxes per vices metum, conſternationem, luctum, dolorem, pudorem, deſperationem ita perſpicue produnt, ut non fictum poëtae ſermonem, ſed veriſſimas naturae voces tibi audire videare.* Jetzo faſst Hr. *S.* jene Winke auf, und beſtimmt die Sentenz dahin: *Aeſchylum neque in admiratione vel ſtupore commovendo, neque in miſeratione metuque excitando elaboraſſe; ſed per omnem fabulae decurſum proram et puppim ei fuiſſe, Xerxem cum barbaris pungendi, mordendi, lacerandi atque deridendi.* (S. 17. 144.)

Je auffallender der Contraſt iſt, den dieſe *neue*, hier wenigſtens zum erſten Mahle ausgeführte und durch geſchärftere Gründe unterſtützte, Hypotheſe mit den Ausſprüchen der bewährteſten Kunſtrichter bildet, und je angelegentlicher der Vf. ſelbſt die Kritik zur Prüfung derſelben auffodert: um ſo weniger dürfen wir ſie mit einem allgemeinen Urtheil abfertigen, ſondern müſſen wenigſtens die Hauptmomente, die ſie aufſtellt, etwas genauer verfolgen.

Die Unterſuchung ſelbſt eröffnen vorbereitungsweiſe einige Betrachtungen über ein Schauſpiel des *Phrynichus* — ein Gewebe von Muthmaſsungen, deſſen Faden ziemlich dünn abgeſponnen ſind. *Wahrſcheinlich* — dieſs nimmt Hr. *S.* mit Bentley und Burigny an — waren die Perſer und Phöniſſen des Phrynichus ein und daſſelbe Stück; *wahrſcheinlich*, fügt er hinzu, wurden ſie zuerſt unter jenem Titel aufgeführt, ohne Beyfall zu gewinnen; ſpäterhin vom Dichter umgearbeitet, und unter dem zweyten Namen auf die Bühne gebracht. (Ob wohl ſchon der ſich bildende Schüler des ungebildeten Karrenſchauſpielers an ſolche Umarbeitungen und Titeländerungen gedacht hat? Rec. meynt, daſs ſich wenigſtens an die erſteren, der Natur der Sache nach, eher nicht denken lieſs, bis der Stoff ſich allmählig zur Form veredelt hatte, und die tragiſche Kunſt durch das Genie des Aeſch. zur Zeitigung gekommen war.) *Wahrſcheinlich*, fährt der Vf. fort, wird das Schauſpiel des Phrynichus auch bey der zweyten Aufführung den Preis nicht erlangt haben; und dieſs — wer ſollte es errathen? — *wahrſcheinlich* deſshalb, weil der Unkundige ſeinen Stoff allzu tragiſch bearbeitet, ſeine Perſonen allzu heroiſch dargeſtellt hatte. — Nach dem warnenden Beyſpiele eines ſolchen Vorgängers wird ſich der geiſtvolle Aeſchylus, wie uns Hr. S. ſchon dunkel ahnden läſst, beſſer aus dem Handel gezogen haben. Etwas ſonderbar, wenigſtens nicht im Geiſt eines Griechen, der immer von angebohrner Sinnesfeinheit, nicht von kaltem Raiſonnement ausging, iſt (S. 18) das Selbſtgeſpräch entworfen, in welchem A. über die Behandlungsart ſeines Stoffes mit ſich Rath hält. Das Loos fällt auf Darſtellung der Perſiſchen Niederlage zur — Beluſtigung der Athener.

Ohne uns in jenen Monolog zu miſchen, wollen wir vor der Hand, zur Feſtſtellung unſerer Prüfung, von folgendem, wo wir nicht irren, allgemein gültigen Grundſatz ausgehen: Wenn die verſchiedenen Gattungen der dramatiſchen Darſtellung begründet ſind in der Verſchiedenheit der Empfindungszuſtände, welche die Phantaſie des Dichters, durch Repräſentation hiſtoriſcher, in ſich vollendeter Ganzen, in ihm erzeugte: ſo wird man nothwendig, um ein dramatiſches Werk einer gewiſſen Gattung mit Sicherheit unterzuordnen, zuerſt den Empfindungszuſtand ſeines Verfaſſers in den Augenblicken der dramatiſchen Begeiſterung erforſchen müſſen. Für die Beſtimmung dieſer Empfindungen aber wird es nicht hinreichend ſeyn, einen bloſs ſubjectiven Grund in den Gemüthern der Zuſchauer, ſondern einen objectiven in dem dargeſtellten Gegenſtande ſelbſt aufgefunden zu haben. Denn je öfter der Fall eintritt, daſs Launen, Vorurtheile und Leidenſchaften die beabſichtete Wirkung des Dichters hindern, und den ſympathetiſchen Gefühlen ſo wenig

Raum lassen, dass sie kaum die Oberfläche der Seele flüchtig bestreichen können: um so weniger darf man den Zustand und Grad der Empfindungen, welche den Dichter belebten, nach dem Eindrucke berechnen, den die Darstellung bey einer bestimmten Classe von Zuschauern, wahrscheinlich oder gewiss, hervorgebracht hat; sondern muss ihn einzig bestimmen nach dem Geiste, der in dem Ganzen webt, mithin nach den Reden und Handlungen der Personen, in welche die dramatische Begeisterung den Dichter selbst verwändelt, durch die er handelt und spricht. — Jetzt zur Prüfung des Einzelnen!

In dem Prolog führt A. den Zuschauern ein ehrwürdiges Chor Persischer Greise vor, welche, selbst Theilnehmer an der Regierung und den Schicksalen ihres Königs, ihre Function kund thun, und ihre bangen Ahndungen wegen des unternommenen Feldzugs eröffnen. Hr. S. findet diesen Eingang höchst lächerlich, weil niemand auf dem Theater war, dem eine solche Exposition gemacht werden konnte. Lächerlich war deshalb die Exposition selbst nicht, am wenigsten, in den Augen der Zuschauer, wie sie A. von seinem Vorweser überkommen hatte (ἀνδρούς λαβὼν παρὰ Φρυνίχου κομφέντας, Ran. 910. Brunk. Ausg.); ihrem Geschmacke kaum anstössig, weil sie noch immer an eine unmittelbar an sie gerichtete, nur durch Action belebte Erzählung der Begebenheiten gewöhnt waren. (s. *Twining* z. Aristot. P. p. 222. *Blanckenburg* z. Sulzer I. p. 506.) Aber, urtheilt Hr. S. weiter, dieser Eingang musste etwas Besonderes bezwecken, weil kein ihm ähnlicher bey A. vorkommt: (er hatte die *Supplices* vergessen:) und dieses Besondere, was wäre es, als Erschütterung des Zwergfelles, zumal, da die aufgeführten Greise — *Verschnittene* waren. Eine neue Hypothese, die der Vf., um schwächere Beweise zu übergehen, theils auf die Benennungen πτόλοι und ἀβροβάται, theils auf die Anbetung gründet, wodurch die Greise ihrer Königin huldigen. Das letztere Argument widerlegt sich dem Kundigen von selbst. Ἀβροβάται aber deutet, wie schon die Grammatiker lehren, auf einen feyerlich-langsamen Schritt, und bey πτόλοι bekennt der Vf. selbst das Ungewisse seiner Erklärung durch ein furchtsames *videtur*: Zudem erscheinen die Greise v. 1048. *bärtig*. Desto lächerlicher, meynt Hr. S.; denn sie hatten sich *falsche Bärte* vorgebunden. Und der Beweis? Weil sie Verschnittene waren. — Wir wundern uns, wie sich der Vf. in Ausschmückung einer Hypothese gefallen konnte, die schon durch ein einziges Zeugniss eines Alten zurück gewiesen wird. An mehreren Stellen beruft sich der Vf. auf die Aussage des *Glaucus Rhegimus*, der diese Trägödie des A. zu einer *Travestirung* der Perser von Phrynichus herab zu würdigen scheint: ἐκ τῶν Φοινισσῶν φησὶ Φρυνίχου τοὺς Πέρσας παρατετοιῆσθαι. Warum verschwieg er uns, dass derselbe Schriftsteller den Unterschied der Prologe in beiden Stücken ausdrücklich darein setzt, dass ein Eunuch bey Phrynichus, bey Aeschylus aber eine Versammlung von rathgebenden Greisen auftritt? Hier die Worte: πλὴν ἐκεῖ εὐνοῦχός ἐστιν ἀγγέλλων ἐν ἀρχῇ τὴν τοῦ Ξέρξου ἔτειαν φρουνίς τε θρόους τινὰς τοῖς τῆς ἀρχῆς παρέδροις· ἐνταῦθα δὲ προλογίζει χορὸς πρεσβυτῶν. Irren wir nicht, so wollte der Grammatiker durch das letzte Wort dieselben charakterisiren, die er vorher bestimmter παρέδρους τῆς ἀρχῆς genannt hatte. Uebrigens konnte der unbefangene Forscher schon aus dieser Notiz vermuthen, dass es wohl mit der eingebildeten Travestirung nicht so ganz seine Richtigkeit habe. Wahrscheinlicher wird die Vermuthung, wenn man den Charakter der Phrynichischen Stücke, so wie wir ihn analogischen Wahrnehmungen und den Angaben der Alten gemäss annehmen können, mit dem Charakter der Stücke des Aeschylus zusammen hält; und zur Gewissheit erhebt sie sich, wenn man erwägt, dass παρατοιεῖν zwar nicht selten für *travestiren*, aber eben so oft auch, ohne alle Nebenbeziehung, blos für *nachbilden* gebraucht werde. Hr. S. führt für seine Erklärung des Wortes eine Stelle aus Athenaeus XII. p. 513. an, welche nichts beweiset; ohnerachtet *Villebrune*, wie wir sehen, das παραπεποίηκεν in seiner Uebersetzung so gefasst hat: Stesichorus a *pris et changé*. (Ueberzeugender war die Stelle des Aristoteles Rhet. III, 11. und andere b. *Stephanus* in *Certam. Hom. et Hes.* p. 77.) Unsere Erklärung bestätiget ebenfalls Athenaeus I. p. 4. noch deutlicher Eustathius ad Il. w, 1481. 22. und mehrere Schriftsteller b. *Abresch Dilucid. Thucyd.* I. p. 133. In ähnlichem Sinne steht παράδρων, nach der Auslegung des neuesten Herausgebers, b. Pausan. I. p. 9. — Und warum soll A. es unter seiner Würde gefunden haben, ein Stück des Phrynichus nachzuahmen? Bleibt doch der dramatische Dichter, wie *Engel* richtig bemerkt, noch immer Erfinder, auch wenn er seinen Plan aus einem erzählenden borgt; auch wenn er ihn von einem anderen dramatischen Dichter borgt, so bald er nur Veränderungen in die Charaktere und Begebenheiten bringt: denn nun wird auf einmal alles anders, und seine Einbildungskraft muss jeden Augenblick etwas Neues schaffen. Allein Hr. S. will durchaus nicht, dass A. in der Wahl seines Stoffes einen Strahl fremdes Verdienstes zurückwerfe, gleich als werde er dann auch in der Bildung und Bearbeitung desselben nicht, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte, glänzen. Darum soll auch Phrynichus die Scene seiner Perser nicht nach Persien verlegt haben, damit Aesch. den Preis dieser Erfindung mit keinem anderen theile. Doch dies im Vorbeygehen! Wir bemerken nur noch, dass auch die Scholiasten zu Aristoph. Fröschen, (v. 1058. Kust. Ausg.), die sonst keine Nachricht dieser Art mitzutheilen verschmähen, von den *Verschnittenen* des A. nichts wissen. Die Stelle des Komikers ist merkwürdig. In ihr konnte Hr. S., der sie nirgends erwähnt, eine neue, obwohl auch nur precäre, Schutzwehr für seine Hypothese von dem komischen Charakter des Stücks finden, wenn er sich hinter die *Schlosserische* Auslegung verschanzt hätte. Wir werden diese Stelle unten noch berühren.

In dem Chorgesange der Greise (v. 91—100) stellt A., treu dem Glauben seiner Zeitgenossen, die Allmacht der Götter als tückische Gegnerin des menschlichen Glückes dar, und leitet von dieser Instanz das Schicksal der Perser ab. Hr. S. behauptet, der *weisere* Dichter

ter habe auf diese Art jenen Volksglauben dem Hohn und Gelächter Preis geben wollen. — Gleichwohl ist dies eine Lieblingsidee des A., die er immer mit Ernsthaftigkeit behandelt, und nicht selten als Medium des tragischen Schreckens benutzt! Gleichwohl ruhet das episch angelegte Werk eines ernsthaften Geschichtschreibers auf den Stützen derselben Vorstellung! Aber es kommen, erwiedert Hr. S., in den Persern Stellen vor, *quae ad veras eventorum causas videantur quasi digitum intendere.* Allein giebt nicht auch Herodot, ungeachtet seines πᾶν ὑπὸ θεοῦ (VIII, 13.) noch oft genug die nähere Veranlassung des Unglücks an?

In der zweyten Scene erscheint Atossa, Xerxes Mutter, und erzählt der Chorversammlung ihr schreckenvolles Traumgesicht. Hätte Hr. S. den Charakter der Atossa genauer erforscht, in welchem sich immer zärtliche Sorge für den Staat in noch zärtlichere für ihren Sohn auflöst; fürwahr, er würde nicht so manche treffliche Stelle, wo die Königin, ihre Ahndungen zu besiegen, sich den Täuschungen einer von einem mütterlichen Herzen bestochenen Phantasie hingiebt, bald frivol, bald lächerlich gefunden haben. Gelingt, sagt Atossa einmal, meinem Sohne sein grosses Unternehmen, so wird er ein Wunder der Nachwelt: gelingt es ihm nicht — o! wenn nur Er sich rettet! Er, dem Staate nicht verantwortlich, wird sein Land, nach wie vor, regieren. *Quod sine risu a corona excipi non potest!!* fügt Hr. *S.* hinzu.

In der Erzählung des Eilboten von der Niederlage des Persischen Heeres und dem schmählichen Tode der *einzelnen* Führer (v. 247—396.) entdeckt Hr. *S.* durchaus nichts, als armselige Lächerlichkeiten, deren Abfertigung, weil sie sich blos auf Deutung einzelner Ausdrücke gründen, uns hier zu weit führen würde. Aus Vorliebe für seine Hypothese, vergisst der Vf. die der Einbildungskraft der Griechen überhaupt, und insbesondere der feurigen Phantasie des A. eigenthümliche Lebhaftigkeit in solchen Schilderungen, und rechnet wenig oder nichts auf die Situation des Sprechenden, der selbstgefühlte Leiden darstellt, und in der äussersten Bestürzung ein Gemählde aller Unfälle mit den grellesten Farben ausmahlt. Rec. mag sich demnach nicht des Aristotelischen ὀλιγὰ ὑπερσυνόδῳ bedienen, das gefälligere Kunstrichter manchen burlesken Aeusserungen der alten Tragiker zum Kopfküssen unterlegen. Er findet demungeachtet, um nur Eines auszuheben, in der Drohung des Xerxes, jeglichen Krieger in seiner Armee, dessen Nachlässigkeit die Flucht eines Griechen begünstigen würde, am Leben zu bestrafen, eben so wenig eine *komische Hyperbel* zur Bezeichnung der unerhörtesten Grausamkeit, als in dem κρεωκοπουμαι Ἑλλησι δυσηνων μελη (v. 461) eine *satyrische Petulanz*. Von den Persern gebraucht, wäre der letzte Ausdruck wiederum als Charakterisirung der brutalsten Grausamkeit gedeutet worden.

Atossa bringt in der fünften Scene dem Darius ein Todtenopfer. So sehr auch alles von ihrem tiefen Schmerze zeugt; so findet doch Hr. *S.*, bey Beurtheilung der Empfindungen abermals durch blos subjective Rücksichten irre geleitet, das Benehmen der Königin äusserst belustigend. — Während der Todtenfeyer verherrlichet der Chor das Andenken des Darius durch ein erhabenes Loblied. Aber das Loblied enthält einige Uebertreibungen; es verschweigt die Scythische und Marathonische Niederlage. Folglich auch hier wieder verborgener Spott des Gepriesenen, und reichlicher Stoff zum Lachen! Wir wollen nicht wiederholen, was schon vor uns bemerkt worden ist, dass die Scythen es nicht einmal zu einem entscheidenden Treffen kommen liessen, und dass die Schlacht bey Marathon nicht durch Darius Schuld verlohren wurde; man erwäge, dass die Empfindungen welche der Chor ausdrückt, nicht Empfindungen theilnehmender Zuschauer, sondern mithandelnder und mitleidender Personen sind. Wie natürlich war es bey ihnen, dass jetzt, bey dem drückenden Gefühle der Gegenwart und der sehnsuchtsvollen Erinnerung an eine frohere Vergangenheit, alle Ideen von Unglück und Trübsal gleichsam in den Hintergrund des Gedächtnisses zurück traten, dass nur die Bilder von Freude und Siegesglück in idealischer Schönheit vor der Phantasie erschienen!

Der Gruft des Darius entsteigt endlich in der schaudernden Stille der Nacht eine Geistergestalt, die den fernen Zuschauern als ein luftiges Wolkengebilde erscheinen mochte. Die Art und Zeit dieser Erscheinung hat Hr. *S.* geschickt entwickelt, eben so einleuchtend gegen neuere Kunstrichter dargethan, wie theils die Wahrscheinlichkeit derselben in dem Glauben des Alterthums, theils ihre Nothwendigkeit in dem Zusammenhange und Zwecke der Handlung begründet war. Allein die Wirkung, welche sie hervorbringen sollte, bestimmt er wieder nach den Trugschlüssen seiner Hypothese: *Idoli sermones pleni non modo ad aucupandam Atheniensium gratiam mellis dulcissimi, quod, quum ab ore hostis infestissimi fluerent, hymettium suavitate superaverit, verum etiam salis acerbissimi, ad perfricandam Xerxis stultitiam, quae quo magis posset castigari, Darii maxime umbram excitatam a poeta puto.* Wir beziehen auch die Würdigung dieser Scene auf unsere obigen Grundsätze. Wenn demnach in der Seele des Darius, dem das Unglück seines Staates vorschwebte, auf einige Augenblicke das Gefühl tiefer Indignation über das frevelnde Beginnen seines Sohnes an die Stelle des väterlichen Mitleidens tritt: so scheint zwar anfangs diese unerwartete Apathie die sympathetischen Empfindungen zu schwächen, aber bald söhnt uns die moralische Zweckmässigkeit mit der anscheinenden Naturzweckwidrigkeit so wirksam aus, dass selbst die tragischen Empfindungen dadurch erhöhet werden. Der Contrast, den wir zwischen den Gefühlen des Vaters und des Königs entdecken, macht, dass wir uns für die Unglücklichen desto wärmer interessiren. — Wie konnte doch Hr. *S.*, dem Dichter tragikomische Erbärmlichkeiten von der Art zutrauen, wie wir auch aus dieser Scene nur Eine zur Probe anführen wollen? Vor Darius Schatten, vermuthet Hr. *S.*, wird der Chor der *Verschnittenen* wieder niedergefallen seyn; denn so huldigten sie ja vor der Königin, und so fand es König Saul nicht unter sich, vor dem Schatten Samuels die Knie zu beugen. Nun fragt der Geist die am Grabmahle *knieenden* Greise:

„was *steht* ihr hier?“ Konnte sich das fragt Hr. S. seine befreundeten Leser, die Versammlung der Zuschauer des Lachens enthalten?/ (*turba Fabiorum potuerat tenere risum?*) (*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Paris*, in d. Nation. Buchdruckerey: *Observations sur les salines du departement de la Meurthe, de celui du bas - Rhin et du pays conquis de la Layen; les mines et manufacturee d'asphalte du Departement du Bas - Rhin, et les mines et manufactures des pays conquis entre le Rhin et la Moselle.* Par. *Lossel*; deputé à la conv. nationale etc. an 3e de la republique (1795) 8. 198. 1 Kupf. Die drey Salzwerke im *Dep. de la Meurthe*, die gegenwärtig für Rechnung der fr. Nation betrieben werden, sind die zu *Dieuze*, *Moyenvie* und *Chateau salins*. Die Sole von *Dieuze* und *Chateau salins* ist nach Beaumes Aerometre 12—17, die zu Moyenvie aber nur 6—8 grädig. Die Quelle von Dieuze ist die reichste; sie giebt täglich 16,000 Kubikfuss Sole, die nach einer Mittelproportion oder als 14 grädig angenommen auf jeden Kubikfuss zehn Pfund Salz enthält; dies beträgt für jeden Tag 1600 Centner. Die Quelle von *Chateausalins* giebt in Absicht der Menge und Reichhaltigkeit der Sole, ersteren nur wenig nach. Die von *Moyenvie* ist die ärmste; sie kann jährlich höchstens 400,000 Centner liefern!

Die jährliche Ausbeute dieser drey Salzwerke zusammen genommen, betrug ehemals nicht mehr als 4—500,000 Centner Kochsalz, zu dessen Bereitung ohngefähr 3500 Faden (*Cordes*) Holz erfodert wurde. Das Salz galt im August 1794 an Ort und Stelle sechs Livres; im Frühjahr 1795 aber bereits zwanzig Livres der Centner. Warum bey einer so reichen Sole, nicht mehr Salz aus diesen drey Werken erhalten wurde, daran sey die Politik der ehemaligen franz. Finanzpächter Schuld. Denn obgleich Lothringen nicht zu den *Pays de grande gabelle* gehörte, das Salz also dort viel wohlfeiler war als in den angrenzenden Provinzen; so wussten die Generalpächter um der Conterbande vorzubeugen, es doch dahin zu bringen, dass diese sehr einträglichen Salzwerke, gerade nicht mehr Salz lieferten, als zu dem an die Schweizer Cantone jährlich zu liefernden quanto und der inländischen Consumtion erfodert wurde. Die inländische Consumtion war zugleich so niedrig angeschlagen, dass an keinen Schleichhandel zu denken war. Zwey Drittel der Sole gingen also nach des Verfassers Berechnung geradezu verlohren. Das für die Schweizer Cantone bestimmte Salz war in schönen grosen und weissen Kristallen; da hingegen das im Lande verbrauchte, grau und sehr unrein war.

In jedem Salzwerke befinden sich nur zwey Salzpfannen (Poeles) von Eisenblech, davon die grössere 25 Fuss, die kleinere aber nur 18 Fuss im Quadrat misst. Von der grosen Pfanne, ist blos der Mittelpunkt derselben in einer Weite von 6—7 Fuss der Wirkung des Feuers ausgesetzt. Die kleinere Pfanne, die hinter der grösern angebracht ist, wird blos durch den Rauch erhizt, der unter selbiger, in dem am äusersten Theil des Gebäudes angebrachten Schornstein seinen Ausgang findet. Auch die Trockenstube, wird blos durch diesen Rauch erwärmet. In der grosen Pfanne, können in 24 Stunden zwischen 96—99 Centner gesotten werden, da die darin befindliche Sole aber beständig in starken Kochen erhalten wird, und wie der Vf. meynt nicht gehörig abgeschäumt wird, so falle das Salz grau und unrein aus; die Kryftallen sind klein, und enthalten eine Menge Glauberfalz und Kalkerde. Viel weisser und reiner ist das in der kleinen Pfanne gesottene Salz; da in selbiger die Sole nur sehr langsam versiedet, so werden die fremdartigen Theile nicht in die Höhe getrieben, und bleiben also im Pfannenstein zurück.

Der Vf., der übrigens von diesem Theil der Technologie nur sehr unvollkommene Kenntnisse zu haben scheint, tadelt die vorerwähnte Einrichtung. Die grosen Pfannen sind seiner Meynung nach zu unbequem; da sie aus einer grosen Menge Blechtafeln zusammen gesetzt sind, so bekommen sie öfters Risse, deren Ausbesserung alsdann den Stillstand des ganzen Salzwerks verursacht, und die durch die Risse in die Asche dringende Sole verdirbt die daraus bereitete Potasche, die hier aus den drey Salzwerken jährlich zu 1000 Centner angeschlagen wird. Anstatt der grosen Pfannen, schlägt er vor, sich kleinerer aus gegossenen Eisen oder Bley zu bedienen. Diese kleinern Pfannen an der Zahl 64, solle man in vier Reihen stellen, eine jede Reihe von 16 Pfannen erhält ihren eignen Herd und Aschenloch. Auf der beygefügten Kupfertafel, ist sowohl die gegenwärtige, als die verbesserte Einrichtung deutlich abgebildet. Bey der kleinern Pfanne gewinnt man an der Feuerung, und wenn eine Pfanne schadhaft wird, kann selbige leicht durch eine neue ersetzt werden, ohne dass dabey die Arbeit leidet.

Die Saline von Sarguemine, im *Pays de la Layen*, liegt dicht an dem Ufer der Saar; sie ist nur erst seit wenigen Jahren in Gange. Die dortige arme Sole, die nach Beaume's Aerometre kaum 2½ grädig ist, hat die Anlage eines Gradirwerks erfodert, dessen Länge 1016, und die Breite 30 Fuss beträgt. Wenn die Sole durch die Gradirung bis zu 12 gr. gebracht worden ist, wird sie versotten. Dies Salzwerk liefert jährlich 3000 Centner Salz. Nach des Vf. Berechnung kann dieses Salzwerk sechsmal so viel Salz liefern als bis dahin geschehen. Die Saline von Sulz, bey Weissenburg *Dept. du bas Rhin* belegen, versiedet ebenfalls eine sehr arme Sole, die kaum anderthalb grädig ist: sie hat zwey Gradirwerke, und liefert jährlich zwischen 2500—3000 Centner Salz.

Von den Asphaltgruben zu Böckelbronn und Sulz ebenfals im *Dept. du bas Rhin* belegen, wäre eine etwas umständlichere Nachricht gewiss vielen Lesern angenehm gewesen, weil die Gewinnung und Bereitung dieses Minerals nur wenig bekannt ist. Was der Vf. davon sagt, ist zu unbedeutend. Die Grube zu Böckelbronn, die wie es scheint kunstmässig betrieben ward, hat eine Tiefe von 125 fr. Fuss. Der Asphalt findet sich in einer Mischung von braunröthlichem Sande, dessen Ertrag hier zu 10 pr. C. angegeben wird, jährlich liefert diese Grube 1500 Centner, doch könnte, wie der Vf. versichert, die Ausbeute bis auf 4000 Centner gebracht werden. In der Manufactur fand der Vf. 5 Ofen, einen jeden zu 8 Kesseln (*chaudieres*), die aber nicht alle im Gange waren. Auch wird dort Bergöl oder Petroleum bereitet; von der Manipulation selbst aber kein Wort. Die Asphaltgrube von Böckelbronn wird seit 1785 bearbeitet, sie gehört der Wittwe Lebel; der Asphalt soll dort, wie der Vf. versichert, gröstentheils zu Wagenschmiere verbraucht werden.

Die Asphaltgrube von Sulz eine fr. Meile von Böckelbronn ist von geringerer Bedeutung. Die dortige Manufactur, die gegenwärtig für Rechnung der Nation arbeitet, liefert ebenfalls Asphalt und Petroleum; allein die Unkosten übersteigen den Ertrag um vieles.

Von hier besuchte der Vf. die verschiedenen Eisen- und Stahlwerke im Saarbrückischen, Zweybrückischen, so wie die in dem damals von den franz. Truppen besetzten Theile der Pfalz belegenen. Alle diese Werke wurden damals für Rechnung der franz. Nation betrieben. Der Ertrag aller dieser Werke wird hier zu 5 Millionen Centner angegeben. Die Anzahl dieser Werke, die der Vf. namentlich anführt, beläuft sich auf achtzehn; viele Namen aber sind so entstellt, dass man ohne Localkenntniss, selbige kaum errathen dürfte; so liest man z. B. *Creutznad* statt Kreuznach. u. s. w.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. August 1796.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Sommer: *De Aeschyli Persis diatribe.* Scripsit *Carolus Godofr. Siebelis*, A. M. 1794. 144 S. gr. 8.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der scheidende Geist ermahnt die Bekümmerten, sich aufzuheitern. Wenn Hr. *S.* diese Ermahnung zu einer lustigen Anspielung auf das Zechertalent des Darius, das er aus einer Stelle des Athenäus zu erweisen sucht, umdeutet; so wollen wir das Gezwungene dieser Umdeutung vergessen — *a tattered cloak may cover a good drinker* — aber vergessen wollen wir es nicht, dass wir einen Griechen lesen, dessen *humanes* Gefühl Natur und Sittlichkeit, Thierheit und Intelligenz, ohne Vereinzelung, wunderbar schön vereinigt. *O fortes peioraque passi mecum saepe viri*, sagt Teucer in einer feyerlichen Rede bey Horaz, *nunc vino pellite curas! Cras ingens iterabimus aequor.*

In der letzten Scene tritt Xerxes selbst auf, tief gekränkt und von seiner Königswürde entkleidet. Wir können uns hier nicht auf Erörterung der Frage einlassen, ob und in wiefern diese Scene zur Vollendung der Katastrophe nöthig war; wiewohl uns der Grund ihrer Entschuldigung, den Hr. *S.* von einer Aehnlichkeit des A. mit *Shakespear*, einem Zwillingsbruder des Griechen im Gedankenschwunge und Leidenschaftston, aber gewiss nicht in *Charakterzeichnungen*, hernimmt, ganz und gar nicht befriediget. Ueber die nähere Veranlassung des Dichters, den Xerxes selbst auftreten zu lassen, erklärt sich Hr. *S.* folgendergestalt: *Aeschylus quo majori consessum et laetitia perfusum, et risu satiatum, e theatro dimitteret, Xerxis ignominiam et humilitatem — oculis etiam objiciendam putavit.* Unserm Sinne will freylich eine solche tragische Erscheinung nicht ein; wir finden es fremd, mit so sinnlichem Schmerze und in die Augen fallenden Leiden, wie Xerxes sie zeigt, zu sympathisiren. Allein der Grieche erstickte nie, durch falsche Decenz verleitet, den Ausdruck der Natur; immer liess er, sicher des Mitgefühls seiner Zuschauer, der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte. Die Beyspiele des jammernden Philoktet, des bestraften Polymestor mit blutenden Augen und im Ausbruche des wüthendsten Schmerzes, sind bekannt genug. Eben so bekannt ist es nunmehr, dass selbst die Leiden eines Schuldigen, seine Reue, seine Selbstverdammung sogar bis zu einem Grade der Verzweiflung getrieben, tragisch ergötzend seyn können, weil diese Empfindungen aus einem unbestechlichen Gefühle für Recht und Unrecht entspringen, und weil durch sie das Sittengesetz allgewaltig und in seinem höchsten Glanze triumphirt. Allein ob diese Darstellung des Leidens in unserem Schauspiele noch einen höheren ästhetischen Werth habe, ob sie zugleich durch die Offenbarung eines übersinnlichen Vermögens, einer moralischen Widerstehungskraft, zum Pathetischen sich erhebe, und das Pathos zum Erhabenen emporsteige; diess waren andere Fragen, deren Beherzigung den Vf. wahrscheinlich von der Bemerkung abgeführt haben würde, dass der letzte Chorgesang eine Art von *Lessus* sey, den sich Xerxes, zu seinem Schimpf und zum lauten Gelächter der Zuschauer, bey lebendigem Leibe habe absingen lassen.

Nach dieser umständlichen Erörterung, welche dem hier behandelten Gegenstande gebührte, achten wir es nicht für nöthig, die übrigen noch schwächeren Gründe, die in der Abhandlung zerstreut liegen, mit gleicher Sorgfalt abzuwägen. Denn wenn Hr. S. es für höchst lächerlich anerkennt, dass Perser in Persischer Tracht auftreten, dass sie vor ihrer Königin niederfallen, dass sie Bogen und Pfeile führen, dass sie mit einem Worte, persisches Costume beobachten; wenn er lehrt, dass der Dichter durch das grammatische Genus πισὰ, γηραλέα πισώματα, das physische Geschlecht seiner Chorversammlung spottweise habe andeuten wollen; Wenn er aus den Namen, welche A. den persischen Heerführern giebt, durch willkührliche, oft sehr gezwungene Etymologieen allerley Lustiges ableitet, und z. B. die gewöhnliche Inversion Ἀρταφρένης statt Ἀρταφέρνης für bedeutungsvoll hält; wenn er in den Worten ἀνθος und ἄνθος, womit unser Dichter den Kern der persischen Armee bezeichnet, eine Allusion auf die buntfarbige Kleidung derselben ahndet; wenn er in dem ἄμαχὸς βασιλεύς v. 833. einen Doppelsinn, und in dem noch unzweydeutigeren ἄναξ νᾶϊς v. 677. gleichfalls Persiflage findet; wenn er vermuthet, dass auch Xerxes sich, nach asiatischer Sitte, die Augenbraunen bemahlt habe, und nach dieser Voraussetzung die Worte v. 79. κυάνεον ὄμματι λευσσων φονίου δέργμα δράκοντος höchst sonderbar dollmetschet: *Xerxes oculis pictis referens mulierem* etc.; wenn er andere grundlose Erklärungen einzelner Stellen (z. B. p. 68), seine Hypothese zu beschönigen, bald erfindet, bald annimmt; wenn er endlich das Lob, das man dem Aeschylus, wegen geschickter Besetzung der Rollen und seiner trefflichen Didaskalieen halber, unbedingt ertheilt hat, hier namentlich auf die Kunst der Schauspieler bezieht, auch in traurigen Situationen Lachen zu erwecken: so können wir fürwahr kaum glauben, dass der Vf. diess alles dem *Schützischen* Urtheile

theile über den Charakter und Geist dieser Tragödie im *Ernst* entgegen gestellt habe. Hätte ihm ein Scholiast des Dichters solcherley Bemerkungen dargeboten; gewiss, er hätte sie stillschweigend von der Hand gewiesen.

Die Resultate, welche Hr. *S.* aus seiner Untersuchung aufstellt, nahen sich hier ihrem Ende; die unseren ihrem Anfang. Zwar könnten wir uns mit denjenigen begnügen, die wir, bey der Verfolgung der oben dargelegten Grundsätze, aus der Oekonomie und dem Inhalte des Stücks selbst, zur Vertheidigung der gewöhnlichen Meynung, gewonnen haben. Allein wir wollen noch einen Schritt weiter gehen. Gelesen von uns kann das Stück; gesehen von Nichtathenern, musste es seine tragischen Effecte offenbaren. Hr. *S.* wird selbst einmal (S. 21.) versucht, dieses zu gestehen. Aber sobald man den unglücklichen Xerxes auf dem *attischen* Theater erscheinen lässt; sobald man sich in den damaligen Conjuncturen unter den Haufen *athenienssischer* Zuschauer versetzt; da scheint es, als schliesse sich unwillkührlich das Herz den Empfindungen des Schreckens und der tragischen Rührung, und als fliehe zurück die ihnen entgegen wallende Seele. Wollen wir aber deshalb dem Dichter selbst eine Absicht unterlegen, die er nicht hatte, oder die grammatische und historische Erklärung unter dem Glauben eines geheimen, versteckteren Sinnes gefangen nehmen? Diess sey ferne. Wir würden es nicht einmal wagen, dem Dichter eine unglückliche Wahl seines Sujets vorzuwerfen. Er kannte den Geist seiner Mitbürger, und vermochte das Interesse der *Sympathie* zu berechnen, das er hervorbringen wollte. Durch das Interesse der *Neugier* konnte Er unter allen griechischen Tragikern am wenigsten den Abgang von jenem ersetzen wollen. Dazu fehlte es seinen Stücken an Verwickelung, und den Athenern an Sinn, der Erwartung statt des Erwarteten zu geniessen. Wie aber, wenn es ihm blos um den ächten Abdruck des Wahren und Lebendigen zu thun war? wenn er den Zweck der Ergötzung dem Zwecke der Rührung unterordnete? wenn er nicht sowohl das Erhabene dem Rührenden, als das Rührende dem Erhabenen beygesellete? wenn er das absolute Interesse der tragischen Handlung durch ein subjectives Interesse des Nationalstolzes herbey zu führen, wenigstens zu verstärken, suchte, und mithin jenes Erhabene theils auf Verherrlichung des athenienssischen Namens, theils auf Anfeuerung der Nationaltapferkeit bezog? Dahin könnte uns selbst Aristophanes (Ran. 1027. 30. Brunk. Ausg.) leiten. Wer würde aber sich einfallen lassen, den Beruf des Stücks, auf diese Art *tragisch* zu *ergötzen*, mit dem armseligen Berufe *komischer Belustigung* zu verwechseln? oder wer wollte dem Dichter jenen Zweck absprechen, weil er über diesen erhaben ist?

So fruchtbar vielleicht eine weitere Verfolgung und Entwickelung jener Fragen seyn würde: so wenig können wir hier von ihnen Gebrauch machen, da noch ein anderer Ausweg möglich scheint, der uns kürzer zum Ziele bringt. Vielleicht gab Aeschylus diese Tragödie gar nicht in Athen, sondern — zu *Syrakus*. Ein nicht verwerflicher Alexandrinischer Literator, *Eratosthenes*, hatte dieses bemerkt, wie die Scholien zu Aristoph. Ran. 1058. bezeugen: Δοκοῦσι δὲ οὗτοι οἱ Πέρσαι ὑπὸ τοῦ Αἰσχύλου διδάχθαι ἐν Συρακούσαις, σπουδάζοντος Ἱέρωνος, ὡς φησιν Ἐρατοσθένης ἐν γ περὶ κωμῳδιῶν. Das zweifelhafte δοκοῦσι bezieht sich, wie der Zusammenhang lehrt, nicht auf die historische Angabe des Eratosthenes, die wahrscheinlich aus älteren Didaskalieen geschöpft war, sondern auf eine vorher gegangene Hypothese des Scholiasten, die er mit jener Angabe zu combiniren sucht. Was übrigens die Stelle des Komikers selbst, auf die wir schon oben hindeuteten, anlangt; so macht diese keinen Einspruch. Es liegt, dünkt uns, am Tage, dass sie nur durch eine gezwungene Erklärung auf *unsere* Tragödie des A. bezogen werden könne. A. behandelte in mehreren seiner Stücke (z. B. in den Σαλαμίνιοι b. Hesych.) einzelne Parthieen aus der Geschichte der persischen Kriege; in einem derselben konnte wohl περὶ Δαρείου τεθνεῶτος zu dem Chor gesprochen werden: welches hier der Fall nicht ist. Man braucht deswegen nicht einmal eine *zweymalige* Aufführung der Perser mit dem Scholiasten des Aristophanes anzunehmen. — Gewöhnlich setzt man die Aufführung dieser Tragödie ins 4te Jahr der 76 Ol., und nimmt an, dass sie mit dem *gebundnen Prometheus*, dem *Phineus* und *Glaukus* eine Tetralogie ausgemacht habe. Gegen die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme erhebt schon Hr. *S.* (S. 24) sehr gegründete Zweifel, die sich leicht noch erhöhen liessen, wenn wir uns nicht von dem neuen Bearbeiter der griechischen Didaskalieen, Hrn. *Böttiger* in Weimar, auch über diesen Punct neue Aufklärungen versprächen. Setzt man die Aufführung ungefähr drey Jahre später an, so war A. bereits in Sicilien; und führte er hier die Perser auf, so liessen sich vielleicht manche Eigenheiten des Stücks ganz natürlich erklären. Jetzt könnte man vielleicht, um nur Etwas anzuführen, die Rechtfertigung der Exposition auf die Art versuchen, welche Hr. *Ammon* (*ad Eurip. Hecub.* Exc. II. p. LV.), ohne von jenem Gesichtspunct auszugehen, vorgeschlagen hat; jetzt würde es weniger auffallend scheinen, wie der Dichter die bekanntesten Facta bald leugnen, bald verstellen konnte, ohne das Gericht des Volkes zu fürchten, u. s. w. So unwahrscheinlich es uns übrigens ist, dass der thätige Dichter in Sicilien gefeyert haben sollte, zumal, da Athenaeus (IX, p. 402.) ausdrücklich bezeugt, dass er sich der sicilischen Mundart in einigen Stücken, namentlich in den Phorkiden, bedient: so glaublich ist es uns von dem edeln Athener, dass er, auch fern von seinem Vaterlande, ihm den Tribut des patriotischen Dankes wird entrichtet haben, den es ihm selbst bey der Entscheidung des Wettstreits mit seinem jüngeren Nebenbuhler versagte.

Wir hatten vorstehende Beurtheilung bereits entworfen, als wir ein Programm des verdienstvollen Herausgebers des Aeschylus erhielten, welches dieselbe Materie behandelt: *De Persarum, tragoediae Aeschyleae, forma et consilio*, Jen. 1794. 1 Bog. fol. So erfreuend es uns war, unsere Widerlegung des von Hrn. *Siebelis* angenommenen Zweckes der Tragödie mit den neue-

neueſten Aeuſserungen jenes Kunſtrichters im Ganzen vollkommen einſtimmig zu ſehen: ſo wenig fühlen wir uns befugt, unſere Behauptungen da, wo ſie abweichen, aufs neue zu vertheidigen, oder mit den Urtheilen dieſes Gelehrten, der die Würdigung des Stücks *nach ariſtoteliſchen Grundſatzen* unternommen hat, in ein engeres Einverſtändniſs zu bringen. Jenes würde eine eigne Recenſion erheiſchen, zu der es uns an Raum gebricht; dieſes, bey unveränderter Ueberzeugung, eine Furcht vor der wahrſcheinlichen Gefahr zu irren verrathen, welche in gegenwärtigem Falle noch ſtraffälliger, als der Irrthum ſelbſt, wäre.

NATURGESCHICHTE.

LONDON, b. Nicol. gedruckt von Bulmer und Lo: *Plants of the Coast of Coromandel;* ſelected from Drawings and Deſcriptions preſented to the Hon. Court of Directors of the East India Company, by *William Roxburgh*, M. D. Publiſched, by Their Order, under the Direction of Sir *Joſeph Banks*, Bart. P. R. S. Vol. I. No. I, 2. 40 S. in geſpaltenen Columnen nebſt 50 Kupfertafeln. Auf feinſten Velin Papier in Regal Folio.

Durch gegenwärtige Sammlung von Gewächſen, welche auf der Küſte von Coromandel einheimiſch ſind, und durch die liberale und würdige Geſtalt, unter welcher die Directoren der Oſtindiſchen Compagnie ſolche dem Publicum, den Liebhabern der Pflanzenkunde und *ihren* eigenen Untergebenen zur Aufmunterung übergeben, müſſen zugleich die hoffnungsvollen Erwartungen wieder aufleben, welche durch den Tod des um Indiens Flora, ſo verdienſtvollen *König* beynahe mit ihm erſtorben zu ſeyn ſchienen. Oſtindien eröffnet ein groſses Feld zur Unterſuchung in Rückſicht der Naturgeſchichte, zumal wenn der wiſſenſchaftliche durch Nachahmung angefeuerte oder doch aufgeregte Geiſt, bey den Untergebenen der Compagnie, ſollte zu neuen Entdeckungen in Wirkſamkeit geſetzt und erhalten werden. Seit 40 Jahren ſcheint insbeſondere im Carnatic wenig zur Erweiterung der Pflanzenkenntniſs geſchehen zu ſeyn. Alles was in der Abſicht vorgenommen worden iſt, muſs dem verſtorbenen *Miſſionsarzt König*, einem Zögling von *Linnée* und Zeitgenoſſen *Solanders* zugerechnet werden. Wir übergehen abſichtlich ſeine detaillirte Lebensgeſchichte, wozu vielleicht noch Einiges hie und da in periodiſchen deutſchen Blättern zerſtreute könnte aufgeſammelt werden, und bemerken daraus nur ſoviel: daſs nach Königs Ableben D. *Ruſſel* (von welchem die Einleitung und der Abdruck dieſes Werks beſorgt worden) in ſeine Stelle bey der Compagnie einrückte; ſich mit ununterbrochenem Fleiſs, Kenntniſſe und Abbildungen von neuen, oder nutzbaren Gewächſen Oſtindiens verſchafte; auch Hn. Banks zur Bekanntmachung dieſer von König nachgelaſſenen und von ihm vermehrten Sammlung indiſcher Gewächſe, bey den Dir. der. O. C. in Vorſchlag zu bringen ſuchte. Er verlieſs aber noch früher Indien, als der Vorſchlag zur Ausführung gebracht werden konnte. Sein Nachfolger D. *Roxburgh*, damals in Samulcotta, der auch mit König zugleich als Freund und Gehülfe an einer Flora Indiens arbeitete, verſchaffte ſich eine groſse Sammlung Gewächſe aus dem Carnatic, unterhielt auch mehrere Jahre einen Maler, um ſie abbilden zu laſſen. Von dieſen Zeichnungen, nebſt den dazu gehörigen Beſchreibungen, oder Bemerkungen, welche er über ihren Gebrauch entweder aus eigener Erfahrung, oder durch Mittheilung der Eingebohrnen, aufgezeichnet hatte, gelangte 1791 eine Lieferung in die Hände der Dir. der O. C., welcher nach und nach mehrere folgten, bis die letztere 1794, die Zahl von 500 vollzählich machte. Hievon ſind nun gegenwärtige Abbildungen ausgewählt, und werden wie wir hoffen und wünſchen, weiterhin mehrere mitgetheilt werden. Schon vorlängſt beſchäftigte ſich D. Roxburgh mit dem Anbau des Pfeffers und Indigo auf dem nördlichen Theil der Küſte; auch lieferte er auf Veranlaſſung der oſtindiſchen Compagnie eine ausführliche Nachricht über die Swietenia Rinde, ſo wie einige andere Entdeckungen in den Philoſoph. Transact., dem *Indian Repertory* und *Aſiatic Reſearches*. Gegenwärtig bekleidet er auch die Stelle eines Auſſehers über den botaniſchen Garten zu Calcutta. — Hr. Banks wurde alſo, ſchon dem frühern Plan von D. Ruſſel gemäſs, durch den Antrag der Dir. der O. C. veranlaſst, die Aufſicht über dieſes Werk unter folgender Erklärung zu übernehmen: *For my part, I am moſt ready to undertake the general overlooking of the Work, to ſet the engravers their tasks, and to ſee that they are executed with accuracy; Dr. Ruſſel (Dr. Roxburgh's predeceſſor) will, I am ſure, readily aſſiſt in correcting the preſs of the deſcriptions.*" Soviel bemerken wir nur im allgemeinen, noch ehe wir die einzeln Tafeln nahmhaft machen, daſs dieſe vortrefflich ſind, und daſs die in engliſcher Sprache verfaſsten Beſchreibungen ſowohl Editoren als Compilatoren der linneiſchen Schriften beſchäftigen werden. Tab. 1. *Gyrocarpus Jacquini.* Ein hoher Bäum von weiſsen und leichtem Holz. Tab. 2. *Sirium myrthifolium.* Das weiſse und gelbe Santelholz wird von dieſem Baum genommen. Tab. 3. *Oldenlandia umbellata.* Eine in Indien ſehr gebräuchliche Färbepflanze. Auf ſechs Seiten wird das verſchiedene Verfahren damit, ſowohl auf Malabar als Maſulipatam beſchrieben. Tab. 4. *Strychnos Nux vomica.* Das Holz iſt an der Wurzel vorzüglich bitter und wird auch, ſo wie bey uns von dem Landmanne die Krähenaugen, gegen Wechſelfieber gebraucht. Die narcotiſche Eigenſchaft der Frucht zeigt ſich in dem Gebrauch derſelben zur Verſtärkung berauſchender Getränke. Das Mark wird von Vögeln ohne allen Nachtheil genoſſen, ſo wie das von *Strychnos potatorum* Tab. 5, auch von Menſchen. Beſonders iſt hier der Gebrauch, welchen die Einwohner von den Samen oder Nüſsen zur Abklärung ihres Trinkwaſſers machen, die dazu beſonders verkauft und auch von Europäern gebraucht werden. Tab. 6. *Tectona grandis.* Ein ſchönes und dauerhaftes Bauholz. Tab. 7—10. *Ceropegia bulboſa, acuminata, tuberoſa, juncea.* Tab. 11. *Periploca eſculenta.* Tab. 12.

Semicarpus Anacardium. Wir empfehlen Praktikern das Verfahren der Indier: Den schwarzen scharfen Saft welcher auch zu uns kommt, mit den ausgepreßten Säften von Knoblauch, Tamarindenblättern, Cocosnußöl und Zucker, gegen rheumatische und venerische Zufälle zu versuchen. Tab. 13. *Curculigo orchioides Gaerth.* Tab. 14. 15: *Mimusops Elengi, hexandra*, wohlriechende und nutzbare Bäume, so auch Tab. 16. *Caesalpinia Sappan.* und Tab. 17. *Swietenia febrifuga.* Tab. 18. *Gaertnera racemosa.* Tab. 19. *Bassia latifolia.* 20. *Dillenia pentagyna.* 21. *Butea frondosa* und Tab. 22. *superba* Tab. 23. *Ailanthus excelsa.* Tab. 24—25. *Sterculia urens* und *colorata.* Tab. 26. *Salvadora persica.* Tab. 27. *Ardisia solanacea.* Tab. 28. *Sideroxylon tomentosum.* Tab. 29. *Buttneria herbacea.* Tab. 30. *Stapelia adscendens.* Tab. 31. *Grislea tomentosa.* Tab. 32. *Roxburgia gloriosioides.* Tab. 33—36. *Uvaria cerasoides, suberosa, tomentosa, lutea.* Tab. 37. *Orchis plantaginea.* Tab. 38—44. *Limodorum virens, recurvum, nutans, aphyllum, tessellatum praemorsum, pendulum.* Tab. 45. *Ferreola buxifolia.* Tab. 46. *Diospyros melanoxylon.* Tab. 47—50. *Diospyros sylvatica, montana, chloroxylon, cordifolia.*

London, Auf Kosten des Vf. b. Phillips: *A Supplement to Medical Botany*, or, part the second: Containing plates with descriptions of most of the principal medicinal plants not included in the materia medica of the collegiate pharmacopoeias of London and Edinburgh. accompanied with a circumstantial detail of their medicinal effects and of the diseases in which they have been successfully employed. By *William Woodville*, M. D. F. L. S. Physician to the small Pox and Inoculation Hospitals. — H. 1794. 169 S. gr. 8. (5 Rthlr.)

Es soll nach der Erklärung des Vf. in der Vorrede dieser Band, als Supplement zu den bereits erschienenen 3 Bänden, das Ganze beschliessen. Er versichert die mehrsten Abbildungen, welche wir erträglicher als in irgend einem der neuern Werke dieser Art finden, nach getrockneten oder frischen Exemplaren genommen und nur wenige andern abgeborgt zu haben. Verschiedene wichtige fehlen dennoch. Wie *Piper Cubeba, Myroxylon peruiferum, Galagmites Cambogioides, Cordia Myxa, Cocos butyracea* u. a. Andere verdienen als Vorzüge dieses Werks besonders angeführt zu werden: *Clutia Eluteria*, die wahre Cascarillpflanze, nach einen Exemplar von den Bahamas Inseln, *Strychnos Nux Vomica, Melaleuca Leucadendron, Swietenia Mahagoni, Pterocarpus Santalinus, Siphonia elastica, Santalum album.* — Welche alle nach getrockneten Exemplaren aus dem Herbario des Hn. Banks entlehnt sind. Die übrigen minder wichtigen von Tab. 211—274 vorgestellten officinellen Gewächse übergehen wir, und bemerken nur soviel, dass der Vf. die botanischen Charaktere gröstentheils sehr gut aufgefasst und auseinander gesetzt hat, ohne dabey den wisbegierigen Arzt über Heilkräfte und Anwendung derselben unbefriedigt zu lassen. Auswahl mit vieler Belesenheit verbunden empfehlen auch unsere rastlosen Sammler dies ausländische Product.

London, b. Lowndes: *Indigenous Botany;* or Habitations of English Plants: Containing the result of several Botanical Excursions chiefly in Kent, Middlesex and the adjacent Counties. In 1790, 1791 and 1792. By *Colin Milne*, L. R. D. Author of a Botanical Dictionary and Institutes of Botany: and *Alexander Gordon* Reader of Botany in London, Vol. I. 1793. 476 S. 8. (2 Rthlr.)

Die Vf. haben bey dieser Flora vorzüglich genaue und ausführliche Angabe der Pflanzenstandorte zur Absicht. Hin und wieder finden sich auch gute und eigene Bemerkungen, welche auswärtigen Botanisten nicht weniger interessant seyn werden, als manche genaue Beschreibung bey kritischen Arten. Gegenwärtiger Theil reicht bis zur fünften Classe und schliesst mit *statice Limonium.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: *Kleine Seelenlehre für Kinder* von *J. H. Campe'n.* Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig. 4te verb. Aufl. Nebst 4 neugestochenen Kupfertafeln. 1796. 176 S. 8. (16 gr.)

Eben., in Ebendersel b.: *D. Wilhelm Robertsons Geschichte der Regierung Kaiser Carls des Fünften nebst einem Abrisse des Wachsthums und Fortgangs des gesellschaftlichen Lebens in Europa bis auf den Anfang des 16ten Jahrhunderts.* Aus dem Englischen übersetzt von neuem durchgesehen u. mit Anmerkungen begleitet, von *J. A. Remer.* 2ter B. 8te Aufl. 1796. 746 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Hildesheim: De arte Platonis in dialogo, qui Phaedon, inscribitur, conspicua Car. Hur. Ahlhopf* Director. 1796. 18 S. 4. Eine vortreffliche Entwicklung der vorzüglichsten Beweise logischer und rhetorischer Kunst im Platonischen Phädon, worin über die glückliche Wahl des Gegenstandes, die Einkleidung, Behandlung der verschiednen Personen des Gespräches, die analytische Methode der Untersuchung, die Abwechslung und Mannichfaltigkeit, die Einstreuung feiner Züge und witziger Einfälle, den Gebrauch des Volks-Glaubens, die Art der Beweise treffende Bemerkungen gemacht werden, bey denen doch auch auf einige Schwächen in den Beweisen hingeführt wird. In einer folgenden Abh. will sich dieser würdige Schulmann weiter über die Vorzüge und Flecken dieses Dialogs verbreiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. August 1796.

Leipzig, b. Vofs u. Leo: *Oekonomiſche Hefte* für den Stadt- und Landwirth. 2ten Bandes 1—4 Heft. 1793. 1794.

Ebendaſ., b. Vofs u. Comp.: *Oekonomiſche Hefte* — Herausgegeben v. *F. G. Leonhardi.* Dritter und vierter Band. 12 Hefte. 1795.

Der Plan dieſer periodiſchen Schrift iſt, ſeitdem *Leonhardi* ihre Einrichtung und Herausgabe, vom 3ten Bande an, übernommen hat, zu ihrem Vortheile etwas verändert, und ſie mit mehr intereſſanten, beſonders praktiſchen Abhandlungen bereichert worden. Sie enthält nämlich, auſser den vorherigen Aufſätzen über Feld- und Ackerbau, Wieſenbau und Viehzucht; Gartenbau, und über Gegenſtände aus allen Fächern der Oekonomie überhaupt, nunmehr noch Belehrungen und Nachrichten über landwirthſchaftliche Arbeiten insbeſondere, über die Cultur der Handlungspflanzen, des Weins, und des Hopfens, über Wald- und Fiſchereybenutzung, über Bierbrauerey und Branteweinsbrennerey, Mahlen und Backen, über Witterungsereigniſſe und ökonomiſche Literatur. Wir zeigen nur die vornehmſten Stücke dieſer beiden Bände an, ohne die minder wichtigen, die ſtehenden Artikel und die Fortſetzungen zu bemerken.

Zweyter Band. Erſtes Heft. Von Unſchädlichkeit der Fütterung der Pferde mit Grummete, wenn es gut iſt. Wie und woher Paris mit Schlachtvieh verſorgt wird. Klee- und Luzernebau in Roufſillon (wegen verſchiedener Abweichungen von der deutſchen Methode bemerkenswerth). Cultur der Nufsbäume und Zubereitung des Nufsöls (in einigen Franzöſiſchen Provinzen). Sauerampfer (*Rumex*). Aurikeln. Blumenkohl (*Braſſica botrytis*). Ein Mittel zur Vertilgung des Mooſes an den Stämmen der Obſtbäume; die Stämme und Hauptäſte werden mit etwas dicken Kalkwaſſer beſtrichen. Von einer leichten und ſichern, in einer gewiſſen Gegend von Frankreich gebräuchlichen, Methode hausbackenes Brod zu verbeſſern; (durch das Einſäuren und Durchkneten des Mehls mit Buttermilch, ſtatt des Waſſers und Sauerteiges). Von der Zucht der guineiſchen, oder türkiſchen Enten, (die doch minder fruchtbar und koſtbarer zu unterhalten ſind, als die gemeine deutſche Ente). — Von der beſten Methode des Rothfärbens der Zeuge mit Santalholze, von *Vogler*, nach ſeinen hier beſchriebenen 7 Verſuchen. Anweiſung zur Prüfung brauchbarer Walkererde (Rec. bemerkt hiebey, daſs ſie, nach chemiſchen Unterſuchungen, gröſstentheils aus Thon, etwas feinen Sande, ¼ Kalk und ⅛ Gips beſtehet, nicht ſo kleine unfühlbare Theile hat, und nicht ſo kleberigt, auch nicht ſo feſt zuſammenhangend iſt, als der gemeine Thon). Von Behandlung des Silbers durch einen Zuſatz von Borax, oder Salpeter, um dieſes Metall beſſer, als nach der gemeinen Methode der Silberarbeiter, von Kupfer zu reinigen und es weich und geſchmeidig zu machen; aus dem Franzöſ. von *Demachy*. Vom Reinigen, Weiſsmachen und Polieren des Eiſens und Kupfers, durch eine Miſchung von 1 Theile weiſsen Weinſtein 2 Theilen Alaun und 2 Theilen Salz. *2tes Heft.* Zuerſt eine ausführliche Abhandlung über die Kultur des Kaſtanienbaums (*Fagus caſtanea*) und dem Gebrauche ſeiner Früchte; eine Vorſchrift zum beſtmöglichſten Waſchen der Wolle von ſpaniſchen Schafen, von *Ceretie*; über die verſchiedenen Arten des Spargels, beſonders noch über den groſsen holländiſchen Spargel, und deſſen Kultur. Beſchreibung der Zubereitung des Orangeweins auf der Inſel Martinik, blos aus weiſsem feinen Zucker, dünnen Orangeſchalen und dem Safte von ſüſsen Orangen oder Aepfelſinen; eine ſehr einfache und leichte Art, guten Rataffia zu verfertigen; Beſchreibung des Verfahrens beym Ausbrüten und Erziehen junger Hühner im Winter, von *Sage*; Betrachtungen über den Gebrauch einiger Stein- und Erdarten in den älteren und neueren Zeiten zur Verfertigung allerley Töpferwaaren. *3tes Heft.* Erziehung und Mäſtung der Enten in Ober-Languedoc; wenig anwendbar. Zwey Mittel zur Vertilgung der Inſekten an den Obſtbäumen, nichts neues. Nachrichten von den Wirkungen des Laubes der Taxusbäume, vom Prof. *Wiborg* in Kopenhagen; deſſen wiederholte Verſuche mit dieſem Laube es zur nahen Glaubwürdigkeit gebracht haben, daſs der unvermiſchte Genuſs der Zweige und des Laubes des Taxus die Wirkung eines ſtarken und tödtlichen Giftes für die Thiere habe, durch Vermengung mit anderem Futter aber unſchädlich werde. Eine Belehrung über den Tobacksbau in Elſaſs (nur in einigen wenigen Punkten von der gewöhnlichen Methode verſchieden). Ein Fragment zur näheren Kenntniſs der Baumwollenweiden, und Lorbeerweiden, oder Schafweiden (*Salix pentandra*) deutlich und lehrreich. Skizzen der Landescultur im Kirchenſtaat. Beobachtungen über das Verfahren im Orientiren der Bäume bey ihrer Verpflanzung (nach gewiſſen, deſshalb in Frankreich angeſtellten Verſuchen war die Verſetzung der Bäume in eine von ihrer vorherigen Stellung abweichende Richtung ihrem Wachsthume, nach abgeſtutzten Aeſten, unſchädlich, alsdann aber nachtheilig, wenn ſie alle ihre Zweige behalten hatten). *4tes Heft.* Beſchreibung des Verfahrens, wie man in Italien Oel aus den Weinbeerkernen gewinnet; (man erhält dadurch aus 25 Pfund Kernen 4 bis 4½ Pfund

4½ Pfund zu Speisen und zum Brennen brauchbaren, dem Baum- und Nufsöle vorzuziehenden Oels). *Duvaure's* Vorschläge zur Vermehrung des Düngers durch Anwendung des Mergels, Kalkes und Gypses, (die den erfahrnen Landwirthen wenig nützen, diejenigen aber, die es nicht sind, leicht zu den Irrthum verleiten können, solche Subsanzen für sichere Düngungsmittel zu halten, in denen sich weder Oele, noch Salze befinden, und nur dazu taugen, den Erdboden für diese empfänglicher zu machen und die Auflösung derselben und ihr Eindringen in die Pflanzen zu befördern. Erfahrungen über den Gebrauch des Seesalzes, als Düngungsmittel, beym Feldbaue, von *Caliguon*, dessen 5 Jahre lang in verschiedenen Boden und mit verschiedenen Getreidearten fortgesetzte Versuche sämmtlich gegen *Pluchet's* Behauptung bestätiget haben, dafs das Seesalz dem Wachsthume der Pflanzen keinesweges zuträglich, sondern durchaus schädlich sey. Beschreibung der Kultur der Kartoffeln nach *von Berchems* Methode (sie bestehet hauptsächlich in der Abtheilung des zu bepflanzenden Ackers in 3 Schritte von einander entfernte Beete, nach der Tullischen Ackermethode, und Benutzung der leeren Zwischenräume zum Rübenbaue). Ein Verzeichnifs von Düngungsmaterialien für die zum Gartenbaue dienfame Erde (worinn noch manches Düngungsmittel z. B. Asche, die verfaulte Erde aus hohlen Weidenbäumen etc. auch besonders die nöthige Belehrung mangelt, welche Art des Düngers, nach der Verschiedenheit des Bodens und der Gartengewächse, am zuträglichsten sey). Nachricht von dem in Sachsen gebräuchlichen Bleichen des Leinens (eigentlich nur von einem daselbst mifsglückten Versuche des Leinenbleichens vermittelst des Braunsteins, der Salzsäure, und anderer dephlogistisirter Luftarten). Historische Nachrichten von der Purpurröthe der Alten und von andern zum Rothfärben von ihnen angewendeten Materialien (blofs Auszüge aus andern Schriften). Richtige Bemerkungen und Beweise aus *Karstens* Rechenkunst über die Unrichtigkeit der gewöhnlichen Münzvergleichungstafeln in Taschenkalendern und verschiedenen andern Büchern. Ein lehrreicher Aufsatz über die natürliche und ökonomische Geschichte der Baumwolle, wovon es jedoch nicht, wie der Vf. bestimmt, blofs 2 sondern 3 Arten giebt: denn es kommt hier das nicht mit angeführte *Gossypium hirsutum*, ein Staudengewächs, hinzu.

Dritter Band, nach der Folge der Monate, *Januar*. Geschichte der Bienenzucht im J. 1794. Bemerkungen über die Behandlung, Beschaffenheit und den jetzigen Zustand der Spanischen Schafe (aus den zuverlässigsten Nachrichten gesammlet, und, in Hinsicht auf Richtigkeit, Vollständigkeit und Brauchbarkeit, vorzüglicher Aufmerksamkeit werth). Von der Bierbrauerey in Böhmen (deutliche Beschreibung des ganzen Verfahrens in der Zubereitung und Wartung des Biers allda, zur Erklärung seiner vorzüglichen Güte). *Februar*. Abhandlung über die Klugheitsregeln der Oekonomie bey Verfolgung nachtheiliger Geschöpfe, über die vorzüglichsten allgemeinen Mittel, und die Schranken, worinn man sich zu halten hat; noch immer empfehlungswerth. Etwas vom Nutzen und der Pflege der weifsen Herbstrübe (*Brassica rapa*) als eines sehr guten Viehfutters. (Sie verschaft doch bey weitem nicht eine so reichliche Milchnutzung als die Burgunder Rübe und der Kohlrabi unter der Erde). Von dem Nutzen der Alleenpflanzung auf den Chausseen. (Hier einige nicht unwichtige Bedenklichkeiten gegen die gewöhnliche Anpflanzung der Bäume auf Heerstrafsen, und Vorschläge zur besseren Einrichtung). Fortsezung der im 3ten Bande angefangenen, Anweisung zur Verfertigung des Erdäpfelbrods. *März*. Bemerkungen über die Rindviehzucht; sehr lehrreich. Wie man in England die Kartoffeln auf eine weit vorzüglichere, und uns bis jetzt noch unbekannte Art zu kochen pflegt. (Durch das hier deutlich beschriebene Kochen nicht im Wasser, sondern blofs im Wasserdampfe behalten sie den ganzen Grundstoff ihres Wohlgeschmackes). Von der Beschaffenheit, Verschiedenheit und möglichen Verbesserung der Ziegelsteine; Ein der Befolgung würdiger Vorschlag zu ihrer vortheilhafteren Structur, von einem Kunstverständigen. Abhandlung über die Erweiterung der Brandeweinsbrennereyen durch verschiedene wilde Baum- und Staudengewächse. (Da das sich immer weiter ausbreitende Brandeweinbrennen auf die Vertheurung des Getreides und auf das Verderbnifs der Gesundheit und der Sitten einen so unläugbar schädlichen Einfluss hat; so ist um so mehr zu wünschen, dafs dieses Gewerbe von Seiten der Polizey nicht so unbegrenzt, als bisher, gestattet, und dafs wenigstens, statt des Getreides, die hier aus Erfahrungen vorgeschlagenen, auch sonst schon bekannten Surrogate dazu mit angewendet werden mögen). Witterungstabellen. *April*. Ueber die Ursachen des Verfalls der Sächsischen Bierbrauereyen. (Eine gründliche Untersuchung und richtige Bestimmung dieser Ursachen, wohin aber auch der nicht mit bemerkte Bierzwang gehöret). Ueber die Frage: ob es überall besser sey, das Sommergetreide unterzupflügen, oder unterzueggen? (Richtig beantwortet, nach dem erfahrnen Landwirthen schon bekannten Unterscheide des Bodens, der Witterung, der Lage des Feldes, der Art des Getreides und der, für den Samen erforderlichen Tiefe). Bemerkungen über das Bleichen des Garns, und das Säubern, oder Reinigen der Seide. (Hiezu wird der Gebrauch verschiedener Pflanzen angerathen). Versuch einer Anweisung zur merkantilischen und technologischen Kenntnifs des Stahls, nach seinen verschiedenen Sorten. (Aus dem Französ. des *Perret*, mit vielen Zusätzen des Uebersetzers. In gedrungener Kürze viel Nützliches von den verschiedenen Sorten des Stahls in und ausserhalb Deutschland und von den Kennzeichen seiner Güte und Brauchbarkeit). *May*. Von der Pferde- und Fohlenzucht im Sächsischen Churkreise. Nachricht von der Preussischen Stuterey Trakenen in Lithauen gesammlet von einem reisenden Dänen (*Nielson*) im J. 1791, woraus man ihre Schicksale, Bestandtheile, und Einrichtung, auch Beschaffenheit der dasigen Pferdezucht ziemlich genau kennen lernt. *Junius*. Bemerkungen über die Bienenzucht im Jahre 1794 in

der

der Gegend von Ofthatz und Torgau (auch daselbst gleicher Mangel an Schwärmen; jedoch aus ganz verschiedener Ursache, nämlich nicht wegen fehlender, sondern reichlicher frühzeitiger Einsammlung des Honigs, die die Bienen wahrscheinlich veranlasset habe, die von der ausgekrochenen Brut entledigten Zellen sogleich mit Honig anzufüllen, und nicht wieder mit Brut zu besetzen. Hiebey zugleich eine genaue Nachricht von dem Honigsertrage im besagten Jahre, nebst andern nützlichen Bemerkungen) Nachricht von gewissen Salben und einer Art Baumwachses als Hülfsmitteln gegen den Brand und andere Wunden der Bäume, imgleichen gegen ihre Beschädigung von Hasen, Ameisen und andern ihnen nachtheiligen Thieren; Einladung an patriotisch gesinnte Freunde eine nähere Untersuchung der Naturgeschichte der Bienen betreffend; v. Hrn. *Spitzner*. Bemerkungen über die Eigenschaften des Goldes, und über dessen verschiedene Behandlung von den Goldschmieden, aus *Ribaucourts Chemie docimastique* mit Zusätzen des Uebersetzers. (insbesondere von den, bey den Goldarbeitern gebräuchlichen verschiedenen Arten der Legirung desselben, und den Mitteln, dasselbe von metallischen Körpern, womit es legiret seyn kann, wieder zu scheiden). —

Vierter Band. Julius. Betrachtungen über eine Krankheit des jungen Schafviehes, nebst Anzeige einer äusserst leichten Art der Heilung. (Eine unmittelbar nach dem Castriren der Lämmer eingetretene grosse Hitze veranlasste eine ihnen tödtliche Krankheit, wogegen das Baden der gesunden sowohl als kranken Lämmer im klaren fliessenden Wasser mit glücklichem Erfolge angewendet wurde). Ueber die grossen, sogenannten Schweinekartoffeln (worinn ihr bereits an vielen Orten bekannter Gebrauch zur Mästung der Schweine beschrieben und empfohlen wird). Kritisch praktische Bemerkungen über die Feldbestellung, veranlasst durch einen Aufsatz im 3ten Bande. (Hier blos einige allgemeine, längst bekannte Grundsätze von der Kenntniss der Erdarten und der Kultur fester, leichter und steiniger Aecker, mit verschiedenen unrichtigen Behauptungen vermischt, z. B. dass die Festigkeit eines Bodens *allemal* in seinen übermässig öhlichten und festen Theilen bestehe, und dass ein solcher Boden *allemal* mit reichlichen Nahrungssäften versehen sey (S. 24. 25) dessen Gegentheil der Töpferthon und die Pfeiffenerde, auch die unläugbare Erfahrung beweiset, dass die allerstärkste Düngung den Boden nie fest und bindig, wohl aber locker macht. Dahin gehört gleichfalls die Abtheilung des guten und schweren Feldes (S. 31) in *schwarze* Erde, Thon, *oder* Lehm; denn es giebt auch eine höchst unfruchtbare Erde von schwarzer Farbe und Lehm ist nichts anders, als Thon mit Sande vermischt). Anweisung, Mistbeete anzulegen, sehr einfach und brauchbar. Nachrichten von der Wallachey (besonders von seinen ökonomischen Produkten). *August.* Vom Krapphaue und dem Verfahren der Orientalisten und Astrachanischen Färbereyen, die Baumwolle mit Krappe ächt zu färben, nach *Pallas* neuesten Nord. Beytr. B. I. S. 109 mit Anmerkungen begleitet, (über die Kultur dieser Farbepflanze nichts neues, aber in Absicht ihrer Vor- und Zubereitung und Anwendung zum Färben der Baumwolle wichtig.) Nachricht von der gegenwärtigen Landstuttereyverfassung in den Churf. Hannöverschen Lande, aus dem bisher ungedruckten Reisejournale eines Dänen (Prof. *Viborg's*) in den J. 1788. 89). (Durch diese vortreffliche Veranstaltung, die von der Landesregierung mit einem jährlichen Zuschusse von 8770 Thalern unterhalten wird, und dem Lande bereits eine so beträchtliche Anzahl guter Pferde verschaffet hat, werden jährlich gegen 3000 Stück Fohlen gewonnen). Ueber die Pocken der Schafe und ihre Behandlung, aus dem Französischen von *Chabert*, genau und lehrreich. Rec. bemerkt hiebey, dass die Genesung mit Pocken behafteter Schafe unter andern durch den zufälligen Genuss des spanischen Pfeffers (*Solanum Pseudo-capsicum. Lin.*) bewirket worden ist). Oekonomisches Mittel, wodurch man das Leben und Dienstzeit alter Pferde verlängern kann. (Hiezu zwey Vorschläge, nämlich entweder das vorgängige Aufquellen des zum Futter bestimmten Hafers im Wasser, oder das Zerquetschen desselben vermittelst einer kleinen Handmühle, um solchen Pferden das Futter, was ihre abgenutzten Zähne nicht mehr gehörig zermalmen können, geniessbarer und nahrhafter zu machen. Eben diese Wirkung würde eine solche Zubereitung des Futters ohne Zweifel auch bey jüngern Pferden haben, und dadurch zugleich einige Ersparung an Futter wahrscheinlich zu gewinnen seyn). Erfahrungen über die periodische Rückkehr der Misswachsjahre. (Diesen Kreislauf hat *Jugeon* Limoges aus den Jahrbüchern seines Vaterlandes durch Berechnungen über einen Zeitraum von 400 Jahren nämlich 1390 — 1790, zu erforschen sich vergeblich bemüht). Mittel der Schottländer, die Hasen und Kaninchen von den Bäumen abzuhalten. (Eigentlich nicht ein allgemeines Mittel in Schottland, sondern blos die einzelne Erfahrung eines Schottländers, der den Boden um jeden Baum herum mit 2 oder 3 Schaufeln Russ von chemischen Präparaten bedecket und dadurch besagten Zweck erreichet hat. Am zuverlässigsten ist die Verwahrung der Gärten durch Hecken von den stachelichten und sperrigen Staudengewächsen *Ulex Europaeus* und *Ilex Aquifolium* zu bewerkstelligen). *Roberjots* Mittel, verschiedene Weinbergsraupen auszurotten. (Durch angezündetes helibrennendes Feuer des Nachts in Weinbergen hat man eine grosse Menge Nachtschmetterlinge von diesen Raupen herbey gelocket, getödtet und dadurch die letztern beträchtlich vermindert). *September.* Ein besonderes Beyspiel, was durch Industrie in wenig Jahren bey der Landwirthschaft im Ganzen verbessert werden kann; (den verdienten Landwirth *Johann Christian Kretzschmann*, im Kreisamt Wittenberg betreffend.) Der Eigenthümer und Besitzer einer mit 2 Mahlgängen versehenen auch dabey zum Holzschneiden und Oehlschlagen eingerichteten Wassermühle im Kreisamte Wittenberg ohnweit den Städtchen Schmiedeberg ausgezeichnet, in einem Zeitraume von 25 Jahren die sämtlichen verfallenen Gebäude dieser Mühle und noch ausserdem eine Windmühle neu erbauet, den geringen Betrag seiner verwilderten Felder in 17 Jahren um 17 Acker

150 Quadr. Ruten durch Ankauf vergröſſert, dieſe ſowohl, als jene durch zweckmäſſige Kultur verbeſſert und einträglich gemacht, 758 Stück fruchtbare Obſtbäume angepflanzet, und alles dieſes durch weiſslich gewählte Mittel und unermüdeten, auf alle Gegenſtände ſeiner Wirthſchaft nach und nach angewendeten Fleiſs allein zu Stande gebracht hat. Der umſtändlichen Beſchreibung hievon iſt zur Erläuterung ein Grundriſs von der Lage dieſer Mühle und ihrer Zubehörungen beygefügt. Solche öffentliche Zeugniſſe von Werthſchätzung der Induſtrie auch bey der niedern Volksklaſſe ſind gewiſs eben ſo gerecht, als ſie der Aufmunterung zur Nachfolge wegen heilſam ſind). Beobachtungen über gläſerne Flaſchen, in welchen der Wein ſeine Güte verlieret, vom Prof. der Chemie *Ducloſeau* (woraus ſich ergiebt, daſs das Verderben des Weins daher entſteht, wenn dem Glaſe die gehörige Härte mangelt und wenn man zum Schmelzen, anſtatt des Salzes, zu viel unreine glaſsachtige Erde genommen, oder, nach des Hn. Prof. *Leonhardi* hinzu gefügten wahrſcheinlichen Anmerkung, zuviel Arſenik zugeſetzt hat). Ueber die verſchiedenen Arten das Getreide zu dreſchen, nebſt einer Ankündigung der ungemein ſchätzbaren Peſslerſchen Dreſchmaſchine. Vorausgeſchickt iſt eine ausführliche Beſchreibung des gewöhnlichen Dreſchens mit dem Flegel und aller dabey vorfallenden Geſchäfte, auch einige kurze Bemerkungen über die bereits erfundenen und in Gebrauch gekommenen Dreſchmühlen, Dreſchladen und Dreſchwalzen, von dem Herausg. Belehrung über die wahre Urſache, warum Bienenſtöcke von Raubbienen angefallen werden, und wie man das verhüten kann, von *J. C. Staudtmeiſter*, Prediger zu Bennſtedt in der Grafſchaft Mannsfeld. (Nach dieſem Probeſtücke von einem Werke, wodurch der Vf. ſeine der wahren Natur der Bienen angemeſſenen, von den bisherigen Theorien der Bienenkultur abweichenden Grundſätze bekannt machen will, möchte wohl hievon kein gröſser Gewinn für dieſe Kultur zu erwarten ſeyn. Von den Urſachen des Entſtehens der Raubbienen erwähnt der Vf. gar nichts, und zieht aus der bekannten Wahrnehmung, daſs die Bienen durch den Geruch des Honigs zu deſſen Weghölung herbey gelockt werden, den übereilten Schluſs, daſs dies die wahre Urſache der Beſtürmung der Bienenſtöcke von Raubbienen ſey, und daſs man, um dies zu verhüten, der Vorderſeite ſeines Bienenhauſes die Stellung nach Mitternacht geben müſſe. Verſchiedenen hier vorgetragenen Lehrſätzen hat Hr. Prof. *Leonhardi* richtige Erinnerungen in ſeinen Anmerkungen entgegen geſtellet.) Recept zu einer vorzüglichen Pöckelſuppe zum Einſalzen des Ochſen- Hammel- und Schweinefleiſches. *October*. Ueber die Auferziehung der Kühe; von der Fr. *Crette von Palluel*. Keine neuen merkwürdigen Belehrungen; aber doch ein Beweis, daſs die Vfn. eine fleiſsige und aufmerkſame Landwirthinn war). Meynung des Hn. *Beſſroi*, daſs die Weinbeeren nach der Blüthe abfallen, wenn man den Weinſtock zur Zeit der Blüthe beſchneidet (die durch Erfahrung beſtätiget, und aus der Natur der Vegetation erkläret wird). Vorſchläge, recht viel Trauben zu erhalten. (Richtig ſind zwar die hiezu angegebenen Mittel; ihre Anwendung iſt aber in vielen Gegenden eher zu verhüten, als zu befördern). Ueber die wahre, oder verneinende Wirkung des Vegetativpulvers, oder *Poudre de la Providence*. (Hier findet Rec. die Beſtätigung ſeiner, auf Theorie und Erfahrung gegründeten Ueberzeugung, daſs dieſes Pulver mit allen bisher angeprieſenen Düngungsſalzen und ähnlichen künſtlichen Düngungsmitteln zu den ökonomiſchen Quackſalbereyen gehöret, blos ein früheres Keimen, wie alle Imprägnationen, bewirkt, im Ganzen aber mehr ſchadet, als nützt). Methode bey Erziehung der Faſane; ſehr unterrichtend. Ueber die Feldmäuſe und die Mittel, ſie zu vertilgen; (hiezu wird der Schwefeldampf empfohlen). Ueber das Ab- und Zunehmen eines Bienenſtandes bey Dahlen in den J. 1788. 1789 und 1790 durch die Beſtimmung nach dem Gewichte (wovon die Fortſetzung im Decemberhefte folgt, aber dasjenige, was dieſen Aufzeichnungen Werth und Nutzen geben würde, nämlich das daraus gezogene Reſultat und die Bemerkung ſeiner Urſachen, mangelt). — *November*. Erfahrungen über die Düngungsarten; die Düngung und Beſäung der Felder, durch 12 jährige Bewirthſchaftung meiner Güter im Magdeburgiſchen geſammlet von H. von *K-ſ-gk* (ein beynahe die Hälfte dieſes Hefts anfüllender, im Betrachte genauer Beſtimmung des beobachteten Verfahrens und ſeines Erfolges lehrreicher Aufſatz.) Nachricht von der Preuſſiſchen Stuterey, Trakenen in Lithauen. (Fortſetz.) Eine merkwürdige Stelle aus des Churfürſtens zu Sachſen Moritz Teſtamente vom J. 1553. im Betreff des unter ſeiner Regierung zur Ungebühr vermehrten Wildſtandes; (eine Ermahnung an ſeinen Nachfolger, die Wildbahn ſo einzurichten, wie es gegen Gott und das Gewiſſen verantwortet werden könne, — und zugleich ein Vermächtniſs von 2,000 Thalern für die durch den Wildfraſs beſchädigten Ortſchaften.) *December*. Fortſetz. der Nachricht von der Preuſſiſchen Stuterey zu Trakenen in Lithauen, und des die Peſslerſche Dröſchmaſchine betreffenden Aufſatzes. Ein ſehr dürres, nach der Folge der Monate geordnetes, Verzeichniſs von Gegenſtänden, die Abwartung der Fiſchteiche betreffend; Nachrichten zur Kenntniſs der Italiäniſchen Käſe; ſehr brauchbar. Verzeichniſs der wirthſchaftlichen Geſchafte im December. Aufzeichnungen Abnahme und Zunahme eines Bienenſtandes bey Dahlen. Witterungstabellen.

Völlig überzeugt von dem Reichthume an nützlichen Belehrungen in dieſer periodiſchen Schrift, glaubt doch der Rec. bemerken zu dürfen, daſs ihr Werth durch eine noch etwas ſtrengere Auswahl, durch Vermehrung der Anzahl die Deutſche Land- und Stadtwirthſchaft inſonderheit betreffender Abhandlungen, und durch gleichmäſſige Auszüge aus Engliſchen Schriften, wie die aus dem Franzöſiſchen, von denen dieſe bisher ſo häufig und jene ſo ſelten gebraucht ſind, merklich könne erhöht werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. August 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Tübingen, b. Cotta: D. *Gottlob Chriſtiani Storr opuſcula academica ad interpretationem librorum ſacrorum pertinentia.* Vol. I. 1796. 367 S. 8.

Unter den Theologen der evangeliſchen Kirche, welche den ſymboliſchen Lehrbegriff derſelben feſthalten und vertheidigen, zeichnet ſich der Vf. dieſer Abhandlungen durch Scharfſinn, Gelehrſamkeit und Billigkeit gegen anders Denkende auf eine ſo rühmliche Art aus, daſs ſeine Schriften die Aufmerkſamkeit aller derer verdienen, welche bey theologiſchen Unterſuchungen nicht einſeitig und partheyiſch verfahren wollen, und daſs ſie auch für den, welcher nicht jede darinn aufgeſtellte Behauptung billigen kann, in mancherley Hinſicht unterrichtend ſeyn können. Dies gilt inſonderheit von den *kleinen* Aufſätzen, die Hr. *S.* durch die Pflichten ſeines Amts veranlaſst, in der Form akademiſcher Diſſertationen herauszugeben pflegt. Die meiſten ſind exegetiſchen Inhalts, und betreffen vornehmlich die Erklärung des N. T. Durch eine Menge ſcharfſinniger Winke und treffender Erläuterungen haben ſie ſich gewiſs den Freunden einer gelehrten Auslegung ſo wichtig gemacht, daſs es ihnen angenehm ſeyn wird, ſie zum Theil geſammelt, und hie und da verbeſſert zu ſehen. Die in dem vorliegenden Bande befindlichen ſind ſchon vor mehr als *zwölf* Jahren ausgearbeitet worden; und da ſie Gegenſtände abhandeln, welche ſeit dieſer Zeit oft, und zum Theil auf eine ganz neue Art unterſucht und erörtert worden ſind: ſo konnte es nicht fehlen, Hr. *S.* muſste Veranlaſſung genug finden, manches zu berichtigen, manches hinzuzuſetzen, manches auch ganz umzuarbeiten. Zu dem letztern hat er ſich zwar aus Mangel an Zeit nicht entſchlieſsen können; daſs er es aber an den erſtern beiden Arten der Verbeſſerung nicht hat mangeln laſſen, lehrt der Augenſchein. Allein eben darum, weil die hier zuſammengedruckten Abhandlungen längſt bekannt ſind, und eine weſentliche Veränderung mit ihnen nicht vorgegangen iſt, wird man eine umſtändliche Beurtheilung derſelben hier nicht erwarten. Wir begnügen uns damit, ſie nahmhaft zu machen, und bey jeder den Geſichtspunkt zu bezeichnen, aus welchem ſie betrachtet werden muſs, wenn man ihre vorzüglichſte und merkwürdigſte Seite finden will.

In der *erſten* Abhandlung *de ſenſu hiſtorico* darf man keine Theorie über die hiſtoriſche Auslegung ſuchen: es war die Abſicht des Vf. nicht, die dahin gehörigen hermeneutiſchen Regeln auseinander zu ſetzen. Eigentlich iſt dieſer Aufſatz wider *Semlern* gerichtet, welcher überall im N. T. Vorſtellungen fand, die er für local und temporär, auch zum Theil für ganz falſch und unbrauchbar erklärte; hier ſoll alſo bewieſen werden, daſs die Gründe der Meynung, Jeſus und ſeine Apoſtel hätten *unrichtige* Vorſtellungen in ihren Unterricht aufgenommen, nicht haltbar genug ſeyen; zugleich will der Vf. zeigen, wie viel dazu gehöre, wenn man auf eine befriedigende Art darthun wolle, daſs etwas eine Zeitvorſtellung, ein herrſchender Wahn der damaligen Juden, geweſen ſey. Da man unſtreitig in dieſem Stück oft viel zu raſch entſcheidet, und bey der Behauptung, dieſes oder jenes im N. T. ſey eine Vorſtellungsart jenes Zeitalters geweſen, den hiſtoriſchen Beweis zuweilen ganz ſchuldig bleibt: ſo wird es ſehr nützlich ſeyn, die Erinnerungen des Vfs, über das, was zu einem ſolchen Beweis erfoderlich ſey, in Erwägung zu ziehen. Man kann bey den Beyſpielen, die er zur Erläuterung ſeiner Grundſätze anführt, oft ganz andrer Meynung ſeyn; die Grundſätze ſelber, die Foderungen, die er an jeden thut, der etwas für eine Volksmeynung der damaligen Zeit erklären will, ſind zu gerecht, und einer wahren hiſtoriſchen Genauigkeit zu angemeſſen, als daſs ſie nicht beherzigt und befolgt zu werden verdienten. — Die *zweyte* Abhandlung *de parabolis Chriſti* iſt inſonderheit darum lehrreich, weil der Vf. die bekannte Regel, *man müſſe bey Erklärung der Gleichniſsreden Jeſu nicht jeden Umſtand deuten wollen*, in derſelben genauer zu beſtimmen ſucht. So, wie dieſe Regel gewöhnlich hingeſtellt wird, iſt ſie ſehr wenig brauchbar, weil ſie nicht anzeigt, wie man die weſentlichen zur Vergleichung nicht gehörigen Punkte einer ſolchen Erzählung von den aufserweſentlichen, die bey der Erklärung zu übergehen ſind, unterſcheiden ſoll. Die Anweiſung, welche der Vf. vom XIV. §. dieſer Abhandlung an hierüber giebt, iſt ſo richtig, und zeigt ſo viel Scharfſinn und ein ſo feines exegetiſches Gefühl an, daſs ſie beſonders Anfängern im Auslegen nicht genug empfohlen werden kann. Gut wäre es indeſſen geweſen, wenn noch bemerkt worden wäre, daſs manche Umſtände in den Gleichniſsreden Jeſu Beziehungen und Anſpielungen *auf damals lebende Perſonen, und auf wirkliche Begebenheiten* zu enthalten ſcheinen. Wären die Nachrichten vom Leben Jeſu und von der jüdiſchen Geſchichte der damaligen Zeit ausführlicher und reicher, als ſie wirklich ſind: ſo würde ſichs oft ſehr klar machen laſſen, warum ſo manche lehrreiche Dichtung Jeſu gerade dieſe und keine andre Bildung, Wendung und Farbe habe; es würde ſich dann aber auch manches als ſehr bedeutend und treffend darſtellen, was uns jetzt ein müſsiger, wenigſtens aufſerweſent-

sentlicher, Beysatz zu seyn scheint. Dem aufmerksamen Forscher, der die jedesmaligen Umstände, wie sie die Evangelisten selbst angeben, und die Nachrichten Josephi von jenem Zeitraum sorgfältig vergleichen wollte, dürfte sich jedoch noch manches darbieten, was diese lange nicht genug beachtete Seite der Gleichnissreden Jesu mehr ins Licht setzen könnte. — Die *dritte* Abhandlung, über die Bedeutungen des Worts Πλήρωμα im N. T. ist eine Erklärung aller der Stellen, wo dieser Ausdruck vorkommt, und deren manche bekanntlich ziemlich dunkel sind. Aber gerade bey diesen schwerern Stellen fehlt den Auslegungen des Vfs. nach unserm Gefühl jene *Leichtigkeit*, die eine Erklärung so sehr empfiehlt; was gleich anfangs §. 2. über die Stelle Rom. V. 18 ff. gesagt wird, scheint ohnehin nicht zur Sache zu gehören. — Desto schöner sind in der *vierten* Abhandlung *de vario sensu vocis δίκαιος et cognatarum in N. T.* die Bedeutungen entwickelt, welche dieses auch für die dogmatische Theologie so wichtige Wort, nebst den verwandten Ausdrücken zu haben pflegt. Aus der Genauigkeit, mit welcher der Vf. vom XII. §. an zu bestimmen sucht, was δικαιοσύνη τῆς πίστεως sey, erhellet, dass es zugleich seine Absicht gewesen ist, den gewöhnlichen Begriffen der evangelischen Kirche von dieser Sache eine neue Bestätigung zu geben. Ob und wiefern ihm dieß Letztere gelungen sey, läßt sich hier nicht zeigen; die Art aber, wie er die hieher gehörigen Aussprüche der Apostel zusammenstellt, und durch diese Vergleichung ihre Gedanken klar zu machen sucht, ist würdig, bemerkt und geprüft zu werden. — Am wenigsten kann man mit der *fünften* Abhandlung *de notione regni caelestis in N. T.* zufrieden seyn. Sie ist ganz dogmatisch, und der Sinn, welchen der Vf. vielen Stellen der Schrift unterlegt, aus welchen er seine Behauptungen ableitet, ist so oft, und zum Theil mit so vielem Recht in Anspruch genommen worden, dass dieser Abhandlung eben deswegen die überzeugende Kraft und die Evidenz ganz fehlt, welche der uneingenommene Forscher mit Recht verlangt. Am meisten dürfte man sich über den Gebrauch wundern, welcher von einer Menge Stellen des A. T. gemacht wird, die der Vf. als klare Weissagungen von Christo mit einer Zuversicht anführt, als ob nie etwas dagegen erinnert worden wäre, oder erinnert werden könnte. — Die *letzte* Abhandlung endlich ist ein *fortlaufender Commentar über den Brief Pauli an die Christen zu Philippi*, von welchem der Vf. zugleich eine lateinische *Uebersetzung* liefert. Wäre diese Uebersetzung lateinischer, und verstünde sich der Vf. überhaupt mehr darauf, seinen Auslegungen durch einen wohlgewählten ächt römischen Ausdruck mehr Klarheit und Bestimmtheit zu geben: so würde dieser Aufsatz ein Muster grammatischer und historischer Auslegung seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Augsburg, b. Stage: *Der Bataver oder der Mädchenhandel.* Ein Schauspiel in 5 Aufz. von *Johann Wilhelm Steinmüller*, Schauspieler. 1796. 152 S. 8. (12 gr.)

2) Gera, b. Ludwigs *Terno secco, oder der gedemüthigte Stolz.* Ein komisches Singspiel in 2 Aufz. nach dem Italianischen frey bearbeitet, zu einer Musik vom Herrn *von Dittersdorf.* (Ohne Jahrszahl.) 100 S. 8. (6 gr.)

3) Ebend., b. Demselb.: *Das Recht des Lehnsherrn.* Ein Singspiel in 3 Aufz. nach dem Franz. frey bearbeitet zu einer Musik von *Martini.* (Ohne Jahrszahl.) 84 S. 8. (5 gr.)

4) Breslau, b. Gehr u. Komp.: *Rudolph von Weidingen und seine Tochter.* Ein Ritterschauspiel in 3 Aufz. 1796. 135 S. 8. (7 gr.)

5) Berlin, b. Schöne: *Wenda, Fürstin von Polen.* (Ein) Trauerspiel in 3 Akten von *Gottlieb Friedrich Wurmitz.* 1796. 82 S. 8. (6 gr.)

Die Herren Stubenmeister und wohllöbliche Kaufmannschaft in Augsburg haben sich *Nr. 1.*, „das Werkchen eines geringen Genies," wie es der Vf. in seiner Demuth gegen sie richtig benennt, müssen dediciren lassen. Die Geschichte des Schauspiels soll wahr seyn, der Vf. hat nur daran verändert, „was Anstand, Sittlichkeit, Moral und die Bühne nothwendig machten." Es läßt sich kaum einsehn, wie viel er uns also erlassen haben mag. Der Stoff an und für sich: ein völlig niederträchtiger Mensch, der seine Schwester verhandelt, war schon nicht für die Bühne; hier ist er aber noch mit unnöthigen pöbelhaften Scenen bereichert. Wir sehn versoffne Wirthsleute sich zanken, und das Mädchen vor unsern Augen in einem schlechten Hause misshandeln. Der Vf. hat vermuthlich gehofft, den Eindruck dieses Uebelstandes durch die Feinheit auszulöschen, womit er den bekehrten Beleidiger, auffer seiner Hand, 2000 Rthlr. zur Vergütung des verursachten Schreckens bieten läßt.

Bey *Nr. 2.* besteht die freye Bearbeitung vermuthlich nur darin, dass die Recitative des Originals in einen prosaischen Dialog verwandelt wurden; es müsste denn seyn, dass Stellen wie folgende, um deren willen wir den Componisten herzlich bedauern, S. 67.:

Heraus, du Hure! Marsch heraus!
Geh, meide ein honettes Haus!
Du Lumpenpack, ins Zuchthaus fort!
Das ist für dich der rechte Ort. u. s. w.

im Deutschen noch Erweiterungen erlitten hätten.

Die Uebersetzung *Nr. 3.* die von der nämlichen Hand wie die vorige zu seyn scheint, hat wenigstens nicht alles feinere Gefühl vernichtet, womit der in Frankreich so oft benutzte Stoff, dessen Anstößigkeit sich meistens unter dem leichten Operettenton versteckte, hier behandelt worden ist. Auch die Verse darin sind ganz leidlich.

Was *Nr. 4.* betrifft, so sollte freylich jeder Kunstrichter das ganz Schlechte „mit gehässigen Augen ansehn, und es stets ohne Rücksicht verdammen," wie

wie der Herausg. klagt, dafs es Geistesproducten, dergleichen das vorliegende ist, wiederfahre. Er sollte sich nicht einmahl durch den Wunsch, „das *edelste* Bewufstseyn, den Leser keinesweges um seine paar Groschen geprellt zu haben," nicht zu verkümmern, bewegen lassen „einen günstigen *Laufpass* zu ertheilen." Und so kann Rec. denn nicht verhehlen, dafs trotz allen beweglichen Reden, *Trotz den Thränen, die in den Schoofs kugeln*, den Gefechten und Burgverliefsen, den Sturmglocken und der Traurede am Ende, kein Fünkchen Leben in diesem matten, schauerlich seyn sollenden Product zu spüren ist, wovon sich jedermann bey eigner Durchsicht leicht überzeugen wird.

Die Katastrophe der bey dem Schauspiele Nr. 5. zum Grunde liegenden Geschichte steht hier ganz abgerissen da, und erscheint weit natürlicher in einer Erzählung, *Ritogar und Wenda*, die kürzlich in irgend einer Sammlung erschienen ist. Ritogar, der deutsche Fürst, nimmt sich im Unmuthe des gekränkten Stolzes, nichts gegen Wenda's Eigensinn zu vermögen, an der Spitze seines aufrührischen Heeres das Leben; und Wenda stürzt sich in die Weichsel, von später Liebe und Reue gequält. Hier ist der sehr überflüssige Umstand hinzugedichtet worden, dafs Rätigers Vater, der in den polnischen Wäldern verborgen lebte, und zu weiter nichts gut ist, als einen *Unbekannten* aufs Theater zu bringen, mit einer Bothschaft von Wenda an Rütigern gesandt wird, und dafs der Sohn im Zorne den Vater ersticht. Nachdem dieser darauf noch in aller Eil seine Lebensgeschichte erzählt hat, kehrt Rätiger das Schwert gegen sich selbst. An Wenda erblicken wir nichts als unbedeutenden Starrsinn. Ihre Räthe philosophiren auch über ihren Tod als über eine Handlung der Eitelkeit, und überhaupt kramen alle Personen Betrachtungen aus, die im achten Jahrhundert stark gegen das Kostum verstofsen. Der Priester entwickelt in einem Monologe das System der Hierarchie; das Hoffräulein sucht die Fürstin von religiösen Vorurtheilen zurück zu bringen, der Unbekannte deklamirt über Welt und Zukunft. Der Sprache des Vfs. fehlt es nicht ganz an Leben, doch ist sie sich ungleich, und hat zuweilen Kraftausdrücke wie S. 5. „Das Kapitalthier in Menschengestalt triumphirt von seinem reichen Polster herab;" auch Unrichtigkeiten z. B. S. 6. „Lafs den Gedanken an *einer zukünftigen* Welt verschwinden;" S. 69. „um seiner heftig *tragenden* Liebe zu derselben." Die Priester singen neben der Urne eines in der Feuerprobe Gebliebnen ein schlechtes und unpassendes Lied:

Ein Schiff, geht gleich oft frey
Durch seines Meeres Wellen,
So kann ihm Räuberey
Sich unverhofft gesellen.
So zieht im Leben auch
Beym besten Feu'r ein Rauch.

FRANKFURT a. M., b. Zefsler: *Auch Vetter Heinrich hat Launen* von G. L. B. 1796. 164 S. 8. (18 gr.)

Man möchte gleich bey der kurzen Vorrede in Zweifel ziehn; ob Vetter Heinrich sich auch auf Launen oder Laune versteht. Er zieht entweder im Ernst Don Sylvio von Rosalva dem Don Quixotte vor, indem er ihn eine Kopie nennt, die ihr Original weit *übertrift*, oder er weifs keineswegs in seine Ironie das Salz zu mischen, wodurch man sie erkennt. Das Mährchen, welches der Vf. hier zusammengeträumt hat, kann ihn selbst nur nothdürftig ergötzt haben. Der Stoff der Novelle hätte sich unter einer andern Feder vielleicht ganz artig ausgenommen, aber hier machen uns die drey Freunde schon Langeweile, ehe es noch an die drey Schwestern kömmt. S. 58 und 59 ist das Muster einer bedeutungslosen Charakteristik von jenen aufgestellt. Nr. 1. besucht in London die Caffeehäuser, Nr. 2 Mrs. Woolstoncraft, Nr. 3. die Westminsterabtey, In Paris macht Nr. 1. eine Ode auf die Trümmer der Bastille, Mirabeau ist der Held von Nr. 2, Lafayette von Nr. 3. In Wien geht Nr. 1 zu Blumauer und Hoffmann, Nr. 2. stellt Vergleichungen zwischen dem Augarten und Prater an, und besucht Kindel- und Accouchirhäuser, Nr. 3 das Kloster, in welchem Reinhold gelehret. Welcher Zusammenhang ist unter diesen Zügen? Und wie läfst sich daraus nur entdecken, welcher der unbedeutendste der drey Reisenden gewesen ist? *A sentimental voyage* ist ein Quodlibet, wo einige bekannte Sachen und Namen gezwungnen Witz und matten Scherz heben sollen. Die letzten Blätter enthalten die Erfüllung einer Wette, jemanden zum Narren zu haben, wobey ebenfalls kein grofser Aufwand an feiner Laune gemacht worden ist. Ob es etwa mit der Orthographie auch launig gemeynt ist? Der Vf. schreibt wiederhohlt *Anektode*, *Chnignon* statt *Guignon*, *reifsender Strohm* statt *reifsender Strom*. Die doppelten langen *ſ* für *fs*, sogar am Ende der Wörter, und *kk* für *ck* scheinen sich bey ihm zum Grundsatze erhoben zu haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. Hamburg, b. Bohn: *Geschichte und jetzige Einrichtung der Hamburgischen Rettungsanstalten für im Wasser verunglückte Menschen.* Von *Johann Arnold Günther* — Mit fünf Kupfertafeln. Aus dem dritten Bande der Verhandlungen und Schriften der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, besonders abgedruckt. 1794. 86 S. gr. 8. Nachrichten und Beschreibungen von Werken des Geschmacks und der Kunst haben ihrem Verfasser schon mehrmals Dank und Ruhm erworben; es wäre doch für den Beobachter der Menschheit eine traurige Erscheinung, wenn Nach-

Nachrichten von Werken der Humanität die Aufmerksamkeit des Publikums minder auf sich ziehen sollten. Einer solchen inhumanen Kälte gegen diese Geschichte und Beschreibung der Hamburgischen Rettungsanstalt glauben wir das jetzige Zeitalter nicht fähig, wir hoffen vielmehr, das Publikum werde mit Freuden es dem Vf. derselben Dank wissen, dass er dies vortreffliche Werk deutscher Humanität, an dessen Vortrefflichkeit er selbst so vielen Antheil hat, in seinem ganzen Umfang bekannt macht. Die Entstehung dieser Rettungsanstalt datirt sich früher als die Amsterdammische; schon vom J. 1762 existirte zu Hamburg ein obrigkeitlicher Auftrag und ein wohl durchdachter Plan zur Behandlung der Ertrunkenen und zur Aussetzung von Rettungsprämien; allein einige damals unter dem Volk noch herrschende Vorurtheile verursachten, dass man an dem Erfolg solcher gesetzlichen Vorschriften zweifelte; jedoch wurde 1765 eine Verfügung an die Garnison zur Hülfsleistung der Ertrunkenen wirklich erlassen, und diese war wohl in Deutschland die erste und auch älter als die zu Amsterdam 1767 zu demselben Zweck errichtete Gesellschaft. Durch das Beyspiel der letztern wurde jedoch die Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste etc. bewogen i. J. 1768 eine *Anleitung wie Ertrunkene zu retten sind* und mehrere Tobacksrauch-Klystiermaschinen zu vertheilen und eine Belohnung von 20 Thalern für jeden Rettungsfall auszusetzen. Ein Antrag dieser Gesellschaft auf gesetzliche Unterstützung veranlasste 1769 das obrigkeitliche *Mandat die möglichste Rettung ins Wasser gefallener und sonst erstickter Leute betreffend.* Die folgenden Jahre waren mehr oder minder reich an Verbesserungen und Erweiterungen dieser Anstalt, bis sie endlich 1793 die jetzige und in dieser Schrift beschriebene Einrichtung erhielt. Der von der Gesellschaft angeschaffte Rettungsapparat zu Hamburg besteht theils die Herausschaffung des Verunglückten aus dem Wasser; theils die Herstellung der gehemmten Lebenskraft. Zu dem ersten Zweck, worauf bey keiner andern ähnlichen Rettungsanstalt und so viel Rec. aus Schriften weiss, selbst weder bey der Londner noch bey der Pariser so besondere Rücksicht genommen worden, dienen: 1) der *Sucher*, eine Stange vorne mit einer bogenförmigen Gabel deren Enden kugelförmig sind; 2) die *Fangezange*, eine Stange vorne mit einer beweglichen Zange, deren Löffel der Levretschen Geburtszange ähneln. So vielen Vortheil auch diese Werkzeuge leisten mögen, so wünschte Rec. doch, dass, der hier so nöthigen Eile wegen, die Fangezange und der Sucher nur ein Werkzeug ausmachten und dass beide nicht senkrecht, sondern vielmehr wagerecht den Körper berührten, denn wie leicht kann der *erstarrte* Körper durch einen senkrechten Stoss verletzt werden. 3) Das *Eisboot*, das auf dem Eis als Schlitten und im Wasser als Fahrzeug gebraucht werden und auf diese Weise den Retter ohne alle Gefahr dem Verunglückten völlig nahe bringen kann; der Theorie nach scheint dieses leichte, nicht tief gehende Fahrzeug bey dem mindesten Uebergewicht der Gefahr des Umschlagens allzusehr ausgesetzt zu seyn; allein wahrscheinlich hat die Erfahrung diesen theoretischen Zweifel schon widerlegt. 4) Die *Rettungsleiter*, eine aus dem leichtesten Holz verfertigte Leiter, an dem einen Ende mit einer beweglichen Verlängerungsstange versehen, wodurch sie weiter vorwärts geschoben werden kann; der Retter legt sich auf die Leiter und klettert auf ihr über das Eis fort, so dass er durch sie, wenn das Eis einbricht, vor dem Ertrinken gesichert ist, und 5) der geflochtene *Tragekorb* von gehöriger Menschenlänge und Breite, an der Kopfseite erhöht und auf beiden Seiten mit Stäben zum Forttragen versehen. Vielleicht wäre es zweckmässiger, wenn dieser Tragekorb mit einer Vorrichtung, wo nicht zur Beförderung, doch zur Erhaltung der noch vorhandenen Wärme ausgerüstet wäre. Zur Wiederherstellung der aus dem Wasser gezogenen Scheintodten dienen 1) der *Cogan-Kitesche* vom Chirurgus *Redlich* erweiterte *Rettungskasten*; 2) *Schlafröcke von Fries*, *wollene Mützen* und die sogenannte *Wärmebank*, eine Maschine, die der englische Mechanicus *Hatway*, der Londner *humane Society* zuerst angegeben und welche der Mechanicus *Braasch* für die Hamburgische Gesellschaft verbessert hat. Diese Wärmewanne scheint uns in Verhältniss ihres Nutzens zu kostbar, zumal da sie nicht jeder Grösse angepasst werden kann. 3) *Gorcys doppelter Blasebalg* und 4) eine *Tobacksrauch-Klystiermaschine*. Alle diese Maschinen sind auf den fünf Kupfertafeln abgebildet. Es versteht sich, dass sie auch alle, die Wärmewanne und *Gorcys* Blasebalg ausgenommen, in gehöriger Anzahl vorhanden und an schicklichen Oerter vertheilt sind. Die Gesellschaft setzte eine Commission zur Untersuchung der Ursachen nieder, warum der bisherigen Hülfsmittel ungeachtet, der Erfolg nicht so günstig war, als man nach den Beyspielen der englischen und holländischen Anstalten erwarten konnte. Das Resultat dieser Untersuchung ward die Veranlassung zu den 1793 erlassenen neuen und erweiterten Verfügungen über diesen Gegenstand, deren Entwerfung der Senat einem seiner würdigsten Mitglieder, dem Vf. dieser Schrift, auftrug, und welche hier, in so fern sie das Ganze der Sache betreffen, vollständig mitgetheilt sind. Das neue revidirte und erweiterte Mandat des Magistrats d. d. 11ten Febr. 1793 ist das neueste, ausführlichste, und zweckmässigste Gesetz, das ganz Deutschland über diesen Gegenstand besitzt. Die demselben beygefügte *Anweisung über die Behandlung der ins Wasser gefallenen oder sonst erstickten Personen bis zur Ankunft eines Arztes oder Wundarztes* als auch die *Anleitung* für *Wundärzte* und *Wundarztgesellen über die richtigen Vorkehrungen zur Wiederherstellung im Wasser verunglückter, oder sonst erstickter Menschen* sind nach des Vf. eigner Erklärung, das Resultat einer möglichst ausgebreiteten und sorgfältigen Lectüre und der sowohl von Hamburgischen als auch von auswärtigen Aerzten, unter welchen die Hn. *Schütt* zu Hamburg und *Scherf* zu Detmold namentlich angeführt werden, mitgetheilten Vorschläge über diesen Gegenstand. Allerdings verdienen auch beide Aufsätze als Muster der nöthigen Zweckmässigkeit und Vollständigkeit, der guten Auswahl, der treffendsten Präcision und planmässigen Ordnung gepriesen zu werden; wenigstens kennt Rec. keinen einzigen andern über diesen Gegenstand und zu diesem Zweck, der ihnen den Rang streitig machen könnte. Die übrigen vom Vf. theils wörtlich, theils im Auszug angeführten, mit den obgedachten Vorschriften verbundenen oder auf deren Ausführung und Anwendung sich beziehenden, speciellen, gesetzlichen Verfügungen verdienen als eingreifende Räder in der Maschine des trefflichen Ganzen alle Aufmerksamkeit, müssen aber im Buch selbst nachgelesen werden. Die letzten sechs Blätter liefern eine allgemeine Uebersicht der von 1769—1793 belohnten Rettungsfälle, nebst Bemerkungen des Vf. und drey Rettungsgeschichten, die den Herren Chirurgus *Redlich*, Dr. *Schütt* und Dr. *Beckmann* Ehre machen. Aus des Vf. Bemerkungen verdient hier noch folgendes angeführt zu werden: in 25 Jahren fielen 187 Rettungsfälle vor, das Verhältniss der gelungenen zu den misslungenen kann von den ersten Jahren nicht angegeben werden, in den letzten 4 Jahren aber war es 2—1; seit 25 Jahren hat die Rettungsanstalt für Anschaffung und Unterhaltung der Geräthschaften 3462 Mark 3 Schill. und an Prämien 4485 Mark, zusammen also 7947 Mark 3 Schill. gekostet; jeder Rettungsfall kostet im Durchschnitt 22 Mark 12 Schill. und wenn man das obige Verhältniss annimmt, jede wirkliche Rettung eines Menschenlebens 33 Mark 10 Schill. Ein *Nachtrag* macht auf folgende Schriften aufmerksam: *van Marum Bedenkingen en Proefnemingen tot Verbetering der Middelen ter Redding van Drenkelingen Harlem 1793.* 2) *Historie en Gedenkschriften van de Maatschappy tot Redding van Drekkelingen opgerecht binnen Amstelam*; wenn doch bald ein deutscher Arzt sich diese Schriften verschaffen und sie uns in einer Uebersetzung geben wollte! Die Hoffnung auf H. H. *Ebells* Vervollkommnungen der Rettungsanstalten wird nun wohl bald erfüllt werden, denn wie Rec. aus einem in *Scherfs Beyträgen* abgedruckten Brief dieses unermüdeten und scharfsinnigen Forschers ersieht, so hat derselbe seine Vorschläge in zehn mit 46 Zeichnungen begleiteten Briefen an Hn. Senator *Günther* überschrieben, und die Hamburgische Gesellschaft etc. hat zur Prüfung derselben schon eine Commission niedergesetzt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. August 1796.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Weitere Ausführung der mathematischen Geographie, besonders in Absicht auf die sphäroidische Gestalt der Erde*, von *Abraham Gotthelf Kästner*. Mit 6 Kupfertaf. 1795. XXXII u. 526 S. 8.

Dieses Werk, welches seinem Aeussern und seiner ganzen Einrichtung nach zu den *mathematischen Anfangsgründen* des ehrwürdigen Vf., und zu den damit verbundnen Abhandlungen aus dem Gebiet einzelner mathematischer Wissenschaften gehört, ist unstreitig eins des wichtigsten und belehrendsten unter allen, in welchen die sphäroidische Gestalt der Erde in ihren Gründen und Folgen untersucht worden ist, und empfiehlt sich besonders noch dadurch, dass es nicht mehr Kenntniss der Mathematik voraussetzt, als jeder nach einem sorgfältigen Studio der Anfangsgründe erlangt haben kann. Dass unser Planet, wenn er ganz aus Wasser bestünde, und wenn auf ihn blos Schwere und Schwungkraft wirkte, die Gestalt eines an den Polen eingedrückten Sphäroids (wiewohl nicht gerade eines elliptischen) annehmen müsse, folgt aus den ersten Gründen der Mechanik, und schon *Hugen* (so schreibt ihn Kästner) und *Newton* haben diese Folge dargethan. Allein da die Hauptmasse der Erde ein fester Körper ist, dessen Theile nicht jedem Eindruck folgen, auch andre Weltkörper auf sie einwirken, so bleibt doch immer die Frage: ist sie wirklich ein *Sphäroid?* hat sie wirklich eine so regelmässige Rundung, dass man ihre Oberfläche durch irgend eine Curve, die sich um eine feste Axe dreht, beschrieben denken könnte, und welches ist die Gestalt dieser Curve? kann man sie für eine Ellipse nehmen? und wenn man sie dafür nimmt, oder sie auf irgend eine andere Art bestimmt; was folgt daraus für Mechanik, für Astronomie und Schiffahrtskunde, welche letztere, wenigstens ehemals, die Erde für eine Kugel ansah? Diese Fragen sind es, *besonders die letzte*, welche vorliegendes Werk sehr ausführlich und genugthuend beantwortet, mit einer ausnehmenden Klarheit, und mit einer Gelehrsamkeit und Belesenheit, worinn schwerlich je ein Mathematiker es *Kästnern* gleich gethan hat. — Zwar lässt sich die Frage über die wirkliche Gestalt der Erde noch weit allgemeiner fassen, als es hier geschieht. Allein dann wird die Untersuchung ganz *dynamisch*, und fodert nicht nur die feinste Kenntniss der Analysis und der höhern Mechanik, sondern lässt sich auch nur unter einigen physischen Voraussetzungen auflösen, in denen so manches Willkührliche ist, dass dadurch die Resultate zu misslich und zu ungewiss werden, als dass man sie in der mathem. Geogr. mit einiger Zuverlässigkeit zum Grunde legen könnte. Mit Recht lässt sich daher *Kästner* in diese allgemeine Untersuchung hier nicht ein, verweist deshalb auf die Schriften *Clairaut's*, *Euler's* und *de la Place's*, und begnügt sich in diesem Werke die Gestalt der Erde aus *ganz geometrischen Gründen*, mittelst der wirklich angestellten *Messungen* zu bestimmen. Ein Verfahren, welches Rec. billigen muss, so sehr er auch gewünscht hätte, jene schwierige Materie von der Meisterhand *Kästner's* behandelt zu sehn.

Im *ersten Kapitel* schickt Hr. *K.* fünf *Lehrsätze*, gröfstentheils aus der analytischen Trigonometrie voraus, und im *zweyten Kapitel* eine ganz kurze Idee von der *wirklichen Messung eines Grades eines der Erdmeridiane*, welche er durch *Willebrod Snellius* Messung des Leidner Meridians von Alkmaer bis Bergenopzoom erläutert. Rec. waren *Lexells* Formeln für die Auflösung des geradlinigten Dreyecks, worinn 2 Seiten mit dem eingeschlofsnen Winkel gegeben sind, neu und vorzüglich interessant. Sie empfehlen sich durch Leichtigkeit der danach anzustellenden Rechnung. Wohl nur in einigen Fällen ist es bequemer, in dem Factor $\frac{a+b}{a-b}$, $\frac{a}{b} = \text{tg.}\,\tau$ zu setzen. In vielen wird die Rechnung dadurch augenscheinlich weitläufiger, indem jener Ausdruck meist eben so leicht als tg. τ zu berechnen ist. In *Lehrs.* 3. S. 9. sind die Formeln XII, XIII unrichtig. Der zweyte Factor in der *ersten* muss $\left(1+\frac{x}{b}\right)$ statt $\left(1-\frac{x}{b}\right)$ in der *zweyten* $\left(1-\frac{x}{2b}\right)$ statt $\left(1+\frac{x}{2b}\right)$ heifsen. Beider Formeln bedient sich indefs Hr. *K.* im ganzen Laufe des Werks nicht, so dass dieses ohne Einfluss ist. — Schade ist es, dass wir von *Will. Bleaus* Gradmessung nichts mehr wissen als was *Vossius* uns davon aufbehalten hat, welches *Reimann* in seiner *Einleitung in die Historiam litterariam der Deutschen* lustig genug folgendermafsen verdeutscht: „Er (Bleau) hat sich nicht geschämt, das gesammte Ufer zwischen der Maas und dem Texelstrom auszumessen.“ In *Foppens Bibliotheca Belgica* findet Rec. zwar die Schriften *Bleau's*, aber kein Wort von seiner Gradmessung, so wenig als unter dem Artikel *Snellius* etwas von Snellius Messungen erwähnt. Doch waren das auch Ketzer, die Foppens nur aufführt, um vor ihren Schriften zu warnen.

Das *dritte Kap. ist den geometrischen Untersuchungen über die Gestalt der Erde, als ein Sphäroid betrachtet*, bestimmt, und zeigt ausführlich, wie man aus den angestellten Messungen die Gestalt des Sphäroids, und aus dieser alle Grösen, auf die es ankömmt, durch Rechnung finden kann. Was sich insbesondere in Absicht der *Schwungkraft* und *Schwere*, der *Parallaxen*, der *Loxodromien* und der *Meridionaltheile* auf ein solches Sphäroid ändert, wird in den 3 folgenden Kap. untersucht. Natürlich dafs Hr. K. hierbey vorzüglich auf das *abgeplattete elliptische Sphäroid* sieht, dem die Gestalt unsrer Erde am nächsten kömmt, und meist nur im Allgemeinen anzeigt, wie die Untersuchung für ein andres Sphäroid zu führen wäre. Er geht von allgemeinen Begriffen, Sätzen und Formeln für ein elliptisches Sphäroid aus, leitet daraus sehr deutlich die Parallaxen und Loxodromien auf dasselbe her, entwickelt zugleich systematisch die *Rechnungen Andrer*, die auf gar verschiedene Art vorgetragen worden, und zeigt, worinn ihr Gang und ihre Resultate mit den Seinigen zusammenstimmen oder sich unterscheiden. Dadurch bringt er alle diese verschiednen Untersuchungen und Methoden unter einen Gesichtspunkt, und da kein bedeutender hieher gehöriger Aufsatz seinem Blick verborgen geblieben ist; so wird dieses Werk hierdurch ein wahres Repertorium für mathematische Geographie. — Alle bey dem elliptischen Sphäroid zu bestimmenden Grösen drückt Hr. K. durch den Quotienten der beiden Axen (n), durch die Polhöhe eines Ortes (ε), und durch den Radius des Parallelkreises dieses Ortes (u) aus. Die halbe grosse Axe setzt er wie gewöhnlich 1, die halbe kleine Axe $1-r$. Dadurch werden alle Formeln, die sich auf das elliptische Sphäroid beziehn, ausnehmend geschmeidig, und ganz vorzüglich geschickt, darnach zu rechnen. Da überdem bey unsrer Erde, als ein elliptisches Sphäroid betrachtet, r nur $\frac{1}{100}$ bis $\frac{1}{310}$ beträgt; auch die Normale nur so wenig von der Linie nach dem Mittelpunkte abweicht, dafs man den Cosinus des Winkels, unter den beide gegen einander geneigt sind, ohne merklichen Fehler für 1 nehmen, und die höhern Potenzen seines Sinus eben sowohl als die höhern Potenzen von r vernachlässigen kann; so giebt dieses noch zu einer beträchtlichen Vereinfachung vieler Formeln, besonders derer, die sich auf die Parallaxe beziehn, und zu einem musterhaften *System abkürzender Näherungen für die Ellipse*, Gelegenheit. Besser und deutlicher als irgendwo anders findet man hier den Geist und die Kunstgriffe solcher Näherungsmethoden, wie sie bey der Anwendung der Mathematik vorzukommen pflegen, dargestellt.

Im *dritten Kap.* zuerst allgemeine Sätze über eine unbestimmte Curve, welche durch Umdrehung um eine feste Axe die Gestalt der Erde beschreiben würde. Dann Formeln für ein elliptisches Sphäroid, mit einer doppelten ausführlichen Berechnung der Ellipse, worinn unsre Erde zufolge der Messungen zweyer Grade (des bey *Amiens* und in *Lappland*, und des in *Lappland* und in *Perú*) gekrümmt seyn müsste, und Erzählung der Methoden, wie man versucht hat, *alle* gemessenen Grade Einer Ellipse anzupassen. Endlich *Bouguers* und *Klügels* Methoden, die Curve, worinn der Erdmeridian gekrümmt ist, den Messungen gemäfs zu bestimmen: *Bouguers* Verfahren, mittelst seiner *Gravicen trique*, ziemlich weitläuftig; *Klügels* wichtigere, acht analytische Bestimmung nur kürzer, wahrscheinlich weil jene so schwierig als diese hell und deutlich von ihren Verfassern vorgetragen ist. Schade, dafs sich in diesem Kapitel ein paar *Rechnungsfehler* *) finden, welche Rec. um so mehr anzeigen zu müssen glaubt, da er dieses Werk (besonders wegen der Menge von Beyspielen und wirklichen Berechnungen zu jeder aufgefundenen Formel) zum Selbststudium nach vollendetem Cursus der Mathematik vorzüglich empfehlen möchte. — Setzt man den Sinus der Breite eines Orts auf der sphäroidischen Erde p, die Linie von diesem Orte nach dem Mittelpunkte w, und nimmt r und ε in der vorhin angezeigten Bedeutung; so findet man w durch eine gebrochne Function von p und r. Diese löst Hr. K. in eine nach r geordnete Reihe auf, schreibt aber S. 42. VIII. im Coefficienten von r durch ein Versehn $-4p^2$ statt $-4p^4$. Hierdurch werden alle Gleichungen in IX und X, mittelst derer die angenommnen Coefficienten M und N bestimmt werden, unrichtig. Das Resultat müsste seyn:

$$w = 1 - \text{sin.}\,\varepsilon^2 . r + \tfrac{1}{4}(\text{sin.}\,2\varepsilon)^2 . r^2 - \tfrac{1}{8}p^2(4 - 17p^2 + 13p^4)r^3 \ldots$$

Statt dessen steht bey unserm Vf.

$$w = 1 - \text{sin.}\,\varepsilon^2 . r - \tfrac{1}{4}(\text{sin.}\,2\varepsilon)^2 . r^2 - \tfrac{1}{8}p^2(4 + p^2 - 5p^4)r^3 \ldots$$

wo zwar die beiden ersten Glieder richtig, die folgenden aber falsch sind. Zum Glück braucht Hr. K. in seinem System von Näherungen stets nur die beiden ersten Glieder dieser Reihe, daher der Irrthum ohne weitere Folgen bleibt. Sonst würde Hr. K. ihn sicher bemerkt haben.

Wichtiger ist ein Irrthum, welcher in den Formeln für die *Oberfläche*, sowohl des *zusammengedrückten* als des *länglichen elliptischen Sphäroids*, Abschn. 3 u. 4., gleichfalls aus einem blofsen *Schreibfehler* entstanden zu seyn scheint. S. 101. soll die Constante der Integralgleichung für die vom Pole an gerechnete Oberfläche des Sphäroids aus 17 und 10 bestimmt werden. Laut dieser §§. sind die beiden ersten Theile der Gleichung für die *Oberfläche des halben Sphäroids*

$$o = \text{Const.} - \frac{1}{m} \cdot \frac{1}{2} \cdot \frac{x}{1-x^2} \cdot$$

worinn nach (3 und 10) $m = \frac{\sqrt{(1-n^2)}}{n^2}$ und $x = \sqrt{(1-n^2)}$; also $\frac{x}{1-x^2} = \frac{\sqrt{(1-n^2)}}{n^2}$ zu setzen ist. Statt dessen steht in (20) $\frac{x}{1-x^2} = \frac{\sqrt{(1-n^2)}}{n}$; ein offenbarer *Schreibfehler*, der aber die ganze folgende

*) Die Anzeige einer ganzen Reihe von Druckfehlern siehe im Intelligenzblatt der A. L. Z. d. J. Nr. 93.

gende Rechnung entstehlt. Denn statt dafs K. aus obiger Gleichung hätte finden sollen

$$o = \text{Const.} - \tfrac{1}{2} \cdot \frac{n^2}{\sqrt{(1-n^2)}} \cdot \frac{\sqrt{(1-n^2)}}{n^2} = \text{Const.} - \tfrac{1}{2}$$

erhält er nun fälschlich $o = \text{Const.} - \frac{1}{2}n$; setzt folglich im Werth der Constante das erste Glied, *statt* $\frac{1}{2}$, *fälschlich* $\frac{1}{2}n$, und daher auch *in der integrirten Gleichung für die Oberfläche des Sphäroids, das erste Glied statt* $\frac{1}{2}$, *fälschlich* $\frac{1}{2}n$. Und nach der auf diese Art irrigen Formel berechnet er nicht nur in 34, die Oberfläche des gegebnen Sphäroids, sondern leitet aus ihr auch die Formeln für die Oberfläche des länglichen Sphäroids her. Weil n (der Quotient der grofsen in die kleine Axe) für das *Sphäroid* stets ein Bruch für die Kugel hingegen = 1 ist, so erhält K. zwar durch dieses Versehn die Fläche des *Sphäroids* um ein beträchtliches zu klein, die Oberfläche der *Kugel* aber richtig (29); ein Umstand, aus dem wir es uns erklären, wie jener Schreibfehler sammt seinen Folgen sich dem Auge unsers Vf., der durch dieses Zutreffen sicher gemacht war, entziehn konnte. — Dieser kleine Irrthum macht in der Berechnung der Oberfläche eines Sphäroids von $\frac{1}{215}$ Abplattung (in 35) folgende Verbesserungen nöthig. Zu dem dort richtig berechneten logarithmischen Theile mufs S. 106.

nicht $\frac{1}{2}n = 0{,}49767$, *sondern* $\frac{1}{2} = 0{,}5$

hinzukommen, da denn die *halbe Oberfläche* S. 106 u. 107.

nicht $= 0{,}99427 \cdot 2\pi a^2$ *sondern* $= 6{,}99660 \cdot 2\pi a^2$
$= 6{,}2472 \cdot a^2$ $= 6{,}26182 \cdot a^2$
$= 4614362$ g. Q. M. $= 4625180$ g. Q. M.

wird. — Die ganze Fläche eines solchen Sphäroids beträgt daher

nicht 9228724 g. Q. M. *sondern* 9250360 g. Q. M.

ist also lange nicht so sehr von der Fläche einer mit dem Radius des Aequators beschriebnen *Kugel* (die 9281916 geogr. Quadratm. hält) verschieden, als unser Vf. angiebt. Um seiner Sache ganz gewifs zu seyn, berechnete Rec. nach Hn. K. Formel das Sphäroid in *La Landes Astronomie*, Ausg. III. §. 2701. und fand die Oberfläche desselben, (wenn er das erste Glied $\frac{1}{2}$ (nicht $\frac{1}{2}n$) setzte, und nach *La Landes* Angabe die *kleine* zu 2282,6 Toisen rechnet) genau so wie *La Lande* sie angiebt; ein sicheres Zeichen, dafs Rec. sich hierin nicht irrt.

Ein ähnlicher Schreibfehler, auf den vielleicht der obige mit eingewirkt hat, herrscht in der *Berechnung der Fläche des länglichen Sphäroids* S. 107., wo (37) in der Gleichung für uds der erste Factor *nicht* $\frac{n}{\sqrt{(1-n^2)}}$ *sondern* $\frac{n^2}{\sqrt{(1-n^2)}}$ heifsen mufs. Diese Unrichtigkeit läuft durch die ganze Rechnung hindurch, so dafs S. 108. in den Formeln 39, 40, 41. überall der *Nenner des ersten Factors* n^2 statt n, und in der Formel (43) für die Fläche des halben Sphäroids, in dem umklammerten Factor, der erste Theil 1 statt $\frac{1}{n}$ heifsen mufs; eine Verschiedenheit welche für die Kugel (wo $\frac{1}{n} = 1$ ist) gleichfalls wegfällt. In der Berechnung des *Eulerschen Sphäroids* von $\frac{1}{302}$ Abplattung ist S. 88. XI wohl nur aus Versehn $n = \frac{302}{303}$ gesetzt worden, da doch die ganze übrige Rechnung für $n = \frac{302}{303}$ geführt ist. Setzt man diesen Werth, so findet man den Winkel ϕ in der Polhöhe von 45° *nicht* 17′ 3″, *sondern* zwischen 17″ 8″ und 9″, und von dem gröfsten Werthe von ϕ (für 45° 8′ 10″ Polhöhe) in VIII kaum um *eine halbe Secunde* unterschieden. Ein Unterschied von 6″, wie unser Vf. ihn angiebt, wäre bey den geringen Veränderungen einer Gröfse, welche dem Zustande des *Maximi* so nahe ist, etwas Aufserordentliches.

Was *die Schwungkraft auf einem Sphäroid von gegebner Gestalt*, (gleich viel welche) für Erscheinungen bewirkt, untersucht das *vierte Kapitel*, welches eigentlich eine weitere Ausführung der Lehre von der Schwungkraft in der höhern Mechanik ist. Hr. K. trägt hier leichte, sehr interessante Berechnungen über die Schwungkraft, über die wirkliche und die blofs eingebildete ursprüngliche Schwere, und über die Pendellängen auf dem um seine Axe sich drehenden Sphäroide vor, und entwickelt zugleich deutlich und befriedigend die Methoden, wie *Hugen* und *Newton* die Gestalt der Erde (unter der Voraussetzung einer Wasserkugel, auf die blofs Schwere und Schwungkraft wirkt) zu bestimmen gesucht haben. Sehr gegründet sind hier die Erinnerungen gegen *Wolfs* Definition der Schwere (*ein Trieb gegen der Erde Mittelpunkt*) welche auf der sich umschwingenden Erde sogar etwas ganz Falsches aussagt; scharfsinnig die Art, wie die Sonderbarkeit erklärt wird, dafs, wenn man mit *Hugen* ganz allgemein die Gestalt des Meridians auf einer Wassermasse, worauf blofs Schwere und Schwungkraft wirken, untersucht, und die Schwungkraft unten dem Aequator der Schwere gleich setzt, man zwey gegen einander gekehrte, im Aequator anfangende, in den Polen sich schneidende und ins Unendliche fortlaufende Parabeln erhält; und nicht zu hart die Art wie (191) *Gerlachs* sonderbares Werk über *Gröfse und Gestalt der Erde* (worinn unter andern Umschwung der Erde um ihre Axe und Schwingung des Pendels verwechselt werden) erwähnt wird.

Durch eine lichtvolle Auseinandersetzung der *Lehre von den Parallaxen auf dem elliptischen Sphäroid* macht Hr. K. im *fünften Kapitel* sich um die Astronomen verdient. Die Schwierigkeiten, an die man sonst in dieser etwas verwickelten Materie anzustofsen pflegt, fallen bey der systematischen Behandlung unsers Vf. gänzlich weg, da er von seinen nähernden Ausdrücken Schritt vor Schritt Rechenschaft ablegt, und alles durch Exempel und wirkliche Berechnungen erläutert. *La Landes*, *Lexells*, *Tobias Mayers*, *Eulers* und *Du Séjours* Abhandlungen und Formeln über die Mondsparallaxe werden hier mit den Formeln unsers Vf., und untereinander selbst verglichen, ihre kleinen Verschiedenheiten erklärt, manches berichtigt, und so in diese ganze Lehre Licht und Gewifsheit gebracht. Formeln

meln für die Höhenparallaxe und die dem Sphäroid eigenthümliche Azimuthalparallaxe machen den Anfang. Dann folgen Methoden die Aequatorialparallaxe des Mondes aus Beobachtungen zu finden, und Berechnungen über die Vergrößerung des scheinbaren Monddurchmessers durch die Parallaxe. — *La Landes* Benennung des Winkels TLR (§. 33 u. 59.) durch *parallaxe d'azimuth* scheint uns sehr richtig und aus (23) ohne Schwierigkeit erklärbar zu seyn. Auch dünkt Rec., dass sich für *Bodes* Angabe des horizontalen Monddurchmessers S. 289. (144) manches sagen, ja dass sich vielleicht behaupten lässt, sie sey richtiger als die Kästnersche, indem bey dieser die Erde als eine Kugel, mit dem Radius des Aequators beschrieben, behandelt wird. — S. 244. III. stößt man etwas an, indem Hr. K. hie die anfängliche Bedeutung von L (21) verlässt, und einen andern Winkel, als bis dahin, mit diesem Buchstaben bezeichnet. Alle übrigen Zeichen behalten durch das ganze Werk hindurch unverändert einerley Bedeutung, welches eine grosse Erleichterung im Studieren bewirkt. Möchten doch alle Mathematiker dieses nachahmen, und in ihren analytischen Rechnungen sich wo möglich derselben Zeichen bedienen, die der Hauptschriftsteller in dieser Materie gebraucht hat. Dadurch würde viel Zeit und manches Nachschlagen erspart werden.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: D. *M. Luthers Hauspostille*, ein Predigtbuch über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, zur Hausandacht für evangelische Christen. Herausgegeben von *C. G. Frohberger*. Pr. zu Rennersdorf in der Oberlausitz. 1. Band. 1794. 1. Abth. 265 S. 2. Abth. 301 S. 2. Band. 1795. 1. Abth. 336 S. 2. Abth. 302 S. 8.

Desselben Passionspredigten, aus der Hauspostille besonders herausgegeben von *C. G. Frohberger*. 1795. 210 S. 8. (zusammen 2 Rthlr.)

Der Herausgeber eifert sehr darüber, dass viele der jetzigen Volkspredigten, Volksmoralen und andre Religionsschriften den gemeinen Mann wider das Evangelium einnehmen, und die Lehren desselben verdächtig zu machen suchen; und er glaubt daher keine unnöthige und unnütze Arbeit zu unternehmen, wenn er unter solchen Zeitumständen Luthern, den Wiederhersteller der reinen Lehre und feurigen Prediger der ächten Christusreligion wieder auftreten lasse, besonders aber seine Hauspostille als ein vortreffliches Predigtbuch für den christlichen Bürger und Landmann aus dem Staube hervorziehe. Ohne uns weiter mit ihm in Contestationen darüber einzulassen, in wiefern jene Anschuldigungen im Ganzen gegründet sind, so müssen wir doch sagen, dass wir über die Wahl und Bestimmung obengenannter beiden Bücher zur häuslichen Erbauung unserer *gemeinen* Christen nicht mit ihm Eines Sinnes seyn können. Denn was sollen diese wohl mit so manchen Anwendungen der evangelischen Texte auf damalige Situationen, mit den heftigen Invectiven auf den Pabst und das Mönchswesen, deren noch immer genug vorkommen, wiewohl der Vf. viele derselben weggeschnitten hat, und besonders mit dem leidigen Teufel, der fast in allen Predigten vorkommt, (Siehe besonders 1. B. 2. Abth. 186. 187.) anfangen? Ganz anders freylich verhält es sich dagegen mit dem Gebrauche, welchen *Prediger* von diesem homiletischen Nachlasse Luthers machen können, indem sie theils vermittelst desselben beurtheilen mögen, bis zu, welchem Grade die Reinigung und Berichtigung der Religionsideen damals gediehen war, theils sich für ihre Lehrvorträge manche reine und kraftvolle Darstellungsart dieses grosen Mannes zu eigen machen, theils endlich einzelne Winke desselben für das zweckmässige Predigen benützen können, von welchen letztern Rec. nur Einen, (1. B. 2 Abth. S. 140.) den sich mancher für die sogenannten Fastenpredigten merken möchte, ausheben will: „wo man von den Leiden unsers Herrn Christi predigen will, da muss man nicht allein die Historien von Wort zu Wort mit den Leuten durchgehen, sondern sie auch ermahnen und lehren, wie sie solches gebrauchen sollen. Denn die Weise taugt gar nichts, da die Prediger allein sich darauf gegeben haben, *wie sie es kläglich machen* und die Leute zum Mitleiden und Weinen bewegen könnten.“ Uebrigens dünkt uns, dass der Herausg. bey seinen Besorgnissen um den Verfall der reinen Religion ganz den Geist des grosen Luther verkenne, welchem bey seinem rastlosen Streben nach hellerm Lichte wahrhaftig keinen Augenblick vor weiterer Aufklärung der Religionsbegriffe, aber wohl davor bange war, dass einmal Dürre komme und wir wiederum Stein und Dornen fressen, wie uns zuvor geschehen ist.“ (Seine eignen Worte zu Ende der Vorrede zur Hauspostille.)

Prag, b. Widtmann: *Warnung vor Fehlern, welche Unglück und Verderben über das ganze Land, wie über Frankreich verbreiten könnten.* In der Form einer Predigt von *Joh. Marian Mika*, Prof. der Pastoraltheologie etc. zu Prag. 1794. 150 S. 8. (8 gr.)

Der würdige Vf. wollte ohne Zweifel den Predigern einen Leitfaden geben, an den sie sich bey Predigten über die Umstände der Zeit halten könnten; und Rec. muss gestehen, dass wenn die böhmischen und österreichischen Prediger diesem Leitfaden folgen, sie die Geschichte unserer Tage gewiss billiger und richtiger darstellen werden, als man sie sonst häufig dargestellt findet.

Im Müssiggange, Geize, in der Unzufriedenheit mit seinem Zustande, in verkehrten Begriffen von Gleichheit und in der Ungebundenheit sieht der Vf. nicht mit Unrecht die vornehmsten Ursachen der Empörungen und Revolutionen; wozu denn freylich noch andere, nicht minder wichtige, kommen, die aber hier nicht ausgeführt sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. August 1796.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Weitere Ausführung der mathematischen Geographie* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Im *sechsten Kapitel*, dem weitläuftigsten unter allen (S. 310—447.) untersucht endlich Hr. K., wie die *Schiffahrt auf einem elliptischen Sphäroid* von der Schiffahrt auf einer Kugel sich unterscheidet, und was die sphäroidische Gestalt der Erde auf die *Loxodromien und Seekarten mit wachsenden Graden* für Einfluss hat. Dieser wichtige Theil der Schiffahrtskunde schien vorzüglich einer solchen umständlichen und zusammenhängenden Behandlung zu bedürfen. Was in den nautischen Lehrbüchern fast ohne alle Theorie, am allerwenigsten analytisch, vorgetragen wird, findet man hier aus den Gründen der Infinitesimalrechnung methodisch und nicht weniger fasslich als die vorigen Materien entwickelt; und hieher würde Rec. einen Seemann verweisen, der nach gehöriger Bekanntschaft mit der Mathematik sich über die Gründe der nautischen Vorschriften Belehrung wünschte. Besonders interessant und lichtvoll wird diese ganze Untersuchung durch die stete Vergleichung aller Bestimmungen auf dem elliptischen Sphäroid mit denen auf der Kugel, und durch die chronologische und kritische Literatur der Loxodromischen- und Meridionaltafeln, womit Hr. K. dieses Kapitel beschliesst. — Ist η die Breite des Orts, nach welchem man seegelt, so kömmt es, um den rechten loxodromischen Winkel oder *Curs* zu finden, darauf an, bey der Kugel die Gleichung sec. η. dη (beym elliptischen Sphäroid die ähnliche Gleichung sec. η^3. dη) zu integriren. Bey der Entwerfungsart der Meridiane auf den *Seekarten* (wo alle Längengrade sämmtlicher Parallelkreise gleich gezeichnet, die Breitengrade hingegen im gehörigen Verhältnisse gegen die Längengrade wachsend vorgestellt werden,) wird die Länge jedes Meridiantheils vom Aequator bis zur Breite η grade durch dieselbe Differentialgleichung gegeben. *Tafeln der Meridionaltheile* für alle Grade und Minuten der Breite sind daher in den nautischen Aufgaben, wobey es auf Vergleichung von Breiten, Längen und loxodromischen Winkeln ankömmt, vom grössten Nutzen. Die älteste solcher Tafeln für Meridionaltheile auf der Kugel ist von *Edward Wright* noch aus dem 16ten Jahrhundert; die erste für Meridionaltheile auf dem elliptischen Sphäroid von *Mardoch*, Lond. 1741. Die ältern Mathematiker verfertigten sie aus den Secantentafeln durch beständiges Addiren der Secanten von Minute zu Minute, konnten also kein Glied ohne alle vorhergehenden finden, und häuften die kleinen Fehler zuletzt zu beträchtlichen Unrichtigkeiten an. Wie man durch Integration der erwähnten Gleichung jeden beliebigen Meridionaltheil unabhängig von allen vorhergehenden finden könne, entwickelt unser Vf. sehr gut, berechnet so verschiedene Meridionaltheile, und prüft mittelst derselben die Tafeln. Dem Meridionaltheil von 89° 58′, den er 27992′,099 findet, giebt *Patouns* Tafel 27958′ und *Wrights* Tafel 28910′,7811. Bey geringern Breiten, z. B. bey 50°, stimmen beide mit der Berechnung unsers Vf. überein. (Zwar scheint K. selbst S. 421. ungewiss, ob er sich nicht in jenem Meridionaltheil verrechnet habe; Rec. aber hat ihm nachgerechnet, und findet alles richtig.) — Dem Seemann kömmt es darauf an, die *Breite* zweyer Oerter, den *Unterschied ihrer Längen*, ihren *loxodromischen Winkel* und die *Länge des loxodromischen Wegs* zwischen beiden so vergleichen zu können, dass wenn je drey gegeben sind, er die andern beiden ohne Weitläuftigkeit finde. Dazu dienen zwey Gleichungen, die mittelst der Tafel der Meridionaltheile zu ganz leichten Vorschriften führen. Nur wenn man eine Breite und den loxodromischen Winkel sucht, reichen die beiden Gleichungen nicht hin. Dann muss man sich an ein blosses Probiren oder eine *Regula falsi* halten, zu der doch selbst Hr. K. keine bestimmte Anleitung zu geben weiss. Recht gut und fasslich wird die artige Idee der *departure* (das *Ost-* und *Westwärtskommen*, oder das *latus mecodynamicum*, wie Wolf, durch Snellius veranlasst, es nennt) entwickelt, und gezeigt, wie die *loxodromischen Tafeln* dienen, diese Grösse mit dem Curs und der Aenderung der Breiten zu vergleichen. Zu Hn. K. Literatur loxodr. Tafeln kann Rec. folgenden Zusatz liefern. *Arithmetical Navigation — — by Thomas Addison, Practicioner in the art of navigation. Lond.* 1625. 4. (fängt an mit 2 loxodrom. Tafeln, deren eine die *departure* und Aenderung der Breiten für Curse nach Viertelstrichen, die andere für Curse nach *Graden*, von 1 bis 10 Meilen in 10,000,000tel einer Meile angiebt. Addison nennt sie *two protracting tables*, und das, was in ihnen aus der Meilenzahl, die nach einem gewissen Curs durchsegelt ist, gefunden wird, *separation from the Meridian* (Kästners *departure*) und *alteration of Latitude*. Dann folgt eine *Tafel Neperscher Logarithmen* für alle Zahlen von 1 bis 1000. Endlich eine *Tafel der Meridionaltheile* von Minute zu Minute bis auf 60 Breite, in 10,000 einer Minute. Bey 50° steht 34746007, indess K. den Meridionaltheil für diese Breite (S. 357.) zu 3474′,5 berechnet; bey 60° 45276876, wofür in *Patouns* Tafel 4527′,4 steht. Wegen Mangel an Zeit, sagt *Addison*, habe er diese Meridional-

ridionaltafel nicht bis auf 90 Grad berechnet. Die beiden ersten Tafeln füllen nicht ganz 8, die folgende 10, die letzte 30 Seiten. Auf sie folgen 40 S. Text, worinn der Gebrauch der Tafeln in der Schiffahrt erklärt, und durch eine Menge von Aufgaben erläutert wird. — Die Formeln über die Umwindung der Loxodromie auf der Kugel scheinen nicht alle richtig zu seyn, indem aus der ersten Formel in (57) S. 324. α cot. λ. log. brigg. e = log. brigg. tang $(45° + \frac{1}{2}\varphi)$ wohl nicht folgende Gleichung folgen kann: log. br. cot. λ. + log. br. α + log. br. e = log. br. tg. $(45° + \frac{1}{2}\eta)$. Nach dieser letzten Formel ist die Rechnung in 58 bis 64 geführt. Entweder muss es hier heissen log. log. br. e, und log. log. br. tg. $(45° + \frac{1}{2}\eta)$; oder man muss die Rechnung nach der ersten Formel auf eben die Art, wie K. S. 340. (98.) u. f. führen.

Das *siebente Kapitel* beschliefst dieses Werk mit einer Auswahl *kleiner geographischer Bemerkungen und Nachrichten*, und zwar solcher, welche zu mathematischen Untersuchungen veranlassen. Andre mehr historische läfst Hr. K. in der Zukunft hoffen. Nach ihnen wird sich jeder sehnen, der diese gelesen hat. 1) *Ueber einen Körper, der auf der Erde beständig so fortginge, dafs die Sonne ihm immer vertical wäre.* Wegen der täglichen und der eigenthümlichen Bewegung der Sonne müfste ein solcher Körper eine sphärische Spirallinie durchlaufen. Allein das ist *K's.* Meynung nicht. Er sucht wie grofs der Bogen auf der Oberfläche der Erde ist, der zu den Winkeln gehört, um den die Sonne täglich in der Ekliptik fortrückt. Wer die Sonne täglich zu Mittage in seinem Scheitelpunkte sehn wollte, müfste bey einer ununterbrochnen Reise stündlich 1 franz. Meile zurücklegen. Ungefähr so bestimmtend iefes schon die *Chaldäer* nach einer hier untersuchten Stelle des *Achilles Tatius*. Jetzt würde die Post zwischen Halle und Leipzig kaum mit ihrer ganzen Geschwindigkeit Schritt mit der Sonne halten, geschweige denn mit der halben, die Käftner ehemals dazu hinreichend fand. — 2) *Wie weit man von einer Höhe sehen kann, und verwandte Untersuchungen.* Formeln gehn voran, dann folgen Rechnungen, und zwar zuerst über die Höhe und den Gesichtskreis des *Pharus* zu Alexandrien, des *Pic* auf Teneriffa, und des *Tafelbergs*. Die *Höhe des Pic*, welche Hr. K. auf *Forsters* Autorität als eine Messung des Ritters *de Borda* seiner Rechnung zum Grunde legt, ist *unrichtig*. Freylich bestimmen *Verdun de la Crenne*, *Borda* und *Pingré* im ersten Theile ihrer astronomischen Seereise die Höhe des Pic ihren Messungen gemäfs auf 1742 Toisen, berichtigen dieses aber schon S. 3 9. in den Supplementen zum ersten Theile. Sie hatten sich hauptsächlich in einem Winkel geirrt, der durch einen Schreibfehler beym Aufzeichnen der Beobachtungen mit 33 statt mit 53′ in Rechnung gebracht worden war. Bey einer neuen Messung (wahrscheinlich des Ritter *de Borda*) fand man die Spitze 1904 Toisen über der See erhaben. Sie selbst berechnen daraus die Sichtbarkeit des Berges vom Spiegel der See aus auf 43 *lieues* oder 129 *milles* (erstere französ., letztere engl. Seemeilen), welches 0° 9′ eines gröfsten Kreises oder 32½ g. M. beträgt; über 4 Meilen mehr als Hr. K. findet. Da daher *Lancerota* wirklich nur 40 Seemeilen vom Pic entfernt, wie *Forster angiebt*, so begreift man sehr wohl, wie man von jener Insel aus die Bergspitze erblicken kann. Die französischen Seefahrer geben aber die Entfernung über 50 Seemeilen an, und erklären die Sichtbarkeit des Pic in dieser Weite durch die hohen Ufer der Insel. Denn ihrer Rechnung zufolge bleibt der Pic einem Auge, das 20 Toisen über dem Meere steht, 47, und einem 60 Toisen hoch erhobnen Auge, 51 Seemeilen weit sichtbar. Mehr noch möchten wir auf Rechnung der Strahlenbrechung setzen, auf die bey dieser Berechnung nicht gesehn wird. — Die Sagen der Alten vom *Berge Athos* und seinem Schatten veranlassen unsern Vf. zu interessanten astronomischen Untersuchungen, die zur Ergänzung dessen dienen, was er hierüber in der *Heynischen* Uebersetzung von *Lechevaliers* Beschreibung der Ebene von Troja, (wo er keine Rechnung anbringen konnte) gesagt hat. Nach den Längen- und Breitenangaben in Ptolemäus Geographie berechnet er die Entfernung des Athos von *Myrina* auf der Insel Lemnos zu 15½ g. M., und findet, dafs nur dann der Schatten des Berges bey untergehender Sonne Myrina habe treffen können, wenn die Abendweite der Sonne 13° 30′ nördlich, und die Höhe des Athos wenigstens 531 Toisen betragen habe. Ersteres ist der Fall den 16ten April und den 27sten August; letzteres erfodert einen Berg, nicht ganz so hoch als den *Brocken*. Stünde der Athos nur um 1′ weiter gegen Norden von Myrina ab, als nach Ptolemäus Angabe, so träfe sein Schatten das Städtchen zur Zeit der Sonnenwendung. — Nicht weniger anziehend sind die Berechnungen über die Zeit, *um wie viel früher die Sonne den Gipfel als den Fufs eines Bergs bescheint;* über den *Unterschied der Höhen zweyer Berge* aus dem Gesichtswinkel von ihren Spitzen, und über die *Reduction* einer Linie, welche auf der Oberfläche der Erde gemessen ist, auf den Horizont der See. — 3) *Uebersetzung aus dem Hippokrates, vermittelst der mathematischen Geographie berichtigt.* Hätte der Uebers. in *Gruners* Bibl. der alt. Aerzte nur die geringste Kenntnifs von mathem. Geographie gehabt, so würde er nicht so sinnlos haben verdeutschen können. — Den Beschlufs macht 4) *De la Hires Astrolabium*, dessen Verzeichnung, weil sie in *Mayers* trefflicher Anweisung zum Verzeichnen der Landkarten fehlt, Hr. K. mittelst analytischer Trigonometrie umständlich untersucht. Auch bey dieser perspectivischen Entwerfungsart der Kugelfläche dient die Ebne eines gröfsten Kreises zur Tafel. Ueberdem wird auch hier das Auge in der Axe dieses Kreises, doch nicht in der Kugelfläche, sondern um den cos. 45° von derselben entfernt, gesetzt. Legt man die Tafel durch die Pole, so bilden alle Meridiane bis auf den mittelsten Ellipsen; und nach dieser Art von Aequatorialprojection ist *Arrowsmith* neuste Weltkarte entworfen. Andre Untersuchungen über Projectionen hat Hr. K. unterdrückt, weil *Mayers* Werk sie überflüssig machte.

Sollte die Art, deren K. sich hier, wie in allen seinen Werken, bedient, die *Logarithmen der Brüche*

zu

zu bezeichnen, (durch eine additive Mantiſſe und eine ſubtractive Charakteriſtik) faſslicher und leichter ſeyn, als die ſonſt gewöhnliche? oder ſollten nicht vielmehr die logarithmiſchen Rechnungen dadurch an Leichtigkeit der Ueberſicht und Eleganz (wie z. B. S. 6. 18.) verlieren?

Berlin, b. Belitz u. Braun: *Grundlehren der Hydraulik*, aus dem Franzöſiſchen des Hn. *du Buat* überſetzt von *J. W. Kosmann*, Prof. der Math. zu Frankfurt a. d. O. Erſten Bandes erſte Abtheilung; mit Anmerkungen, Zuſätzen und einer Vorrede von *J. A. Eytelwein*, königl. Pr. Geheimen- und Oberbau-Rath etc. 256 S. gr. 8. mit Kupfern und Holzſchnitten.

Die Hn. K. und E. verdienen für ihre Bemühung, durch dieſe Verbreitung des trefflichen Büatſchen Werks die Hülfsmittel zur Erwerbung praktiſcher hydrauliſcher Kenntniſſe zu erleichtern, um ſomehr den Dank des Publicums, als Hr. E. der Ueberſetzung durch ſeine auf Erleichterung des praktiſchen Gebrauchs abzielenden ſchätzbaren Zuſätze noch einen ſichtbaren Vorzug vor dem Original giebt. Die gegenwärtige erſte Abtheilung ſchlieſst noch das 2te Kap. vom IIten Abſchnitt des erſten Bandes des Originals in ſich; ſie enthält die Lehren von der gleichförmigen und veränderlichen Bewegung flieſsender Gewäſſer in Röhrenleitungen, Gerinnen, Kanälen und Strömen, wo Hr. E. nicht nur die auf die unmittelbare Ausübung ſich beziehenden Formeln durch geſchmeidigern Ausdruck überall zu erleichtern ſucht, ſondern ſelbſt auch aus eigener mit ſehr guten theoretiſchen Kenntniſſen verbundener Erfahrung manche Hypotheſe des Hn. du B. prüft und berichtiget, Beobachtungen der vorzüglichſten Schriftſteller einſchaltet, und durch mitgetheilte mühſam berechnete Tafeln dieſem Werk einen erhöhten Werth giebt. Die zweyte Abtheilung dieſes erſten Bandes erſcheint zur Herbſtmeſſe.

PHYSIK.

Leipzig: *Reviſion der vorzüglichern Schwierigkeiten in der Lehre von der Elektricität, beſonders ſo viel den Dualismus betrifft;* in Briefen herausgegeben von *L. L.* 1789. 149 S. 8. (10 gr.)

Die Vf. dieſer Briefe, (wenn es nicht vielmehr nur Einer iſt,) nennen ſich *Lüzon* und *Forti*. Unter dieſen erdichteten Namen, worunter der Herausg. nicht mit begriffen ſeyn will, trägt jener in 6 Briefen ſeine Bedenklichkeiten und Zweifel vor; dieſer beantwortet ſie in 11 Briefen. Die Hauptabſicht iſt, die jetzt herrſchende Erklärungsart der entgegengeſetzten Elektricitäten aus zwey verſchiedenen Stoffen, die man, ohne genau zu beſtimmen, was ſie ſind, mit den allgemeinen Zeichen + E und — E belegt, zu widerlegen, und dieſe von F. ſo genannte Chifre-Sprache in eine andere zu überſetzen, die verſtändlich iſt. Chifern nennt man ſonſt Zeichen; hier kann das Wort die Bedeutung nicht haben, weil die Zeichen = E *hier auch* beſtändig gebraucht werden. Alſo die Begriffe, die man damit verbindet, ſollen wahrſcheinlich darunter gemeynt ſeyn, weil man darüber noch nicht durchgängig einig iſt, ob + E Elementarfeuer, und — E Brennſtoff, oder Phosphorſäure, oder ſonſt ein noch nicht völlig bekannter Stoff iſt. Er will unter — E eigentlich nichts verſtanden wiſſen. + E iſt bey ihm die einzige in allen Körpern vorhandene elektriſche Materie; — E aber, das doch eben ſo viel wirket, als + E, iſt nach ſeinem Ausdruck *locus minoris reſiſtentiae*, ein *Vacuum vel quaſi*. Sein ganzes Lehrgebäude beruhet auf folgendem Satz: Die Oberfläche eines Körpers im negativ elektriſchen Zuſtande iſt gegen einen poſitivelektriſchen, zumal *geladenen* (Nichtleiter) *locus minoris reſiſtentiae*, ein *Vacuum vel quaſi*, dahin ſich + E, wie geſpannte dichte Luft in einen mit ſehr feiner verdünnten Luft angefüllten Raum drängt, und dieſes Streben, dieſe Expanſivität iſt mit Zurückſtoſsung, Repulſionskraft verbunden, wenn ein anderer mit poſitiver Elektricität verſehener Körper in ſeinen Wirkungskreis kommt. Rec. hat die eigenen Worte des Vf. beybehalten, um zugleich eine Probe ſeiner Schreibart zu geben, die bey allem Ueberfluſs von Worten unſerer Sprache noch mit vielen lateiniſchen auch franzöſiſchen Synonymen überladen iſt, um, wie er wohl vergeblich wünſcht, ſich recht verſtändlich zu machen. Denn die Sache ſelbſt, ſo wie er ſie ſich vorſtellet, möchte wohl durch keine Sprache in der Welt denkbar gemacht werden können.

Die Hauptſache nämlich iſt das *Vacuum vel quaſi*, *das das* + E *bindet*. Um uns das zu erklären, nimmt er zuerſt den Elektrophor. Wenn der *Kuchen*, ſagt er, durch das Peitſchen negativ elektriſch gemacht iſt; ſo wird die leitende Form, (alſo nicht die der gepeitſchten Fläche des Kuchens entgegengeſetzte Fläche; denn nach ſeinen Ausdrücken iſt der *ganze Kuchen durch das Peitſchen negativ elektriſch* geworden,) poſitiv elektriſch, und zwar immer mehr, je mehr jenes — E zunimmt. Die auf der untern Form ſich anhäufende Atmoſphäre drängt ſich nun in das *Vacuum vel quaſi*, als *locum minoris reſiſtentiae*; noch mehr wenn man die Trommel darauf ſetzt: ſo ſtöſst ſie ſogar das + E derſelben zurück, wohin? weiſs man nicht. Was hier ſich ſchlechterdings nicht denken läſst; iſt 1) daſs das + E der untern Form durch den Harzkuchen frey durchdringen, das + E des Deckels verjagen, und doch nicht das *Vacuum vel quaſi* des Kuchens einnehmen oder wieder anfüllen ſoll; 2) daſs das heraufſtrömende + E der Form ſeinen Drang von unten *in die Höhe nicht auslaſſen könne, weil Harz kein leitender Körper iſt*, und doch ſoll es das + E des Deckels verjagen. Die aufgelegte Trommel iſt nun auch ein *Vacuum vel quaſi*, dahin ein + E aus meinem Finger, oder jedem andern Leiter ſich drängt; es wird nämlich vom *Vacuo vel quaſi* des Kuchens recht begierig angezogen, alſo das Nichts iſt doch etwas, und hat einen recht ſeltſamen Appetit. Das + E der Trommel, das doch einerley mit dem + E der Form und des Fingers iſt, ſchmeckt ihm nicht; es verhindert zwar, daſs das + E der untern

Form seinen Drang nicht auslassen kann, läßt sich aber das + E des Deckels gleichsam vor dem Munde wegnehmen. Wollte man annehmen, daſs, weil die untere Form mit der Erde verbunden ist, der Zuſluſs hier zu stark sey; so weiſs ja jeder, daſs man nach der Ladung des Nichtleiters, es sey Harz oder Glas etc., Form und Deckel, oder beide Leiter, die zur Belegung des Nichtleiters dienen, wegnehmen kann; der geladene Nichtleiter behält doch seine Elektricität, und an den Leitern oder Belegungen ist kaum eine Spur von Elektricität zu finden. Nun kann man diese oder eine andere Form oder Belegung isolirt dem geladenen Nichtleiter unterlegen, und die Trommel oder Belegung oben darauf: so wird man doch finden, daſs die aufgelegte Trommel oder Belegung aus der untern Fläche vermittelst der Belegung oder Form einen erschütternden Funken zieht, und daſs überhaupt die Zersetzung der elektrischen Materie in die gleich stark wirkenden + E und — E in dem Nichtleiter allein fortdauere, und selbst durch mehrere Entladungen noch nicht wieder aufgehoben werden könne. Wie durch diesen einzigen Versuch alle seine weit hergeholten Erklärungsarten über den Haufen fallen, hält Rec. für unnöthig, hier weitläuftiger zu zeigen. Symmers isolirte Metallstange um etwas mehr, als die Schlagweite beträgt, von dem elektrischen Conductor entfernt, woraus er seine ganze Theorie erklären will, ist wahrlich kein Einwurf gegen die Dualisten; vielmehr leiten Symmer und Wilcke eben daraus den sogenannten Dualismus her, und zwar weit natürlicher, als es nach Fränklins Hypothese geschehen konnte, die doch bey weitem solche Widersprüche nicht enthält, als das hier angeführte, und manches andere z. B., was er zur Erklärung des Condensators anbringt, dessen + E von selbst ein *Vacuum vel quasi* im Deckel des Condensators machen soll, indem es seinen Drang ganz nach der Platte hinrichtet, worauf der Deckel gestellt wird; wer kann das mit den Wirkungen gespannter nach allen Seiten wirkender Kräfte reimen, da offenbar in der unterliegenden Platte kein *Vacuum vel quasi* vorhanden ist, und der geringe Ueberschuſs von + E im Deckel in den ganzen Vorrath der unterliegenden Platte, und der mit ihm verbundenen Körper keines machen kann, und noch weniger so, daſs dadurch ein *Vacuum vel quasi* im Deckel entstände. Das Binden des überflüſsigen + E des Deckels von einem wirklichen — E des Vorraths in der Platte, ist ganz etwas anders nach dem Sinn der Dualisten, als das, was er so nennt. Am Ende wird der Vf. aber selbst ein Dualist. Er nimmt ein gröberes und feineres + E an, welches ihm Phlogiston-Stoff zu seyn scheint. Auch kann dem Feuerstoff der elektrischen Materie aufser dem Phlogiston noch wohl eine Säure, die man so deutlich schmeckt, beygemischt seyn, wie er selbst aus Hn. Prof. Weber anführt. Das alles rechtfertigt aber unsere Chifre-Sprache, wie er sie zu nennen beliebt, so lange, bis wir eigentlich wissen, was + E und — E ist. Dem, was der Vf. im siebenzehnten Briefe zur Erläuterung der Formel für die Dichtigkeit der sogenannten elektrischen Atmosphäre, die nach den Quadraten der Entfernung abnimmt, hier beygebracht hat, wird kein Mathematiker beystimmen. Wenn für die Entfernung = 2 die Dichtigkeit x, und für 3 die Dichtigkeit y ist; so wird der Mathematiker sagen: die Dichtigkeiten nehmen ab nach den Quadraten der Entfernung $x : y = 9 : 4$, und dieſes geometrisch beweisen, nicht aber, daſs die Proportion $2^2 : 3^2 = x : y$ etwas verkehrtes *in der Natur nicht gegründetes* behaupte: auch wird er mit dem Erweis dieſes Satzes gewiſs nicht eine Seite, geschweige einen halben Bogen, wie hier geschehen ist, anfüllen. Der Vf. möchte auch gern die Gesetzlichkeit (ein Lieblingswort, statt Gesetz) wissen, nach welcher die Stärke der Funken abnimmt, die aus einem Elektrophordeckel in die Leidner Flasche fahren, und beklagt sich darüber, daſs noch kein Mathematiker darüber etwas gesagt habe. Das könnte man wohl, wenn hier nicht überall veränderliche Gröſsen wären.

Wichtiger als alles in der ganzen Schrift, war dem Rec. die Bemerkung, *daſs Knochen, und andere animalische Körper, die man unter die Nichtleiter setzt, die Elektricität einsaugen;* und schon dieſer einzigen Bemerkung wegen ist sie Elektrikern, besonders denen, die sich mit der medicinischen Elektricität abgeben, allerdings zu empfehlen. Eine stark geladene Leidensche Flasche läſst sich in wenig Secunden, höchstens Minuten, völlig durch einen trockenen Knochen oder Elfenbein entladen. Auch läſst sich die Flasche auf Knochen gestellt, laden. Rec. hat sich die Wiederholung dieſes Versuches von einem geschickten Arzt, der mit einer sehr wirksamen Elektrisirmaschine und recht alten trockenen Menschenknochen versehen war, erbeten, und folgende Resultate erhalten: Eine völlig geladene Flasche von 200 Quadratzoll Belegung auf jeder Seite ward durch den Ober-Arm-Knochen in 40 Secunden entladen. Nach 30 Sec. zeigte sich bey dem Entladen noch ein Funken. Die Erschütterung bey dem Entladen war aber doch schon nach 6 Sec. so schwach, daſs man sie ertragen konnte. Als der Knochen vermittelst einer Glasröhre isolirt war: so ward er elektrisch, und die Flasche dadurch noch nach 2 Minuten nicht völlig entladen. Seine Elektricität war erst nach dreymaliger Bewährung eines guten nicht isolirten Leiters verschwunden. War die Flasche auf einem Knochengerüste geladen, so konnte die Entladung nur langsam durch einzelne Funken ungefähr nach 30 Secunden auf diesem Knochengerüste bewirkt werden: der Knochen leitet also nur allmählich die Elektricität ab oder zu, und läſst sich allerdings sättigen. Sollte nicht die Phosphorsäure in diesen Knochen und der Phosphorgeruch bey jeder Elektricität noch Aufschlüsse über die Natur der elektrischen Stoffe geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. August 1796.

PHYSIK.

LEIPZIG, in d. Schäferischen Buchh.: *Die specifischen Gewichte der Körper.* Aus dem Französischen des Hn. *Brisson* übersetzt, und mit Anmerkungen vermehrt von *J. G. L. Blumhof*, der Mathem. und ökon. Wiss. Befl. 1795. 392 u. 32 S. 8. mit 2 K. (1 Rthlr. 6 gr.)

Brisson, der auf dem Titel noch Professor der Experimentalphysik am *College Royal de Navarre* zu Paris genannt wird, hat sich ausserordentliche Mühe mit der Bestimmung der eigenthümlichen Gewichte der natürlichen Körper gegeben. Das Verzeichniss der von ihm untersuchten Körper nimmt 47 S. ein, und mag leicht 1200 Stück enthalten. Er hat von den Exemplären, die er angewandt hat, Beschreibungen geliefert, theils allgemeine, theils individuelle, welches sehr nützlich ist, um manche derselben bestimmt unterscheiden zu können. Selbst von den Ordnungen und Classen hat er Beschreibungen beygefügt. Auch hat er angemerkt, aus welchen Kabinetten er die von ihm gebrauchten Mineralien erhalten hat. Er versichert, dass er bey dem Abwägen die gröste Genauigkeit angewandt, sogar die Temperatur des Zimmers, wo er die Abwägung angestellt, ungefähr bey demselben Grade erhalten habe. In dem Musschenbrökischen Verzeichnisse specifischer Gewichte seyen viele Fehler begangen. Brisson hat aus demselben blos die Salze und die Holzarten seinem Verzeichnisse beygefügt. Allerdings ist es ein nützliches Unternehmen das Brissonsche Werk durch eine Uebersetzung unter den deutschen Liebhabern zu verbreiten; nur ist es nicht so leicht, als man auf den ersten Anblick denken mag, weil das Werk noch mancher Berichtigungen in den Beschreibungen bedarf, und der Uebersetzer auch der Kunstausdrücke völlig kundig seyn muss. Der vorliegenden Uebersetzung sind Anmerkungen beygefügt, die aber, wie auch auf dem Titel bemerkt ist, grösstentheils die Literatur betreffen; theils gehören sie zur Nomenclatur oder enthalten einige mineralogische Erläuterungen. Die von Musschenbrök gefundenen specifischen Gewichte sind zur Vergleichung angezeigt, aber nicht immer mit Genauigkeit. Was die literarischen Anmerkungen betrifft, so hätte es deren nicht sehr bedurft, weil das Buch kein Lehrbuch der Mineralogie seyn soll. Wer Bücher über die ältere Chemie gebrauchen kann, wird sie auch schon kennen. Valentinus und Lemery über das Spiessglanz gehören gar nicht hieher, auch nicht die *curiösen Speculationen bey schlaflosen Nächten* nebst andern Schriften über den Magnet, worüber am Ende doch auf Erxlebens und Lichtenbergs Naturlehre verwiesen wird. Wenn ja literarische Nachweisungen gegeben werden sollten, so musste es nach einem bestimmten Plane geschehen, mit Einschränkung auf das neueste, besonders aus Journalen, die fast gar nicht benutzt sind. So aber ist die angebrachte Literatur sehr mangelhaft und nicht zweckmässig. Beym Diamahtspat, Kreuzstein und Schwerstein fehlt eine Nachweisung, die hier am nöthigsten gewesen wäre. Die neueste mineralogische Nomenclatur scheint dem Uebersetzer nicht bekannt zu seyn; er hält sich an Linné, Wallerius, Woltersdorf. Oft übersetzt er wörtlich nach dem Französischen. Einigemal sind Beschreibungen aus Schmiedlins Catholicon beygebracht, das in mineralogischen und chemischen Materien nicht gültig seyn kann. Die Anmerkung aus demselben, dass es dreyerley Arten von Spiessglanz gebe, ist sehr überflüssig. Die Eintheilung bezieht sich nur auf die Gewinnung. Auch die Anmerkung von dem Glase des Spiessglanzes aus dem Catholicon bedarf einer Berichtigung. Was eigentlich bey einer Uebersetzung des Brissonschen Werks hätte hinzugefügt werden sollen, sind Verbesserungen, die es oft nöthig hat. Rec. würde die Angaben, woher die angewandten Exemplare kamen, meistens auch ihre Dimensionen weggelassen, und das Gewicht nur auf eine Art, in Granen, nicht zugleich in andern Gewichttheilen angegeben haben. Ueberflüssig war es auch mehrentheils, das Gewicht eines Cubikfusses und Cubikzolles beyzufügen, besonders bey Edelgesteinen u. dgl.

Die Uebersetzung bedarf noch mancher Verbesserungen. S. 2. Metalle in *geläutertem* und *ungeläutertem* Zustande, besser: in reinem und legirten oder gemischten. — S. 3. *vollkommene* und *unvollkommene* Metalle, ft. edle und unedle. — Gold, das *härteste* und *feuerfesteste* Metall, ft. das dichteste und feuerbeständigste. — S. 4. Musschenbrök giebt das specifische Gewicht des Goldes nicht einzig zu 17,01754 an, wie der Leser nach der Anmerkung glauben muss, sondern er hat 14 Stück Gold, theils reines, theils legirtes untersucht. Das specifische Gewicht des reinsten ist noch etwas grösser als das von Br. gefundene. — S. 5. Gold, welches 2 Theile *Vermischung* enthält. Ebendaselbst muss ein Fehler gemacht seyn, da das specifische Gewicht des Kupfers gefolgert wird, anstatt dass es durch Versuche gegeben seyn muss. Die Berechnung des specifischen Gewichts einer Mischung von Gold und Kupfer ist äusserst verwickelt, da sie doch auf eine sehr leichte Art geführt werden kann. Der Uebersetzer hätte Br. Rechnung wegwerfen sollen. Den Fehler in dem Resultate des erstern Falles hat er übersehen. — S. 7. ist

Remedium beym Ausmünzen durch *Verſetzung* gegeben, welches die ganze Stelle unverſtändlich macht. — S. 10. *Remes* gegoſſenes Silber, 12löthig. Hier wäre eine Anmerkung nöthig geweſen, daſs in Frankreich die Feinheit des Silbers auf eine andere Art als in Deutſchland angegeben wird. S. Catholicon Art. Argent. Ferner iſt Silber à 11 den. 10 gr. de fin überſetzt durch $11\frac{1}{2}$ löthig, da es $15\frac{1}{6}$ löthig iſt. Die Stelle iſt in der Ueberſetzung auch daher undeutlich, weil Remedium wieder Verſetzung heiſst. — S. 12. Anmerk. Rothgülden Erz *ſoll* bey Andreasberg auf dem Harze gefunden werden. — S. 13. die Platina iſt *wenig zähe* ... hingegen rein und *zuſammenhängend* genug, um ſie in dünne Fäden zu ziehen, ohne daſs ſie reiſsen. Widerſprechend. S. 20. Einſchaltung des Ueb. daſs Eiſen nebſt dem Kupfer den Säuren und dem Roſt am mehreſten widerſtehe. — S. 22. Stahl wird vermittelſt der Cementation von dem Eiſen *abgeſondert (?)* und präparirt. — *Ins Waſſer gebrachtes, eingetauchtes* Eiſen, ſtatt abgelöſchtes, vielleicht auch angelaſſenes. S. 27. *Mine de fer hépatique* iſt überſetzt: brauner Eiſenſtein. S. 28. *Strahlender Hematit.* S. 29. Anm. Der *Rottenſtein* bey Muſchenbrök ſolle wohl Rothſtein ſeyn. Das Gewicht iſt ganz entgegen. Nach Kirwans Mineralogie 1. Ausg. iſt es ein mit Kalkerde vermiſchter Trippel. — S. 44. Anm. Azurblau, *Smalteblau* heiſse alsdann *Ultramarin*, wenn es zur Oelmahlerey vorzüglich eingerichtet iſt. Ganz unrichtig aus dem Catholicon gezogen, wo dieſes nicht geſagt wird. — S. 71. Die Kryſtalle des Zirkons ſehr undeutlich beſchrieben. — S. 77. ſt. *härteſte* Edelgeſteine iſt zu leſen: ſpecifiſch ſchwerſten. — S. 82. Die Quarze haben beynahe die *Compoſition* des Granits. Was heiſst das? — S. 90. Der Feldſpat findet ſich in ſchiefen *zwölfeckigen* Prismen, deren Oberfläche aus ſechs Ebenen beſteht. Sollte heiſsen, *zwölfkantigen*. Denn es ſind nur 8 Ecken (*anguli ſolidi*) da. — Die *Compoſition* der *Feldſpate* nähert ſich der Compoſition des Porphyrs, Serpentins u. ſ. w. — S. 116. Die Schörle nähern ſich in Anſehung der *Compoſition* den Porphyren, dem Serpentin etc. — S. 225. Kalkſtein von einem *feinen Gehalt*, ſt. Korn oder Gefüge. — S. 234. Porzellan von einem *feinen Gehalt*. — S. 245. *Liquore* hätte bequem durch tropfbare Flüſſigkeiten überſetzt werden können. Briſſon macht eine weitſchweifige Beſchreibung davon. — S. 251. *Geſalzene* warme Waſſer, ſt. ſalzhaltige. — S. 255. Das Schwefelwaſſer *ſchlagt* den Schwefel an der Luft *nieder*, ſt. läſst den Schwefel fallen. — S. 279. Das vegetabiliſche Alkali iſt das einzige, welches man in Flüſſigkeiten in einem feſten Zuſtande erhalten kann; denn es zerflieſst, wenn man es der Feuchtigkeit der Luft ausſetzt. Unverſtändlich. — S. 288. Die fetten Oele *erheben ſich nicht*, ſt. ſind nicht flüchtig. — S. 293. Ein Deſtillirkolben von der *Weite* eines halben Cubikfuſses, ſt. Inhalt. Daſs die Glocke auf den Teller einer Luftpumpe geſtellt werden müſſe, iſt ganz unrichtig und dazu unverſtändlich. Darum hätte der Ueberſ. ſich näher darnach erkundigen müſſen. Es mag Briſſons Schuld ſeyn, der von der neuern Chemie ſich nicht deutliche Begriffe machen konnte. Er ſagt S. 295. *reine Luft* heiſse unſchicklich *dephlogiſtiſirte Luft*; ſie ſey im Gegentheile eins von den Weſen, welche, wenn man ſie durch die Feuermaterie ausdehnt, das *mehreſte Phlogiſton* enthalten.

Rec. hat ſich die Mühe gegeben, was ihm bey der Durchſicht fehlerhaftes aufgeſtoſsen iſt, anzumerken, um Hn. *Blumhof* bey künftigen Arbeiten aufmerkſamer zu machen. Unſere jungen Ueberſetzer ſind leicht zu raſch, und trauen ſich aus Unkunde der Schwierigkeiten zu viel zu. Einige Ueberſetzungen in dem phyſikaliſchen Fache ſind daher weniger brauchbar als ſie ſeyn ſollten und könnten. Bey dem gegenwärtigen Werk hätte der Ueberſetzer einen erfahrnen Mineralogen und Chemiſten zu Rathe ziehen ſollen, der ihm die Fehler des Originals angezeigt und verbeſſert, auch die Ueberſetzung ſelbſt durchgeſehen hätte.

Ein ſchätzbarer literariſcher Nachtrag iſt Hn Hofr. *Käſtners* Nachricht von *Ghetaldi* Buche: *Archimedes promotus*. Ghetaldus iſt der älteſte Mathematiker, von dem wir zahlreiche und mit einiger Genauigkeit angeſtellte Verſuche über eigene Schweren haben. Der Titel des Buchs bezieht ſich darauf, daſs Archimedes zu ſolchen Unterſuchungen den Grund gelegt hat.

Leipzig, b. Cruſius: *Uebergangsordnung bey der Kriſtalliſation der Foſſilien, wie ſie aus einander entſpringen und in einander übergehen*, von *Carl Immanuel Löſcher*, vormaligen Gräfl. Thuniſchen Bergmeiſter in Böhmen, gegenw. in Freyberg. Mit 6 K. 1796. 61 S. 4.

Ein zum Studium der natürlichen Kryſtalliſation der Foſſilien, und insbeſondere der Uebergänge derſelben, ſehr brauchbares Werk; in welchem gelehrt, und in Abbildung gezeigt wird, wie ein Kryſtall von einer gewiſſen Grundgeſtalt durch Abſtumpfung, Zuſchärfung und Zuſpitzung in eine andere verſetzt werden kann. Der Vf. theilt die Uebergänge in 2 Klaſſen. Erſtens in ſolche, deren letzter Uebergangskryſtall von einer andern Grundgeſtalt iſt, als der woraus er entſpringt, z. B. der Uebergang aus dem vollkommenen Würfel, wie auch aus der einfachen vollkommenen dreyſeitigen Pyramide, ins vollkommene Octaëder, aus dieſem durch das vollkommene Ikoſaëder, das vollkommene Dodekaëder, das breitflächige Dodekaëder, endlich wiederum in den vollkommenen Würfel, der aber in Anſehung ſeiner Gröſse noch nicht ganz den dreyſsigſten Theil vom erſtern beträgt. Zur zweyten Klaſſe rechnet er diejenigen Uebergänge, an denen man noch ſehen kann, aus welcher Grundgeſtalt ſie entſprungen ſind: z. B. der Uebergang aus der einfachen vollkommenen dreyſeitigen Pyramide in die dreyſeitige Tafel. Die Uebergänge werden ferner in Haupt- und Nebenübergänge eingetheilt. — Da durch die Zeichnung verſchiedene von den Zwiſchenkryſtallen in den Uebergangsreihen ſich nicht deutlich genug darſtellen laſſen, ſo erbietet ſich der Vf., den Liebhabern alle dieſe Dinge körperlich, nämlich in richtigen und ſauber gearbeiteten Modellen aus gutem Holze zu liefern. Bekanntlich hat der Vf. ſchon ſeit mehrern Jahren dergleichen ganze modellirte Kryſtallenſammlungen verfertigt. Eine

ſolche

solche Sammlung von 200 modellirten Kryſtallen koſtet, nebſt Beſchreibung und Emballage, 6 Rthlr. 8 gr., und eine dergleichen von Uebergängen, beſtehend in 153 Stück, mit einem gedruckten Exemplare ihrer Beſchreibung, nebſt Emballage, 7 Rthlr. — Das *Verzeichniſs der ſämmtlichen Uebergangsreihen und der dazu gehörigen Foſſilien* begreift eine kurze Erklärung der auf den Kupfertafeln nach ihrer Folgereihe anſchaulich dargeſtellten Kryſtallfiguren; bey deren Zeichnung der Vf. jedoch in Anſehung des Geſichtspunkts, nicht allemal die gewöhnliche perſpectiviſche Anſicht gewählt, ſondern der Deutlichkeit wegen mehrere derſelben in Plano abgebildet hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Vitterhets Arbeten af Creutz och Gyllenborg* (Gedichte von Creutz und Gyllenborg). 1795. 16 Bog. 8.

— — — — *Sednare Vitterhets Arbeten af Gyllenborg* (Später herausgegebene Gedichte von Gyllenborg). 1795. 15 Bog. 8.

Hundert Jahre verfloſſen in Schweden von Stjerneman an bis auf Dalin. Man ſollte glauben, eben ſo viele Jahre ſeyn von Dalin bis auf Creutz und Gyllenborg vergangen, ſo ſehr hatte ſich Sprache und Poeſie verbeſſert, und doch gab Graf Creutz ſein Gedicht, Atis und Camilla, das allgemein als claſſiſch angeſehen wird, noch vor Dalins Tode heraus. In dieſer Periode, in welche nebſt Frau Nordenflycht auch Graf Creutz, und der noch jetzt lebende königl. Kanzleyr. und Ritter vom N. O. Gr. G. F. Gyllenborg gehören, ſollte alles in moraliſcher Rückſicht claſſiſch ſeyn. In der neueſten Periode, worinn ſich Kellgrén, Leopold, Bellmann und Lidner ausgezeichnet haben, ſucht man mehr das Witzige, ſo wie hingegen Hr. Thorild jetzt das Starke, Energiſche liebt.

Die Gedichte eines Creutz nebſt den frühern Gedichten Gyllenborgs, die ſchon vorher in *Våra Förſök, Svenska Parnaſſen* und den 1759 u. 1762 in 2 B. herausgekommenen *Vitterhets Arbeten* einzeln erſchienen, ſind hier unter dem oben zuerſt angeführten Titel geſammelt und neu gedruckt worden. Unter den Creutziſchen verdienen die zuerſt ſtehenden: Atis und Camilla, in 5 Geſängen, und Daphne den Vorzug. Erſteres iſt eine kleine Schäfer Epopee, nach dem Franzöſiſchen des Segrais. Die Beſchreibung des Morgens S. 4. und des Tempels der Hoffnung S. 22. iſt vortrefflich. Hin und wieder liebt der Vf. nach franzöſiſchem Geſchmack Antitheſen, die bisweilen ſpielend ſind, als S. 27:

Hur kan man vara hård, når man ett hjerta har?

(Wie kann man hart ſeyn, wenn man ein Herz hat?) bisweilen aber auch ſchön, als S. 38.

Jag drack af glömſkans flod, men kunde dig ej glömma.

(Ich trank aus dem Fluſs der Vergeſſenheit, aber dich konnte ich nicht vergeſſen). Daphne, welches der der Poeſie und dem Staat zu früh entriſſene Vf. unter ſeinen Gedichten zuletzt vollendete, giebt einen Beweis von ſeinem glänzenden Genie und der feinen Welt und Menſchenkenntniſs, die ſich ein Mann, wie Creutz, unter einer 20jährigen Geſandtſchaft, beſonders in Frankreich, bey ſeiner feinen natürlichen Anlage erwerben muſste. Ganz unvergleichlich iſt die anmuthige Elegie S. 58. Die ganze Seele des franzöſiſchen Geſchmacks lebt darinn; hier iſt mehr als Deshoulieres.

Die Creutziſchen Gedichte hat ſein Jugendfreund, Gr. Gyllenborg, unverändert abdrucken laſſen, und denſelben ſeine eigenen frühern Gedichte, um auch nach dem Tode von ſeinem Freunde nicht getrennt zu ſeyn, beygefügt, doch ſo, daſs er manches darinn verbeſſert und umgearbeitet hat. Boileau gab ihm zuerſt Geſchmak an der Satyre, und ſein *Veredsföraktare* (Weltverächter), iſt vortrefflich. Seine Gedichte athmen überhaupt geſunde Moral und Philoſophie.

Der eben mit angezeigte zweyte Band enthält den Anfang der ſpätern Gyllenborgiſchen Gedichte, dem noch mehrere folgen werden, worunter beſonders ſein hiſtoriſches Heldengedicht: *Täget öfver Bält* (der Zug über den Belt) in 12 Geſängen, woran er viele Jahre gearbeitet hat, und das 1785 auf 335 S. in 8. gedruckt iſt, gehört. Hier findet man nun, nachdem der Vf. nach neun Jahren bey einem veränderten Zeitpunkt die Leyer wieder ergriff, auſser ſeiner Eintrittsrede in die, von der Königin Louiſa Ulrika, geſtiftete Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, einige Oden an den König, worinn viele Liebe für Wahrheit und Vaterland herrſcht. Doch zieht Rec. die in der erſtern Sammlung befindliche Ode S. 139. *öfver Själens Styrkå* (über die Seelenſtärke) und S. 161. *Menniſkans elände* (das menſchliche Elend) vor. In der erſtern iſt die 3. Stanze, noch mehr die 10te und die 14te mit dem Schluſſe eine der edelſten. Und in der zweyten Ode ſind die 2. 4. 6. 8. 10. 12. 25. 26. 30. 31. 35. 38 u. 41. Stanzen die ſtärkſten. Merklich aber iſt, wie viel matter S. 147. in der Ode *Menniſkans Nöjen*, die Vergnügungen des Menſchen, gewählt ſind. Ueberhaupt herrſcht doch im Ganzen in dieſen Oden mehr philoſophiſcher, als dichteriſcher Geiſt. Die Fabeln ſind leicht und gut erzählt, ihrer ſind in 4 Abtheilungen in allen 103. Der Vf hat die Erfindungen eines Aeſop, Phädrus und La Fontaine bis auf etwa den zehnten Theil derſelben, die ganz eigene Erfindung ſind, genutzt, doch hat er ihnen unter andern Veränderungen beſonders ein mehr moraliſches Kleid gegeben.

LEIPZIG, b. Fleiſcher d. jüng.: *Albert und Eliſe*, oder Partheylichkeit aus Vaterliebe. Ein Beytrag zur Geſchichte des menſchlichen Herzens. 1796. 303 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. vergleicht in einer Zueignungsſchrift ſein Werk mit dem Trunk Waſſers, den ein armer Perſer ſeinem Monarchen als das einzige Geſchenk bot, welches er zu geben hatte. Von der Natur des Waſſers hat es auch manches an ſich, nur nicht das Erquickende. Den guten Willen müſſen wir beſonders rechnen:

das durch ihn hervorgebrachte Buch aber bereichert den Leser um nichts als um ein paar Abentheuer nach dem gewöhnlichen Schnitte, von denen man sich nicht erklären kann, wie sie einen *Beytrag zur Geschichte des menschlichen Herzens* abgeben sollen. Wenigstens ist hier nur die abgetragenste Seite desselben zu sehen. Ein Hr. von *Ahnburg*, der seine Tochter keinem Bürgerlichen geben will; ein Fräulein, das sich in ihren Arzt verliebt u. dgl. m. Man suche auch nicht nach psychologischer Darstellung: alles ist schlecht und recht vorgetragen, und bey dem eiligen Laufe der Geschichte findet man nirgends einen Ruhepunkt. Der zweyte Titel ist von einer Einschaltung hergenommen, deren mehrere sind, welche nach der Weise unbehülflicher Erzähler die Verwicklung ausmachen. Hr. *von Edelberg* ist *aus Vaterliebe partheyisch* gegen den Mann, der ihm seinen Sohn vorenthält. Nachdem Flucht, Verrath, Entführungen aller Art, ein Mann, der seine Frau in allen spanischen Klöstern sucht, Gefängnisse und überhaupt Gefährlichkeiten zur Genüge vorgekommen sind, und der Held bis zum Schaffot gediehen ist, wohin ihn sein Vater, der ihn nicht kennt, zu befördern sucht, schliesst sich der Roman so befriedigend wie möglich mit drey Heirathen. Um alles Unebne aus dem Wege zu räumen, ist der Arzt auch ein geborner Baron. Nach den ersten Seiten des Buchs, wo der Satz: „aus einer „berühmten Familie geboren seyn ist Zufall, kein Ver„dienst; nur das, was wir uns selbst geben, bestimmt „unsre wahre Grösse;" nach allen Ecken gedreht und gewendet wird, hätte man sich ein andres vermuthen sollen. Die Schreibart des Vf. ist nicht sehr reich an Wendungen; bey der Schilderung seiner Günstlinge braucht er stets dieselben. Z. B. S. 17.: „So ausgebrei„tet seine Kenntnisse, so vortrefflich sein Herz, so schön „war auch der Körper Alberts." *Ebend.* „Sein schöner „Körper entsprach seiner Seelenschönheit ganz, so dass „wohl nie ein schöneres Meisterstück aus der Hand des „göttlichen Bildners hervorging." S. 31. „Nicht we„niger war dieser schöne Körper auch die Hülle einer „schönen Seele." Doch kommt man auch ohne besondern Anstoss an das Ziel, die letzte Seite nämlich. Solche poetische Stellen wie S. 179.: „all mein Schmerz „starb in des Wiederfindens Wonnezähre," kommen zum Glück nicht oft vor.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Frankfurt a. Main*, in der Göbhardt- und Körberschen Buchh.: *Einige Bemerkungen über philosophischen Unterricht*, mit Hinsicht auf unser Zeitalter. Deutschlands Schulmännern amtsbrüderlich zugeschrieben, von *Wilhelm Dietler*, Prof. in Mainz. 1792. 64 S. 8. — Um dieser gedankenreichen und gründlichen Schrift ihr Recht anzuthun, wollen wir den Inhalt der 13 §§., aus denen sie besteht, kürzlich angeben. 1) Aller Unterricht ist um der zu belehrenden willen: darum soll jeder Lehrer ohne Rücksicht auf seinen eigenen Ruhm und Glanz, blos für die Erreichung seines Zwecks arbeiten. 2) Vorzüglich sollen Lehrer der Philosophie ihren hohen Beruf erwägen, zumal in unsern Tagen: denn, je mehr Ansehen und Einfluss der Philosophie zugestanden wird, desto nöthiger ist es, dass das Philosophiren zweckmässig geleitet werde. 3) Freylich kann der Lehrer nicht Alles allein thun; sondern Aeltern und Staat müssen mitwirken; aber erstere sollen doch ausdenken und anrathen, was Aeltern und Staat zu thun haben. 4) Unsere Vorfahren waren zu hart und strenge gegen die Jugend; ihre Sittenlehre predigte Nichts als Jammer und Qualen ohne Zweck und Ende. Man hat sie abgeschafft; aber nun fallen diejenigen auf das andere Extrem, deren Moral Nichts ist als Glückseligkeitstheorie. Die Sinnlichkeit ist sehr geneigt diese Glückseligkeitsprincipien zu misbrauchen, wenn nicht die Vernunft bald mit Sittengesetzen ins Mittel tritt. 5) Es ist in Absicht auf die sittliche und auf die wissenschaftliche Cultur gleich schädlich, wenn man alles Mühsame aus den Studien zu entfernen sucht: denn nur durch anhaltende und anstrengende Uebung werden die menschlichen Kräfte entwickelt und stark. 6) Aller Unterricht, auch der philosophische sollte Stufen halten, nach dem Bedürfnisse und der Fähigkeit der Schüler. Nicht Alles taugt für Alle. Speculation muss seyn: sie ist wahres menschliches Bedürfniss; aber sie kann nicht Antheil Aller seyn. 7) Diese Abstufung sollen alle gelehrte Schulen beobachten und sich daher vorsetzen, nicht lauter grosse Geister, sondern gute und brauchbare Menschen zu bilden. 8) Der erste Unterricht in Gymnasien darf nicht abstract seyn, sondern zur Uebung der Kräfte und Sammlung des Stoffs eingerichtet. 9) Für die Gymnasien gehören Historie, Sprachen, Rhetorik, Poetik, physikalische und mathematische Unterweisungen, als Vorbereitung zur Philosophie, weiterhin Psychologie, Logik und Encyklopädie; aber eigentliche Moralphilosophie und rationale Theologie, so wie überhaupt alles Metaphysische sind nicht für Alle, bleiben daher von dem exoterischen Curfus der Gymnasien ausgeschlossen. 10) Diese Lehrart nützt und hilft dem Geschäftsgelehrten zum glücklichen Fortgange in den übrigen Studien; dem bildungsbedürftigen Ungelehrten zur Erweckung des vernünftigen Denkens; und dem eigentlich Philosophischgelehrten zur Vorbereitung auf die höheren Stufen. 11) Die esoterische Lehrart gehört für die Universität: aber auch hier soll der Jüngling nicht eigentlich eine Philosophie *lernen;* sondern, der Lehrer soll ihm zur Erkenntniss der Principien helfen, und sodann Mittel und Methode zeigen weiter zu kommen. Besser ist's, wenn der philosophische Unterricht neben den übrigen Studien hergeht, als wenn der studirende Jüngling sich ausschliesslich in den ersten Jahren mit der Philosophie, und in den folgenden mit den Geschäftsdisciplinen beschäfftigt. 12) Aber auch dieser akademische Vortrag der Philosophie fodert Vorsicht. Anders spricht der Philosoph mit geübten Denkern; anders mit Schülern und Anfängern. Hier werden nun sieben nach Rec. Vorstellung vortreffliche methodische Maximen angegeben, deren Vernachlässigung freylich leicht entweder die Gemüthsruhe stören oder zur Leichtfertigkeit verführen kann. 13) Daher muss der Lehrer der Philosophie *die* Menschen und *den* Menschen wohl studiren, um sich weder durch überspannte Erwartungen täuschen, noch durch unerwartete Hindernisse abschrecken zu lassen. — Es wird der pädagogischen Schriften nicht viel geben, in welchen so viel wahres und anwendbares in gedrängter Kürze und zugleich in einer so edlen und fasslichen Schreibart vorgetragen ist, wie in dieser.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. August 1796.

GESCHICHTE.

GOTHA, b. Perthes: *Nekrolog auf das Jahr* 1794. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Deutschen. Gesammelt von *Friedrich Schlichtegroll*. Fünfter Jahrgang. Erster Band. 1796. XVI und 350 S. 8. (1 Rthlr.)

Mit diesem Bande sind in der äussern Einrichtung ein paar Abänderungen gemacht, von welchen der Herausg. in dem Vorberichte Rechenschaft giebt. Die bisher zum Druck dieses Nekrologs gebrauchten lateinischen Lettern sind mit deutschen verwechselt worden, weil die meisten Leser es zu wünschen schienen. Es war freylich wohl mehr der etwas zu klare und zu enge Druck der bisherigen Bände, der diese Beschwerden veranlasste; und der Herausg. bemerkt sehr richtig, dass dies bey mehrern neuern deutschen, mit lateinischer Schrift gedruckten, Büchern der Fall ist. Eben so richtig scheinen einige andre Erinnerungen zu seyn, die er über den Gebrauch dieser Typen macht, denen er sonst vor dem deutschen Schriftcharakter den Vorzug giebt, ob er gleich an der hierinn je zu erhaltenden Allgemeinheit und Gleichförmigkeit zweifelt, wozu es ihm jetzt schon zu spät zu seyn scheint. Die zweyte, und, wie Rec. glaubt, sehr erwünschte und nothwendige Abänderung besteht in der künftigen Einschränkung dieses Nekrologs auf die Leben verstorbener *Deutschen*, die nun auch auf dem Titel angegeben ist. Zu wünschen wäre dann freylich noch ein besondrer *Nekrolog der Ausländer;* und der Verleger dieses nun völlig *deutschen* geht damit um, mit Hülfe eines unsrer belesensten und betriebsamsten Gelehrten diesen Gedanken auszuführen. Uebrigens wird zu den vier bisherigen Jahrgängen nächstens ein Supplementband geliefert werden, welcher die noch rückständigen Biographieen, nebst Berichtigungen, Zusätzen und vollständigen Registern, enthalten wird.

Die sämmtlich denkwürdigen Männer, deren Lebensbeschreibungen dieses fünften Jahrgangs erster Band enthält, sind folgende: I. *Wilhelm Paul VerPoortenn*, Dr. der Theol., Prof. und Prediger zu Danzig, ein um das dortige Athenäum sehr verdienter Mann, von ausgezeichnetem sittlichen und gelehrten Charakter, obgleich seine Schriften gröstentheils nur in Programmen bestanden. II. *Johann Adam Schmerler*, Rector der Schule in Fürth, der sehr jung starb. Sein etwas schwärmerischer und mystischer Hang verlor sich in der Folge; er machte sich um seine Schule sehr verdient, und gab in wenig Jahren eine Reihe, meistens pädagogischer, nicht durchaus verwerflicher, und zum Theil nützlicher Schriften heraus, über deren Anzahl er einmal selbst erstaunte, als er sie bey einem Freunde zusammen stehen sah. „Herr Gott!" rief er aus, „für „einen so kinderreichen Vater habe ich mich selbst „nicht gehalten; aber die grosse Schaar ist wohl daran „Schuld, dass keines sorglich genug erzogen seyn wird!" III. *Philipp Ernst Spiess*, Regierungsrath und Archivar, zu Bayreuth, von bekannten grosen Einsichten und Verdiensten im diplomatischen Fache, worinn er nicht blos in dem ihm zunächst angewiesenen Wirkungskreise, sondern auch zu Wien und zu St. Blasien nützlich wurde. Sein Leben war, besonders in den spätern Jahren, eine Kette von nützlicher Thätigkeit und belohnenden Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden. IV. *Joh. Franz Friedr. Ant. Meyer*, Holzhändler und herzogl. sachsencoburgischer Hofagent zu Neustadt an der Haide; ein Proselyt aus dem Judenthume, von nicht gemeinen Fähigkeiten und voll redlichen Strebens nach Wahrheit und Ueberzeugung. Sein Briefwechsel mit dem sel. *Jerusalem* ist ohne sein Vorwissen, auf Befehl der Herzogin von Koburg, vor sieben Jahren gedruckt. Er veranlasste eine hier mitgetheilte Erklärung des sel. *Semler's*, die dem Herzen dieses letztern sehr viel Ehre macht. V. *Friedr. Amadeus Jak. Böhme*, reform. Prediger zu Heidelberg, einer der besten und tugendhaftesten Männer, der als Mensch, als Forscher nach Wahrheit, und als Lehrer der Religion seine ganz entschiedenen Vorzüge hatte. Sein Benehmen gegen den ihm sehr ergebenen Dr. *Bahrdt* wird hier umständlich, und zu seinem Ruhme, erzählt. Er war auch Schriftsteller, aber nie unter seinem Namen. VI. *Wenzel Anton*, Fürst von *Kaunitz*, einer der berühmtesten neuern Minister und Staatsmänner, von dessen Leben und Charakter hier jedoch nur ein kurzer Abriss geliefert wird, wozu der Herausg. verschiedne aus Wien erhaltene handschriftliche Nachrichten, unter andern von einem sechs und vierzigjährigen Hausgenossen des Fürsten, benutzt hat. VII. *Jakob Mauvillon*, herzogl. Braunschweigischer Ingenieur-Obristlieutenant und Lehrer der Kriegswissenschaften am Collegio Carolino. Unter den Biographien dieses Bandes ist keine so ausgeführt, so charakteristisch und so gut geschrieben, als diese. Sie scheint gröstentheils von Einer Hand und von einem von den gewiss, überwiegenden guten und trefflichen Eigenschaften des Verstorbenen lebhaft eingenommenen Freunde abgefasst zu seyn, obgleich der Herausg. versichert, dass sie aus mehrern handschriftlichen Beyträgen entstanden, und vor dem Druck noch von einigen unpartheyischen Bekannten des sel. *M.* genau durchgesehen sey. Die

S. 172. erwähnten Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter sind doch nicht von ihm allein, sondern gemeinschaftlich mit dem jüngern, früh verstorbenen, *Unzer* geschrieben. Ein seltsamer Zug ist es doch, dass sich *M.* nach S. 240. *kindisch freute*, wenn Pasquille auf ihn gedruckt wurden, und der hinzugesetzte Grund ist nicht minder seltsam. Das in der Note S. 241. abgedruckte Pasquill verdiente wahrlich nicht die Ehre, im Nekrolog aufbehalten zu werden. VIII. *Friedrich Gottfried Abel*, Doctor der Arzneygel. und Domphysikus zu Halberstadt; als Schriftsteller durch seine metrische Uebersetzung *Juvenal's* bekannt, vornehmlich aber als Mensch, durch seinen einfachen, edeln und biedern Charakter merkwürdig. Sein Schwiegersohn, der Dichter *Klamer Schmidt*, hat die aus dem Herzen geschriebne Biographie von ihm aus den Halberstädtischen gemeinnützigen Blättern, die hier mit benutzt ist, auch einzeln abdrucken lassen. Wir hätten sie ganz, wie sie ist, hier zu lesen gewünscht. IX. *Johann Gottlob Immanuel Breitkopf*, unvergesslich für die typographische Literatur der Deutschen, als Erfinder, Gelehrter und Schriftsteller, von rastloser und höchst gemeinnütziger Thätigkeit. Von seiner längst mit Sehnsucht erwarteten Geschichte der Buchdruckerkunst ist der gröste Theil vollendet; sie wird gewiss ein Muster der gründlichsten und genauesten Forschung seyn, wie dies die vorläufigen Proben, besonders die Abhandlung über die Erfindung des Papiers und der Spielkarten mit so vielem Recht erwarten lassen. Auch von der Fortsetzung dieser Abhandlung sind schon mehrere Bogen gedruckt, und was davon die eigentliche Holzschneidekunst betrifft, liegt längst zum Drucke fertig. X. *Ildephons Schwarz*, Benedictiner, Bibliothekar und Professor im Stifte Banz, ein sehr aufgeklärter Mann und eifriger Wahrheitsforscher, der unter andern zur Literatur des katholischen Deutschlandes die gründlichsten Recensionen, oder vielmehr Abhandlungen, im theologischen und philosophischen Fache lieferte. XI. *Heinrich Julius Bruns*, Schullehrer und Cantor zu Reckan, verdiente seiner musterhaften Thätigkeit und Lehrgaben wegen hier gewiss eine Stelle, so wie ihn der Domherr *von Rochow* eines Denkmahls in seinem Garten, mit der einfachen Aufschrift: *Er war ein Lehrer*, würdig hielt.

ALTONA, b. Hammerich: *Magazin für Kirchengeschichte und Kirchenrecht des Nordens.* Herausgegeben von D. *Friedrich Münter*, ord. Prof. d. Theol. zu Kopenhagen. *Zweyten* Bandes erstes St. 1793. 128 S. *Zweytes* 1794. 108 S. *Drittes* 1795. 110 S. 8.

Verschiedene Aufsätze in diesem zweyten Bande gehören zusammen, und sollen daher auch hier der Kürze wegen gleich mit einander angeführt werden. *Die von den Jesuiten 1576 in Schweden eingeführte katholische Liturgie*, (die Hr. D. *M.* auch besonders hat drucken lassen) *die Urkunden zur Geschichte derselben*, und *die Geschichte des schwedischen Nationalconcils zu Upsal* 1593 betreffen eine und dieselbe merkwürdige Angelegenheit der schwedischen Kirche, die auch noch nie zuvor so vollständig und genau auseinandergesetzt worden ist, so bekannt auch im Allgemeinen der ganze Vorgang, der sogenannte liturgistische Streit mit seinen Folgen war. Man erhält hier den Text der jesuitischen Liturgie selbst, welcher im Original eins der seltensten Bücher, ausser Schweden fast gar nicht zu finden, auch, so viel Rec. weiss, in keinem andern Werke wieder abgedruckt ist. Da fällt nun aber die bisher schon im Ganzen bekannte genaue Uebereinstimmung dieser Liturgie mit dem römischen, durch die Synode zu Trident verbesserten, Missale unverkennbar in die Augen; eben so sehr aber auch der Mangel dieser Uebereinstimmung in allen solchen Stellen, wo sie der Absicht hinderlich gewesen seyn würde, die Gemüther nur langsam und unmerklich auf die Annehmung der römischen Messordnung vorzubereiten. Die Ursachen der Abänderungen und Auslassungen hat der Herausg. in untergesetzten Noten treffend angeführt. Aber in voller Stärke war die verrätherische Absicht dieser Formeln schon in den Gutachten aufgedeckt, welche die mit den Anordnungen des von den Jesuiten verführten Königs Johann III unzufriedene Parthey sich von den theologischen Facultäten zu Wittenberg, Leipzig, Frankfurt a d. O. und Helmstädt ausfertigen liess. Diese lesenswürdigen Gutachten hat der Herausg. unter den Urkunden mitgetheilt; sie waren bisher zwar, ihrem Inhalte nach, aus *Rango's Silecia orthodoxa* bekannt, aber (das Wittenbergische ausgenommen, welches bereits in den *Consil. Theol. Witeb.*, Francof. 1664. T. III. p. 46. zu lesen ist,) ungedruckt. Ob nicht auch günstige Urtheile für die jesuitische Liturgie von auswärts eingegangen sind, berichtet Hr. M. nicht. Vielleicht führt ihn das, was wir in *Boxhornii Bibliotheca Agendorum* p. 251. über die Sache gesammelt finden, künftig noch zu einer genauern Untersuchung; unter andern der Umstand, den Laur. Fabricius in der Dedication seiner Partit. cod. Hebr. beybringt: *Missus ille fuit liturgicus Antichristi liber ad quaedam Germaniae loca cum munere butyri tonnis conditi et Mardium* (was ist das?) *pretiosum fasciculo; his muneribus censor captus et excoecatus potentiori* (Regi) *librum mittenti nefarie blandius fuit.* — Was Hr. M. von der upsalschen Nationalsynode 1593 berichtet, erhält sein Interesse theils von eben dieser jesuitischen Liturgie, welche hier, nebst allen Ueberbleibseln des jesuitischen Einflusses auf das Kirchenwesen im Reich abgeschafft wurde, theils auch von dem im J. 1793 begangenen schwedischen Reformationsjubelfeste.

Die Kirchenverfassung des neuen Jerusalems ist in zwey Stücken dieses Magaz. durch Mittheilung des Merkwürdigsten aus der in London 1790 herausgekommenen Monatschrift: *New Jerusalem Magazine or a treasury of celestial, spiritual and natural Knowledge*, vornehmlich durch die im ersten Stück derselben enthaltene kurze Uebersicht der vornehmsten Lehren der neuen Jerusalemskirche, überaus gut erläutert. Was für einen ausgebreiteten Anhang diese Secte in England habe, ist bekannt genug. In Schweden bestand sie noch im J. 1787 nur aus 500 Mitgliedern, die jetzt wahr-

wahrscheinlich bis auf 2000 vermehrt, im ganzen Reiche zerstreut, meistens Kaufleute, bürgerliche Beamte, Edelleute und Officiere sind; dem gedachten englischen Journal zufolge ist sogar der Herzog von Südermannland beygetreten; es liefert im 4ten St. die Rede, die er bey seiner Einführung gehalten haben soll. (Zu verwundern wäre es doch, wenn dieser Umstand während der Regentschaft des Herzogs den Swedenborgern ganz unvortheilhaft geblieben wäre.) Die Regierung beweiset sich sehr duldsam gegen sie; ihr Gesuch aber um freye Religionsübung nahm Gustav III sehr ungnadig auf, (ob um der Sache selbst willen, oder wegen des frechen Tons der Bittschrift, ist nicht gesagt). In Dänemark rechneten die Proselytenmacher dieser Parthey sehr viel auf die von der Regierung verwilligte Pressfreyheit; brachten auch die wichtige Nachricht aus, dass daselbst das symbolische Ansehn der Augsburgischen Confession vernichtet sey. Soll man aus solchen Artikeln in dem engl. Journale die übrigen, welche *the State of the new Church in — in — in* — überschrieben sind, beurtheilen, so ist viel Aufschneiderey darinn; ein gewöhnlicher Kunstgriff kleiner schwärmerischer Secten, um sich auszubreiten, sich für sehr ausgebreitet halten zu lassen.

Kurze Darstellung der Geschichte der Reformirten in Dänemark, vom Anfang ihrer öffentlichen Religionsübungen bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Der Vf., Hr. Pastor *von Gehren*, entschuldiget es, dass er erst von der Zeit ausgeht, da die Reformirten in Dänemark vollkommene Religionsfreyheit erhielten, damit, dass es an zuverlässigen Nachrichten fehle. Indessen würden doch die Nachrichten vom Schicksale Johanns von Lasco und seiner aus England vertriebenen reformirten Gemeine in Dänemark, (die der Bischof *Harboe* mit Fleiss gesammelt hat,) die Geschichte der Händel wegen der Concordienformel (im Pontoppidan, in der dän. Bibliothek, u. a.) und das, was man von den toleranten Gesinnungen der holsteinischen und schleswigischen Regenten weiss, zu einer vollständigern Geschichte dieser Religionsparthey in jenem Reiche nützlich gebraucht werden können. Von der Entstehung reformirter Gemeinen in Altona, Glückstadt etc. (vergl. *Boltens* Kirchennachrichten, *Matthiä* Kirchenverf. v. Schlesw. u. Holst.) sagt der Vf. nichts. Vielleicht wäre auch die Bemerkung hier am rechten Ort angebracht gewesen, dass vor der Revolution im J. 1660 die Könige von Dänemark weit weniger Gewalt hatten, im Reiche selbst andern Religionsparthey en Freyheiten zu gewähren. Daher denn auch, dass erst die Königin Charlotte Amalia die Urheberin der freyen Religionsübungen für alle Reformirten seyn konnte; und daher, dass nun erst der Vf. mit einer kurzen Erzählung der Verdienste anhebt, welche sich diese Königin, eine hessische Prinzessin (und Tochter einer Schwester des grossen brandenburgischen Kurfürsten) um ihre Religionsverwandten erwarb. Auch hier ist die Geschichte zu kurz; um so unterrichtender aber die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes dieser Gemeinen.

Folgende Aufsätze sind aus des Bischof *Ol. Wallquist* Ecclesiastigke Samlingar: *Gustavs Adolphs Plan zu einem Oberconsistorio für ganz Schweden; königl. Verordnung vom 29 Jan. 1790 über Errichtung einer Expedition für die Geschäfte der Kirche und des Priesterstandes; königl. Verordnung vom 21. Aug. 1786, wie es mit den Beförderungen etc. im Priesterstande gehalten werden soll; zwey königl. Befehle an ein Consistorium, während der Erledigung* (des Ledigseyns) *eines Bisthums keine Synode zu halten; kurzer Lebenslauf des schwed. Oberhofpred. u. Ordensbisch. Taube.* Ausserdem enthält dieser Band noch: *Verzeichniss aller in Dänemark bis zur Reformation gehaltener Concilien*, zur bequemen Uebersicht, aus Hvitfeld, Pontoppidan und andern, und *Privilegien der deutschen Petrigemeine in Kopenhagen von 1672.*

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Biographie des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand*, bearbeitet von *Carl Lang*. Aus dem zweyten und dritten Jahrgang des historischen Taschenbuchs für den deutschen Adel besonders abgedruckt. Mit Kupfern von *Küssner, Lang* u. a. 1795. (2 Abtheilungen, jede 80 Seiten ohne Kupfererklärung) 12.

Wir sind dem Vf. das Zeugniss schuldig, dass er seinen Gegenstand mit einer hinlänglichen Kenntniss der Geschichte damaliger Zeit bearbeitet, und ihr durch den lebhaften Vortrag viele Anmuth gegeben. Inzwischen wäre Götz von Berlichingen wohl nie einer besondern Aufmerksamkeit werth gehalten worden, wenn es nicht seiner eigenen Lebensbeschreibung geglückt hätte, bis auf unsere Zeiten zu kommen, und durch eine bekannte Meisterhand dramatisirt zu werden. In seiner natürlichen Gestalt kann uns Götz durchaus nicht als ein erhabener, als ein grosser Mann, bey weitem nicht mit einem *Sickingen, Hutten, Schwarzenberg, Schwendi, Schertel*, vergleichbar erscheinen. Statt dass grosse Männer ihrem Zeitalter vorrücken, war Götz nicht einmal der anfangenden Cultur seines eigenen empfänglich, ja vielmehr um 100 Jahre zurück. Unter den günstigsten Umständen, die jedem vorzüglichern Kopf die wichtigsten Rollen von selbst in die Hände hatten spielen müssen, eröffnete er seine Laufbahn bey Hof. Allein ohne Wissenschaften, ohne Erziehung, und nicht vermögend, diesen Mangel durch die Kraft seines Geistes nachzuholen, blieb seinem kindischen Ehrgeiz nichts besseres übrig, als sich und andere durch den altväterischen Spass der Buschklopfereyen zu ergötzen. Und auch da traute er sich lange Zeit nicht so viel zu, selbst einen Plan zu entwerfen, selbst Anführer zu seyn, sondern bequemte sich, als Spiessgeselle an die verrufensten Abentheurer, einen *Massenbach, Meuterer, Sützel* sich anzuschliessen. So wie er anfing, auf seine freye Faust zu handeln, ging es gewöhnlich schief. Nirgends leuchtet aus seinen zahllosen Prügeleyen ein Zusammenhang, ein Plan hervor. Sein letzter Zweck lief meistens auf eine Gelderpressung hinaus. Dabey erscheint seine Ehrlichkeit in einem sehr zweydeutigen Licht. Zu derselbigen Zeit macht er den Spion des schwäbischen Bundes, und den Anführer der aufrührischen Bauern, führt sie recht geflissentlich fehl,

und defertirt dann ins feindliche Lager. Der Hauptzug seines Charakters wurde endlich Tollkühnheit und Wuth. Er selbst vergleicht sich in dem Gefecht vor Landshut mit einem *wilden Schwein*. Um so weniger darf es uns wundern, wenn wir bey ihm, der seine Frau gleichgültig sitzen liefs, und ihre Mutter zum Haus herausjagte, einen der schönsten Züge der alten Ritterschaft, die Galanterie, vergeblich suchen. — Dafs *Thomas Münzer* als Anführer des Bauernaufruhrs dargestellt wird, ist wohl ein historischer Misgriff des Vf. Man sollte endlich aufhören, die wiedertäuferischen Händel in Niederdeutschland mit den Bauernunruhen in Oberdeutschland wegen ihrer zufälligen Aehnlichkeit zu verwechseln. Das Aeufsere des Büchleins ist sehr gefällig, und die 12 Monatskupfer von *Küfner* verdienen Lob. Jedoch sieht man bey dem Kaiser Max auf der 8ten Kupfertafel nicht das Jäger-Costüm beobachtet, in welchem er kurz vorher beschrieben wird. Bildliche Vorstellungen von Stürmen, Schlachten, wie Tafel 7 fallen gewöhnlich sehr gedankenleer aus.

GOTHA, b. Ettinger: *Kriegerische Beyspiele von Muth, List und Entschlossenheit.* Ein Lesebuch für Officiere im Felde. Erster Theil. 1795. 250 S. Zweyter Theil. 240 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Kriegslisten und kriegswissenschaftliche Anekdoten von berühmten Feldherrn. Erster Theil. Von Griechen und Römern. Zweyter Theil. Von berühmten Feldherrn der neuern Zeiten.

Der erste Band ist unter dem letztern Titel schon 1792 erschienen, und enthält die Strategemata des Frontinus, ohne Auswahl und Erläuterungen. Bey dem zweyten Theile sind einige allgemeine Schriftsteller benutzt. Das ganze Buch ist weiter nichts, als ein Vademecum für Kriegsleute, wobey der Vf., oder, wie die Vorrede will, *die* Vff., ohne Kritik und Ueberlegung, allerley zusammengerafft haben, was ihnen eben in die Hande lief. Der wichtige Ton der Vorrede fällt gegen die ganze unbedeutende Arbeit ziemlich lächerlich auf. Was sollen *denkende Officiere* über den *Gang ihrer Wissenschaft* aus einer so dürftigen Compilation für Unterricht schöpfen? Zur Probe wollen wir gleich Nr. 1. des IIten Theiles hersetzen. „Karl V schickte, da er bey *Landrecy* stand, einen Rittmeister am hellen Tage aus, um zu sehen was der Feind mache. Dieser brachte die Nachricht, er habe die Schweizer aufmarschirt und im Treffen gesehen. Andere nach ihm geschickte Patrouillen aber sahen, dafs es Bäume waren.“ Das ist wohl ein platter Einfall, aber keine Kriegslist.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Bern: De notione et generibus Scepticismi et hodierna praesertim ejus ratione* praelegit pro suggestu Lausanensi Philosophico *Em. Zeender*, Stud. Theol. 1795. 67 S. gr. 8. Diese kleine Schrift enthält manche gute und richtige Bemerkungen über den Skepticismus, vorzüglich über den Begriff desselben, und sie macht dem Vf. um so mehr Ehre, da sie nicht allein von seiner gründlichen Belesenheit in den alten und neuern philosophischen Schriften, sondern auch von seinem eignen Denken unverkennbare Beweise liefert. Nach einigen Betrachtungen über Dogmatismus, Skepticismus und Kriticismus überhaupt, bestimmt er den Begriff und die Arten desselben ganz kurz, verweilt sich aber dann länger bey dem historischen, pyrrhonischen, humischen, Maimons und Aenesidemus Skepticismus gegen die kritische Philosophie. Die Betrachtungen über diese Arten des Skepticismus sind der beste Theil der Schrift. Die ganze Abhandlung kann als Einleitung zu einer Geschichte des Skepticismus angesehen werden; vieles ist darinn bestimmter und richtiger gefafst, als in *Stäudlins* bekanntem Werk; manches erfodert aber auch hier noch Berichtigung, z. B. der Begriff des dogmatischen Skepticismus. Der Vf. stellt ihn als ein von Principien ausgehendes System von Zweifelsgründen dar, wodurch die Gewifsheit der Grundsätze der Philosophie gänzlich zernichtet, oder doch zweifelhaft gemacht wird. S. 13. 25. 26. Der höchste Grad, gleichsam das Ideal jedes Skepticismus ist derjenige, der auch seine eignen Principe nicht verschont, sondern mit einem völligen Nichtwissen und gänzlichen Unentschiedenheit endiget. Allein dieser würde ja mit sich selbst streiten, und dadurch dem Dogmatismus Waffen gegen sich in die Hände geben; und dann, wie würde man denn mit dem Vf. sagen können, dafs er von Principien ausgehe, und deshalb den Namen des philosophischen verdiene, wenn er diese Grundpfeiler seiner Zweifelsgründe; und damit die Rechtmäfsigkeit seiner Zweifel selbst zerstörte. Zwar bemühet sich der Vf. diesen Begriff historisch zu begründen, indem er S. 25. behauptet, die Pyrrhonier hätten nicht nur die objective, sondern auch die subjective Wahrheit und S. 29. sogar die analytischen Regeln des Denkens bestritten. Ein etwas tiefer eingehendes Studium des Sextus wird ihn aber bald belehren, in wiefern und in welcher Rücksicht sie das gethan haben. Weil nämlich die Dogmatiker jener Zeit die formale und materiale Wahrheit nicht unterschieden, sondern die Regeln der Logik für constitutive Principe hielten, und die Logik selbst zu einer vollendeten Wissenschaft erhoben zu haben glaubten, so konnten die Pyrrhonier mit Recht auch die Logik in dieser doppelten Rücksicht der Skepsis unterwerfen. Aber so unlogisch waren sie nicht, dafs sie gewisse formale Regeln verworfen hätten, z. B. was von der Gattung gilt, gelte auch von den Arten, dafs von der Wahrheit eines Grundsatzes die Wahrheit aller abgeleiteten Sätze abhänge, sie beriefen sich vielmehr selbst darauf, um den Streit mit den Dogmatikern abzukürzen; z. B. Hypotyp. II. c. 8. Eben so hat der Vf. nicht darauf geachtet, dafs, wenn die Wahrheit überhaupt bestritten wird, dieses nur vermöge der Erklärungen der Dogmatiker von der Wahrheit, nicht an sich geschiehet, wie aus eben diesem Kap. des Sextus erhellet. Der Stil ist im Ganzen gut und ziemlich rein, nur im Periodenbau manchmal, z. B. S. 25., zu verwickelt, und dadurch undeutlich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. August 1796.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

GOTHA, b. Ettinger: *Theophanis Nonni* epitome de curatione morborum, Graece ac latine. Ope codicum manu scriptorum recensuit notasque adiecit *Jo. Steph. Bernard.* Tom. II. 1795. 428 S. 8.

Das Urtheil, welches Rec. über den ersten Theil dieses Werkes (A. L. Z. 1795. N. 131.) gefällt hat, wird durch das Studium des zweyten Theils vollkommen bestätigt. Der verstorbene *Bernard* hätte sich kaum einen andern griechischen Arzt wählen können, bey dem sich die angewandte Mühe weniger belohnte, als diesen geistlosen Epitomator. Indessen hat B., als Kritiker immer viel geleistet, und der nützlichste Theil dieser Arbeit sind die zahlreichen Emendationen, welche er beyläufig über andere Auctoren bekannt macht. So wird z. B. *Aret. acut.* II. 2. ξυν αὐτῃ in ξυν γαυτιῃ, beym *Palaephat.* c. 35. και ἀλλοις το πλασμα in ἁλις το πλασμα, beym *Moschion* c. 2. και βαλε ἐνθα μολιβδινῳ in κ. β. ἐν θυλᾳ μολυβδινῳ sehr glücklich verändert. Sogar *Act. apost.* XXVIII. 4. wird die Rede der Melitenser von Paul, ὀν διασωθεντα ἐκ της θαλασσης ἡ δικη ζην οὐκ εἰασεν durch den *Aeschylus* erklärt, wo θεμις für γαια steht. Es ist nur zu bedauern, dass diese und mehrere nicht gemeine Bemerkungen für einen grosen Theil der Philologen verlohren gehen, da sie so sehr zerstreut sind, und kein Register auf die emendirten Auctoren verweiset. Hätte *Bernard*, statt dieser Ausgabe *Varias Lectiones* geschrieben, so würde er gemeinnütziger geworden seyn. Dass der Text des *Theophanes* selbst fast unverändert aus der Ausgabe des *Martius* abgedruckt und alle Verbesserungen in die Noten verwiesen, dass sogar die an einzeln Stellen höchst fehlerhafte alte Uebersetzung beybehalten worden, ist sehr zu tadeln, da bisweilen die bessern Lesearten in die Augen springen. So ist offenbar p. 40. κνουμενον — κενουμενον: so muss p. 50 in ἐνετεον αὐτους ἐλαιῳ, αὐτους wegbleiben oder gelesen werden: ἐνεστεον αὐτοις ἐλαιον, so wie p. 58. ἐπιθετεον το σκλαγχνον offenbar τῳ σκλαγχνῳ. Oder man müste dies, wie so manches andere zu den Barbarismen rechnen, wovon *Theophanes* voll ist. So muss p. 58 offenbar statt ἀρτεμισιας μελανθιον — ἀρτεμισιων, μελανθιον, p. 90 statt διατασεως — διατασεως, p. 92 statt γυτναπια — γυμνασια, p. 114 statt ὀρχεω — ὀσχεῳ, p. 138 statt σχολωσις — σκολιωσις, p. 140 statt τρογλωτιδα — τρωγλιτιδα, p. 266 statt ἐπι τῳ θερματι — ὑπο τῳ θερματι, p. 332 statt δακομενων — δακνομενων, p. 336 statt χασματα — χασμαται gelesen werden. Uebrigens kommen hier und da sehr gute Veränderungen vor, die den geübten Kritiker anzeigen. S. 14 liest B. statt ὠα, ὰα, wodurch auch eine schon durch Ruhnken glücklich emendirte Stelle in *Platons* Sympolion erklärt wird. S. 22 sehr gut ἀποθερμων κυδωνατον placenta cydoniorum mella subacta. Der ehemalige Herausgeber hatte ἀποθερμων sehr ungeschickt zu ὑδρογαρον gezogen. S. 146 ist ἠγουν τιθει nach μαζους sehr gut für ein Glossem erklärt, das aber durch den spätern Abschreiber verderbt worden; es sollte nemlich ἠγουν τιτθους heisen. S. 188 gute Bemerkungen über die *particulas expletivas* μοι und σοι. S. 266 πηξις vortrefflich in πιεξις, S. 270 ἐναντι in ἐν αὐτῃ. S. 292 πυρ ἡ και τας σκηνας in πυραν κατα τας σκηνας ändert.

Rec. muss aber auch bey dem zweyten Theil wieder bedauern, dass *Bernard* so wenig Realerläuterungen gegeben hat. Das Grübeln über die Worte scheint ihm den Sinn für die Sachen geraubt zu haben. So macht er S. 7 die Bemerkung, dass *Stalpaart* van der *Wyl* und *Borelli* die äussere Anwendung des Schierlings für schädlich gehalten hätten. Hatte denn *Bernard* nie Erfahrungen über den Nutzen des Schierlings, äuserlich gebraucht, angestellt? So führt er bey dem Worte σωτειρα S. 64 an, dass dies ein Beyname der *Artemis* und *Pallas* gewesen. In jener Stelle ist aber offenbar die Rede von einem antidotum dieses Namens, dessen Composition schon *Paul* von Aegina (Lib. VII. p. 267. *ed. Basil. graec.*) und nach ihm *Myrepficus* (*antidotar.* sect. 1. c. 206. p. 403. *coll. Stephan.*) angeben. Auch sucht man von andern Compositionen eine Erklärung vergebens, z. B. von der *antidotus Esdrae* und dem *emplastr. Mnasaei*. Doch ist S. 198 die Composition ὑγεια angegeben. S. 62 erklärt B. ζινοφυλλον sehr gut durch *Sennesblätter*, die hier vermuthlich zuerst vorkommen. S. 66 wird τυχοβαιμων, woraus man sonst nichts zu machen wuste, in τοιχοδαιμων verändert und für einen *passerculus* erklärt. Rec. las die Parallelstelle im *Paulus* nach (Lib. III. c. 45. p. 100. 101.) und fand den Vogel unter dem Namen τρωγλοδυτης so gut beschrieben, dass er keinen Augenblick ansteht, auch den τοιχοδαιμων des *Theophanes* für unsern *Zaunkönig* (*Motacilla troglodytes*) zu erklären. Diesen Vogel salzten die Alten ein, verbrannten ihn zu Asche und gebrauchten die letztere als Harntreibendes Mittel. S. 83 wird der Name der *orkadischen* Inseln seltsam genug von ὀρχις hergeleitet, weil die Inseln rund seyn. Das sind sie aber nicht: *Hoy*, *Pamona*, *Sanda* und *Eda* unter den *Orkney's* haben eine länglichte, unregelmäsige Form. Weit besser ist die Ableitung von *Ork-eyar*, *wüste* Inseln, da, nach *Wallace*, weder Bäume noch Sträucher auf denselben gefunden werden. S. 309 ist die magische Formel ἐξηφορε, zur Vertreibung der Fliegen von *Villoison* sehr gut durch *exi foras* erklärt. *Scheids*

Herleitung aus dem Arabischen und Hebräischen ist zu gezwungen.

Uebrigens hat der Verleger für gute Register gesorgt: doch ist die Correctheit des Drucks in diesem Theil etwas mehr vernachläfsigt, als im ersten.

Leipzig, b. Liebeskind: *Ueber den Nutzen gewisser Bewegungen des Körpers zur Heilung hartnäckiger Hypochondrie, Gicht und einiger andern Krankheiten* von einem Nichtarzte. 1796. VIII u. 104 S. 8 (6 gr.)

Der Vf. dieses Büchleins meynt es recht herzlich gut, und er hat nicht Ursache zu fürchten, wie er häufig äufsert, dafs man seinen guten Willen bey der Abfassung dieser Schrift verkennen, oder desselben spotten werde. Aber zum guten und wahrhaft nützlichen medicinischen Volksschriftsteller gehört mehr, als guter Wille, und mehr, als der Vf. geleistet hat, und nach dieser Schrift zu urtheilen, zu leisten im Stande ist.

In seinem neunzehnten Jahre wurde er als Aufseher einer Wachsleinwandfabrik angestellt, wo er in einem Zimmer den Tag über zubringen und Nachts schlafen mufste, in welchem dreyhundert aufgespannte Leinwande und das häufige Bleyweifs und Oppersment, sammt dem Firnifs, mit welchem man die Farben anmacht, die giftigsten Dünste verbreiteten. Er litt begreiflich gar bald an heftigen Kolik und andern Schmerzen, Krämpfen und Gliederschmerzen, und als er einst wegen einer Aderlafswunde, die nicht heilen wollte, den Arm die Nacht über an den Leib festbinden liefs, war beym Erwachen der Arm steif, und als man ihn schwang, blieb er in der Höhe, wie eingeschraubt, stehen, so, dafs er nur mit der stärksten Gewalt unter heftigem Schmerz wieder herab gebracht werden konnte. Das nun hält der Vf. für Gicht, und da er durch nach und nach verstärkte Bewegung, Anfangs durch das Schwingen eines Stockes, nachmals durch das mit vorwärts oder rückwärts ausgestrecktem Arm verrichtete Aufziehn eines an einem in der Wand befestigten Rade hängenden Bleygewichts, und endlich durch allmälig verstärktes Reiten diesen Schmerz vertrieb, so glaubt er, ein Mittel gefunden zu haben, hartnäckige Gicht zu heilen.

Indefs blieben ihm, ungeachtet einer Reise, seine hypochondrischen Beschwerden, und er wurde täglich mehr überzeugt, „dafs alle hypochondrischen Beschwerden im Unterleibe *und dem Rückgrathe* ihren Sitz haben.“ Er stellte nun täglich dreymal erst mit dem Rücken, dann mit der rechten, dann mit der linken Seite sich gegen die oben erwähnte Maschine, und zog mit über den Kopf gestreckten Armen den Strick herab, und machte noch andre von ihm hier beschriebene Bewegungen der Arme. Indefs gesteht er hier doch ein, dafs Billardspielen, Holzsägen, Hobeln, Wafserschöpfen und andre von Aerzten angerathene Bewegungen dieselben guten Folgen haben würden, wenn man sie abwechselnd anwendete. Ungeachtet er nachmals durch Gartenarbeit seine Maschine zu ersetzen suchte, nöthigten ihn doch erneute Beschwerden zu ihr zurückzukehren. „Wer, sagt der Vf. (und diese Stelle mag einen Beweis seiner hypochondrischen Theorie von der Hypochondrie abgeben) wer einen Begriff von der Entstehung solcher Zufälle zu haben wünscht, braucht nur zu wissen, dafs der ganze menschliche Körper aus einem feinen Gewebe unendlich kleiner und gröfserer Kanäle besteht, durch die die Säfte durch die Schnellkraft des Herzens und der Gefäfse bis an die Haut getrieben werden; durch diesen Trieb wird der Umlauf des Blutes und der Säfte unterhalten; durch diesen Umlauf reinigt sich das Blut mit den übrigen Säften, und setzt zugleich die Unreinigkeit in den dazu bestimmten Werkstätten ab. Wo eine Stockung entsteht, bleibt die Unreinigkeit sitzen, und verursacht Schmerzen; solche Stockungen entstehen aus verschiedenen Ursachen.“ — Um einem Schmerz in der Gegend des Rückgraths zu vertreiben, will er unter den Hypochondristen eine Art zu gehen einführen, die er für die natürlichste hält, und die bey dem Allen sich sonderbar genug ausnehmen mufs. Er streckt nämlich mit jedem Schritte die Hände vor- und rückwärts so weit aus, dafs der obere Leib sich mitdrehen mufs, läfst auf jeden Schritt den Oberleib seitwärts auf die Hüfte, abwechselnd von einer Hüfte auf die andere sinken, und versichert, davon die nämliche Wirkung zu erhalten, wie von der Auflösung der Salze. — Das Sodbrennen, gegen welches er Krebsaugen in grofsen Gaben genommen (und es durch den *Mifsbrauch* dieser Arzney und der Magnesie ohne Zweifel vermehrt) hatte, lernte er durch häufiges Schlucken von Speichel, den er durch das Kauen von Süfsholz herbeyzieht, vertreiben, und meynt nun, die neuern Aerzte (vielleicht ein junger Doctor von seiner Bekanntschaft) kennten den Nutzen des Speichels zur Verdauung entweder gar nicht, oder liefsen dies unschätzbare Mittel ganz und gar aufser Acht. Der äufserliche Gebrauch des Speichels (oder vielmehr das *Reiben* mit Speichel) stärkte die Muskeln der untern Gliedmafsen eines alten Mannes, und von andern Kuren durch den äufserlichen Gebrauch des Speichels schweigt er, „weil sie nicht schicklich wären, hier anzuführen.“ — „Wenn die blinde goldne Ader geschnitten wird, so nenne ich dies einen Schnitt *in den Mastdarm* machen, *wobey das Leben allezeit in Gefahr kommt*,“ sagt unser Vf., und doch öffnete er, nach seiner Erzählung, mit einem Schwamme sie oft selbst, und machte sich eine örtliche Aderlafse. — Einen krampfhaften Schmerz in den Fingern vertrieb er durch Kamillenthee. —

Frankfurth u. Leipzig: *Die Kunst, schöne Kinder zu zeugen.* Nichts weniger als Posse. Ein Handbuch für junge Eheleute von *Andreas Jungmann*, Doct. Med. 1792. 156 S. 8.

Alle Vorschläge laufen darauf hinaus, die Eltern sollen ihre Einbildungskraft mit schönen Bildern von einander und von dem Kind, dem sie Daseyn zu geben wünschen, schwängern. Wenn wirklich nicht die

fein

feinsten und verstecktesten Anlagen und Richtungen des Geistes und Körpers sich fortpflanzen sollen, die in dem Augenblicke der körperlichen Vereinigung gewiss nicht thätig sind, sondern nur das *jetzige* Verhältniss beider Eheleute zu einander und ihre *gegenwärtige* physische und moralische Stimmung von Einfluss auf das Kind ist, wie man jetzt immer lehrt, der wahren Beobachtung ganz zuwider; so muss man vorzüglich warnen, dass Niemand dieses Buch zu einer Zeit liefet, in der es möglich ist, dass er Aussicht auf Erhaltung seines Stammes erhält; denn der Eckel und die Langeweile, die es einflösst, lassen gewiss kein Kraftgefühl aufkommen und hemmen zuverlässig alle Thätigkeit der Phantasie *in dieser Stunde* nicht allein. Ein geschmackloseres, seichteres Schriftgen ist uns lange nicht zu Gesicht gekommen. Der Vf. liebt vorzüglich die dramatische Behandlung, wo denn der Schauplatz, auf dem die sprechenden und handelnden Personen auftreten, mit vieler Kunst (!) geschildert ist. Doch weiss er auch charakteristische Briefe zu schreiben! Unkeusche Worte und unsittliche Situationen wird ein solcher Schriftsteller keinesweges ängstlich vermeiden. Von diesen erwartet man hier keine Beyspiele. Aber seine Plattheit und Erbärmlichkeit müssen wir in aller Kürze belegen, obgleich es ihnen eigen ist, dass sie sich nur in weitläuftigen Sätzen ganz abdrucken. Die Dedication ist an den pfiffigsten Mann unter der Sonne, den hochseligen Herrn Erzvater Jacob, *weiland* Sohn des weltberühmten Herrn Isaacs und *Sohn* des wunderschönen Frau Rebecca u. s. w. Der erste Abschnitt fängt an: Klingelt sie, Herr Gevatter, sie hören ja, wie draussen gepocht wird. Nein ist die Antwort, warten sie noch ein wenig; ich muss erst die Lichter noch einmal putzen u. s. w. S. 126 wird die Spermatologie durch das Brandweinbrennen aufgeklärt. Ein Brandweinbrenner Wisch erhält aus 88 Pf. 7 Loth Ingredienzien nur 6 Loth reinen Spiritus. 86 Pf. Rindfleisch, 2 Pf. Schockolade, ein Schock Eier und 3 Sellerieegerichte geben erst ein Loth von einem gewissen edlen Safte!!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT, b. Esslinger; *Auswahl interessanter republicanischer Reden*, gesammelt und herausgegeben von *Franz Gustav Iselin*. 1795. 300 S. 8.

Je weniger wir in diesem Fache neben anderen alten und neuen Völkern glänzen, und je weniger Meisterstücke selbst diejenigen deutschen oder Schweizerischen Staaten aufzuweisen haben, deren Verfassung die Beredsamkeit mehr als andere zu begünstigen scheint: um so mehr ist der Gedanke einer Auswahl zu billigen, deren Inhalt Senatoren und Bürgern, die sprechen müssen, zum Muster dienen könnte. Rec. muss jedoch gestehen, dass diese Absicht hier nur unvollkommen erreicht wird. Nicht die Hälfte der Aufsätze sind würklich gehaltene Reden; bekanntlich ist z. B. das, was Rousseau über die Staatswirthschaft schrieb (S. 213—300), wohl ein *Discours*, aber R. ist nie öffentlich aufgetreten, um vor einem Senate, Volke, oder Fürsten zu reden. Zweytens sind diese Abhandlungen und Reden sämmtlich übersetzt, und, nach dem Gefühl, des Rec. nicht eben wie Redner übersetzt werden sollten: Sie sind weder deutsche Originalwerke, noch zu deutschen *Reden* gemacht worden. Der grammaticalischen Versehen sind nicht wenige. Endlich würde z. B. der Eindruck, den Tronchins Reden (S. 1—90) machen sollen, durch eine Einleitung, worin der Vf., der Zweck, *warum*, die Umstände, *unter welchen*, die Rathsversammlung, *vor* der er auftrat, geschildert worden wäre, nicht wenig gewonnen haben. Von diesem allem erfährt man gar nichts; und ob Roustan über Vaterland und Freyheit geredet, und vor wem, oder ob er nur davon schreibt, ist dem Rec. selbst nicht bekannt. Auf diese Mängel wollte er den Herausg. darum aufmerksam machen, weil derselbe in den Anmerkungen zu Tronchins dritter Rede sich als einen denkenden Kopf und in verschiedenen Wendungen als einen Mann zeigt, welchen das Schriftstellertalent nicht fehlt. Wenn man seine offenbar gute Absicht dazu nimmt so verdient er alle Ermunterung.

Wir wollen kürzlich den Inhalt durchgehen: 1, 2. u. 3. Tronchin (Jean Robert), Procureurgeneral von Genf, über den Partheygeist und über die Gesetze. Diese drey Reden, welche schon sonst übersetzt waren, (S. *Hallers* Bibl. schweiz. Gesch., Th. IV), haben allerdings vorzüglich verdient, wieder in Umlauf gebracht zu werden. Nur, da sie bey ihrem übrigen Werthe auch Meisterstücke der Diction sind, war die Uebersetzung kein leichtes Unternehmen; und Rec. würde sie lieber im Original wieder gelesen haben. Sie stellen die ächten Grundfesten und die Natur republicanischer Verfassungen, (die jetzt von dem Partheygeist so sehr verkannt werden,) dar. Man erkennt in ihnen den Mann, von dem Montesquieu sagte: *Den Artikel von den Republiken im Esprit des Loix versteht er besser als ich selbst.* Tronchin ist nun todt; die Regierungsform seiner Vaterstadt sah er nach mehreren Erschütterungen fallen; Freunde und Feinde derselben sind wirklich in gemeinschaftlichen Ruin verwickelt: aber die hier vorgetragene Weisheit ist keinen Revolutionen unterworfen; sie trifft die Ueberspannungen aller Partheyen. Dem Rec. war besonders merkwürdig, was über die Religion vorkommt. In diesem Puncte dachte Tronchin ausserordentlich frey; er war durchaus nichts weniger als gläubig; was er von dem Gebrauch der Religion in freyen Verfassungen sagt, hat um so mehr Gewicht; und er unterscheidet sehr sorgfältig die denselben vortheilhafte Religion von der, (S. 41) „deren „Diener nicht mehr Bürger seyn wollten, um desto „sicherer Despoten zu werden; welche den Menschen „das geheiligte Recht der Untersuchung rauben möch„te u. s. f.“ Eine hierauf sich beziehende Stelle passt so gut auf unsere Zeit, dass Rec. sich nicht enthalten kann, sie (wo möglich zur Stillung der Gänse auf unserm Capitol) herzusetzen; „Oeffentlich anzeigen, dass „die Religion bedrohet wird, heisst, sie in Gefahr set„zen; weil es eben so viel ist, als anzeigen, dass sie „eine grosse Menge Ueberläufer habe. Dadurch muss

„das Volk, als gegen Meynungen, worüber man ihm „sehr viele Leute, als hinweg zu seyn, vorstellt, ganz „gleichgültig, und, von diesem Zaume frey, unbe„zwinglich werden: oder es wird in finstere Aengst„lichkeit verfallen, und da es sich von unbekannten „Feinden umringt glaubt, geneigt seyn, diejenigen „dafür anzusehen, welche Hass, Rache und Schwär„merey ihm als solche dargestellt haben!“ Er ist überhaupt der Meynung, dass nichts von der Aufklärung an sich, wohl aber davon zu fürchten ist, wenn die, welche gebieten, mit denen, welche gehorchen sollen, hierinn nicht gleichen Schritt halten. In Rousseaus Reden oder Discursen ist mehr Wärme, bey Tronchin mehr Licht. Jener fällt bisweilen (wie S. 174 ff. auch Hr. Iselin wohl erinnert) in Declamationen z. B. über den Luxus, dessen Begriff und Gradationen er bey weitem nicht genugthuend entwickelt.

Im übrigen handeln seine Aufsätze 4) von Vaterland und Freyheit (S. 91—126); 5. von den Mitteln, ein Volk vom Verderben zu retten (S. 127—184), an eine wohldenkende Gesellschaft in Bern. Es ist genug nur anzuzeigen, dass 6) Rousseau über die Tugend der Helden; 7. über die Staatswirthschaft, angehängt ist. Das Ganze bleibt bey allen obigen Erinnerungen ein recht nützliches Lesebuch, zur Bildung, wo nicht von Rednern, gewiss, was mehr ist, von rechtschaffenen Bürgern.

Stockholm, in der Königl. Ordensdruckerey: *Läkare och Naturforskare. XI Bandet.* (*Der Arzt und Naturforscher*, XI Band.) 1794. 1 Alph. 2 Bog. in 8.

Unsere Leser kennen die Einrichtung dieser Schrift schon aus der Anzeige der vorigen Theile. Nachrichten von medicinischen Vorfällen, Amtsberichte der schwedischen Provinzialärzte, Nachrichten von Hospitälern und Lazarethen und darinn gemachten Beobachtungen, von bewährt gefundenen Arzneymitteln, Recensionen von medicinischen Büchern, oft aus deutschen und englischen periodischen Blättern, Auszüge aus schwedischen medicinischen Disputationen, aus den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaft, u. d. g. meteorologische Anzeigen, Biographien schwedischer Aerzte, medicinische Neuigkeiten u. d. g. m. machen auch den Inhalt dieses Bandes aus. Freylich ist manches, was hier als merkwürdig berichtet wird, eben nicht unbekannt, manches kann aber besonders dem praktischen Arzt doch auf eine oder andere Art nützlich seyn. Rec. will zur Probe der hier vorkommenden Bemerkungen doch eine und die andere auszeichnen. Fast alle Provinzialärzte klagen über die zunehmenden Krankheiten, welche von vielem und starkem Brandtweinsaufen herrühren, imgleichen über die grössere Ausbreitung venerischer Krankheiten, besonders in Finnland seit dem Kriege, nicht so sehr durch Liederlichkeit als sonstige Ansteckung. In Nyland ist der Bandwurm fast allgemein. Ein Mann zu Helsingfors nahm aus Versehen statt der *Tinct. Cort. Peruv.* 2 Unzen. *Tinct. Canthärid.* in *Sp. Vini* ohne alle Ungelegenheit ein. Ein hypochondrischer Student nahm in der Distraction an 5 Quentchen Opium, und konnte auch durch alle angewandte Mittel nicht gerettet werden. Nach einem Briefe des Hn. Retzelius aus London, kennt man noch nicht recht die Angusturarinde, sie ist weder von einer *Brucea*, wenigstens nicht von *Brucea Antidysenterica* noch von *Mongolia glauca* oder *grandiflora*. Doch gewinnt diese Rinde dort immer mehr Vertrauen. Hr. *Lundmark* versichert, dass ihm die Inoculation der Pocken oft fehlgeschlagen sey, wenn er nach *Dimsdale* unreife Materie dazu genommen, bey reifer Materie aber nie. Hr. D. *Wadström* schlagt vor, bey der rothen Ruhr *Alcali Lignorum* und *Lac Aluminatum* zu versuchen. Hr. *Tengmalm* giebt in einem Briefe aus London von dortigen Krankenhäusern sehr gute und umständliche Nachrichten. Im Hospital London, wo nur 130 Betten sind, sind doch von 1740 bis 1762 in allem 457,282 Kranke aufgenommen worden. Er berichtet, dass man dort in kalten Fiebern zu viel arsenikalische Tropfen gebrauche, und dafür halte, wenn der Arsenik mit *Alkali veget.* gesättiget, und die Solution wohl aufgelöset werde, so dass nichts vom Arsenik unaufgelöst bleibe, so sey dies Mittel vorsichtig gebraucht nicht schädlich. Die *Angusturarinde*, die im Anfange Wunder that, fange doch jetzt an allmählig ihren Credit zu verlieren. Hr. *Hesselius* versichert, dass ein Decoct von Berberitzen eine lange daurende Verstopfung, wo alle andere Mittel lange nicht anschlugen, gehoben habe. Auch hat er solches ein paarmal bey Wassersüchtigen mit Nutzen gebraucht. Ein viertägiger Schmerz vom Wurm im Finger hörte augenblicklich auf, da ein elektrischer Funke aus der Mitte des schmerzenden Gliedes am Finger gezogen ward. Ein Lieutnant *W.* war von den mehresten Aerzten als einer, der unheilbar schwindsüchtig sey, übergeben. Er war engbrüstig, hustete viel und nahm ungemein ab. Der Arzt liess ihm einige Blutigeln am After setzen, die ihn so sehr erleichterten, dass er gleich anfing zu glauben, er habe keine Schwindsucht mehr. Er trank darauf den Brunnen und ward völlig gesund. In dem in Finnland nach dem Kriege grassirenden ansteckenden und tödlichen Fieber gebrauchte Hr. Ass. *Apelbaum* besonders laue Fussbäder aus Wasser und Essig, und liess Kopf und Hals mit kaltem Wasser und Essig baden. Für die Mattigkeit gab er Wein, und bey geringern Leuten Brandtwein, mit Essig, Wasser, Honig und Zucker vermischt. Hr. *Nären* erzählt einen *Casus Paraplegiae perfectae*, der mit der von Hn. *Ludwig* vormals beschriebenen viele Aehnlichkeit hat. Als ein neues Mittel gegen Brennschäden wird aus den *Medical Facts and Observations*, der Essig empfohlen, worin die verbrannte Stelle so lange gebadet wird, bis Schmerz und Hitze vergeht, welches innerhalb 2 bis 3 Stunden geschieht. Dann werden noch Umschläge von Essig gebraucht. Nach vorhergegangenen Baden mit Essig werden, wo sich Brandblasen finden, solche aufgeschnitten und mit Kreide bestreuet. Hr. *Tlodin* hat in venerischen Krankheiten ein Decoct von 12 Gr. *Mercur. corrosivus albus* mit einer Unze *Tinct. martis*, gebraucht, und dadurch Kranke, die für unheilbar angesehen worden, in 7 bis 8 Wochen geheilt. Doch passt diese Cur nicht für Schwindsüchtige u. a. m.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. August 1796.

GESCHICHTE.

ZAGRAB, in der bischöfl. Druckerey: *Andreae Blaskovich de Blaskovcz historia universalis Illyrici ab ultima gentis et nominis memoria. Tomi IV.* 1794. Zusammen ungefähr (denn jede Dissertation ist besonders paginirt) 540 S. Fol.

Imp. Caesari C. Messio Quinto Trajano Decio P. F. Aug. P. M. Tr. pot. Cos. Imp. P. P. Resp. Andaut. D. D. Diese bey dem Dorfe Stenevecz (nicht weit von Agram) entdeckte Aufschrift und besonders die Wörte *resp. Andaut.* können wohl eigentlich als die Veranlassung dieses gelehrten Werks betrachtet werden; über ein Drittheil desselben hat die Erklärung dieser Zeilen zum Gegenstand. Es ist nicht zu läugnen, dass das Buch über die Geographie des an der Sau gelegenen Pannoniens neues Licht verbreitet, und besonders die sich darauf beziehenden Stellen der Itinerarien besser erläutert als je zuvor geschehen ist. Auch über andere, besonders pannonische Gegenstände ist, wie bey einer so weitläuftigen Ausführung zu erwarten ist, viel merkwürdiges gesagt worden. Die sehr dunkle Geschichte eines der würdigsten Kaiser, dessen Tugend mit dem Schicksal des fallenden Roms kämpfte, erhält beträchtliche Erläuterungen. Ueber den Anfang der Geschichte Illyriens ist eine eigene (nicht die beste) Dissertation beygefügt. Ausserdem ist wenigstens bisher dem Rec. nichts vorgekommen, wodurch der vielversprechende Titel gerechtfertiget würde. Er findet nur noch beyzufügen, dass die Schreibart akromisch, und die Form wenigstens insofern gefällig ist, als die unzählichen Anführungen anderer Autoren den Text nicht immer unterbrechen, sondern meist notenweise angebracht sind.

Genauer wird, was hier zu suchen ist, aus einer umständlicheren Nachricht von dem Innhalt jeder Dissertation erhellen. *Diss. I. Itineraria et decora Pannoniae Savinae:* Sie ist die Grundlage der übrigen. Obige Inschrift ist schon 1758 entdeckt, und, wie aus der Dedication zu schliessen ist, diese Erläuterung derselben schon 1781 abgefasst worden. Der Hauptzweck ist, zu zeigen, dass in dieser Gegend Pannoniens eine freye Republik *Andautonium* unter dem Römischen Schutz geblühet habe. Die Ruinen der Stadt erstrecken sich anderthalb Stadien weit bis an die auch in Trümmern liegende Burg Susfed auf der Höhe, an deren Fuss die Krapina sich mit der Sau vereinigt. Die Gegend wird von Seiten der Fruchtbarkeit und Gesundheit, und in Ansehung der mercantilischen und militarischen Vorzüge der Lage so geschildert, dass man allerdings wohl sieht, wie natürlich der Gedanke gegeben, eine Stadt allda zu gründen. Hierauf wird ihr Verhältniss zu anderen auf der Heerstrasse liegenden Ortschaften gezeigt. Japydien, Istrien, Liburnien und Pannonica liefen bey Szeniesnak zusammen; der Ort wird also wohl *Ad Fines* genannt worden seyn. Hier kömmt nun über die Landmarken Pannoniens und Noricums viel Merkwürdiges vor. Es werden drey Pannonien statuirt; es wird gezeigt, wie Valeria aus dem ersten und zweyten gebildet, jenes (das erste P.) aus dem ripensischen Noricum wieder ergänzt, oder und unter *Savapannonien* aber von diesen Veränderungen unberührt blieb. Die Poststation *Aquae vivae* war in Rogatecz; hier trennten sich die nach Sissek und Sirmium laufenden Strassen. Das Dorf Kollari möchte *Populis;* die Stadt *Siovia* Krapina seyn. *Piri* wäre Konesina, und *Lentuli* Kassina. *Strena* bey Szeverin u. s. f. Alles dieses wird aus Gegeneinanderhaltung der Itinerarien und der Natur und Monumente gezeigt; die wichtigen Orte *Mursa* (Essek), *Cibalis* und ihr weiter Sumpf (*palus Hiulca*) bleiben nicht unbeleuchtet. *Diss. II. tituli Impp. et forma reip. Andautoniensis:* erläutert sowohl die in obiger Aufschrift als in einer andern, eben auch hier zu Ehren der Gemahlin des Decius, *Herennia Etruscilla*, vorkommenden Titel. Die Kaiserin heisst auf dem Stein *Mater Castrorum.* Es kann ganz wohl seyn, dass sie den gewissenhaften Gemahl bestimmt hatte, nach dem Willen der Legionen den Purpur zu nehmen. Weiter wird gezeigt, wie Hostilianus eigentlich der *angenommene* Sohn des Kaisers gewesen. Beyläufig wird erwiesen, (was freylich auch schon von anderen geschehen ist,) dass der Titel *Pont. Max.* nicht mit Philippus aufgehört, sondern bis auf Gratianus perpetuirt worden. *Diss. III. Chronologia Decii:* Dass Philippus in allem fünf Jahre sieben Monate, Decius vom May 249 bis in die Mitte des Decembers 251 regiert habe. Aus den Steinen wird auch das Andenken, wie es scheint, mehrerer von ihm erhaltenen Siege erneuert. Es ist eine Tabelle der von 240 bis 254 laufenden Münzen von Viminacum angehängt. *Diss. IV. Herenniae Etruscillae marmor illustratum:* Es wird wahrscheinlich gemacht, dass Decius eben in Andautonium oder dem Gebiete dieses gemeinen Wesens die Kaiserwürde angenommen. *Diss. V. Urbs secunda et fines reip. Andauton.:* Das Denkmal der ersteren Stadt, aber ohne ihren Namen, hat sich im Dorf Schitarievo gefunden; Rec. scheint Andautonium eine weitgedehnte *Civitas* gewesen zu seyn. In dem Namen des Dorfs hat sich das Andenken einer *Scutaria* erhalten, deren Lage und Spuren untersucht werden. In der Note geschieht von dem Steine Meldung, der unter Commodus *reip. Jasorae* gedenkt, welches Diss. VII. S. 25 in *Jasorum* verbessert wird. *Diss. VI.*

Urbs tertia reip. A. et decora Saviae. Die Existenz der erstern gründet sich auf eine bloße Vermuthung; es hätte, so seyn *sollen* oder *können*. Schon merkwürdiger ist *Diss. VII. Ius Audauton. verump. sub Romanis*, worinn der Grad von Freyheit untersucht wird, welcher solchen Gemeinheiten gelassen wurde. Von allgemeinerm Interesse ist endlich *Diss. VIII. Vetustus, emigrantia et fines Pannoniae Saviae, et praesidum series, ad Licinium et Constantinum Augg.* Was von der Geschichte dieses Pannoniens in römischen Schriftstellern, auf Münzen und Steinen sich irgend vorfand, ist hier gesammelt: besonders die Folge der Vorsteher möglichst vollständig. Es wird gezeigt, dass obwohl der Name dieser Abtheilung erst bey Sex. Rufus vorkömmt, sie doch weit älter ist, ja Unterabtheilungen, ein zweyfaches Praetorium, von Alters her hatte. Mit Vergnügen stößt man auf Denkmäler *Trajans* und *Hadrians*. Um eben dieses Land scheint sich *Aelius Verus* besondere Verdienste erworben zu haben. Es werden billig auch solche Steininschriften mitgetheilt, die in wenig bekannten oder dergleichen Büchern stehen; wo man sie nicht sucht (wie in *Vefzprémi biogr. medic. Hung.*). Die Geschichte der *Legio Fulminatrix* ist S. 55—73 etwas ausführlich vertheidigt; der Vf. sucht zu zeigen, dass Dio, wo er sie lang vor jenem Quadenkriege so nennt, dieses *anticipando* gethan. S. 81 sucht er darzuthun, dass M. Aurelius nicht in Wien, sondern zu Sirmium starb. Das Itinerarium, oder vielmehr die Grundeinrichtung desselben, schreibt der Vf. ihm zu. S. 91. Erwähnung der Begünstigungen, welche Sissek von Severus empfangen, welche daher *colonia Septimia Siscia Augusta* hiess. Denkmal der gemeinnützigen Arbeiten, welche man durch die Soldaten thun liess: *Claudianus pr. pr. praesidium vetustate collapsum manu militum restitui fecit.* In Pannonien ein Stein, der das Andenken des Consulates *Cassii Dionis* enthält, welcher Geschichtschreiber bekanntlich *Praeses* dieses Landes gewesen war: wie fast alle von derselben Zeit an bis auf Diocletianus bekannte Vorsteher dieser Provinz den Thron bestiegen. S. 103, ein Stein, wo Decius *Restitutor Daciarum* heißt. *Munatius Plancus Paulinus* siebzehn Jahre lang *Praeses Pannon.* S. 105 sqq. merkwürdige Nachrichten über die Spuren von *Sirmium*; die Wasser haben ihr Bette, wohl gar gedrängt von Ruinhügeln, verändert; die Stadt gieng ostwärts über Semlin hinaus. S. 111 bis 119 Verzeichniss von Münzen aus dieser Gegend. S. 136 ein unlängst aufgefundenes Denkmal eines Officiers L. Funisulanus, *donati, bello Dacico, coronis murali, vallari, classica, aurea; hastis purис quatuor, vexillis quatuor.* Mit den bisher excerpirten gründlichen Arbeiten contrastirt ein wenig, was man unter dem Titel *historiar. Illyrici Liber. I.* folgt. Eine kurze Darstellung der Genealogie des illyrischen Stammvaters wird dies Urtheil bestätigen. *Noah*, von dem bewiesen werden will, dass er auch Saturnus, Hennakus der Phrygier und der argolische Inachus war, zeuget, nebst anderen zwey Söhnen, *Japhet*, das ist, Neptunus; dieser den *Javan*; (wen anders als den Cyclopen Polyphemus?) den Vater des Illyrius, der ja wohl Elisa seyn kann, dessen Name 1 Mos. 10 in *Elisa* verschrieben ist. Diese Verirrungen sind begreiflich: der Vf. wie viele andere mit Erneurung der Alterthümer aus Aufschriften beschäftigte Männer hatte sich gewöhnt, auf einen einzigen Punct seine Aufmerksamkeit zu fixiren; über römische Zeiten hatte er Hülfsmittel, die ihn leiteten; in der fabelhaften Zeit hatte er keine Haltung. Da geschah ihm wie den heiligen Mönchen auf dem Berg Athos im vierzehnten Jahrhundert: indem sie ihr Auge immer auf den Nebel hefteten, sahen sie zuletzt das unerschaffene Licht vom Berg Thabor. Allein das thut dem Werthe dessen, was der Vf. aus Büchern, Steinen und Münzen mit dieser Beobachtung herauszubringen gewusst hat, keinen Abbruch; und Rec. wünscht sehr, eine Folge dieser Arbeiten zu sehen: denn so wie der Vf. aus der Noachischen Zeit in die historische schreitet, wird er festere Tritte thun, und man wird ihm folgen können.

HERMANNSTADT, b. Hochmeister: *Geschichte der aboriginen daxischen Völker* in Abendunterhaltungen von *Michael Lebrecht*, Prediger an der Klosterkirche. 1791. 416 S. 8.

Dieses Buch, dessen Aeusserliches, besonders der Druck, etwas abschreckendes hat, und welches auch nicht ohne beträchtliche Mängel ist, verdient eben darum nachgeholt zu werden, weil das Gute, das es enthält, sonst übersehen werden dürfte. Es enthält, freylich mit vielen Abschweifungen in die gothische und hunnische, auch entferntere, Geschichte, die Geschichte der Völker, welche Siebenbürgen von Anfang, der Historie bis in das zehnte Jahrhundert besessen zu haben scheinen. Die Form von Abendunterhaltungen ist wohl nicht die glücklichste, aber äusserwesentlich und ohne merklichen Einfluss auf das Ganze. Die historische Erzählung scheint selten aus den Quellen, doch aus guten Büchern, den historischkritischen Arbeiten *Timon's, Pray's, Benkö's* u. a. über Siebenbürgen, in Sachen des byzantinischen Reichs aus *le Beau*, über die *origines gentium* aus *Deguignes* genommen, und dieses nicht immer mit gehöriger Genauigkeit geschehen zu seyn. Empfehlenswürdig ist aber das Werk durch den, dasselbe belebenden, Geist reiner Humanität, welcher besonders in einem populären Buch das gröfste Lob verdient.

Die Beweise dieses Urtheils werden sich bey einzelen Stellen ergeben. Wir wollen bey den Fehlern anfangen, um uns ruhiger dem Lob des Guten zu überlassen. S. 12 soll Kain dem Sinesischen Reich seinen Namen gegeben haben. S. 16 Dacien heisse wohl von *audacia* so. S. 20 steht eine für die Abendunterhaltung mit der Frau von T. etwas unfeine Anmerkung, die wir auch nicht für wahr annehmen können; „die nakten Weiber der alten Scythen seyn in der Hälfte ihres Lebens *nicht halb so wollüstig* gewesen, als die *züchtigsten* Damen unseres Zeit *in ihrem vierzehntes* Jahr." S. 31 Mariza sey der türkische Name des Hebrus (längst vor den Türken wurde er in der Landessprache so genannt). S. 31 f. dringt L. Calpurnius Piso über die Gebürge Rhodope und Caucasus. S. 46. wird

zwei-

zweifelhaft davon gesprochen, ob Trajans Säule noch steht. S. 109 wird die Edda (das ist arg) Carl dem Grofsen zugeschrieben. S. 142 und mehrmals, heifst Kaiser Gratianus Oheim des Valens, (da es umgekehrt ist); S. 402 der H. Martinus von Tours *Bischof zu Turin in Frankreich.* Genug um zu zeigen, dafs über dergleichen Puncte das Buch eine Revision bedarf.

Dafür S. 21 f. eine richtige Würdigung der gepriesenen Tugend wilder Völker. S. 24 vernünftige Grundsätze der Freyheit. S. 37 ff. des Decebalus Geschichte ganz gut, mit Bemerkung von Localitäten, die nur der Einlander wissen kann, und selbst kritischer Prüfung der alten Erzählungen aus gleicher Quelle. Wie denn der Vf. immer sehr schätzbar ist, wo er, wie oft geschieht, Volkssagen und Sitten anführt; S. 83, 89, 90, 92, 98, 100 und häufig. S. 111 f. eine herrliche Stelle über Religionspartheyen: „Maulwürfe „zanken mit Ameisen, welche Parthey den Herrn des „Gartens besser kennt. Kätzern auch die Sterne ein„ander, darüber dafs nicht alle gleiches Licht haben?" u. s. f. S. 115, „Man verfolgte das Christenthum, weil „durch seine unkluge Bekenner der Same der Uneinig„heit in sonst ruhigen Staaten ausgestreut wurde." S. 176. der Wunsch, „dafs doch alle Generale die „Sache ihrer Fürsten wenigstens zur Hälfte zu ihrer „eigenen machen möchten." S. 246. von ursprünglicher Freyheit und weit spätern Anfang der Leibeigenschaft. S. 248. Eine menschenfreundliche Stelle zu Empfehlung eines eben so fähigen als gedrückten und vernachläfsigten Volks, der Zigeuner. S. 377 der Name Siebenbürgens in einer Urkunde am Ende des 11ten Jahrh. (Den Namen *Erdeel* hat der Vf. nicht berührt.) Von 411—416 eine gedrängte Recension und sehr billige, vernünftige Würdigung der nach und nach in das Christenthum aufgenommenen Gebräuche und Formen. Das Resultat ist, man habe „die rohen Menschen mit etwas Geklapper unterhalten, und vor das A B C Buch der Gottesfurcht so „Bildchen hinmahlen müssen, woran ihre sinnliche „Kindheit sich satt sehen könne."

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM: *Journalisten, eller Utvalda Samlingar i blandade ämnen Hämtade i synnerhet ur de Nyaste och Bäste Engelska Journaler till hyttа och nöje for Medborgare af Pagge Könen. (Der Journalist, oder ausgesuchte Sammlung vermischter Abhandlungen, gröfstentheils* aus den neuesten und besten englischen Journalen, zum Nutzen und Vergnügen der Mitbürger beiderley Geschlechts.) IV. Tom. I—IV Quartal. 766 S. mit vielen zum Theil saubern Kupfern. gr. 8.

Der Redacteur dieser schwedischen beliebten Quartalschrift, die nun schon einige Jahre fortgedauert hat, ist ein junger Gelehrter, der sich mit seinen Eleven selbst in England aufgehalten und sich dort mit der englischen Literatur sehr genau bekannt gemacht hat. Die Auswahl so wie die Mannichfaltigkeit und die Abwechselung in den Materien ist gut, die Schreibart rein und fliefsend. Achtung für Religion und Sitten ist nie beleidiget. Unter einer Menge eingewebter kleiner Erzählungen zum Vergnügen sind die meisten natürlich, ohne ins übertriebene Romantische zu verfallen. Auch liest man Artikel über ernsthafte und wissenschaftliche Gegenstände, bisweilen kleine Abhandlungen, aber so wie billig in einem solchen Journal, immer für alle faslich und populär. Rec. will nur einige derselben hier kurz bemerken. z. B. Aus der Historie und Statistik: Die Nachrichten von der Religion, den Geistlichen und den Heirathen der Sineser, nach Grosier; über die ehmalige Pracht des Hofes zu Mexico; über Hollands Staatsverfassung und Handel, nach Zimmermann; über den Charakter der Königin Elisabeth von England, nach Whitacker, wenig zu ihrem Vortheil; über das Englische Parlement (unzureichend); über den Ursprung des Sklavenhandels; dann die Beschreibung von Loretto, von London, vom Tower daselbst, von Gibraltar; von Jamaica, u. dgl. Aus der Physik, Naturhistorie, Chemie, als: über den mannichfaltigen Nutzen und die Kraft des Wassers für die Gesundheit, nach D. Rutty; über das Küchensalz, dessen Ursprung und Bereitung; über ein besonderes Insekt, Libella, das nur einige Tage lebt; über die Ausdehnung des Wassers beym Gefrieren, nach Williams; die Naturhistorie des Ichneumons; über das ewige Feuer in Persien; physische Bemerkungen und Versuche über die Kälte: über die Figur und Bewegung der Erde; chemische Untersuchung, ob der Gebrauch der kupfernen Gefäfse bey Bereitung der Speisen gefährlich sey; Beweis, was das Wasser bey Menschen ausrichten könne; Exempel von lebendigen in festen Steinen gefundenen Thieren; über die Gesetze der Vegetation; über den Ocean und die Ursache der Salzigkeit seines Wassers. Aus der Heilkunde; über den grofsen Nutzen der spanischen Fliegen in langsamen Brustkrankheiten, nach Tarangets Erfahrung; über den grofsen Nutzen des Badens in warmen salzen Wasser. Aus der Philosophie, Moral u. dgl. über die Vorzüge der öffentlichen Erziehung vor der Privaterziehung; über den Instinkt bey Menschen und Thieren; Beweis, was die Gewohnheit bey Menschen ausrichten könne; Versuche über die Freundschaft. Aus der Oekonomie; wie man die Insekten auf Obstbäumen vertilgen und die Rübenpflanzen für Ungeziefer bewahren könne; wie man den Lichtern und Lampen den Dunst benehmen könne; wie alle Bäume fruchttragend zu machen sind, nach Prof. Halle; ingleichen, wie man äufsere Schaden an Obstbäumen heilen könne; leichte Methode durchscheinendes Papier zur Abnahme von Copien beym Zeichnen zu machen; Beschreibung eines Firnisses, verschiedenen Holzarten das Ansehen von Mahagony zu geben. (Man nimmt 2 Quen. Drachenblut, ein Quent. Alkannawurzel, ½ Quent. Aloe; auf diese Ingredienzien giefst man 8 Loth starken Spiritus, und wenn solcher die Farbe aus den Kräutern gezogen hat, überstreicht man das Holz damit, mit einem Pinsel oder Schwamm, nachdem es vorher in Scheidewasser gebeizt

beizt worden.) Aufser einigen Anekdoten von berühmten Männern sind besonders die biographischen Nachrichten von La Fontaine, Arioft, Hanway, Elliot, Corregio, Händel, und Pitt angenehm. Die Portraite von Händel, Pitt, Arioft, Corregio, Elliot, sind den biographischen Nachrichten beygefügt. Die übrigen Kupfer ftellen Loretto, London, den Tower, Gibraltar, Jamaica, und einige Landgüter vor. Am Ende eines jeden Quartals sind kurze Recenfionen von neuen englischen Büchern angehängt.

Leipzig, b. Meyer: *Nützliche Sachen für den lieben Bürgers- und Bauersmann, um Betrüger zu entlarven, Geld zu ſparen und Verbeſſerungen von mancherley Art anzubringen* 1796. 258 S. 8. (12 gr.)

Der Inhalt der 28 Aufsätze dieser Sammlung betrifft gröfstentheils intereffante Gegenstände aus der Oekonomie, Technologie und Medicin. Sie scheinen manche zweckmäfsige Belehrung und Berichtigung der Begriffe zu enthalten, und Lefern aus den beiden bemerkten Klaffen vielfach nutzbar werden zu können. Von allgemeinerm Intereffe fand er die Aufsätze: VI. *Haben die Stellungen der Sterne in der Stunde unſerer Geburt einen Einfluſs auf unſer Schickſal?* — X. *Goldmacherey.* XI. *Wäre es wohl gut, wenn es immer beym Alten bliebe?* — In dem letztern Aufsatze ist eine sehr wichtige, aber auch sehr schwierige Frage mit vieler Klarheit, Unbefangenheit und Ruhe beantwortet; fo, dafs der Vf. seinen Leser auf einen glücklichen Mittelweg zwifchen grundlofer Anhänglichkeit an das Alte und träumerischer Neuerungsfucht hinweifet. — Bey der Anordnung der Aufsätze wäre doch wohl etwas mehr Sorgfalt zu wünfchen. Es macht einen unangenehmen Eindruck, wenn auf den zuletzt erwähnten Aufsatz von fo allgemeinem und hohem Intereffe fogleich unter XII: *Vorfchläge die Wanzen zu vertreiben* folgen.

Augsburg, b. Stage: *Etwas über die Frauenzimmerbildung*, von *Ph. J. Karrer* des Miniſterii ordinirten Kandidaten. 1793. 98 S. 8. (7 gr.)

Eine aus beſſern und fchlechtern Schriften für Frauenzimmer zufammengeraffte Compilation, die von den häfslichften Druckfehlern und Provincialismen wimmelt. Die Lehren und Regeln sind zum Theil gut; Auswahl und Ausdruck und namentlich die im XII Abfchnitte enthaltenen Verhaltungsvorfchriften *für Dienſtmägde* zeigen übrigens, dafs der höfliche Vf. für *Frauenzimmer* aus den unterften Bürgerklaffen geschrieben habe.

Augsburg, b. Riegers Söhnen: *Der Krankenbeſuch* in ſeinen Eigenſchaften nach der phyſiſchen und moraliſchen Lage der Kranken; Syſtematiſch-praktiſch bearbeitet vom Verfaſſer des Katecheten. I B. 1793. 340 S. II B. 1793. 319 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In der Einleitung handelt der Vf. von dem Begriffe, den Abfichten und Obliegenheiten des Krankenbefuches; im Werke felbft handelt er von der *phyſiſchen* Lage des Kranken, welche den ganzen erften Band einnimmt; im zweyten Bande von der *moraliſchen*; wozu noch ein drittes Bandchen *von den Heilmitteln* kommen foll.

Der Vortrag ift zwar etwas weitfchweifig, allein das Bedürfnifs derjenigen, für welche das Buch geſchrieben ift, möchte diefe Weitläufigkeit wohl entfchuldigen, wo nicht gar rechtfertigen; denn es ift nur allzu wahr, dafs die meiften Landgeiftlichen felbft bey den Proteftanten, und noch mehr bey den Katholiken, befonders von der Gefundheitspflege des Leibes fehr wenig verftehen. Es ift daher fehr zu wünfchen, dafs viele Pfarrer diefes Buch fleifsig lefen und benutzen. Die Sprache ift nicht ganz rein; aber überall leuchtet die gute Abficht des Vfs. und eine richtige Urtheilskraft hervor.

Leipzig, in d. Weidmannifchen Buchh.: *Natur, Menſchenleben und Vorſehung*, von *J. A. E. Götze.* V Band. 643 S. VI Band. 508 S. 8. nebft Regifter über alle 6 Bände. (2 Rthlr. 12 gr.)

Auch in diefen zwey Bänden liefert der Vf. fehr zweckmäfsige Beyträge zur Unterhaltung und Belehrung des gröfseren Publicums. Wir empfehlen das Buch befonders Predigern und Schullehrern, die gewifs grofsen Nutzen daraus fchöpfen werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Bernburg*, b. Bergemann: *Gedächtnifspredigt zum dankbaren Andenken des am 9 April 1796 ſelig entſchlafenen Durchl. Fürſten und Herrn, Herrn Friedrich Albrechts, weyland älteſtregierenden Fürſten zu Anhalt*, am 1 May in der Schlofskirche zu Ballenftedt gehalten, und auf höchften Befehl zum Druck übergeben von *J. C. Paldamus*, Fürftl. Hofprediger, und Pfarrer zu Rieder, 1796. 40 S. 8. Der Vf. fpricht in diefer Predigt zwar mit der Dankbarkeit und Rührung eines Mannes, der die vortrefflichen Eigenfchaften und die grofsen Verdienfte feines verewigten Fürften kennt und verehrt; aber auch mit der Würde und mit dem Ernft eines Lehrers der Religion, der den Ton der Schmeicheley verfchmäht, und es nicht verfchweigt, dafs der Verftorbene Menfch war, und feine Fehler hatte. Eben fo freymüthig wird der neue Regent an feine Pflichten erinnert, ohne dafs der Redner die Ehrerbietung verletzte, die er demfelben fchuldig ift. Der Befehl des nun regierenden Fürften, dafs diefe Predigt gedruckt werden follte, ift ein fehr rühmlicher Beweis, dafs man dem redlichen Eifer des edlen Greifes, der fich bey diefer Gelegenheit auf eine fo würdige Art zu erklären wufste, den Beyfall nicht verfagt hat, den er verdiente.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voss*. 1793. Homers Ilias. Erster Band. 318 S. Zweyter Band. 399 S. Homers Odyssee. Erster Band. 272 S. Zweyter Band. 263 S. gr. 8. Mit einem Titelkupfer und drey Karten. (6 Rthlr.)

Unter allen Sprachen, worein man Homers Gedichte in Prosa und in Versen zu übertragen sich bemüht hat, von der syrischen bis zur englischen, kann sich vielleicht keine der Urschrift mit einer so glücklichen Treue nähern, als die deutsche. Schon das giebt ihr hiebey einen entschiednen Vorzug vor andern, zum Theil höher, aber einseitig ausgebildeten neuern Sprachen, dass in ihr allein die metrische Kunst der Alten, in so fern wir sie kennen, und auf uns anzuwenden vermögen, festen Fuss gefasst hat, da hingegen bey den Italienern, Spaniern, Franzosen, Engländern, der Versuch sie einzuführen zwar frühe gemacht worden, aber ganz ohne Folge geblieben ist, und nur noch unter den literarischen Seltenheiten erwähnt wird. Ein andrer, unübersehlich grosser, Vortheil liegt in der Freyheit, mehrere Hauptbegriffe zu Einem Worte zu vereinigen, welche die neulateinischen Sprachen, wie die römische selbst, beynah gänzlich entbehren. Indessen giebt es noch andre Gründe, warum dieser letzten weder ihr klassisches Ansehen noch ihre griechische Erziehung für eine Uebersetzung Homers sonderlich zu Statten kömmt. Wie ihre Einfalt roh und ungeschlacht gewesen war, so wurde ihre Bildung durchaus gelehrt: ein Werk der Schule, nicht eine Blüthe der begünstigenden Natur. Die Formen ihres poetischen, besonders ihres epischen Ausdrucks trugen ganz das Gepräge des alexandrinischen Kunstfleisses. Ihr heroischer Vers war zu stolz, um zu der schmucklosen, aber goldnen Bescheidenheit, zu der Vertraulichkeit und Unschuld des alten Sängers zurückkehren zu können. Von phraseologischen Uebungen der neuern ist hier nicht die Rede; aber wären die altrömischen Arbeiten in diesem Fach nicht verloren gegangen, so möchten wir leicht die Odyssee des Livius Andronicus in ihrer harten Treue homerischer finden, als die abgerundetste Nachbildung aus dem Zeitalter des Augustus.

Diese Betrachtungen führen auf einen Umstand, der tiefer in das Wesen der Sache greift, ja worauf alles ankömmt. Im Geiste unsrer Sprache liegt nämlich, wie im Charakter unsrer Nation, wenn anders beide nicht völlig eins sind, eine sehr vielseitige Bildsamkeit. Der Eifer des Deutschen, alles Ausländische gründlich zu kennen, seine Willigkeit, sich in die entlegensten Denkarten und in die abstechendsten Sitten zu versetzen, die Wärme, womit er ächtem Gehalte, auch in der ungewohntesten Tracht, huldigt, sind oft in Nachahmungssucht und thörichte Vorliebe für das Fremde ausgeartet; aber sie erheben sich allmählich immer mehr zu freyer Aneignung des Besten. Bestimmte, ausschliessende Nationalrichtungen machen unsre europäischen Mitbürger grossentheils unfähig, in eine fremde Eigenthümlichkeit einzudringen, und beschränken sie daher ganz allein auf einheimischen Reichthum oder einheimische Armuth. So viele angebliche Liebhaber des klassischen Alterthums unter ihnen dürfen uns nicht irren: wie viele giebt es wohl, die einen Römer oder Griechen nicht erst in ihrem Kopfe travestiren müssten, um ihn geniessbar zu finden? Unstreitig ist unter uns die Anlage, die Alten in ihrem Sinne zu lesen, am wenigsten selten, und da die Muttersprache doch immer die Vermittlerin jedes neuen Erwerbes an Vorstellungen und Gefühlen seyn muss, so hängt damit eine verzügliche Anlage der unsrigen, sie in ihrem wahren Geiste zu übersetzen, nothwendig zusammen, ja sie ist nur eine verschiedne Ansicht derselben Eigenschaft.

Es können daher auch an eine deutsche Uebersetzung Homers Foderungen gemacht werden, an die es lächerlich wäre, bey einer französischen und selbst bey einer englischen nur zu denken; aber eben dies macht das Unternehmen um so schwieriger, und eine gelungene Ausführung um so verdienstlicher. Die Sprache ist an sich ein todtes Werkzeug, und wartet auf den Künstler, der durch einen geschickten Gebrauch darthut, was sie in irgend einer Gattung zu leisten vermag. Dass dieser sich oft nicht so leicht findet, beweisen die verunglückten Versuche poetischer Uebersetzungen des Homer, die zum Theil von berühmten Verfassern, von Bodmer, Stolberg und Bürger (nämlich die Proben seiner Ilias in Jamben) kurz vor oder zugleich mit der Erscheinung der ältern Vossischen Odyssee gemacht worden sind. Sie trug zuerst den ungetheilten Beyfall der Kenner verdienter Weise davon. Allein der Kenner sind wenig, und für ein Werk dieser Art war unter uns weder enthusiastische Aufnahme bey der Menge, noch angemessene Belohnung zu erwarten. Dieser vorauszusehende Kaltsinn hat indessen Hn. *V's.* edlen Eifer für die Sache nicht gedämpft, und nach zwölf Jahren bereichert er unsre Literatur zum zweytenmale mit einer völlig umgearbeiteten Odyssee, und einer neu verdeutschten Ilias. Der in unserm Zeitalter so seltne männliche Ernst, die gewissenhafte Strenge, womit dieser Schriftsteller das zu

erreichen strebt, was er als Vollendung erkennt; die noch vertrautere Bekanntschaft mit den Alten und der weitere Umfang gelehrter Kenntnisse, wovon er unterdessen so manchen Beweis gegeben; die reifere Selbstständigkeit eines Dichtergeistes, der in der *Louise* den Stil des jonischen Sängers auf einfache, natürliche, dem häuslichen Leben abgelauschte, aber durchaus reine, zarte und schöne Darstellungen anzuwenden gewusst; die sorgfältige Bearbeitung des deutschen Hexameters, in dessen Bau er von Seiten der Schönheit, wenn gleich nicht des Ausdrucks, selbst Klopstock, dem Lehrer dieser Kunst, übertroffen hat; dies alles berechtigte zu der Erwartung, die jetzt aufgestellte Uebersetzung werde kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen, da jene erste schon so viel geleistet hatte. Sollte sie nicht ganz befriedigt worden seyn, so liegt die Schuld vermuthlich mehr an den Grundsätzen, welche Hn. *V.* bey seiner Arbeit leiteten, als an ihrer mangelhaften Befolgung. Jene fodern also eine gründliche Prüfung, und die Kritik kann sich nicht anders als mit Achtung gegen Abweichungen auflehnen, vor denen so viele Schriftsteller schon durch ihre sorglose Eilfertigkeit gesichert sind.

Wieland hat sehr richtig bemerkt (im T. Merkur 1795. 12 St.), dass für eine Uebersetzung des Homer Treue, oder um den Begriff von buchstäblicher Genauigkeit zu entfernen, der sich so leicht an diesen Ausdruck hängt, Wahrheit das höchste, ja fast das einzige, Gesetz seyn muss. Es giebt Werke, bey deren Nachbildung künstlerische Willkühr immerhin ihr freyes Spiel treiben mag, wie sie es bey ihrer ersten Hervorbringung trieb. Eine Copie derselben, sey sie noch so unähnlich, hat ihren Werth, wenn sie für sich betrachtet gefällt. Die Sache wird schon bedenklicher, wenn das Anziehende des Werks zum Theil auf persönlicher Eigenthümlichkeit beruht, wenn der Urheber neben dem, was er hatte darstellen wollen, auch einen unwillkührlichen Abdruck seines innern Selbst gegeben hat. In einem einzelnen Wesen ist nichts abgesondert vorhanden: alle seine Charakterzüge stehen in durchgängigem Zusammenhange, und wenn ihre innerliche Bestandheit sich auch nicht immer nach Begriffen erklären lässt, so kann sie doch gefühlt, fast möchte man sagen, angeschaut werden. Scheinbar geringe Veränderungen sind daher oft hinreichend, ein falsches Licht auf das Ganze zu werfen. Mit Einem Worte: Individualität lässt sich nicht in Stücke zerlegen; sie wird ganz getroffen oder ganz verfehlt. Was wir in der Ilias und Odyssee bewundern und lieben, ist zwar nicht die Person des Dichters: ihn allein suchen wir vergebens in einer Götter- und Menschenwelt, die sonst alles zu umfassen scheint. Eben daraus sind so viele verkehrte Urtheile über die Homerische Poësie entstanden, dass man sie als den glücklichen Erguss einer ungewöhnlich reichen Organisation, oder gar als die absichtliche Erfindung eines überlegenen Kopfes betrachtet hat; als nothwendiges Resultat einer durch grosse Naturgesetze bestimmten Form der Menschheit, und zwar einer reinen und vollständigen Form, die in ihrer Art ein Höchstes war, wird sie ihre Ansprüche auf die Ehrerbietung des gesammten Menschengeschlechtes ewig behaupten. Homer ist Organ seines Zeitalters, und dies giebt ihm ein höheres Ansehen, als seiner besondern Persönlichkeit zukommen könnte. Wer ihn in eine fremde Gestalt kleidet, verletzt nicht einen einzelnen, sondern einen allgemeinen Charakter. Unrichtige Vorstellungen von dem Aeltesten unter den Alten, von dem ersten Griechen, wenn wir so sagen dürfen, müssen unfehlbar in Irrthümer über den ganzen Gang der griechischen Bildung verstricken, weil man in seiner kindlichen Dichtung schon die Keime von Allem, selbst dem Edelsten und Schönsten, wozu dieses Volk sich von irgend einer Seite erhoben hat, sich regen und entfalten sieht. Auch darf man nicht glauben, der ergötzende Dichter lasse sich von dem belehrenden Zeugen der Vorwelt trennen; wer diesen nicht verstehen lernen will, kann jenen nicht geniessen. Man hat es ja genug erlebt, wie sich die schönen Geister, welche den Homer für einen ihres Gleichen hielten, haben martern müssen, armselige Schönheiten in ihm zu entdecken, die nicht da sind. Nur einem seichten Geschmacke kann z. B. in Popens Uebersetzung oder vielmehr Parodie, die widerwärtige Mishelligkeit zwischen Form und Inhalt entgehen.

Allein wer erkennt den Homer ganz wie er ist? Die grammatische und antiquarische Auslegung ist hiebey noch das geringste, ob sie gleich Schwierigkeiten genug hat, so dass selbst die unzähligen Schriften, welche gelehrte Griechen ihr gewidmet, noch manches unerklärliche übrig lassen würden, wenn wir sie auch alle hätten. Aber bey der doppelten Beziehung der Wörter nach aussen auf Gegenstände, von denen wir gar keine sinnliche Anschauung haben, und die wir erst durch sie kennen lernen müssen, und nach innen auf einen Kreis von Vorstellungen, auf eine Ansicht der Dinge, die von der unsrigen unendlich weit absteht, sind wir den mannichfaltigsten Täuschungen ausgesetzt. Wie leicht trägt man etwas aus der spätern wissenschaftlichen Ausbildung in eine Sprache, der es gänzlich an abgezognen, und, für alles, was Erscheinung oder Wirkung des innern Menschen ist, auch an genau bestimmten Begriffen fehlt; eine Sprache, die nur nach schwankenden sinnlichen Wahrnehmungen sondert und zusammenfasst. Das Medium ist um so trügender, weil oft bey den Fortschritten der Cultur das Bezeichnete durch eine lange Stufenfolge von Veränderungen hindurch gegangen, während das Zeichen immer dasselbe geblieben ist. Der Eindruck, den eine dichterische Darstellung machen soll, hängt endlich nur dem kleinsten Theile nach von dem Sinne der Wörter und Redesätze ab, in so fern der Verstand ihn ausmachen kann: durch den lebendigen Hauch der Rede, durch eine Fülle beseelter Töne nimmt die Poësie, besonders die Naturpoësie welche der eigentlich schönen Kunst und der Wissenschaft vorangeht, die ganze Empfänglichkeit des Menschen in Anspruch. Für diese vielfach gemischten starken und zarten Anregungen hat man eigentlich nur in der Muttersprache einen sichern und unmittelbaren Takt. Bis auf einen gewissen Grad lässt er sich in einer frem-

den,

den, selbst in einer todten, Sprache erwerben; aber nur durch Vergleichung ihres verschiednen Gebrauchs im gemeinen Leben, im vertrauten oder edeln prosaischen Stil, und in den verschiednen Gattungen der Dichtkunst. Für Homers Gedichte fehlt es uns an allen solchen Vergleichungspunkten, weil sie, die Ueberbleibsel des Hesiodus etwa ausgenommen, in ihrem Zeitalter ganz einzeln da stehn. Wir sind völlig darüber im Dunkeln, wie zu der Zeit und in den Gegenden, wo sie entstanden sind, die Sprache des gemeinen Lebens beschaffen gewesen; und aus dem Verhältnifs des Homerischen Ausdrucks zu dieser liefse sich doch allein seine poëtische Höhe mit Sicherheit bestimmen, weil es noch keine schriftlich aufgezeichnete Prosa, und auch, so viel wir wissen, nur einen einzigen Stil der Poesie gab. Zwar läfst sich im Ganzen vermuthen, dafs die Sprache der olympischen Musen oder ihrer Sänger, und der übrigen Menschen, sich nicht so gar weit von einander entfernt habe, wie überhaupt damals die mythische Welt, die älteste Quelle der Dichtung, der wirklichen noch sehr nahe lag; aber in einzelnen Fällen würde es oft schwer zu sagen seyn, was Schmuck oder Bedürfnifs, was erhöhender Schwung der Einbildungskraft, oder blofs sinnliche Kraft und Wahrheit ist.

Durchgängige genaue Richtigkeit in Ansehung des Wortverstandes ist ein Verdienst, das bey der Arbeit eines so gründlichen Sprachgelehrten, wie Hr. *V.* ist, keiner ausdrücklichen Erwähnung bedarf. Nur dunkle oder zweydeutige Stellen der Urschrift möchten etwa Stoff zu Einwürfen oder abweichenden Auslegungen darbieten, die aber nicht entscheiden können, bis Hr. *V.* in dem Commentar zum Homer, wozu den Freunden des Alterthums Hoffnung gemacht worden ist, die Gründe für die seinigen vorgelegt haben wird. Also nur einige Zweifel dieser Art. Sollte Il. II. 176. Καδδέ κεν εὐκωλὴν Πριάμῳ καὶ Τρωσὶλλιποιτε, Ἀργείην Ἑλένην, welches hier übersetzt wird:

Liefset ihr so dem Priamos Ruhm, und den Troischen Männern
Helena, Argos Kind,

nicht bequemer so zu construiren seyn, dafs εὐκωλὴν als Apposition von Ἑλένην betrachtet, und die Dative nur auf jenes, nicht auf καταλίποιτε bezogen würden? Es klingt ein wenig seltsam, dafs Helena den *Troischen Männern* zurückgelassen wird. Sollte Il. II, 291.: Ἡ μὴν καὶ πόνος ἐστὶν ἀνιηθέντα νέεσθαι, bedeuten können:

Freylich ringt wohl jeder, wer Trübsal duldet, nach Heimkehr,

was allerdings der Zusammenhang zu fodern scheint? Kann es, wie der Vers jetzt steht, etwas anders heifsen, als:

Freylich ist es auch schlimm, mit Verdrufs nach Hause zu kehren?

Aber alsdann wird im 298. V. fast dasselbe wiederholt, und die Partikeln, die das folgende einleiten: καὶ γάρ, passen durchaus nicht. Da überdies das doppelte νέεσθαι unmittelbar nach einander, V. 290, 291. das Ohr beleidigt, so wird eine Corruption wahrscheinlich. Die vortreffliche, dem Rec. von der Güte eines gelehrten Freundes mitgetheilte Conjectur, dafs sich statt ἀνιηθέντα κεν θῆσθαι, aus dem vorhergehenden Verse νέεσθαι eingeschlichen, rückt alles in die beste Ordnung. Was im Griechischen für einen der Sprache kundigen Leser dunkel ist, hat Hr. *V.* mit Recht eben so ausgedrückt. An ein paar Stellen ist vielleicht das Deutsche dunkler; z. B. Il. IV. 306.:

Ὅς δὲ κ' ἀνὴρ ἀπὸ ὧν ὀχέων ἕτερ' ἅρματ' ἵηται,
Ἔγχεϊ ὀρεξάσθω,

Welcher Mann vom Geschirr hinkommt auf des Andern Wagen,
Strecke die Lanze daher

Geschirr für Wagen, wie es Hr. *V.* häufig gebraucht, sollte nie stehen, wo es zweydeutig seyn kann, da es auch, und zwar gewöhnlicher, das zum Anspannen der Pferde gehörige Zeug bezeichnet: ferner ist das wesentliche Fürwort ausgelassen: *von seinem Geschirr*) und *strecke die Lanze daher* legt zu viel Nachdruck auf den buchstäblichen Sinn des ὀρεξάσθω, welches hier nichts anders sagt, als: er führe die Lanze, weil er nämlich fremde Pferde nicht so gut regieren kann. Der schwierige Vers Il. XVI, 507. heifst im Deutschen:

Sehnsuchtsvoll zu entfliehn, da der Eigner Geschirr sie verlassen

wo man eher *Geschirr* als *sie* für den Nominativ halten sollte, obgleich das letzte vermuthlich die Meynung des Uebersetzers war. Das sonderbare *Eigner* für ἀνακτων, und *Geschirr* wiederum für Wagen vermehrt die Dunkelheit noch. Wie dieses Hemistich bisher in allen Ausgaben gelesen ward, konnte es freylich einem Uebersetzer zu schaffen machen. Unstreitig ist die Lesart λίπεν vorzuziehn, die Hr. Wolf nach Vorgang des venetianischen Codex und der Scholien in seine neueste Ausgabe aufgenommen hat, da λίπον blofs eine Veränderung des Zenodotus ist, und zwar eine sehr ungeschickte. Der Scholiast erklärt die Stelle selbst folgendermafsen: ἐπειδὴ τὰ ἅρματα τῶν ἀνάκτων ἔλεγε φθῆναι, ἡρημώθησαν.

In der Wahl der treffendsten Ausdrücke für die natürlichen Gegenstände sowohl, als für die Werkzeuge des Ackerbaues, der Gewerbe, des Krieges und der Küche, für allerley menschliche Erfindungen und Anstalten, zeigt sich Hr. *V.*, wie in seinen Gedichten, als einen Beobachter des wirklichen Lebens. Zuweilen hat er auch alte deutsche Wörter glücklich benutzt, um an das einfache und altväterliche der Homerischen Sitten zu erinnern. Aus seiner ersten Odyssee kennt man schon *die ehrbare Schaffnerin*, und freut sich jedesmal, wenn sie erscheint. Für σκῆπτρον wird einigemale (Il. II, 46. 101.) sehr schicklich *Herrscherstab* gebraucht; warum nicht immer, oder wo man schon weifs, wovon die Rede ist, blofs *Stab*? Bey Zepter denkt man sich so leicht den heutigen Pomp der Königswürde. Jenes σκῆπτρον war freylich auch Symbol derselben, aber

aber zugleich nicht zu vornehm, um als körperliche Gewalt auf den Rücken der Unterthanen zu wirken. Man könnte zweifeln, ob der Ausdruck *Palaſt* auch für die geräumigſten und bequemſten Häuſer, die Homer beſchreibt, ſelbſt für die Wohnungen der Götter, nicht eine zu hohe Vorſtellung von Pracht erweckt. Indeſſen läſst es ſich wohl vertheidigen, weil doch in den Bauerhöfen der Könige Homers alles beyſammen war, was die damalige Welt von Glanz und Zierrath kannte. Allein Hr. *V.* gebraucht es auch zuweilen, wo das einfache οἶκος ſteht, (Il. I, 30.) und die Gemächer für die Familie des Priamus ſind bey ihm aus *ſchönegeglättetem Marmor* (ξεστοῖο λίθοιο) erbaut. *Burg* für das Haus eines Fürſten, welches Bürger in den Proben ſeiner hexametriſchen Ueberſetzung öfter gebraucht, und Hr. *V.* ſich auch Il. II, 513. entſchlüpfen läſst, giebt die dem Homer ganz fremde Vorſtellung von einem einzelnen befeſtigten Wohnhauſe der barbariſchen Sitte des Mittelalters. Der Ausdruck *Meerſchiff* (Il. XVI, 1 u. öfters) legt wohl, auſserdem, daſs er ganz ungewöhnlich iſt, ein zu bedeutendes Gewicht auf die Gröſse der Fahrzeuge, die nicht viel beſſer als groſse Canots waren. Warum doch wohl φόρμιγξ in beiden Ueberſetzungen der Odyſſee durchgängig *Harfe* heiſst? An die Saiteninſtrumente der alten nordiſchen Barden kann es nicht erinnern, da wir ſie durchaus nicht kennen, und eine heutige Harfe hat mit der φόρμιγξ (wenigſtens wie ſie im Hymnus auf den Hermes beſchrieben wird; Homer ſelbſt läſst ſich über ihre Einrichtung nirgends genauer aus, auſser etwa Od. XXI, 506 bis 508.) nicht die geringſte Aehnlichkeit. Ein Beywort, das auf den bauchförmigen Reſonanzboden der φόρμιγξ geht, Il. IX, 340: *die ſchön gewölbete* Harfe, wird dadurch ganz unverſtändlich. Warum nicht überall die Leyer, die Hr. *V.* ſelbſt ein paarmal nennt, (Il. I, 603, IX 186.) oder die Laute? Man hat viel darüber hin- und her geſtritten, ob Homer φόρμιγξ und κίθαρις unterſcheidet, oder nicht. Die erſte Meynung gründet ſich hauptſächlich auf Il. III, 54, und Hr. *V.* ſcheint ſich dafür zu erklären, da er hier Laute überſetzt. Die Stelle Od. I, 153—155. macht es wenigſtens ſehr zweifelhaft. Nach Wolfs ſcharfſinniger Beleuchtung der berühmten Stelle vom Bellerophon hätte der Ueberſ. ſchwerlich durch ſeinen Ausdruck für θυμοφθόρα πολλά:

> Aber er ſandt' ihn gen Lykia hin, und traurige Zeichen
> Gab er ihm, *Todesworte* geritzt auf gefalteten Täflein,

den vortrojaniſchen Helden die Schreibekunſt beygelegt; beſonders da er das γράψας ἐν πίνακι πτυκτῷ ſchon ſo richtig nach dem alten Sinne gegeben hat.

Wäre es indeſſen leichter, als es wirklich iſt, die uns ſo geläufigen Erfindungen und Einrichtungen, welche Homers Zeitaker noch nicht kannte, zu vergeſſen, ſo bliebe es doch eben ſchwierig, was ihnen vorherging, treffend zu benennen. So überſetzt Hr. *V.* z. B. θεμιστες, *Geſetze*, wobey man doch nicht einmal an eine mündlich überlieferte eigentliche Geſetzgebung, ſondern nur an Herkommen und natürliche Billigkeit denken darf. *Gebräuche* erſchöpfen dieſen Begriff nicht ganz; doch heiſst θεμις in folgender Verbindung offenbar nichts weiter. Il. XIX, 117., nach Hn. *V.*:

> Wie in der Menſchen Geſchlecht der Mann dem Weibe ſich nahet,

wörtlicher:

> Wie es im Menſchengeſchlecht der Männer und Weiber Gebrauch iſt.

Die Ausdrücke Homers, die ſich auf ſittliche Gefühle beziehen, können den Ueberſ. in groſse Verlegenheit bringen. Die derben Aeuſserungen geſunder, roher Kraft, die durch mancherley geſellige Einverſtändniſſe noch nicht gefeſſelt, aber für die edelſte ſittliche Bildung empfänglich iſt, ſind weſentlich von feſtgeſetzter Barbarey und davon unzertrennlichem Unadel der Sitten verſchieden; allein wenn man jene in eine verfeinerte Sprache, worinn der Wohlſtand ſeine despotiſche Gewalt weit ausgedehnt hat, ungeſchwächt übertragen will, ſo veranlaſst man leicht eine Verwechſelung mit dieſem. Hierinn war *Bürger*, (auf deſſen hexametriſche Ueberſetzung wir noch zurückkommen werden,) der Gefahr zu übertreiben ausgeſetzt; Hr. *V.* hingegen ſcheint von Seiten der Milderung und Schonung zu weit zu gehen. Er kann es nicht über ſich gewinnen, Achilleus den Agamemnon Hundsauge (Il. I, 159.) und Helena ſich ſelbſt eine Hündin (Il. VI, 344, 356.) nennen zu laſſen; auch deutet er nur an, was Homer ausdrücklich ſagt, daſs Juno zuweilen von ihrem Gemahl Schläge bekommt, in der Rede Vulkans Il. I, 586:

> Duld', o theuerſte Mutter, und faſſe dich, herzlich betrübt zwar!
> Daſs ich nicht, du Geliebte, mit eigenen Augen es ſehe,
> Wann er dich *ſtraft* (θεινομένην).

Freylich iſt es auch allzudemüthigend für die *hoheitblickende* Göttin (βοῶπις πότνια Ἥρη). Man ſieht hieraus, wie eine Abweichung vom Original eine andre nach ſich zieht. Hielt Hr. *V. die farrenäugige Here*, wie ſie bey Bürger heiſst, für zu gewagt? Das von ihm gewählte Beywort iſt an ſich ſchön, es würde vortrefflich paſſen, wenn man annehmen dürfte, der Sänger habe eine Geſtalt, wie etwa die der Juno Ludoviſi, im Sinne gehabt; aber es ſagt vielmehr als die beiden griechiſchen: ſogar eine Sklavin heiſst einmal βοῶπις (Il. III, 144.), und mit πότνια iſt Homer auch nicht karg. Die von Thieren hergenommenen Benennungen ſowohl ſchlechter als guter menſchlicher Eigenſchaften ſind ſehr bedeutend: ſie bezeugen die enge Nachbarſchaft, womit jene Heroen auf der einen Seite mit thieriſchen, wie auf der andern mit göttlichen Naturen zuſammenlebten.

(Die Fortſetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, bey Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voss* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Sollte dem Dichter nicht etwas fremdes geliehen werden, wenn man γυναικῶν ἠλυτερέων durch *zartgebildete Weiber*, *zartgeschaffene Weiber* giebt? Homer sagt so vieles, was sich von selbst versteht, dass man dies Beywort so gut wie νεκύων κατατεθνειώτων für tautologisch halten könnte. Zu der letzten Uebersetzung geben die beiden Stellen, wo sie vorkömmt, Od. XI, 434. und XV, 421. noch einigermaßen Veranlassung; bey den *zartgebildeten Weibern* aber Od. XI, 385. fehlt sie ganz. Zartheit in der körperlichen Bildung hätte der Grieche eher auf jede andre Art bezeichnet, und wird geistige Bildung darunter verstanden, so ist Gedanke und Ausdruck noch unhomerischer. Warum nicht wörtlich *weibliche Frauen* oder *Weiber*, welches auch dem Leser, der die Tautologie nicht zugeben will, immer noch Genüge leisten könnte? Es wäre nicht das erstemal, dass es in unsrer Sprache gesagt wird. Die Minnesinger begrüßen ihre Geliebten häufig so, als mit einem schmeichelnden Beyworte. Bey der nach unsern Sitten nicht anständigen, aber an sich züchtigen, Weise, wie Homer von der Liebe beider Geschlechter redet, hat sich der Uebersetzer meistens geschickt durchgeholfen, ohne doch schonende Schleyer zu werfen, welche die Sache verschlimmern. Nur in der Stelle von der Aßyoche Il. II, 513—515.

in der Burg des Azeidischen Aktors
Stieg sie einst in den Söller empor, die schüchterne Jungfrau,
Hin zum gewaltigen Ares, und sank in geheimer Umarmung.

giebt das letzte Hemistich, eben weil es weniger sagt, der Einbildungskraft mehr zu thun, als das Homerische: er lagerte heimlich sich zu ihr. Zur Ehre der schüchternen Jungfrau sollte auch wohl Ἄρηϊ κρατερῷ mit τέκεν verbunden, und ὑπερῴϊον ἐςαναβᾶσα auf die Zeit der Niederkunft bezogen werden, so dass der Aorist παρελέξατο die Bedeutung des Plusquamperfectum bekäme; παρθένος steht dieser Auslegung nicht im Wege, es heißt mehrmals nichts weiter als ein unvermähltes Mädchen. Die Redensart: *durchbebt* von süßem Verlangen, für: καί μι γλυκὺς ἵμερος αἱρεῖ, Il. III, 446. möchte selbst für den Weiberheld Paris zu zart seyn.

Nirgends sieht man auffallender, wie fest Homer oder vielmehr sein Zeitalter noch am Sinnlichen hing, als in seinen Kinderbegriffen von der menschlichen Seele. Der philosophische Scherz, nach welchem sie im einzelnen Menschen mit dem Fortgange des Alters allmählig von den Füßen bis zum Kopfe hinaufsteigen soll, ließe sich auch auf ganze Völker anwenden. Bey jenen guten Insulanern der Südsee, denen Gedanken *Worte im Bauche* heißen, wohnt sie noch tief unten. Auch aus der Homerischen Sprache sieht man nirgends, dass sie sich schon im Kopfe hätte spüren lassen; ihr eigentlicher Sitz ist die Brust. Die Gränzen der verschiednen Seelenvermögen fließen in einander: die Verrichtungen des Verstandes werden der begehrenden und wollenden Kraft, die sich am entschiedensten kund thut, zugleich mit zugeschrieben, und diese ist wiederum eigentlich nichts als das physische Leben, ein so handgreifliches Ding, dass es mit dem Speere zugleich aus einer Wunde in der Brust gezogen werden konnte (Il. XVI, 38[illegible]). Beym Uebersetzen solcher Stellen unsre unsinnliche Seelenlehre zu entfernen, verursacht oft grose Schwierigkeiten: doch sind sie nicht unübersteiglich, weil jene einfältigen Vorstellungsarten auch bey uns unter dem Volke nicht ausgestorben sind, und in der Sprache des gemeinen Lebens aufbewahrt werden. Es wäre zu wünschen, Hr. *V.* hätte statt der so häufig bey ihm vorkommenden Wörter *Herz* und *Geist* öfter für jenes Brust, für dieses Muth, Sinn, Gemüth, Seele, gebraucht. Das Herz, bloss körperlich genommen, kann zwar völlig nach Homers Weise für den ganzen innern Menschen gesetzt werden: aber die Stellung muss verhindern, es metaphorisch zu verstehn, was uns eigentlich weit geläufiger ist, und besonders muss man nicht an den Unfug erinnert werden, der in unsern empfindsamen Romanen mit dem Herzen getrieben wird. Sollte diese Klippe vermieden seyn, wenn Juno (Il. I, 569. ἐπιγνάμψασα φίλον κῆρ) *die Stürme des Herzens bezwingt*? Der Geist wird bey uns immer allem Körperlichen entgegengesetzt, und entspricht daher Homers für die Sinne fasslichen Bildern von der Seele am wenigsten. Der alte Sänger mag immerhin den Thieren eben solch einen θυμος als den Menschen zugeschrieben haben: allein es hat eine komische Emphase, wenn Hr. *V.* die beiden Lämmer (Il. III, 294. θυμὸν ἀγόμενοι) *den Geist aushauchen* läßt. Da θυμος an andern Stellen, Il. V, 689. XVI, 469. schicklich Leben übersetzt wird, so lag hier eine Auskunft nicht sehr weit aus dem Wege. Auch wo der verwundete Sarpedon in Ohnmacht fällt; wäre der Geist wohl besser weggeblieben. Il. V, 696. τὸν δ' ἔλιπε ψυχὴ, *und ihn verließ sein Geist*; ψυχὴ

ist ja an mehrern Stellen offenbar nichts weiter als der Odem, die sichtbare Lebenskraft. Merkwürdig ist es zu sehen, wie Homer sich hilft, wo er von der Einbildungskraft spricht. Od. I, 115.: ὀσσομένος πατέρ' ἐσθλὸν ἐνὶ φρεσὶν, welches nicht zum treuesten übersetzt wird: *denkend des Vatersbild*. Man könnte zweifeln, ob Homer sich das Gedächtniss, so wichtige Dienste es ihm bey seinen Dichtungen leisten musste, und obgleich seine Wirksamkeit schon zur Person erhoben war, als eine für sich bestehende Seelenkraft dachte; es wäre also sicherer gewesen, Il. II, 33. μηδέ σε λήθη αἱρείτω anders zu geben als: *dass dem Gedächtniss nichts entfällt*. Wenn es aber Od. XVIII, 216. heisst:

Schon als Knab' im Herzen bewegtest du mehr des Verstandes,

für:

παῖς ἔτ' ἐὼν, καὶ μᾶλλον ἐνὶ φρεσὶ κέρδε' ἐνώμας,

so tritt offenbar Verworrenheit an die Stelle jener Unbestimmtheit der Vorstellungen, welche die Seelenkräfte noch nicht unterscheidet, und die gesonderten und nunmehr entgegengesetzten Begriffe werden wieder durch einander geworfen. Man könnte eben so gut das Herz im Verstande bewegen, als den Verstand im Herzen. Noch mehr misslungen, wo möglich, ist die Uebersetzung des Hemistichs: κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν, *in des Herzens Geist und Empfindung*, welches um so schlimmer ist, da es zu den wiederkommenden gehört. Nach welcher Psychologie hat das Herz im bildlichen Sinne, wozu hier die folgende *Empfindung* nöthigt, einen Geist? Dem Worte Empfindung für innre Empfindniss möchte schwerlich etwas in der ganzen Homerischen Sprache nur von fern ähneln. Welche Anatomie der Seele, die innre Empfindung noch vom Herzen, d. h. dem Vermögen derselben zu trennen? Doch dies ist noch nicht alles; denn nun soll nebst dem Geiste des Herzens auch in der Empfindung des Herzens etwas *erwogen* (Il. I, 193.) oder gar *erkannt* werden (Il. IV, 163.). Wie schlicht und einfältig lautet dagegen das Griechische! Tautologischer Ueberfluss ist überhaupt im Tone der kindlichen Urwelt; aber bey der Beschreibung dessen, was in der Seele vorgeht, ganz vorzüglich an seinem Platze: denn hier glaubte man sich nicht deutlich genug verständigen zu können. Wen es beleidigt zu hören: *in seinem Sinn und Gemüthe, in der Brust und in dem Gemüthe, in der Seel' und in dem Gemüthe* u. s. w., der ist noch nicht im Stande den Homer zu geniessen.

Dies sey genug über die Wahrheit der Vossischen Uebersetzung von Seiten des Inhalts. Wir müssen nun betrachten, in wiefern sie die poëtische Form, den Stil, den Ton, die Farbe der Darstellung der Homerischen Gesänge getroffen oder verfehlt hat, was eigentlich das Wichtigste ist, weil es sich über das Ganze erstreckt, und weil auch aller Inhalt eines Gedichts doch nur durch das Medium der Form erkannt wird. Es ist schon oben bemerkt worden, dass sich hiebey nicht alles durch Gründe entscheiden lässt: die feinern Unterschiede der Eindrücke sowohl dem Grade als der Art nach hängen von der Empfänglichkeit und Stimmung des Einzelnen ab; niemand kann sein besondres Gefühl zum allgemeinen Maalsstabe erheben, weil jeder sich mit gleichem Rechte auf die Leitung des seinigen beruft. Viele Leser könnten erklären, Hn. Voss'ens Homer sey nicht der ihrige, und es bliebe immer noch zweifelhaft, ob er ihn nicht richtiger gefühlt als sie, da ihn unstreitig wenige so tief und anhaltend wie er studirt haben. Indessen würde es misslich um die ganze Poësie aussehen, wenn es gar keine zuverlässig erkennbaren, im Wesen der Sache selbst gegründeten Beschaffenheiten des Ausdrucks gäbe, wobey eine allgemeine Uebereinkunft angenommen werden darf. Wenn nicht eine zweyte Sprachverwirrung einreisst, so wird man mit Sicherheit angeben können, wo das Gewöhnliche mit dem Seltsamen, das Bescheidne mit dem Kühnen, das Einfache mit dem Ueberladenen, das Natürliche mit dem Gekünstelten und Steifen vertauscht wird. Der nüchternen, aber kräftigen, Einfalt Homers kann nichts schlimmers widerfahren, als wenn ihr fremder Schmuck geliehen wird: in der gemeinsten Prosa wird man sie immer noch eher wieder erkennen. Wie also Hr. *V.* übersetzen konnte: ὁ δ' ἤϊε νυκτὶ ἐοικώς, *er wandelte düster wie Nachtgraun*; τοῦ γὰρ κράτος ἐστὶ μέγιστον, *denn sein ist siegende Allmacht*; ὀρωρεμένη τε θάλασσα, *des Meeres Empörung*; τὸν δὲ ἰδὼν ῥίγησε, *ihn erblickt' aufschauernd*; βρότεον αἷμα τεύχειν, *blutigen Mord*; πολεμου ἐπιδημιόν, ὀκρυόεντος, *des heimischen Kriegs, des entsetzlichen Scheusals*; κονίη, *wölkender Staub*; πυρὸς ὁρμὴ, *von des Feuerorkans Wuth*; μεγάλῳ ἀλαλητῷ *mit wild aufhallenden Feldruf*; ὑπερφιάλοισι μετελθὼν, *unlermt' ihn der trotzigen Schwelger Getümmel*; νέκταρ ἐρυθρὸν, *rothfunkelnder Nektar*; μέγας σῦς, *ein Borstenumflarrt Schwein*; θύελλα, *der Ungestüm des Orkanes*; πολύ μεῖζόν τε καὶ ἀργαλεώτερον ἄλλο, *ein gröfseres noch und viel grauvolleres Unheil*; ὕλη θηλεθόωσα, *des grünenden Haines Umschattung*; ὀϊζύος ἥ μιν ἱκάνει, *des Elendes, das ihn umdränget*; ἐπισπέρχουσι δ' ἄελλαι παντοίων ἀνέμων, *wie sausen gedrängt die Orkane, rings mit Orkanen im Kampf*; wie Hr. *V.* so übersetzen konnte, wenn er nicht selbst in dem alten Sänger den Pomp der spätern kunstgerechten Epopöe suchte und fand, scheint in der That unbegreiflich. Am auffallendsten werden diese Abweichungen, wenn von Gegenständen des gemeinen Lebens die Rede ist. In einem Schranke oder Behälter, wo in der griechischen und ältern deutschen Odyssee viele Speere standen, müssen sie jetzt *gedrängt aufstreben* (Od. I, 129.). Den sichtenen Mast (Od. II, 425.) *stellten sie hoch aufrichtend* στῆσαν ἀείραντες. Wenn Agamemnon, wie er sein Heer in Ordnung stellt, mit einem Stiere unter der Heerde verglichen wird (Il. II, 481.), so heisst es:

So wie der Stier in der Heerd' ein Herrlicher wandelt vor allen,
Männlich stolz; denn er ragt aus den Rindern hervor auf der Weide.

Das

Das *männlichstolz* ist ein Zug, wovon man im Griechischen keine Spur findet, und der obendrein die ganze Vergleichung verdirbt. Denn das Ergötzen an einem treffenden Gleichnisse beruht auf der übrigen Ungleichartigkeit der verglichnen Gegenstände. Wenn der Stier wie ein Mann einhergeht, so muss auch der Mann einhergehn wie ein Stier: das versteht sich von selbst.

Nach dergleichen Beyspielen möchte man doch wohl genöthigt seyn, von Klopstocks Ausspruche, „Homer könne nun, wenn er unterginge, aus dem Ver„deutscher wieder vergriecht werden," (grammat. Gespräche, S. 349.) etwas abzurechnen. Wir müssen jedoch erinnern, dass man beträchtliche Stücke in einem fortlesen kann, ohne auf so starke Störungen zu treffen. Es sey uns erlaubt, einige Stellen im Zusammenhange auszuheben, und das Urtheil darüber durch Vergleichung, theils mit Bürgers Weise zu übersetzen, theils mit Hn. *V's.* eigner früherer Arbeit zu schärfen. Die Rede der Thetis Il. I, 413. lautet in der neuesten *Uebersetzung* so:

Aber Thetis darauf antwortete, Thränen vergiessend:
Wehe mir! dass ich, mein Kind, dich erzog, unselig Geborner!
Möchtest du hier bey den Schiffen doch frey von Thränen und Kränkung
Sitzen; dieweil dein Verhängniss so kurz nur währet, so gar kurz!
Aber zugleich frühwelkend und unglückselig vor allen
Wurdest du! Ja, dich gebahr ich dem Jammergeschick im Palaste!
Dies dem Donnerer Zeus zu verkündigen, ob er mich höre,
Geh' ich selber hinauf zum schneebedeckten Olympos.
Du indess an des Meers schnellwandelnden Schiffen dich setzend,
Zürne dem Danaervolk, und des Kriegs enthalte dich gänzlich.
Zeus ging gestern zum Mahl der unsträflichen Aethiopen
An des Okeanos Flut; und die Himmlischen folgten ihm alle.
Aber am zwölften Tag, dann kehret er heim zum Olympos.
Hierauf steig ich empor zum ehernen Hause Kronions,
Und umfass' ihm die Knie, und ich traue mir, ihn zu bewegen.

Bey Bürger (im Journal von und für Deutschland. 84. 1. St.):

Ihm antwortete darauf die Göttin Thränen vergiessend;
Ach! was musst' ich dich, Kind, gebähren zum Unglück und aufziehn?
Dass du doch thränenlos und ungekränket hier sässest,
Da dir ein Kurzes nur, ganz Kurzes! zu leben bestimmt ist!
Sterblich bist du so früh und über alles doch elend!
Drum gebahr ich gewiss dich heim zur Stunde des Unglücks.
Doch bald fahr' ich hinan zum hochbeschneyten Olympos,
Meld' es dem donnerfrohen Kronion, ob es ihn rühret.
Du bleib sitzen indess bey den schnell hingleitenden Schiffen,
Zürne den Griechen fort, und enthalte des Krieges dich gänzlich.
Zeus ging gestern zum Mahl an den Ozean hin zu den frommen
Aethiopen, und ihn begleiteten sämmtliche Götter.
Nach zwölf Tagen kehrt er wieder zurück zum Olympos.
Alsdann will ich hinauf in sein erzbegründetes Haus gehn,
Und sein Knie umschlingen. So hoff' ich ihn zu bewegen.

Das Ende des Gesanges:

Sprachs; da lächelte sanft die lilienarmige Here;
Lächelnd darauf entnahm sie der Hand des Sohnes den Becher,
Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterversammlung
Rechts herum, dem Kruge den süssen Nektar entschöpfend.
Doch unermessliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
Als sie sahn, wie Hefästos in emsiger Eil umherging.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schmausten sie, und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leyer Apollons,
Noch des Gesangs der Musen mit hold antwortender Stimme.
Aber nachdem sich gesenkt des Helios leuchtende Fackel,
Gingen sie auszuruhn, zur eignen Wohnung ein jeder,
Dort wo jedem vordem der hinkende Künstler Hefästos
Bauete seinen Pallast mit erfindungsreichem Verstande.
Zeus auch ging zum Lager, der Donnergott des Olympos,
Wo er zuvor ausruhte, wann süsser Schlaf ihm genaht war.
Dorthin stieg er zu ruhn mit der goldenthronenden Here.

Bey Bürger:

Sprach's ihm lächelte drob die lilienarmige Here,
Und nahm lächelnd hin von der Hand des Sohnes den Becher.
Dieser reichte nun auch, rechts anbeginnend, des süssen
Nektars, aus dem Kumpe geschöpft, den übrigen Göttern.
Unauslöschliche Lache befiel die seligen Götter,
Als sie sahn, wie Hefästos die Halle so flink durchdiente.
Nun durchschmausten sie den Tag, bis die Sonne hinabsank.
Keines Herzen gebrachs an voller Gnüge des Mahles,
Foibos Apollon schlug die schöne Laute. Die Musen
Sangen Wechselgesänge dazu, mit lieblichen Stimmen.
Als sie gesunken war, die leuchtende Fackel der Sonne,
Da ging jeder zu ruhn hinweg nach seinem Gemache.
Jeglichem hatte der zwiergelähmte berühmte Hefästos
Sein besonders Gemach mit künstlichem Sinne gezimmert.
Auch zu Bett ging Zeus, der olympische Schwinger des Blitzes,
Wo er ruhte, wenn ihn der liebliche Schlaf umwallte.
Dorthin ging er und schlief bey dir, goldthronende Here.

Man sieht, dass Bürger schon sehr viel geleistet hat. Zeile vor Zeile neben der Vossischen Uebersetzung mit dem Original zusammengehalten, verliert die seinige, weil sie sich besonders in der Stellung der Redetheile viel weiter von jenem entfernt. Hingegen im Zusammenhange gelesen, giebt sie den Eindruck vielleicht vollkommner wieder, und ein gewisses Etwas darinn spricht einem bekannter und heralicher an. Die Wortfolge ist oft von der Homerischen verschieden, aber im Deutschen eben so leicht und kunstlos, wie jene im Griechischen. Hn. Vossens Ueberlegenheit im Versbau fällt in die Augen: allein Bürgers Hexameter ist bis auf einige Versehen gegen die Prosodie keinesweges verwerflich, und man entdeckt an ihm weit weniger Spuren einer mühsamen Entstehung. In Ansehung der Sprachkunde und gelehrten Auslegung würde er selbst sich nicht neben Hn. *V.* haben stellen wollen. Sonst hatte dieser wackre Dichter gewiss einen vorzüglichen Beruf, Uebersetzer Homers zu werden. Alles, was die deutsche, auch die alte deutsche Sprache, an naiven, kräftigen, zutraulichen Wörtern und Wendungen hat, stand ihm zu Gebote; gerade, offen und ohne Aengstlichkeit sagte seine Muse alles, wie sie es fühlte; er war selbst Volksdichter und vergass nie, dass Homer es im höchsten Sinne des Wortes gewesen. Schwerlich so treu als Hr. *V.*, aber vielleicht wahrer hätte er ihn verdeutscht. Da seine Ilias leider unvollendet geblieben ist, so wäre wenigstens zu wünschen, dass die im Journal von und für Deutschland zerstreuten Gesänge sowohl, als was sich noch unter den Papieren des Verstorbnen finden möchte (Rec. müsste sich sehr irren, wenn er nicht selbst fertige noch ungedruckte Stücke von Bürger hätte vorlesen hören) gesammelt herausgegeben würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M., b. Zeisler: *Skizzen, Erzählungen* und *Gedichte* zur Unterhaltung des schönen Geschlechts, von *Ludwig Christian Kehr.* 1795. 164 S. 8.

Das schöne Geschlecht sollte Hn. K. eine harte Busse dafür auferlegen, dass er Sachen, die keinen einzigen männlichen Leser unterhalten können, für gut genug gehalten hat, dem weiblichen Publicum an den Kopf zu werfen. Seine *Skizzen* sind so flüchtig entworfen, und oft so ganz unbedeutend, dass sie gar kein Interesse haben; seine prosaischen *Erzählungen*, welche meistens haltsagte Hindernisse, die Liebenden entgegenstehen, zum Gegenstand haben, stellen Entführungen, Raub, Mord, Blutvergiessen und Schlagflüsse auf, wodurch sie, bey dem gänzlichen Mangel an wesentlichen Schönheiten, nur Leser ergötzen können, die mit diesen verbrauchten Dingen noch nicht bekannt sind; seine *Gedichte* endlich, Lieder, Elegien, Idyllen, sind voll der mattesten prosaischen Stellen, z. B. S. 22. *befreyt vom Lastgewimmel — wo das kleine Luftgefieder aus Instinkte huldigt*, S. 23. *wo Gessner im Gedächtniss steht*; S. 78. *ich liebte so herzlich diese gute Schwester, wie noch nie Geschwister sich geliebt.* Oft erlaubt sich der Vf. Reime, wie *Kinderspiel* und *Will*, und Härten sind ihm so gleichgültig, dass er *der Lieb' Gebrauch* sagt, wo er durch die kleine Aenderung *der Liebe Brauch* hätte abhelfen können.

VOLKSSCHRIFTEN.

Hannover, b. Hahn: *Exempelbuch zum Gesundheitskatechismus.* — Ein Lesebuch für niedere Schulen, Aeltern, Lehrer und Kinder, die sich des Guten befleissigen wollen. *Zweyte Hälfte*, von *Aug. Carl Müller.* 1796. XX u. 266 S. gr. 8.

Das Gute, was wir vom ersten Theile aus Ueberzeugung gesagt haben, haben wir auch im zweyten gefunden, an dem man überdem noch mehr Correction und Feile bemerkt. Dieser Theil beschäftigt sich mit dem Verhalten in Krankheiten und der Wegräumung der Hindernisse, die sich der Heilung der Menschen in den Weg stellen, und theilt denjenigen unter den niedern Volksklassen, die für Belehrung Empfänglichkeit haben, sehr brauchbare und der Beherzigung werthe Lehren im Gewande der Erzählung mit. Hie und da wird mancher wohl wünschen, dass der Vf. Fausts Fussstapfen verlassen hätte, z. B. wenn er glaubt, dass der Mensch von *allen* Krankheiten frey bleiben könne; wenn es heisst, der Bauer solle bey Krankheiten zu *geschickten* Aerzten und Wundärzten gehen, als wenn er diese vor den Ungeschickten herauskennte? Wenn er ohne alle Einschränkung behauptet, Vorbauungsmittel gegen Krankheiten zu gebrauchen sey nicht gut.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Berlin u. Leipzig: Nöthiger Zusatz zu des Hn. Professor Büsch praktischen Darstellung der Bauwissenschaft.* Von drey Gewerksmeistern aus Berlin. 1795. 2¼ B. 8.

Auch unter dem Titel:

Ein paar Worte über die auffallende Versicherung des Hn. Professor Büsch in Hamburg: dass in Berlin schlecht gebauet werde. Gesprochen von drey Gewerksmeistern allhier.

Man muss es den angeblichen Vf. dieser paar Bogen zugestehen, dass sie mehr Kenntniss zeigen, als man von gewöhnlichen Gewerksmeistern erwartet. In wiefern Hr. Büsch die empfindlichen Vorwürfe verdient, welche ihm hier gemacht werden, kann Rec., da es hier sehr auf örtliche Kenntniss Berlins ankommt, nicht entscheiden. Zu wünschen wäre aber, dass ein Mann, der sich durch seine mannichfaltigen Schriften im Publicum gerechtes Vertrauen erworben, sich gegen diese Anschuldigungen rechtfertigen möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voss*. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Bey der Vergleichung einiger Stellen aus der älteren und neueren Vossischen Odyssee wird sich vielleicht ein ähnliches Verhältniss offenbaren, wie zwischen den eben zusammengehaltenen Proben aus der Ilias. Jene erste Uebersetzung ist so durchaus umgearbeitet worden, dass es keiner sorgfältigen Wahl der Stellen bedarf, um ihren Unterschied auffallend zu zeigen. Fast jedes andre Bruchstück könnte denselben Dienst verrichten, wie die folgenden, die wir aus verschiednen Gesängen ausheben wollen. Pallas erscheint der Nausikaa und redet sie an, Od. VI, 25—40. In der ältern Uebersetzung:

Liebes Kind, was bist du mir doch ein lässiges Mädchen?
Deine kostbaren Kleider, wie alles im Wuste herumliegt!
Und die Hochzeit steht dir bevor! Da muss doch was schönes
Seyn für dich selber, und die, so dich zum Bräutigam führen!
Denn durch schöne Kleider erlangt man ein gutes Gerüchte
Bey den Leuten; auch freun sich dessen Vater und Mutter.
Lass uns denn eilen und waschen, sobald der Morgen sich röthet!
Ich will deine Gehülfin seyn, damit du geschwinder
Fertig werdest; denn Mädchen, du bleibst nicht lange mehr Jungfrau.
Siehe, es werben ja schon die edelsten Jüngling' im Volke
Aller Faaken um dich; denn du stammst selber von Edlen.
Auf! erinnere noch vor der Morgenröthe den Vater,
Dass er mit Mäulern dir den Wagen bespanne, worauf man
Lade die schönen Gewande, die Gürtel und prächtigen Decken.
Auch für dich ist es so bequemer, als wenn du zu Fusse
Gehen wolltest; denn weit von der Stadt sind die Spülen entlegen.

In der neuern:

Welch ein lässiges Mädchen, Nausikaa, bist du der Mutter!
Dein Gewand, wie liegt es in Wust, so gepriesener Schönheit!
Und dir naht die Vermählung, wo schönes du brauchst, für dich selber
Anzuziehn, und zu reichen den Jünglingen, welche dich führen!
Denn durch Schmuck erlangt man ein gutes Gerücht bey den Menschen
Rings; auch freun der Vater sich dess und die liebende Mutter.
Gehen wir denn zu waschen, sobald der Morgen sich röthet.
Ich als Helferin auch begleite dich, dass du geschwinder
Fertig seyst; denn wahrlich, du bleibst nicht lange noch Jungfrau.
Denn schon werben um dich die Edelsten unter dem Volke
Aller Faaken umher; da du selbst von edler Geburt bist.
Auf, den gepriesenen Vater ermantere noch vor dem Morgen,
Dass er Mäuler und Wagen beschleunige, welcher dir führe
Gürtel und feine Gewand' und Teppiche, edel an Kunstwerk.
Auch ist solches dir selbst anständiger, als da zu Fusse
Hinzugehn; denn weit von der Stadt sind die Gruben der Wäsche.

Die erste Zeile folgt in beiden Uebersetzungen dem Original nicht wörtlich genau, in der letzten gewissermaafsen noch weniger als in der ersten. Zwar steht *Nausikaa* und nicht *liebes Kind* im Texte; die Mutter ist auch hineingebracht, aber in einem ganz andern Verhältnisse. Der Dativ *der Mutter* ist hier sehr fremd; mit dem pleonastischen *mir* hat es eine verschiedene Bewandniss: es ist im vertraulichsten Tone gebräuchlich, da jenes höchstens nur als eine gelehrte Redensart gelten dürfte. Sollen die Worte: *du bist der Mutter ein lässiges Mädchen*, bedeuten: die Mutter leidet unter deiner Nachlässigkeit, (und was könnte sonst ihr Sinn seyn?) so ist es noch überdiess unrichtig. Die folgende Rede zeigt, dass Nausikaa *sich selbst* ein lässiges Mädchen war, weil sie für ihren eignen Putz nicht sorgte. Die Griechische Wendung: τί νύ σ' ὧδε μεθήμονα γείνατο μήτηρ, soll wohl nichts mehr sagen als: *wie nachlässig bist du von Natur*; es möchte also durch wörtliche Uebertragung leicht ein zu starker Nachdruck darauf gelegt werden. V. 26 wird *Gewand* als Collectivum gebraucht, welches dem Ursprunge des Wortes gemäss seyn mag, aber gewiss gar nicht üblich, und deswegen unverständlich ist. *So gepriesener Schönheit* für σιγαλόεντα ist zu geschmückt und gesucht. Die mit dem Griechischen übereinkommende, aber dort leichte und gewöhnliche, im Deutschen gekünstelte, wo nicht ganz

unerlaubte Stellung verstärkt noch diesen Eindruck. Wer, mit den alten Sprachen unbekannt, sich nicht über die einheimische Art zu construiren erheben kann, wird mit einem Wuste von gepriesener Schönheit zu schaffen bekommen. Wie viel natürlicher ist: *deine kostbaren Kleider!* Vielleicht ist *im Wuste* für ἀγηθέα in beiden Uebersetzungen ein zu harter, Ausdruck. *Und dir nennt die Vermählung* ist viel vornehmer aber auch geifer, als: *Und die Hochzeit steht dir bevor.* Durch welches von beiden sollte wohl das Homerische ὁσὶ δὲ γάμος ἀχεδὸν ἔσιν, besser getroffen seyn? Eben so verhält es sich mit: *wo schönes du brauchst* statt: *da muss doch was schönes seyn.* Ohne Beziehung auf ein vorhergehendes Substantivum möchte *schönes* schwerlich die Begleitung des Pronomen *etwas* oder des vertraulicheren *was* entbehren können, und wenn es mit *Gewand* zusammenhängen soll, wie das Griechische καλὰ mit εἵματα, so musste der ungelehrte Leser erst besonders davon unterrichtet werden. Die Versetzung *wo schönes du brauchst* statt *wo du schönes brauchst* ist hart. V. 29. 30 klingt viel naiver in der älteren Uebersetzung; in der neueren sind die *Leute* zu *Menschen* erhoben, und mit einem nachschleppenden *sings* verziert worden, wozu Homer nicht den geringsten Anlass giebt. In den folgenden Zeilen sind die Veränderungen weniger bedeutend und meistens zum Vortheil der neueren Uebersetzung. V. 35 scheint Hr. *V.* beide Male ὅτι und nicht ὅθι gelesen zu haben. Sollte γένος ohne allen Zusatz *edle Geburt* bezeichnen können? Nach der Lesart ὅθι sagt Homer freylich etwas, das sich von selbst versteht: allein wie oft begegnet ihm das? Im höchsten Grade misslungen ist die Veränderung des 37 und 38 Verses. Wie kann man sagen: *Mäuler und Wagen beschleunigen?* Dieses Zeitwort heisst: machen, dass etwas geschwinder geschieht, und lässt sich daher durchaus nicht auf Gegenstände, sondern nur auf Handlungen anwenden. Niemals beschleunigt man ein Haus, aber wohl einen Bau. Wenn man von Beschleunigung einer *Sache* redet, so meynt man damit immer ein Geschäft, eine Verrichtung. Ueberdiess liegt dabey immer ein Vergleich des Schnelleren und Langsameren zum Grunde, die hier gar nicht Statt finden kann. Wie seltsam würde Nausikaa ihren Vater bitten, ihr den Wagen geschwinder zu schaffen, da sie ihm vorher noch nichts davon gesagt hatte! Der Ausdruck des Textes ἐφοπλίσαι lässt keine Spur von dieser unschicklichen Eile wahrnehmen. *Wagen* konnte im Deutschen die Bestimmung des Artikels *einen* oder *den* nicht entbehren, wenn das Pronomen relativum darauf zurück weisen sollte. *Welcher dir führe* ist in der That sehr wörtlich nach dem Griechischen: ὅ κεν ἄγῃσι; doch steht das unnütze *dir* nicht da, und *führen* sagt man in unsrer Sprache wohl von der Ladung eines Schiffes, einer Frachtwagens, aber in andrer Beziehung als wie es hier steht. Die griechische Wortfolge: *Welcher dir führe Gürtel und seine Gewand* u. s. w. möchte bey uns durch hohen lyrischen Schwung gerechtfertigt werden; in einer nüchternen Rede von Gegenständen des gemeinen Lebens angebracht, ist sie ganz an der unrechten Stelle. Aus ῥῆγος αἰγαλόεντα ist hier wieder etwas sehr prächtiges geworden, nämlich *Teppiche, edel an Kunstwerk.* Schwerlich lässt sich die Präposition *An* in dieser Verbindung gebrauchen; man sagt *edel von Abkunft* statt *von edler Abkunft*, aber nicht *edel an Abkunft.* Doch was soll man bey *edel an* oder *von Kunstwerk* denken? Ein Kunstwerk ist ein selbständiges, durch Kunst hervorgebrachtes Ding, und keinesweges eine Beschaffenheit, wornach eine Sache edel oder unedel genannt werden könnte. Die Teppiche waren ein Kunstwerk; wenn man sie anders mit diesem Namen beehren will: da hätten wir also ein an Kunstwerk edles Kunstwerk. Der Vf. hat sagen wollen: *edel an Kunstarbeit*, allein diese Bedeutung hat das Wort *Werk* nur in den niederdeutschen Zweigen der germanischen Sprache, dem Englischen und Holländischen, niemals im Hochdeutschen. Im 39ten V. entspricht *anständiger* dem κάλλιον besser als *bequemer;* dagegen ist *solches* hineingekommen, gegen dessen häufigen Gebrauch sich schon der Beurtheiler im *T. Merkur* erklärt hat. *Gruben der Wäsche* erklären die Sache bestimmter als das provinzielle *Spülen.*

Die darauf folgenden Verse lauten in der frühern Odyssee:

Also redete Zeus blauäugichte Tochter, und kehrte
Wieder zum hohen Olympos, der Götter ewigen Wohnsitz,
Nie von Orkanen erschüttert, vom Regen nimmer benetzet,
Nimmer bestöbert vom Schnee; die wolkenloseste Heitre
Wallet ruhig umher, und deckt ihn mit schimmerndem Glanze:
Dort erfreut sich ewig die Schaar der seligen Götter.
Dorthin kehrte die Göttin, nachdem sie das Mädchen ermahnet.

In der späteren:

Also sprach und enteilte die Herscherin Pallas Athene
Schnell zum Olympos empor, dem ewigen Sitze der Götter,
Sagen sie: den kein Sturm noch erschütterte, nie auch der Regen
Feuchtete, oder der Schnee umstöberte; Heitre beständig
Breitet sich wolkenlos, und hell umfliesst ihn der Schimmer.
Dort erfreun sich täglich die seligen Uranionen;
Dorthin kehrt' Athene, nachdem sie das Mädchen ermahnet.

In beiden Uebersetzungen gehört die Stelle sowohl durch den Inhalt als durch die Schönheit der Nachbildung zu den ausgezeichnetsten. Durch die beträchtlichen Veränderungen, die sie erlitten, hat sie theils verloren, theils gewonnen. Beym Homer geht Athene weg, in der neuen Uebersetzung *enteilt sie schnell;* und obgleich man mit jenem Worte immer den Begriff verbindet: *von einem Orte wegeilen*, so enteilt sie hier *zum Olympus empor.* In dem ὅθι φασί verräth sich die aufrichtige Einfalt des Sängers, der bey seinem Glauben an den Olymp doch bezeugen zu müssen meynt, er habe seine Nachrichten darüber nur vom Hörensagen. Dieser merkwürdige Zug war vorhin übersehen worden; jetzt ist er durch *Sagen sie* gegeben, welches jedoch an der Stelle etwas nachschleppt und nicht frey von Undeutlichkeit ist. Die Orkane, *ein Prachtwort*, das Hr. *V.* sonst vorzüglich liebt, sind diesmahl zum

Sturme

Sturme gemildert; im Texte findet man nur Winde. Warum hat *beſtöbern* in das künſtlichere *umſtöbern* verändert werden müſſen, da doch jenes genauer mit ἐπιπλνται übereinkömmt? Die Stellung des *beſtändig* zwiſchen dem Nominativ und dem Verbum iſt den Geſetzen unſrer Sprache zuwider. Geht der Nominativ voran, ſo muſs das Umſtandswort dem Zeitworte folgen; folgt jener dem Zeitworte, ſo muſs es dieſem vorangehn. Man hat nur die Wahl, ob man ſagen will: *Heitre breitet ſich beſtändig*, oder: *beſtändig breitet ſich Heitre*. Wenn unſre Sprachkundigen *breiten* für ausbreiten oder verbreiten gelten laſſen wollen, ſo iſt das Hemiſtich: *Breitet ſich wolkenlos* ſchöner und treuer als das ältere. Eben das gilt von der zweyten Hälfte des Verſes: *und hell umfließt ihn der Schimmer.* Im 40 V. iſt *täglich* dem ſinnlichen Ausdruck ἤματα πάντα gemäſser als das zuvor geſetzte *ewig*. *Tag für Tag* käme vielleicht noch näher. Für die Vertauſchung der *Götter* mit Uranionen möchte es ſchwer ſeyn, einen Grund ausfindig zu machen.

Die folgenden Verſe würden zu ähnlichen Bemerkungen Stoff darbieten, wenn der Raum ſie alle hier zu entwickeln erlaubte. Unter andern iſt die buchſtäbliche Uebertragung des πάππα φίλ' durch *lieber Papa* in der Rede der Nauſikaa, von dem häſslichen und übelklingenden Diminutiv *Väterchen* verdrängt worden. Sollte man bey ſolchen Gelegenheiten nicht denken, der Deutſche, ſonſt ſo naive Dichter habe ſich der ehemahls empfundenen Naivität im Namen des Griechiſchen Sängers und in ſeinem eignen geſchämt? Allein hier geht nach etwas weit Bedeutenderes verloren als das Gefällige des kindlichen Tones. Daſs die Homeriſche Poeſie in einer ernſthaften Darſtellung jenes Kinderwort aus der allgemeinen Naturſprache nicht verſchmähte, iſt äuſserſt charakteriſtiſch, und könnte allein hinreichen, manchem falſchen Begriff von ihr ein Ende zu machen.

Die erſte Anrede des Kyklopen Od. IX, 252—255 hieſs ehedem:

> Fremdlinge, ſagt, wer ſeyd ihr? Von wannen trägt euch die Woge?
> Habt ihr wo ein Gewerb', oder ſchweift ihr ohne Beſtimmung
> Hin und her auf der See: wie Küſten umirrende Räuber,
> Die ihr Leben verachten, um fremden Völkern zu ſchaden?

Jetzt:

> Fremdlinge, ſagt, wer ſeyd ihr? Woher durchſchifft ihr die Wogen?
> Iſt es vielleicht um Gewerb', iſts ohne Wahl, daſs ihr umirrt,
> Gleich wie ein Raubgeſchwader im Salzmeer, welches umherſchweift,
> Selbſt darbietend das Leben, den Fremdlingen Schaden bereitend.

Die letzte Hälfte des erſten Verſes iſt wörtlicher geworden. Das altdeutſche *von wannen* hätte indeſſen beybehalten werden können, das Sylbenmaaſs geſtattete es wenigſtens. *Ohne Beſtimmung* war ein zu gelehrter Ausdruck, aber das dafür geſetzte *ohne Wahl* iſt nicht ganz paſſend. Eine Wahl, wenn auch eine bloſs willkührliche, gehört doch immer dazu, um auf der See hier oder dorthin zu fahren. *Aufs Gerathewohl* wäre das eigentliche Wort für μετὰ φιδίως. *Räuber* (λῃστῆρες) war weit treuer und einfacher als *Raubgeſchwader*. Unter einem Raubgeſchwader *im* Meere wird man ſich etwa Hayfiſche vorſtellen: menſchliche Seeräuber fahren *auf* dem Meere. Und welche ängſtliche Genauigkeit, die doppelte Bedeutung des Worts ἅλς, an die der Grieche vermuthlich ſelbſt nicht mehr dachte, wenn er es für *Meer* gebrauchte, durch Salzmeer geben zu wollen! Der deutſche Leſer wird unfehlbar glauben, es ſey nicht von der See überhaupt, ſondern von einem beſtimmten, vorzüglich ſalzigen Meere die Rede. Der lächerliche Miſsverſtand, der entſteht, wenn man gewöhnlicher Maaſsen *welches* auf das zunächſt vorhergehende Subſtantivum bezieht, wo dann ein umherſchweifendes Salzmeer zum Vorſchein kömmt, hätte auch billig vermieden werden ſollen. Räuber, *die ihr Leben ſelbſt darbieten*, ſind in der That ſehr höflich und groſsmüthig; beym Homer ſetzen ſie es nur aufs Spiel (ψυχὰς παρθέμενοι). Die ältere Ueberſetzung: *die ihr Leben verachten* erreichte den Sinn des Originals nicht ganz, aber ſie verunſtaltete ihn doch wenigſtens nicht.

Die darauf folgende Antwort des Ulyſſes überlaſſen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, dem Leſer zu eigner Vergleichung, und heben nur die Schlafszeilen aus. In der ältern Ueberſetzung:

> Scheue doch, Beſter, die Götter! Wir Armen flehn dir um Hülfe!
> Und ein Rächer iſt Zeus dem hülfeflehenden Fremden,
> Zeus der Gaſtliche, welcher die heiligen Gäſte geleitet.

In der neuern:

> Scheue doch, Beſter, die Götter! Wir nahen dir jetzo in Demuth;
> Aber Zeus iſt Rächer dem nahenden Mann, und dem Fremdling,
> Gaſtbar, welcher den Gang ehrwürdigen Fremdlingen leitet.

Durch das *nahn* und den *nahenden Mann* ſcheint Hr. *V.* die Ableitung des ἱκετης haben andeuten zu wollen. Jener Ausdruck wird durch den Zuſatz *in Demuth* zwar vor Miſsverſtand geſichert, doch war die letzte Hälfte des erſten Verſes vorhin kräftiger und herzlicher überſetzt. *Der nahende Mann* hingegen ohne weiteres könnte eben ſo gut ein Bandit ſeyn als ein Hülfe bittender. Ueberhaupt iſt es ſeltſam, eine vorübergehende Handlung auf dieſe Weiſe als fortdauernde Eigenſchaft vorzuſtellen. *Der nahende Mann* nimmt ſich um nichts beſſer aus als *der gehende Mann*, *der laufende Mann*. Der zweyte Vers hob mit *Und* weit ſchicklicher an, als jetzt mit *Aber*, obgleich im Griechiſchen δὲ ſteht. Dieſes muſs ſo manche unmerkliche Lücken zwiſchen den Redeſätzen ausfüllen, daſs es längſt nicht den Nachdruck des *Aber* hat, und auch in drey bis vier

Verſen nach einander wiederholt wird, was im Deutſchen unerträglich ſeyn würde. Hier ſoll ja kein Einwurf gemacht, ſondern vielmehr etwas zur Beſtätigung des Vorhergehenden angeführt werden. *Gaſtbar*; allerdings ein altes deutſches, aber auch ein veraltetes Wort iſt dem wohlklingenderem *gaſtlich* vorgezogen worden. Daſs *gaſtbar* für *der Gaſtbare* ſteht, wird wohl kein Leſer errathen, der nicht das Griechiſche zugleich vor Augen hat. Es könnte nicht ſo verſtanden werden, wenn es gleich auf das Hauptwort folgte: Aber Zeus, gaſtbar, iſt Rächer u. ſ. w.; wie viel weniger, da es durch einen ganzen Vers davon getrennt iſt! Ein Beſchaffenheitswort wird erſt durch die Concretionsſylbe zum Adjectivum, und kann ohne dieſelbe nur mit dem Zeitworte in unmittelbare Verbindung geſetzt werden. Man wird alſo unfehlbar, trotz der Interpunction conſtruiren: *und (iſt) dem Fremdling gaſtbar.* Hieraus folgt weiter, daſs das Relativum *welcher*, da es mit einem Beſchaffenheitsworte nichts zu thun haben kann, und *Zeus* durch zwey andre Hauptwörter viel zu weit davon getrennt iſt, auf *Fremdling* bezogen werden wird. Der Dativ *ehrwürdigen Fremdlingen* ſtatt des Genitivs iſt fremd und gelehrt; um nicht zu ſagen undeutſch. Das Beywort heiligen für *αἰδοίοισιν* war angemeſſener als das jetzt gewählte, das nur wörtlicher ſcheint. Ehrwürdig iſt man durch perſönliche Eigenſchaften, vorzüglich durch ſittliche; heilig kann ſogar eine lebloſe Sache ohne ihr Verdienſt ſeyn, wenn ihre Verletzung für ein Verbrechen gilt. Die Römiſchen Tribunen waren oft ſehr wenig ehrwürdig, aber dennoch *perſonae ſacrae*; ſo auch ein Gaſt nach Homers Begriffen. Doch dieſs iſt noch nicht das wichtigſte: wir müſsten uns ſehr irren, wenn die neuere Ueberſetzung den Sinn der letzten Zeile nicht völlig verfehlte. Nicht von einer ſenkenden, ſondern von einer beſchützenden Begleitung iſt die Rede. Zeus beſtimmt die Fremdlinge nicht, ſich hierhin oder dorthin zu begeben, er *leitet ihnen den Gang* nicht; ſondern er iſt ihnen nahe, damit ſie nicht verletzt werden, er *geleitet* ſie.

Dieſe umſtändliche Zergliederung einzelner Stellen, welche die Gründlichkeit des verdienſtvollen Ueberſetzers dem Beurtheiler zur Pflicht macht, hat uns auf einen Punkt geführt, von dem wir vorher abſichtlich geſchwiegen, um die verſchiednen Geſichtspunkte nicht zu verwirren. Wir haben das vorliegende Werk immer nur als eine Dollmetſchung des Griechiſchen, nicht als eine Uebertragung ins Deutſche betrachtet. Dieſes doppelte Verhältniſs liegt ſchon im Begriffe einer Ueberſetzung: eine Sprache muſs dabey völlig an die Stelle der andern treten, ſo daſs auſser ihren Regeln auch dasjenige Uebliche, was ſich durch keine allgemeinen Vorſchriften beſtimmen läſst, beobachtet wird. Eben wegen der vielfachen, nie auszugleichenden Verſchiedenheit der Sprachen bleibt alles poëtiſche Ueberſetzen, wo es nicht bloſs auf den Sinn im Ganzen, ſondern auf die feinſten Nebenzüge ankömmt, eine unvollkommne Annäherung. Es bedarf keines Beweiſes, daſs alle Freyheiten, die einem Originaldichter geſtattet werden, einem überſetzenden Dichter, deſſen Lage weit ungünſtiger iſt, im vollſten Maaſse zu Gunſten kommen müſſen. Aber eben ſo ausgemacht iſt es, daſs es für jede Sprache gewiſſe durch urſprüngliche noch fortdauernde Beſchaffenheit, oder durch eine Verjährung von undenklichen Zeiten her feſtgeſetzte Gränzen giebt, die man nicht überſchreiten darf, ohne ſich den gerechten Vorwurf zuzuziehen, daſs man eigentlich keine gültige, als ſolche anerkannte Sprache, ſondern ein ſelbſterfundnes Rechwelſch rede. Keine Nothwendigkeit kann als Rechtfertigung dagegen angeführt werden. Wäre eine Ilias in reinem Deutſch, unentſtellt von Graecismen, unmöglich, ſo würde es beſſer ſeyn, ganz Verzicht darauf zu thun.

(Die Fortſetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Greifswald*, b. Eckardt: *Unterſuchungen über den Begriff der Philoſophie und den verſchiednen Werth der philoſophiſchen Syſteme.* Zur Anzeige ſeiner akademiſchen Vorleſungen von *Johann Ernſt Parow*, Doct. u. Privatlehrer der Philoſophie. 1795. 29 S. 8. (3 gr.) Einige gute Gedanken über die Erklärungen, welche Plato, Ariſtoteles, die Skeptiker, Stoiker, Wolf, Alex. Gottl. Baumgarten, Hume, Cruſius, Eberhard, Kant, Reinhold und Heydenreich von der Philoſophie gegeben haben. Der Vf. will darunter verſtanden wiſſen einen Inbegriff allgemeingültiger Vernunfterkenntniſſe des Menſchen in Beziehung auf ſeine höchſte Beſtimmung, und ſchlieſst weder die Mathematik und Phyſik noch die pragmatiſch bearbeitete Geſchichte von ihrem Gebiete aus. Dieſs heiſst freylich ſo viel, als gar keine Gränzlinie zwiſchen Philoſophie und dem, was keine Philoſophie iſt, ziehen, und keine Art von Erkenntniſſen von der erſtern auszuſchlieſsen, auſſer denen, welche und in ſoferne ſie den Einfluſs einer vernünftigen Bearbeituug gar nicht erfahren haben. Um den Unterſchied und Vorzug eines philoſophiſchen Syſtems vor dem andern zu beſtimmen, nimmt Hr. P. theils auf die Art und Weiſe Rückſicht, wie die Vernunftübung über dargebotene Gegenſtände angeſtellt wird, theils auf die Gegenſtände ſelbſt, worauf ſich dieſelbe bezieht. So beweiſet er nun den vorzüglichen Werth der kritiſchen Philoſophie. So manches Wahre Hr. P. über die Sache geſagt hat, ſo wird er doch ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daſs ſie eine tiefer eingehende Unterſuchung verdiene.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voss*. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch neulich ist darüber gestritten worden, wie weit sich das Recht des Einzelnen, zur Ausbildung der Sprache mitzuwirken, erstrecke. Dass einzelne Schriftsteller, besonders Dichter, durch ihr Beyspiel einen unübersehlich grosen Einfluss darauf haben können, beweist die Geschichte der Sprachen. Auch hat man vieles anfangs als Sprachverderb verschrieen, was nachher Eingang gefunden und sich als wahre Veredlung bewährt hat. Vorschläge, etwas in die Sprache einzuführen, was noch nicht vorhanden war, müssen daher nicht ohne gründliche Erwägung abgewiesen werden. Wie alle menschlichen Einrichtungen, so strebt auch die Rede, diese schöne Urkunde unsrer höheren Bestimmung, unaufhörlich nach dem Besseren, und es ist ein wahres Verdienst, wenn der Einzelne durch seine bestimmten Bestrebungen das Organ dieses allgemeinen Wunsches wird. Nur ist es dabey eine unerlassliche Bedingung, dass er nicht einreisen muss, indem er baut: das vorgeschlagne Neue darf nicht im Widerspruche mit dem entschieden festgesetzten stehn. Wäre die Sprache eine blosse Zusammenhäufung, gleichviel ob von gleichartigen oder ungleichartigen Bestandtheilen, eine formlose Masse; so dürfte man nach Willkühr ändern oder hinzufügen, und jede Bereicherung ohne Ausnahme wäre Gewinn. Allein sie ist ein geordnetes Ganzes, oder macht doch Anspruch darauf, es mehr und mehr zu werden; nach Gesetzen der Aehnlichkeit und Verwandschaft zieht alles in ihr sich an oder stösst sich ab; allgemeine Formen gehen durch sie hin, beleben den Stoff, und üben dagegen eine bindende Gewalt an ihm aus. Je einfacher, umfassender und zusammenhängender ihre Gesetze sind, desto vollkommner ist sie organisirt; je grösere Freyheit neben diesen Gesetzen, nicht wider sie, Statt findet, desto geschickter ist sie zum poetischen Gebrauch. Das Uebermaass positiver Gesetzgebung, das wenig oder gar keinen Spielraum für die Entwickelung origineller Anlagen übrig lässt, ist, wie im Staate, so auch in der Sprache, ein grosses Uebel. Hat es mit der gepriesenen Bildsamkeit der unsrigen seine Richtigkeit, so leiden wir nicht davon, wenigstens nicht in Vergleich mit manchen andern neueren Sprachen. Um so viel leichter lässt sich die Verbindlichkeit beobachten, ihr nichts mit ihrer Natur streitendes aufzudringen, was sich nie bis zur Gleichartigkeit mit ihr verschmelzen kann. Sich einem fremden Charakter nachbildend anschmiegen können, ist nur dann ein wahres Lob, wenn man Selbstständigkeit dabey zu behaupten hat und behauptet. Bildsamkeit ohne eignen Geist, was wäre sie anders als erklärte Nullität?

Das eigentliche Gebiet des sprachbildenden Künstlers hebt also da an, wo die Gerichtsbarkeit des Grammatikers aufhört. Nur wenige Fälle giebt es, wo er sich in das Geschäfte des letztern mischen darf, indem er nämlich einen offenbar verkehrten, launenhaften Sprachgebrauch, welcher der allgemeineren Analogie zuwider nur in einzelnen Redensarten herrscht, zurecht zu weisen sucht. Er thut es indessen immer auf seine Gefahr. Uebrigens ist jedes positive Gesetz der Sprache, wie sie selbst überhaupt, wo nicht in ihrem Ursprunge, doch in ihrer entwickelten Gestalt, eine Sache der allgemeinen Uebereinkunft, und nur dieselbe Macht, die es gegeben hat, kann es wieder aufheben. Dass sich oft keine innre Nothwendigkeit dabey erkennen lässt, thut seinem Ansehen nicht den geringsten Eintrag. Blos nach den Grundsätzen der philosophischen Grammatik, ohne das Individuelle und selbst das Willkührliche zu Hülfe zu nehmen, liesse sich wohl eine Art logischer Zifferschrift, aber keine lebendige Sprache erfinden; und was durchgängig und unwiderruflich entschieden ist, bleibt es eben so sehr, wenn man auch zeigen könnte, der Zufall habe dabey sein Spiel getrieben. Indessen hüte man sich, charakteristische Eigenthümlichkeiten mit dem Zufälligen zu verwechseln. Oft wird ein Gesetz, das man, abgesondert betrachtet, geneigt wäre, für einen von den tyrannischen Streichen des so oft verklagten Sprachgebrauchs zu halten, im Zusammenhange der Bestandtheile und des ganzen Baues der Sprache, die es vorschreibt, einen hohen Grad von Schicklichkeit und selbst eine Art individueller Nothwendigkeit gewinnen, die sich eher fühlen als darthun lässt.

Es schien das Kürzeste diese Betrachtungen vorauszuschicken, um bey dem Urtheile über die Freyheiten, die Hr. *V.* sich mit der deutschen Sprache genommen, immer stillschweigend darauf zurückweisen zu können. Sie bestehn entweder in neu abgeleiteten und zusammengesetzten Wörtern, oder in Wortfügungen und Wortstellungen.

Bey der Leichtigkeit der Zusammensetzungen, die unsre Sprache mit der Griechischen gemein hat, entstehen häufig, selbst in der ungelehrten Sprache des Umgangs neue Wörter dieser Art, und der Uebersetzer Homers durfte daher ohne Bedenken die tönende Fülle seiner Beywörter nachzuahmen suchen. Rec. kann in

Ansehung ihrer weder Bürgern beytreten, der sie zum Theil für blosse Titulaturen hielt; noch dem Beurtheiler im T. Merkur, wenn er behauptet, Homer würde bey dem Deutschen Leser gewinnen, wenn man zuweilen mit Wahl und Urtheil andre an ihre Stelle setzte, oder sie auch manchmal gar wegliefse. Es ist schon gezeigt worden, dafs dem modernen Geschmack schlechterdings durch keine Abweichung von der Wahrheit des Originals geschmeichelt werden darf, und die Leser, bey denen Homer durch eine solche Veränderung gewönne, möchten wohl überhaupt unfähig seyn, ihn zu fühlen. Die Beywörter gehören wesentlich zum Charakter seiner Poësie: es liegt in der freundlichen Ansicht der Dinge, die uns in ihr erquickt, dafs sie jedem Gegenstande, sey er noch so gering und unscheinbar, irgend etwas wohllautend nachzurühmen weifs, und das Verweilen bey der sinnlichen Gegenwart bezeichnet, so wie die unermüdliche Stetigkeit der sanften Rhythmen, das ruhige, einfache Fortschreiten der Handlung, worin nichts übereilt wird, und alles bis auf das Kochen und Braten, Essen und Trinken, seinen bequemen Raum findet. Es bedarf keines grofsen Scharfsinns, um zu bemerken, dafs die Beywörter im Munde der redenden Personen oft sehr undramatisch sind: aber es leuchtet auch ein, dafs die Wahrheit des Dialogs der Harmonie des epischen Tons untergeordnet seyn mufste, da der Vortrag durch Gesang, wozu das Gedicht ursprünglich bestimmt war, doch keine eigentlich theatralische Täuschung zuliefs. Wenn die Homerischen Beywörter nicht immer eine hervorstechende Eigenschaft benennen, wenn sie keinen Nachdruck haben sollen, der die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenken würde, noch auch wegen ihrer beharrlichen Wiederkehr haben können; so ist doch die poëtische Sitte, die sie vertheilt und festgesetzt hat, noch weit von der gesellschaftlichen Convenienz, der Schöpferin der Titulaturen, entfernt; und was hat die steife Leerheit in diesen mit dem schönen Ueberflusse gemein, wodurch jene dem Ohre und der Einbildungskraft schmeicheln? Mit Recht hat indessen der Uebersetzer, da wo Homer offenbar nach der Bequemlichkeit des Versbaues mit verschiednen Beywörtern wechselt, sich eben dieser Freyheit bedient. Auch dadurch ist nichts verloren gegangen, dafs er solche, deren buchstäbliche Uebersetzung schwierig oder unangenehm gewesen wäre, durch einfachere, die ein ähnliches Bild geben, ersetzt hat: z. B. ἠῶθεν Ἠώ, *die goldene Frühe*, καλλιπάρῃος, *die rosige* oder *die anmuthvolle*, Κρόνου ἀγκυλομήτεω, *des verborgenen Kronos* u. s. w. Wären die *saumnachschleppenden Weiber*, (ταναυπεπλοι) die man für nachlässig in ihrem Anzuge halten möchte, nur auch in diese Klasse gerechnet worden! Ob man nicht blofs das Haar selbst, sondern auch die Person, der es angehört, lockig nennen darf: *die lockige Leto*, bezweifeln wir. Immer ist es noch besser als Bürgers *lockenliebliche Leto*. Verschiedene Beywörter dieser Art, die sich bey ihm finden, und sich auf die einzige Analogie des unedlen *lendenlahm* stützen: *die wangenschöne, der schenkelrasche*; u. s. w. hat Hr. *V.* mit gutem Grunde verworfen. Dagegen liebt er überhaupt die Zusammensetzungen so sehr, dafs er sie nicht selten auch da gebraucht, wo Homer ganz einfache, bescheiden schmückende Beywörter hat. Aus dem gestirnten Himmel Il. IV, 44 wird ein *sternumleuchteter*, aus langen Spiefsen Il. IV, 583 werden *langschaftige*; *ein borstenumstarrt Schwein* (ὑὸς ἀγριος) und *den wild aufhaltenden Feldruf* (αὐγάλεον ἀλαλητὸν) erwähnten wir schon. Ja man findet ziemlich häufig dreyfach zusammengesetzte Wörter, die nach dem Muster des zuletzt angeführten gebildet sind: *das weittaufrauschende Meer, die hellaustönende Stimme, die holdanlächelnde Kypris, der harthinstreckende Kampf, wild androhend, die weithinschattende*, oder auch *weitherschattende Lanze, der schönhinwallende Xanthos, die gradanstürmende Lanze, der tiefhinströmende Herrscher, die gern austheilende Mutter, das schwer hinwandelnde Hornvieh*, und andre mehr. Zum Glücke ist die Zusammensetzung nicht ächt, und zerfällt von selbst wieder in ihre Bestandtheile. Die erste Sylbe bleibt, trotz der Weglassung des Zwischenraumes beym Schreiben, ein eignes bestimmendes Nebenwort, da es durch nichts von dem, was die wahre Wortvereinung erfodert, mit dem darauf folgenden Participium in Eins verknüpft wird. Hr. *V.* trennt selbst einmal Il. XXI, 324 *in trüb' anfstürmender Brandung*. Was ihm diese Wörter empfohlen hat, ist vermuthlich ihre prosodische Beschaffenheit. Doch liefse sich gegen ihren Wohlklang erinnern, dafs, wenn sie wirklich wie Ein Wort betrachtet werden, ein gewisser Zwist der Accente entsteht, indem man sie nicht *hóldanlachélnde, héllaustönende*, sondern *hóld-anlächelnde, héll-austönende, grád-anstürmende* aussprechen mufs. Ueberhaupt sollten wir beym Prägen neuer Wörter immer die sorgfältigste Rücksicht auf den Wohlklang nehmen, und sie würde unsre Freyheit darin gar sehr beschränken. Der Grieche fand mit seinen schönen Vokalen und biegsamen Endsylben der Wörter hiebey selten Anstofs; sie flossen von selbst in einander. Bey uns müssen sie wegen des Gedränges anfangender und schliefsender Konsonanten, oft zusammengezwungen werden. Wir haben schon zu viel solcher furchtbaren Wörter wie *Kopfschmerzen, Kopfwerkzeug* u. s. w. als dafs wir noch neue erfinden sollten, wie Hr. *V.* einige entschlüpft sind: *Siegsstärke, schwarzschauernd, erzstarrend, starkrädrig* mit einem dreyfachen R in drey Sylben, und *hochhauptig* mit einem dreyfachen Hauche. Nur wenig neue Zusammensetzungen sind uns aufgefallen, in denen ein wahrer Sprachfehler liegt; a. B. *die unnahbaren Hände, der wohl an landbare Hafen*: die Ableitungssylbe *bar*, wenn sie die Möglichkeit etwas zu thun anzeigt, (die einzige Bedeutung, worinn es noch erlaubt ist, neue Wörter durch sie zu bilden) setzt ein Zeitwort voraus, das ein vollständiges, persönliches Passivum hat, und als Aktivum die vierte Endung regiert; beides ist mit *nahen* und *anlanden* nicht der Fall. Ein *vielgerudertes* Schiff möchte man eher für ein Schiff halten, worin schon viel gerudert worden, als für ein mit vielen Rudern versehenes Schiff. Die mit *um* zusammengesetzten Beywörter, die Hr. *V.* vorzüglich liebt, bekommen leicht ein allzukünstliches Ansehen: *der sternumleuchtete Himmel, die*

erzumschirmten Achaier, *der schwarzumwölkte Kronion*, *der helmumflatterte Hektor*. Das letzte enthält überdiefs eine Unrichtigkeit: nicht der Helm flattert, sondern der Helmbusch. *Schollig* und *quellig* sind zwar richtig nach der Analogie abgeleitet, aber doch vielleicht zu fremd, als dafs sie gefallen könnten. *Rothschnäblicht* ist nur falsch geschrieben; es sollte *rothschnäblig* heifsen, denn das Schiff ist nicht einem rothen Schnabel *ähnlich*, sondern es *hat* einen rothen Schnabel. Eben das gilt von *mähnicht*, wenn die Kentauren *mähnichte Ungeheuer* genannt werden. Ein ganz unschickliches Beywort erhält das Meer: am Strand des *verödeten* Meeres; (ἀλὸς ἀτρυγέτοιο) verödet ist nur dasjenige, was einmal nicht öde war.

Ob man gleich ganz richtig bemerkt hat, dafs es nicht Homerischer Ton sey, die Beywörter in Umschreibungen aufzulösen, so lafst es sich doch in manchen Fällen gar nicht vermeiden, und es kömmt dabey nur auf die geschickteste Art an. Für ἀργυροτόξος hatte Bürger versucht: *Silberbogner;* allein dieis würde nach der Analogie von *Wagen* und *Wagner* jemanden bedeuten, der silberne Bogen verfertigt. Besser hat es Hr. *V.* mit dem folgenden verflochten:

Höre mich, Gott, der du Chryfa mit silbernem Bogen umwandelst.

Für ῥοδοδάκτυλος Ἠώς setzt er *Eos mit Rosenfingern*. Es ist die Frage, ob es nicht heifsen müfste *mit den Rosenfingern*, damit man es als fortdauernde Beschaffenheit auf das Subfantivum, nicht als Zustand auf das Verbum beziehe, wie z. B. in der Redensart: *ich erwachte mit Zahnweh*, geschieht. *Die Stadt voll prächtiger Gaffen* für πολιν ἐφυκτιμενην, Il. II, 329, hätte Hr. *V.*, da er andern Stellen die *weitdurchwanderte* Stadt übersetzt, entbehrlich finden müssen. Freylich weifs Rec. in dem letzten Beyworte weder den Sinn des Textes, noch irgend einen andern bequemen Sinn zu erkennen. Die Häuser in einer Stadt können *weit* aus einander liegen, und man kann sie *durchwandern*: aber wie soll man sie *weit durchwandern?* Gegen *Artemis, die Lenkerin goldener Zügel*, χρυσηνιος, Il. V, 205, und *Apollon mit goldenen* (mit dem goldnen) *Schwerte*, χρυσαόρου, Il. V, 509 ist nichts erhebliches einzuwenden; auch den *Sporner der Gaul*, Ἀιδωνεύς, Il. V. 654: ἱππιοχαλίνῳ liefse man sich gefallen, wenn er nicht die Vorstellung der Reitkunst erregte, welche dem Kostum der Homerischen Helden fremd ist. Mehrmals hat sich Hr. *V.* durch einen absoluten Genitiv zu helfen gesucht, der aber, aufser in den einmal eingeführten Redensarten, nur da stehen sollte, wo von einer gegenwärtigen Handlung, nicht, wo von einer bestehenden Eigenschaft gesprochen wird. Helena, *die herrliche, langes Gewandes* ist schon von andern gerügt worden. Eben so fehlerhaft steht Il. III, 326. 327:

Rings um setzten sich all' in Ordnungen, dort wo sich jeder Rosse gehobenes Hufs, und gebildete Waffen ereiten.

Man könnte allenfalls sagen: *die Rosse laufen gehobnes Hufes*, aber nicht ohne Dazwischenkunft eines Zeitwortes: *Rosse gehobenes Hufes* für *mit gehobenem Hufe*. Ueberdiefs heben die still stehenden Rosse hier die Hufe ja nicht wirklich, sondern sie werden nur von der Gewohnheit es beym Laufen zu thun im allgemeinen ὑψηφορος genannt. Hätte der Uebersetzer sich genauer an das ἔχειτο gehalten, so würde man glauben müssen, die Pferde haben auf dem Rücken gelegen und die Füfse in die Höhe gestreckt.

So viel von den Beywörtern. Unter den neu abgeleiteten Wörtern sind die häufigsten und leider auch die mifsrathensten die mit Hülfe der vorgesetzten Sylbe *ent* gemachten. Man könnte in der That ein artiges kleines Wörterbuch davon zusammenbringen: entsenden (welches sehr oft vorkömmt) entschallen, entfunkeln, enttauchen, (für *emergere*) enttaumeln, enttragen, enthauen, entzittern, entbeben, entlodern, entwendeln, enttrocknen, entschiffen, entwaschen, entnehmen, entschöpfen, entstöbern, entrudern, u. s. w. Nicht alle die eben angeführten sind gleich verwerflich; manche darunter sind auch schon von andern Dichtern gebraucht worden. Es kann kein Streit darüber seyn, dafs es erlaubt ist, vermittelst der Sylbe *ent* neue Zeitwörter zu bilden, die neben dem Hauptbegriffe eine Entfernung von etwas, oder die Aufhebung einer Handlung (wie in *entzaubern*, *entgöttern*) bezeichnen. Bey einer geschickten Wahl kann der Ausdruck durch sie sowohl an Kürze als an Adel gewinnen; allein Hr. *V.* gebraucht sie meistentheils so, dafs er beides verfehlt. In manchen Verbindungen hätte das Zeitwort ganz denselben Dienst geleistet, z. B. Od. III. 157: „Wir nun betraten die Schiffe und *entruderten*. Od. V, 41: „*sie enteilte* — schnell zum Olympos empor." An andern Stellen werden diese Zeitwörter nicht mit dem Dativ construirt, den sie immer fodern, wo sie eine Entfernung von etwas bedeuten, sondern mit der entbehrlichen Präposition, z. B. Il. V, 353; „enttrug sie *aus* dem Getümmel; ja sogar mit einem Nebenworte, das die Richtung der Bewegung auf das ausführlichste nennt. Il. XVII, 275: „dafs *von* der Leiche *hinweg* sie entzitterten." Ebendaselbst, 533: „enteilten *von dannen*." Nicht edel, sondern steif und kostbar wird der Ausdruck, wenn man für Handlungen die täglich im gemeinen Leben vorkommen, für abschicken oder fortschicken, für wegtragen, so seltsame Wörter wie *entsenden* und *enttragen* erfindet; wenn sogar „der Braten von den Spiefsen *entzogen* wird." Man bemerke, dafs Hr. *V.* hier ein in andrer Bedeutung sehr gewöhnliches Wort durch seinen Gebrauch zu einem ganz fremden umzuschaffen gewufst hat. Eben so setzt er Il. III, 325 *entspringen* für *herausspringen*. Ganz untauglich für diese Art der Ableitung oder Entleitung sind des entstehenden Uebelklanges wegen diejenigen Zeitwörter, die mit einem *T* anfangen: enttaumeln, enttauchen, enttrocknen, enttragen, wird man nur mit einer kleinen Pause und erneuertem Ansatz der Stimme aussprechen können, *ent- taumeln* u. s. w., oder man wird ein *T* auslassen: *ent- aumeln*, wodurch das so schon unbekannte Wort vollends unverständlich werden mufs.

Von einem ähnlichen Mifsbrauche der Ableitungssylbe *um* sey es genug, zwey auffallende Beyspiele anzuführen. Il. XVI, 548: „Die Troer *umschlug* schwerlastender Kummer." Il. XII, 161: „Die Helme von

von Mühlsteinen *empralit.*" Das widrige des letzten Wortes fühlt man unmittelbar; auch das Sprachwidrige darinn liefse sich ohne Schwierigkeit aus einander setzen, nur möchte es die Geduld ermüden.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Hendel: *Auszüge aus Xenophons Schriften*, mit Anmerkungen und einem griechisch deutschen Wortverzeichnifs. Zum Schulgebrauche herausgegeben von *A. G. Becker.* 1794. 210 S. 8.

Rec. konnte nie begreifen, wie Männer, die als Pädagogen berühmt sind, Chrestomathien machen oder anpreisen konnten, die so bunt sind, wie eine Musterkarte, indem es sowohl den Grundsätzen der Pädagogik als des vernünftigen Sprachstudii zuwider ist, eine Sammlung aus den — *materialiter et formaliter* — heterogensten Schriftstellern für zweckmäfsig zu halten, die mit und von *Lehrlingen* gelesen werden soll. Die Schüler durch ein solches ungleichartiges Gemenge den gewählten Sprachgebrauch und den feinern Mechanismus der Sprache wollen kennen lehren, wie einige vorgeben, wird wohl keinem Lehrer zu Sinne kommen, dem bekannt ist, wie viel man schon von dem Umfange einer Sprache wissen müsse, um nur das mindeste von diesem Unterschiede zu verstehen.

Die Natur der Sache und einige Erfahrung wird vielmehr jeden überzeugen, dafs Lehrlinge ungleich gröfsere Fortschritte machen werden, wenn sie länger mit Auszügen aus einem und eben demselben Schriftsteller beschäftiget werden. Rec. findet daher diese Auszüge viel besser und zweckmäfsiger, als jene bunt scheckigen Chrestomathien. Sie sind gröfstentheils aus dem Gastmale und dem Feldzuge des jüngern Cyrus genommen. Aus den Denkwürdigkeiten und der Cyropadie nahm der Herausg. vermuthlich deswegen weniger, weil die ganzen Schriften auch schon sehr verbreitet sind.

Die beygefügten Noten und das Wortregister hätten übrigens füglich wegbleiben können; denn da das Buch für den Schulgebrauch bestimmt ist, so kann man voraussetzen, dafs dem Lehrer die darinn enthaltene Gelehrsamkeit schon beywohne, oder dafs er die nämlichen philologischen Postillen selbst nachschlagen könne; und da sich das Wortregister durch nichts von den gewöhnlichen Wörterbüchern unterscheidet, so ist es auch entbehrlich, indem doch jeder Schüler der griechisch lernen will, irgend ein Wörterbuch haben mufs.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

SALZBURG, b. Duyle: *Praktisch-katholisches Religionshandbuch für nachdenkende Christen.* Verfafst von *P. S. Schwarzhueber.* 3te Aufl. 3ter B. 1795. 558 S. 8. (22 gr.)

ZÜRICH, b. Orell, Gefsner, Füfsli u. Comp.: *J. J. Hefs, Lebensgeschichte Jesu.* 7te Aufl. 1794. 1 B. 607 S. 2 B. 614 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. F. Maurer: *Zwey Reden am Geburtstage Sr. Majestät des Königs* in der öffentlichen Versammlung der Königlichen Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften am 25 Septbr. 1794 und 1795 gehalten von *Friedrich Rambach*, Professor. 1796. 60 S. 8. (4 gr.) Den gröfseren Theil der ersten Rede nimmt ein allgemeines Lob der Künste und des Friedens ein; auf den sich damals schon eine nahe Aussicht zeigte. Die zweyte Rede, welche die Freude über seine Wiederherstellung ausdrückt, hat mehr die Art eines Programms, und geht nach einer kurzen Einleitung die Symbole durch, die den Alten die Idee des Friedens versinnlichten. Bey den Griechen erst der Mythus von der Liebe der Venus und des Mars, und ihrer Tochter Harmonia; dann Irene als eine der Horen; darauf auch abgesondert verehrt, mit dem säugenden Plutus an der Bruft. So war sie zu Athen von Cephisodotus vorgestellt worden. Die kriegerischen Römer hatten in diesem Stück doch gewissermafsen eine reichere Symbolik als die Griechen. Aufser der Göttin Pax, der sie den Oelzweig, das Füllhorn, den Flügelstab Merkurs, eine unbewehrte Lanze, Aehren in der Hand, auch wohl einen Kranz von Aehren oder Mohn zu Attributen, oft die Eintracht und den Ueberflufs, oder die Siegesgöttin zu Begleiterinnen gaben, hatten sie eine friedenschenkende Minerva, und den Janus, dessen Bezug auf den Frieden aber nicht von leichter Deutung ist. Die Schreibart in diesen Reden ist leicht und fliefsend, und geschmückt, ohne in das Kostbare zu fallen. Nur mufs man sie nicht mit dem vollendeten Muster des panegyrischen Seils in Engels beym letzten Preufsischen Regierungswechsel gehaltnen beiden Reden vergleichen. S. 6 findet man *die Feyern*, einen ungewöhnlichen Pluralis, S. 35 *die Mythe*, weiblich, statt *der Mythus*. S. 12. *Hier räumt er* (der Genius des Friedens) *ihm* (dem Könige) *ins leise horchende Ohr die Wünsche eines treuen Volkes, bis er ihm erlaubt, auf frohlichem Gefieder sich über seine neu beglückten Lande zu schwingen.* Hier sind bey dem zweyten *er ihm* die Subjekte verwechselt, *er* ist nun der König, und *ihm* der Genius, welches Verworrenheit verursacht. Wie kann man sich (S. 30) *einer Ahndung, wiewohl mit Zutrauen, doch mit einer bangen Besorgnifs überlassen? Die Freudenthränen*, S. 34, *die sich tief in Marmor eingraben sollen*, wird der reine Geschmack auch nicht billigen. Die Uebersetzungen von Stellen aus Griechischen und Römischen Dichtern sind nicht immer zum besten gerathen. In dem Hymnus des Bacchylides auf den Frieden scheint Hr. R. ἀείδω αὐτὴν falschlich auf κλέος, nicht auf τίκτει zu beziehn: *Sie* (Irene) *legt die fufsen Bluthen des Gesangs — in die lichte Glut auf den Altar der Götter hin.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voss*. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

In den Wortfügungen ist Hn. Vossens Sprache ebenfalls gar nicht rein von Verstossen wider die Grammatik, wenigstens wider die bisher gültige. Wir rechnen dahin nicht die blos ungewöhnlichen, und freylich nicht sonderlich gefälligen Wendungen; z. B. Il I, 407., *dess* ihn erinnernd; *ereifern* und *erzürnen* ohne *sich* nach oberdeutscher Weise als Neutra gebraucht; *einen hoch an Sitz und an Fleisch ehren; welchen er das Blut vergoss*, statt: *deren Blut er vergoss*, und eine Menge ähnlicher Dative (in vier Versen Il IV, 497—500. steht *ihm* dreymal auf diese Weise); das active Participium in vielen harten Verknüpfungen, u. s. w. Wahre Sprachfehler hingegen sind *walten* und *vernehmen* mit der zweyten Endung: Il. III, 440. „es *walten* Götter auch *unser*." Il. VI, 465. Eh ich *deines Geschreyes vernehme*; Auslassungen, wie *gestrengt* für *ungestrengt* Il. XVII, 746.; Od. XIX, 105. „Wer? und woher der Männer?" (Im Griechischen steht das Zeitwort da.) Die unterlassene Wiederholung des Accusativs, der alsdann auf zwey Zeitwörter, wovon das eine als Mittelwort steht, zugleich bezogen werden muss, Il. II, 595:

dort, wo die Musen
Findend den Thrakier Thamyris einst des Gesanges *beraubten;*

oder auch die gänzliche Auslassung des Accusativs, den ein transitives Zeitwort nothwendig regiert, Il. VII, 409, 410.:

Nicht ja gebührt Kargheit bey abgeschiedenen Todten
Dass man, nachdem sie gestorben, mit Glut zu *besänftigen* eile

Pleonasmen, wie Il. I, 98, 99. *zurück hingeben*, oder Il. XVII, 202, 203. „Du zeuchst die unsterbliche Wehr an, *Sein* des erhabenen Manns." *Sein* als possessives Pronomen erfodert ohne Concretionssylbe die Dazwischenkunft des Zeitwortes: die Wehr ist *sein*. Auch mit dieser Sylbe würde hier immer nur die gemeine unedle Redensart *des Mannes seine*, umgekehrt herauskommen. Auch als persönliches Pronomen der dritten Person in der zweyten Endung statt *seiner* steht es nicht nur überflüssig, sondern fehlerhaft. Eine ganz falsche Construction entstellt die Zeilen Il. XVII, 601, 602:

Hektor sodann durchstach des Leitos Hand an dem Knöchel
Ihm des erhabnen Alektryons Sohn;

Sohn soll vermuthlich wie das vorhergehende Pronomen der Dativ seyn, da doch *des Leitos*, womit es in Apposition steht, den Genitiv erfodert. Die weggelassene Biegungssylbe des Dativs, *Sohn* statt *Sohne*, machte das Uebel noch ärger, denn nun wird man natürlicher Weise construiren: Hektor durchstach des Leitos Hand; ihm (dem Hektor) durchstach sie der Sohn des erhabnen Alektryons. Das dem letzten Namen angehängte *s* ist wiederum fehlerhaft: denn bey eignen Namen vertritt der Artikel die Stelle der Biegungssylben. Manchen Wörtern werden Bedeutungen geliehen, die sie gar nicht haben können; so steht *raffen* und *entraffen* Il. V, 50 u. 541. für *erlegen*. (im Texte beide male ἕλε) Diese Beyspiele liessen sich noch durch viele andre häufen; zum Glücke reichen in diesem Fache wenige hin, sonst würde die Kritik ein endloses Geschäft seyn. Wir führen nur noch einen unzählig oft wiederholten Sprachfehler an, nämlich den Gebrauch des *jener*, *jene*, *jenes*, wo nur Ein Subject vorhergeht, oder mit Beziehung auf das nähere, nicht auf das entferntere. Gesetzt auch, es liesse sich irgend eine alte oder neue Autorität dafür auftreiben, woran Rec. zweifelt: was wird dadurch gewonnen? Heisst es nicht die Sprache gerade zu auf den Kopf stellen? Nicht ganz dieselbe Bewandtniss hat es mit dem ebenfalls häufigen *solcher*, *solche*, *solches*, das wirklich ehedem als demonstratives Pronomen ohne den Begriff der Vergleichung, wie Hr. Voss es gebraucht, gegolten hat, und in Luthers Bibelübersetzung öfters so vorkömmt. Freylich ist es veraltet, und sollte daher nicht anders, als mit einem besondern Nachdrucke, in einem feyerlichen Tone der Rede, gesetzt werden. Hier hat es oft etwas vom Stile der Kanzleyen, und nimmt sich nicht besser aus, als das abgedankte *sothanes*.

Was aber das schlimmste Unheil in der ganzen Uebersetzung von einem Ende bis zum andern gestiftet, sind unstreitig Hn. Vossens Grundsätze über die deutsche Wortstellung. Grundsätze nennen wir es, und nicht einzelne Versehen oder in besondern Fällen genommene Freyheiten, weil sie mit Folge und Gleichformigkeit durch sein Werk hingehen, so dass man sagen kann; es ist Methode in seiner Undeutschheit. Er hat sich überall an die griechische Ordnung anschmiegen wollen, nicht so nah wie möglich, (dies wäre sehr zu loben) sondern so nah, wie es in unsrer Sprache unmöglich ist. Es kann oft eine sehr verschiedne ja entgegengesetzte Wirkung thun, wenn in verschiednen Sprachen dasselbe geschieht, und fast in keinem Punkte unterschei-

scheiden sich die beiden alten classischen Sprachen wesentlicher und auffallender von den neuern insgesammt, als in der Wortfolge. Die Freyheiten, die jene hierin genossen, waren ohne Zweifel für Poesie und Beredsamkeit unweit günstiger als die moderne Gebundenheit: dürfen wir darum sie uns anmassen? In den alten Sprachen trugen diejenigen Redetheile, deren Verhältnisse gegen einander veränderlich sind, die Bezeichnung dieser Verhältnisse vollständig und unzweydeutig an sich. Bey uns muss in unzähligen Fällen, um sie mit Sicherheit zu erkennen, die Stellung zu Hülfe kommen. Ferner bestanden dort die Biegungslaute nicht wie bey uns in dumpfen Consonanten und einem tonlosen *E*, sondern sie waren oft mehrsylbig, und wurden meistens durch tönende Vocale, auch wohl durch die Sylbenzeit und den Accent hervorgehoben. Dadurch wurde es dem Ohre leicht gemacht, das zu einander Gehörige, wie zerstreut es auch stehen mochte, herauszufinden, ja nicht selten wurde es bey Verknüpfung der Wörter, z. B. des Hauptwortes und Beywortes durch gleichlautende Endungen geleitet. In den verwickeltsten Sätzen und Verbindungen schuf also schon die blofs sinnliche Beschaffenheit der Laute Klarheit und Ordnung, ohne dass der Geist dabey mit Nachsinnen sehr bemüht worden wäre. Hiezu kömmt, dass der Verstand bey den Neuern (und dies gilt wiederum mehr von den Nordländern als von den Südländern) weit mehr das herrschende Princip der Sprache ist, als er es bey den Alten war, bey denen die rege, allseitige Empfänglichkeit wie auf die ganze Sprache so auch auf die Wortstellungen den entschiedensten Einfluss hatte. Dem Verstande widerfuhr sein Recht, wenn die Wörter den Verhältnissen gemäss, die er vorschrieb, umgeendet wurden; alles übrige fiel der Empfindung, der Einbildungskraft, selbst dem Gehör anheim, und so durfte die Kunst auch bey der Anordnung der kleinsten Bestandtheile eines Gedichts ein freyes und schönes Spiel treiben. Einer leichten und schnellen Fassungskraft ist das zu ängstliche Bestreben nach Deutlichkeit im Vortrage zuwider. An die strengen Regeln der Wortfolge in den neuern Sprachen gebunden, wären die classischen Sprachen bey der bestimmten Vollständigkeit ihrer Biegungen in der That allzu deutlich gewesen. Die reizendste Mannichfaltigkeit, die schönsten Zusammenstellungen konnten dort ohne Unordnung und Verworrenheit Statt finden. Wie ein Kranz aus verschiednen Zweigen am zierlichsten und zugleich am festesten so gewunden wird, dass bald diese, bald jene Blätter und Blumen zum Vorschein kommen, so vereinigen sich in der Poesie der Alten die verflochtenen Redetheile inniger zu stetigen und harmonischen Massen. Der Zwang des Bedürfnisses verschwand, freye Schönheit trat als ein höchstes Gesetz an die Stelle vieler andern, und man konnte von der griechischen Dichtersprache beynahe sagen wie von dem goldnen Zeitalter: erlaubt ist, was gefallt.

Dies waren Vorzüge der Alten: wer will es läugnen? ob wir sie gleich mehr durch die Reflexion als durch das unmittelbare Gefühl, und gleichsam wie in einem Nebel wahrnehmen. Allein wie muss es auffallen, wenn wir sie uns, ohne Rücksicht auf die ganz entgegengesetzte Natur unsrer Sprache, zueignen wollen? Hat irgend eine neuere Sprache Anlage, dies mit Glück zu thun, so ist es gewiss nicht die deutsche mit ihren stummen Endungen, und der kargen Einsylbigkeit ihrer Biegungen, sondern vielmehr die italiänische, die zwar keine Umendungen für die Verhältnisse (*casus*) der Hauptwörter und Beywörter, aber dagegen Geschlecht und Zahl derselben, und hauptsächlich die Veränderungen der Zeitwörter reich und tönend, meistens mit offnen Vocalen bezeichnet. Freylich ist bey uns die Wortfolge noch lange nicht so gebunden, wie z. B. in der französischen Sprache, und doch müssen wir sogar diese um die armselige Freyheit beneiden, das Adjectiv wenigstens in vielen Fällen sowohl nach als vor seinem Substantiv setzen zu dürfen. Aufnehmen können wir sie nie, weil sie dem ganzen System unsrer Wortfolge widerspricht, worinn alles, ausgenommen das eigentliche Zeitwort, seine Bestimmungen vor sich nimmt. Der Verstand erstreckt bey uns seine Herrschaft nicht blofs über die gewöhnliche Wortstellung, worinn er die Bestimmungen nach einer gewissen Stufenfolge ordnet, sondern auch über die Abweichungen von ihr, die jedesmal eine veränderte Bedeutung voraussetzen: über die fragende und verbindende Wortfolge und über die eigentlichen Inversionen. Diese lassen sich im Grunde alle auf Eine Hauptart zurückführen: wie leidenschaftlich sie auch scheinen mögen, so ist es doch immer nur die vorzügliche Wichtigkeit eines an die Spitze des Satzes gestellten Begriffs, was sie bezeichnen. Es giebt Sätze, die man im Deutschen gerade so vielmal umkehren kann, als sie Wörter enthalten; allein sie bekommen jedesmal einen etwas veränderten Sinn, und die Stellung der übrigen Redetheile bis auf den vorangeschickten bleibt dabey nach einer beharrlichen Regel bestimmt. Eben so verhält es sich mit der Inversion, die ganze Sätze aus ihrer gewöhnlichen Ordnung in der Periode heraushebt. Hr. Vofs hingegen erlaubt sich Umstellungen in der Mitte der Sätze und Perioden, wo sie nichts an der Bedeutung ändern, auch keinen Nachdruck haben sollen und können, und grade so herauskommen, als ob man im Französischen nach der deutschen Ordnung sagen wollte: *j'ai à la campagne été*, statt: *j'ai été à la campagne.*

Wir fangen mit einem einfachen Beyspiele an, Il. I, 413: *Aber Thetis darauf antwortete.* Das Umstandswort *darauf* ist eine Bestimmung des Zeitwortes, und konnte ihm also nur in der verbindenden Wortfolge (z. B. weil Thetis darauf antwortete) vorangehn, oder wenn es vermittelst einer Inversion an die Spitze des Satzes (das *aber* abgerechnet) gestellt wurde. Es fand hier keine andre Wahl Statt, als: Thetis antwortete darauf, oder: darauf antwortete Thetis. Eben so erlaubt als die von Hn. Vofs erwählte Ordnung wäre es, zu sagen: antwortete darauf Thetis. Die Verneinung steht bey allen übrigen Redetheilen, wozu sie gehört, vorn; das Zeitwort allein fodert sie hinter sich. Hr. Vofs stellt sie häufig vor dasselbe. Il. X, 235.: *nicht darfst du.* Il. I, 468.: *nicht mangelt' ihr Herz des ge-*

meln

meinsamen Mahles. Wird dadurch ein besondrer Nachdruck erreicht? Verneint die Verneinung mehr, als wenn sie an ihrer natürlichen Stelle stünde? In dem letzten Falle war es doppelt unerlaubt, sie so voranzusetzen, weil dadurch das bey dieser Inversion dem Zeitworte unentbehrliche *es* verschlungen wird; *es mangelte nicht ihr Herz des gemeinsamen Mahles*, wäre eine allenfalls erlaubte, aber immer noch harte, und wegen der Unbestimmtheit des vorangehenden Pronomens sich. störende Umstellung. Il. I, 592: *Ganz den Tag* (fehlerhaft für *den ganzen Tag*) hinflog ich. So lange der Unterschied zwischen trennbaren und untrennbaren Partikeln noch nicht aufgehoben ist, muss es heissen: *flog ich hin. Ganz den Tag hinflog ich*, ist nichts besser, als: *ich anredete ihn, ich auskleidete mich.* Hr. Voss ordnet oft so. Il. XVII, 736: *und stets nachtobte des Kriegs Wuth.* Il. XVIII, 28. 29.:

Mägde zugleich, die Achilleus erbeutete, und Patroklos
Laut mit bekümmerter Seel' *aufschrien* sie.

Diese Verse enthalten noch sonst viel sprachwidriges. *Mägde* kann den Artikel nicht entbehren, da das *sie* am Ende bestimmt auf sie zurückweist. Dieses hat eine rhetorische Emphase, die gar nicht in Homers Ton ist. *Zugleich* ist ein Flickwort, wovon der Text keine Spur hat. Es begünstigt die durch die Stellung des *Patroklos* verursachte Zweydeutigkeit. Womit zugleich schrien die Mädchen? Natürlich mit dem Patroklos. Das Zeitwort sollte unmittelbar nach *laut* stehn. Das einfache *schrien* (κωκυον) hätte auch hingereicht. Da bey uns manche Zusammensetzungen sowohl ächt als unächt seyn können, so ist es nicht zu verwundern, wenn man bey der obigen Behandlung derselben zuweilen nicht unterscheiden kann, welche von beiden gemeynt sey. Od. XII, 325.: *Aber den ganzen Mond durchstürmte der Süd.* Stürmte der Süd den ganzen Monat hindurch? oder durchstürmte er den ganzen Mond, den Himmelskörper nämlich?— Il. XVI, 247.:

Unverletzt mir alsdann in die rüstigen Schiffe gelang' er.

Dass *unverletzt* voran steht, ist eine sehr erlaubte Inversion, aber nun musste auch das Verbum mit dem dahinter geworfnen Nominativ sogleich folgen. Jetzt ist es freylich ganz die Ordnung des griechischen Verses. Doch nein! Etwas fehlt noch: δουρὶ πεπληγώς. Warum ging man, da man sich einmal so viel erlaubte, nicht noch einen Schritt weiter und sagte: „Unverletzt mir alsdann rüstigen in die Schiffe gelang' er?" Man gebe einmal folgende Stelle einem ungelehrten Leser zu enträthseln: Il. XVI, 212.:

Fast wie die Wand sich füget ein Mann aus gedrängeten Steinen,
Eines erhabenen Saals.

wird er nicht eine Wand, die sich selbst füget, und die zugleich ein Mann aus gedrängeten Steinen ist, herausbringen? Auch ohne das ungeschickte Flickwort *sich* wäre die Stellung noch unleidlich, weil *die Wand* gar kein Zeichen des Accusativs an sich trägt. *Füget* sollte wenigstens, wie im Griechischen, unmittelbar vor den Worten: *aus gedrängeten Steinen* stehen. Auch kann der Genitiv *eines Saals* unmöglich von dem Hauptworte gerissen werden, das ihn regiert. So muss gleichfalls die Apposition unmittelbar folgen, sonst entstehen die seltsamsten Missverständnisse. Od. IV, 319—321.:

Denn feindselige Männer umdrängen mich, welche mir immer
Ziegen und Schaf' abschlachten, und mein schwerwandelndes Hornvieh,
Freyer der Mutter umher, voll übermüthiges Trotzes.

Im Griechischen ist freylich dieselbe Ordnung: aber welch ein Unterschied! Wie deutlich bezeichnen die Endungen ἑλίκτοδας ἑλικας βους, und μνηστῆρες — ἔχοντες, den Accusativ und Nominativ! Im Deutschen kann *mein schwerwandelndes Hornvieh* und *Freyer* so gut der eine als der andre Casus seyn, und die Stellung könnte hier zu einem lächerlichen Missverstande führen. Unzähligemale wird das Beywort mit dem wiederholten Artikel nach seinem Hauptworte gesetzt. Il. XVI, 107.: „Stets vom Schilde beschwert, dem Beweglichen." Il. XIX, 393.: „Schnell in die Seile des Jochs, die zierlichen." Wo ein besondrer Nachdruck darauf ruht, lässt es sich allenfalls vertheidigen, sonst aber thut es grade die Wirkung, als ob man etwas vergessen hätte und umkehren müsste, um es zu holen. Il. XVI, 428. folgen sogar zwey Beyworter, das eine in der dritten Endung wie das Hauptwort, das andre ohne Concretionssylbe als Beschaffenheitswort:

Beide den Habichten gleich, scharfklauigen, krummgeschnabelt,

Wir schliessen diesen Abschnitt unsrer Beurtheilung mit einem Beyspiele eines gleichsam an allen Gliedmassen verrenkten Satzes: Il. X, 235.

Viel alsdann aus dem Haupt mit den Wurzeln rauft' er sich Haare.

Ungern haben wir uns so lange bey dem traurigen Geschäfte verweilt, zu zeigen, auf welche Irrwege die Verachtung der Sprachgesetze, oder die Einbildung, man könne die Grammatik unterjochen und nach einem fremden Muster ummodeln, einen vortrefflichen Dichter führen konnte, den in seinen Originalwerken oft der Genius unsrer Sprache selbst zu beseelen, und mit harmonischer Fülle auszustatten scheint. Wer wird es nicht mit uns beklagen, dass ein Werk von diesem Umfange, von dieser Schwierigkeit, wozu der Unternehmer mit allen Kräften, Fertigkeiten und Kenntnissen aufs beste gerüstet war, und wovon man nach der ältern Odyssee die schönsten Hoffnungen hegen durfte, durch den unseligen Einfluss einiger irrigen Grundsätze misrathen ist? Dass eine Uebersetzung, dieser schätzbaren Denkmahle des Alterthums, die so nahe daran war, selbst die höchsten Foderungen zu befriedigen, und die, auch in ihrer jetzigen Beschaffenheit so viel einzelnes vortreffliches enthält, nicht durch Verachtlässigung, sondern durch verschwendeten Fleiss, durch überspannte Bestreben nach buchstäblicher Treue, im Ganzen undeutsch, und dem Leser einen reinen Genuss zu verschaffen unvermögend geworden? Nur der Besitz

der ältern Ueberſetzung der Odyſſee, für welche Deutſchland nie aufhören ſollte, Hn. *V.* dankbar zu ſeyn, kann uns darüber tröſten. Wenn ſich alles Vorzüglichere, was die zweyte vor ihr voraus hat, nicht bloſs in Gedanken, ſondern in der Wirklichkeit in ſie übertragen lieſse, ohne ihrer Einfalt und Popularität, dieſen liebenswürdigen Charakteren des homeriſchen Geſanges, Abbruch zu thun, ſo hätten wir eine in der ganzen modernen Literatur einzige Nachbildung eines Klaſſikers aufzuweiſen.

Noch eine, bisher unberührt gelaſſene, und zwar eine ſehr glänzende Seite des vorliegenden Werkes bleibt uns zu betrachten übrig, nämlich der Versbau. Rec. geſteht, daſs er die hier bewieſene Kunſt nicht ohne einen geheimen Widerwillen anpreiſen kann, weil er überzeugt iſt, daſs ſie, nächſt jenen Irrthümern über den Bau der Sprache, am meiſten dazu beygetragen hat, uns um den ächten Homer zu bringen. Der ſcharfſinnige Verfaſſer der Abhandlung *de metris poëtarum Graecorum et Romanorum*, Hr. Herrmann, äuſsert dieſelbe Meynung (S. 277.). Hr. Voſs hat ſich nicht nur den homeriſchen Hexameter überhaupt zum Muſter vorgeſtellt, ſo weit die Verſchiedenheit der deutſchen und griechiſchen Metrik es erlaubte, ſondern auch den Gang einzelner Verſe, die jedesmaligen Verhältniſſe der rhythmiſchen Periode, das Hinübergreifen des Sinnes aus einem Verſe in den andern, und die dadurch beſtimmte Stellung der Einſchnitte, nachzumachen geſucht, und auch in der That erſtaunlich genau nachgemacht. Einem Leſer, der in der Ueberſetzung nichts weiter als den Versbau des Originals ſtudiren wollte, dürfte man ſie ohne Einſchränkung empfehlen, ſo gewiſſenhaft befolgt Hr. *V.* die Vorſchriften, die er hierüber in der Vorrede zur Ueberſetzung des virgiliſchen Landgedichts, und in einer kleinen Schrift über Ton und Auslegung deſſelben dargelegt hat. Die Einrichtung dieſer Blätter geſtattet uns keine umſtändliche Prüfung dieſer Grundſätze der metriſchen Nachbildung, die übrigens für die beſonnene, nicht ſelten in Künſtlichkeit ausartende, Kunſt der Alexandriner und der Römer aus ihrer Schule ſehr gut paſſen könnten, ohne auf Homer anwendbar zu ſeyn. Eben ſo wenig können wir es hier auf eine Abhandlung über den Versbau des Joniſchen Sängers anlegen. Wir müſſen uns begnügen, in aller Kürze die hauptſächlichen Geſichtspunkte dieſer Unterſuchung anzudeuten. Zum Glücke haben diejenigen, die ein trefflicher Alterthumsforſcher vor kurzem der gelehrten Welt mitgetheilt hat, vieles, was hiebey wichtig iſt, über allen Zweifel erhoben.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KINDERSCHRIFTEN.

Gotha, b. Perthes: *Sittengemälde aus dem gemeinen Leben* zum belehrenden Unterricht für Kinder. Von dem Vf. des *Gumal und Lina*. Mit einem Titelkupfer. 1796. VI u. 152 S. 8. (10 gr.)

Allerley praktiſche Lehren in dramatiſirten Erzählungen. Viel Nützliches in einem angenehmen Gewand, wie man es von Hn. Loſſius, dem Vf. von Gumal und Lina, gewohnt iſt. Die Sittengemälde ſind folgende: Das mütterliche Denkmal. Karolinchens Tod, oder, die Geſchwiſterliebe. Das arme Weib. Das ſtolze Mädchen. Der beſchämte Geizige. Der muthwillige Knabe. Der ehrliche Schuldner.

Als neue Auflage iſt erſchienen:

Frankfurt a. M., b. Eſslinger: *Magazin der neueſten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten*, mit Beyſpielen aus der ältern Geſchichte. 1. B. Neue verbeſſerte Aufl. mit dem Plane von Bitſch. 1795. 268 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Oels, b. Ludwig: *Gott Mars*, oder, *der eiſerne Mann*. Ein komiſches Singſpiel in zwey Aufzügen. Text und Muſik vom Hn. von *Dittersdorf*. 91 S. ohne Anzeige des Jahrs. 8. (6 gr.) Der Liebhaber und ſein Bedienter verkleiden ſich im erſten Aufzug in Savoyarden, werden verrathen, und mit dem Degen in der Fauſt fortgejagt. Im zweyten kriechen ſie, einer nach dem andern, in eine eiſerne Bildſäule im Garten, die den Mars vorſtellen ſoll, das denn mancherley Miſsverſtändniſſe und Scenen von poſſenhafter Furcht und Schrecken veranlaſst. Ein ſich taubſtellender Bedienter, und eine alte habſüchtige Haushälterin helfen die Burleske vollkommen machen. Als Probe des proſaiſchen Dialogs mag folgendes dienen: S. 9. „*Deine Tochter iſt brav, und wird keinem das Bette vergiften.*“ S. 27. „*Ich würde ihm ſeine hundsfötiſchen Knochen zu Streuſand zermalmen.*“ S. 39. „*Es kann dem dürren Knochenmann jählings der Raptus ankommen.*“ Die Geſänge ſind faſt alle, wie folgende Stellen S. 26.:

Sag ſie dieſem dummen Hachen,
Mit ihm wäre nichts zu machen,
Und fürs liebe Gnadenbrod
Aergert er mich noch zu todt.

oder S. 50.:

Du Eſel, du Oehſe, geh, brich dirs Genick,
Wir drehn dir den Hals um, kömmſt du mehr zurück.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Homers Werke*, von *Johann Heinrich Voss* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Homer (oder die Sänger eines gewissen Zeitalters, die man unter diesem collectiven Namen zusammen zu fassen pflegt; doch wir richten uns gern nach dem Sprachgebrauche) Homer schrieb seine Gesänge *nicht*. Der erste Grund zu einer theoretischen Grammatik wurde erst viele Jahrhunderte nach ihm gelegt, und eine theoretische Prosodie konnte fast weniger als irgend ein andrer Theil derselben vor der Vervollkommnung der Schrift und ihrem geläufigen Gebrauche Statt finden, weil dabey alles auf die Zergliederung der Wörter in Sylben, und dieser in einzelne Laute ankam, die man nur mit Hülfe der Buchstaben festhalten, und nach langer Beobachtung über die verschiednen Bewegungen der Sprachorgane, als für sich bestehend denken konnte, da das ungelehrte, wenn gleich noch so zarte Gehör nur Massen empfängt. Uns will diese Schwierigkeit gar nicht recht einleuchten, weil wir den Unterricht darüber in so früher Kindheit bekommen haben, dass wir geneigt sind es für etwas zu halten, das sich von selbst versteht. Wir müssen es uns wiederholt einprägen, dass der göttliche Homer vermuthlich nicht buchstabiren konnte, um es nicht bey der ersten Anwendung zu vergessen. Das Gehör entschied also damals ganz empirisch, ohne alle Theorie, über die Sylbenzeit, wahrscheinlich nicht mit grosser Schärfe, weil die Aussprache selbst, ehe man anfängt, durch schriftliche Aufzeichnung sich Rechenschaft davon zu geben, in allen Sprachen viel schwankendes und unbestimmtes zu haben pflegt. Ueberdies sind wir sehr darüber im Dunkeln, wie beträchtlich sich die Aussprache der griechischen in dem langen Zeitraume vom Homer bis zum Solon und Pisistratus verändert und verfeinert haben mag; welchen Einfluss dies auf die metrische Beschaffenheit jener alten Gesänge gehabt, und durch welche, vielleicht allmählig und unmerklich vorgenommenen, Veränderungen die Homeriden ihnen deswegen haben zu Hülfe kommen müssen. Da der Text späterhin durch die abglättenden Hände so vieler Kritiker ging, die eine Menge orthographischer, und bey der freyen Mannichfaltigkeit der Homerischen Wortformen, auch eine Menge grammatischer Mittel wusten, die Prosodie nach den nunmehr gültig gewordnen Regeln zu stützen, so könnte man sich eher wundern, dass noch so viele bey spätern Dichtern selten oder gar nicht vorkommende Freyheiten, als dass ihrer nicht weit mehrere übrig geblieben sind. Und zu welchen Schlüssen über den ursprünglich hiebey aufgewandten Grad von Kunst und Genauigkeit berechtigt uns dies alles?

Aus der damaligen Unmöglichkeit, etwas schriftlich aufzubewahren, folgt weiter dass das Sylbenmaass zu Homers Zeit keineswegs blosse schmückende Einkleidung, sinnliche Form des Schönen war, sondern Hülfsmittel für das Gedächtniss, und also eine Sache des Bedürfnisses. Die Aufmerksamkeit des Sängers musste daher viel mehr auf die gleichförmige Wiederkehr der Rhythmen gerichtet seyn, welche die Existenz seiner Dichtungen sicherte, als auf die dabey möglichen Abwechselungen, welche ihnen Reiz verliehen. Wenn alle diejenigen, deren der Hexameter, seine Verknüpfungen und Theilungen durch die poetische Periode mitgerechnet, nur irgend fähig ist, in der Ilias und Odyssee erschöpft sind, so kann das bey Gedichten von diesem Umfange, wo dasselbe Sylbenmaass unter allen Verschiedenheiten des Inhalts so viele tausendmale wiederholt wird, eben sowohl der Nothwendigkeit als der Wahl zugeschrieben werden. Wir müssen uns also hüten, da raffinirendes Studium zu suchen, wo es dem Sänger vielleicht genügte, dem metrischen Gesetz auf irgend eine Art Genüge geleistet zu haben. Selbst die grosse Leichtigkeit, womit die damalige Jonische Sprache, wie ihr ganzer Bau beweist, sich in Hexameter und zwar in wohlklingende Hexameter fügte, musste den Gedanken einer mühselig ins Kleine gehenden Bearbeitung entfernen. Wo die gelungenste Ausführung selten etwas mehr kostet als einen glücklichen ersten Wurf, da übt man die Geduld und Sorgfalt am wenigsten, die ihn ersetzen kann, wo er einmal verfehlt wird. Ist es glaublich, dass der Sänger, wenn Neuheit und Lebendigkeit hinreichte, die ganz sinnlichen, ungebildeten Hörer an sein wunderbares Epos zu fesseln, noch ein übriges gethan; und nach feinen Ausbildungen getrachtet haben werde, für die er keine Empfänglichkeit bey ihnen erwarten durfte? Nicht als ob der Rhythmus keinen Antheil an ihrer Ergötzung gehabt hätte, vielmehr musste sein mächtiger Strom die Gemüther tragen und heben, nur lässt sich nicht wohl denken, dass jede einzelne Welle ihnen Gegenstand der absondernden Betrachtung geworden sey. Die stete Wiederholung äusserst einfacher Formen ermüdet den kindlichen Geschmack nicht: wozu hätte die auserlesenste Mannichfaltigkeit aufgeboten werden sollen?

Sie ist indessen in Homers Gedichten vorhanden, wird man einwenden. Allerdings für den ungebun-

denen Vortrag der redenden Stimme, die mit ihren vielfachen, unmerklichen Abstufungen von Schnelligkeit und Langsamkeit, von Stärke und Schwäche, von Hebung und Senkung des Tons, sich nach dem immer wechselnden Inhalte richtet; die nicht an jede Zeile den prosodischen Maasstab anlegt, sondern durch ununterbrochnes Fortschreiten am Ende, durch Pausen in der Mitte der Verse, wo der Sinn sie fodert, immer andre und andre rhythmische Massen bildet, worinn das Gesetz sich verbirgt, ohne aufgehoben worden zu seyn. Aber auch für den Vortrag durch Gesang, wozu jene Rhapsodien ursprünglich bestimmt waren? Wir können uns zwar keine anschauliche Vorstellung davon machen, allein wir wissen doch, dass dieser Gesang von einem Instrumente begleitet wurde, welches sich auf eine sehr enge Tonleiter beschränkte, und dass er syllabisch war, denn dies blieb bey einer weit höhern Ausbildung der Musik griechische Sitte. Dürfen wir von Homers Darstellung solcher Gegenstände auf ihn selbst zurück schliessen, so wird es wahrscheinlich, dass er seine Hexameter nicht rezitativisch, sondern taktmässig und zwar die verschiednen Verse in einerley Tempo gesungen habe. Denn es wird nach dem Spiele und epischen Gesange des Demodokus getanzt (Od. VIII, 261 u. f.). Auch das Beyspiel andrer Völker und die allgemeine Geschichte der Musik spricht für diese Vermuthung. Die genaue Beobachtung des Taktes machte eine gewisse Stätigkeit im Vortrage jedes Verses unvermeidlich, und dadurch musste denn die Beschaffenheit der Wortfüsse und die Stellung der Abschnitte, wenn sie auch nicht ganz verschwanden, weit weniger bedeutend werden. Nun denke man sich einen musikalischen Satz von sechs Takten, wo der Aufschlag immer eine lange Note hat, der Niederschlag (ausgenommen im letzten Takte) eine lange oder zwey gleichgeltende kurze haben kann, tausendmale wiederholt: wird an die Stelle der gepriesenen Mannichfaltigkeit nicht vielmehr Einförmigkeit treten, die unser verwöhntes Ohr nicht lange aushalten möchte?

Das bisher gesagte soll die Zweckmässigkeit und Schönheit des Homerischen Versbaues im geringsten nicht herabsetzen, obgleich das *bonus dormitat Homerus* auch in diesem Stücke zuweilen gilt, wenn wir uns anders ein Urtheil über Wohlklang im griechischen, dessen Aussprache wir so unvollkommen kennen, anmassen dürfen. Als freywillige Blüthe der Natur betrachtet, verdient diese Harmonie fast mehr Bewunderung, als wenn man sie für einen schwer errungnen Gipfel der Kunst hält. In Hn. Vossens Uebersetzung ist sie dieses wirklich, und man sieht ihr an, dass sie es ist. Bey aller Aehnlichkeit seines Versbaues mit dem Homerischen im Einzelnen, die besonders in Absicht auf die Glieder der rhythmischen Periode bewundernswürdig gross ist, verbreitet dies einen Zug von Unähnlichkeit über das Ganze. Man vermisst den natürlichen, ungezwungenen Gang, die kunstlose Leichtigkeit der Jonischen Muse. Man fühlt bey dem Genusse, dass vieles aufgeopfert, dass grosse Schwierigkeiten überwunden werden mussten, um ihn uns zu verschaffen. Der Versbau in seiner ältern Odyssee ist zwar lange nicht so schön, so reich und mannichfaltig, aber doch fliessend und angenehm, und bey den weit grössern Abweichungen im Einzelnen, giebt ihm das täuschende Gepräge einer kunstlosen Entstehung, das er meistens trägt, im Ganzen einen mehr Homerischen Charakter.

Man sieht aus Hn. Vossens Art zu übersetzen, dass er an vielen Stellen einen nachahmenden Ausdruck im Gange des griechischen Verses, und im Klange der Sylben zu finden geglaubt: er hat ihn, und zwar nicht selten verstärkt, zu übertragen gesucht. Ohne wie Johnson den nachahmenden Ausdruck überhaupt für eine Einbildung zu halten, könnte man doch zweifeln, ob sich ein so besonnenes und kleinliches Studium bey einer improvisirenden Sängerkunst annehmen lasse, wie die war, woraus die Homerischen Rhapsodien allmählig hervorgegangen? Ob es nicht eine Zergliederung der ästhetischen Eindrücke voraussetze, die gar nicht zu der kräftigen Einfalt eines Zeitalters passt, dem die dichterische Begeisterung etwas so unerklärliches war, dass es vollen Glauben an einen dabey waltenden göttlichen Einfluss hegte, und nicht einmal die Wahl des Gegenstandes für abhängig von dem Vorsatze des Sängers hielt? (Od. I, 347—350.) Ob endlich das sinnreiche Anspielen auf körperliche oder geistige Beschaffenheiten der Dinge durch Bewegung und Klang, durch Sylben und Buchstaben, nicht eher für ein Symptom der ausartenden Kunst zu halten sey, als für eine der Naturpoësie eigne Schönheit? Es versteht sich, dass hier weder vom Ausdruck der innern Empfindung in den lyrischen Weisen, noch von der allgemeinen Wahl eines Gesetzes der Successionen für das Ganze eines Gedichtes die Rede ist, wobey die Griechen, wie in Allem, immer durch den glücklichsten Instinkt geleitet worden sind. Da sich indessen voraussehen lässt, dass diese Meynung starken Widerspruch finden, und dass vorzüglich, mit Berufung auf das Ansehen des Dionysius von Halikarnassus, der Stein des Sisyphus gegen sie hergewälzt werden dürfte, so behält sich Rec. vor, sie an einem andern Orte zu entwickeln, und begnügt sich, eine Stelle auszuheben, woran die Kunst, mit welcher Hr. Voss den Bewegungen des griechischen Verses Schritt vor Schritt folgt, auf einmal sichtbar wird. Od. XI, 593—598.

Auch den Sisyfos sah ich, von schrecklicher Mühe gefoltert,
Eines Marmors Schwere mit grosser Gewalt forthebend.
Angestemmt, arbeitet' er stark mit Händen und Füssen,
Ihn von der Au' aufwälzend zur Berghöh. Glaubt' er ihn aber
Schon auf den Gipfel zu drehn; da mit Einmal stürzte die Last um;
Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Man vergleiche das Original. Nur übertreibt die Uebersetzung vielleicht in einigen Stücken den nachahmenden Ausdruck, der darinn liegen soll. Die zweyte Zeile hat im griechischen einen hüpfenden daktylischen Schluss: ⏑ – ⏑ ⏑ | – ⏑ ⏑ – ⏑, hier endigt sie schwerfällig: ⏑ – ⏑ ⏑ | – – – ⏑. Der absichtliche

Uebel-

Uebellaut: von der *Au' ausschöpfte*, ist ebenfalls weit stärker als der Hiatus in: *ἄνω ὤθεσκε*. In der lezten Zeile scheint Hr. *V.* neben der Schnelligkeit auch noch das Getöse des Hinabrollens haben nachahmen zu wollen, welches Homer weder durch den Sinn der Worte, noch den Klang der Buchstaben im geringsten andeutet. Dies hat ihn denn auf die höchst unglückliche Zusammensetzung *Donnergepolter* gebracht, worinn das Gepolter zu unedel, und der Donner für das Rollen eines Steines viel zu hyperbolisch ist. Sie steht indessen schon in der ältern Odyssee. Warum nicht wörtlich?

Wieder zur Ebne hinunter entrollte der tückische Marmor

Der Gang des Verses wäre ganz derselbe geblieben. Gegen die beredte Bewunderung des Dionysius (*περὶ συνθέσ.* C. 30.) der diese Zeile so ganz einzig dazu gemacht findet, ihren Inhalt zu mahlen, liesse sich eine andre von völlig gleicher metrischer Beschaffenheit anführen, worinn kein Stein hinabrollt, auch nichts ähnliches geschieht:

αὐτὰρ ἔπειτα | πέδονδε | κυλίνδετο | λᾶας | ἀναιδής:
οἱ δ' ἐπ' ὀχείας | ἑτοῖμα | προκείμενα | χεῖρας | ἴαλλον.

Doch, wer weiss? Homer hat hier die Behendigkeit, womit seine esslustigen Helden nach den Speisen griffen, durch den Gang des Verses nachahmen wollen. Mit Recht hat Hr. *V.* der Mannichfaltigkeit wegen, die spondeischen, im deutschen meistens trochäischen, Ausgänge häufig gebraucht; doch hat er auch hier eine rhythmische Mahlerey im Originale gesehen, und daher meistentheils dieselben Verse, wo dieses ihn hat, damit geschlossen, obgleich Homer mehrmals Spondeen setzt, wo das Gesetz der Nachahmung beflügelte Bewegungen fodern würde, z. B. Il. II, 764. IV, 74. 500. Auch folgende Beyspiele von spondeischen Ausgängen gleich oder kurz nach einander, Il. VIII, 54. 55. und XII, 128. 131. wobey sich Reime, in den letzten sogar doppelte Reime eingeschlichen haben, sind für die Kenntniss der Homerischen Verskunst wichtig. Eben so gut wie den Gang solcher Verse Il. I, 11.:

Οὕνεκα τὸν χρύσην ἠτίμησε ἀρητῆρα,
Drum weil ihm den Chryses beleidiget, seinen Priester,

hätte der Uebersetzer dies auch nachmachen können. Die monosyllabischen Schlüsse (— ◡ ◡ — | —) die nach *Hermann. de metris* p. 275. sowohl das Grosse und Erhabne auszeichnen, als das Kleine lächerlich machen sollen, (so zweydeutig ist das Urtheil über die Wirkung des nachahmenden Ausdrucks) hat er, zum Theil mit ziemlich gezwungenen Wendungen, übertragen. Il. XVI, 123.:

— und plötzlich durchflog unlöschbar umher Glut.

Den einsylbigen Namen des Vaters der Götter und Menschen setzt Homer und sein Uebersetzer oft an diese nachdrückliche Stelle: Il. I, 508. *μητίετα Ζεῦ, Ordner der Welt, Zeus; νεφεληγερέτα Ζεύ, der Herrscher im Donnergewölk, Zeus.* Schade, dass einem Schweine dieselbe Ehre widerfährt. Od. IV, 437. *μέγας ὗς, ein Borstenumstarrt Schwein.*

Uebrigens bleibt Hn. Vossens Hexameter auch hier ein bis jetzt in unsrer Sprache unerreichtes Muster. Er wird durch den gehörigen Reichthum an Daktylen beflügelt, den bey uns die Schwäche der Trochäen nöthig macht. Die Häufung der mattern Wortfüsse (— ◡, ◡ — ◡) wozu die deutsche Sprache einen grossen Hang hat, ist auf das glücklichste vermieden, dagegen sind die edlern und männlichern (◡ —, ◡ ◡ —, ◡ ◡ — ◡, — ◡ —, — ◡ ◡ —) überall mit Wahl u. schöner Abwechselung angebracht, und auch die durch Spondeen gebildeten (◡ — —, ◡ ◡ — —, — — ◡, — — ◡ ◡) künstlich eingemischt. Nur hat sich der Dichter den seltnen Spondeen zu lieb zuweilen harte Zusammenziehungen wie: *Gebirgs Felshaupt*, oder übellautende Zusammenstellungen: dumpf aufhallte, *tief aufseufzt' er*, erlaubt. — Ein-Paar wirklich antispastische Anfänge des Verses sind statt spondeischer durchgeschlüpft, z. B. *Und erzstarrende Schilde, Und Ruhm hätten gewonnen.* Solche Worte wie *und* könnten wohl vor eine unbedeutende Vorschlagssylbe gestellt, als Länge gelten, aber vor der gröfsten Länge, wie hier, werden sie unfehlbar kurz. Im griechischen kann die Arsis in Spondeen und Daktylen eine Sylbe verlängern helfen, bey uns fodert sie vielmehr eine entschiedne Länge. Daher ist es auch Sylbenzwang, wenn die erste Sylbe solcher Wörter wie *Schwachheit, Kargheit, abwärts*, in die Thesis eines Spondeen, die zweyte weit kürzere in die Arsis des nächsten Fufses fällt. Z. B.:

Nicht ja ge | bührt Karg | heit bey | abgeschiedenen.

Nicht zu verwerfen ist das Bemühn, manchen Wörtern ihre alte Vielsylbigkeit wieder zu geben, z. B. *Adeler*, (es hiess ehedem *Adelaar;*) hingegen *schönste* möchte schwerlich Eingang finden.

Als Probe des schönen Versbaues mag folgende Stelle dienen, die zugleich von Seiten der Treue und des Stils fast ohne Tadel ist. Il. VI, 466—475.:

Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt er die Arme,
Aber zurück an den Busen der schön gegürteten Amme
Schmiegte sich schreyend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz, und die flatternde Mähne des Busches,
Welchen es fürchterlich sah von des Helmes Spitze herabwehn.
Lächelnd schaute der Vater das Kind, und die zärtliche Mutter.
Schleunig nahm vom Haupte den Helm der strahlende Hektor,
Legete dann auf die Erde den schimmernden; aber er selber
Küsste sein liebes Kind, und wiegt' es sanft in den Armen;
Dann erhob er die Stimme zu Zeus und den andern Göttern.

Möchte es doch Hn. *V.* gefallen, wenn er einmal zum Homer zurückkehrt, der zu sehr der seinige geworden ist, als dass er ihn je überdrüssig werden könnte, die ganze Uebersetzung in diesem Geschmack zu vollenden! Wie vertraut er mit dem Geiste dieses ehrwürdigen Alten ist, hat er durch seine ältere Arbeit an der Odyssee, und durch die Nachbildung seines Stils in Originalgedichten dargethan. Dass sein poëtischer Ausdruck an Kraft und Reichthum beträchtlich gewonnen, ist selbst unter allen absichtlichen Uebertretungen der Sprachgesetze in der neuern Uebersetzung unverkennbar; und in der Louise glänzt beides, so wie der schönste Versbau ohne allen peinlichen Zwang, ohne die geringste ungebührliche Freyheit in der Sprache. Wer würde hierin etwas so vollkommnes zu liefern im Stande seyn als er, wenn er dieser entsagte, sich in Kleinigkeiten der Ausführung weniger zu leisten vornähme, und sich überhaupt lieber den Geist des Sängers, als seine Kunst, zum beständigen Augenmerk machte.

OEKONOMIE.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Kleiner Schäfer-Katechismus*, worinnen von der Stallung, der Streu und dem Pferch der Schaafe, von der Auswahl der Zucht-Böcke, von den Weiden, Triften und Futter-Arten, von der Winter- und Salz-Fütterung, von Paarung der Schaafe zur Woll-Veredelung, vom Einpferchen und Hordenschlage, wie auch von Heilung der Schaaf-Krankheiten vollständiger Unterricht ertheilet wird; zum Besten der Schäferey-Herren, der Pachter, der Bauern und Hirten, aus dem Französischen des Bürgers *Daubenton*, nach der dritten Ausgabe des Originals verdeutscht von Dr. *Adolf Wahlmann*. 1796. XVI Vorr. u. 216 S. 8. (15 gr.)

Daubenton gab 1782 einen Unterricht für Schäfer und Schäfereyherren, in einem Grosoctavbande mit vielen Kupfern, heraus, wovon das Original durch die Unterstützung der Regierung nächstens in einer neuen Auflage erscheinen wird. Aus diesem Unterrichte ist der 1795 bey Siegert in Liegnitz zum zweytenmale bereits gedruckte *gröfse Katechismus der Schaafzucht* entstanden. Aermern Landwirthen zu Besten entwarf *D.* 1795 seinen wohlfeilern *Extrait de l'Instruction pour les Bergers et les Propriétaires de Troupeaux*, der in demselben Jahre dreymal aufgelegt worden. Dies ist nun der hier in einer wohlgerathenen Uebersetzung gelieferte *kleine Schäferkatechismus*, welcher, da er auch für deutsche Landwirthe sehr brauchbar ist, gewiss eine nicht weniger günstige Aufnahme, als das Original finden wird. Nur in dem letzten Abschnitte von den Heilmitteln, hätten wir mehr Ausführlichkeit gewünscht, da hier blofs gegen die Blutkrankheit und Raude einige Hülfsmittel angegeben sind. Auch hätte man in ein deutsches Lesebuch Behauptungen wie folgende mit mehr Behutsamkeit aufnehmen sollen: Dass Haberstroh Schaafen zur Winterfütterung dienlicher seyn soll als Gerstenstroh; dass von lauter dürrem Futter die Schaafe im Winter zu sehr erhitzen und dann sich die Wassersucht ersaufen sollen; dass man einem Zuchtbocke nicht mehr als höchstens 15 bis 20 Schaafe zu Befruchten zugeben solle; und andre Dinge mehr, von denen doch *D.* selbst nicht entscheidend spricht, oder die er, wie er selbst im Vorbericht erklärt, aus in- und ausländischen Schriften selbst entlehnt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Coburg*, b. Ahl: *Mittel, die uns schädlich werdenden Raupen zu vermindern*, für Gartenfreunde und Landwirthe, von *C. P. Pezold*. Mit 2 Kupfert. 1794. 7 B. 8. (12 gr.) Es sind hier in allen 12 Arten von Schmetterlingsraupen aufgeführt, die sich durch ihre Verwüstungen an Kohl und Baumfrüchten vorzüglich auszeichnen, und diesen sind noch der weisse Kornwurm und die Kleidermotte hinzugefügt. Der Vf. erzählt die ganze Oekonomie eines jeden, vom Ey bis zum Vogel, und theilt bey der Gelegenheit solche Vorschläge zu ihrer Vertilgung mit, die schon die Natur des Thiers selbst an die Hand giebt. Die Raupen und Puppen sind in ziemlich gut illuminirten Abdrücken abgebildet. Schade ist es, dass die Abbildungen der Schmetterlinge nicht auch beygefügt worden. Das Büchlein würde dadurch für den Landmann, der nicht Gelegenheit hat, sich bey Kennern oder in gröfsern Werken Belehrung zu verschaffen, noch ungleich brauchbarer geworden seyn. Indessen auch schon so, wie es jetzt da ist, sollte es in keiner Bücherssammlung eines Landwirths oder Gärtners fehlen. Wie wohlthätig würde die Naturgeschichte für den Landmann werden, wenn erfahrne Naturkündiger sich herablassen wollten, mehrere einzelne Theile dieser Wissenschaft nach dieser planen, selbst dem geringen Mann fasslichen Methode, zu bearbeiten.

Quedlinburg, b. Ernst: *Die besten Mittel gegen die den Menschen und Hausthieren der Oekonomie und Gärtnerey schädlichen Thiere*, gesammelt und herausgegeben zum Nutzen für Jedermann. 1795. 112 S. 8. (6 gr.) — Die *besten* Mittel, die übrigens nicht gar viele Kenntnisse in die thierische Oekonomie verrathen, bestehen aus einer Sammlung von Recepten, die hie und da, wo sie in ökonomischen Büchern und Lexicis zerstreut vorkommen, ohne sonderliche Ordnung und Auswahl gesammelt und dem Leser zum beliebigen Gebrauch mitgetheilt werden. Für die Wirksamkeit aller ohne Unterschied, wird der Sammler sich wohl nicht verbürgen; indessen da hie und da doch einzelne gute Bemerkungen vorkommen, so kann diese kleine Schrift für diejenigen noch immer von einigem Werthe seyn, die nicht Gelegenheit haben, oder auch die Mühe scheuen, um einzelner Gegenstände willen, gröfsere Schriften durchzublättern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. August 1796.

PHILOSOPHIE.

Basel, b. Flick: *Vom Urſprunge der menſchlichen Erkenntniſs in Hinſicht auf die Grundſätze der kantiſchen Philoſophie*, von *J. Leonhard Hug*, D. der Theol. Prof. der morgenl. Sprachen, Alterthümer und Bibelkunde an der Univ. zu Freyburg. 1796. 175 S. 8. (12 gr.)

Die Vorrede (welche wohl das Beſte im ganzen Buche ſeyn mag) und der ganze Ton, in welchem der Vf. räſonnirt und ſchreibt, verräth einen Wahrheitsliebenden und ſelbſtdenkenden Mann. Allein der ganze Inhalt des Buches beweist auch, dafs derſelbe von dem, was transſcendental heifst und was den eigentlichen Streitpunkt zwiſchen der kritiſchen Philoſophie und dem Empiriſmus ausmacht, noch keinen beſtimmten Begriff beſitze. Eine Vertheidigung des empiriſchen Urſprungs aller unſrer Vorſtellungen und Erkenntniſſe gegen die Behauptung des reinen Urſprungs ſowohl der Anſchauungen Raum und Zeit als der Verſtandesbegriffe und Grundſätze, läſst ſich in den Schranken einer Recenſion nicht ſo gründlich und ausführlich prüfen und widerlegen, dafs man ſich den Beyfall des Vf. verſprechen könnte. Dieſen Gedanken müſste ſonach der Rec. aufgeben, ſelbſt mit Gefahr, dafs ſein Urtheil für einen Machtſpruch gelte. Hr. *Hug* verwechſelt durchgehends die Entſtehung einer Vorſtellung *mit* und *bey der Erfahrung*, welche von Seiten der Kritik allgemein zugeſtanden wird, mit ihrem Urſprung *aus der Erfahrung*, welcher keinesweges aus der erſtern folgt. Daher mag er z. B. noch ſo gut zeigen, wie ſich immer vermittelſt der Erfahrung unſre Vorſtellung von Raum und Zeit entwickelt und allmählig zum deutlichen Bewufstſeyn erhebt; mit allem dem gewinnt der Empiriſmus in der Philoſophie und Mathematik nicht das geringſte. Denn es kommt immer wieder darauf an, worauf ſelbſt die Möglichkeit eben dieſer Erfahrung urſprünglich beruht, und ob ſie nicht gewiſſe dem Geiſte urſprünglich eigene und geſetzmäſsige Thätigkeiten vorausſetze, von welchen gewiſſe Formen und Vorſtellungsarten der Gegenſtände *a priori* abhängen. Eben ſo gewinnt der Dogmatiſmus nichts, wenn man den natürlichen Gebrauch gewiſſer Begriffe darthut, weil alles auf die erſte Urquelle derſelben und auf die urſprüngliche Befugniſs dieſes ihres Gebrauches ankommt. — Mit dieſen Erinnerungen wird jeder Kenner der kritiſchen Philoſophie die gegenwärtige Schrift leſen können, ohne in irgend einer ſeiner Ueberzeugungen wankend zu werden. Dem Nichtkenner müſste man die ganze Kritik vorlehren, um ihn eines Beſſeren zu überführen. Eines Auszugs iſt die Schrift nicht wohl fähig, weil ſie aus lauter einzelnen Reflexionen zuſammengeſetzt iſt. Die abgehandelten Materien ſind 1) von dem Raume 2) wie iſt reine Geometrie möglich; 3) von der Zeit; 4) Urſprung, Befugniſs und Gegenſtände der Arithmetik. 5) Wie iſt reine Dynamik möglich; 6) von den Urtheilen; 7) von der Erfahrung.

Altona, b. Hammerich: *Geiſt der kritiſchen Philoſophie, in Beziehung auf Moral und Religion dargeſtellt.* Erſter Theil. 1796. 510 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Seit langer Zeit hat Rec. ſeine Recenſentenpflicht nicht ſchwerer und drückender gefühlt, als eben bey dem gegenwärtigen Buche. Ein groſses Buch iſt wahrlich ein groſses Uebel, wenn man nach langem, mühſeligen Leſen weder an Umfang, noch an Gründlichkeit, noch an Deutlichkeit, noch auch an Leben und Anſchaulichkeit ſeiner Erkenntniſs gewonnen hat, wenn man ſich am Schluſſe weder belehrt noch belebt oder erquickt, ſondern nur durch getäuſchte Erwartung geärgert und von Langeweile ermüdet fühlt. Und gerade dies war der Fall des Rec. bey dieſer Schrift, deren Vf. ſo viel verſprochen und ſo wenig geleiſtet hat. Er will die kritiſche Philoſophie populariſiren und er durchwäſſert ſie; er will ihren Geiſt, ſo viel als möglich, allgemein faſslich darſtellen, und er hat ihn in vielen Worten erſäuft. — Den Plan des ganzen Werks ſoll man zwar erſt im folgenden Theile überſchauen; allein man müſste doch wenigſtens die planmäſsige Beziehung deſſen, was dieſer erſte Theil liefert, auf den angegebenen Zweck des Werkes ſchon beurtheilen können. In der 50 Seiten langen Einleitung wird *über Religion überhaupt und ihre Geſchichte* viel Triviales und nichts Selbſtgedachtes dem Leſer vorgelegt. Der erſte Abſchnitt des Werks ſelbſt ſchildert den *ſittlich religiöſen Charakter und die Cultur unſers Zeitalters*, wohl nicht ganz unrichtig, aber ſo weitläuftig, dafs es Mühe koſtet, die zerſtreuten Züge aus dem Schwall von Worten und Nebengedanken zu ſammeln und in Einem Gemälde zu vereinigen. Der zweyte Abſchnitt hat die Aufſchrift: *Ueber die Grundvermögen unſres Gemüthes und deren urſprüngliche Bedingungen*, und iſt eine im höchſten Grade wortreiche und gedehnte Wiederholung von den Lehren der Kritik der reinen Vernunft, welche ſich — mit einem unerwarteten Winke beſchlieſst, dieſe Lehren zur Verbeſſerung der Catechetik und Homiletik anzuwenden. — Neues, Gutes oder Böſes, wüſste Rec. aus dem Buche nicht zu bemerken. Sollte vielleicht der Vf. dieſs Urtheil als einen Machtſpruch übel nehmen,

nehmen, so fodert er ihn selbst auf, von dem eigentlich Verdienstlichen seiner Schrift nur eine oder die andere Probe vorzuzeigen.

1) Wien, b. Stahel: *Lazarus Bendavid's Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft.* Nebst einer Rede über den Zweck der kritischen Philosophie und doppelten Register. 1796. 101 u. 30 S. VIII. (15 gr.)

2) Ebendas.: *L. Bendavid's Vorlesungen über die Kritik der Urtheilskraft.* 1796. 202 S. 8. (18 gr.)

Was der Vf. Vorlesungen nennt, sind wohl mehr Entwürfe zu denselben; denn sie bestehen aus kurzen, aphoristischen, abgezählten, trockenen Sätzen, denen zwar Beyspiele kürzlich beygefügt sind, die aber dennoch einer weiteren Ausführung und Belebung für Anfänger bedürfen. Der Rec. fühlt sich in Verlegenheit, da er seinem Beruf gemäss, über solche Schriften etwas sagen soll, welche lediglich den Inhalt von *Kants* Kritik der praktischen Vernunft in eine aphoristische Form bringen, welche durchaus keine neue Ansicht der abgehandelten Sache geben, übrigens aber auch keinen besondern Fehler zeigen, ausserdem, dass eben diese Fehlerlosigkeit ihr einziges Verdienst ist. Für die Zuhörer des Vf. und für manche Leser, die lieber ein Buch in kurzen Paragraphen als ein andres in freyerem Stil geschriebenes lesen mögen, können sie demungeachtet nützlich seyn; für die Wissenschaft selbst sind sie es freylich gar nicht, indem sie nicht einmal einen interessanten oder neuen Irrthum enthalten. Die der erstgenannten Schrift angehängte Rede über den Zweck der kritischen Philosophie beweist, dass es Hn. *Bendavid* nicht an der Gabe fehlt, bekannte Wahrheiten nicht nur ordentlich und logisch deutlich auseinander zu setzen, sondern auch für Anfänger fasslich und interessant zu machen. Herrscht in seinen philosophischen Vorlesungen durchgängig dieser Ton, der zwischen dem aphoristischen und declamatorischen ein so glückliches Mittel hält, so ist nicht zu zweifeln, dass seine Zuhörer vielen Nutzen daraus ziehen werden. Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre.

Zürich, b. Orell, Gessner u. Comp.: *Adam Fergusons ausführliche Darstellung der Gründe der Moral und Politik.* Aus dem Englischen übersetzt und mit einer Abhandlung über den Geist der Fergusonschen Philosophie begleitet von *K. G. Schreiter*, Prof. zu Leipzig. Erster Theil. 1796. 576 S. 8. (2 Rthlr.)

Den innern Gehalt der Fergusonschen Philosophie kennt das deutsche Publikum schon aus den *Grundsätzen der Moralphilosophie* von demselben Verfasser, welche Hr. Prof. *Garve* deutsch übersetzt und mit interessanten Anmerkungen begleitet hat. Für eine nähere Würdigung ihres Geistes wird die Recension des folgenden Theiles von dem gegenwärtigen Werke eine schicklichere Veranlassung geben, worinn der Uebersetzer diesen Gegenstand untersuchen will. Diese ausführliche Darstellung ist aus den Vorlesungen entstanden, die *Ferguson* über seine *Institutes of Moral Philosophy* seit 1764. bis 1792 als öffentlicher Lehrer der Moral auf der Universität zu Edinburg gehalten und jedesmahl aufs Neue umgearbeitet und verbessert hat. Das Werk selbst kam zu Edinburg und London 1792 in 2 Bänden in 4. heraus unter folgenden Titel: *Principles of Moral and Political Science; being chiefly a Retrospect of Lectures delivered in the College of Edinburgh, by Adam Ferguson* etc. In Absicht auf Ordnung des Vortrags, Klarheit und Simplicität der Entwickelung und Präcision, Lebhaftigkeit und Eleganz des Styls sind sie ein wahres Meisterstück und verdienen hierinn als Muster sorgfältig studiert zu werden. Die Philosophie selbst, als Wissenschaft betrachtet, dürfte vielleicht nichts durch sie gewonnen haben; Deutschland hat wenigstens eben so gründliche Untersuchungen der nämlichen Gegenstände aufzuweisen. Allein jene Vorzüge des Vortrags und der gemeinfaslichen und doch gründlichen Behandlungsart machen eine Uebersetzung dieses Werks immer zu einem verdienstlichen Unternehmen, wofür Hr. *S.* um so mehr Dank verdient, je mehr sich seine Uebersetzung durch eine glückliche Nachbildung des trefflichen Stils der Urschrift vor vielen ähnlichen Versuchen unterscheidet. Der erste Theil enthält lauter Untersuchungen über die menschliche Natur und über die Geschichte der Menschheit, worauf in der Folge die Lehren der Moral und Politik gegründet werden sollen. In der Recension von einer Schrift dieser Art wird man weder einen Auszug noch einzelne Bemerkungen über den Innhalt erwarten; an der Uebersetzung hat Rec. wirklich nichts Erhebliches zu tadeln gefunden.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Carl Heinrich Heydenreichs Originalideen über die interessantesten Gegenstände der Philosophie.* Dritten und letzten Bandes erste Abtheilung. 1796. VI. u. 231 S. gr. 8. (20 gr.)

Das Talent des Vf. neue Ideen aufzusuchen und zu verfolgen, sie mit Praecision und Deutlichkeit darzustellen, wodurch er sich schon um manche Wissenschaft ein bleibendes Verdienst erworben hat, hat dieser Sammlung schon manchen Aufsatz gegeben, der wegen der Fruchtbarkeit und des Scharfsinns in Gedanken mit Vergnügen gelesen wurde. Aus diesem Grunde werden es die Leser bedauern, dass der Vf. schon das Ende derselben mit dem dritten Bande ankündiget. Auf der andern Seite scheint nicht mehr ganz der Grad von Sorgfalt und Fleiss über diese Originalideen zu walten, der die Theilnahme des Publicums vermehren könnte, wie schon eine kurze Anzeige des Inhalts lehren kann. Diese Abtheilung enthält sechs Abhandlungen. 1) *Allgemeine Uebersicht der Fortschritte der theoretischen Philosophie im achtzehnten Jahrhundert.* S. 1—66. Diese Abhandlung, die interessanteste in der ganzen Sammlung, enthält treffende Bemerkungen über Lockes, Leibnitzens, Hume's und Kants Philosophie in Rücksicht auf objective Wahrheit, und über das Verhältniss des Dogmatismus der erstern zum Skepticismus des dritten, und der Kritik zu beiden. Ungeachtet sich darüber nicht viel neues mehr sagen lässt

lässt, so ist doch die ganze Darstellung zur Uebersicht der Fortschritte der Philosophie nicht ohne eignen Werth. Die kritische theoretische Philosophie scheint dem Vf. S. 44 auf einer Thatsache des Bewufstseyns zu beruhen, welche er so ausdrückt: *das vorstellende Subject in der Unveränderlichkeit seiner von aller Erfahrung unabhängigen Vorstellungen des Möglichen, Wirklichen und Nothwendigen.* Ueber die Versuche, die Resultate der Kritik aus höhern Gründen zu demonstriren, wird viel Lehrreiches gesagt. Diese Abhandlung ist noch nicht vollendet, so wie auch die zweyte. Zweckmäfsiger wäre es aber doch gewifs gewesen, eine lieber ganz, als beide zerstückelt zu liefern. Nicht allein hier sondern auch fast bey allen folgenden befinden sich Anmerkungen, nicht unter sondern hinter dem Texte; welches etwas unangenehm ist, zumal da einige sehr lang sind, andere füglich in den Text hätten verwebt werden können. z. B. S 75, 101. 2) *Ideen über den Einfluss der Philosophie auf die Beruhigung der Leidenden* S 69—128. Die Philosophie kann einen dreyfachen Einfluss auf die Beruhigung des Leidenden haben, indem sie 1) durch eine *Theodicee für Leidende* den innern Frieden der Seele herstellt und befestiget, 2) *durch eine Disciplin für Leidende* die Vorstellungen und naturwidrigen Stimmungen des Gemüths hebt oder vermindert; endlich 3) in einer *Technik zur Beruhigung der Leidenden* mannichfaltige Kunstgriffe (die aber nicht auf Täuschung beruhen müssen) lehret, wodurch der Mensch unangenehme Gefühle gegen angenehme vertauschen, oder doch die Dauer und Stärke jener vermindern kann. Hier folgen nun zuerst *Ideen zu einer Theodicee für Leidende*, die aber mitten in dem Ideengange abgebrochen sind. Wir können daher nur den Hauptgedanken angeben. Der Mensch kann nur durch den Frieden seiner Seele sich gegen menschliche Leiden gefafst machen, jener Friede ist aber nur durch Religion und die Ueberzeugung von der Uebereinstimmung alles Uebels mit dem Endzwecke des Menschen möglich. Diese Ueberzeugung kann uns keine Naturbetrachtung und keine Physikotheologie geben (dies wird trefflich ausgeführt); man mufs einen höhern Standpunkt dazu nehmen. Die eigentliche Aufgabe dieser Theodicee ist: wie lässt sich aus dem Plan Gottes für die Menschheit, wiefern ihn die Idee des Endzwecks derselben ankündiget, die zufällige Vertheilung von Glückseligkeit und Elend in der wirklichen Welt begreiflich machen? Die Entscheidung darüber ist für die Einigkeit des moralischen Menschen nothwendig, aber kein Gegenstand des Wissens sondern nur eines in praktischer Hinsicht eben so nothwendigen Glaubens, als der Glaube von Gottes Daseyn und Unsterblichkeit, und daher keineswegs vermessen. Wir versparen das Urtheil über diese Abh. bis zur Vollendung derselben, ob wir gleich gestehen müssen, dafs uns eine Theodicee in dieser bestimmten Rücksicht und zu diesem Zwecke weder möglich noch so nothwendig scheint, als der Vf. will. Auch hat es uns Wunder genommen, dafs Hr. H. auf die bekannte Abh. Kants nicht die geringste Rücksicht genommen hat. Die folgenden Abhandlungen gehören sämmtlich zur Theorie der schönen Kunst, und enthalten nur Skizzen zu weiterer Ausführung oder einzelne Bemerkungen. 3) *Skizze einer philosophischen Theorie der bildenden Kunst*, als eine spezielle Anwendung der in der ersten Abhandlung des 2 Th. enthaltenen Grundsätze. S. 132—150. 4) *Skizze einer Theorie der Charakterzeichnung in Werken der Dichtkunst* S. 153—180. 5) *Bemerkungen über den Zusammenhang des Aesthetisch-Edlen mit dem Moralisch-Edlen* S. 183—210. 6) *Ideen über Schönheit und Häfslichkeit* S. 213—231. Eine Entwickelung des Geschmacksurtheils von der Häfslichkeit. Alle diese Abhandlungen enthalten eine grofse Mannichfaltigkeit von feinen Bemerkungen, leiden aber ihrer aphoristischen Form wegen keinen Auszug. Einige stehen auch, wo wir nicht irren, in dem kurzgefafsten Handwörterbuche über die schönen Künste. — In der Vorrede erklärt sich der Vf über den Titel, den manche Kunstrichter für Anmafsung gehalten haben. Aber er rührte nicht von ihm, sondern von dem Verleger her, der ihn schon im Messcatalog hatte abdrucken lassen, da Hr. H. nachdem er lange unentschieden gezögert, endlich dem: *Beyträge für Wahrheit, Güte und Schönheit* einschickte. „Meine Schuld dabey, heifst es am Schlusse, ist nur die, dafs ich das Verbrechen nicht eben so grofs fand, da ja Schauspieldichter ihre Stücke *Originalschauspiele* nennen dürfen, ohne in den Vorwurf der Eitelkeit zu fallen.“ In dieser Zusammensetzung hat aber wohl das Wort Original eine andre Bedeutung als hier.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Hofmann: *Zwey Schauspiele* von *Carl Reinhard*, Mitglied der Hamburgischen Schaubühne. 1795. 104 S. 8.

Das erste unter diesen beiden Schauspielen: *Die Tugend unter den Barbaren* in drey Aufzügen ist aus einer Erzählung des *Florian* gezogen, und hat in dem heroischen Trotz der, in die Gefangenschaft von Barbaren gerathenen, *Berissa*, in ihrer Treue gegen ihren Geliebten, in der unerwarteten Zusammenkunft mit Vater, Mutter, und Geliebten auf dem zu ihrem Tode bestimmten Platz, in den wechselseitigen Erbietungen sich für einander aufzuopfern, und in der Gutmüthigkeit des asiatischen Despoten viele Spuren seines romantischen Ursprungs. Lobenswürdig ist es, dafs der Vf. sich langer Declamationen, und strotzender Tiraden, wozu Charaktere, die Bewunderung zu erregen bestimmt sind, leicht verleiten können, enthalten hat. Bey der Einfachheit der Handlung scheint er übrigens viel auf das morgenländische Kostum, (er nennt sogar sein Stück ein *orientalisches* Schauspiel) auf mancherley *in* Augen und Ohren fallende Dinge, (das Stück beginnt gleich mit den Folgen einer eben geendigten Schlacht) auf kriegerische Scenen, Processionen, und Executionen, auf die Einfälle eines gewissen *Ali*, der hier den Spafsmacher spielt, gerechnet zu haben, um sich des Beyfalls der Zuschauer zu versichern. — Das andre, ganz kleine, Schauspiel: *Schein-*

verbrechen betitelt, in einem Aufzuge ist theils Gemählde von der traurigen Lage eines verabschiedeten Officiers, dem sogar die Pension entzogen worden, theils Einleitung zur Verbesserung seines Schicksals. In seiner Verzweiflung sagt er in einer gedruckten Schrift bittre Wahrheiten über die Gebrechen der Regierung, die ihn in eine solche Lage versetzt; diese Schrift, die mancher Fürst als ein Pasquill geahndet haben würde, öffnet dem Fürsten dieses Stücks nicht allein die Augen, sondern bewegt ihn auch, den Officier zu entschädigen. Ungeachtet der Maske von Härte, die der Fürst anfangs annimmt, sieht der Leser gar bald die Entwicklung voraus. Uebrigens muss man aber befürchten, dass die edle Handlung, die der Fürst an dem Officier ausübt, nur eine vorübergehende Aufwallung eines an sich guten Herzens sey, da er den Geheimenrath beybehält, der doch zu nichts taugt, als die Papageyen zu füttern.

Leipzig, b. Liebeskind: *Ildefonse von Venedig*. Ein Seitenstück zu Lauretta Pisana. Vom Verfasser desselben. Erster Band. 1795. 300 S. Zweyter und letzter Band. 274 S. 8.

Die meisten Ritterromane haben einen wohlthätigern Einfluss auf die Casse der Verleger als auf die Bildung des Geschmackes. Im gegenwärtigen fanden wir ein Paar gute Charakterzeichnungen, manche lebhafte Darstellungen, besonders des Priesterdespotismus, und einige wirklich rührende Scenen, dagegen aber auch eine Aufhäufung von Begebenheiten, die bald mit der Weitschweifigkeit eines Ammenmährchens, bald mit der Trockenheit eines Compendiums erzählt sind. Der deutsche Ritter, der I. S. 49 sich damit *begnügt*, seinem auf einer Untreue ertappten Mädchen *ins Gesicht zu speyen* und der Frau Mamma *beym Rückwege ein paar Ohrfeigen zu geben*, hätte sich wohl mit wenigerm begnügen können. Nicht wenig haben wir uns gewundert ein ganz modernes Venedig zu den Zeiten Otto's des Grosen anzutreffen. Auch die Vernachläfsigungen des Stiles sind uns aufgefallen. Wer verstehet die Provincialismen *drängen* II. S. 20. *unmuſtere* I. 133. Auch auf Sprachfehler und zwar auf gröbere sind wir gestoßen. I. 213. *Meine Hoffnung beruht auf Sie* (Ihnen) *Cardinal*. I. 93 *davor* (dafür) *bin ich gestraft*. II. 373 *furchte* statt fürchtete. II. 147 *umrungen* statt umringet.

Berlin, b. la Garde: *Florian's Fabeln*, französisch und deutsch, herausgegeben von *S. H. Catel*. 1796. 195 S. 8.

Der Abdruck des Originals ist so correckt und zierlich, als nur möglich; die gegenüberstehende Uebersetzung scheint, da sie in Versen, und folglich nicht wörtlich ist, nicht zur Erleichterung für den Anfänger, sondern zum Vergnügen dessen da zu stehn, der beide Sprachen in der Gewalt hat. Bald läfst der Uebersetzer aus, z. B. anstatt: *Enfin quelques vieillards, gens de sens et d'esprit*, sagt er S. 139 nur: *Endlich traten die Aeltesten auf*. Bald, und noch öfter, ist er weitläuftiger, als das Original, z. B. für *des l'aurore* sagt er: *Sobald Aurora Perlen streute*. Er macht sogar gröfsere Einschaltungen wie z. B. S. 143: *Die Universität hat ihre Lieblinge ja jederzeit erhoben, und mit dem höchsten Platz versehn*, von welchem allen im Original nichts steht. Um deutschen Lesern die Lectüre angenehmer zu machen, wird in der Uebersetzung *Schröckh* für *Rollin* S. 45 gesetzt, S. 53 sich auf *Gellert* berufen u. s. w. Im Ganzen hat der Uebersetzer den Fabelton gut getroffen, in einzelnen Stellen hat das Original zuweilen Kürze, Präcision, und Zierlichkeit voraus. Dieses Bändchen enthält nur drey Bücher Fabeln, die beiden andern aber sollen künftig noch nachgeholt werden.

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Frankfurt a. M., b. Esslinger: *Magazin der neuesten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten mit Beyspielen aus der ältern Geschichte*. 3ter B. 336 S. 4ter B. 340 S. 1795. 8.

Prag, in der Herrlischen Buchhandl.: *Geschichte der Schiffbrüche* oder *Nachrichten von den merkwürdigsten Schicksalen und Begebenheiten der berühmtesten Seefahrer auf ihren Reisen in verschiedenen Weltgegenden*. Nach dem Französischen. 5ter B. 1795. 255 S. 8. (16 gr.)

Leipzig, b. Reinicke: *Die Geisterseherin, Gräfin Seraphine*, von *Hohenacker*. 3ter Th. 1796. 247 S. 8. (20 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Heinsius: *Ideen über Lebensgenuss für Glückliche*, von dem Verfasser des Greises an den Jüngling, mit einer Vorrede von Freyherrn *Adolph Knigge*. 1795. 53 S. 8 (4 gr.) Trivialität und Paradoxie sind die beiden Klippen, woran populäre Schriftsteller über moralische und überhaupt das gemeine, menschliche Leben betreffende Gegenstände zu scheitern pflegen. Der Vf. dieser wenigen Bogen, welcher sich am Schlusse *G. F. Niemeyer* zu *Celle* unterschrieben hat, verstand es, beiden auszuweichen, und seine Schrift giebt eine interessante und nützliche Lectüre. Erschöpft hat sie freylich ihren Gegenstand bey weitem nicht, aber doch manches nicht ganz Gemeine lebhaft und anschaulich darüber gesagt. Die Mittel zum Lebensgenuss, auf deren Empfehlung sich der Vf. einschränkt, sind das Andenken an interessante Menschen und an die glücklichen Augenblicke, die sie uns machten, die Hofnung (bey deren Gebrauch er die nöthige Vorsicht und Einschränkung dringend empfiehlt), eine auf Grundsätzen beruhende Zufriedenheit mit der Gegenwart, Toleranz im geselligen Leben, thätige Vaterlandsliebe, und ein hinreichender Vorrath von interessanten Ideen. — Die Kniggische Vorrede hat der Rec. bey seinem Exemplar nicht gefunden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. August 1796.

PAEDAGOGIK.

ZÜLLICHAU, b. Frommann: *Kurze Theorie der Unterrichtskunst* nach den Grundsätzen der *kritischen Philosophie*. Mit steter Rücksicht auf den Gebrauch der Philephebischen Schulencyclopädie. 1796. 172 S. gr. 8. (12 gr.)

Dieses Buch soll die Stelle der vergriffenen Gebrauchsbücher zur Philephebischen Schulencyklopädie ersetzen, und zugleich eine kurze Theorie der Unterrichtskunst, nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie, nebst den allgemeinsten Regeln ihres Gebrauchs, für angehende Schul- und Privatlehrer enthalten. Welcher Umfang von Kenntnissen, welcher Schatz von Erfahrungen, welche Geschicklichkeit sie anzuwenden und welcher Eifer damit nützlich zu werden, sich im Philephebus, einem der würdigsten Schulmänner, vereinigen, ist bereits aus den vorigen Bänden dieses Werkes bekannt, das wegen gewisser Sonderbarkeiten und Eigenthümlichkeiten in Form und Materie weniger als es verdiente benutzt worden zu seyn scheint. Gegenwärtige Theorie ist zwar eigentlich für die Schulencyklopädie berechnet, macht aber doch ein Ganzes für sich aus und verdient auch denen, die das Ganze jenes Bändereichen Werkes nicht besitzen, nachdrücklich empfohlen zu werden.

Der oberste Grundsatz aller Unterrichtskunst ist nach dem Vf.: „Belehre so, dass der Schüler eben die Erkenntniss einsammle (sich zu eigen mache,) nach welcher er vernunftmässig handeln soll." Er leitet ihn vom obersten Grundsatze der Erziehungskunst überhaupt ab: „Gewöhne den Zögling zur Befolgung des obersten Princips aller Sittlichkeit, welches vernunftmässig zu handeln gebietet." Allein wir fürchten, der Vf. habe bey diesem und jenem Grundsatze die Erziehung zur Sittlichkeit mit der Erziehung überhaupt verwechselt, welche es nicht mit blos vernünftigen, sondern mit vernünftig-sinnlichen Wesen zu thun hat, die ausser den moralischen Fertigkeiten noch andrer bedürfen.

Aus dem Hauptzwecke des Unterrichts: Beförderung des Gebrauchs der Seelenkräfte zur eignen Einsammlung der einem vernünftigen Menschen nothwendigen Erkenntniss, fliessen folgende allgemeine Vorschriften als Mittel zu jenem Zwecke: 1) warte, bis die *Kraft* des Schülers sich regt, gewisse Kenntnisse einzusammeln; 2) errege den *Willen* und die Lust, diese Kraft zu brauchen; 3) lehre mehr durch *Beyspiel* als Regel, wie er sie gebrauchen und dadurch Erkenntniss einsammeln könne. (Wenn das heisst: übe den Lehrling überall praktisch: lehre und lass ihn von jeder gegebenen Regel sogleich die Anwendung machen, oder auch aus gegebenen Fällen die Regel abziehen, so ist nichts dagegen zu sagen. Aber der Vf. scheint sagen zu wollen: lehre mehr durch *dein Beyspiel* etc.; denn er erklärt dieselbe Regel hernach so: „Erwirb dir scheinbar die Erkenntniss *vor* und *mit* deinem Schüler, von der du wünschest, dass *er* sie erlerne." Dieses, möchten wir aber nicht zur unbedingten Vorschrift machen, weil es im Durchschnitt besser auf den Lehrling wirkt, wenn er glaubt und wahrnimmt, dass der Lehrer das alles schon wisse, was er lehrt. Dennoch hat die letztere Erklärung des Vf. ihren guten Grund, wenn ihr nur ein anderer Sinn untergelegt wird, nämlich der: Lehre alles, wobey es auf Entwicklung der Seelenkräfte ankommt, so, als wolltest du es itzt erst mit deinen Schülern erfinden, gehe vom Einzelnen aus, bilde aus Anschauungen Begriffe, aus Begriffen Urtheile u. s. w. und das alles in Gemeinschaft, durch Mithülfe deiner Lehrlinge. Mit andern Worten: Entwickle mehr als du lehrest.)

Dem obigen zufolge wird nun festgesetzt: I) Die Seelenkräfte müssen in der Reihe und stufenmässigen Ordnung geübt werden, welche die Natur selbst in ihrer Entwickelung beobachtet. Es wird also gehandelt 1) von den *untern* Seelenvermögen 2) von den *obern* 3) von Fertigkeiten und Geschicklichkeiten oder vom Kraftgebrauch überhaupt und allmähliger Entwicklung desselben bey der Jugend. II) Die einzusammelnde Kenntniss muss nach jenen Winken der Natur bestimmt und geordnet werden. Auseinandersetzung der dem Menschen nothwendigen Kenntnisse.

Im zweyten Theile werden I) die Mittel angegeben, wie die Kräfte der Seele zu entwickeln sind, nämlich 1) der äussere und innere Sinn; 2) die Aufmerksamkeit und der Beobachtungsgeist 3) die Einbildungskraft 4) das Gedächtniss 5) die sinnliche Unterscheidungskraft 6) das obere Erkenntnissvermögen. 7) Fertigkeiten des Sprechens, Schreibens, Lesens und Rechnens. II) Wie am zweckmässigsten über Sachkenntnisse oder in Wissenschaften Unterricht ertheilt wird, nämlich 1) Naturgeschichte 2) Technologie und politische Vorkenntnisse 3) Geschichte des Menschengeschlechts 4) Erdbeschreibung, als *Gedächtnisswissenschaften*. Ferner als *Verstandeswissenschaften* 1) Physik 2) Mathematik 3) Philosophie. Zuletzt handelt der Vf. noch von den schönen Wissenschaften, von Erlernung der alten Sprachen, und theilt zum Beschlusse einige vermischte Betrachtungen und fromme Wünsche mit.

Auf Zustimmung in Allem rechnet der billigdenkende Vf. nicht; ja er geht in seiner muntern, scherzhaften Laune so weit, sich selbst mit einem Theriakkrämer

krämer zu vergleichen, der auf dem grofsen Markte herumziehe, und bey dem man es doch wenigstens versuchen könne, wenn etwa die alten Mittel nicht anschlagen wollen. Aber der Vf. gehört keinesweges unter die Zahl der seichten Empiriker unter den Erziehungskünstlern, sondern er ist ein Arzt, der Vernunft und Erfahrung weislich mit einander verbindet, der seinen eignen Weg geht, und auf ihm viele vortreffliche Hülfsmittel ausfindet. Wir könnten dieses Urtheil durch viele Belege unterstützen, z. B. durch die Proben äufserst zweckmäfsiger Lehrbücher, die der Vf. mittheilt, durch die Angabe eines Lehrbuchs der Philosophie, durch seine Skizze einer Logik, durch die von ihm erleichterte Uebersicht der Tafel der Kategorien, aus welchen allen viel Einsicht hervorleuchtet, aber wir müssen hier abbrechen.

Quedlinburg, b. Ernst: *Der Mentor.* Für Jünglinge auf Universitäten. 1796. 150 S. gr. 8. (12 gr.)

Die Schrift ist in Briefen an einen studirenden Jüngling abgefafst. Die Briefform mag die etwas nachläfsige und weitschweifige Schreibart ein wenig entschuldigen, aber den Mangel an Bestimmtheit und die Verwirrung der Begriffe, welche hie und da herrscht, entschuldigt sie nicht. Den Geist derselben mögen ein paar Beyspiele kenntlich machen. S. 21 „Sie wollen sich nun einmal der Theologie widmen. Diese Wissenschaft — ist die erste und wichtigste für einen jeden Menschen, (der Vf. verwechselt die Theologie mit der Religion) nicht blos für den Gottesgelehrten. Sie sollen sich also itzt zu dem höchsten Grad menschlicher Tugend und Vollkommenheit bilden!" Also sind das gleichbedeutende Ausdrücke, sich der Theologie widmen, und: sich zu dem höchsten Grade menschlicher Tugend und Vollkommenheit bilden?! S. 76 redet der Vf. den Jüngling so an: „Hättest du diesen Trieb (zur Befriedigung der Sinnenluft) nicht; so wüfstest du in früherer Jugend nichts vom frohen Knabensinn; so hättest du kein Feuer, das dich belebt; so wärest du kalt für alles Vergnügen, kalt gegen alle Geschöpfe, die mit dir gleicher oder ungleicher Art sind; taub gegen alle Reize der Natur. Kurz, du wärest ein Unding in der Schöpfung, dir und allen Menschen eine Last." Also aller Frohsinn, alle Theilnahme und alles Wohlgefallen am Schönen ist Folge von Sinnenluft! In einem Anhang, worinn Epictets vorzüglichste Maximen übersetzt sind, heifst es S. 132: „Ein Exempel besonderer stoischer Verachtung selbst körperlicher Schmerzen und Leiden giebt uns *Gellert* in seinen Fabeln und Erzählungen von ihm (dem Epictet)." Sollte man nicht meynen, Gellert wäre ein alter Classiker, auf dessen Zeugnifs Epictets stoische Selbstüberwindung behauptet würde? Ungeachtet nun solche Stellen, wie die angeführten, dem Buche zu keiner sonderlichen Empfehlung gereichen, so sind wir doch nicht in Abrede, dafs nicht viele brauchbare und beherzigenswerthe Bemerkungen und Belehrungen in demselben über den Zweck des Studirens, über Aengstlichkeit und Leichtsinn, über den guten Ruf, akademische Freunde, Verführung und Verwahrungsmittel, Wollust und sinnliches Vergnügen überhaupt, Selbstsucht und Prahlerey, über die Begriffe von akademischer Freyheit (der Vf. nimt die Zunftsprache nach und sagt: Burschen freyheit, Burschencomment etc.), Zeitvertreib, Spiel, u. s. w. in der Schrift vorkommen. Wenn der Vf. diese Briefe noch einmal durchgesehen hätte, so würden ihm wohl Sprachunrichtigkeiten wie S. 63 „Sie *begehen* denselben *Auftritt* etc. nicht entgangen seyn.

1) Wien, b. Stahel: *Erster Religionsunterricht* für die Schulen protestantischer Konfessionsverwandten in den K. K. deutschen Erbländern. Nach höherem Auftrage abgefafst von *Ge. Chsti. Schmidt* Kons. Rathe u. zweytem Prediger der evang. Gemeine Augsp. Konfess. in Wien. 1796. 109 S. gr. 8. (4 gr.)

2) Nürnberg, b. Felsecker: *Lorenz Richards Unterhaltungen* über den Kinderfreund des *Hn. v. Rochow.* Ein Beytrag zur Katechetik von *Joh. Ferd. Schlez.* II Heft. 1796. S. 105—208. 8.

Auch von Wien aus wird also die vernünftige Idee ausgeführt, dafs für den ersten Unterricht in der Religion und Moral ein ganz andrer Leitfaden nöthig sey, als für den spätern Unterricht der erwachsneren Kinder. Das Schmidtische Lehrbuch Nr. 1 bereitet die Elementarschüler für den umfassendern Unterricht des Rochischen Lehrbuches vor, und enthält die ersten, leicht verständlich zu machenden Wahrheiten der Religion des guten Lebenswandels in einem der Fassung der Kleinen angemefsnen einfachen, kurzen, nicht in Fragen zerlegten Vortrag, mit Unterlegung einiger biblischen Stellen und vorzüglich sehr passender Liederverse. Die Auswahl der vorgetragenen Lehren verräth den Meister. Es sind folgende. Es ist ein Gott, der der weiseste und gütigste Vater der Menschen ist. Er kann alles machen was er will, und er will nur das Gute und Nützliche. Er ist uns allenthalben nahe und weifs alles. Er liebt und belohnt das Gute, verabscheut und bestraft das Böse. Künftige Vergeltung und ewige Fortdauer. Gott lenkt die Schicksale der Menschen zu ihrem Besten. Er gab den Menschen Gesetze, weil er sie liebt. Sorge für die Gesundheit. Arbeitsamkeit und Fleifs. Liebe gegen alle Menschen. Sey aufrichtig und rede stets die Wahrheit. Sey ehrlich und treu. Sey bescheiden und demüthig in deinem Betragen. Sey verträglich, nachgebend, versöhnlich. Dankbarkeit gegen Wohlthäter, besonders gegen Eltern und Lehrer. Anweisung, die verschiedenen Stände der Menschen und die äufseren Glücksgüter richtig zu beurtheilen. In einem Anhange wird den Kindern gesagt, dafs wir alle die wichtigen Lehren von Gott und unsern Pflichten dem Unterricht Jesu verdankten, der durch seinen Unterricht und Lebenswandel unser Erretter und Wohlthäter geworden. Eine sehr zweckmäfsig angelegte Lebensgeschichte dieses grofsen Lehrers wird daher beygefugt.

Hr. Schlez gehört zu den geschicktesten Katecheten. Seine Unterhaltungen N. 2 sind ein, freilicher praktischer Commentar zu Rochows Kinderfreunde, der in

den

den Händen aller der Jugendlehrer, welche den Kinderfreund erklären sollen, zu seyn verdient. Auch die geübteren werden aus ihm lernen können. Dieses Heft enthält sechs Katechisationen, vier über Gegenstände des Aberglaubens; eine über Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, und eine über Dienstfertigkeit.

LEIPZIG, b. Kummer: *Libellus, sanitatis tuendae elementa complectens*, in usum scholarum ac disciplinae domesticae compositus a D. *Bernard Chstph. Faustio*. Nunc in latinum Sermonem conversus, ex edit. quarta german. C. tabb. quatuor ligno incisis. 1796. VIII u. 144 S. 8. (3 gr.)

Der Gesundheitskatechismus ist für Volksschulen eingerichtet und geeignet; wir hätten daher nicht geglaubt, dafs Jemand auf den Einfall gerathen würde, ihm durch ein lateinisches Gewand Eingang in die lateinischen Schulen zu verschaffen, für die freylich ebenfalls ein anthropologischer Unterricht, nur in einer andern Einkleidung und nicht eben in lateinischer Sprache Bedürfnifs ist. Indefs hat der geschichte Hr. *Conr. Meiner* in Langensalz hierüber andere Gedanken, und beweist wenigstens durch diese wohlgerathene Arbeit hinlänglich seinen Beruf zur Uebersetzung einer deutschen Schrift in reines Latein. Nur ist es zu bedauern, dafs die Uebersetzung durch Druckfehler entstellt ist, die in einem Lesebuch für Schulen mit vorzüglicher Sorgfalt ausgerottet werden sollten. Dahin gehören, um nur ein paar Beyspiele anzugeben: S. 6. *§ ad membra quaelibet conferunda* f. *conservanda*, S. 12, 13 *quare qui si* etc. mufs wohl *si* durchgestrichen werden. Z. 31 *ut labores continuatos* (f. *continuati*) *fuscipiantur*. Hier und da möchte noch ein Fleckchen von der Uebersetzung wegzuwischen seyn, wie S. 8 *praeceptor scisciatur, num per totum morbi spatium ipsi bene aut* (f. *an*) *male secum agi fuisset* (f. *fuerit*) *visum?* Uebrigens ist zu bemerken, dafs Fragen und Antworten des Faustischen Katechismus hier weislich in einen fortlaufenden Vortrag verwandelt worden sind.

Kürzlich ist auch erschienen:

BÜCKEBURG: *Gesundheits - Katechismus* zum Gebrauche in den Schulen und beym häuslichen Unterrichte, von *B. C. Faust. Fünfte und verbesserte Auflage*. 1796. 112 S. 8.

HALBERSTADT, b. Grofsens Erben: *Literarisch-pädagogisches Handbuch für Aeltern, Erzieher, Lehrer und Kinderfreunde*, zur Kenntnifs der neuesten Erziehungsschriften mit zweckmäfsigen Beurtheilungen, Inhaltsanzeigen und beygesetzten Preisen. 1794. Erster Th. 88 S. 8 Zweyter Th. 1795. 92 S. (12 gr.)

Der Titel zeigt die Absicht des ungenannten Vfs. hinreichend an. Das zweckmäfsige der Beurtheilungen bestehet darin, dafs sie in möglichster Kürze die Meynung des Vf. über den Werth der angezeigten Bücher, wovon er die meisten selbst durchgesehen und sich nur in Ansehung derer, welcher er nicht habhaft werden konnte, auf fremde Anzeigen verlassen zu haben versichert, angeben. Es sollen jedesmal die in der Messe herausgekommenen Erz. - Schriften sämmtlich angezeigt werden. Auch will der Vf. die von 1790 an nachholen. Da ferner in manchen Schriften, die eigentlich nicht in das Erziehungsfach einschlagen, gute pädagogische Abhandlungen vorkommen, so will der Vf. auch hierauf Rücksicht nehmen. In dem ersten der beiden vorliegenden Theile sind 72, und in dem andern 59 Schriften angezeigt. Das im ersten Theile bey der Erscheinung des 2ten versprochene Register, ist bey diesem noch nicht erfolgt und wird nun erst bey dem 4ten Th. versprochen. Nach Rec. Urtheil müfste jeder Theil ein solches Register mit sich führen, wenn das Buch nicht an seiner Brauchbarkeit verlieren soll. Eben so nothwendig scheint es ihm, die Schriften selbst, oder doch wenigstens das Register, nach gewissen Classen und Rubriken zu ordnen und hier z. B. Bücher, welche blos für die Eltern oder Lehrer bestimmt sind oder den Kindern, theils von jüngern, theils von reiferen Alter, selbst in die Hände gegeben werden sollen, ferner Lehrbücher und Compendia, Unterhaltungsschriften u. dgl. wohl zu unterscheiden. Vielleicht hat der Vf. schon darauf Rücksicht genommen, und ist dies die Ursache der Verspätung des Registers. Sollte dies nicht seyn, so bittet Rec. ihn darum, zumal da das Abschreiben der Titel und der Inhaltsangaben nicht viele Mühe verursachen und der Vf. sich hiedurch hauptsächlich verdient machen, und eine lehrreiche und nützliche Uebersicht, nach kürzerer oder längerer Zeit, verschaffen kann.

VOLKSSCHRIFTEN.

SCHNEPFENTHAL, in der Buchh. der Erziehungsanstalt: *Conrad Kiefer*, oder *Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder*. Ein Buch fürs Volk, von *Christian Gotthilf Salzmann*. 1796. 268 S. 8.

Conrad Kiefer ist ganz zu einem Familienbuch für die niedern Stände geeignet; aber auch die Hausväter und Hausmütter der obern Stände können viel daraus lernen, wenn sie sich überwinden können, eine Schrift zu lesen, die nach der Fassungskraft der Gemeinen und Einfältigen eingerichtet ist. Es wird in demselben die schlichte und natürliche Erziehung geschildert, welche ein Landmann seinem Sohne giebt, der durch seinen gesunden Menschenverstand gemeiniglich den rechten Weg trifft, in zweifelhaften Fällen aber, wo seine Vernunft und Erfahrung nicht ausreichen, von einem einsichtsvollen Prediger unterstützt wird. Dafs ein Mann wie Hr. *S.* von einer unbedingten Anhänglichkeit ans Alte und Hergebrachte frey ist, braucht nicht erst erinnert zu werden: eher verdient die vorurtheilfreye Denkungsart eine rühmliche Erwähnung, mit welcher der Vf. das Bewährte von dem Alten wieder aufnimmt und so manche Künsteleyen der neuern Erziehungskunst verwirft. Es ist äufserst lehrreich, die Erziehung Conrads durch alle Perioden zu verfolgen und zu sehen, welche mannichfaltige Versuche der Vater macht, welche Mittel ihm das durch Noth und

Bedürfnifs gereitzte Nachdenken an die Hand giebt, wie manchesmal er zwar ſtrauchelt, aber wie er dennoch alle Schwierigkeiten durch Ueberlegung, Klugheit, Beharrlichkeit und Geduld überwindet!

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Leipzig*, b. Gräff: *Daniel Melanderhjelm* Profeſſor der Aſtronomie zu Upſal etc. *von der Nothwendigkeit der beſtändigen Fortſetzung aſtronomiſcher Beobachtungen.* Aus dem Schwediſchen überſetzt von *D. C. G. Gäning.* 1795. 76 S. 8. Es iſt dies eigentlich eine Rede, die Hr. M. gehalten hat, da er ſein Präſidium der Königl. Akad. der Wiſs. zu Stockholm den 24 Nov. 1790 niederlegte. Er behandelt ſeinen Gegenſtand hauptſächlich hiſtoriſch, und zeigt, wie die Aſtronomen von den älteſten Zeiten her ihre Wiſſenſchaft durch fortgeſetzte Beobachtungen zu immer gröſserer Vollkommenheit gebracht, und davon auch für das bürgerliche Leben nützliche Anwendungen gemacht haben. Doch ſcheint es Rec. etwas zu weit ausgeholt, und wenigſtens gewifs nicht, wie es S. 6. heifst, ein *ſehr unwiderſprechlicher* Beweis von dem Alter der Aſtronomie zu ſeyn, wenn aus Veranlaſſung einer 600 jährigen Periode, von der Joſephus einmal gelegentlich ſpricht, Betrachtungen über die Länge der Zeit, die zu Erfindung einer ſolchen Periode nothwendig war, angeſtellt, und am Ende der Schluſs hergeleitet wird, es müſſen wenigſtens während 6 oder 7 ſolcher Perioden, alſo *lange vor der Sundfluth* aſtronomiſche Beobachtungen angeſtellt worden ſeyn. Es iſt ja ſehr wohl möglich, dafs die Alten nicht gerade durch Beobachtungen, die ſie 600 Jahre lang, oder gar während mehrerer ſolchen Perioden fortgeſetzt hatten; ſondern aus ganz andern Gründen auf dieſe, ohnehin nicht vollkommen richtige Periode können gekommen ſeyn, z. B. auf die Art die neuerlich Herr Burja in dem Bod. aſtron. Jahrbuch für 1797 angegeben hat. Das *erwiefene* Alter der Aſtronomie geht nur etwa auf 720 Jahre vor Chriſti Geburt, von welchem Jahr her Ptolemäus eine von den Chaldäern beobachtete Mondsfinſterniſs anführt. Freylich ſetzt eine ſolche Beobachtung ſchon andere durch frühere Beobachtungen geſammelte aſtronomiſche Kenntniſſe voraus, nur läſst ſich die Epoche dieſer frühern Beobachtungen nicht hiſtoriſch beſtimmen. Es werden alsdann die aſtronomiſchen Bemühungen der Griechen und Araber, und in neuern Zeiten beſonders die Verdienſte eines Copernicus, Tychos, Keplers, Caſſinis, Huygens, Newtons, Bradleys, Mayers, Eulers, de la Place, und Herſchels in Rückſicht theils der praktiſchen, theils der theoretiſchen Aſtronomie ausführlicher oder kürzer erwähnt, und richtig bemerkt, dafs wenn auf der einen Seite ſorgfältigere, mit genauern Inſtrumenten angeſtellte Beobachtungen, und Vergleichungen derſelben unter einander, manchmal auf neue durch die bisherige Theorie noch nicht erklärte Unregelmäſsigkeiten aufmerkſam machen, und dadurch zur Vervollkommnung der Theorie Veranlaſſung geben; nun auch umgekehrt eine noch mehr berichtigte Theorie, oder ſchärfer geführte Rechnung manchmal den Beobachtungen zuvor eile, und dem praktiſchen Aſtronomen Nachweiſungen geben könne, auf welche Umſtände er hauptſächlich ſeine Aufmerkſamkeit wenden müſſe. — Nachweiſungen, die, bey der oft viele Jahre hindurch unbemerkbaren, nach dem Verlauf von Jahrhunderten aber doch ſichtbar werdenden Gröſse mancher zu beobachtenden Veränderungen, ſelbſt den vollkommenſten Zuſtand der praktiſchen Aſtronomie vorausgeſetzt, doch immer fortgeſetzte Beobachtungen zu ihrer Beſtätigung, oder weitern Berichtigung nothwendig machen müſſen. Eine kleine Unrichtigkeit iſt es übrigens, wenn von Tycho geſagt wird, er habe ein Verzeichniſs von 777 Fixſternen gemacht. Denn, wenn gleich in ſeinen *Progymnaſm.* nur ein Verzeichniſs von 777 Fixſternen vorkommt, ſo hat doch er ſelbſt dieſs nachher auf 1000 Fixſterne erweitert, und es, wie auch Kepler in der Vorrede zu ſeinen *Tabul. Rudolph.* erzählt, in verſchiedene fürſtliche Bibliotheken handſchriftlich verſchickt. Dies Verzeichniſs iſt nicht nur noch jetzt, wie Rec. weifs, in einigen dieſer Bibliotheken vorhanden, ſondern auch eben in Keplers Rudolph. Tafeln, in *Longimontanus Aſtron. Danica*, und ſonſten abgedruckt worden. Eben ſo iſts nicht völlig richtig, wenn von Mayer und Euler geſagt wird, ſie haben die groſse in England auf Erfindung der Länge geſetzte Prämien unter ſich getheilt. Einen Theil davon erhielten ſie wohl, aber ſie theilten nicht die ganze vom Parlement ausgeſetzte Prämie von 20000 Pf. Sterling.

Sonſt wird übrigens noch bemerkt, dafs nicht nur die immer weiter getriebene Vervollkommnung der Werkzeuge immer neue Gegenſtände, neue Planeten und ihre Trabanten, Kometen, neue Fixſterne, Durchmeſſer der Fixſterne, Bewegung des ganzen Sonnenſyſtems, Bewegung einzelner Fixſterne u. ſ. w. zum Beobachten darbieten, ſondern Beobachtungen beſonders auch noch in der Abſicht immer fortgeſetzt werden müſſen, um junge Seeleute, denen aſtronomiſche Beobachtungen ſo unentbehrlich ſind, im Beobachten zu unterrichten. (Gleich unentbehrlich aber ſind ſie auch zu Beſtimmung der Oerter auf dem feſten Lande, und es wäre doch wirklich Zeit, dafs auch zu dieſer Abſicht häufigere Beobachtungen von den Regierungen veranſtaltet würden. Iſt es z. B. nicht eine wahre Schande, dafs man die geographiſche Lage eines Orts, wie Hamburg, noch nicht kennt?) Endlich wird noch von Beobachtungen einer andern Art geſprochen, die gewöhnlich auch auf Sternwarten pflegen angeſtellt zu werden, und wegen ihres Einfluſſes auf eigentlich aſtronomiſche Beobachtungen dort angeſtellt werden müſſen, nämlich von meteorologiſchen Beobachtungen, und es wird gezeigt, dafs bloſs lange fortgeſetzte, mit Genauigkeit und mit Rückſicht auf die verſchiedene Umſtände angeſtellte Beobachtungen, und daraus hergeleitete Schlüſſe auch die Meteorologie zu dem Rang einer Wiſſenſchaft erheben können, die alsdann für das praktiſche Leben eben ſo nützlich, als für die Erweiterung unſerer phyſikaliſchen Kenntniſſe wichtig ſeyn würde. Uebrigens wäre zu wünſchen geweſen, dafs dieſe wirklich intereſſante Schrift einen der Sache ſowohl als ſeiner Mutterſprache etwas beſſer kundigen Ueberſetzer gefunden hätte. Die wahre Bewegung der Planeten heifst hier S. 13. die *rechte* Bewegung. Länge und Breite des Monds heifst S. 40. ſeine *Longitud* und *Latitud*, und ſo auch an andern Orten. Eben ſo werden auch ſonſten häufig ganz unnöthiger Weiſe lateiniſche Ausdrücke z. B. S. 15. das Syſtema Ptolemäicum, die Parallaxis orbis magni, S. 23. die aequatio centri, der Focus, S. 25. die ſogenannte motus medius, S. 26. das *berichtigte* Problema Keplers u. ſ. w. eingemiſcht. An andern Stellen kommen zwar deutſche Ausdrücke vor, die aber ſo unglücklich gewählt ſind, dafs ſie ganz und gar nicht die Begriffe bezeichnen, die ſie der Natur der Sache nach bezeichnen ſollten. So heifst es S. 49. Bradley habe die *ſchräge Richtung* der Erdaxe zuerſt bemerkt, ſtatt: die *Schwankung* (Nutation) der Erdaxe. Eben dies wird auch S. 75. wiederholt. Auf der nämlichen Seite heifst es: der *Irrgang* der Sterne ſeye in dieſem Jahrhundert entdeckt, und dadurch der Gang der Erde um die Sonne vollkommen bewieſen worden, ſtatt die *Abirrung* des Lichts (Aberration). Von der eigenen Bewegung der Fixſterne heifst es S. 51. 56. 60. immer, dieſe Bewegung geſchehe bey den verſchiedenen Fixſternen nach verſchiedenen *Ordnungen*, ſtatt; nach verſchiedenen *Richtungen*. Auch kommen Perioden vor, wie dieſe S. 18: Das andere Hinderniſs machte der päbſtliche Fanatiſmus, unter einem Vorſatze, die richtige Meynung der Schrift nicht zu begreifen, ſich eine unförmliche Advocatur für ihre Unfehlbarkeit anzumaſsen, welche bis zu der Ungereimtheit gieng, dafs päbſtliche Beſchlüſſe wider die Bewegung der Erde um die Sonne ausgefertigt wurden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. August 1796.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Schöne: *Lehrbuch der Astronomie*, von *Abel Bürja*. Zweyter Band. (Mit eingedruckten Holzschnitten). 1796. 222 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der gegenwärtige zweyte Band dieses Lehrbuchs, (wovon der erste No. 321. Jahrg. 1794. der A. L. Z. angezeigt ist,) enthält hauptsächlich den trigonometrischen Theil der Astronomie, nebst der Lehre von der Zeitrechnung und Zeitmessung, vom IX bis XIX Hauptstück: ob der Rest in 1 oder in 2 Bänden wird erscheinen können, will der Vf. nicht bestimmen. Die trigonometrischen Lehrsätze und Aufgaben sind wegen ihrer Wichtigkeit etwas ausführlicher abgehandelt, als sonst in Lehrbüchern zu geschehen pflegt; die trigonometrischen Beyspiele hat Hr. *Ideler*, Astronom der kön. Akad. d. W. und Lehrer der Astronomie bey der Streitischen Stiftung zu Berlin zu berechnen übernommen. Am Ende sind noch Berichtigungen und Zusätze zum ersten sowohl als zum zweyten Bande angehängt. — Den Anfang macht im IX Hauptst. die Lehre *von der Zeitrechnung*. Erste Begriffe vom Kalender, auch dem neufranzösischen. Hr. B. versucht, die neuen Monatsnamen „der Frankreicher" deutsch zu übersetzen, und zwar so, dass, wie im Original, schon der Laut des Namens den Charakter jedes Monats bezeichnen soll, z. B. die vier letzten Monate, *Prairial, Messidor, Thermidor, Fructidor*, heissen hier: *Wiesenhold, Erndtegeber, Brenner, Fruchtvoll*. Sprachkenner mögen über die Schicklichkeit dieser Benennungen urtheilen: Rec. wundert sich nur, dass Hr. B., um sein Original zu erreichen, nicht auch den Endsylben für drey Monate immer gleichförmigen Laut gab. Die Art, wie ein französisches Datum in das gewöhnliche, und umgekehrt, zu verwandeln ist, behandelt Hr. B. viel zu oberflächlich; er glaubt, die Herbstnachtgleiche müsse allemal am 21, 22 oder 23sten Sept. einfallen, (dies kann auch am 24sten Sept. geschehen,) und vom Verhältniss der französischen Schaltjahre zu der gewöhnlichen Einschaltungsmethode meldet er gar nichts. Die beiden Beyspiele, welche Hr. B. anführt, enthalten einen Irrthum, der übrigens blos aus einem Additionsfehler entstanden ist; denn dem 30. Aug. 1795 entspricht der 13te Fructidor, und dem 9ten Thermidor des 3ten Jahrs entspricht der 27ste Jul. 1795; Hr. B. setzt dagegen unrichtig hier den 28sten Jul., dort den 12ten Fructidor. Der Vf. handelt ferner von der verschiedenen Einrichtung der Jahre, des ägyptischen, julianischen, gregorianischen, vom Sonnenzirkel, Sonntagsbuchstaben, der güldenen Zahl, Indiction, verschiedenen Cykeln, der alt- und neugriechischen, jüdischen, römischen, muhammedanischen, nabonassarischen Jahrrechnung u. s. w. Ueberflüssig sind unter den Vorschriften zur Verfertigung des Kalenders folgende, man solle die Witterung dem Klima gemäss ansetzen, und abergläubische Dinge, wenn man sie ja genöthigt sey, aufzunehmen, aus altern Kalendern abschreiben. Die Aufgabe: wie für einen gegebenen Tag der Wochentag zu finden, löst Hr. B. nach einer Methode, (zum Theil jener ähnlich, welche Hr. *Häseler* in einer Schrift: *Auflösung einer chronologischen Aufgabe*, bekannt gemacht hat,) auf die aber Hr. B., noch ehe er dieses Buch kennen lernte, gekommen zu seyn versichert. Nach dieser, gegen die gewöhnliche etwas abgekürzten, Methode verwandelt man zuerst das gegebene gregorianische Datum in den alten julianischen Stil, und vermindert, um blos verflossene Jahre zu erhalten, die Jahreszahl um 1; diese Summe + ihr vierter Theil (mit Weglassung des Bruchs) + der Ueberschuss alleg im laufenden Jahre verflossenen Monathe über 28 Tage + der Ueberschuss der gegebenen Tagezahl über 7. 14. 21. und 28. wird am Ende durch 7 dividirt: was übrig bleibt, zeigt den Wochentag an, wobey aber vom Sonnabend, als dem ersten Wochentage an gerechnet werden muss; bleibt nichts übrig, so ists ein Freytag. (Hn. Steinbeck's chronologischer Handkalender löst dies Problem ohne Rechnung mechanisch auf.) X. Hauptst. *Von Sonnenuhren*. Ihre verschiedenen Gattungen; wie allgemeine „Gleichersuhren oder Aequinoctialuhren" zu verfertigen, wie einer Aequin. Uhr die Einrichtung zu geben sey, dass sie auch am Tage der Nachtgleichen die Zeit weiset. XI. *Von Räderuhren*. Die wesentlichen Theile einer Uhr mit Pendel oder Perpendikel werden umständlich und praktisch beschrieben; vom *Echappement* oder Hemmung der Pendeluhren; Unterschied der letztern in ihrer Einrichtung von den Taschenuhren; Hemmung der Taschenuhren. Etwas von Aequationsuhren (nach Hn. *Geisslers* Uhrmacherkunst), wodurch mittlere und wahre Zeit angezeigt wird. Vom astronomischen Zähler, (Schlaguhren sind, als dem Astronomen unnütze, übergangen). Compensation des Einflusses von Wärme und Kälte; Beschreibung des Rostpendels; andere Compensationen sind nicht erwähnt. XII. *Von Beobachtung der Oerter und der Lage der Himmelskörper*. Wie die Standhohe eines Sterns (die Höhe über dem Horizonte) dessen Culmination (auch blos mittelst zweyer über der Mittagslinie ausgespannter Fäden), dessen gerade Aufsteigung, die Mittagshöhe der Sonne, die Polhöhe, die Lage des Aequators und der Ecliptik, der Abstand zweyer Sterne

von einander, die Mittagslinie aus correſpondirenden Fixſternhöhen zu finden. XIII—XV. enthalten: *Trigonometriſche und andere Aufgaben, welche ſich auf die Sonne, die Fixſterne, und die Erdkugel beziehen.* Das wichtigſte der ſphäriſchen Aſtronomie, durch ausführlich berechnete Beyſpiele erläutert. Darunter auch die allgemeine Aufgabe: Wenn von folgenden 5 Stücken, Abweichung, gerade Aufſteigung, Länge der Sonne, Schiefe der Ecliptik, und Winkel derſelben mit dem Aufſteigungskreiſe, der durch die Sonne geht, 2 gegeben ſind, eines der drey übrigen zu finden. Auch etwas vom kosmiſchen, achroniſchen und heliakiſchen Auf- und Untergang der Sterne. XVI. *Aufgaben, welche ſich auf die Schiffahrt beziehen.* Die geographiſche Breite zur See zu erforſchen, wird hier nach ſieben, und die geogr. Länge zur See, nach ſechs verſchiedenen Methoden gelehrt: unter den letztern findet ſich No. 5. die Methode durch die Magnetnadel, und No. 6. *Ditton's* und *Whiſton's* Vorſchlag, durch Bombenſignale, die gerade um Mitternacht an verſchiedenen Orten der See aus gewiſſen am Anker befeſtigten Schiffen gegeben würden, mittelſt des Windſtrichs, unter welchem man die Bombe ſehen würde, und mittelſt der zwiſchen Schall und Licht verfloſſenen Zeit, die Länge und Breite eines andern auf der See befindlichen Schiffes zu erfahren. Zur Bedienung jener am Anker feſtgemachten Schiffe müſste man, wegen der beſtändigen Gefahren, die ihnen drohen, wie hiebey ausdrücklich angemerkt wird, Miſſethäter gebrauchen! Andere Aufgaben enthalten: wie der Weg, den das Schiff zurückgelegt hat, zu finden, desgleichen die Richtung, die man ihm geben muſs, um zu einem gewiſſen Punkte der Meeresfläche zu gelangen; wie die Abweichung der Magnetnadel zu erforſchen; auch die neueſten Unterſuchungen über die Geſetze dieſer Abweichung von Hn. *Churchman* werden angeführt, Hr. B. findet aber deſſen Theorie, wenigſtens für die gegenwärtige Abweichung zu Berlin, um ungefähr zwey Grade fehlerhaft. XVII. *Vom Einſchalten.* Algebraiſche Gleichungen, wenn Reihen nach einer gewiſſen Ordnung fortſchreitender Zahlen als Functionen von einander abhängen. Das Maximum und Minimum in ſolchen Reihen zu finden. Reduction der erſten Glieder derſelben auf 0, zur Erleichterung der Rechnung; Gleichungen, wenn die eine Reihe nach 0. 1. 2. 3. u. ſ. w. fortſchreitet; Anwendung auf aſtronomiſche Beyſpiele. XVIII. *Von Veränderung der kuglichten Dreyecke.* (Variationsrechnung.) Kurze Darſtellung der *Coteſiſchen* Lehrſätze, ſo weit ſie ſich auf ſphäriſche Aſtronomie beziehen, um mittelſt derſelben aus kleinen Veränderungen gewiſſer Stücke eines ſphäriſchen Dreyecks die davon abhängende Veränderung anderer Stücke herzuleiten. Wie durch Anwendung dieſer Lehrſätze die vortheilhafteſte Zeit einer gewiſſen Beobachtung, z. B. der ſchicklichſten Höhen zur Erfindung der geographiſchen Breite, oder der Zeit, oder des Azimut, zu beſtimmen; Anwendung eben derſelben auf die Aenderung des Mittagswegen geänderter Abweichung der Sonne in der Zwiſchenzeit der Beobachtungen. XIX. *Von der Strahlenbrechung und der Parallaxe.* Beider Einfluſs iſt bey den vorhergehenden trigonom. Aufgaben übergangen, und für dies letzte Hauptſtück aufgeſpart worden. Wie die Gröſse der Strahlenbrechung in jeder Höhe zu beſtimmen ſey; *Bradley's* Refractionstafel; *Mayers* Verbeſſerung der Refraction durch den Stand des Barometers und Thermometers; von der Refraction abhängende Aenderungen in der geraden Aufſteigung und Abweichung, im Auf- und Untergang, in der Länge und Breite der Sterne. Theorie der Parallaxe; ihre Wirkungen auf den ſcheinbaren Stand der Sterne; Aufgaben, die Parallaxe betreffend. Aus dem ſcheinbaren Abſtande eines Sterns vom Monde und beider Höhen den wahren Abſtand und die Länge zur See zu finden; Anwendung der Lehre von Veränderung der Dreyecke auf die Wirkungen der Refraction und Parallaxe. — Eine Stelle in den Berichtigungen und Erläuterungen, die dem gegenwärtigen Bande beygefügt ſind, bedarf ſelbſt einiger Berichtigung: der Vf. meynt, den Grund, warum die Herbſtnachtgleiche auf mehrere Tage, auf den 21. 22. und 23ſten Sept. fallen könne, in der Verſchiedenheit der geographiſchen Länge der Oerter gefunden zu haben: allein theils gehört dieſer Umſtand gar nicht hieher, theils wäre es nicht einmal zureichend, jenen Unterſchied von drey, (oder, den 24ſten Sept. miteingeſchloſſen, von vier) Tagen zu erklären. Die wahre Urſache liegt vielmehr, wie leicht einzuſehen iſt, in dem Ueberſchuſs des tropiſchen Sonnenjahrs von 5 Stunden 49 Min. über 365 Tage, in der gregorianiſchen Einrichtung der Schaltjahre, und der periodiſchen Auslaſſung derſelben, der kleineren Ungleichheiten des Sonnenlaufes hier nicht zu gedenken. — Uebrigens macht der dem Vf. eigene faſsliche und deutliche Vortrag der erſten Lehren der Aſtronomie auch dieſen zweyten Band, ſo wie den vorhergehenden, für Anfänger ſehr brauchbar.

Leipzig, in der Weidmannſchen Buchh.: *Anleitung zur Kenntniſs der Sternnamen, mit Erläuterungen aus der arabiſchen Sprache und Sternkunde,* entworfen von *Friedrich Wilhelm Victor Lach.* (Aus des Hn. Hofrath *Eichhorn's* allgemeiner Bibliothek der bibliſchen Literatur Band VII, für die der orientaliſchen Sprachen unkundigen beſonders abgedruckt.) 1796. 164 S. 8. (12 gr.)

Dieſe Anleitung, ein Beweis der mannichfaltigen Kenntniſſe ihres Vf., verdiente allerdings einen beſondern Abdruck, beſonders auch in Rückſicht auf Aſtronomen, welche ſich vom Urſprunge ſo vieler arabiſchen Namen in ihrer Wiſſenſchaft zu belehren wünſchten, und denen mit einem ähnlichen Aufſatze in Hn. *Bode's* aſtronomiſchem Jahrbuche 1788. S. 130 ff., deſſen Schwächen der ſel. *Michaelis* in ſeiner orientaliſchen Bibliothek längſt nach Verdienſt gerügt hat, ſehr wenig gedient ſeyn kann: um ſo mehr wird ſich Hr. *Lach* ihren Dank durch ſeine gründlichen Unterſuchungen über einen Gegenſtand verdienen, der einen hinreichenden Grad von Einſicht in die Aſtronomie ſowohl als die morgenländiſche Sprachkunde fodert. Vielleicht könnte auch Hn. *Lz.* Arbeit gelegentlich die Aſtro-

Aſtronomen veranlaſſen, unter mehreren morgenländiſchen Sternnamen die richtigeren und am wenigſten entſtellten nach und nach in Gang zu bringen: wie widrig muſs z. B. der Name *Denebola*, ein Ausdruck, womit alle Aſtronomen noch heut zu Tag den hellen Stern im Schwanze des Löwen bezeichnen, dem Ohre desjenigen klingen, welcher weiſs, daſs *Denebola*, oder, wie es bey andern heiſst, *Nebolaſed*, aus dem vollſtändigen Worte *Deneb — ol — aſed* abgekürzt iſt, gerade wie wenn man ſtatt des lateiniſchen: *Cauda leonis*, (dies bedeuten jene arabiſchen Worte) der Kürze halber *Caudale*, oder *Daleonis* ſagen wollte! — Hr. *L.* macht den Anfang mit einer genauern Beſchreibung der arabiſch-cufiſchen Himmelskugel, die im Muſeo des Cardinal *Borgia* zu Velletri aufbewahrt wird, und die auch bey dem folgenden, mit Berichtigung einiger irrigen Erläuterungen des Hn. Prof. *Aſſemani*, zum Theil benutzt iſt. Nun folgt für die bekannteſten Sternbilder der Alten eine Aufzählung der Namen ſowohl ganzer Sternbilder, als einzelner kenntlicher Sterne derſelben. Die Aufzählung dieſer theils lateiniſchen und griechiſchen, theils vorzüglich morgenländiſchen Benennungen, welche zugleich auf eine hinreichende Art und mit Benutzung der beſten Quellen nach ihrer Bedeutung erklärt ſind, iſt, ſo viel Rec. aus Vergleichung einiger Sternbilder mit ähnlichen Verzeichniſſen der Sternnamen beurtheilen konnte, möglichſt genau und vollſtändig: doch lieſsen ſich hie und da einige kleine Zuſätze machen. So hat *Bayer* in ſeiner Uranometrie, die zugleich eine umſtändliche Sammlung alter Sternnamen enthält, ſogleich beym erſten Sternbilde, dem kleinen Bären, den von unſerem Vf. übergangenen Namen: *Ezra*, welcher wahrſcheinlich aus *azgar* (der kleine Bär heiſst arabiſch: دب الاصغر, *dub elazgar*) entſtanden iſt. Von zwey beygefügten Anhängen begreift der eine die verſchiedenen Namen theils der ſüdlichen, theils der neu zuſammengeſetzten Sternbilder (darunter ſchon das neueſte: der Mauerquadrant); der andere enthält eine ſehr nützliche Sammlung verſchiedener zur Aſtronomie gehöriger arabiſcher Kunſtwörter; ein alphabetiſches Regiſter der entſtellten Wörter und Namen macht den Beſchluſs. Bey den Erläuterungen mancher oft gar zu unkenntlichen Namen, wo ſich bloſs einiges muthmaſsen, aber nichts entſcheiden läſst, zeigt der Vf. durch das Beyſpiel älterer Vorgänger gewarnt, eine rühmliche Beſcheidenheit. Auch zur Erklärung mancher bibliſchen Stellen, welche Sternnamen enthalten, giebt der Vf. zuweilen einige Winke: Rec. ſchlieſst dieſe Anzeige mit einer hieher gehörigen Bemerkung. Daſs die arabiſchen Schriftſteller, wie auch Hr. *L.* anführt, theils die ſämmtlichen Sterne der beiden Bären am Himmel, theils einzelne Sterne im groſsen Bären بنات النعش (*filiae feretri*) nennen, iſt bekannt: aber nirgends erinnert ſich Rec. eben dieſe Benennung zur Erläuterung einer auffallend ähnlichen Stelle Job. 38, 32. angewendet gefunden zu haben, wo zu Job geſagt wird: הֲתֹנִיא עֵירֹם בְּעִתּוֹ וְעַיִשׁ עַל־בְּנֶיהָ תַּנְחֵם (*Num feretrum cum filiis ſuis circumduces?*) Hier kommt offenbar die *Bahre* mit ihren *Trägerinnen* vor, und die Analogie der בְּנֵי עַיִשׁ mit dem obengenannten *Benât-naſch* iſt nicht wohl zu verkennen: die letztere Benennung, welche noch jetzt unter den Aſtronomen einen Stern im groſsen Bären beſonders bezeichnet, müſste demnach, da ſie ſchon im Job ſich findet, ſehr alt ſeyn. Ob ſtatt תַּנְחֵם *ducis eos*, vielleicht תְּנַחֵם *conſolaberis*, zu leſen ſeyn möchte, thut obiger Bemerkung keinen Eintrag.

HALLE, in d. Rengerſchen Buchh.: *Grundriſs der reinen Mathematik* zum Gebrauch bey Vorleſungen und beym eignen Studium, von *J. G. E. Maaſs*, Prof. der Philoſophie zu Halle — 1796. 4 Kupfertafeln und 335 S. 8. (1 Rthlr.)

Im Ganzen gründlich und deutlich, und der Abſicht des Vf. entſprechend. Manche Definitionen ſind anders gegeben, als es ſonſt in der Mathematik gewöhnlich iſt, z. B. die Definition vom Verhältniſs. Manche Sätze in der Geometrie ſind anders geſtellt; ſo wird z. B. der Satz; daſs Triangel einander decken, wenn die Seiten des einen denen des andern gleich ſind, vor dem Satze bewieſen, daſs Triangel einander decken, wenn in dem einen zwey Seiten mit dem eingeſchloſſenen Winkel ſo groſs ſind, als in dem andern. — Nach dem Vf. neigen ſich zwey gerade Linien gegen einander, ſo ferne die an einerley Seite liegenden innern Winkel zuſammen weniger als 2 rechte betragen, und ſie neigen ſich um ſo mehr gegen einander, je kleiner dieſe Winkel ſind. Nun nimmt der Vf. als Grundſatz an: Wenn 2 gerade Linien zuſammenlaufen, ſo müſſen um ſo mehr 2 andere zuſammenlaufen, die mit jenen von einerley Punkten ausgehen, und ſich mehr gegen einander neigen, als jene. Hieraus ſucht der Vf. den berühmten 11ten Grundſatz Euklidens zu beweiſen. — In vielen geometriſchen Lehren hat ſich der Vf. mehr an die Karſtenſchen Lehrbücher gehalten, z. E. in der Kreisberechnung; immer aber zeigt er ſich als Selbſtdenker. — Von Logarithmen iſt viel zu wenig beygebracht worden. Man kann nicht abſehen, warum ſolche ganz zu Ende des Buches angehängt worden ſind. Der Vf. hätte im J. 1796 wohl auch wiſſen ſollen, daſs Vega's logarithmiſche, trigonometriſche und andere — Tafeln und Formeln nicht mehr zu haben ſind, ſondern, daſs davon mehrmals eine zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage angekündigt worden iſt, die auch bereits erſchienen ſeyn würde, wenn Vega nicht durch den Krieg abgehalten worden wäre. Deſſen ungeachtet aber hat er die Ausgabe eines logarithmiſchen Handbuchs und den groſsen Theſaurus beſorgt.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Agaſſe: *Flore françoiſe, ou deſcription ſuccinte de toutes les plantes, qui croiſſent naturellement*

en France, disposée selon une nouvelle méthode d'Analyse, et à laquelle on a joint la citation de leurs vertus les moins équivoques en Medecine, et de leur utilité dans les Arts. Par le C. *Lamarck. Seconde Edition.* Tome premier. 130 S. Tome second, 684 S. Tome troisième. 654 S. gr. 8. L'an 3me de la République.

Ein unveränderter Abdruck mit allen Vorzügen und Mängeln dieser Flore françoise von 1778. (7 Rthlr. 12 gr.)

Weimar, im Verlage des Industrie-Comptoirs; *Der geöffnete Blumengarten.* Theils nach dem Englischen von *Curtis Botanical Magazine*, neu bearbeitet, theils mit neuen Originalien bereichert und für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber, welche keine Gelehrten sind, herausgegeben von Dr. *Aug. Joh. Ge. Carl Batsch*, Professor zu Jena. No. 1—7. in 8. Die erste Nümer 5, jede übrige 4 illuminirte Kupfertafeln, mit gegenüberstehender deutscher und französischer Beschreibung. (2 Rthlr. 22 gr.)

Als Originalien in diesen Numern erscheinen *Vinca rosea* mit weisser Blume, *Mimosa pudica*, *Mesembryanthem. pomeridianum*, *Rudbeckia glata*, *amplexifolia*, *Scolymus maculatus*. Die übrigen: *Teucrium latifolium*, *Salvia aurea*, *Antirrhinum alpinum*, *triste*, *Epidendrum cochleatum*, *Cypripedium album*, *Sophora tetraptera*, *Glycine rubicunda*, *Iris Pavonia*, *Ixia Bulbocodium*, *Bulbocodium vernum*, *Lilium Catesbaei*, *Capparis spinosa*, *Sanguinaria canadensis*, *Erica grandiflora*, *cerinthoides*, *Gnaphalium eximium*, *Mimosa verticillata*, *Mesembryanthemum aureum*, *Ixora coccinea*, *Camellia japonica*, *Plumeria rubra*, *Rosa semperflorens* — sind treue Copien aus Curtis botanischem Magazin, mit welchem die angestellte Vergleichung nichts zu wünschen übrig läßt; einige wenige ausgenommen, wo bey dem Ausmahlen nicht dieselbe reine und durchscheinende Farbe der Originale gewählt zu seyn scheint. Hr. Batsch liefert ausführliche und mahlerische Beschreibungen, wobey auf seine Grundsätze der Botanik für Frauenzimmer zurückgewiesen wird. Es ist zu wünschen, dass die Kenntniss des Pflanzenreichs bey uns dadurch eben so befördert werde, wie in England durch den Antheil, welchen das geschmackvolle und gebildete Publicum an der Herausgabe von Curtis bot. Magazine nimmt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Salzburg*, b. Mayer: *Antonii Cangrini*, Ph. et M. D. Caes. Reg. Montano-Cameralis physici Sebatii in Tyroli, *pestis diagnosis, maxime ex ejus contagio haurienda.* Accedunt observationes de hernia inguinali ex scrotino testium in scrotum descensa. 1795. 115 S. 8. — Im J. 1770 erhielt der Vf. den Befehl, sich nach Zboina, einem Dorfe in der Sempliner Gespanschaft, zu begeben, woselbst die Pest herrschte. Einem Arzt, der die Einwohner vorher von der Gefahr unterrichtet hatte, in der sie schwebten, hatte man mit dem Galgen gedroht, und erst nachdem durch ein königl. Hofdecret bey schwerer Strafe befohlen worden war, der Krankheit ihren wahren Namen zu geben, konnte man in jenen Gegenden sich über die Natur des Uebels frey äufsern. Durch sorgfältige Trennung der angesteckten und verdächtigen Personen, und durch genaue Reinigung und Verbrennung der angesteckten Geräthschaften hatte der Vf. das Glück, der Pest bald Grenzen zu setzen, aber auch das Unglück, von sehr vielen auf das ärgste verläumdet zu werden, weil kein Mensch glauben wollte, dass menschliche Sorgfalt fähig sey, die Pest so bald zu hemmen. Er erklärt die Ansteckung, die von Person auf Person, oder von Materien, die den Körper eines Pestkranken berührten, auf die Menschen übergeht, für ein wesentliches Merkmal der Pest, und er hielt ein bösartiges Fieber, an welchem sehr viele Menschen in einem Dorfe krank waren, besonders aus der Ursache nicht für pestartig, weil ein Kranker, der an diesem Fieber litt, und mit dem er in genauem Umgange lebte, ihn und die übrigen, die um ihn waren, nicht ansteckte. Wenn der Vf. aber gleich der Pest fast ausschliessend, wenigstens vor den fäulichten- und Nervenfiebern, den ansteckenden Charakter zuschreibt, so denkt er sich doch die erste Entstehung der Pest in den Ländern, wo sie häufig ist, auch ohne Ansteckung als möglich. Er glaubt, das Pestgift könne auch in Europa erzeugt werden, und bauet diesen Glauben auf eine Erfahrung, die aber das doch nicht beweist, was sie beweisen soll. In einem Dorfe herrschte die Viehseuche, und ungeachtet der Vf. den Richter von der Gefahr fäulichter Ausflüsse gehörig unterrichtete, liefs man doch das todte Rindvieh auf der Strafse und vor den Häusern liegen und verfaulen. Die Einwohner des Dorfes verfielen unter diesen Umständen in eine Krankheit, die sehr viel ähnliches mit der Pest hatte, sich aber durch unmittelbare Berührung der angesteckten Personen oder Sachen nicht fortpflanzte, der also das wesentliche Charakter der Pest fehlte. Aber von den Ausdünstungen verfaulter Fische und des faulen Wassers nach den Ueberschwemmungen im Jahr 1770 ist doch nach seiner Meynung die eigentliche Pest in Ungarn entstanden, und an einem Ort genasen von 60 angesteckten nur vier. Der Vf. glaubte selbst durch einen Todten angesteckt worden zu seyn, dem er zu nahe getreten war, und zwar versichert er schon etliche Stunden nach der Besichtigung des Leichnams die Zufälle der Pest empfunden zu haben, welche aber sich auf die schweifstreibenden Heilmittel bald verloren, und höchstwahrscheinlich nicht Folgen der Ansteckung, sondern Wirkungen des Entsetzens und der Furcht waren. Dieses ist fast die einzige Thatsache, auf welche er seine Behauptung von der Möglichkeit der Entstehung der Pest in Europa bauet. Diese Möglichkeit ist aber bey weitem noch nicht genug erwiesen, und wenn die 60 Personen, von denen der Vf. redet, die wahre Pest hatten, (woran aber noch zu zweifeln ist; denn an dem Knaben, dessen Geschichte er ausführlich erzählt, entdeckte man keine Pestbeulen, wohl aber fleweise von der heftigsten Fäulniss,) so konnte dieselbe eben auch an diesen Ort aus andern Orten, wo sie herrschte, gebracht worden seyn, und die faulen Ausflüsse des stehenden Wassers und der verfaulten Thiere konnten nur die Disposition der Körper zur Ansteckung vermehren. Ueberhaupt ist der Vf. bey mehreren Punkten, die die Pest betreffen, zu leichtgläubig: er verläfst sich oft auf die Aussagen der Dorfrichter, der Popen u. s. f., denen man nur mit grofser Vorsicht glauben mufs, und die oft sehr viele Gründe haben, die Wahrheit zu verheimlichen. Der Vf. bestätiget auch durch seine Erfahrungen die Wirksamkeit des Knoblauchs zur Verhütung der Ansteckung. Die Todtengräber wurden fast gar nicht angesteckt: so oft sie aber in ein angesteckes Haus gingen, beschmierten sie vorher Hände, Brust und Gesicht mit zerquetschtem Knoblauch.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. August 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Breitkopf, Sohn u. Comp.: *Beytrag zur Kritik der Religionsphilosophie und Exegese unsers Zeitalters.* Ein Versuch auf Veranlassung der neuesten zur Begründung einer reinen Religionswissenschaft angestellten Untersuchungen; von *Karl Heinrich Ludewig Pölitz*, Doctor und Privatlehrer auf der Universität Leipzig. 1795. 442 S. Vorrede und Inhalt XXXVIII S. 8.

Unter den mannichfaltigen Schriften, welche der jetzt herrschende Geist unsers kritischen Zeitalters in Absicht auf Religionsphilosophie und deren Anwendung auf positive und insbesondere christliche Religion hervorgebracht hat, verdient die gegenwärtige eine vorzügliche Aufmerksamkeit. An Talent fehlt es Hn. P. nicht; man sieht, dafs er selbst gedacht hat, und mit den kritischen Grundsätzen vertraut auf eine freye und unbefangene Weise die Wahrheit sucht, und sie fest hält, wo er sie zu finden glaubt, ohne durch Vorurtheil und Ansehen anderer sich fesseln zu lassen. Nur ist zu beklagen, dafs er in der Bearbeitung des vorhandenen Stoffs einen ästhetischen und redneriſchen Vortrag einem planen, mehr philosophischen und gedankenreichen Stil vorgezogen hat. Dadurch ist eine gewisse Weitschweifigkeit entstanden, welche die ruhige Untersuchung der Wahrheit mehr hindert als befördert, der nöthigen Bestimmtheit des Ausdrucks schadet, und bey philosophischen Abhandlungen eben so fehlerhaft ist als die allzugedrängte und trockene Darstellung der Wahrheiten bey ascetischen Vorträgen. Dies abgerechnet hat Rec. seine Erwartung hinlänglich befriedigt gefunden, und stimmt im Ganzen den Grundsätzen des Vf. vollkommen bey, ungeachtet er in einzelnen Behauptungen mit ihm nicht einerley Meynung ist.

Hr. P. geht von dem Begriff der Religion als einem allgemeinen Bedürfnisse für alle vernünftig sinnliche Wesen aus. Die *Religion* definirt er durch die freye Beziehung eines vernünftigsinnlichen Wesens auf die Gottheit, und rechnet dazu eine *Erkenntniſs* derselben, die mit einem von derselben abhängenden *Kultus* verbunden ist, deren Reinheit und Vollständigkeit von dem vorhandenen Grade moralischer Bildung abhängt. Daraus leitet er die völlige Harmonie zwischen dem Grundtriebe der sinnlichen Natur und dem Gesetze der Vernunft oder die Harmonie der Tugend und Beseligung als den Endzweck, den Gott mit dem einzelnen Menschen und dem ganzen menschlichen Geschlechte zu erreichen sucht, auf eine befriedigende Weise her, und bahnt sich dadurch den Weg zu dem Begriff der *universellen Religion*. Was der Vf. hier von dem *Veralten der Religion* sagt, einem Schicksale, dem alle früh entstandene an heilige Urkunden gebundene Religionen unterworfen sind, und von dem Verhältnifs einer Offenbarung zu dem jedesmaligen Grade der Reife und Kultur, auf dem das Volk stand, §. 4. aus richtigen Gründen zeigt, ist zwar nicht ganz neu, aber doch unter einen nicht ganz gewöhnlichen Gesichtspunkt gebracht, um das nothwendige *Veralten geoffenbarter Religionen* daraus herzuleiten und zu zeigen, dafs eine universelle Religion dadurch sich zur *allgemeinen Volksreligion* qualificire, dafs sie *positiv* sey und unter göttlicher Autorität publicirt werde. Etwas unbestimmt und versteckt ist aber der Begriff von Offenbarung, da der Vf. sich nicht ausdrücklich darüber erklärt hat, welche Art er meyne, eine unmittelbare übernatürliche oder eine mittelbare natürliche Offenbarung; und doch sollte dieses genau bestimmt seyn, da es auf den Gang der Untersuchung einen grofsen Einfluſs hat. Doch die letzte scheint der Vf. im Sinne zu haben, wie man aus S. 183 sehen kann. Die *Kriterien der universellen Religion* sind nach §. 5. *Allgemeinverständlichkeit*, wozu auch *Allgemeingültigkeit* gehört, und *allgemeine Anwendbarkeit*. Wenn der Vf. bey Gelegenheit des ersten Kriteriums S. 107 bemerkt: „die universelle Religion verwirft alles was *wider* die Vernunft ist, erklärt als unzuverläſsig und unnöthig das was *über* die Vernunft ist," so soll dadurch nicht geleugnet werden, dafs die universelle Religion auch *Geheimnisse* habe, es wird vielmehr nur behauptet, dafs es unnöthig sey, das Geheimnifsvolle zu erklären und zu verstehen, weil sonst die Vorsehung den Menschen nicht genug in den Stand gesetzt hätte, seine moralische Bildung vollständig zu machen. Dagegen könnte aber eingewendet werden, dafs eben die Offenbarung diesen Mangel ersetze und dafs diese eben deswegen als nothwendig und annehmungswürdig zu betrachten sey, so wie Supernaturalisten sich hauptsächlich darauf zu berufen pflegen. Das zweyte Kriterium bestimmt den Unterschied der *universellen Religion* von der *Religionswissenschaft*, der nicht sowohl im Inhalte als in der Form zu suchen ist, indem diese die Grundsätze philosophisch entwickelt, jene aber ganz populär und praktisch ist. Bey der Deduction der moralischen Religion §. 7. bemüht sich Hr. P. zwischen den beiden Parteyen in Absicht auf den höchsten moralischen Grundsatz eine Vereinigung zu stiften, und weicht daher etwas von dem Wege ab, der ihm von Kant ist vorgezeichnet worden. „Da der Mensch, sagt er S. 122. „eine sinnliche und eine moralische Natur in sich vereiniget, da beide für die Dauer

Dauer eines irdischen Lebens unzertrennlich verbunden sind, so muss auch aus der Verbindung beider der gesammte Endzweck, seine ganze Bestimmung auf der Erde hervorgehen. Er muss daher eben so gut *den Grundtrieb seiner sinnlichen Natur* als das Gebot seiner ausgebildeten moralischen Vernunft *in die Maxime seines Handelns aufnehmen*, und beide müssen seine Bestimmung begründen." Mit diesem Vorschlag zum Vergleich möchte es aber eben so gehen, wie es mit vielen andern gegangen ist, wenn beide Parteyen etwas nachlassen sollten, wodurch ihr ganzes Lehrgebäude von Grund aus erschüttert wurde. Der gesammte Endzweck des Menschen und seine ganze Bestimmung ist allerdings ein beständiges Streben nach der Erreichung des höchsten Guts, oder Vereinigung der Gesetzgebung der Vernunft und des Verlangens nach Glückseligkeit, die durch Religion bewirkt wird; aber nur auf die Weise, dass Sittlichkeit allein als das oberste Gut betrachtet und bey dem Streben nach sittlicher Vollkommenheit Glückseligkeit als unzertrennliche Folge derselben erwartet wird. Dadurch ist auch die Harmonie zwischen der vernünftigen und sinnlichen Natur hinreichend gesichert. So bald wir aber von dieser obersten Regel abweichen und den *Grundtrieb der sinnlichen Natur* selbst in die Maxime des Handelns aufnehmen, wird die Reinheit der Tugend und ihr ganzer Werth eben dadurch gänzlich aufgehoben. Hr. P. erklärt zwar im folgenden seinen Grundsatz auf eine solche Weise, dass diese nachtheiligen Folgen dabey nicht statt finden. Auch stimmt es mit der Reinheit der Sittlichkeit gar wohl überein, wenn er S. 126 Tugend und Glückseligkeit in Harmonie als den Endzweck der moralischen Welt betrachtet und S. 128 als höchstes Gebot annimmt: Befördere die Tugend und Glückseligkeit der vernünftig sinnlichen Wesen, und erwarte von der Einrichtung der moralischen Welt, dass du eben dadurch den Endzweck deines Daseyns erreichen werdest. Aber eben dieses Gebot gehört doch eigentlich zur Gesetzgebung der Vernunft, die allein gebieten kann, so wie Grundtriebe der sinnlichen Natur nie zur moralischen Gesetzgebung tauglich seyn können. Rec. übergeht das, was der Vf. im folgenden von dem Verhältnisse der moralischen Religion oder Religionsphilosophie zu den positiven Religionen der Vorwelt und dem Verhältnisse der natürlichen Religion (von welcher ein bestimmter Begriff ungern vermisst wird,) zu der positiven und der moralischen §. 9. 10 sehr richtig bemerkt hat. Bey dem Verhältnisse der Religionswissenschaft zur universellen Religion §. 11. sind ihm manche Bedenklichkeiten aufgestossen. „Die universelle Religion," sagt der Vf. S. 261. ist ganz moralisch, nur dass in ihr *die Principien der moralischen Religion ganz wegfallen* und die Annahme der Wahrheiten auf göttliche Auctorität geschieht, so dass das Resultat jener Religion hier nur als Prämissen gilt"; und S. 266. *„Sie bedarf bey den niedern Volksklassen nicht eine Zurückführung auf die letzten möglichen Gründe;* sondern empfiehlt sich durch ihre Reinheit, Simplicität und Anfänglichkeit dem Menschen von selbst, darf aber auch die Zurückführung auf Gründe nicht scheuen." Wenn der Vf. eine methodische und scientifische Entwickelung der ersten Begriffe und höchsten Grundsätze versteht, so ist seine Behauptung allerdings richtig, aber an sich kann die universelle Religion als Volksreligion der ersten Grundsätze nicht entbehren, da sie selbst Grundsätze der gemeinen Menschenvernunft sind und nur nicht mit völliger Klarheit und Bestimmtheit gedacht werden. Es ist freylich nicht zu glauben, dass das Volk je sich zur blossen reinen Vernunftreligion erheben werde, aber man muss dieses doch beständig zum Zweck machen und dahin arbeiten. Der Vf. sagt ja selbst S. 264 die Religionslehrer sollen alles auf moralischen Grund und Boden anlegen, was sie lehren und wozu sie die Menschen auffodern. Dazu sind aber die Principien der moralischen Religion unentbehrlich, nur müssen sie populärisirt und versinnlicht mit dem Princip auf Auctorität, so wie es S. 269. richtig vorgestellt ist, vereiniget werden. Eben diess findet auch statt bey der Anwendung auf die *christliche Religion.* Sie stellt kein Princip für ihre Wahrheit auf, in so ferne dieses oben ansteht und alles auf eine systematische Weise daraus deducirt wird. Aber sie hat doch die allgemeinen Principien im populären Gewand hie und da mit eingeflochten, und es ist überaus leicht, ihre Grundsätze und Bewegungsgründe auf das höchste Princip zurückzuführen. Zwar sagt der Vf. S. 327. „Die Formel: *liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst*, ist nicht das Princip der moralischen Religion, das Zeitalter war noch nicht reif genug dazu. — Es ist mehr die moralische Maxime des gemeinen Menschenverstandes; eine Maxime, die sich durch ihre Deutlichkeit und Simplicität sogleich empfiehlt und die in der Ausübung so leicht gedacht werden kann." Aber sollte denn das Princip der moralischen Religion nicht auch die moralische Maxime des gemeinen Menschenverstandes, nur genauer bestimmt und technisch ausgedrückt seyn? Dass von dem Grundgesetz der Religion Jesu nicht die Rede gewesen sey, kann Rec. nicht zugeben, denn dadurch dass er es für das vornehmste Gebot im Mosaischen Gesetz erklärte, gab er zu erkennen, dass es überhaupt das vornehmste moralische Gebot sey, und suchte dadurch seine Sittenlehre an die Mosaische anzuschliessen. Das Gebot selbst ist zwar allerdings populär ausgedrückt, ob aber deswegen eine pathologische Liebe gemeynt sey, wäre doch wohl zu bezweifeln, da den Neigungen sonst eben nicht das Wort geredet, sondern immer ihre Bekämpfung nachdrücklich eingeschärft wird. Auch weiss sich Rec. nicht darein zu finden, wenn der Vf. S. 331 sagt: „es kann hier nicht die Frage seyn, ob Jesus seine bessern religiösen Grundsätze auf Moral oder Moral auf Religion gebauet habe," denn im letzten Fall wäre sie eine falsche Moral, und so konnte auch nicht bald darauf gesagt werden, dass seine ganze Lehre *auf Moralität gebauet* sey. Uebrigens verdient es sehr beherziget zu werden, was der Vf. über den *Geist der Lehre Jesu* und dessen nothwendige Unterscheidung von den *localen und temporellen Vorstellungen* derselben gelehrt hat. Sehr richtig wird dabey bemerkt, dass Jesus, indem er seine bessern Lehren an die schon vor-

han

handenen anzuknüpfen suchte, nicht alles antiquiren konnte, sondern es den Fortschritten der Menschen überlassen musste; dass der Geist der Lehre Jesu nie antiquirt werden könne, weil die moralische Vernunft und ihre ewige Gesetzgebung vollkommen damit übereinstimmt; und dass jetzt, da der menschliche Geist in seiner Reife weiter fortgeschritten ist, vieles zum Christenthum gehöre, was damals noch nicht gelehrt werden konnte. Nach diesen Grundsätzen beurtheilt der Vf. das Verhältniss des Begriffs von Offenbarung und von Wundern zur Religionswissenschaft, das Verhältniss des Christenthums zu den Principien der Religionswissenschaft und zu der daher resultirenden universellen Religion, und das Verhältniss der Religionsphilosophie zur Exegese, (wo von grammatischer, historischer und allegorischer Interpretation gehandelt wird,) zur christlichen Moral, zur Kritik und Revision des dogmatischen Systems und zur pragmatischen Behandlung der Kirchengeschichte; wobey sich viel Lesenswürdiges findet, welches zu manchen neuen Untersuchungen die Bahn öffnet und zum weitern Nachdenken reichen Stoff darreicht.

Lemgo, in d. Meyerschen Buchh.: D. *Georg Ludwig Gebhard's Biblisches Wörterbuch*, als Realconcordanz über die sämmtlichen heiligen Bücher des alten und neuen Bundes, für Prediger und andere Freunde und Verehrer der heiligen Schriften. Mit einer Vorrede des Herrn geheimen R. Raths *Hezel*. Dritten Bandes erstes Stück. 1795. 572 S. 8.

Da Rec. schon bey der Anzeige der beiden vorhergehenden Bände (A. L. Z. 1794. no. 67. S. 529 u. 1795. no. 32. S. 252.) die Einrichtung dieses biblischen Wörterbuchs angegeben und der grossen Thätigkeit, womit der Vf. zur Vollendung seines angefangenen Werks fortschreitet, das gebührende Lob ertheilt hat: so kann er dieses bey der hier erschienenen Fortsetzung, in welcher der Vf. vom Buchstaben H. schon bis R. fortgerückt ist, um so mehr thun, weil er nicht allein auf keine Spuren der Eilfertigkeit dabey gestossen ist, sondern auch versichern zu können glaubt, dass das ganze Werk mit dem 2ten St. dieses 3ten B. geendigt seyn werde.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Sulzbach, im Verlage der Seidelschen Officin u. b. Erbstein in Meissen: *Predigten im Jahre 1795 bey dem Churfürstl. Sächs. Evangel. Hofgottesdienste zu Dresden gehalten* von *D. Franz Volkmar Reinhard*, Churfürstl. Oberhofprediger, Kirchenrathe und Oberconsistoriali, 1796. 398 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Predigtensammlung verdient eine umständlichere Anzeige, da sie sich aus einer grossen Menge von Kanzelreden heraushebt, womit das christliche Publicum alljährlich heimgesucht wird. Zwar kennt man schon bereits rühmlich die Manier des würdigen Vfs. im homiletischen Fache, wozu Rec. besonders eine durchaus logische Ordnung im Vortrage, weise Oekonomie der einzelnen Theile, die auf einander ein vortheilhaftes Wechsellicht werfen und aus jeder Predigt ein schönes Ganze bilden, vortreffliche Benutzung des Texts, der bald durch Hervorhebung eines einzelnen Umstandes, über welchen ein gemeiner Homilet hinwegblickt, bald durch Zuziehung des Contexts unter den Händen reichhaltiger zu werden scheint, und endlich eine Schreibart rechnet, welche auf der einen Seite so viel natürliche Leichtigkeit und auf der andern so viel edle Würde und eindringende Kraft merken lässt. Die erste der vorliegenden Predigten, welche eine Anweisung enthält, wie man den Morgen des neuen Jahres durch eine dankbare Erinnerung an die Wohlthaten heiligen könne, die uns Gott am Morgen unsers Lebens erzeigt hat, wird theils durch die Wahl der Materie nach Veranlassung des Texts Luc. 2, 21. theils durch eine nicht gemeine Behandlungsart derselben interessant. Bey der zweyten über den vortheilhaften Einfluss unsrer häuslichen Verhältnisse auf unsre Sittlichkeit über Joh. 2, 1—11. ist die Fülle und Herzlichkeit des Vortrags in der Anpreisung des ehelichen Lebens ungemein rührend. Was vorhin von dem Charakteristischen der Reinhardschen Predigten, dem genauen Ebenmaasse der Theile derselben und ihrer durchgängigen Beziehung auf einander gesagt worden ist, das sieht man vorzugsweise an der dritten über den Einfluss des hohen Alters auf unsre Menschenliebe nach Luc. 2, 22—38. Auch ist alles vorgetragene durch und durch praktisch und dann bedarf es freylich keiner so genannten Nutzanwendungen und besonderer Schlussanreden an Sünder und Fromme. Die vierte Predigt des Inhalts: wie sich Christen bey den mannichfaltigen Meynungen über die Geisterwelt zu verhalten haben über Matth. 18, 1—11. ist ein Muster einer populären und toleranten Untersuchung eines bestrittenen Lehrpunkts und bekommt dadurch ein Verdienst mehr, dass die Materie ganz nach den Bedürfnissen der neuesten Zeit bearbeitet worden ist. Junge Prediger können hier lernen, wie sie sich bey öffentlichen Vorträgen über kirchliche Dogmen, die aber freylich nur selten vorkommen können, zu nehmen haben. In der fünften Predigt am Bustage (sollte wohl um besorglicher Missverständnisse willen *Bettag* heissen) ist die Rede davon, wozu uns ein Blick auf die Würde der Gemeine bewegen soll, die Christus auf Erden sammlen wollte über Ephes. 5, 25—27. Die Predigt fängt so wie mehrere mit einem Gebete an Christum an und geht durch die Partikel *denn* zum Vortrage an die Gemeine über. Rec. hält dafür, dass wir durch die Vorschrift und das Beyspiel der Bibel angewiesen sind, unsre Gebete nur an Gott durch Christum und in seinem Namen zu richten. Uebrigens sind ihm noch in dieser Predigt die Aeusserung S. 81. über die völlige Schuldlosigkeit der christlichen Gemeine und S. 85. die Apostrophe an eben dieselbe: Wir segnen dich auserwählte! dich entstellt kein Flecken u. s. w. aufgefallen. Die 6 und 7te gehören zusammen und sind am Osterfeste über das Thema: die Geschichte von der Auferstehung Christi als die

glücklichste Auflösung der vornehmsten Schwierigkeiten der Regierung der Welt und unsrer Schicksale (ganz mit Voraussetzung der historischen Wahrheit des Factums) gehalten worden. Die 8te Predigt: wie wir uns zu Endzwecken erheben müssen, die unser Daseyn für unsre Mitmenschen wichtig und auch nach dem Tode der Erwähnung werth machen können, über Joh. 10, 12—16. ist vortreflich. S. 142. kommt eine kraftvolle Stelle vor, die auch den Stumpfsinnigsten wecken muss. S. 146. ist dem gereinigten Geschmacke des Vf. ein hebräischartiger Ausdruck entwischt, der noch dazu der Misdeutung unterworfen ist. In der 9 und 10ten Predigt am Pfingstfeste über den Einfluss des Glaubens an ewige Fortdauer auf die Tugend, hat der Rec. mit Vergnügen bemerkt, dass der Vf. den durch *Kant* geschärften Beweis für die Unsterblichkeit der Seele, so wie an einem andern Orte den von eben demselben genauer bestimmten Begriff von Moralität auf eine populare Art benutzt hat. Die 11te Predigt handelt von dem ernsthaften Nachdenken über die Beschaffenheit unsrer Gesinnungen gegen Christum. Die 12te enthält Regeln für Aeltern, für die welche keine Kinder haben, und für Kinder bey Betrachtung der Erwartungen, welche die aufblühende Jugend in uns erweckt, mit musterhafter Behandlung des Texts Luc. 1, 57—80. Die 13te über das Vorhersehen einer bessern Zukunft, die man nicht erleben wird (Luc. 10, 23—37) endigt sich auf eine überraschende Weise mit der Gedächtnisserneuerung eines Amtsvorfahren, des Vf. des sel. *Phil. Jac. Spener*, die gewiss eine grosse Wirkung bey der Gemeine gethan haben muss. Die 14te über das Thema: der Anblick der Natur ein heilsames Mittel, Bekanntschaft mit uns selbst zu befördern, gehört zu denen, aus welchen eine durchgehends treffliche Anordnung der abzuhandelnden Sachen und eine vorzügliche Gabe der Benutzung des Texts hervorblickt. In der 15ten ist es dem Vf. in einem hohen Grade gelungen, die Materie vom freyen Willen eben so popular als in mehrern Hinsichten praktisch abzuhandeln. Das Evangelium am Michaelistage liefert ihm dazu reichen Stoff, der unter seinen Händen geschmeidig wird. Bey der 19ten dünkt dem Rec. das Thema: die Vernichtung des Todes, welche das Christenthum verspricht, von dem Zwecke der Bettagsfeyer zu entfernt zu liegen. Die 19 und 20te am Weynachtsfeste gehalten machen ein Ganzes aus, und stellen den Erdkreis unsern Wohnplatz bey dem Lichte, welches die Menschwerdung des Sohnes Gottes über ihn ausbreitet, als einen lehrreichen Schauplatz und als einen wohlthätigen Uebungsplatz vor; *lehrreich*, in so fern wir in dem angegebenen Gesichtspunkte unsre Natur in ihrer wahren Grösse, Gottesregierung in ihrer erquickenden Gestalt und ihn selbst in seiner Verknüpfung mit einer höhern Welt, als einen wichtigen und glücklichen Theil der allgemeinen Stadt Gottes betrachten, und *wohlthätig*, da wir auf demselben unsern Verstand zum Glauben an Gott, unsre Vernunft zum freyen Gehorsam gegen jede Pflicht, unser Gefühl zur Liebe gegen alles, was da ist, und unsern Geist zu immerwährenden Fortschritten gewöhnen sollen. Wie diese Hauptgedanken von dem Vf. ausgeführt seyen, das muss der Rec. der eigenen Ansicht der Leser überlassen; nur bemerkt er, dass man diese beiden Predigten mit gutem Grunde ganz *neue* nennen könne, da diese Materie wohl bisher auf keiner Kanzel *ex professo* mit solcher ausgebreiteten Anwendbarkeit und mit *der* eindringenden Beredtsamkeit abgehandelt worden ist.

WIEN, b. Doll: *Tugendlehre nach den Grundsätzen der reinen Vernunft und des praktischen Christenthums*, von *Augustin Isenbiehl*, Doctor der Gottesgelahrheit. 1796. 197 S. 8. (10 gr.)

Die Absicht des Vf. ist nicht, gelehrte oder philosophische Untersuchungen über moralische Gegenstände anzustellen, sondern die Resultate derselben durch einen fasslichen, lebhaften und doch nicht zu wortreichen Vortrag gemeinnütziger zu machen, und dadurch reine Tugend zu befördern. Seine Schrift umfasst nach dem einfachsten Plane alle moralischen Betrachtungen über die Bestimmung der Menschen, über die Tugend, über die Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen unsre Nebenmenschen und über die Tugendmittel; sie giebt über jeden dieser Gegenstände einen populären und zweckmäsigen Unterricht und ist mit gut ausgewählten Stellen der biblischen sowohl als anderer vorzüglicher moralischen Schriften z. B. von *Dalberg*, *Garve*, dem Vf. *der moralischen Wissenschaften* (welcher aber nicht, wie Hr. *I.* zu glauben scheint Hr. Rector *Lorenz*, sondern Hr. Prediger *Schwarz* im Darmstädtischen ist) durchwebt. Der Stil ist rein, herzlich, kräftig und edel, einige Provincialismen abgerechnet, die man doch bey Schriftstellern aus jener Gegend sonst weit häufiger und anstösiger zu finden pflegt. Hr. *I.* wird durch diese Schrift die Summe des Sittlichguten unter seinen Mitmenschen vermehren, und das ist ja das einzige Verdienst, wonach er strebt. Die kirchliche Verketzerungssucht wird ihm hoffentlich ein solches Streben nicht zum Verbrechen anrechnen, da er übrigens in der Vorr. seine Verehrung für die Offenbarung und seine Unterwerfung unter die Lehre der katholischen Kirche hinlänglich betheuert.

* * *

Als neue Auflage ist erschienen:

GIESSEN, b. Krieger: *G. A. Fabricius Tabellen zu Bestimmung des Gehalts und des Preises sowohl des beschlagenen als des runden Holzes, hauptsächlich zum Gebrauch für Forstbediente, Bau- und Zimmerleute.* 2te verb. Aufl. 1795. 188 S. 8. (20 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. August 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

Görlitz, b. Hermsdorf u. Anton: *Die Tochter der Natur*, ein Familiengemählde in drey Aufzügen, von *Auguſt Lafontaine*. 1793. 144 S. 8. (8 gr.)

Der Sohn eines adelichen Präſidenten *von Wallbronn*, ſtets voll romantiſcher Ideen von Natur, Gleichheit, Freyheit, und Unabhängigkeit, voll Abneigung und Eckel gegen das Hofleben, dabey aber von einem ſehr ausgebildeten Verſtande und vortrefflichen Herzen, ſieht und liebt ein ſchönes Landmädchen *Louiſe*, beſucht ſie öfters in ihrem Dorfe, und, da er gar nicht erwarten kann, daſs ſein Vater in eine eheliche Verbindung mit ihr, die ſein ernſtlicher Wunſch iſt, willige, entweicht er, kauft ſich in dem Dorfe an, beſchliefst ſich hier niederzulaſſen, und nimmt ſich nun mit Anfang des Stücks vor, bey dem Vater ſeiner Geliebten, *Leopold*, vor dem die Liebenden bisher noch ihre Neigung verheimlicht hatten, um ſie anzuhalten. Der Präſident, der endlich den Aufenthalt und die Verbindungen ſeines Sohnes auskundſchaftet hat, der über deſſen Liebe zu einer Bäuerin doppelt aufgebracht iſt, nicht blos, weil der Sohn ſeinen Adel dadurch befleckt, ſondern weil er auch ſchon ein reiches Fräulein für ihn beſtimmt hatte, und der, weil er die Bäuerin ſelbſt noch gar nicht kennt, glaubt, daſs hier blos Wolluſt im Spiel ſey, reiſt ſeinem Sohn nach, in der Abſicht, ihn durch gütliche Vorſtellungen, und, wenn dieſe nicht fruchten, mit Gewalt zurückzubringen. Weil er aber doch nicht gleich ſelbſt auf ſeinen Sohn einſtürmen will, ſo überträgt er den erſten Verſuch einem Freunde ſeines Sohnes, einem Officier. Daraus entſtehen nun folgende treffliche Scenen. Der Freund verſucht es, erſt mit Spott, und dann mit ernſthaften Gründen den jungen *Wallbronn* zu bekehren, aber vergebens; entſchloſſen, zuverſichtlich, und muthig vertheidigt dieſer ſeine Handlungen und Geſinnungen. Die Scene, wo *Louiſe* das Herz faſst, ihrem, gegen alle Menſchen miſstrauiſch gewordenen, Vater ihre Liebe zu entdecken; die Scene, wo *Louiſens* Vater ihren Geliebten erzählt, daſs der Präſident, deſſen Pachter er vordem geweſen, durch ſtrafbare Liebe zu *Luiſens* Mutter ihren Tod bewirkt habe, und wo er, ungeachtet ſeines Haſſes gegen alle *Wallbronne*, endlich doch durch des Liebhabers dringende Vorſtellungen zur Einwilligung hingeriſſen wird; die Scene zwiſchen Vater und Sohn, wo der Vater den Sohn durch Bitten zu erweichen ſucht, und der Sohn im Kampf zwiſchen den Pflichten gegen ſeinen Vater und gegen ſeine Geliebte dem Worte, das er dieſer gegeben, unerſchütterlich treu bleibt (doch iſt es zu arg, daſs der Vater vor dem Sohne auf die Knie fällt) — die Scene, wo der Vater in Verbindung mit einem Onkel, welcher auch in dem Wahn erhalten wird, als ob die Geliebte eine ſchlecht denkende Bäuerin ſey, aufs neue in den Sohn, deſſen Standhaftigkeit auch durch den Arreſt, worinnen er ſich jetzt befindet, nicht wankend gemacht werden kann, eindringt; die Scene endlich, wo der Sohn ſeinem Vater die eigentliche Herkunft ſeiner Geliebten bekannt macht — alle dieſe Situationen ſind eben ſo vortrefflich angelegt, als ausgeführt. Einige Miſsverſtändniſſe, die daraus entſtehen, daſs man die Geliebte von dem Bedienten des jungen *Wallbronn* mit ſeiner eignen Geliebte verwechſelt, veranlaſſen im erſten und dritten Aufzug ein Paar komiſche Scenen, die ſehr lebhaft und unterhaltend ſind. Das ganze Stück ſpielt ſehr raſch fort, indem immer eine intereſſante Scene auf die andere folgt, und nichts Müſsiges, nichts, das nur zum Ausdehnen diente, eingeflickt iſt. Die Auflöſung iſt frey von allem prunkhaften Geſchwätz, und beſteht ganz nur in den wahreſten Aeuſserungen des Gefühls. Selbſt da, wo endlich der Präſident nachgiebt, und beſchämt nachgeben muſs, S. 134 geſchieht es ſtillſchweigend, und die Sache wird hinter der Bühne vollends abgethan, um den Vater nicht zu ſchamroth zu machen, und alle Wiederholungen zu vermeiden. Die innige Zärtlichkeit der Liebenden, das Rührende ihrer Lage, die natürlichen Gemälde von den Verhältniſſen beider Väter; der kernigte und ausdrucksvolle Dialog, die gewählte, und ohne Affectation ſchöne Sprache erhalten die Theilnehmung des Leſers vom Anfang bis zum Ende. Im höchſten Grade liebenswürdig iſt der Charakter der *Tochter der Natur*, das iſt, *Luiſens*, die, als neugebohrnes Kind aufs Land gebracht, und als Bäuerin erzogen, ganz Natur und Naivetät iſt, und mit der reizendſten Unſchuld eine edle Denkungsart, und ein ſchönes Herz verbindet. Nächſt ihrem Geliebten, gefällt am meiſten die militäriſche Rolle des Onkels, der, frey von Vorurtheilen, eben ſo heftig in der Miſsbilligung des Unrechts, als in der Beförderung des Guten, ein angenehmer Sansfaçon iſt. — Eine einzige zu geſuchte, und für den dramatiſchen Dialog zu räthſelhafte Stelle hat Rec. S. 38 bemerkt, wo es heiſst: „Meines Vaters Sohn iſt das Band, „das er trägt, die Stelle, die er bekleidet, nicht ich.“ — *Er wird es nicht abhalten*, für *aushalten*, und S. 95 *Nücken* für *Mucken* ſind die einzigen Provincialismen, die wir gefunden haben. — Seit ſeiner Erſcheinung iſt dieſes Schauſpiel auf den vornehmſten Theatern Deutſchlands wiederholt mit immer neuem Beyfall gegeben worden.

Berlin, b. Maurer: *Vaterländische Schauspiele* von *Friedrich Rambach*. Erstes, *der grosse Kurfürst vor Rathenau*. 1795. 184 S. 8.

Das Stück, das hier den Anfang einer, wie zu wünschen ist, langen Reihe ächt deutscher Schauspiele macht, wird auch unter dem besondern Titel: *Der grosse Kurfürst vor Rathenau, ein vaterländisches Schauspiel in vier Aufzügen* verkauft. Bekanntlich gab der verstorbene Dichter *Blum*, aus Rathenau gebürtig, 1775 ein Schauspiel in fünf Aufzügen *das befreyte Rathenau* heraus, auf das Hr. *Rambach* in der Benutzung historischer Umstände, und in einigen Fictionen allerdings Rücksicht genommen hat. Da übrigens *Blum's* Name sich mehr durch seine lyrischen Werke, als durch diesen dramatischen Versuch, der auch nur der einzige blieb, erhalten wird, so war es keine Vermessenheit, denselben Stoff noch einmal zu bearbeiten, zumal, da Hr. R. hier nicht als Nachahmer, oder als blosser Verbesserer zu Werke gegangen ist, sondern bewiesen hat, dass er ein interessantes Stück über diesen Gegenstand würde haben liefern können, wenn er auch keinen Vorgänger gehabt hätte. Aus der Vergleichung beider Dichter erhellt, dass Hr. R. (wie er auch schon durch andere Versuche bewiesen) weit mehr dramatische Talente hat, sein Süjet weit mehr zu versinnlichen, die Handlung weit mehr zu individualisiren, und zu beleben weiss. Vornehmlich hat er den Kurfürsten Friedrich Wilhelm den Grossen, der durch seine schnelle Ankunft und rasche Entschliessung die Befreyung von Rathenau bewirkte, mehr zum Mittelpunkt des Ganzen gemacht, als *Blum*, der ihn in seinem Stücke nicht allein selbst weniger reden, sondern auch weniger von ihm sprechen lässt. Hier erschallt sein Lob aus dem Munde der Kurfürstin so gut, als jedes Bürgers und Bauers. Die Rollen der Rathenauer Bürger sind hier viel charakteristischer, ausführlicher, und mannichfaltiger; der eine zeigt mehr Freymüthigkeit und edlen Trotz, der andere mehr gesetzte Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Der Druck, unter dem sie bey der Unmenschlichkeit der Schweden seufzen, und der sie auch ohne des Kurfürsten Ankunft zum Aufstand gebracht haben würde, ist hier sehr anschauend geschildert, wodurch denn der Leser an der hernach erfolgenden Errettung desto mehr Theil nimmt. Die Kurfürstin und ihre Kinder kommen bey *Blum* gar nicht vor; hier tragen sie dazu bey, den Helden auch als Gatten und Vater von einer liebenswürdigen Seite zu zeigen. Die Bayern in der Nachbarschaft, die der Geschichte nach so patriotisch die Waffen ergriffen, sind hier auch eingeführt, und besonders schön die Anrede, die ein Prediger S. 139 an sie hält. Die Liebe einer Rathenauerin zu einem schwedischen Officier (der nach R. Dichtung nicht blos an sich menschlicher gesinnt ist, sondern auch einer Rathenauischen Familie Pflege und Genesung zu danken hat) ist bey *Blum* nur Skizze gegen das, was sie hier ist. Wenn *Luise* (dort *Lore*) ihren Schmuck zur Brandschatzung freudig hergiebt, wenn sie sich alle Gewalt anthun muss, ihre Liebe nicht zu verrathen, wenn der Bruder sie warnt, und der Vater ihr droht, wenn sie, nachdem sie die Verschwörung gegen die Schweden erhorcht hat, gern ihren Geliebten vom Untergang retten, und doch ihr Vaterland nicht verrathen will, wenn der Bruder ihre Liebe billigt, und sich mit dem Schweden aussöhnt, wenn sie selbst in der äussersten Gefahr den Geliebten verkleidet aufsucht, und im Gefecht dazwischen tritt, so entstehen daraus, zumal durch die Ausführung des Vf., Scenen, die aufs Herz wirken. Die Rolle des, Trunk- und Scherz liebenden, Lieutenants (bey *Blum* heisst er *Wild*, hier *Ruhl*) ist überhaupt mehr verfeinert; bey *Blum* aber verliert er alle Achtung dadurch, dass er sich die Parole zu verrathen bewegen lässt; hier bleibt er unerschüttert, und bestätigt es nur unwillkührlich, nachdem man auf einem andern Wege die Parole erfahren hat. Sein Alter und seine lange Zurücksetzung erregen Mitleid für ihn. Der nächtliche Ueberfall wird nicht erzählt, sondern geschieht vor den Augen des Zuschauers, und ist sehr mahlerisch dargestellt. Im Ganzen herrscht übrigens keine regellose Wildheit, der kraftvolle und doch zierliche Dialog hat keinen unnützen Ueberfluss, frey von aufbrausender Gluth, und niedrigem Scherz, bleibt er jeder Rolle angemessen. Um desto mehr ist es zu bedauern, dass der Vf., wie er in der Vorrede erzählt, die Vorstellung des Stücks, zu der es doch, wenn man nur einigen Aufwand daran wagen wollte, so geschickt ist, nicht hat erlangen können.

Leipzig, b. Gräff: *Die Hand des Rächers*, Fortsetzung der *Jäger*, ein Familiengemählde in fünf Aufzügen von *Karl Steinberg*, Mitdirekteur der Schauspielergesellschaft der Geschwister Schuch. 1795. 172 S. 8. (12 gr.)

Der harte und selbstsüchtige Amtmann, der in *Iffland's* Jägern in so schwarzem Lichte erscheint, und so viel Unheil stiftet, ist die Hauptrolle in dieser Fortsetzung; dort werden blos durch Entdeckungen der Unschuld seine bosshaften Absichten vereitelt, hier aber häuft er so viele Unthaten auf einander, dass *die Hand des Rächers* nicht ausbleiben kann. Ein grosser Brand, der an seinem Geburtstage durch fremde Kutscher in herrschaftlichen Scheunen entstanden war, und wobey sein Amtsschreiber auch noch öffentliche Gelder entwandt hat, verleitet ihn, die Schuld auf den Schulzen zu schieben, der ihn ehedem einmal verklagt hatte, ihm ohne hinlängliche Anzeichen Ketten anlegen zu lassen, und ihn sogar mit der Folter zu bedrohen. Eine Kommission entdeckt endlich alle seine Bosheiten, und in seiner eignen Familie erlebt er die traurigsten Auftritte; dass ihm seine eigenen Kinder auf die entsetzlichste Art fluchen, ist gar zu gräfslich, wie denn das ganze Stück und besonders der Hauptcharakter zu sehr ins Gräfsliche fallen. Die besten Scenen sind die S. 60, wo der unschuldige Schulze um Linderung seines Elends bittet; die S. 102, wo *Luise*, eine edle Verwandte des Amtmanns, mit so vieler Grösse des Geistes alle Anstalten des Ungerechten, und die Hand dessen, der sich um sie zu bewerben scheint, mit so vieler Verachtung ausschlägt; die S. 149, wo der biederherzige

Ober-

Oberförster den Amtmann sehr in die Enge treibt. Die Erinnerung an das Sterbebette, und an das Weltgericht würde weit mehr Kraft haben, wenn sie in diesem Stücke nicht zu oft wiederholt würde. S. 110 und 112 ist es überflüssig, dass die Kinder des Schulzen selbst erscheinen, (wie denn das Stück überhaupt mit vielen unnöthigen Personen überladen ist) und ihr lumpichter Anzug möchte auf dem Theater keine gute Wirkung thun. Ausser dem Amtmann, sind auch die andern, aus den Jägern bekannten, Karaktere so fortgesetzt worden, wie sie Iffland angelegt hatte; der junge *Anton*, der nun seines Vaters Dienst hat, ist eben so wohlthätig, eifrig für alles Gute, freymüthig, feurig, und rasch; der Pastor, der durch den Amtmann seinen Dienst verliert, eben so edelgesinnt; *Matthes* eben der elende Böswicht. Es fehlt dem Dialog des Vf. nicht an guten charakteristischen Zügen und an Leichtigkeit; aber Iffland's Natur und Stärke hat er doch nicht immer erreicht. Mancher Ausdruck ist nicht fein und edel genug; z. B. S. 50: „Das soll ihm in den Magen fahren, dass er noch lange *Bauckgriminen* fühlen soll!" Provincielle Redensarten kommen hin und wieder vor, z. B. *Der Bott* (das Gebot) *Schuttungen* (Schutten) *eitel* (für ganz) *wenn sich eine Krankheit aufduckt* (blicken lässt) *den Fürsten antreten* (mit Bitten angehn) *das Vorstellen* (die Vorstellung) *gemeinhin* (insgemein). — Dahin gehören auch Sprüchwörter, die sich auf Provincialismen gründen z. B. *der weiss, wo Lux Bier* (an andern Orten heisst es: *wo Bartel Most*) *holt*. Wenn die Familie des Oberförsters *Na* für *Nun* sagt, so lässt man es gelten, aber der Pastor S. 41 und der Amtmann S. 91 sollten es nicht brauchen.

Leipzig, b. Göschen: *Komisches Theater* von *J. F. Jünger*, K. K. Hoftheaterdichter. Dritter Band. 1795. 339 S. 8.

Dieser dritte Band enthält folgende Stücke: 1) *Die Geschwister vom Lande*, ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Ein alter Geck von einem Baron, durch seine Thorheiten tief in Schulden gerathen, will sich durch Verheirathung mit Theresen, der Tochter seines verstorbenen Verwalters, die ein grosses Vermögen ererbt hat, retten, und lässt sie in die Stadt kommen, damit sie sich hier erst ein wenig bilden soll. Da sie ganz Einfalt, Offenherzigkeit, und liebenswürdige Unschuld ist, so enthält ihre Rolle viele Naivetäten. Ihr Bruder, der sie in die Stadt begleitet, um sich da baronisiren zu lassen, hat geschwinder, als sie, einen Anstrich des Modetons angenommen, und affectirt die Manieren der grossen Welt, doch so, dass überall Mangel an Erziehung, bäurische Plumpheit, und rohe Gutherzigkeit durchschimmern. Diese beiden ländlichen Geschwister geben dem Stücke durch die natürlichen Züge ihres Charakters, und durch die treffenden Satiren auf die Modewelt, die sie veranlassen, viel Interesse und Lebhaftigkeit. Die Abfertigung des alten Barons (der Theresen bald um andrer Plane willen aufgiebt; an allen den Orten, wo er sein Glück versuchen will; Theresens Verbindung mit einem vernünftigen und gesetzten Manne; die Liebe einer verständigen Person, die der Mode zu Ehren, für kokett angesehen seyn will, ob sie es gleich nicht ist, für einen feinen jungen Mann; eine heimliche Heirath, deren Entdeckung eine sehr schöne Scene hervorbringt, — dies alles macht den Stoff einer Intrigue aus, die sehr gut verwebt ist. Nur der letzte Aufzug ist nach Verhältniss zu kurz, und zu leer. Mit der bekannten Feinheit des *Jüngerischen* Dialogs, die auch in diesem Stücke herrscht, stimmt folgender Ausdruck nicht überein, wenn es S. 42. von einem Gecken heisst: „Der Baron hat ein wenig *tief ins Hasenfett getreten*." — 2) *Maske für Maske*, ein Lustspiel in fünf Aufzügen nachdem *jeu de l'amour et du hazard* von *Marivaux*. Unter dem Titel: *Das Spiel der Liebe und des Zufalls* übersetzte es der Schauspieler *Krüger* in der *Sammlung einiger Lustspiele aus dem französischen des Marivaux*, Hannover, 1747 sehr schleppend. Hr. *Schwan* verlegte die Scene davon nach Deutschland, gab ihm den Titel: *Die Verkleidung*, und so erschien es zu Mannheim 1777. Obgleich die Sprache hier schon viel moderner war, so fehlte doch dem Dialog noch immer die Zierlichkeit und Lebhaftigkeit des Originals, die man nun bey Hrn. *J.* vollkommen wieder findet. Die Vergleichung einer kleinen Stelle wird dies beweisen:

Schwan

„Kennst du etwa unsern Herrn Nachbar nicht? In Gesellschaft ist er der angenehmste, aufgeräumteste Mann. Zu Hause aber spricht er kein Wort; er ist ein Mensch, der weder lacht, noch keift. Er ist eine Seele von Eis; sein Herz ist eine Einöde, zu welchem man gar keinen Zutritt findet. Seine Frau kennt er noch gar nicht; er hat gar keinen Umgang mit ihr. Sie ist mit nichts anders verheirathet, als mit einer Figur, die aus ihrem Kabinet geht, die zu Tische kömmt, sich da hinsetzt, und auf eine so langweilige Art ist, dass jedem andern der Appetit vergeht. Ist ein solcher Mann nicht ein hübscher Zeitvertreib? Hast du wohl jemals einen gesehen, was ein Mann ist?"

Jünger

„Der Doctor *Lesberg* — wo ist nicht gern in seiner Gesellschaft? Er stimmt oft durch ein einziges Wort einen ganzen Zirkel zur Fröhlichkeit; und zu Hause — einsylbig, finster, mürrisch sitzt er da, lacht über nichts, zankt über nichts, nimmt an nichts Theil; seine Seele scheint kalt, wie Eis, zu seyn. Seine Frau weiss bis diese Stunde noch nicht, ob sein Herz gut, oder schlecht ist; sie weiss weiter nichts, als, dass sie an eine menschliche Gestalt verheirathet ist, die sich um Tischzeit aus ihrem Kabinet herausschiebt, an den Tisch hinpflanzt, maschinenmässig einen Bissen nach dem andern in den Mund steckt, alles um sich her für (vor) Langeweile gähnen und schlafen macht, und dann eben so stumm, eben so kalt und steif wieder verschwindet, wie sie zum Vorschein kam. So ein Ehemann muss doch wohl ausserordentlich unterhaltend seyn, nicht wahr?"

Meistens behält Hr. *J.* nur den wesentlichen Inhalt des Dialogs bey, und trägt ihn nach seiner eignen Manier, bald kürzer, bald weitläuftiger vor. In den Sachen selbst hat Rec. keine Veränderung bemerkt, ausser, dass hier nicht, wie im Original, die Tochter, sondern der Vater die Prüfung durch Verkleidung vorschlägt, welches in der That viel anständiger ist. 3) *Die Komödie aus dem Stegreif*, ein Lustspiel in einem Aufzug, frey nach *l'Impromtu de Campagne* von *Poisson*.

Schon 1755 zu Leipzig, und 1776 zu Münster waren buchstäbliche Uebersetzungen dieser Posse erschienen, aber, ausser, dass sie schlecht gerathen waren, passten die darinn vorkommenden Anspielungen nicht mehr auf den jetzigen Zustand der Bühne. Hr. J. hat aber nicht blos das Stück moderniſirt, sondern auch die ganze Sprache desselben umgeschaffen.

Leipzig, b. Kummer: *Pfaffengroll*, oder, die Folgen des blinden Vertrauens. Ein Trauerspiel in vier Aufzügen, 1796. 129 S. 8. (8 gr.)

Ein königlicher Beichtvater, der den Kuppler macht, und sogar S. 100 selbst sagen kann, ein Gewissensrath und ein Kuppler sey so ziemlich einerley, ist schon ein sehr abscheulicher Charakter; wenn er aber dies blos thut, weil einmal der Graf, dessen Frau dem Prinzen in die Hände gespielt wird, seine Dienste verschmäht hat: so macht eine solche Rachsucht ihn allzu schwarz, und der Leser ist froh, dass dieser Pater, ob er gleich die ganze Intrigue lenkt, wenig vorkömmt. Die übrigen Charaktere sind alle ziemlich unbedeutend. Der Prinz, der die Frau verführt, kämpft nur kurze Zeit mit sich selbst, übrigens ist er nichts, als ein heuchlerischer und schmeichelnder Wollüstling, dem andere die Plane machen müssen. Der Graf ist ganz der einfältige Ehemann, und so wenig Höfling, dass der Prinz aus ihm machen kann, was er will. Die Frau, ein schwaches Geschöpf, liebte den Prinzen schon lange heimlich, bey ihr war nichts nöthig, als die kleine List, dass sich der Prinz einige Zeit kalt stellte; sobald er wieder den warmen Liebhaber macht, ergiebt sie sich sogleich. Widrig ist es, wenn der Vf. diese, zur Wollust so geneigte Frau S. 78 *selbst* sagen lässt: „Wie, „wäre es Sünde, die Umarmung eines Mannes zu ge„nieſsen, der in meinen Augen ein Halbgott ist?“ Zur Aufführung muss der Vf. sein Stück gar nicht bestimmt haben; denn welche Theatercensur könnte folgende Stelle passiren lassen, wenn der Prinz, nachdem er seinen Endzweck erreicht hat, mit ihr aus einem Cabinet kömmt, und sagt: „Ha, welche Seligkeit sind es „nicht, die Freuden genieſsender Liebe; o, sich an „dem Busen eines schönen Weibes wiegen, sie umfas„sen, fast, wie die Rebe ihren Stab, und dann zu ver„sinken mit ihr in ein Meer von Entzücken, dass alle „Sinnen schwinden; und die ganze Schöpfung sich um „uns wirbelnd dreht, ist das nicht der höchste Gipfel „der menschlichen Glückseligkeit, die alle Freuden des „Himmels nicht aufzuwiegen vermögen?“ Wenn dann die Frau, die nicht aus Leichtsinn fehlte, sondern, im Herzen längst dem Gatten untreu, vorsetzlich ein Rendezvous giebt, nun Reue affectirt, so muss der Leser ihre tragödirende Worte für — Worte halten. Die Katastrophe S. 92 ist gar zu schrecklich, wo der Ehemann, der das treulose Paar überrascht, die Frau erschieſst, und, indem er auf den Prinzen losgehen will von dessen Kammerdiener rücklings erstochen wird. Hier sollte sich nun das Stück endigen, aber es kömmt noch ein ganzer Aufzug nach, nicht, damit der Prinz, sondern damit der Pfaffe seinen Lohn empfange, wozu nicht nur noch allerley Abentheuer gehäuft, sondern auch S. 106 doppelte Grausamkeiten angewendet werden. Der Dialog des Vf's ist, so lange er nicht heftige Leidenschaft auszudrücken hat, natürlich, alsdann aber sollen (vornemlich in den Monologen S. 22, 94, 104) Tiraden, Declamationen und Floskeln die Sprache des Gefühls ersetzen. Ueber der Bemühung, nachdrücklich zu seyn, wird der Ausdruck oft affectirt und unrichtig, z. B. S. 30: „Wer anders erhebt die Fürsten „so hoch über andre, als das Schicksal, das auch einen „Bettler zum König machen, und oft einen Nichtswür„digen *zum Throne über Millionen hinschleudern* kann!“ Wie niedrig ist es, wenn S. 36 der Prinz sagt: „Nimm „eine *Hundsnase* zu Hülfe, wenn etwa deine eigne „Spurkraft zu schwach wird?“ Ganz unverständlich ist S. 36: Den Liebhaber demüthig *auf dem Boden* spielen.“ Lächerlich klingt es, wenn der alte Graf S. 60 so arkadisch declamirt: „O Natur, wie duftet alles rund um„her *aus deinem gebährenden Schoose*, und lachet dem „*irrenden* Auge entgegen, dort grasen die Rinder, hier „weiden die wolligten Schaafe u. s. w.“ Eben so zur Unzeit poetisch und burlesk zugleich ist folgende Stelle S. 86: „Wer weiſs, ob ich nicht der erste bin, den auf „diesem Dornpfad des Knöchlers Sense mäht?“

* * *

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Freyberg, in der Crazischen Buchhandl.: *Guido von Sohnsdom.* 3ter Th. 1795. 404 S. 4ter Th. 1796. 282 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Frankfurt a. M., b. Esslinger: *Magazin der neuesten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten; mit Beyspielen aus der ältern Geschichte.* 5ter B. 1795. 334 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Berlin: *Brittische Liebschaften, oder kurzweilige doch wahrhafte Historie von den Liebeshändeln englischer Könige, Herzoge, Grafen, Ritter und Kaufleute.* 6ter Th. 1796. 144 S. 7ter Th. 104 S. 8. (18 gr.)

Druckfehler in der Rec. des Vossischen Homer. S. 483. Z. 6. *das Vatersbild* l. des Vaters Bild. S. 491. Z. 20. von unt. *die hier* l. der hier. S. 496. Z. 24. *zu Gunsten* l. *zu Statten.* S. 500. Z. 7. *den wild aufhaltenden* l. den wildaufhallenden Z. 20. von unt. *Kopfwerkzeug* l. Sprachwerkzeug. S. 502. Z. 27. *das Zeitwort* l. das einfache Zeitwort. S. 509. Z. 10. von unten *fast* l. fest.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 31. August 1796.

PHILOLOGIE.

Bremen, b. Wilmans: *Magazin für Philologen.* Herausgegeben von *G. A. Ruperti* und *H. Schlichthorst.* *Erster Band.* 1796. 268 S. gr. 8. (16 gr.)

Das neue Magazin für Schullehrer wird unter diesem neuen Titel fortgesetzt, nach welchem seine Gränzen enger abgesteckt werden. Ueber diese Gränzlinie zu wachen wird die Sache der Herausgeber seyn, welche Nr. 3. und vielleicht auch Nr. 14. nicht hätten aufnehmen sollen. Alle übrigen Aufsätze sind zweckmäßig und für den Philologen von mehr oder weniger Werth; die meisten sind aus der Handschrift abgedruckt. Abhandlungen philologischen Inhalts sind Nr. 1. von *Heyne* über die Schicksale der Verbannten in Griechenland und Rom. 11. *Schaarschmid* über Homers Thersites und die Ursachen, warum der aus seinem Munde gekommene Vorschlag gerade den entgegengesetzten Erfolg hatte. 13. *Ruperti* über Theophanien. 16. *Facius* Erläuterung einiger Stellen in Aristoteles Dichtkunst. 17. *Koch* jugendliche und unvollständige Schrift über den Redner und Geschichtschreiber Theopompus. Zur Erläuterung und Berichtigung einzelner Stellen oder Partien alter Schriftsteller enthalten schätzbare Beyträge. Nr. 2. *Königs* Commentar zum Prolog des Persius. 4. *Matthiä* Untersuchung über die Frage: wie stark dachte sich Livius das römische Heer, welches bey Cannä geschlagen wurde? 5 u. 6. *Herels* kritische Bemerkungen über Cicero's Verrinische Reden und über die Bücher von der Divination. 7. *Höpfner* über die im Suidas aus dem Sophokles angezogenen Stellen. Vergleichungen von Handschriften liefern Nr. 9 u. 10.; jene von *Lenz* die Lesarten aus einer Handschrift des Coluthus, diese von *Molluweide* Probe der Lesarten aus drey Wolfenbüttelschen Handschriften des Juvenal. Zusätze zu neuern Ausgaben alter Schriftsteller sind enthalten in Nr. 8. *Höpfner* Ergänzung des Ernestischen Registers zum Homer, und 12. *Haymann* Anmerkungen zu Reitemeiers Ausgabe des Zosimus. *Höpfner* theilt auch noch Nr. 15. Zusätze zu Nitschs geographischem Wörterbuch mit.

Berlin, b. Wever: *Neuste deutsche Chrestomathie* zur Uebung im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische, enthaltend kurze und leichte Sätze, Erzählungen und Briefe. Durchgängig mit hinlänglicher Phraseologie versehen. Zum Gebrauch für Schulen und Erziehungsanstalten. 1791. 217 S. gr. 8. (12 gr.)

Der Titel giebt den Zweck und Inhalt genug zu erkennen, und man muss dem ungenannten Herausg. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass dieser von ihm gelieferte Vorrath von Materialien zum Uebersetzen, ein gutes Mittel sey, das Französische bald fertig zu schreiben und zu sprechen, besonders wenn eine zweckmäßige Anweisung eines geschickten Lehrers und öftere Sprechübung hinzukommt. Freylich hat man schon manche Sammlung von Aufsätzen dieser Art, allein mit Recht sagt die Vorrede, dass, ausser Schmidmer's Chrestomathie, die zu einerley Bestimmung bekannt gemachten Arbeiten eines Curas, Peplier, Meidinger, und die, welche sich in der *Grammaire pratique* und der Uebersetzung der Restautschen Sprachlehre befinden, lauter gedankenloser Wust sind, der blos zusammengehäuft ward, um die Sprachregeln dabey in Anwendung zu bringen, welcher aber dem Lehrling die Erlernung des Französischen unmöglich angenehm machen kann. Gegenwärtiges Buch fängt mit kurzen leichten Sätzen moralischen Inhalts an, geht darauf zu angenehmen Anekdoten, Erzählungen und Briefen, grösstentheils aus dem Gellert, fort; und sollte auch hin und wieder ein Ausdruck oder eine Redensart vorkommen, die nicht ganz das ächte französische Gepräge an sich trüge, so wird doch die Jugend diesem Buche, das absichtlich eine zweckmäßige Abstufung von dem Leichtern zum Schwerern in sich fasst, vieles zu verdanken haben.

Bern, b. der neuen typographischen Gesellschaft: *Abrégé de la Grammaire allemande* à l'usage des François etc. 1795. 133 S. 8. (6 gr.)

Dieses kleine Buch, welches die deutschen Redetheile auf eine kurze und fassliche Art lehrt, wird solchen Franzosen, welche Deutsch zu lernen wünschen, sehr angenehm und nützlich seyn, besonders da es mit lateinischen Lettern gedruckt ist. Doch zeigt eine Tabelle alle deutschen Schrift- und Schreibzeichen. Am Ende findet man ein kleines Verzeichniss der nöthigsten Redensarten und Wörter mit einer französischen Erklärung.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Nürnberg, in d. Bauer- und Mannischen Buchh.: *Versuch einer Sammlung biblischer Texte*, von *Valentin Karl Veilodter*. Mittagsprediger an der Kirche zum heil. Krentze bey Nürnberg. 1794. 248 u. Vorr. XXIII S. gr. 8.

Die Absicht des Vf. ist, angehenden Predigern die Mühe zu erleichtern, welche ihnen die Aufsuchung eines schicklichen Textes zu dem gewählten Hauptsatze

verurſacht, weil dieſe oft darüber in groſse Verlegenheit geſetzt werden. Eigentlich wäre zwar dieſes Hülfsmittel ſo nöthig nicht, weil ein jeder nur nach geſchehener Wahl des Thema ein dogmatiſches oder moraliſches Lehrbuch aufſchlagen und unter den darinn befindlichen Schriftſtellen die paſſendſte ausſuchen darf. Unterdeſſen hat doch eine ſolche Sammlung von Texten den Vortheil, dafs man ſolche in der Kürze überſehen, und ſich auch in der Wahl der Materie deſto leichter beſtimmen kann. In der Vorrede hat Hr. *V.* einige gute und der Natur der Sache angemeſſene Regeln von den Eigenſchaften eines zweckmäſsigen Textes vorausgeſetzt, die von ſeinen richtigen Einſichten zeugen. Nur zuweilen möchte er wohl etwas zu ſtrenge ſeyn, wenn z. B. S. V. c. Hauptſätze aus Beyſpielen durchaus verworfen werden, da doch Beyſpiele oft die Sache auf eine concrete Weiſe darſtellen und die allgemeine Wahrheit ſehr verſinnlichen, auch beſonders bey moraliſchen Materien die Ausführung ſehr erleichtern. Dunkle und ſchwere Stellen ſind auch nicht ganz zu verwerfen, auch ſolche nicht, die in orientaliſche Redensarten eingekleidet ſind, wenn eine fruchtbare Materie darinn liegt, weil es doch nöthig iſt, dafs die Zuhörer dieſe Redensarten verſtehen lernen. Eben ſo können Belehrungen über beſondere Fälle der damaligen Zeit für die Zuhörer nützlich gemacht werden, wenn man die dabey gebrauchten Grundſätze auf ähnliche Fälle anwendet, z. E. Pauli Entſcheidung der Frage über das Eſſen des Opferfleiſches und die Feyer der Feſttage. Die Wundergeſchichten ſcheinen zwar ſehr unfruchtbare Texte zu ſeyn, aber wenn man ſich auf die Wunder nicht beſonders einläſst, findet man doch darinn oft Veranlaſſung zu ſehr praktiſchen Materien, z. E. Joh. 6, 1—15. Ob das Thema nach S. XIII. allemal auch Hauptſatz des Textes ſeyn müſſe, möchten wir doch wohl noch bezweifeln, weil ſich eine Stelle oft ſehr gut ohne Zwang auf mehrere Wahrheiten anwenden läſst, wovon der Vf. ſelbſt häufige Beweiſe, beſonders S. 32. 33. geliefert hat. Dafs zu manchen Hauptſätzen kein ſchicklicher Text könne gefunden werden, iſt von Hn. *V.* ſehr richtig bemerkt worden. Es iſt das auch aus den von ihm angeführten Gründen leicht begreiflich. Rec. glaubt daher, dafs es ſehr gut ſeyn würde, wenn man zuweilen zwey Texte wählte, und den einen im erſten, den andern im zweyten Theile zum Grunde legte. Die Texte ſelbſt ſind nach den Materien auf eine regelmäſsige Weiſe geordnet, auch in den Vorerinnerungen und Anmerkungen angehenden Predigern manche lehrreiche Winke gegeben worden. Der Vf. wünſcht indeſs ſelbſt noch Beyträge zur Verbeſſerung ſeines Buchs, hier ſind einige von unſrer Seite. S. 13. ſollte bey dem Gebrauche der Vernunft in der Religion billig auch Philipp. 4, 8. ſtehen. S. 16. 17. Pflicht der Chriſten, den erkannten Wahrheiten der Religion gemäſs zu leben, fehlt eine Hauptſtelle, Röm. 13, 11 ff. S. 26. müſsten wohl bey Röm. 2, 6. die folgenden Verſe mit dazu genommen werden, weil in dieſen viel Stoff zur weitern Ausführung des Begriffs von Gerechtigkeit Gottes, hauptſächlich der Allgemeinheit und Unpartheylichkeit derſelben enthalten iſt. Wenn S. 35. erinnert wird, dafs *Beruf* nicht allgemeine Beſtimmung, ſondern *Beſtimmung zum Chriſtenthums* bedeute, ſo iſt dabey zu bedenken, dafs die Abſicht des Chriſtenthums doch nichts anders ſey als Beförderung der Tugend und Glückſeligkeit, und dafs alſo die Stellen vom Beruf der Chriſten bey der Materie von der Beſtimmung des Menſchen gebraucht werden können. Von dem Weſen der Tugend S. 40. möchten wohl beſſere Texte als 1. Petr. 1, 15. zu finden ſeyn. Wenn gleich keine vollſtändige Definition davon in einer Stelle gegeben wird, ſo werden doch zuweilen die vornehmſten Beſtandtheile dieſes Begriffs genannt, z. E. 2. Kor. 1, 12. Ueber den Werth der Tugend S. 43. iſt 1. Tim. 4, 8. nicht der paſſendſte Text, denn hier iſt nur von dem Nutzen derſelben die Rede; beſſere ſind Phil. 4, 8. 1. Petr. 3, 4. 1. Joh. 2, 17. L. 3, 7. 9. 21. 24. Bey den Verpflichtungsgründen zur Tugend iſt der vorzüglichſte, der innere eigenthümliche Werth der Tugend vergeſſen. Von der Beſchaffenheit und dem Werth eines guten Gewiſſens S. 59. fehlt die Hauptſtelle 2. Kor. 1, 12. Hiſtoriſche Texte und Parabeln ſind zu wenig benutzt, da dieſe doch insgemein den reichſten Stoff zur concreten Darſtellung enthalten, als: von der Menſchenfurcht, die Beyſpiele von Pilatus und Petrus, von dem Neide, das Gleichniſs von den Arbeitern im Weinberge, und in mehrere Rückſichten das lehrreiche Gleichniſs vom verlornen Sohn. Auch vermiſst Rec. einige Materien ungern, z. E. die von der Feyer des Sonntags. Alle dieſe Mängel kann aber ein jeder bey dieſer geſchickten Grundlage, die von den guten Kenntniſſen und reichen Einſichten des Vf. zeugen, leicht erſetzen, wenn er bey ſeiner Lectüre mehrere ſpecielle Materien und Texte beytragen will. Ein doppeltes Regiſter von den Materien und den Texten machen das Buch noch brauchbarer.

BRANDENBURG, in der Leichſchen Buchh.: *Verſuch praktiſcher Katechiſationen* über das für die niedern Schulen der preuſsiſchen Lande Allerhöchſt verordnete allgemeine Lehrbuch der chriſtlichen Lehre, von *Auguſt Ephraim Jenchen*, Prediger zu Hohennauen bey Rathenow. 1795. 170 S. 8.

Ausführlichere Katechiſationen über einen Landeskatechismus ſind unſtreitig ein ſehr nöthiges Hülfsmittel für Schullehrer und auch wohl für manche Prediger, um ihnen weitern Stoff zur Erklärung deſſelben zu verſchaffen und ſie zugleich zu einer geſchickten Methode des Unterrichts zu gewöhnen. Solche Katechiſationen über den neuen preuſsiſchen Landeskatechismus zu liefern, iſt nun freylich ein ſchweres Problem, da die verworrene Anordnung der Materien, die Dunkelheit, die darinn herrſcht, und der ſtrengorthodoxe Lehrbegriff, einem Commentator mancherley Hinderniſſe in den Weg legen. Deſto gröſser iſt das Verdienſt des Hn. *J.*, dafs er eine ſo beſchwerliche Arbeit zum Beſten der Schullehrer übernehmen wollen, und es iſt billig, ihn nach der Lage der Sachen zu beurtheilen. So iſt nun derſelbe freylich dem im Katechismus zum

Grunde

Grunde liegenden Syſtem völlig treu geblieben, und hat von ſeinen Vorgeſetzten deswegen wohl nichts zu befürchten. Dabey gebraucht er aber immer paſſende Beyſpiele und Gleichniſſe, und ſucht die dogmatiſchen Lehren immer praktiſch zu machen, ſo wie dieſes bey dem Fall der erſten Menſchen auf eine geſchickte Weiſe geſchehen iſt. Zuweilen erlaubt er ſich auch freyere Erklärung, wenn es nicht den Lehrbegriff ſelbſt, ſondern das Hiſtoriſche betrifft, z. E. daſs unter der Stimme Gottes, welche zu Adam geſprochen, wohl der Donner, und unter den Entſchuldigungen Adams und der Eva die Stimme des böſen Gewiſſens zu verſtehen ſey. Auch wird zuweilen das Vernunftwidrige des Aberglaubens, z. E. S. 62 f. der Hexerey gezeigt. Daſs der Vf. dem *Glückſeligkeitsſyſtem* treu geblieben iſt, mag wohl nicht bloſs durch den Katechismus veranlaſst ſeyn, ſondern auch von ſeiner eigenen Ueberzeugung herrühren. Darüber will Rec. nun jetzt nicht mit ihm ſtreiten, ob es gleich dem, der vom Gegentheil überzeugt iſt, eine unangenehme Empfindung macht. Bey der *Erläuterung des Katechismus* findet man nichts als das gewöhnliche der ältern Katechismen. Dies war nun wohl überhaupt nicht zu ändern. Aber in manchen Stücken hätte Hr. *J.* doch noch mehr leiſten können. Ein Hauptfehler des Katechismus iſt, daſs der *moraliſche Theil* der Lehre Jeſu ganz vernachläſſiget worden. Hier hätte nun der Vf. dem Mangel dadurch abhelfen ſollen, daſs er die Pflichten bey den Glaubenslehren eingeflochten und erklärt hätte. Das iſt zum Theil zwar geſchehen, aber ſehr unvollſtändig und mangelhaft. Denn einige Pflichten ſind ſehr oberflächlich erklärt und viele ganz übergangen. Von der Liebe gegen andere Menſchen wird an zwey Orten gehandelt, bey der Lehre von dem Menſchen überhaupt, S. 67. wo aber gar nicht gezeigt iſt, was Liebe ſey, und nur das Gleichniſs vom barmherzigen Samariter angeführt, aber ſehr unvollſtändig erklärt wird; und S. 128. wo der Begriff etwas mehr, aber auch ſehr wenig ausgeführt wird. Wäre es nicht ſchicklicher geweſen, beides mit einander zu vereinigen und die Kinder auch mit den Zweigen der Menſchenliebe, Barmherzigkeit, Dienſtfertigkeit, Gefälligkeit u. dgl. genauer bekannt zu machen? Auſserdem hat der Vf. ſich viel zu wenig auf *Entwicklung der Begriffe* eingelaſſen. Manche ſind viel zu kurz und mangelhaft und manche gar nicht erklärt worden. So wird S. 26. geſagt: ein Geiſt iſt ein unkörperliches lebendiges Weſen, das Verſtand und freyen Willen hat; aber nicht gezeigt, was unkörperlich, Verſtand und freyer Wille ſey. Lebendig iſt eigentlich gar kein Prädicat eines Geiſtes. S. 27. heiſst es: wir ſollen Gott im Geiſt und in der Wahrheit anbeten, aber was dieſes bedeute, iſt ganz unerklärt geblieben. Eben ſo S. 28. ſteht von Gott als dem allervollkommenſten Geiſte bloſs die trockene Definition des Katechismus: er hat alle gute Eigenſchaften ohne alle Einſchränkung. Wie viel wäre hier nicht bey Kindern zu erklären geweſen? — Daſs Hr. *J. Naturgeſchichte* und *bibliſche Hiſtorie* zur Erläuterung benutzt hat, iſt ſehr zu billigen, aber das Exempel vom Daniel in der Löwengrube S. 33. hätte füglich wegbleiben können, weil es zu ſehr ans Fabelhafte gränzt, und zur Erläuterung der göttlichen Vorſehung gar nicht taugt. Wenigſtens hätte Hr. *J.* einige Winke darüber geben ſollen, daſs es ſehr grauſam vom Könige geweſen ſey, die Weiber und Kinder der Ankläger Daniels den Löwen vorzuwerfen, die doch nichts verbrochen hatten. Die *katechetiſche Methode* des Vf. iſt nun nicht ganz ſchlecht, hat aber doch auch noch manche Mängel. Die Fragen ſind oft viel zu leicht, z. E. S. 79. oft docirt auch der Vf. da, wo er fragen ſollte, als S. 26. daſs ein Geiſt unſichtbar ſey. Die Beweisſtellen ſind wenig oder gar nicht erklärt und katechetiſch zergliedert; allenfalls iſt eine kurze Erklärung beygefügt. So wird S. 19. die Stelle angeführt Röm. 1, 19. 20. und gleich darauf folgt die Frage: kann wohl ein Haus von ſich ſelbſt entſtehen? Die eigentlich nur eine Zwiſchenfrage ausmachen ſollte. Zuweilen erlaubt ſich auch der Vf. einige unanſtändige und anſtöſsige Ausdrücke, als S. 80. Welches ſind äuſsere Sünden? Die durch Glieder des Leibes in Gebehrden, Wörten oder Werken ausgeübt werden, z. B. wenn man *ſchiefe Mäuler* und Geſichter macht, lügt und *Zoten reiſst*, ſtiehlt und *hurt*. Hätten hier nicht ſchicklichere Ausdrücke gewählt werden können? Alles dieſes abgerechnet, kann das Buch doch Schullehrern ſehr nützlich werden, weil doch manche gute und brauchbare Materialien zur Erläuterung des Textes geliefert ſind.

Riga, b. Hartknoch: *Ueber Menſchenleben, Chriſtenthum und Umgang*, eine Sammlung Predigten aufs (auf das) ganze Jahr für gebildete Leſer, von *K. H. Sonntag*, Oberpaſtor an der Kronskirche in (zu) Riga. Erſten Bandes zweyter Theil. 1794. 410 S. 8. (1 Rthlr.)

Da der erſte Theil dieſer Predigtſammlung in unſerer A. L. Z. ſehr ausführlich beurtheilt worden, und Rec. gegenwärtigen zweyten in Abſicht der Vollkommenheiten ſowohl, als der Mängel jenem völlig gleich gefunden hat; ſo kann er ſich bey dieſer Anzeige etwas kurz faſſen. Der Inhalt der hierin gelieferten Predigten iſt folgender: *Ueber das gute Herz: Warnungen und Ermahnungen auf Veranlaſſung der Geſchichte Petri: Ueber Judas Iſchariot*, zwey Homilien. *Warnung vor dem Leichtſinne im Urtheile über die Menſchen. Maria und Johannes unter dem Kreutze Jeſu.* Eine Homilie. *Die Feyer des Abendmahls, während der Gedächtnisſtage des Leidens Jeſu, als* (ein) *wirkſames Hülfsmittel der chriſtlichen Beſſerung. Die Gröſse Jeſu in der Vereinigung ſonſt nie ſo vereinigter ſittlicher Vorzüge.* (Warum nicht lieber: *Jeſus ein Muſter ſittlicher Vollkommenheit?*) *Die Verdienſte des Chriſtenthums um die Aufklärung des menſchlichen Verſtandes*, in zwey Predigten. *Ueber die Menſchenfurcht: Ueber die Aufopferungen für unſern Beruf: Warnung vor der Schadenfreude: die Pflicht des Chriſten, bey dem, was er andern zu ſagen hat, darauf zu ſehen, daſs ſie es tragen können: Meide o Chriſt! und ſuche die Einſamkeit* (etwas geſucht ausgedrückt!). *Die Verdienſte des Chriſtenthums um das Menſchengeſchlecht durch den Glauben an ewiges* (an ein ewiges)

Leben: Ueber die Dienstfertigkeit mit den Eigenschaften und Vorzügen unsers Geistes. — Das angehängte *Gebet nach der Predigt bey gemeinschaftlicher Familienandacht* hat Rec. des pretiösen, geschraubten Ausdrucks wegen, in dem es abgefasst ist, durchaus nicht gefallen. Hier sind ein paar Stellen zur Probe: „Segne eine jede freudige und eine jede traurige Erfahrung des Lebens an uns und Andern.“ *Dann begegne* uns, was da wolle! *du liebst uns, wir lieben dich;* so müssen alle Dinge uns zum Besten dienen. Und eben dies, du Vater aller Menschen, erflehen wir von dir für unsere Freunde, für unsere Mitbürger, für alle Brüder und Schwestern auf deiner ganzen weiten Erde. *Zwar dürfen wir auch beten — und — höre uns gnädig — wir bitten jetzt:* (wozu hier so zerhackte Redesätze!) Bewahre unser Land und jedes Land vor Misswachs und vor Seuchen! Lenke den Blitz von Wohnungen, den Hagel von Feldern und Gärten ab. Lass Sonnenschein und Regen, Wärme und Kälte, Sturm und Stille abwechseln *wie bey uns so überall* zu einer fruchtbaren gesunden Witterung.“ Das Unbescheidene einer solchen Bitte muss Jedem, welcher richtige Begriffe vom Gebete hat, von selbst einleuchten. Soll z. B. die Gottheit durch unaufhörliche Wunder den Gang des Blitzes in allen Landen hemmen? Wie gesucht ist folgende Stelle: „Wir wollen, eingedenk unserer Bestimmung für die Ewigkeit, so leben, wie gelebt zu haben, wir sterbend einst — ach! dann vergebens! — wünschen werden.“

Leipzig, b. Voss: *D. Martin Luthers Sittenbuch für den Bürger und Landmann*, aus seinen hinterlassenen Werken mit Auswahl des Besten und Wichtigsten gezogen, vom Verfasser von Luthers Leben. 1794. 373 S. 8.

Unter mehrern Blumenlesen aus Luthers Schriften verdient auch diese empfohlen zu werden. Der Herausg., ein Landprediger T., versichert es aus Erfahrung zu wissen, wie vielen Eindruck Stellen aus Luthers Schriften, die er zuweilen in häuslichen Versammlungen einigen Gliedern seiner Gemeine vorlas, auf die Gemüther derselben machten; und jeder, der das versucht hat, wird ihm beystimmen. Er entschloss sich daher, eine Sammlung von Aussprüchen dieses Weisen zu veranstalten, welche hauptsächlich für die Lebensweisheit von wichtigem Gehalte sind, und er brachte sie in diese sieben Kapitel: Pflichten der Religion in Absicht auf Gott, auf uns selbst, auf andre, auf das bürgerliche Leben, auf das häusliche Leben, auf besondere Umstände des Lebens, auf die Besserungsmittel; jedes Kapitel aber wieder in besondere Abschnitte. Die Ausführung ist besser gerathen, als der Rec. anfänglich glaubte, weil er Luthers Hastigkeit und Zuversichtlichkeit im Absprechen über viele unter diesen Rubriken vorkommende Materien, die ein ruhiges und bescheidenes Nachdenken erfodern, eben nicht für gute Eigenschaften eines Moralisten hält, und weil er oft bemerkt hatte, dass vielen gerade manches aus den Schriften des Mannes gefiel, weil er es derb und possierlich gesagt hatte. Mit Vorsichtigkeit und Strenge hat aber der Herausg. gerade nur die gründlichsten, oder doch die stärksten, herzlichsten und schönsten Stellen ausgehoben, und, wie es scheint, hie und da zur vollern Bestimmung oder Einschärfung eines Gedankens etwas eingeschaltet, ohne es zu sagen und ohne die Sprache merklich zu verändern.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Fleischer: *Drey Königinnen*, vom *Freyherrn von Wackerbart*. 1795. 48 S. 4. (8 gr.) — Drey historische Anekdoten sind hier nicht historisch erzählt, sondern romantisch ausgebildet. Die erste Königin ist die polnische Königin *Wenda*; sie verwirft die Anwerbung eines deutschen Fürsten, ohne dass irgend ein Grund angegeben wird, warum er ihr nicht anstehet, er will mit gewaffneter Hand sich ihrer bemächtigen, wiederholt erst noch einmal seinen Antrag, und als er zum zweytenmal verworfen wird, ersticht sich der Narr an der Spitze seines Heers, und sein Tod bringt nun auf einmal bey ihr so viel Schwermuth hervor, dass sie sich von einem Felsen stürzt. Da er kein *Phaon*, und sie keine *Sappho* ist, so bedauert der Leser weder ihn noch sie. Die zweyte ist eine Königin der *Berber* in Nordafrika, von der nichts als lauter Kriegsthaten erzählt werden; sie streitet mit männlichen Muth, und bleibt in der Schlacht. Die dritte ist die, jedermann aus *Xenophon* oder aus *Wieland* bekannte *Panthea*; nicht aber der Kampf, den ihre Schönheit dem *Araspes* kostet, sondern ihr Schmerz über den Tod ihres Gemahls, und ihr Selbstmord sind hier das Hauptthema. In allen drey Erzählungen macht der Vf. einen grosen langweiligen Eingang, und holt sehr weit aus. Grösstentheils ist sein Ton poetische Prosa, wo dann oft die unwichtigsten Dinge poetiös ausgedrückt werden, z. B. anstatt *er zog das Schwerd* heisst es S. 17.: „Er *löste* das *giftige* Schwerdt vom *hölzernen* Schaft.“ Lächeln muss der Leser über das *pferdeführende* Polen S. 10., so wie über die *Aphrodite* S. 11. in einer Geschichte aus dem polnischen Heidenthum. Bald verfällt der Vf. in ein episches Pathos, und sagt z. B. S. 47.: „Sie *enthauchte* das Leben, den Namen des Geliebten auf ihre Lippen *gezeichnet*.“ Bald sinkt er so tief, dass er S. 11. *den Kopf vom Leibe trennen*, oder *das Land vom Ungeziefer säubern lässt*. Zuweilen spricht er in Rätzeln; nachdem er z. B. S. 13. gesagt hat, mit einer eigensinnigen Frau, die keinen Gründen Gehör gebe, sey nichts anzufangen, setzt er hinzu: *Dies ist zwar freylich ein Kunstgriff, aber nicht alle Kunstgriffe sind edel und gut.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Himburg: *Codicis manuſcripti N. T. graeci Rauiani, in bibliotheca Regia Berolinenſi publica aſſervati, Examen* — inſtituit *Ge. Gottl. Pappelbaum*, ad D. Nicolai Berol. Diaconus. 1796. 206 S. 8.

Schon vor 11 Jahren gab der Vf. in deutſcher Sprache eine Abhandlung über den durch die oft erneuerten Streitigkeiten über 1 Joh. 5, 7. ſo berühmt gewordenen Rauiſchen Codex des neuen Teſtaments heraus. (A. L. Z. 1786. Nr. 24.) Er hatte damals nur einen Theil der Handſchrift, nämlich den Matthäus, die katholiſchen Briefe und die Apokalypſe, verglichen. Aus dieſer Vergleichung leitete er in der gedachten Schrift mit der höchſten Evidenz das Reſultat her, der Codex (— verſteht ſich, die Theile deſſelben, die man aus den angeſtellten Vergleichungen kannte, —) ſey eine Abſchrift der gedruckten Complutiſchen Ausgabe, mit einigen wenigen abſichtlichen Abweichungen. Gleichzeitig mit Hn. P. hatte auch Hr. Griesbach das Reſultat ſeiner eigaen Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand bekannt gemacht, welches mit dem Pappelbaumiſchen vollkommen übereinſtimmte, und nur den Zuſatz noch enthielt, die Abweichungen von dem Complutiſchen Druck ſeyen ſämmtlich von den Randlesarten der dritten Stephaniſchen Ausgabe erborgt, und es ſey mithin die betrügeriſche Abſicht bey dieſem Machwerke offenbar. So ſchien nun die alte Streitfrage völlig entſchieden zu ſeyn. Nur Hr. Travis, der mit ſeinen Vertheidigungen der unächten Stelle 1 Joh. 5, 7. ſo viel Aufſehen gemacht und ſo viel unverdienten Beyfall in England gefunden hat, konnte ſich nicht entſchlieſſen, den Rauiſchen vermeynten Zeugen für jene Stelle aufzugeben. Hr. P. hatte ihm zwar in einem eignen Briefe, (welcher mit einigen neuen Zuſätzen in einem Anhang hier abgedruckt iſt,) von ſeinen Entdeckungen und den Beweiſen für die Richtigkeit derſelben ausführliche Nachricht gegeben. Allein Hr. Travis fand nicht für gut, in den folgenden Ausgaben ſeiner Briefe an Gibbon Notiz davon zu nehmen, und miſsbrauchte ſogar die Pappelbaumiſche deutſche Schrift, aus welcher er ſich einen Auszug in engliſcher Sprache hatte machen laſſen, zu ſeinen Abſichten. Dies bewog Hn. P., ſeine ehemals angefangenen Unterſuchungen weiter fortzuſetzen, und diejenigen Theile des Rauiſchen Codex, welche bisher noch unverglichen geblieben waren, ebenfalls zu vergleichen. Seine Mühe ward durch neue Entdeckungen belohnt. Er fand, der Codex beſtehe aus zwey ungleichartigen Theilen. In Anſehung des gröſseren Theils, wurden die frühern Unterſuchungen vollkommen beſtätigt, und es zeigte ſich eine groſse Menge neuer, höchſt auffallender und unwiderſprechlicher Beweiſe, dieſer Theil des Codex ſey ſchlechterdings nichts anders als eine von einem ſehr unwiſſenden Menſchen gemachte ſklaviſche Copie der Complutiſchen Ausgabe; auch erkannte nun Hr. P. ſelbſt, die zur Täuſchung hin und wieder angebrachten Abweichungen ſeyen ſammt und ſonders aus der dritten Stephaniſchen Ausgabe entlehnt. Es wird genug ſeyn, hier nur ein Paar der neu entdeckten Beweiſe anzuführen. Act. 25, 3. lieſt die Complut. Ausgabe: παρεκαλουν αυτον αιτουμενοι χαριν κατ αυτου, οπως μεταπεμψηται αυτον εις ιερουσαλημ. Die eingeklammerten Worte und Sylben machen im Complut. Druck gerade eine Zeile aus. Dieſe Zeile hat der nachläſſige Copiſt überſehen, und in ſeiner Dummheit geſchrieben: παρεκαλουν αυτον αιτουται αυτον εις ιερουσαλημ. Hebr. 7, 1. hat die Complut. Ausgabe: ὁ συνα[τησας αβρααμ υποστρεφοντι απο της κοπης] των βασιλεων. Auch hier hat der Copiſt eine Zeile überſprungen und ſinnlos geſchrieben: ω. (ein copirter Druckfehler ſtatt ὁ) συναντων βασιλεων. Beyſpiele dieſer Art, nebſt den unzähligen Druckfehlern, welche der Copiſt treulich abgeſchrieben hat, und den nicht ſeltenen Auseinanderreiſsungen zu Einem Wort gehöriger Sylben, welche aber in der Complut. Ausgabe am Ende der Zeilen ſtehen, und bey denen der Setzer das Theilungszeichen vergeſſen hatte, ſind völlig entſcheidend, und widerlegen zugleich die von einigen geſuchte Ausflucht, die Rauiſche Handſchrift ſelbſt, oder auch der Codex, von dem der Rauiſche abgeſchrieben ſey, könne von den Complutiſchen Herausgebern gebraucht und befolgt worden ſeyn, und daraus laſſe ſich die Uebereinſtimmung ganz natürlich erklären. — Der andere und kleinere Theil des Codex begreift Marc. 5, 29 — 16, 20. den ganzen Lucas und Johannes, Rom. 1, 1 — 6, 18. und Kap. 13, 1. bis zu Ende des Briefs. Dieſe Stücke ſind nicht aus der Complutiſchen, ſondern — aus der dritten Stephaniſchen Ausgabe von 1550 *abgeſchrieben*. Auch dieſe ſeine neue Entdeckung belegt der Vf. mit unwiderſprechlichen Beweiſen. Der Copiſt hat in dieſem Theil der Handſchrift die offenbarſten Druckfehler der Stephaniſchen Ausgabe, ſogar auch ſolche, die Stephanus ſelbſt unter den Erratis angezeigt hatte, mit ſtupider Treue nachgeſchrieben. Doch auch in dieſem Theil verläſst er zuweilen mit Fleiſs und in der Hoffnung, den groben Betrug einigermaſsen zu verbergen, ſein Original. Er wuſste aber keine andere Aenderungen anzubringen, als die ihm entweder Stephans Rand oder auch die Complutiſche Ausgabe darbot. Den erſtern plünderte er ſo ſorg-

los, dafs er mehrere (S. 92 u. 166.) ganz unrichtig von Stephanus angegebene Lesarten mit abgeschrieben, eben dadurch aber recht völlig in seiner Blösse sich gezeigt hat. Es ist also der ganze Codex von Anfang bis zu Ende, blofs einige offenbare Schreibfehler, die des Copisten Eigenthum sind, abgerechnet, aus zwey gedruckten Ausgaben und den Randlesarten der einen derselben, zusammengeflickt. Dies ist so evident gemacht, dafs hoffentlich niemals jemand ein Wort über das armselige Rauische Product weiter verlieren wird. Der Vf. verdient Dank für seine mühsamen und die Sache erschöpfenden Untersuchungen, und der richtige scharfe Blick, mit dem er kritische Gegenstände betrachtet, erregt den Wunsch, dafs er seine Musse ferner der Bearbeitung eines Feldes widmen möge, das immer noch eine grofse Aernte verspricht, wozu sich aber so wenige, zumal verständige und geschickte, Arbeiter finden. — Da er die Complutische Ausgabe zu seinem Zweck von neuem ganz collationiren mufste, so dient seine Schrift nebenher dazu, die von Wetstein gegebenen Auszüge aus dieser Ausgabe zu berichtigen und vollständiger zu machen.

Leipzig, im Intelligenzcomtoir: *Christliches Concordienbuch, d. i. der evangelisch-lutherischen Kirche symbolische Bücher. Nebst den sächsischen Visitationsartikeln.* 1790. 1206 S. 8. (12 gr.)

Ein blofser Abdruck des Concordienbuchs nach der Pippingischen und Baumgartenschen Ausgabe, wobey weder Kritik noch Geschichte der im Concordienbuche enthaltenen Schriften etwas gewonnen. Die Ausgabe ist eine blösse Speculation des Directors der Armen- und Realschule, wie auch des Waisenhauses in Wittenberg, der schon in den Jahren 1760 und 1766 zwey ähnliche Ausgaben veranstaltet, und jetzt diese dritte unternommen, *weil man wieder anfange, auf die symbolischen Bücher zu achten, und höchsten Orts anbefohlen worden, über diese Bücher auf beiden Universitäten zu lesen.*" So wie Rec. die Natur, die ursprüngliche Absicht und den relativen Werth der im Concordienbuche enthaltenen Schriften nicht verkennt, sondern zu schätzen weifs: so ist er auch, nachdem Zeiten und Umstände sich geändert, der festen Ueberzeugung, dafs nicht wohlfeil veranstaltete Ausgaben des Concordienbuchs, sondern Bibelstudium, worauf schon Luther zu seiner Zeit gedrungen, die einzige sichere Quelle sey, woraus reines und wahres Christenthum geschöpft werden könne. Noch sind die sächsischen Visitationsartikel vom J. 1592 nach der Pippingischen Ausgabe des Concordienbuchs beygefügt worden, ob sie gleich theils nicht dazu gehören, theils in allen Ausgaben des *Corporis I. E. Saxonici* zu finden sind.

Erfurt, b. Keyser: *Die Theologie der Neuern*, oder Darstellung der christlichen Glaubenslehren nach den neuesten Berichtigungen für die Religionslehrer unsers Zeitalters, von *Paul Friedrich Achat Nitsch*, Pfarrer zu Oberwündisch. 1790. 32 und 528 S. 8.

Predigern und Candidaten des Predigtamts, die nicht Mittel und Gelegenheiten haben, sich mit den allmählich veränderten Lehrformen der Religionswissenschaft bekannt zu machen, war eine solche Schrift, als ihnen hier der nun schon verstorbene Vf. anbot, in der That zur bequemen Uebersicht der Sache, zur Erweckung des Interesse daran, zur Vorbereitung auf gründlichere Einsicht und Beurtheilung, zu gönnen. Aber weit nützlicher, obwohl auch weit schwerer, würde diese Arbeit gewesen seyn, wenn der Vf. schlechtweg den Referenten gemacht, die Verschiedenheit der ältern und neuern Theologie auseinandergesetzt, Gründe und Gegengründe unpartheyisch aufgezählt, sich für keine von beiden Seiten erklärt, und es dem Urtheile seiner Leser überlassen hätte, welcher sie den Vorzug geben wollten. Aber schon die Schlufsworte der Vorrede müssen die Nutzbarkeit des Buchs gar sehr vermindern: *Den Tadel der Heterodoxie, dessen mich manche beschuldigen werden, fürchte ich als Historiker nicht* (aber gerade das mufs der Historiker am meisten fürchten und vermeiden, dafs er Parthey ergreife,) *und der Vorwurf, dafs ich mit dieser Arbeit ein Apostel der Neologen bin, wird mich stolz machen*, (und sollte ihn vielmehr, wenn er unverdient war, gekränkt, da er aber eingestanden treffend ist, gedemüthiget haben). Allein, wie gesagt, es war leichter, eine Apologie, als eine Geschichte der neuern Theologie zu schreiben.

In der vorausgeschickten *Einleitung* giebt der Vf. einen magern Abrifs der Geschichte der Theologie. Es würde nicht schwer seyn, auf allen Seiten Lücken, Misverständnisse, falsche Data, verfehlte Urtheile nachzuweisen. Zu den *einzelnen Abhandlungen über einzelne Dogmata* rechnet er besonders *des Clemens von Alex. so meisterhafte Stromata;* unter die *übrig gebliebenen* Schriften denkender Theologen die *heiligen Reden des gründlichen Nestorius;* er scheint nur Einen *Cyrill*, den Alex. zu kennen; einen der besten lateinischen Theologen nennt er *Fuerendus* (Facundus Hermian.?) — Doch das Ganze ist entweder aus nachgeschriebenen Heften, oder aus Mosheims, Semlers u. a. Kirchengeschichten, und aus Döderleins Dogmatik compilirt. Dem letztern, und einigen andern, macht der Vf. tiefe Verbeugungen, wenn er auf die neuern Zeiten kommt. Ueber ihn hinaus reicht nun auch die nachfolgende *Darstellung der neuern Theologie* nicht; von der kritischen Philosophie kein Wort. Unter folgenden Aufschriften: Cap. I. von der Religion überhaupt; II. von den Erkenntnisquellen der christl. Relig. oder vom a. und n. Test.; III. von der heil. S., dem Gebrauche der Vernunft, dem Ansehn der Kirchenväter, Concilien und Symbolen, und IV. von der Theologie, hat er nun diese Darstellung mitgetheilt; wichtiges und unwichtiges, altes und neues, wahres und falsches, alles durch einander; ohne Plan und Oekonomie, umständlich oft bey Kleinigkeiten, kurz und dürftig bey dem Erheblichsten. Die allg. d. Biblioth. und Döderleins Dogmatik sind die Hauptquellen.

Giessen, b. Heyer: *Chr. Wilh. Fr. Walchs, D. — Grundsätze der Kirchengeschichte des neuen Testaments.* Dritte Ausg. verbessert und vermehrt von

Joh.

Joh. Chrph. Friedr. Schulz. — Zweyter Th. Abschn. I. 1793. mit fortlauf. Seitenz. 265 — 520. Abschn. II. 1794. — 720.

Die Anmerkungen und vorzüglich die literarischen Nachweisungen, die der Herausg. beygefügt hat, erhöhen die Nutzbarkeit dieses Buchs gar sehr. So wenig es zu seiner ersten Absicht, als Leitfaden bey Vorlesungen, taugen mag, so wird es doch immer als Hülfsbuch, und vornehmlich in seiner gegenwärtigen Gestalt, als ein zusammengedrängtes Repertorium über die Kirchengeschichte und über die vornehmsten Schriftsteller, die einzelne Materien bearbeitet haben, denen, welche sich in die unbequeme Anordnung zu schicken wissen, gute Dienste leisten. Einige kleine Versehen, die Rec. in seinem Exemplar angemerkt hatte, sind auch in dieser Ausg. stehen geblieben: z. E. dass der Cardinal *Bellarmin* anstatt *Robert* (aus Verwechselung mit *Baroni,*) *Cäsar*, der Stifter des Ordens des Oratoriums in Frankreich, statt *Petrus*, *Johann* Barulle genannt, *dass* der Orden der Piaristen mit den Brüdern und Schwestern der christlichen Schulen von Nik. Barre verwechselt wird. In den Anmerkungen des Herausg. dürfte mancher historische Umstand, auch manches Buch nach dem Plane dieser Schrift, der Anführung nicht werth scheinen; allein es lässt sich für eine Arbeit dieser Art fast gar nicht bestimmen, was genug, was zuviel und was zu wenig ist; und man muss zufrieden seyn, wenn nur nichts unrichtiges einfliesst. Dass bey König Eduard VI S. 574. eingeschaltet wird: *der viel zu früh verstorbene*, ist gut, aber nicht: *vortreffliche*, eben weil er viel zu früh, im 16ten Jahre, verstarb. Von Heinrichs VIII Schrift wider Luthern wird S. 554 *Joh. Rochensis der wahre Verfasser* genannt; muss heissen: *Joh. Fisher, Roffensis.* Und die Sache selbst ist nicht erwiesen.

OEKONOMIE.

Wien, b. Kurzbeck: *Das Anton Janscha sel., sehr erfahrnen Bienenwirths u. K. K. Lehrers der Bienenzucht in Wien, hinterlassene vollständige Lehre von der Bienenzucht.* 1790. 204 S. 8. nebst 7 Kupfertafeln. (20 gr.)

Der Vf. starb, als er eben im Begriff war, sein vollendetes Lehrbuch zum Druck zu befördern. Sein Nachfolger im Amte, Hr. *Joh. Münzberg*, übergab es aber der Presse, und die öfters veranstalteten Auflagen wurden so bald vergriffen, dass der Verleger zur gegenwärtigen neuen Auflage schreiten musste. Die Unrichtigkeiten in Ausdruck und Sprache, worauf man häufig stösst, da J. wohl ein Meister seiner Kunst, aber kein Gelehrter von Profession war, verdienten bey einer künftigen Ausgabe verbessert zu werden.

Der erste Theil dieses Werks ist der theoretische, dessen 2ter Abschnitt, worinn die Kennzeichen des bevorstehenden Schwärmens der Bienen angegeben sind, als der wichtigste unter allen anzusehen ist. Wir Bienenwirthe in Niederdeutschland wissen aber ausser den vom Vf. angegebenen Kennzeichen noch mehrere, die zwar nicht allemal, doch meistentheils das nahe Schwärmen ankündigen. Wenn nämlich die Drohnen in den Frühstunden des Vormittags schon ausfliegen, auch die Bienen, welche am Abend zuvor stark vorgelegen, am folgenden frühen Morgen aber sich innerhalb des Stocks zurückgezogen haben, und sodann wenig aus- und einfliegen, so erwarten wir das Schwärmen derselben.

Von der Begattung des Weisels durch die Drohnen vermuthet der Vf., dass sie ausserhalb des Stocks in der Luft geschehe, da man die mit dem Weisel ausgeflogenen Drohnen an ihn geschwind heranstossen sieht; eine Beobachtung, die an einem ganz allein stehenden Stocke sehr leicht zu machen sey. Die geschehene Befruchtung des Weisels sey bey seinem Zurückkommen zunächst daran zu erkennen, dass der hintere spitzige Theil des Leibes, wo der Stachel sich befindet, offen ist, oder dass etwas Weisses, einem dünnen Faden ähnliches, heraus hängt, so dass es gleichsam beschädiget oder zerrissen aussieht. Ausserdem schliesse man noch die geschehene Befruchtung aus dem geraden Aus- und Einfliegen der Bienen und dem Eintragen der Höselu (Käulchen an den Hinterfüssen von Blumenmehl) zur Fütterung der Brut.

Im zweyten Theile, dem praktischen, sind die Abschnitte von dem Schwärmen selbst und den dabey vorkommenden Verrichtungen des Bienenwärters die merkwürdigsten. Künstliche Schwärme oder Ableger werden widerrathen. Auch wird bemerkt, dass *Schirach* den Ursprung dieser Kunst von einer Zeit von 20 Jahren herleite. Dagegen versichert Janscha, dass 80jährige oberkrainische Bienenväter diese Kunst schon von ihren Vorfahren geerbt haben. Seit 20 Jahren seyen dergleichen Ableger in Oberkrain, wo die Bienenzucht stark betrieben wird, sehr verachtet. Man scheue sich einen Ableger zu kaufen, und verlache den Bienenwirth, der auf keine andre Art Schwärme zu erlangen wisse.

Die Verjüngerung der Stöcke wird S. 166 ff. gelehrt, da die alten Bienen entweder in leere Stöcke hineingetrieben, oder mit schwachen vereinigt werden. Das zu diesem Zweck bey uns gewöhnliche Austrommeln muss dem Vf., da er dessen nicht gedenkt, unbekannt gewesen seyn.

Anfängern in der Bienenwirthschaft würde Rec. zuerst *Spitzners praktische Anweisung zur natürlichen und glücklichen Bienenzucht in Körben*, und dann erst *Janscha's Lehrbuch* empfehlen, wo sie das, was bey dem Einen fehlt, aus dem andern ergänzen können.

Berlin, b. Pauli: *Der Gartenfreund.* Ein Auszug aus H. D. *Krünitz* ökonom. technologischen Encyklopädie, angefertiget und mit Zusätzen herausgegeben von G. F. *Ideler*, Prediger zu Bentwisch in der Prieguitz, und mit einer Vorrede von *V. Wildenow.* 1795. 1. Band, von *Aa* bis *Bel.* mit 3½ Bogen Kupfer. Ohne Vorrede von 22 S. und Einlei-

tung 176 S. mit dem Index und deutschem Register 843 S. 8. (7 Gulden.)

Bey der Menge von Gartenschriften, die wir besitzen, und die täglich herauskommen, aber meist nur einzelne Theile der Gartenkunst enthalten, war doch ein ausführliches Werk, wie das gegenwärtige, immer noch ein wahres Bedürfniss unsrer Zeit. Wir haben zwar die Uebersetzung von des Engländers *Phil. Miller Gardeners Dictionary*; allein es ist darinn in der Uebersetzung nicht selten der wahre Sinn des englischen Originals verfehlt, und die Anweisungen desselben sind bey der Verschiedenheit des Clima nicht allemal in Deutschland anwendbar. Ueberdies sind seitdem in der Gartenkunst grosse Fortschritte gemacht worden.

Wie schon der Titel des Werks besagt, so ist es ein Auszug aus D. Krünitz ökon. technologischer Encyklopädie, und könnte füglicher eine Encyklopädie der Gartenliteratur oder eine Gartenbibliothek als der Gartenfreund heissen, zumal da es nicht nur alles, was die Gärtnerey betrifft, sondern auch die Forstwissenschaft und noch verschiedenes andre umfasst. Krünitzens grosses und reichhaltiges Werk sorgt zwar für eine Menge von Lesern; allein blosse Gartenfreunde können es sich doch selten zu ihrem Privatgebrauch anschaffen. Eben der Fall ist bey des Hn. v. Schütz Auszug aus dem grosen Kr. Werke, so gros auch dessen Nutzen für viele Klassen von Lesern ist. Hr. Ideler hat daher ein nützliches Geschäft übernommen, und es ist in gute Hände gefallen. Er stellt nicht nur alles zusammen, was nach Kr. Encykl. die Gartenkunst und Gärtnerey angeht, sondern bereichert es auch mit sehr guten Anmerkungen, welche theils aus eigener Beobachtung und Erfahrung geflossen, theils mit Geschmack und Kenntniss aus neuern bewährten Schriftstellern gewählt sind, deren sich Kr. in den ersten Bänden noch nicht bedienen konnte. Sie stehen am rechten Orte, und sind zugleich von dem laufenden Texte abgesondert angebracht. — Zur Belehrung derer, die mit dem botanischen Studium noch nicht genau bekannt sind, hat der Vf. noch eine Einleitung in die Botanik vorausgeschickt, und nicht nur die ganze botanische Kunstsprache, sondern auch den physiologischen Theil der Gewächskunde genau und richtig vorgetragen. — Sollten freylich durch alle Buchstaben des Alphabets so reichhaltige Bände erfolgen, so würde auch diese Gartenencyklopädie nur ein Werk für sehr begüterte Gartenfreunde und Gärtner werden, oder es müsste abermals ein Auszug daraus verfertigt werden. Allein einestheils ist dieser Band durch die allgemeine Einleitung verstärkt worden, anderntheils nahm der Buchstabe B so viel Raum ein, weil die wichtigen Artikel von *Bäumen* und *Baumgärtnerey* darinn enthalten sind. Indessen ersuchen wir den Vf., um dieses nützliche Werk recht allgemein brauchbar zu machen, alles nur irgend Entbehrliche wegzulassen, das Praktische möglichst zu concentriren, und sich hauptsächlich auf die eigentliche Gartenkunst einzuschränken. So hätten wir gewünscht, dass er die forstwissenschaftlichen Artikel nicht aufgenommen, oder nur kürzlich auf die Quelle zurückgewiesen hätte, seiner in der Vorrede angeführten Gründe ungeachtet. In der That erforderte das Kr. Werk ein besondern Auszug für die Forstwissenschaft, einen besondern für die Lustgärtnerey, einen besondern für die botanische und einen besondern für die Küchen- und Baumgärtnerey. Da indessen Hn. Id. Plan bereits nach einem weitern Umfang angelegt ist, so wird wenigstens nöthig seyn, dass er ihn so viel als möglich auf die eigentliche Gartenkunst einschränke, und zwar so, dass die Küchen und Baumgärtnerey als der Hauptpunkt bearbeitet: sodann die Lustgärtnerey und die botanische mit gehöriger Einschränkung behandelt, und endlich die Forstwissenschaft nur kürzlich berührt, und dabey auf die Quellen und Urquellen zurückgewiesen werde, da doch kein Forstmann aus dem *Gartenfreund* seine Wissenschaft zu erlernen suchen wird. Auf solche Weise wäre allen Lesern gerathen, und das Werk für den grösten Theil der Gartenfreunde vorzüglich brauchbar.

Die vorausgeschickte Einleitung etc. zeugt von einer gelehrten Bekanntschaft mit der Botanik, und unterrichtet den Layen sehr zweckmäsig und kurz in der Physiologie der Pflanzen und den nöthigen Vorkenntnissen. Sie giebt in elf Bogen eine summarische Beschreibung von den Theilen der Pflanzen mit ihrer verschiedenen Modification, und erklärt die in der Botanik gebräuchlichen Kunstwörter.

Um sich zu überzeugen, wie viel das Krünitzische Werk in diesem Auszuge durch die Zusätze und Anmerkungen gewonnen habe, vergleiche man z. B. den Artikel vom Spargelbau (*Asparagus*), wo man alles beysammen findet, was in so vielen Abhandlungen und Schriften darüber gesagt ist. Wir wiederholen nur den Wunsch, dass es dem Vf. gefallen möge, alle Abschweifungen möglichst zu vermeiden. So hätte der Gartenkalender ganz füglich wegbleiben können, der vielleicht im Ganzen über 1 Alphabet betragen dürfte, indem die Verrichtungen im April 28 S., und die im August 24 S. einnehmen. Zum Wesentlichen tragen sie doch wenig oder nichts bey, da bey jedem Gewächs die Pflanzzeit etc. und die Behandlung ohnehin bemerkt sind. — Die Kupfer sind ziemlich gut gestochen, haben aber sehr schlechtes Papier. — Das Format des Bandes ist gefällig und bequem.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Schwerin u. Wismar, in der Bödnerschen Buchh.: *Beyträge zu der Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden*, von D. *A. D. Weber*. 2te verb. Ausg. 1 St. 1795. 92 S. 8.

Leipzig, b. Crusius: *Lehrbuch der Religion nach Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums*. Entworfen von *J. H. A. Schulze*. 2te verb. Ausg. 1795. 238 S. 8. (14 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. September 1796.

OEKONOMIE.

Cassel, b. Ahl: *Sammlung geprüfter Erfahrungen aus der Haus- und Landwirthschaft*, zur Verbreitung nützlicher und angenehmer Kenntnisse aus den besten Werken gezogen. Erster Theil. 1795. 1 Alph. 9 Bog. 2ter Theil. 1 Alph. 10 Bog. 3ter Theil. 1 Alph. 13 Bog. 8 (3 Rthlr. 12 gr.)

Diese über vier Alphabet starke Sammlung unterscheidet sich von ähnlichen dieser Art durch eine grössere Menge von Recepten zum Kochen, Braten, Brauen, Brennen, Färben, Waschen u. s. f., die, wie der Herausg. auch selbst gesteht, nichts als eine Compilation aus grössern Werken enthalten. Für Liebhaber werden sie immer ihren Werth behaupten, doch möchte es auch diesen angenehmer gewesen seyn, wenn die Materien etwas besser geordnet, und nicht so ganz ohne alle Auswahl durch einander gemischt wären. Die übrigens ziemlich vollständigen Register helfen der daraus beym Aufsuchen entstehenden Unbequemlichkeit doch nicht ganz ab.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Kurzer Unterricht für den praktischen Landwirth, neue Fischteiche mit wenigen Kosten anzulegen*, die Teichdämme für Ueberschwemmung in Sicherheit zu setzen, die Fischnahrung nach gewissen Erfahrungen zu vermehren, und die Wässerung nach physikalischen Gründen zu beurtheilen und zu veranstalten. Nebst Vorschlägen, die Stallfütterung ohne künstliche Futterkräuter sicher zu gründen, von M. *Christian Gotthold Herrmann*, weil. Pastor zu Cämmerswalda, der ökonom. Societät in Leipzig Ehrenmitglied. Mit 2 Kupfertafeln. 1795. 263 S. XXIV S. Vorr. u. Inhalt 8. (16 gr. sächs.)

Ein neuer des veränderten Verlags wegen vorgesetzter Titel zu einem in unsern Blättern (A. L. Z. 1798. N. 40.) schon ausführlich angezeigten und nach Verdienst empfohlenen Werke.

Potsdam, b. Horvath: *Annalen der Märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam*. Erster Band, Heft I, II, III. Mit Kupfern. 1794. Heft I. 171 S. XXVIII Vorr. H. II. 174 S. XVI Vorr. H. III. 152 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser erste Band empfiehlt sich durch Reichhaltigkeit, Gemeinnützigkeit, und die gründliche Behandlung der Gegenstände. Die H. I. S. 66. mit einem Kupfer erläuterte Anweisung auf eine geschwinde und leichtere Art, Hüte zu appretiren, (vermittelst eines Kessels und der aus ihm übergehenden Hitze des kochenden Wassers,) verdient bekannter zu werden, da zugleich viel Holz dabey erspart wird. Gründlich ist H. II. S. 167. ein in H. I. S. 160. eingerückter Vorschlag gegen die bisherige Baumveredlung widerlegt. Gegen die H. II. S. 74. angerathene, neuerlich wieder öffentlich empfohlne Zubereitung und Nutzung der Häute von geschlachteten Schweinen lässt sich noch vieles einwenden, welches auszuführen aber hier nicht der Ort ist. H. III. ist über den Einfluss des Locals bey der Anwendung allgemeiner ökonomischer Grundsätze S. 58. viel Wahres gesagt; so wie S. 76. über die Nachtheile einer unverhältnissmässigen Volksvermehrung. — Ein H. III. S. 127. sehr ausführlich beschriebenes, auf einer Kupfertafel dargestelltes, neu erfundenes Instrument, *Hackespaten*, muss sich erst im Gebrauch noch mehr, als in dieser Anpreisung empfehlen. Gegen die vielfaltige Brauchbarkeit 1) als Grabscheid, 2) als *Axt*, 3) als Hacke, 4) als Pike, kann ungeachtet der vorgezeichneten Form und Richtung des Eisens, wegen der Unveränderlichkeit des Stiels noch viel erinnert werden, da diese verschiedene Werkzeuge nicht Handhaben oder Stiele von einerley Form und Stärke gestatten. — In der Fortsetzung dieser Annalen, der wir mit Verlangen entgegen sehen, würde es gut seyn, die gehaltenen Reden nur auszugsweise, und ohne die überflüssigen Complimente, aufzunehmen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Gessner, Füssli u. Comp.: *Gedichte von Friederike Brun*, geb. *Münter*, herausgegeben durch *Friedrich Matthissons*. 1795. (Mit einer Titelvignette von *Lips*.) VIII u. 178 S. 8. (18 gr.)

Der liebenswürdige Dichter, von dessen Beyfall begleitet diese zum Theil schon einzeln erschienenen Gedichte gesammelt in die Welt ausgehen, versichert bey ihrer Auswahl mit freundschaftlicher Strenge verfahren zu seyn, und nichts aufgenommen zu haben, als was ihm der Dichterin würdig zu seyn schien. Dies letzte ist freylich nur eine relative Schätzung, wobey man, genau genommen, immer noch einen andern für sich bestehenden Massstab vermissen könnte. Wir glauben jedoch mit Hn. Matthissen, dass alles in dieser Sammlung enthaltene der Verfasserin ungefähr gleich würdig ist. Man kann annehmen, dass sie die Höhe ihres Talents sehr früh erreicht hat, da man in einer so langen dichterischen Laufbahn (es finden sich hier

Gedichte von 1779 und von 1793) durchaus kein Steigen oder Fallen, und überhaupt keinen andern Unterschied wahrnimmt, als dafs sich in den frühern Gedichten der Einfluss gewisser halbdänischer Musen bemerken lässt, während man in den spätern einen Nachhall von der Harmonie Matthissonischer Naturschilderungen zu hören glaubt. So scheint das Lied S. 52.: *Ich ging unter Weiden am ländlichen See* etc. sowohl durch seinen Ton als durch den metrischen Bau mit dem Stolbergischen: *Ich ging unter Erlen am kühligen Bach*, sehr genau verwandt. Hingegen in der *Reise von Lyon nach der Perte du Rhone* S. 84. findet man das Sylbenmaafs und die ganze Manier der berühmten Elegie auf den Genfersee. Sehr schicklich wird es dieser auffallenden Uebereinstimmung wegen dem Verfasser der letzten zugeeignet:

Hier dacht' ich dein, du Liebling der Natur,
Der ihr lobsingt in Nachtigallen-Tönen,
O Matthisson! der ihre leise Spur
Entzückt verfolgt durch himmelvolle Scenen!

O folg auch hier! Es ruft dein Genius;
Dir winkt dies Thal, der ew'gen Allmacht Tempel!
Nicht nur die Alpen wähle sich dein Fuss;
Des Jura Saum trägt auch der Gottheit Stempel!

So ist auch zu der *Mittagslandschaft* S. 12. und zu der *Abendlandschaft* S. 14. das ganz eigenthümliche Sylbenmaafs der *Abendphantasie* von Matthisson mit Glück gebraucht worden. Die erste wird so eröffnet:

Strömend rauscht,
Still umlauscht
Von des Uferthals Gebüsche
Hier des grünen Stromes Frische.

Der vortreffliche Beurtheiler des ebengenannten Dichters in diesen Blättern (A. L. Z. Nr. 298. 1794.) hat so viel tief gedachtes über den Werth, die Grenzen und die Grundsätze der schildernden oder Landschaftspoësie gesagt, dafs wir nur darauf zurückweisen dürfen. Wir setzen daher als erwiesen voraus, dafs Leben oder Harmonie des Gemäldes, wo möglich beides, von dem Dichter gefodert werden kann: er mufs entweder das zufällig coëxistirende in eine scheinbar nothwendige Folge von Erscheinungen zu verwandeln wissen, oder die Gegenstände müssen sich nach seiner Empfindung richten, indem er musikalische Einheit in sie hineinlegt. Erst dadurch wird das Gemälde Poësie: denn das Feld dieser Kunst ist nicht das einzelne und wirklich vorhandne, sondern das allgemeine und mögliche. Dabey wird nicht geläugnet, dafs der mahlende Dichter nicht mit Vortheil schöne Wirklichkeit zur Unterlage brauchen könnte. Allein wenn er sich an ein genau bestimmtes Local bindet, wenn er z. B. eine *Mittagslandschaft am Ufer der Rhone nahe bey Genf*, oder eine *Abendlandschaft von der Bellevüe am Genfersee von dem Gervaisthore* darstellt, so unternimmt er etwas, das eine *camera obscura* unendlich besser leistet. Daraus entstehen dann Gedichte, wobey man dem weniger hereisten Leser mit Noten nachhelfen mufs, ja wobey man wohl thun würde, eine gute Specialkarte zur Hand zu nehmen. Das Ganze wird vollends disharmonisch, wenn Züge von der unbestimmtesten Allgemeinheit sich einmischen. So schliefst z. B. die Abendlandschaft:

Ruhig wallt
Mild umstrahlt
Jetzt der Mond am Azurhimmel;
Um ihn her das Sterngewimmel.

welches sich eben so gut in der Lüneburger Haide als zu Genf vor dem Gervaisthore zu ereignen pflegt. In dem schon erwähnten Stücke S. 84. sind ungeachtet des ganz individuellen Inhalts diese entgegengesetzten Mängel wohl am glücklichsten vermieden. Die Gegenstände verwirren sich nicht, indem sie nach einander hervortreten, die Darstellung steigt mit diesen Fortschritten, und beschliefst eine Art von Kreis, indem sie zuletzt von den wildesten zu den freundlichsten Scenen zurückkehrt. An Mannichfaltigkeit der Bilder hat die Poësie der Verfasserin durch ihre Reisen unstreitig sehr viel gewonnen: allein dies ist nur eine materielle Bereicherung der Phantasie. Das Wesen aller schönen Kunst ist Form. Die Empfindungen und Gedanken, welche der Anblick schöner Gegenden uns mitzutheilen scheint, entwickeln sich eigentlich von innen heraus, und man mufs sie im Keime schon mitbringen. Hieraus erklärt es sich, warum diejenigen Gedichte dieser Sammlung, worinn die Farben der Schilderung am glänzendsten gemischt sind, an sonstigem Gehalte jene frühern nicht übertreffen, die sich auf einen ziemlich engen Kreis weder sehr inniger noch sehr eigenthümlicher Empfindungen beschränken. Dies gilt indessen von der letzten Klasse nicht immer in gleichem Grade. Das Gedicht S. 67. *An meinen Braun vor der Geburt meines zweyten Kindes*, erhält durch die Situation eine gewisse Herzlichkeit; (nur hätte die Vfn. bey einem so schwermüthigen Tone ihren Vornamen lieber nicht in *Friedchen* abkürzen sollen) und das *Lied einer jungen Mutter an ihr ungebornes Kind*, S. 54., ein glücklicher Gedanke, ist zart und mit rührender Einfalt ausgeführt. Der Werth dieses und andrer ganz für den Gesang bestimmten Gedichte wird durch die Compositionen von *Schulze* erhöht. Auf die Melodie: *Ich denke dein*, hat man jetzt einen neuen Text von *Göthe*. S. Schillers Musenalm. 1796. S. 5. Den Beschluss machen einige Stücke in poëtischer Prosa. Die Schweizergeschichte *Cyane und Amandor* ist eine lange Idylle, wobey wieder die Schweiz als Scene das Beste thun mufs, denn die Dichtung ist in der That reicher an Gletschern und Bergströmen, als an neuen Situationen und Empfindungen. Nordische Erinnerungen verliessen auch hier die Dichterin nicht ganz: zur *Schöpfung der Alpenrose* im nächsten Stücke wird die Göttin Freja herbeygerufen.

1) Leipzig, b. Müller, *Gerettete Papiere aus den Ruinen des Schlosses Ulmenhausen*. 1794. 375 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Hal-

2) Halle, b. Michaelis u. Comp.: *Die Unfruchtbaren.* Von *Ernst Winter.* *Erster Theil.* 1794. 326 S. 8. *Zweyter Theil.* 1794. 296 S.

3) Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp.: *Die Verwiesenen.* Eine russische Geschichte aus dem Anfange unsers Jahrhunderts. 1793. 303 S. 8. (18 gr.)

Nr. 1. Charaktere, Situationen, Verwebung und Gang der Begebenheiten sind in dieser Geschichte, die ihre vorzüglichste Wirkung von den Scenen des Vehmgerichts zu erwarten hat, der Wiederhall der gewöhnlichen Dichtungen dieser Art. Doch gebührt dem Vf. das Zeugniss, dass er wenigstens einige Charaktere, wie z. B. Ruprechts, Herrmanns, und Ubalds, besser gehalten hat, als man von seinen Gefährten auf diesem Gefilde der Schriftstellerey gewohnt ist. Gleichwohl fehlt es auch hier nicht an Inconsequenzen, die nicht auf die Schuld des menschlichen Herzens, sondern der poetischen Wahrheit kommen.

Nr. 2. Eine Regentengeschichte, halb Gegenstück zu dem Hamlet, halb zu der Burg von Otranto, ganz nach der neusten Art, Zahnklappen mit Grausen gepaart! Wie weit unsre Schriftsteller sich von der Natur entfernen können, zeige Ein Beyspiel aus Hunderten:

Albrecht. Ja, Elisabeth, nieder mit ihm! O, Ihr seyd ein Mann, Ihr habt die Flamme der Rache angeblasen, dass ihre Spitze an des Wüthrichs Krone leckt.

Elisabeth. Wohl, so habe ich dich gewünscht. Ueber des stolzen Ehebrechers Leiche steigst du dann auf den Thron, und in deine Arme sinkt —

A. Meine Ida.

E. Unverschämter, wie wagst du? — Hast du es denn vergessen, dass ich dich liebe?

A. (zurücktaumelnd) Ach, ja so — u. s. w.

Hat es wohl ja ein drolligeres *Ja so!* gegeben.

In Nr. 3. fliesst der Vortrag zwar ohne Schmuck, aber doch ohne merkliche Unebenheiten und Mängel hin: indessen bleibt dieses doch auch der einzige Vorzug der Arbeit, und wenn man den Vf. fragen wollte, was Kunst der Charakterschilderung und Haltung, der Anlage des Ganzen, der Heraushebung der Gesinnungen und ihrer Darstellung durch Handlungen, was Dialog, Situationen, und ihre Benutzung u. s. w. heisse? er würde nicht darauf antworten, oder, wenn er es was richtiges darauf zu sagen wüsste, dieses auf keine Weise aus seinem Product belegen können. Die Scene der Geschichte ist Siberien, und die Verwiesenen gehören zu den Familien des Fürsten Menzikoff und Dolgoruky, einen schwedischen Obristen Friedhelm ausgenommen, den man S. 40. so genau beschrieben findet, dass selbst die Nägel, mit welchen sein Dornstock beschlagen ist, und der Ort, wo er das gelbe Leder zu seinen Stiefeln gekauft hatte, nicht vergessen werden.

Berlin, auf Kosten der Verfasserin: *Carolinens Blumenkranz zur Bildung des Herzens.* 1796. 148 S. 12. (8 gr.)

Als den kürzesten Beweis, dass dieses Geschreibsel tief unter der Kritik sey, setzen wir einige Zeilen aus einem anmasslichen Liede, *Schurken*, her, ohne im geringsten zu verbürgen, dass wir unter diesem Haufen platter, zum Theil sinnloser Knittelverse die schlechtesten aufgegriffen.

Ein Schurk zu werden ist nicht gut,
Doch hat ein solcher Glück!
Man fühlt oft seinen Sinn und Muth,
Belohnt sein Bubenstück u. s. w.

Der Schluss lautet so:

Dem drillionenfachen Schmerz
Der solchen Wegen folgt!
Verzweiflung fühlt' das Schurken-Herz,
Bis endlich sie's erdolcht.

Worauf der Aberwitz mit den erdichteten Namen *Tlantlaquatlapatli*, *Caroline Tlantlaquatlapatli*, *Theon*, *Selmer*, *Klucht* u. s. w., die als Verfasser unter diesen saubern Gedichten angegeben werden, abzielen soll, begreifen wir nicht; noch weniger, mit welchem Recht ein paar Kleinigkeiten von *Gleim* und *Pfeffel*, und eine Parodie von *Göthe* auf den Stil des verstorbenen *Clodius* in Leipzig, *an den Kuchenbäcker Händel*, die er aber, so viel wir wissen, nie öffentlich anerkannt hat, in so schlechte Gesellschaft gebracht worden sind. Belustigend ist es, wie sich der Hass der schlechten Schriftsteller gegen alle Recensenten ohne Ausnahme so naiv äussert. Das Stück S. 75. ist zu pöbelhaft, um etwas daraus anzuführen, aber S. 72. bittet Caroline:

Seyd aber *Ihr* nicht hübsch galant,
Und recensirt, wie schon bekannt:
So nennet alles Reimerey,
Mir ist dies völlig einerley.

welches denn ihrem Verlangen gemäss hiemit geschieht.

Halle, in Comm. der Rengerschen Buchh.: *Neue vaterländische Blumenlese* für Deutschlands Musensöhne, von *J. H. Eichholtz.* 1796. 176 S. 8. (12 gr.)

Unter diesem vielversprechenden Titel findet man hier längst bekannte Erzählungen und Balladen: das Wintermährchen, Gangolf und Rosette aus dem Oberon, und Hans und Gulphené, von Wieland; der kleine Schimmel, der Kapuziner und die Buckligen von Nikolai; die Büssende von Stollberg, wieder abgedruckt. In welcher Absicht dies geschehen sey, da die Werke der eben genannten Dichter in Aller Händen sind oder seyn können, und die letzte Erzählung von *Engelschall* nicht das mindeste poetische Verdienst hat, würde schwer zu errathen seyn, wenn nicht ein Blatt, worauf der Verfasser die Sammlung seinen innigst geliebten Landsleuten, *den thätigsten Mitgliedern des neuen westphälischen ostfriesisch verbündeten Kränzchens* (auf der Universität Halle) widmet, und die Liste Hallischer Pränumeranten, einigen Aufschluss darüber gäbe. Unter Deutschlands Musensöhnen hat man also einen kleinen Studentenzirkel zu verstehn, und es ist zu hoffen, dass die künftigen Bändchen der Blumenlese auch in

demselben ihren Absatz finden mögen, damit das übrige Publicum so wenig wie möglich damit behelligt werde. Es ist unglaublich, mit wie geringem Aufwande, und wie ganz ohne Beruf sich mancher in Deutschland dazu drängt, die Zahl der Buchmacher zu vermehren. Der Setzer und Drucker haben wenigstens eben so gute Ansprüche darauf, als Hr. *Eichhottz*; Verfasser dieses Buches zu seyn. Es ist nicht einmal correct gedruckt; und das Papier hat eine unangenehme graugelbe Farbe.

1) Magdeburg, auf Kosten des Vf.: *Verbrechen aus Unschuld.* Ein ländliches Sittengemälde in vier Aufzügen, von *Johann Carl Wilhelm Palm*, königl. Preuss. Commissions-Secretair. 1796. 176 S. 8. (12 gr.)

2) Magdeburg, auf Kosten des Vf.: *Fürstenglück.* — Ein fürstliches Original-Familiengemälde in einem (Einem) Aufzuge von Ebendemselben. 1796. 86 S. 8. (6 gr.)

Die Absicht des Vf. ist so gut gemeynt, dass man schon deswegen fast nicht den Muth haben würde, bey Nr. 2. etwas anders als diese zu erwähnen, wenn es nicht auch durch seine ganze Beschaffenheit allen Muth lähmte. Wir können daher nichts bessers thun, als „die werthe und ehrenvolle Versicherung" wiederholen, welche ein Mann, den der Vf. als den deutschen Horaz bezeichnet, ihm darüber zugesandt hat: „Ueberhäufte Geschäfte und ein Alter von siebzig Jahren hindern mich, eine genaue Kritik über dieses Schauspiel niederzuschreiben, welches in seinen einzelnen Theilen recht schön ist, und so sehr Tugend und Religion lehrt, dass sogar eine Betschwester, die das Theater hasst, ein solches Stück mit gutem Gewissen besuchen würde u. s. w." Allerdings ist es ganz im Sinn einer Betschwester, den Fehltritt eines funfzehnjährigen Mädchens ein *Verbrechen* zu nennen, das nach S. 167. „der Gesetze der Natur umkehrt;" und nie hätte sich wohl der liebenswürdige Florian einfallen lassen, dass man seine *Claudine* (in den *nouvelles Nouvelles*) in ein Sittengemälde wie dieses umschaffen könnte. Der Vf. hat sich freylich zu hüten, dass die Moral ihn nicht, wie es Betschwestern begegnet, zur Unsittlichkeit, und auf einem andern Wege zu ähnlichen Wirkungen führe, wie die, denen er entgegen arbeitet. Denn ein Gegengift, wenn es nicht mit Einsicht gemischt ist, kann Ekel erregen, ohne das Gift wegzuschaffen; und Aergerniss kommt eben sowohl von dem, welcher die Tugend langweilig und widerlich, als von dem, welcher das Laster liebenswürdig darstellt.

Was Nr. 2. betrifft, so können wir ebenfalls dem Vf. keinen bessern Trost geben, als seine eigne Erklärung: dass ihm niemand „das Bewusstseyn" verkümmern kann, „aus allen seinen Kräften nach dem Guten gestrebt zu haben." Nur ist zu bedenken, dass moralische und poetische Tendenz nicht einerley ist; sonst würden wir an jedem Erbauungsbuche ein Dichterwerk erhalten. Wer nicht Zeit hat, die Reden, die in diesem und dem vorhergehenden Stücke gehalten werden, der Länge nach zu lesen, der halte sich nur an die unterstrichnen Stellen, als: *Geld blendet!! So krümmt sich das Laster vor seinem eignen Bewusstseyn! Der Aeltern Segen baunt den Kindern Häuser, aber ihr Fluch reisst sie nieder! Unschuld verloren, alles verloren! Ohne Tugend ist kein dauerhaftes Glück auf Erden* u. s. w.! Diese Auszeichnung solcher Sprüche durch verschiednen Druck ist der einzige Kunstgriff, den sich der Vf. erlaubt, um seinen Dialog zu beleben. Man lernt ihn vollkommen daraus kennen, und geräth in Versuchung, auf ihn anzuwenden, was sein Herr von Ludwig zu Gott sagt: „Segnen wollt' ich dich, wenn du nicht heilig wärst!"

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaft. *Frankfurt u. Leipzig: Auch eine falsche Quelle der Revolutionen.* Eine Ehrenrettung des allgemeinen Staatsrechtes. Von *K. J. Wedekind*, Prof. des Natur- und Völkerrechts zu Heidelberg. 1795. 83 S. 8. (6 gr.) Man erzählt, dass hie und da der Antrag geschehen sey, den öffentlichen Vortrag des Natur- und allgemeinen Staatsrechtes, als der Ruhe der Staaten gefährlich, einzustellen. Hr. W., der die Vertheidigung dieser Wissenschaften unternimmt, wirft die Frage auf: ob eine solche Maasregel gerecht, und ob sie politisch sey? Die Frage über das Recht ist nun wohl leicht zu entscheiden. Nur möchte zuweilen der, welcher die Macht in Händen hat, rathsam finden, zu thun, was er kann, während man zu beweisen sucht, dass er es nicht dürfe. In politischer Hinsicht kann man sagen, dass es eine kindische Maasregel wäre. Denn was soll es helfen, eine einzelne Wissenschaft aus den Schulen zu verweisen, so lange die Resultate derselben im allgemeinen Umlauf sind, und man keine Mittel kennt, diesen zu hemmen? Wenn die Cultur der Vernunft den Staaten Gefahr drohet, (welches, je nachdem der Staat ist, nicht ungegründet seyn mag;) so ist nichts zu thun, als die Wissenschaften in ihrem ganzen Zusammenhange zu unterdrücken, und den menschlichen Geist einer strengen und allgemeinen Vormundschaft zu unterwerfen; ein System, das ein bekannter Orden neuerlich wieder hervorgesucht hat, und das Aufmerksamkeit verdiente, wenn es anwendbar wäre.

Der Vf. hat seinen Gegenstand nur mittelmässig ausgeführt. Der Vortrag ist mit einer Menge überflüssiger, zum Theil sehr übel gewählter Autoritäten überhäuft, und der Beweisführung fehlt es an Licht und guter Ordnung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. September 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

Salzburg, im Verlag des Verfaſſers: *Beſchreibung der Stadt Salzburg und ihrer Gegenden, verbunden mit ihrer älteſten Geſchichte.* Von *L. Hübner*. Erſter Band: Topographie. 1792. 594 S., nebſt 2 Kupfertafeln. Zweyter Theil: Statiſtik. 1793. 620 S. nebſt einer Kupfertafel. 8.

Ebendaſelbſt: Ein *Auszug* des nämlichen Werks durch den Verf. ſelbſt. 1794. 8.

Salzburg, die Reſidenz eines der vornehmſten Prälaten in der deutſchen Kirche, der Hauptort einer in mehreren Rückſichten merkwürdigen Völkerſchaft, und ein Sitz der Literatur, welcher ſelbſt jetzt noch eine anſtändige Freyheit genieſst, und durch dieſe Freyheit blühet, verdiente allerdings eine genaue Beſchreibung. Hr. Hübner, ſchon durch mehrere Schriften, und durch die Beſorgung der oberdeutſchen allgemeinen Literaturzeitung, rühmlich bekannt, hat dieſes Werk mit ungemeinem Fleiſs und mit Geſchmack ausgeführt. Er benutzte hiebey, auſser eigener Beobachtung, nicht nur die bekannten, ſondern mehrere ungedruckte, wie es ſcheint ſehr umſtändliche, ſalzburgiſche Geſchichtſchreiber, und für die ältere Geſchichte gleichzeitige Denkmäler und Urkunden, deren er eine groſse Anzahl eingerückt hat. Die Einrichtung des Werks iſt folgende: nach einer kurzen, bündigen Darſtellung der Geſchichte von Salzburg, geht er alle Gaſſen und Gegenden der Stadt auf beiden Seiten der Salza durch, und beſchreibt jedes merkwürdige Gebäude ſowohl topographiſch als hiſtoriſch; eben ſo die Vorſtädte Nonnthal, Müllen und Stein; die Straſsen und Gegenden vor den Thoren, und (um hierinn Reiſenden bequem zu werden) die benachbarten Städte und Landſchaften Hallein, Berchtoldsgaden, Reichenhall und Laufen. Im zweyten Bande handelt er von den Einwohnern, der Verfaſſung, den gelehrten und milden Stiftungen und Anſtalten, und ſchlieſst mit Nachrichten zur Belehrung für Reiſende. An der Spitze des Artikels von den Einwohnern ſteht der Erzbiſchof, und wird in den Würden und Eigenſchaften ſeines geiſtlichen Amtes und ſeines Reichsfürſtenſtandes betrachtet. Es folgt hierauf das Domcapitel, das Miniſterium, der Hof, die Dicaſterien, die Landſchaft, die Stadtobrigkeit, Geiſtlichkeit, Adel, Militär und Bürgerſchaft. Dem literariſchen Artikel iſt ein Verzeichniſs aller in dem Erzſtift lebenden Schriftſteller und Künſtler beygefügt.

Ein Auszug dieſes reichhaltigen Werks würde kaum kürzer ſeyn können, als der oben angeführte, welchen der Vf. ſelbſt herausgegeben hat. Es kann demnach hier weiter nichts erwartet werden, als daſs die verſchiedenen Geſichtspunkte gezeigt werden, woraus dieſes Werk intereſſiren kann, und daſs man von den unzähligen Datis, die es enthält, einige Proben gebe.

Der Menſch iſt es was man in jeder Geſchichte billig zuerſt ſucht; die Lage der Menſchen das erſte wornach bey jedem Lande gefragt wird: ob ſie glücklich oder unglücklich ſey, beruhet auf unwiderſtehlichen phyſiſchen Einflüſſen oder meiſtens noch mehr auf der Denkungsart des Volkes ſelbſt; welche letztere durch Anſtalten gebildet, durch die Verfaſſung veredelt, oder durch jene daniedergehalten, durch dieſe verdorben wird. Was über alle dieſe Punkte hier zu finden iſt, wollen wir überhaupt anmerken.

Die Zahl der Einwohner der Stadt und Vorſtädte wird auf 16,000, die des ganzen Landes auf nicht viel über 200,000 (auf jede Quadratmeile 833⅓) berechnet. Die Urſache, warum ihrer nicht mehr ſind, findet ſich hauptſächlich in den unten vorkommenden Verbannungen der unkatholiſchen Chriſten: es iſt aber auch ſehr auffallend (was II, 85 vorkömmt, und vorher und nachher tabellariſch gezeigt wird), daſs *in dieſem ganzen Jahrhundert* (nur das J. 1711 ausgenommen), alſo in Zeiten der Möncherey und der Aufklärung, vor und nach der groſsen Emigration, in einem Lande, welches ſeiner Geſtalt und Lage nach geſund ſeyn muſs, *die Anzahl der Geſtorbenen die der Gebornen allezeit, und oft ſehr beträchtlich, übertroffen hat.* Dieſes wird ſich kaum irgendwo finden, und verdient eine genaue und freymüthige Unterſuchung. Der Vf. giebt an, daſs nach den Auswanderungen zu viele Bauerngüter zuſammengekauft worden; daſs ſeit der ſtrengeren Conſcription im Oeſtreichiſchen wenig neue Anſiedler kommen; daſs die Beſoldungen bey zunehmenden Preiſen der Dinge für die Unterhaltung einer Familie unzureichend geworden; daſs man (wohl eben aus Mangel an Auskommen) gewöhnlich erſt nach dem dreyſſigſten Jahre heirathet.

Wenn man den Stand der Religion und Geiſtescultur, wie er unter der preiswürdigen Regierung des Erzbiſchofs Hieronymus iſt, mit dem vergleicht was er war; ſo läſst ſich nicht leicht eine Verbeſſerung denken, wozu dieſem Fürſten Wille und Muth fehlte, oder welche von den Fortſchritten der Aufklärung in ſeinem Lande nicht zu hoffen wäre. Als Rec. von den Abbildungen Voltaire's und Rouſſeau's las, welche in dem erzbiſchöflichen Cabinet aufgehangen ſind, konnte er ſich nicht enthalten, an gewiſſe Porträte zu gedenken, welche der groſse Friedrich überall hatte, weil man die dadurch vorgeſtellten Perſonen nie aus dem

Auge noch Andenken verlieren müsse. Was kann ein geistlicher Fürst besseres thun, als die Zeiten bedenken, worinn er lebt, mit denselben fortleben, und seine Verwaltung so einrichten, wie ihr Geist sie erfodert!

Aus der Geschichte wird gezeigt, dass Unzufriedenheit mit dem herrschenden Lehrbegriff schon 1340 im Salzburgischen sichtbar geworden. II, 8. (Da dieses Phänomen sich schon weit früher in der ganzen Gebürgskette hin und wieder geäussert, so verdiente es wirklich nähere Beleuchtung. War in diesen Leuten ein Rest altchristlicher Einfalt, oder Mysticismus, oder die Ueberlieferung manichäischer, gnostischer Ideen wirksam?); dass beym ersten Anfang einer Religionstrennung im Salzburgischen nie Anhänger der Opposition gefehlt II, 9; wie gewaltig Luther und wie schnell er, zumal bey dem gemeinen Manne, gewirkt habe. Hiebey eine Beschreibung der Strenge, womit EB. Matthäus Lang den Neuerungsgeist unterdrücken wollte; in welche Gefahr, Verlegenheit und Schaden er dadurch, selbst indem er siegte, gekommen. Dieser Abschnitt ist mit merkwürdigen Urkunden belegt, und es finden sich Züge darinn, welche unwillkürlich an die gegenwärtige Zeit erinnern. Am Ende sieht man, dass die Volkswuth endlich einem systematischen Benehmen weichen musste, dass aber der Kampf der Fürsten und des Volks traurige Wirkungen hinterliess, welche hätten verhindert werden können, wenn man beiderseits von Extremen zurückgekommen wäre. Die traurige Verfolgungsgeschichte währet unter den folgenden Regierungen fort. Nur hört man gern, dass der EB. Johann Jakob Kuen von Belasy (mit anderen; wie Daniel Brendel von Homburg, Mainz, den Kaisern Ferdinand und Maximilian selbst) Versuche gemacht, den römischen Hof zum Nachgeben zu bewegen. Es folgt endlich, zu Anfang der Regierung des raschen Wolf Dietrichs von Raitenau, die grosse Auswanderung des J. 1588. Rec. hat in einem fernen Lande ein Denkmal der evangelischen Pietät einer solchen ausgewanderten Familie gefunden. Es war ein silbernes Kästchen, worinn siebzehn mit ungemeiner Feinheit von Abraham Reinhard, einem augsburgischen Künstler verfertigte Gemählde lagen: eine Menge Emigranten, Männer, Weiber und Kinder, in der Mitte Christus, und die Worte: Folge mir nach! Die Emigration, mit den Worten: Gehe aus, aus deinem Land; ein Landkärtchen von Salzburg; ein Prediger mit den Werken Luthers (Aufschrift: Wahrheit); Soldaten die das Volk aus seinen Wohnungen treiben; ein Bücherbrand (Aufschrift: unsere Herzen brennen). Segnende Prediger; u. s. f. Dabey war (Rec. weiss nicht warum) ein Kärtchen von Litthauen; endlich das erzbischöfliche Edict mit der Aufschrift: *deine Wohnungen, Herr, sind gut überall.* Nach andern Vorgängen ähnlicher Art erfolgt 1731 die Emigration von 25 bis 30 000 Menschen, welche der EB. Leopold Anton von Firmian die vaterländischen Gebirge zu verlassen nöthigte. Die Bearbeitung der 26 Foliobände Acten, welche diese Trauergeschichte betreffen, würde ein Verdienst seyn. Man könnte die ganze Sache besser beurtheilen; es könnte auf politische Bemerkungen leiten, die für das Land heilsam wären; geheime Wunden könnten entdeckt, und vielleicht geheilt werden. Wie sehr contrastirt mit dieser Geschichte die schöne Reihe von Verordnungen des regierenden Erzbischofs, von seinem ersten Jahre an! In denselben ist nicht weniger seine Aufmerksamkeit und sein richtiges Urtheil, als seine Klugheit und Mässigung sichtbar; wie er alles läutert, ohne etwas wesentliches im mindesten zu gefährden; wie er Nationalvorurtheilen nachgiebt, um nur dem gepflanzten Keim besserer Dinge, der einst jene von selbst ersticken wird, um so eher Eingang zu verschaffen; wie er am sorgfältigsten für die Volksbildung auf dem Wege der Erziehung, durch gute Lehrer und deutschen Gottesdienst sorgt.

Man sieht mit Freuden, wie gut es gelingt, wenn ein Fürst nicht wider, sondern in dem Geiste seiner Zeit arbeitet. Er hat keine Orden aufgehoben, eher sich für seine löblichen Institute Geld von ihnen geben lassen. Aber die Orden hören von selbst auf, wie gewisse Vögel bey anbrechendem hellem Tage sich nicht mehr sehen und hören lassen: Die Franciscaner sind von 60 auf 14 gesunken; die Bartholomäer haben aufgehört; die Capuciner von Tamsweg sind aus dem Lande gelaufen, als ihnen das miraculöse Pulver wider Behexungen weggenommen wurde; es sind im ganzen Erzstift keine 300 Ordensleute mehr, und diese (selbst Capuciner,) machen sich nützlich. Aufser sehr armen, hülflosen Studenten meldet sich niemand mehr, denn die Einkünfte werden immer unergiebiger und alles Terminiren ist verboten. Nun ist auch alle Zauberey (57 Zauberer und Hexen wurden noch 1678 hingerichtet) verschwunden. Das Gnadenbild von Plain, wunderwirkend seit dem dreyssigjährigen Krieg, im J. 1751 und seither jährlich mit Gold und Edelgesteinen gekrönt, bekömmt kaum noch ein Drittheil ehemaliger Pilgrime; Votivgemälde, Krücken, Crucifixe mit sechs Zoll langen Fusszehen, eine Menge verunstaltende Bilder hat der Erzbischof aus den Kirchen geschafft.

Wir müssen, der Kürze wegen, die Nachrichten von den niederen Schulen übergehen, um von der Universität zu bemerken, wie schwer und sonderbar ihr Aufkommen gewesen. Vergeblich bemühete sich EB. Johann Jacob Kuen von Belasy; vergeblich wandte sich Wolf Dietrich an mehrere Orden. Es mag wohl seyn, dass die Salzburger sich überhaupt lieber mit einträglicheren Speculationen beschäfftigten; aber dem Rec. scheint ein Haupthinderniss darinn gelegen zu haben, weil der Zweck dieser hohen Schule nicht gewesen zu seyn scheint, Aufklärung zu verbreiten, sondern die neuen Meynungen zu unterdrücken; daher war sie unpopulär. Unter dem thätigen EB. Marcus Sittich von Hohenems kam die Universität, vornehmlich durch den Eifer des Abbts Joachim Puechauer von S. Peter, eigentlich durch Verbindung einiger dreyssig benedictinischer Klöster zu Stande, war aber in der That nur Gymnasium. Der Geist, welcher darinn herrschen musste, ist schon an diesen Umständen zu erkennen. Billig hielt der einsichtsvolle EB. Paris von Lodron dieses Institut nicht für ganz geschickt, praktische Männer zu bilden; hiezu, scheint es, errichtete er, wenig

wenigstens als kleine Pflanzschulen, das rupertinische und marianische Collegium. Ganz anders sieht es, bekanntlich, nun aus; wie der Lectionscatalogus und das Verzeichniss der nun lebenden Schriftsteller zeigt. Merkwürdig ist, dass niemals eine medicinische Facultät bey dieser Universität hat aufkommen können. Das Capital der Universität wird, ausser verschiedenen Gütern, deren Werth und Ertrag nicht bestimmt sind, auf 72,000 Gulden berechnet, welche von der Landschaft mit fünf Proc. verzinset werden. Die Bücher des berühmten Besoldus waren der Anfang der Universitätsbibliothek, die nicht über 13,000 Bände stark ist. Es werden aber billig die 40,000 Bücher der (auch an Handschriften nicht armen) Bibliothek zu S. Peter und die 20,000 Bände der (auch mit Prachtwerken prangenden) Hofbibliothek, in der Schätzung literärischer Hülfsmittel für Salzburg mit in Anschlag gebracht. Die wichtigen Mineraliencabinette des Hofkanzlers Baron Kürsinger und Hofkammerraths Schroll, das Naturalienkabinet des Generaleinnehmers Baron Rehlingen und der Gewächsgarten des Handelsmanns Hn. Ränftl haben zu viel eigenes, um nicht Auszeichnung zu verdienen. Endlich dürfen beide gel. Zeitungen und die vielfaltig ausgestandenen Kämpfe wider „einen Obscurantenclubb" nicht übergangen werden. Von älteren Gelehrten, die gelegentlich vorkommen, machen wir auf das aufmerksam, was bey Gelegenheit seines Sterbehauses und Grabmals von dem berühmten Paracelsus gesagt ist. Aus einer sehr seltenen Schrift ist sein Testament und Inventarium abgedruckt zu lesen. Auch Luthers Freund, Staupitz, der hier als Abt zu S. Peter starb, hat ein würdiges Denkmal; seine Schriften und Bücher vernichtete der Eifer eines spätern Abts.

Von alter Kunst scheinen sich keine erheblichen Ueberbleibsel gefunden zu haben. Doch verdient der (vorgebliche) Antinous Erwähnung: Ein ungemein schöner Jüngling, eine Streitaxt haltend, neun Fuss hoch, von Bronze, ist im J. 1502 bey S. Veit in Kärnthen ausgegraben worden, und steht nun in der Residenz; ihn für einen Antinous zu halten, dazu hat man keinen andern Grund als seine Schönheit; noch dazu ist nicht gesagt, ob es der Charakter der Schönheit ist, welche den Antinous unterscheidet. Eine Menge alte Münzen ist in der Silberkammer, aber in Teller und Schüsseln eingelegt, freylich sehr unbequem, zu sehen. Aus den mittleren Zeiten haben wir nicht viel gefunden, das besondere Betrachtung verdiente (einige Kirchengeräthe; ein Evangelienbuch, das des H. Ruprechts gewesen seyn könnte). Die unterirrdische Welt bietet eine etwas grössere Zahl von Merkwürdigkeiten dar: Billig wird angezeigt, was in gewissen Gräbern bey ihrer Eröfnung gefunden worden; auch durch welchen Ausdruck von Schmerz oder Bewunderung die Alten gesucht, geliebte oder verehrte Personen im Gedächtniss der Mitbürger zu erhalten. Das fürchterlichste Grab ist wohl das, welches in der Nacht vom 16 Julius im J. 1669 beynahe dreyhundert Menschen unter einem von dem Mönchberg herunterrollenden Fels gefunden: und (was allein nützliches dabey zu thun war) es ist zur Warnung angezeigt worden, dass die Unglücklichen oder ihre Väter zu viel in die Seiten des lockern Berges hineingebauet hatten; wie er denn von dem an jährlich untersucht wird.

Details über die Baukunst können bey einer so ausführlichen Stadtbeschreibung nie fehlen. Wir zeichnen hier nur aus, was über die erzbischöfliche Residenz, I, 316—394 über das Luftschloss Mirabell, I, 520—546, über Hellebrunn I, 190—202, von der majestätischen Domkirche I, 412—416, von der Spitalkirche u. a. m. ausführlich gemeldet wird, und nicht ohne Vergnügen, manchmal mit Bewunderung dessen was mit so beschränkten Hülfsmitteln hat geschehen können, zu lesen ist. Dem Fleisse des Vf. entgehen auch weniger in die Augen fallende Dinge nicht: z. E. die seit 1562 in einem Bürgerhause bestehende fliegende Stiege; die zu Abwendung von Erdbeben unter den Thürmen des Doms angebrachten tiefen Ciftern. Die Festung Hohensalzburg wird, wie sie im sechzehnten Jahrhundert war, und wie sie nun ist, gut beschrieben. Unter den Zierden der Paläste können wir vorzügliche Gemähldegallerien nicht übergehen: von der Sammlung auf Leopoldskron (Firmianisch) ist ein Verzeichniss; wir nennen davon blos die 217 Porträts von Malern in dem Billardzimmer. Die Gemäldesammlung des jetzt regierenden EB., in Verbindung mit der von dem EB. Harrach hinterlassenen II, 580—584. Von Gärten wollen wir den Lodronschen in Aigen anführen.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Voss: *Friedrichs des Zweyten*, Königs von Preussen, *apokryphische Schriften in Prosa und Versen*, gröstentheils satirischen und scherzhaften Inhalts, aus dem Französischen übersetzt. 1795. 490 S. 8. (1 Rthlr. 3 gr.

Eine Uebersetzung der, vom König zwar nicht selbst anerkannten aber doch, ihrer Beschaffenheit, dem Zeugnisse glaubwürdiger Personen, und verschiedenen Stellen in des Königs Briefen an seine Freunde nach, höchst wahrscheinlich von ihm herrührenden Aufsätze, und zwar eine, so viel es bey dem satyrischen und scherzhaften Inhalt derselben möglich war, ganz verständliche Uebersetzung war schon 1790 als *Anhang*, oder, als ein *fünfter* Theil der bey Lebzeiten des Königs gedruckten Werke herausgekommen. Diese wird nun hier denen Liebhabern zu Gefallen, die schon ältere minder vollständige Uebersetzungen von des Königs Schriften besitzen, unter einem eignen Titel einzeln verkauft.

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Wien, b. Gerold: *Der praktische Hausselretär für verschiedene Gattungen Menschen.* Neueste Aufl. 1794. 224 S. 8. (20 gr.)

Riga u. Leipzig, b. Müller: *Lief- Esth- und Kurländischer Briefsteller für junge Kaufleute oder Handbuch für solche, die sich der Handlung widmen.* Nebst Anzeige von dem besondern Liefländischen und zum Theil auch Russischen Handel in Rücksicht auf Eingebohrne und Auswärtige. 2te Aufl. 1795. 280 S. 8. (18 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Rom*, in d. Pagliarinischen Druckerey: *Le Pitture di un antico vaso fittile trovato nella Magna Grecia ed appartenente a* S. A. il Principe *Stanisl. Poniatowski* esposte da *Ennio Qu. Visconti.* 1794. (ist aber erst im vorigen Jahre ausgegeben worden) gr. fol. XIII S. mit 4 gr. Kupfertafeln. Es gehört jetzt zum unerläslichen antiquarischen Luxus, wenigstens einige altgriechische Vasen von ausgezeichneter Schönheit und Gröfse zu besitzen. Sie werden, wenn sie von einer nur mittlern Gröfse sind, in Campanien und Apullen in der Gegend selbst, wo sie ausgegraben werden, oft mit 30 bis 40 Ducaten bezahlt. Die neue zweyte Hamiltonische Sammlung, von welcher nächstens eine weitläufige Anzeige in diesen Blättern gegeben werden soll, enthält vortreffliche Zeichnungen von *Tischbein* in Neapel; aber die Erklärung ist doch sehr leicht ausgefallen. Nur selten bringt ein glücklicher Zufall eine schöne Vase mit einem sachkundigen Erklärer zusammen, wie dies im vorstehenden Werke wirklich der Fall gewesen ist. Eine Vase von ausgezeichneter Gröfse und mit den schönsten Zeichnungen geschmückt, die unweit *Bari* in Apulien ausgegraben wurde, kam in den Besitz des Prinzen *Poniatowski*, und fand nun in dem geübtesten Alterthumskenner Roms, dem Abbate *Visconti* einen Erklärer, wie ihn, einige von *Winkelmann* in den *Monumenti Inediti* herausgegebene Vaticanische Vasen ausgenommen, noch keine andern Vasen gefunden haben. Die vier dieser Erläuterung beygefügten Kupfer, in welchen man sogleich die Tischbeinische Schule in Neapel erkennt, stellen erstlich die Vase selbst in ihrem zierlichen Umrisse nebst den Zierrändern und doppelten Henkeln vor, wovon die gröfsern in Masken, die kleinern in Schwanenhälse sehr verständig auslaufen. Dann kommt auf der 2ten Tafel eine Blumeneinfassung um den Hals der Vase, in deren Mitte aus einem Blumenkelch ein blühender Knabe mit der phrygischen Mütze hervorquillt (eine sehr seltene und merkwürdige Vorstellung, aus welcher sich deutlich ergiebt, dafs die sogenannte Thier- und Blumenarabeske schon vor mehr als 2000 Jahren, noch vor Alexanders Zeiten unter den Griechen gebräuchlich, also nicht erst von den Alexandrinern in Aegypten entlehnt war). Die dritte Tafel enthält die, wie auf allen dergleichen Vasen, sorgfältiger ausgearbeitete Vorderseite, einen Mythos aus der Geschichte der Proserpina, und auf der 4ten ist die Hinterseite abgebildet. Die Vorderseite auf der 3ten Tafel bietet dem gelehrten Erklärer den dankbarsten Stoff. Auch ist sie ohne Zweifel eine *der vollendetesten und schönsten Darstellungen aus dem ganzen Alterthume.* Aber, wie sonderbar, hätte ein Deutscher in der Bibliothek der heiligen Synode zu Moskau nicht die alten Handschriften durchsucht und dort den Hymnus auf die Ceres widergefunden; so hätte ein Alterthumsforscher zu Rom diese im untersten Italien aufgefundene Vase nicht erklären können. Denn sie erhält, wie Visconti beym ersten Blick entdeckte, ihren ganzen Aufschluss aus jener Hymne. Die Zeichnung ist wie mehrere der Art in zwey Regionen die himmlische und irdische, vertheilt. Oben thront Jupiter und hat zur einen Seite den Merkur, der Bericht abstattet, zur andern die Proserpina, die so eben aus der Unterwelt angekommen ist, und neben sich die Hora des Frühlings, als dienende Zofe, stehn hat. Während dieses im Olymp verhandelt wird, empfängt Triptolemus auf seinem geflügelten Drachenwagen zur Ausfahrt auf die Erde gerüstet die Befehle der ihm Kornähren darbietenden Ceres. Der Ceres zur Seite steht, die Nymphe Hekate mit der Fackel (Hymn. in Cer. 52. 438. *Visconti* liest *αἰγαιον*. Aber *Ilgen* richtiger *αἰάσσῃ*), so wie auf der andern Seite des Wagens eine Nymphe, die den Drachen aus einer Schaale füttert (Visconti, der eine Rhea oder Tellus darinn findet, durfte sich nur an die Nymphe erinnern, die auf dem von ihm selbst angeführten Braunschweiger Onyxgefässe den Drachen des Triptolemus einen Korb mit Früchten bietet). Wer den Hymnus auf die Ceres kennt, wird schon aus dieser Angabe schliefsen können, wie viel sich aus ihm zur Erläuterung beybringen liefs. Aber die unbeschreibliche Anmuth der einzelnen Figuren und die verständige Zusammenordnung und Gegeneinanderstellung derselben mufs man selbst sehen, um sich von der Vortrefflichkeit dieses Kunstwerks eine Vorstellung machen zu können. In den einzelnen Anmerkungen giebt der Erklärer aus der Fülle seiner Kunstkenntnisse und der ihm umgebenden Alterthümer manche sehr belehrende Winke, wohin wir besonders den gelehrten Excurs p. VII. n. 16, über die auch von Männern an den Armspangen getragenen Siegelsteine und Pitschiere rechnen. Denn da der Jupiter auf dieser Vase ein solches Armband mit einer Gemme trägt, so nimmt der Vf. davon Gelegenheit zu zeigen, dafs dies die früheste Sitte des Alterthums noch vor Erfindung der Ringe oder eigentlichen Fingerreife gewesen sey. Die Sache ist auch für die ebräische Archaeologie wichtig. Das Siegel Judä 1 Mos. XXXVIII, 18. (welches selbst *Dathe* nach *Paulsen von der Regierungsform der Morgenländer* §. 61. S. 297. von einem am Halse an einer Schnur hängenden Edelstein erklärt) war selbst nach der Uebersetzung der LXX nichts anders als eine Gemme, die in die Armspange (ἐνώτιον nennen es die LXX) gefafst war. Daraus lassen sich auch die grofsen Skarabaengemmen erklären, womit man anfangs gesiegelt hat, und die man nicht, wie *Caylus Recueil* T. 1. p. 92. muthmafst, um den Hals gehangen, sondern in Armbändern trug. — Weniger glücklich scheint uns die Erklärung der Hinterseite (auf dem 4ten Kupfer) gerathen zu seyn. Hier konnte selbst ein so bedächtiger Alterthumsforscher, als Visconti ist, der Versuchung nicht widerstehn; vor welcher er so oft in seinen andern Schriften warnt, *einer allgemeinen Vorstellung eine bestimmte mythologische Deutung zu geben.* Er findet in dem Jüngling mit dem Jagdhunde, der in der Mitte wie in der Vorhalle eines Tempels steht, und offenbar die Hauptfigur ausmacht, einen zweyten Heros und Liebling der Ceres, den Jasion. Allein Rec. findet sich durch die häufige Betrachtung so vieler Vasenabbildungen immer mehr in seiner Vermuthung bestärkt, dafs die Figuren der Rückseite auf diesen Einweihungsvasen, wo vorn die bedeutendsten Vorstellungen aus einem bestimmten Mythencyclus vorkommen, sich gewöhnlich auf den Einzuweihenden selbst beziehen, und durchaus keine eigentliche mythologische Deutung leiden. Der Jüngling, der so zwischen zwey Tempelsäulen steht, kommt, was Visconti zu erinnern vergessen hat, z. B. in den d'*Hancarvillischen* Vasen mehrmals vor z. E. T. III. tab. 36, und scheint den jungen Candidaten der Mysterien, dem heute die Tempelpforte zum erstenmal geöffnet wird, selbst vorzustellen. Bey diesen Aufnahmen der Jünglinge waren in jenen altgriechischen Mysterien auch Frauen, wie schon aus dem spätern Bacchanalienunfug beym Livius, noch mehr aber aus einer so grofsen Menge von Vasenabbildungen älterer Zeiten zu ersehen ist. Nun werden auch die 4 Figuren auf dieser hier von V. erklärten Vorstellung deutlich. Den Aufzunehmenden umgeben zwey junge Männer und zwey Frauen, wovon die eine einen Spiegel, die andere ein Schmuckkästchen wahrscheinlich zum Anputzen der *Libera*, in der Hand hält. Visconti, der aus dem Spiegel einen Wedel, und aus dem Kästchen eine *cista mystica* machen möchte, wollte sich nur um seiner Hypothese willen nicht erinnern, dafs grade so gestaltete Spiegel und Schmuckkästchen beym Aufputz der Frauen auf Einweihungsvasen so häufig vorkommen (z. B. in *Tischbeins Engravings* T. II. tab. 36. und besonders T. III. tab. 35, wo die vollständigste Frauentoilette zu sehn ist); dafs sie auch hier nicht zu verkennen waren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 3. September 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

SALZBURG, im Verlag des Verfaſſers: *Beſchreibung der Stadt Salzburg und ihrer Gegenden, verbunden mit ihrer älteſten Geſchichte.* Von *L. Hübner.* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Die Verfaſſung wird eigentlich im Zweyten Bande geſchildert. Von dem Urſprung des Erzſtifts liefert Hr. *H.* gute Nachrichten; in der Chronologie tritt er Hanfiz bey, und läſst den H. Ruprecht zu Anfang des achten Jahrhundertes an den Ort kommen, wo Geſträuch die Trümmer Juvaviens deckte. Hierauf handelt er von der Manier, wie ſeine Nachfolger zu der oberſten Würde gelangt ſind; nämlich (wie meiſt überall) durch freye Wahl der Geiſtlichen, der Groſsen und des Volks, welcher damals eine Vorwahl zu S. Peter vorgehen mochte. Es wird gezeigt, wie nachmals das Domcapitel, zumal nach ſeiner Säculariſirung, das Wahlrecht allein ausgeübt, und wie man ſich mit einer Proclamation an das Volk begnügt habe. Die Formen der Wahl vor 1612. Die vielfältigen Verſuche des Domcapitels, theils während der Sedisvacanz, theils vermittelſt bedungener Wahlverträge mehr Gewalt auszuüben, als man ihm, ohne Gefahr für die Finanzen und f. f. überlaſſen zu können glaubte; wie der Reichshofrath jene Eingriffe 1784, die Anſprüche eines Condominiums eben derſelbe 1779, und der Römiſche Hof 1701 wirkſam zurückgehalten habe. Die Primatie wird aus dem Recht eines *Legati a latere* deducirt. Es wird bemerkt, daſs man ſeit mehr als hundert Jahren den Cardinalshut nicht mehr geſucht, weil die Würde eines Erzbiſchofs in der That höher iſt. Die Taxen ſind von 26000 auf 7000 Scudi geſunken. Die Regentenmacht wird in allen ihren Zweigen beſchrieben. Da keine Wahlcapitulation mehr ſtatt hat, ſo iſt ſie einerſeits unumſchränkter als in vielen anderen geiſtlichen Wahlſtaaten; doch kann der EB. weder ohne das Domcapitel etwas von Gütern und Rechten veräuſsern, noch ohne „Rath und Zuthun" der Landſchaft Auflagen machen. Wir fügen nur noch bey, daſs er ſeit 1777 ein *Privilegium de non appellando* beſitzt, wodurch die Appellationsſumme von 400 R T. auf 2000 Gulden erhöhet wurde.

In Anſehung des Domcapitels wird urkundlich beygebracht, wie im J. 1122 S. Ruprechts Chorherren Auguſtinermönche geworden, im J. 1514 aber, vornehmlich durch Vorſchub des Cardinals von Gurk, Matthäus Lang, den ſie zum Erzbiſchof wählten, den Ordenshabit, nicht ohne vielen Widerſpruch des Adels und der Landſchaft, wiederum abgelegt haben. Unter dem Domprobſt (nachmaligem EB.) Andreas Jacob von Dietrichſtein, 1733 wurde das noch beſtehende, obwol nie beſtätigte, Statutenbuch abgefaſst, aus welchem der Vf. einen nützlichen Auszug liefert. Die Ahnenprobe kam (obſchon auf edle Abkunft, doch unausſchlieſslich bloſs moraliſch edler Männer, auch zuvor geſehen worden) in dem ſechzehnten Jahrhundert auf. Zu Grafen wurden die Domherren von Salzburg unter Kaiſer Leopold I. erhoben, und ſind es ſeither meiſt alle; Wolf Dietrich hat 1606 mit dem Capitel verabredet, nie aus den groſsen Häuſern Oeſtreich oder Bayern zu wählen; dieſes Statut ſey nicht beſtätiget (dafür iſt es aber beobachtet) worden.

Spuren einer Landſchaft werden ſchon 1387 in einer Bete gezeigt, welche die Geiſtlichkeit und Ritter nebſt der Stadt S. „mit Willen und Gunſt anderer Landleut und Städte" ausgeſtellt; worauf im J. 1403 eine „Verbündniſs der Geiſtlichen, Ritter, Knechte und Städte" vorkommt. Der erſte förmliche Landtagsreceſs iſt vom J. 1525. Erneuert wurde die landſchaftliche Verfaſſung von dem EB. Paris Grafen Lodron, der im Anfang des dreyſsigjährigen Kriegs (den er ganz und glücklich durchlebte) nach ſeiner Weisheit fühlte, wie nothwendig Popularität in der ſchweren Zeit ihm ſeyn würde. Nun beſteht ſie aus acht Prälaten, deren bey dem jährlichen Landtag die Hälfte erſcheint; den vier Erbämtern, dem Comthur von S. Ruprecht und den Rittern von der Landtafel, welche zuſammen acht Deputirte ſenden; der Bürgerſtand beſteht aus ſechs Städten und 23 Märkten: die Städte ſenden 3, die Märkte einen Deputirten. Man erkennt auch hieraus, wie im XIV und XV Jahrhundert Bürger und Landleute ein groſses Gewicht erworben, welches ſie einbüſsten, als die Religionsneuerung, der ſie häufig beytraten, ein Vorwand wurde, ſie zu trennen, und anderen Ständen mehr Gewalt zuzueignen; und daſs zwar der Adel auch hier ſo viele Glieder als die beiden übrigen Stände zum Landtag abordnet, doch gemeine Landleute auch hier von einer öffentlichen legalen Stimme nicht ausgeſchloſſen ſind. Ein glücklicher Umſtand! weil, wo Geſetze dem Landmanne keine Stimme geben, ſie nur tumultuariſch ausbrechen kann. Von der Stadt läſst ſich bemerken, daſs auch ſie ſchon um 1287 Freyheit geſucht, mannichfaltig (und am gewaltſamſten, wo Religion den Vorwand gab) eingeſchränkt, von den Kaiſern begünſtiget, aber von dem Landesherrn durch ſogenannte *Coups d'etat* (wie II. 290) und, in Zeiten allgemeiner Verwirrung, da ſie geſchwächt und ermüdet war, vollends um die Selbſtſtändigkeit gebracht worden, die ſie ſich hatte geben wollen.

len. Uebrigens ist mit der Landschaft die Landmannschaft nicht zu verwechseln: diese besteht aus dem Landadel und hat eigene Privilegien.

Das nächste, wonach man weiter fragen wird, dürfte das Militär seyn: dieses ist nie zu Unterdrückung des Landes, sondern zu seinem Schutz gehoben worden: die innerlichen Unruhen hat die Geistesgegenwart der Fürsten und bayrische Hülfe gestillt. Lange war das Militär des Hofs höchst unbedeutend; in der That wurde an keine andere Furcht, als an die der osmannischen Waffen, gedacht; als Paris Lodron den Staat in höchster Noth sah, wandte er sich an die Landfahne; 24,000 Mann standen auf; der Feind kam nicht. Nach diesem casarmirte er eine beständige Militz. Aber wie könnte sie drückend seyn, da sie aus kaum 820 Mann besteht.

Soldaten erfodern Geld, und Geld gewinnt der Steuerbare durch Landbau, Fleiss und Handel. Speditionshandel war in jenem, für die deutschen Städte glücklichen Zeitalter, als die vornehmste Strasse aus Indien über Kahira und Alexandria, von da mitten durch Deutschland nach den Hanseatischen Städten ging. Eben der hieraus entsprungene Wohlstand gab den Salzburgern so viel Muth; so wie nachmals der Verfall dieses Handels gewiss auf die mehrere Biegsamkeit ihres Charakters wirkte. Es ist merkwürdig, dass auch der Handel mit Weinen von eigener Cultur im XIIten Jahrh. vorzüglich war. Jetzt sind in der Stadt 55 stehende Handlungen, 457 Gewerbe; alle Meister können Gesellen und Knechte halten, so viele sie wollen; wo aber die Verordnung entweder nicht von 1657 oder nicht von EB. Paris ist (denn er starb 1653). Hinlängliche Angaben, in wie fern der Ertrag jener Handlungen und Gewerbe wichtig ist, fehlen; wenn man II, 303 ff. den Factor Sigmund von Hafner im J. 1787 an Legaten und milden Stiftungen, ausser dem was er seinem Universalerben lässt, über 795,295 Gulden disponiren sieht, so ist man begierig zu wissen, auf welchem Weg sein Haus so viel erworben, und ob mehrere dieser Art sind.

Uebrigens scheint die Finanzverwaltung entweder sehr sorgfaltig gewesen, oder von glücklichen Speculationen (wie es dem EB. Johann Ernst von Thun mit holländischostindischen glückte) mächtig unterstützt worden zu seyn; man sieht die Fürsten, selbst in schweren Zeiten, sehr grosse Summen zu Stiftungen verwenden. Wie hoch sich ihr ordentliches Einkommen belaufe, finden wir nicht angegeben. (Dem Rec. ist von 300,000 G. gesprochen worden; andere nehmen es um ein Drittheil höher an). Der reine Gewinn der, bekanntlich wichtigen, Berg- und Hüttenwerke, wird auf jährliche 227,000 G. gerechnet (II, 247; vgl. I, 577, 582 ff.). Die jährliche Ausmünzung beläuft sich auf 300,000 G. Die Einkünfte der Landschaft (von Steuern, Abzuggeldern und grundherrschaftlichen Decimationen) auf 317,166.

Mit Vergnügen erkennt man das Bestreben um den Fortgang der Cultur in dem Beyspiel, das schon früh in Betreff der Obstpflanzung u. a., unter Leopold Anton von Firmian durch Verbesserung der Stuterey gegeben wurde, und durch die Viehzucht auf dem fürstlichen Meyerhofe erscheint, besonders aber in Benutzung des grossen Moores sichtbar ist, worinn, wenn auch nicht ganz Juvavia, doch gewiss prächtige Villen der Alten verfunken sind, und welches, seit EB. Firmians löblichem Beyspiel, endlich abgeleitet, bebaut und besonders zu Torfstechereyen mit grösstem Nutzen gebraucht wird.

Rec. wollte noch Proben von dem geben, was für die Sittengeschichte aus diesem Werk zu lernen ist, oder für und wider den Charakter verschiedener Erzbischöfe daraus erhellet: Er wollte nun von der einfaltvollen Milde der Alten, von unschuldigem Aberglauben, von der Bestimmung einer ordentlichen Stunde zu Schlägereyen, hinwiederum von ihrer Grausamkeit gegen Juden, von dem EB., der dem Domprobst die Augen ausstechen liess, weil er ihn verklagt hatte, von ihren fürchterlichen Malefizmaschinen, von Steinhausers sehr naiver und merkwürdiger Schilderung seiner Mitbürger, von Jagd, und Turnierwesen und Gastfreyheit manches ausheben. Er wollte ferner auf die beygebrachten Polizeyordnungen aufmerksam machen, auf die Preise der Lebensmittel, wie sie 1460 bestimmt worden, auf Matth. Langen Malefizordnung von 1533, in Vergleichung jener um 200 Jahre ältern, den Keuschheitsverwahrungen durch die Missionärs 1736, und der weisern Rücksicht auf die Schwächen der Menschheit, welche nun, was nicht übersehen werden kann, nur väterlich züchtiget. Ueberdies wäre über die alten Pestanstalten, über die Kornpolizey, über die Brandassecuranzcasse, über die gute Einrichtung im Spital vieles zu sagen gewesen. Endlich, weil das Andenken der Fürsten doch nicht aus vorgeschriebenen Lobreden oder bezahlten Zuschriften, sondern aus Monumenten, die sie hinterlassen, und manchmal aus dem Eindruck, der in der Ueberlieferung von ihnen bleibt, sich beurtheilen lässt; so hätte sich zeigen lassen, wie eifrig doch die meisten Erzbischöfe bemühet waren, durch löbliche Stiftungen oder Anstalten einen verehrten Namen auf die Nachwelt zu bringen; persönlich würde Paris, aus den Grafen Lodron, als der grösste, erscheinen, der auch dem Staat in gefahrvollen Zeiten militärische Consistenz, und dem Militär durch strenge Ordnung und gemeinnützliche Arbeiten wahren Werth zu geben bedacht gewesen. Man würde bey der charakteristischen Kraft Wolf Dietrichs von Raitenau ihm etwa vergeben, dass er auf seinen fürstlichgeehrten Bruder (mit Recht oder Unrecht) endlich Zorn gefasst (er wurde doch wieder sein Wohlthäter); und noch lieber, dass er die schöne und gute Salome Altin von Festin zu sich holen liess, die, von jedermann verehrt, ihm seine letzte Regierungszeit angenehmer machte. Er hat die Stadt gepflastert; er war eifrig für die Orden, welche er allein als Volkslehrer kannte, und er versäumte nichts, für die Bildung derer zu sorgen, welche andere lehren sollten. Seine Strenge rettete sein Volk von der Pest: er hielt in Stürmen, wie der von Ungewittern unerschütterte Thurm, der sein Sinnbild war, und kann überhaupt kein gemeiner Fürst gewesen seyn, da er, seiner Schwachheit für die Altin ungeachtet, in der Meynung des Volks nach seinem Tode verehrt geblieben. Man würde an Mark

Sittich

Sittich von Hohenems den Geschmack für religiösen Pomp entweder als eine Popularitätsmaasregel betrachten, oder doch nicht vergessen, wie er übrigens Menschenfreund, Freund der Natur und Stifter der Universität gewesen; den sonst guten Max Gandolphen von Kuenburg wegen seines an einen Unwürdigen verschwendeten Vertrauens bedauern, und es loben, dass er sich nicht scheute, den Irrthum zu erkennen; an Johann Ernst von Thun Schwäche der Menschlichkeit finden, wo er gegen die Stiftungen und Ideen des Vorwesers Leidenschaft verräth, aber nicht vergessen, was er für die Armen, für das Alumnat, für edle Jünglinge, und als Stifter des Leihhauses, was er sowohl für die Stadt als das Militär durch den Casarmenbau, was er selbst gegen den Aberglauben, und wie viel er von diesem allem aus eigenem Vermögen, und wie ohne Rücksicht auf nachrechnendes Lob (er verbrannte die Rechnungen), er alles gethan. Man würde in unserm Jahrhundert Jacob Ernst von Lichtenstein und Andreas Jacob von Dietrichstein gleich wohlthätig für das Volk, und diesen unterstützen sehen, was jener unvollendet liess. Aber die Gränzen einer Anzeige sind schon überschritten. — Die Kupfer stellen die Stadt aus dem sechzehenden Jahrhundert, und wie sie nun ist, nebst der Residenz dar.

SCHÖNE KÜNSTE.

REVAL, b. Bornwasser: *Karl Rosen und Wilhelmine Wagner*, eine deutsche Familiengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Erster Theil. 1794. 308 S. Zweyter Theil, 350 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wilhelmine, ein dürftiges vaterloses, aber geistvolles und edles Mädchen, hat sich zu Fehltritten hinreissen lassen, die sie ernstlich bereut; mit dem festen Vorsatz, zur Tugend zurückzukehren, entfernt sie sich von dem Ort, der ihr gefährlich gewesen, ist kurze Zeit Kammermädchen und Nähterin, widersteht allen neuen Versuchen standhaft, verwirft sogar Heirathsanträge, die ihrer unwürdig sind, und erhält endlich doch noch eine gute Versorgung. Sie ist, wie sie Th. I. S. 246 sich selbst schildert, nicht frech, nicht verbuhlt, nicht aus Eigennutz wollüstig, aber ihr Herz will sich nun einmal an ein, Liebe erwiederndes Geschöpf anschmiegen, und, dass sie ein solches Geschöpf nicht unter ihrem eignen Geschlecht sucht, daran ist ihr *Temperament* (das in dem Buche nur ein wenig zu oft in Anschlag kömmt) Ursache. Sie ist zuweilen dem Rückfall nahe, aber sie besiegt glücklich alle Anreitzungen, die sie dazu bekömmt. Ein solcher Charakter muste mit viel Delicatesse behandelt werden, und dies ist hier wirklich in einem solchen Grade geschehen, dass man für die Gefallene nicht allein Mitleid, sondern auch Hochachtung empfindet. Ob übrigens das Buch dadurch, dass sein vornehmster Endzweck dahin geht, zu lehren, Uebereilungssünden seyen keine fluchwürdigen Laster, und nicht jeder sey gerade ein Bösewicht, der die Freuden der Liebe ohne priesterliche Einsegnung zu schmecken suche, moralischen Schaden stifte, mag der Sittenlehrer bestimmen. Der Vf. hat in der Vorrede ausdrücklich erklärt, dass seine Heldin, so wenig, wie *Camille*, die zu seinem Werke die Veranlassung gegeben, dazu bestimmt sey, jungen Frauenzimmern als Muster aufgestellt zu werden; er habe nur zeigen wollen, wie Fehler gegen die bürgerliche Verfassung nothwendig traurige Folgen nach sich ziehen müsten, aber doch immer einer sonst edelgesinnten Person nichts von ihrem wahren Werth entzogen. Er glaubt, es sey in unsern Tagen nützlich, in Beyspielen zu zeigen, dass jede Uebertretung der Pflichten für den fehlenden selbst schädlich sey, dass wir aber leicht eben so, wie die, die wir tadeln oder strafen, gehandelt haben würden, wenn wir an ihrer Stelle gewesen wären. — *Karl Rosen* sollte nicht auf dem Titel prangen, am wenigsten *vor* Wilhelminen stehen, indem er eine sehr untergeordnete Person ist. Seine Liebe für Wilhelminen entspinnt sich erst im zweyten Theil, und ist eine kurze Episode, kurz zur Freude des Lesers, weil *Rosen* Ehemann ist. Er wird das vornehmste Werkzeug zu *Wilhelminens* Glück, und nur in sofern interessirt er. Denn durch seine Empfindeleyen, durch seine Raisonnemens, auch selbst durch seine üble Lage, die er sich durch unkluge Freymüthigkeit und Tadelsucht zuzieht, erregt er wenig Theilnehmung, zumal, da der Vf. auf Bearbeitung dieses Charakters wenig Fleiss verwandt hat. Mehr würde vielleicht der feurige Kosmopolit, der zuletzt *Wilhelminen* heirathet, die Leser an sich ziehen, wenn er nicht zu wenig vorkäme, und wenn nicht seine vorhergehende, doch wirklich strafbare Liebe für eine Ehefrau, an deren Leiden und Tod er Ursache ist, die Leser gegen ihn abgeneigt machte. *Rosens* schwache Gattin, die durch ihre Kälte bey dem Unglück ihres Mannes, und durch ihre Zurückhaltung gegen ihn den Unwillen des Lesers erregt, und die sehr einfachen Schicksale einer, übrigens gutdenkenden, *Julie* machen ziemlich unbedeutende Episoden aus. Der Freygeist und Wollüstling *Willmer* ist ein widriger Mensch, und seine Intriguen sehr plump; der anscheinenden Besserung eines, ihm ähnlich gesinnten, Lieutenants ist wenig zu trauen. Nicht allein alle die hier genannte, sondern auch noch viele andre Nebenpersonen schreiben einander Briefe, wodurch dann die Erzählung etwas weitläuftig, doch nie lästig wird. Der Briefton ist natürlich, und ohne affectirte Lebhaftigkeit nie einschläfernd. Uebrigens muss man sich wundern, dass ein Schriftsteller, dem die Schilderungen deutscher Charakter aus dem bürgerlichen Leben, und die Sprache deutscher Briefe so gut gelungen sind: sich zuweilen einiger Gallicismen schuldig macht, z. B. Th. I. S. 103. *Eine Dame gekleidet im letzten Geschmack; ein Bedienter auf vier Nadeln gezogen.*

PETERSBURG, ohne Anzeige des Verlegers; *Pittoresken aus Norden*, meine und meines Freundes Geschichte. Erster Theil. 1795. 354 S. Zweyter und letzter Theil. 373 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Pittoresken sind, nach des Vf's eigner Erklärung, eben so viel, als Gemählde, Schilderungen, Darstel-

lungen, und sein Roman führt diesen Titel, weil er mehr in einer Folge von Charakterisirungen, als in einer künstlich verwobenen Geschichte besteht. Nicht allein Vf. und Verleger sind im *Norden* zu Hause, sondern auch die Personen und Begebenheiten des Romans sind nördlichen Ländern, namentlich *Liefland*, *Eßland*, *Kurland*, und *Dänemark*, angedichtet, und die Sitten dieser Länder zu schildern, ist des Vf's. vornehmstes Bemühen. Die Geschichte von dem eigentlichen Helden ist nur zu einfach; sein *Freund* aber hat auf Reisen sonderbare Schicksale, geräth in die Stricke von dem Stifter eines geheimen Ordens, dessen Betrügereyen ihn in ein Labyrinth von Gefahren verwickeln, und ihn nöthigen, einige Zeit unter einem angenommenen Namen den Hofmeister zu machen, bis er am Ende durch eine Gräfin, die sonst auch ein Werkzeug des Ordens gewesen war, und deren amazonenhafter Charakter den Leser wenig für sie einnimmt, ein reicher Ehemann wird. Er jagt immer täuschenden Bildern, und einer glänzenden Zukunft nach, indess sein Freund mehr auf Realität sieht, und Häuslichkeit und Vaterfreuden zu seinem Ziel macht. Dadurch, dass am Ende die Geliebte des letztern als eine Schwester des erstern befunden wird, schlingen sich die Bande ihrer Freundschaft noch fester in einander. Ausser diesen beiden, sehr oberflächlich bearbeiteten Charaktern findet man vielerley, nicht durch Bezug auf die Haupthandlung sowohl, als durch ihre Sitten hervorstechende Personen, z. B. einen Petersburger Stutzer, einen dummen Officier, einen gutherzigen General mit allerhand militärischen Seltenheiten, und mit einem Serail, das er selbst nicht benutzen kann, einen Landwirth mit Neuerungssucht ohne Einsicht, ein altes verliebtes Fräulein, eine unwissende Ahnenstolze u. s. w. mit sehr natürlichen Zügen geschildert. Die häufig eingeschalteten langen Betrachtungen z. B. über die schlechte Beschaffenheit der Kirchen und des Gottesdienstes in Kurland, über die vielen Reisen der Kurländer, über die Kultur ihres Adels, über das Emporkommen der schönen Künste in Russland, über den Druck der esthnischen Bauern, und in wiefern es rathsam sey, sie davon zu befreyen, über Vorurtheile der Prediger und die fehlerhafte Erziehung in jenen Gegenden — können dem Publicum nützlich seyn, für das der Vf. zunächst schrieb. Es ist ihm so sehr darum zu thun, Provincialinteresse zu bewirken, dass er T. II. S. 342 ein Hochzeitgedicht blos darum einschaltet, weil darinn auf gewisse, Liefland eigne, Hochzeitgebräuche angespielt wird. Die Erzählung wird oft durch Briefe, und noch öfter durch Dialoge unterbrochen. Manche allgemeine Digressionen z. B. das Geschwätz über die Liebe Th. I. S. 114, und der lausigt seyn sollende Dialog zwischen Vernunft und Herz Th. I. S. 116 sind dem Vf. ganz misslungen. Seine Sprache liest sich am besten, wenn er so geradeweg schreibt, sobald er zierlich seyn will, wird er gezwungen, z. B. Th. II. S. 293: „Sein Vortrag glich „einer Bildsäule von Phidias, zwar nur von Marmor, der „des vorigen einer böotischen, jedoch aus gediegnen Gold gearbeitet." Was *centreseidne* Haare seyn sollen, die im ersten Theil zweymal vorkommen, ist nicht zu errathen. *Man muss sich vertreten* Th. I. S. 109 anstatt *Bewegung machen* ist ein nordischer Idiotismus, dergleichen mehrere in dem Werk vorkommen. Dass Th. I. S. 346 *Gene* für *Chaine* stehen müsse, ist unter den Druckfehlern nicht angezeigt.

Züllichau, b. Frommann: *Die Regentschaft*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nach dem Englischen des Verfassers des *Dya—Na— Sore*. 1796. 174 S. 8. (16 gr.)

Die Uebersetzung dieses, aus der Geschichte der *Jane Shore* gezogenen, und an einzelnen schönen Stellen reichen Stücks hatte bey der gedrängten und gedankenreichen Kürze des Dialogs, bey dem Nachdruck, der oft in einzelen Worten liegt, (deshalb der Vf. selbst so viele Winke über die Deklamation gegeben) bey dem poetischen Feuer in den längern Reden sehr viele Schwierigkeiten, die der ungenannte Uebersetzer meistens glücklich besiegt hat. Nur einige Stellen sind durch eine zu buchstäbliche Uebersetzung etwas dunkel, z. B. S. 29: *Und als ich nun auftrat, die Priesterin der guten alten Zeit im Bunde meiner Gespielinnen*; S. 59: *Der Verzug ist, wie ein Nachtfrost, man ist dann doch froh, sich mitzutheilen*; S. 94 *Ach wäre der Mord nicht mit Donner belegt*; S. 126 *Ich will zwischen euch und den Zufall seyn*; S. 128 *Mit diesem gekränkten Auge*. Hier und da ist der Ausdruck etwas schwerfällig.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Unter dem angeblichen Druckort *Lindenstadt*: *Der junge Antihypochondricus oder Etwas zur Erschütterung des Zwergfells und zur Förderung der Verdauung. Erstes Portiönchen*; oder, unter einem andern Titel: *Theologisches Vademecum Für Geistliche und Weltliche. Enthaltend eine Sammlung auserlesener theologischen Geschichten, Anekdoten, und Erzählungen. Erste Portion.* 1796. VI S. Vorbericht des Verlegers und 64 S. 8. (4 gr.) Man würde sich sehr getäuscht sehen, wenn man sich durch den zwiefachen Titel dieser Fortsetzung einer schon bekannten Compilation hätte anlocken lassen. Es sind meistens Dinge, die man vielfältig gelesen hat, Plattheiten, und sogar Zoten, ohne Wahl und Geschmack zusammengerafft, und im Chronikenton der vorigen Jahrhunderte erzählt; wobey noch überdiess das Ganze, wie schon der zweyte Haupttitel ankündigt, eine gewisse Tendenz verräth, die kein Wohlgesinnter billigen wird. Mancherley sind doch die Schlaftränkchen, wodurch man gerade in den jetzigen Zeiten, da Alles zur Wachsamkeit auffodert, gewisse Leser von kindlichen — oder kindischen — Sitten in sanften Halbschlummer einschläfern möchte! Und ein solches Schlaftränkchen soll denn auch gegenwärtiges Vademecum seyn; wie man, vielleicht unerwartet, S. V. der Vorrede angezeigt findet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. September 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Strahan u. Cadell: *A Journey from Prince of Wales fort in Hudsonsbay to the Northern Ocean* undertaken in the Years 1769. 1770. 1771 and 1772 by *Samuel Hearne*. 1795. 458 S. 4. nebst verschiedenen Kupfern und Karten.

Auszüge aus dieser vor fünf und zwanzig Jahren unternommenen gefahrvollen und äufserst mühseligen Reise durch die kalten Wüsteneyen von Nordamerika waren bisher aus englischen Pamphlets bekannt; der sel. Forster hat aus diesen auch in seinen kleinern Schriften einige der wichtigsten Resultate mitgetheilt. Ihr Unternehmer, Hr. Hearne, stand damals in Diensten der Hudsonsbaycompagnie, und mufste auf ihren Befehl in Gesellschaft einiger Wilden, die unwirthbaren nordwestlichen Gegenden der neuen Welt von 59 bis 72 Grad N. Breite besuchen, um die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt zu erforschen, weil die Wilden von einem grofsen Flufs im Innern des Landes redeten, auch ob das von ihnen gerühmte Kupferbergwerk in der Nachbarschaft des Nordpols wirklich vorhanden sey. Er ward deswegen zu drey verschiedenen Malen ausgesandt, und auf der letzten Reise erreichte er 1771 glücklich den Kupferflufs. In seinem Vorbericht rettet er die Gesellschaft gegen die Beschuldigungen, welche alle bisherigen brittischen Reisebeschreiber dieser Gegenden verbreitet haben. Er nennt viele ihrer Aussagen *notorious absurdities*, versichert dafs sie insgesammt von Ellis bis zum Umfreville Unzufriedene und Misvergnügte gewesen wären, und zeigt unter andern, dafs die Gesellschaft schon 1719 auf ihre Kosten den Capitain Knight ausgesandt habe, die nördlichen Gewässer der Hudsonsbay zu untersuchen. Damals glaubte man auch in Europa, er habe die nordwestliche Strafse gefunden, ungeachtet keine Nachrichten von seiner Entdeckungsfahrt je zurückgekommen waren, auch erst 1767 das Wrack seines gescheiterten Schiffs nebst Ankern, Kanonen und andern Geräthschaften auf der Marbleinsel gefunden wurden.

Da des Vfs. Reisen durch die unbekannten von einzelnen wilden Stämmen bewohnten Einöden gingen, welche gegen Westen und Norden vom Fort Churchill liegen, so konnte er häufig nur seine Gefahren und Aufnahme unter den Wilden schildern, und da ihm unterwegs sein Quadrant zerbrach, nicht die Lage von allen besuchten Gegenden und Flüssen bestimmen, die aufser seiner eigenen oder Arrowsmiths Karte, auf keiner andern zu finden sind. Er und seine Begleiter mufsten zu Fufse wandern, nur zuweilen beschifften sie die auf ihrem Wege liegenden Gewässer auf zerbrechlichen, in der Eile verfertigten Canots, die nur zwey Personen fassen konnten, von denen einer niederliegen mufste, um das Umschlagen zu verhüten. Die Reisebeschreibung des Vfs. enthält indessen interessante Beobachtungen über die Beschaffenheit der von ihm zuerst erforschten wilden Landstrecke in den innern Gegenden nordwestwärts der *Hudsonbay*, über die Sitten und Lebensart der dort in kleiner Anzahl zerstreuten Einwohner, und den Mangel, der sie häufig mitten in der strengsten Kälte drückt, von dem Europäer keine Vorstellung haben. Wir können sie daher deutschen Lesern, als eine unterhaltende Schilderung jener Gegenden und einer der mühseligsten und gefahrvollsten Reisen empfehlen. Sehr oft mufste Hr. Hearne mitten im November sein Nachtlager im tiefsten Schnee ausgraben, wenn seine ganze Nahrung in 24 Stunden aus einem halben rohen Rebhun bestand, oder er mehrere Tage gehungert hatte, an europäische Kost war, sobald er sich etwas von den englischen Niederlagen entfernt hatte, nicht zu denken, Wasser war sein und seiner Gefährten einziges Getränk, und dabey lief er Gefahr, von diesen verlassen zu werden, nachdem sie alle Lebensmittel sorglos aufgezehrt hatten, ohne ihn zu versorgen, oder dem Mangel vorzubeugen, der sie auf etliche Tage gewifs erwartete. Für die letzte Reise, auf welcher er so glücklich war, weiter gegen Norden vorzudringen, als je ein Europäer versucht hatte, fand er endlich einen angesehenen thätigen Führer unter den Wilden, die nordwärts der Niederlassungen der Hudsonsbay umher streifen. Dieser bemerkte bald die Ursache der beiden ersten misslungenen Landfahrten, auf denen Hr. Hearne in keiner grofsen Entfernung vom Fort Churchill fortgerückt war. Er schrieb dies vorzüglich dem Mangel an mitgenommenen Weibern zu, die bey den Wilden Lasten tragen, die Gezelte aufrichten, und alle Arbeit verrichten müssen, während die Männer für den Unterhalt, durch Jagd oder Fischfang sorgen. Die angesehenen unter den Wilden haben deren sechs, sieben und mehrere. Sie sind auch leichter, wie dieser Führer sagte, zu unterhalten, denn nach ihm bedurften sie in Zeit der Noth nichts weiter, als von ihren Fingern die elenden Speisen abzulecken, die sie für die Männer bereiten mufsten. Wirklich zeigen des Vf. Geständnisse an mehrern Orten, dafs ihnen, selbst beym grösten Ueberflufs, nicht viel mehr zu Theil wurde, oder dafs sie, wenn Mangel einfiel, buchstäblich verhungern mufsten.

Mit diesem sehr erfahrnen Begleiter, der Matonabbi hiefs, und zu dem sich bisweilen funfzig und mehr

Wilde nebst Weibern und Kindern gefellten, trat Hr. *H.* den 7. Dec. 1770 seine letzte nördliche Reise an, wovon wir nur einige der merkwürdigsten Vorfälle mittheilen wollen, um so mehr, da seine Wanderungen durch kümmerlich bewohnte Wüsten gingen, die noch auf keiner gewöhnlichen Karte verzeichnet sind. Oft liefsen die Wandernden, wenn sie Ueberfluss hatten, einen grofsen Theil ihres frischen Fleischvorraths zurück, oft hatten sie dagegen das Misvergnügen, dafs andere vor ihnen verzehrt hatten, was für die Zukunft, oder den Nothfall in Felsklüften aufbewahrt war. Nur selten stiefsen sie auf einzelne temporäre Wohnungen, und wo sie dergleichen an fischreichen Seen fanden, dienten sie nur zum Aufenthalt der Weiber, Kinder und Greise, deren männliche Verwandte die Jagd oder der Handel mit den Engländern entfernt hatte. Der Führer hatte sieben Weiber in seinem Gefolge, die für ihn Last tragen und arbeiten mufsten. Er tauschte dergleichen von andern Wilden auf der Reise ein, und oft wurden sie ihren Männern von den Stärkern mit Gewalt entrissen, vorzüglich wenn sie jung waren und keine Kinder hatten. Die Männer verwechseln auch ihre Frauen auf kurze Zeit; sobald aber der rechte Mann stirbt, mufs der andere für ihren und der Kinder Unterhalt sorgen. Wenn die Jagd nicht ergiebig war, lebten die Reisenden von getrocknetem Hirschfleisch, das zuweilen des leichtern Transports wegen zu grobem Pulver zerstofsen ward. Im Anfange des Julius wurden sie unter 68° 46′ von einem so heftigen Schneegestöber überfallen, dafs sie Halt machen mufsten, auch waren damals die Gewässer noch mit Eis bedeckt. Muscus Ochsen waren in dieser Gegend in Menge vorhanden. Nach unserm Vf. sind sie von dem Bisong in den westlichen Gegenden sehr verschieden, und ihr Fleisch ist wegen des starken Geruchs beynahe ungenielsbar. In der Nachbarschaft des Kupferflusses, dem Ziel der ganzen Reise, den der Vf. aber als sehr seicht, und für die Schiffahrt untauglich beschreibt, überfielen seine Begleiter einige Familien wehrloser Esquimaux, die sämmtlich mit kaltem Blute ermordet wurden. Alle Vorstellungen des Vfs., das Blutbad zu verhindern, waren vergebens. Ueberhaupt sind die wilden Stämme dieser Gegenden sehr grausam gegen einander. Nicht nur werden die Schwächern von den Stärkern ihres Eigenthums und ihrer Weiber beraubt, sondern auch ohne Umstände getödtet. Den 18. Jul. 1771 erreichte er die Mündung des Kupferflusses, die nach ihm unter 71° 54′ liegen soll. Nur verweilte er nicht lange genug, um die benachbarte Gegend gehörig zu untersuchen, wo er nach so manchen Beschwerden von Hunger und Kälte endlich anlangte. Er schlofs die Nachbarschaft des Meers, in welches sich der Flufs ergofs, aus den vielen Seehunden, die er auf dem Eise erblickte, aus der Ebbe und Fluth bey der Mündung des Flusses, und den Wallfischknochen, die sich in den Zelten der Esquimaux fanden. Doch in der Vorrede scheint er der Meynung zu seyn, dafs das, was er bey seiner Anwesenheit für Meer hielt, vielleicht ein grofser Meerbusen, wie die Hudsonsbay, seyn könne. Der Punkt ist also noch nicht sicher ausgemacht; dafs unter der angeführten Breite, der Ocean gegen Norden die neue Welt begränzt.

Auf der Rückreise, die vom 18. Jul. 1771 bis zum 29. Jun. 1772 dauerte, nahm Hr. *H.* einen andern, mehr westlichen Weg über den grofsen Athapuskow-See. Den Namen Arathapeskow, den er bisher nach seinem Journale führte, den ihm auch Arrosmith und andere beylegen, erklärt er für einen Schreibfehler. Er kam auch zu der von den Wilden so sehr gerühmten Kupfermine, das Erz war aber weder in Menge noch von besonderer Güte vorhanden. Nach langem Suchen fanden sie ein Stück vier Pfund schwer von sehr gutem Gehalt. Er glaubt, dafs die Wilden nach und nach das zu Tage liegende Kupfer weggeholt haben. Bey den Esquimaux sahe er auch Messer, Beile, und verschiedene Waffen aus diesem Metall verfertigt. Kranke Personen, die auf den Wanderungen der Wilden nicht fortkommen können, werden in der Wüste allein zurückgelassen, um die andern nicht aufzuhalten. Man läfst ihnen etwas Wasser und Lebensmittel, auch wenn es möglich ist, Holz zur Feuerung, zeigt ihnen den Weg, den die übrigen Familien nehmen, und bekümmert sich nicht weiter um ihr Schicksal. Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie die Einwohner einander in dieser Wüste den Weg oder Vereinigungsplatz in einer Entfernung von vielen Tagereisen bestimmen, und glücklich erreichen. Bieberwohnungen fand der Vf. je weiter er südwärts kam. Gelegentlich beschreibt er die Beschaffenheit derselben, und widerlegt zugleich verschiedene Schriftsteller, die darüber so wundervolle Berichte gegeben haben. Nach ihm kann der Bieber keinen Pfosten oder Pfahl einrammen oder gerade befestigen. Seine Häuser bestehen nur aus auf einander gelegtem Holzwerk mit Steinen und Erde vermischt, eben so wenig können Bieber mit ihrem Schwanze etwas fortschaffen. Ihre Arbeiten verrichten sie immer des Nachts. Ihre Häuser haben auch nicht, wie gewöhnlich gesagt wird, zwey Ausgänge an der Land- und der Wasserseite. Bey dem ersten würden sie in der gröfsten Gefahr gegen ihre Verfolger, die amerikanischen Wolfsbären seyn, die Hr. *H. Quiquehatch* schreibt, aus welchem Namen die Engländer ihr *Quikhatch* geformt haben. Ihr Fleisch kochen die Wilden dieser Gegend in Kessel von Birkenrinden, darinn das Wasser durch glühende Steine erhitzt wird. In der Nachbarschaft des Sees Athapuskow fanden die Reisenden mitten im Winter in einer kleinen Hütte eine junge Frau, die ihren Feinden entsprungen war, und sieben Monate lang in der Einsamkeit gelebt hatte. Ihren Unterhalt verschaffte sie sich dadurch, dafs sie Kaninchen und Feldhühnern Fallen stellte, die sie aus den Sehnen der Thiere machte. Ihre Felle dienten ihr zugleich zur Kleidung, und alle ihre Werkzeuge bestanden aus einem Stück eines eisernen Reifs, und einer eisernen Pfeilspitze, sie ward aber von ihren Entdeckern erschlagen, die über ihren Besitz nicht einig werden konnten. Im Winter holen die Wilden Elendthiere, die im tiefen Schnee nicht schnell fortkommen können, auf ihren Schneeschuhen in 8 oder 9 Stunden ein, und erlegen sie ohne viele Mühe. Wenn die nördlichen

chen Wilden mit den Engländern handeln, sind sie unersättlich in ihren Foderungen, die sie als Zugabe über den Preis ihrer Waaren verlangen, diese beträgt oft 800 bis 1000 Bieberfelle an Werth. Wird dies ihnen abgeschlagen, so drohen sie ihr Pelzwerk den Canadischen Kaufleuten zu vertauschen, die schon gegen Norden bis zum 62 Gr. ihrem Handel nachgehen, und der Hudsonsbaygesellschaft nachtheilig werden.

Aufser den Bemerkungen, die der Vf. in seinem Journal über die Denkungsart und Lebensweise der nordlichen Wilden einstreut, hat er diese Materie noch in einem besondern Abschnitt behandelt, der aber nicht viel Eigenthümliches oder Unbekanntes von dieser rohen Menschengattung enthält. Wenn die Wilden Fische angeln oder mit Netzen fangen, (letztere werden aus Streifen von Thierhäuten verfertigt,) so sind diese Geräthschaften immer mit Vögelschnäbeln, Bieberzähnen und andern Kleinigkeiten versehen, weil bey den Wilden der allgemeine Glaube herrscht, ohne diese Zaubermittel würden sie keinen guten Fang thun. Ungeachtet sie äusserst unwissend sind, so haben sie doch alte Sagen von der Schöpfungsgeschichte, die ganz ihren rohen Ideen angemessen sind. Alte Leute geniessen selbst von ihren Kindern nicht die mindeste Achtung, die schlechtesten Speisen sind für sie bestimmt, so wie für ihre Kleidung solche Felle, welche die andern nicht tragen mögen. Zuletzt hat Hr. *H.* ein ausführliches Verzeichniss der Produkte aus dem Thier- und Pflanzenreich in dieser nördlichen Gegend angehängt, wobey er Pennants arctische Zoologie benutzte. Da er selbst kein Naturforscher war, so giebt er bald kürzere bald ausführlichere Beobachtungen, über diese Gegenstände, die nicht allemal neu oder wichtig scheinen.

Auf der Karte des Vfs. sind nicht nur seine verschiedenen Reiserouten, sondern auch die von ihm besuchten Seen und Flüsse abgebildet, auch der Athapuskowsee, der hier aber eine andere Gestalt hat, als beym Arrowsmith, welcher sonst eben diese Reisekarte schon auf seiner grossen von Nordamerika verkleinert mitgetheilt hat. Andere zeigten den Kupferfluss und dessen Lauf ins Meer, und die verschiedenen Flüsse, an deren Mündungen die Hudsonsbaygesellschaft Niederlassungen hat. Auch sind auf einigen Kupfertafeln das Fort Churchill und verschiedene Geräthschaften der Wilden zu sehen.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Statistisch-politische Briefe über Deutschland*, von einem *ausgewanderten Franzosen an seinen Bruder in Paris*. Nach dem französischen Manuscript ins Deutsche übersetzt. 1793. 1. B. 94 S. 2. B. 120 S. 3. B. 132 S. 8.

Die, wenn gleich wahrscheinlich erdichtete, Qualität des Briefstellers, und die Unbekanntschaft mit dem Original schützt beides, den Inhalt und die Uebersetzung, vor der strengern Kritik. Denn wer dieses Werk nach dem aufrichtig und treffend abgefafsten Titel kauft, erwartet gewifs nichts vollkommeneres als er darinn findet, und wird daher nicht getauscht. Der Raum, den die Briefe umfassen, ist nicht sehr ausgedehnt in Ansehung der Zeit, aber desto reichhaltiger an Begebenheiten; er geht vom Monat May 1791 bis zum October 1792, und greift folglich in den Anfang der häufigen Emigrationen nach Deutschland. Die Behandlung der Gegenstände ist gewöhnlich staatsrechtlich, im dogmatischen Sinne des Worts, und, wenn bey den publicistischen Digressionen jeder deutsche Schriftsteller sein Eigenthum vindicirte, so möchte wohl wenig für den Vf. übrig bleiben. Eine Tabelle über deutsches Staatsrecht, der Allianztractat von 1792 zwischen Preufsen und Oesterreich, und die Correspondenz des Generals Custine mit dem kurpfälzischen Ministerium hätten statt derjenigen Form und Verbindung, in welcher sie hier stehen, wohl Auszugsweise gegeben werden sollen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AUGSBURG, b. Späth: *Analekten aus der Hinterlassenschaft des Küsters von Ilgenthal*. Erstes Bändchen. 1796. 278 S. 8. (12 gr.)

Ein braver Mann mag der Küster von Ilgenthal gewesen seyn, und Selbstdenker genug um gegen einen Pastor wie der seinige anzustofsen, und den Kreis von Menschen, den er in der Schenke zu Mildenthal um sich versammelte, zu unterhalten und zu belehren. Aber da er nun todt ist, und eine Recension, welche er im Leben so sehr gescheut, ihn nicht mehr schmerzen kann, so wollen wir nicht verhehlen, dafs sowohl der Vorbericht des Herausgebers als sein eigner, Erwartungen giebt, die über jene Sphäre hinausgehn und durch seine Aufsätze nicht erfüllt werden. Dafs sie dem gewöhnlichen gesunden Menschenverstande zusagen, ist alles, was sich davon rühmen läfst; und wo man sich nicht geradezu gegen diesen verschworen hat, wäre der gute Küster wohl vor gehäfsiger Aufmerksamkeit sicher gewesen. Er geht mit den Scenen seiner Jugendgeschichte nicht aus den niedern Ständen heraus, für die sie auch einen recht guten Spiegel abgeben können. Die gebildeten, bey denen feinere Gattungen von Barbarey zu Hause sind, werden sich ihn nicht vorhalten, und so hätte er von dieser Seite eben so wenig zu fürchten als zu hoffen gehabt. Seine Mutter gebahr ihn im Elende, bettelte mit ihm im Lande umher, bis man sie in ein Arbeitshaus brachte, wo sie starb. Ihm ergeht es darauf erträglich, bis er zu einem Schuster aufs Handwerk verdungen wird, wo die pöbelhaftesten Auftritte ihn verjagen, so dafs er sich anwerben läfst. Die Eifersucht und üble Behandlung seines Hauptmanns bringt ihn zur Desertion, worauf er Gelegenheit findet, sich in einen Schulmeister umzuschaffen. Hier denkt er über Gegenstände nach, die eine *Vorstellung an die Theologen unsrer Zeit*, und *politische Aphorismen* bey ihm veranlassen, welche nichts als die gemeinsten Gemeinplätze enthalten. Als Produkte seines Witzes können das *Gespräch mit Freund Hain*, der ihm das Leben läfst, da er ihm verspricht, sich mit der Arzneykunde abzugeben, und eine *Hochzeitrede* gelten, wo er die Männer ermahnt, lieber Geduld als Schläge bey ihren bösen Weibern anzuwenden.

In die Bibliothek eines Küsters auf dem Lande ist dieses Werk eines Mitbruders, sammt den Theilen die noch erscheinen sollen, wenn sie nicht schlimmer wie der erste sind, immer zu empfehlen.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Gemeinnützige ökonomische Erfahrungen zum praktischen Gebrauch für den Bürger und Landmann.* 2te vermehrte Auflage. 1796. 482 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich*, von J. L. v. Hess. 2te Aufl. 1. B. 224 S. 2. B. 198 S. 3. B. 216 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Ueber den specifischen Unterschied des Christianismus vom Naturalismus, zur Beurtheilung einer Neuerung, welche mit dem Christennamen im Werke (?) ist*, von *Joh. Carl Siegfr. Radefeld*, Garnisonprediger zu Harburg. 1794. 54 S. 8. — Dem Vf., einem Mann von Scharfsinn, der aber hie und da, wie selbst die letzte Zeile der Ueberschrift zeigt, seinen Eifer kaum mit Mühe zurückhält, ist S. 12. 51. *nur* der ein Christ, *welcher Jesu in seinen Amtsreden* (war denn Jesus beamtet?) *aufs Wort glaubt*; welcher, was Jesus über Religion sagte, *blos weil* Er es sagte, für wahr hält. *Ueber Namen aber hat man sich*, nach S. 4., *zu vergleichen und sie dann contractmäßig zu gebrauchen!* Wie aber? haben wohl die Heiden und Juden zu Antiochien, da sie zuerst die, welche Jesus für den erschienenen Christus oder Messias, für das theokratische Oberhaupt der Nation, hielten, *Christianer* oder Messianer benannten, gleichsam contractmäßig alles darauf gesetzt, dass diese, was sie glaubten, *blos weil* Jesus es gesagt hatte, glaubten; oder war vielmehr der Partheyname Christianer sogleich bey seiner Aufnahme in die Sprache nur *Unterscheidung von allen denen, welche keinen oder einen andern Messias, ausser Jesus, erwarteten?* Ist ein Lutheraner nur, wer alles glaubt, was und weil es Luther gelehrt hat? — Der Vf. giebt S. 20. zu, wer aus Religionsgrundsätzen, wie Jesus sie lehrt, in seinen Gesinnungen gewissenhaft sey, werde dadurch *virtualiter* ein Christ; und dies könne man seyn, ohne von Jesu Person, Lebensgeschichte und Vorschriften etwas zu wissen, so wie, nach Paulus, Abraham durch keinen andern Glauben als den, welcher Christen selig macht, Gott gefällig gewesen sey. Und doch will er nun davon diejenigen S. 21. unterscheiden, welche *realiter* Christen seyn. Fehlt denn aber dem, welcher etwas *virtualiter* ist, die *Realität?* oder vielmehr blos noch die *Nominalität?* Und wer wird das Wasser weigern, sagt Petrus, wo der Geist ist? — Uebrigens zeigt freylich S. 16. 17. das πρωτον ψευδος des Vfs. Auch Er meynt: was die Vernunft von Gott wisse, sey *nur möglich*. Gottes Vorsätze aber müsten uns *gewiss* seyn. Wer aus dieser Klasse von Christen wird doch einmal den Grundsatz, auf welchem dies ganze System ruhen müsste, beweisen? Er kann kein anderer seyn, als dieser: *Ideen* (wie z. B. moralisch persönliche Fortdauer) werden erst *durch Geschichte gewiss*, durch *Vernunft* (d. h. hier: durch das ganze menschliche Vermögen, Ideen richtig zu denken) sind sie *nur* als *möglich* bekannt! Ist es denn so schwer, den Unterschied zwischen *Ideen* — und in diesem Gebiete steht doch alle Religion! — und zwischen *Begriffen* festzuhalten? — Der Vf. protestirt dagegen, dass er den dem Christen nach S. 50. nothwendigen Satz: Jesus lehrt mit *untrüglichem* Ansehen Gottes; *wegen der Wunder* glaube. „*Wir*, sagt er S. 44., „glauben die Wunderwerke Jesu und seiner Diener; wissen es, „dass er sich damit als einen Propheten, *vor den Juden* legitimirt habe. Aber *in der Allgemeinheit* (dies heißt doch wohl: „für alle Christen?) bauen *wir* keineswegs unsern Glauben an „ihn auf dieses und andere *argumenta credibilitatis; geben es auch „einem jeden frey, in welch einem Sinne er die Concurrenz der Vorsehung bey diesem Werke nach seinem Gewissen deuten wolle „oder wie er sich diese Begebenheiten zu erklären wisse.* Selbst auf „die *Inspiration*, wenn man etwa auf sie allein bey dem wunderbaren Ursprung des Christenthums seine Gedanken richten „wollte, findet dies seine Anwendung." Rec. gesteht, dass er nach dieser Aeusserung begierig wäre, von dem Vf. dennoch einen folgerechten Beweis für die *Untrüglichkeit* aller Lehrausprüche des Evangeliums geführt zu sehen. So viel ist *gewiss*, dass, wenn Er unter dem *Wir*, wie sonst in seinem Aufsatz, diejenigen versteht, welche *ihm* realiter Christen sind, eine dritte Classe unter unsern gelehrten und ungelehrten Mitchristen dagegen gar sehr protestiren werden, unter diesen *wir* als Christen gemeynt zu seyn, weil *nach ihnen nur* die Wunderglaubigen (die, welche die Untrüglichkeit Jesu auf den Wunderbeweis gründen) ächte folgerechte Christen seyn können. Mit diesen wollen wir es den Vf. ausmachen lassen, ob sie ihm mehr als höchstens etwa die gute Absicht, ein Realchrist zu seyn, zugeben, dabey aber entschieden läugnen werden, dass er durch einen folgerechten Schluss die *Untrüglichkeit* (Irrthumsfreyheit) des *speciffischen* im ursprünglichen Christenthum, ohne den vollen Wunderbeweis bis zur Inspiration herab, erweisen *könne*. Er giebt am Schluss einen schönen Wink von dem Gang seines Beweises. Sein Rath ist: der Christ in seinem Sinn solle aus dem für *beide* Theile (den Rationalismus oder *Naturalismus revelatus* und das Untrüglichkeitssystem) geltenden Princip der Erkenntniss das *Bedürfniss der Unterscheidungslehren* im christlichen Glauben, und hernach eine *Pflicht*, sie zu glauben, erweislich machen. — — Was wird der Erfolg dieser Deduction seyn? Welche Lehren zu glauben nach der Vernunft, als dem gemeinschaftlichen Princip der Ueberzeugung von Religionsideen, ein *Bedürfniss* und daher *pflichtmäßig* ist, diese sind, in so weit dies bey ihnen der Fall ist, sogleich und eben deswegen *dem Vernunftglauben gewiss*; sie sind *in und durch Vernunft gegeben*, durch Lehrer von Ansehen aber werden sie, rein oder gemischt, *angegeben* und bekannter gemacht! — Möchte eine Zeit kommen, wo man die Schlusworte des Vfs. so umändern kann: „Jene sind eine Zeitlang (bey dem individuellen) bey der Geschichte der Religion stehen geblieben, jetzt aber (zu den allgemeinen Ideen der Religion) zur Religion an sich, fortgeschritten! Dies wünscht Rec. nicht um irgend eines alten oder neuen Partheynamens wegen, sondern — weil es Fortschritt der Verstandscultur für Religion ist, *der Religion ohne Beynamen* sich zu nähern.

Noch muss bemerkt werden, dass diese Abhandlung durch einen Auffatz *über das wesentliche der Religion und das specifische des Christenthums* im 1. Bd. des Henkeschen Magazins für Religionsphilosophie etc. veranlasst worden ist, und sich zum Theil auf diesen, zum Theil aber auf die vorgeschlagene Unterscheidung zwischen naturglaubigen und wunderglaubigen Christen s. ebendas. II. Bd. 1. St. S. 141. 161. bezieht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. September 1796.

GESCHICHTE.

STENDAL, b. Franzen u. Grofse: *Geschichte der Meinungen älterer und neuerer Völker* im Stande der Roheit und Cultur, *von Gott, Religion und Priesterthum* von *Johann Gottlieb Lindemann* Prediger zu Gifhorn (jetzt zu Isenbüttel) u. d. kgl. deutsch. Gesellschaft zu Göttingen Ehrenmitglied. Sechster Theil. 1792. 304 S. 8.

Dieser Theil ist den vorigen in Absicht auf die Behandlung gleich. Der Vf. wollte nach der Vorrede Resultate über die Religionsgeschichte alter und wilder Völker geben, und er setzt hinzu: es sey ein schweres Unternehmen, wobey viel gewagt werde, weil sich die richtige Ursache abstracter Wahrheiten noch weit schwerer angeben lasse als von den Phänomenen der Körperwelt. Unterdessen haben mir doch hier wenig Resultate, noch weniger solche angetroffen, welche viel Mühe könnten gekostet haben; und wenn man auf Stellen kommt, wo es scheint, als wolle er nun aus dem grofsen Vorrathe der in 5 Theilen gesammelten Nachrichten Folgesätze und Betrachtungen ableiten, welche den Verstand etwas mehr beschäftigen, so verfällt er wie aus Gewohnheit wieder in das Compiliren. Anstatt der Resultate findet man daher fast nichts als eine neue Sammlung von historischen Nachrichten, ohne viel Plan und Ordnung, ohne historische Kritik mit unnöthigen Digressionen und Wiederholungen. Nach einigen Bemerkungen über Völker, die keinen Begriff von einem göttlichen Wesen hatten, wirft der Vf. die Frage auf: was waren es für Wege, worauf die Menschen unter Anleitung ihrer Vernunft und der Erfahrung auf den Begriff von höheren Wesen geriethen, und waren Völker ohne Offenbarung im Stande, den Begriff von einem einzigen höchsten Wesen sich selbst zu bilden? Die erste Frage ist sehr unphilosophisch beantwortet, indem das was Veranlassung zur Entwickelung des Gedankens an Gott gab als Furcht, Gefühl der Ohnmacht und Schwäche, Dankbarkeit, Anstaunen der grofsen Himmelskörper, Klugheit der Gesetzgeber u. s. w. mit der Entstehung der Idee einer Gottheit verwechselt wird. Die Stoiker brauchten die Divination zum Mittelbegriff für einen Beweis für das Daseyn der Gottheit, aber sie waren nicht so sinnlos, die Divination, wie S. 9 steht, für einen Weg zu halten, auf dem die Menschen zu dem Begriff von Göttern gekommen. Unvermerkt geräth der Vf. in Digressionen über die Entstehung des Polytheismus, des verschiedenen Cultus, der Mifshandlungen der Götter, wobey eine Menge von Collektaneen angebracht werden. In der Erörterung der zweyten Frage von der Einheit Gottes herscht eine grofse Unbestimmtheit. Wenn man den ganze Räsonnement zusammenfafst, so würde es so lauten: Die Einheit Gottes ist keine Lehre der Vernunft sondern der Offenbarung, denn für wilde, rohe Nationen war diese Idee zu erhaben. Hier eine lange Abschweifung über die Mysterien, von denen der Vf. nicht ohne Grund zu zeigen sucht, dafs sie die Einheit Gottes entweder gar nicht gelehrt, oder sehr spät entlehnt haben. Von der verschiedenen Art Götter zu verehren, von Statüen, Tempeln, Orakeln, Festen, Opfern, Menschenopfern, Fasten, Casteyungen, Einsiedlern, Priestern. Auch etwas von den Meynungen über der Seelen Unsterblichkeit und Zustand nach dem Tode, von den allgemeinen Sätzen in der Religion, wohin ausser dem Glauben an Götter und Unsterblichkeit auch die Traditionen von grofsen Ueberschwemmungen, und die Vorstellungen von Opfern (die doch sehr vergänglich sind) gerechnet werden, endlich von den Veränderungen in den Religionssystemen und ihren Ursachen, und von dem Aberglauben. Gelehrsamkeit und Fleifs in dem Sammlen findet man auch in diesem Theile genug, und also auch viel Materien für den Geschichtsforscher; nur werden sie wegen des unkritischen Gebrauchs der Quellen und des sinnlosen Zusammentragens zum Theil wieder unbrauchbar; und man siehet bald, dafs es dem Vf. mehr um das Sammlen und Auskramen von Gelehrsamkeit als um zweckmäfsige und brauchbare Anordnung und Bearbeitung der Thatsachen zu thun war. Eine Stelle zur Probe, wie unzuverlässig des Vf. Angaben sind. Zum Beweis, dafs die Menschenopfer noch in den Zeiten der Cultur fortgedauert haben, werden S. 185 folgende Facta erzählt. In Rom opferte man nach Caesars Sieg zum Ausdruck der Dankbarkeit noch Menschenopfer, und Tiberius schaffte die Opfer, die man dem Saturn brachte, ab. Nero glaubte, dafs man die Strafen der Götter, die ein Comet damals verkündigte, durch Vergiefsung des edelsten Bluts abwenden könnte; und noch im zweyten Jahrhundert, zu den Zeiten des Dionysius aus Halicarnafs, warf man jährlich an einem bestimmten Tage dreifsig Menschenfiguren in die Tiber etc. — S. 195 wird Democrit zum ersten Einsiedler gemacht. Als Anhang folgt noch Religionsgeschichte (Beschreibung) der Kamtschadalen aus Steller, und der Abiponer aus Dobrizhofer.

In der Vorrede verspricht der Vf. noch in einem 7 Th. eine Geschichte der Moral der Völker als eines Hauptstücks ihrer Religion zu liefern, und mit einem Register das ganze Werk zu beschliefsen. Dieser 7te und

und letzte Theil ist auch unter dem besondern Titel erschienen:

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Die Moral älterer kultivirter und neuerer wilder Völker* historisch und philosophisch bearbeitet von *Johann Gottlieb Lindemann*. 1795. 348 u. XIV S. Vorr. und Inhalt 8. (20 gr.)

Eine Compilation, welche den vorigen Theilen vollkommen ähnlich ist, aber weder ein historisches geschweige denn philosophisches Gepräge an sich trägt, der Vf. müsste denn darin, dass das Buch aus Schriften über die Geschichte der Völker und der Philosophie gesammlet ist, oder in einigen eingestreueten Raisonnements den Charakter desselben setzen. Das Ganze besteht aus drey Abschnitten. In dem ersten findet man ein Schriftstellerverzeichniss über die Moral der Völker; in dem zweyten eine skizzirte Geschichte der Sitten der Völker; der dritte endlich enthält denn eigentlich die Moral der Völker, sowohl überhaupt als nach einzelnen Tugenden. Keiner dieser Abschnitte befriedigt die geringsten Foderungen, welche man dem Titel zu Folge machen kann. Die Literatur ist weder vollständig, noch zweckmäfsig geordnet. Folgendes kann zur Probe von des Vf. Urtheilen dienen. S. 17. „Da man nun schon in den Schulen der alten Griechen „viel Moral vortrug, und die Begriffe von Recht, „Pflicht und Glückseligkeit auseinander setzte; so fin„det man ihre interessantesten Beobachtungen über die „Natur des menschlichen Willens, über Recht und Un„recht in Ciceros Buch von den Pflichten und beym „Diogenes Laertius." Die Schilderung der Sitten oder wie es auch zuweilen heisst, des moralischen Zustandes verschiedener Völker ist auf die Art, wie wir sie in dem zweyten Abschnitt finden, eine leichte Arbeit. Die einzelnen Züge von der Lebensart, der Kleidung, dem Essen und Trinken, Sitten und Gewohnheiten, Leidenschaften, Beschäftigungsarten der Nationen liefsen sich leicht auffinden (so ist das meiste von den Griechen aus Anacharsis Reisen und Meiners), aber so hingeworfen, wie hier, geben sie auch kein Sittengemälde, noch lassen sie in das Innere des Gemüths, in die Triebfedern der Handlungen einen Blick thun. Alles was er von den Isländern zu sagen hat, besteht darin, dafs sie ehrlich, freundlich, leutselig sind, dafs dabey aber Faulheit, Mistrauen, und Ergebenheit des Trunks herscht S. 52. Zuweilen sind diese Nachrichten dunkel, auch wohl gar widersprechend z. B. S. 53 heisst es von den Lappen: sie halten das Stehlen nur in der Familie aber nicht aufser derselben für strafbar, und bald darauf, sie sind — nicht diebisch — im Handel betrüglich. Der längste Abschnitt ist der dritte von S. 69 bis an das Ende, aber eben so unbefriedigend. Zuerst erscheinen die Gnomen der alten Völker und die Sprüche der 7 sogenannten Weisen, welche der Vf. alle für moralische Lebensregeln hält, ohne zu bedenken, dafs die meisten blosse Klugheitsregeln sind; unter Solon werden sogar einige seiner Gesetze angeführet. Nach einigen Sittensprüchen von Theognis, Phocylides und Pythagoras goldnen Gedicht (und doch wufste der Vf. dafs sie weit spätern Ursprungs sind) und Syrus Sentenzen, einigen Bemerkungen über Aesops, Lecmanns und Phaedrus Fabeln, über Homers und Anacreons Gedichte (noch weit mehr Stoff dächte man, hätten die dramatischen Dichter dargeboten) kommt er auf die Moral der Aegyptier, Chineser, Indier und Perser. Was er von den Indiern und Chaldäern sagt, ist fast wörtlich aus Stollens Geschichte der heydnischen Moral genommen. Die Moral der griechischen Philosophen enthält unvollständige Nachrichten von den moralischen Lehrsätzen, die bald besser bald schlechter sind, je nachdem es die Führer waren (Stolle, Brucker, Anacharsis) oder Auszüge aus ihren Schriften, aus denen man keinen vollständigen Begriff ihres Moralsystems nehmen kann. Eben das gilt auch von den Römern. In den angehängten Betrachtungen über die Sittenlehre der Alten kommen einige gute Bemerkungen vor. Den grofsten Theil dieses Abschnitts, so wie des ganzen Buchs, nehmen die Gedanken der Weisen über einzelne Tugenden und Beyspiele ihrer Ausübung so wie der entgegengesetzten Laster ein. Hiebey ist, wie der Vf selbst gesteht, das bekannte Buch von *Lawätz* über die Tugenden und Laster, stark benutzt. Mangel an Ordnung, strenger Auswahl (was machen z. B. hier die vielen Erzählungen von den Formalitäten bey Gebeten, Opfern, Eidschwüren und andern dergleichen Gewohnheiten?) und philosophischem Geiste offenbaret sich nur zu sehr an vielen Stellen. Schwerlich aber ist das Ganze einer solchen ins Einzelne gehenden Kritik werth. Denn nicht allein das ganze Buch sondern auch mehrere Urtheile über moralische Gegenstände (z. B. gewisse Tugenden schienen nur für ein gewisses Land bestimmt und nur einem gewissen Clima eigenthümlich zu seyn) verrathen nur zu sehr, dafs der Vf. seinem Gegenstande nicht gewachsen war, und keinen durchdachten Plan darüber entwerfen und ausführen konnte. Denn sonst würde er Moralität, moralische Kultur und Moral genauer unterschieden haben. Wie sollen denn die einzelnen bald aus dieser bald aus jener Nation der alten und neuen Zeiten hergenommenen Beyspiele von Tugenden und Lastern oder die moralischen Sätze der Philosophen eine Kenntnifs der *Moral der Völker* gewähren können? Warum verband er die Moral der ältern cultivirten und der neueren wilden Völker, von denen er doch selbst saget, dafs bey ihnen nicht viel Moralität zu finden sey. Das versprochene Register, welches sehr nöthig gewesen wäre, fehlt.

Göttingen, b. Vandenhoeck: *Statistische Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der östreichischen Monarchie.* 1ter B. 1795. 1 Alph. 7 Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Herausgeber dieser Aufklärungen hat die Absicht, schätzbare Stücke zur Kenntnifs der östreichischen Staatskunde, gedruckte, aber schwer zu erhaltende, und ungedruckte, die ihm in die Hände gerathen sind, in zwey Bänden, heraus zu geben, und sie

da

dadurch gemeinnütziger zu machen. Die Auswahl für diesen ersten Band ist sehr gut, und derjenige, dem an einem genauen Unterricht von den Angelegenheiten der östlichen Provinzen der östreichischen Monarchie gelegen ist, darf diese Schriften nicht ungelesen lassen. Die ersten beiden in diesem Bande enthaltenen Stücke sind schon einzeln gedruckt, aber wenig ins Publicum gekommen, indessen sind beide in der A. L. Z. angezeigt, das erste: *Magna Charta von Galizien* bereits in N. 53. des vorig. J. und das zweyte: *Politisch kirchliches Manch-Hermäon von den Reformen Kaiser Josephs in Ungern*; kam 1790 aber ohne Bezeichnung der Jahrzahl und des Druckorts heraus, und findet sich in N. 348 der A. L. Z. v. J. 1790 beurtheilt, verdient aber auf alle Art bekannter zu werden. Der Hauptzweck des Vf., (der, wie es scheint, von vornehmen Stande ist) oder wenigstens einer der vornehmsten Mitzwecke ist Vertheidigung des Verfahrens des Kaisers Joseph II. Nun lässet er zwar auch ein paar mal den Beschwerden über ihn Gerechtigkeit wiederfahren; aber im Ganzen sucht er ihn zu sehr überall zu entschuldigen, und Handlungen der Willkührlichkeit zu rechtfertigen, die von wenigem oder gar keinem Nutzen waren, und gleichwohl die Erbitterung der Ungern sehr vermehrten, z. B. die Wegnehmung der ungrischen Krone und die Einführung der deutschen Sprache. Das Buch wurde vor dem damals erwarteten Reichstage geschrieben, und kündigte auf dem Titelblatte die Absicht an, den versammelten Ständen Winke zur Richtung zu geben. — Der dritte Aufsatz in diesem Bande ist noch nie gedruckt. Er untersucht den Werth des Werbözischen *juris tripartiti*, welches die Ungern als eine Inspiration verehren, und welches der Vf. gleichwohl sehr tadelt. Die Schreibart in beiden Schriften, ist für ein Wiener Product auszeichnend rein und gut, nur hin und wieder zu witzelnd.

Göttingen, b. Dieterich: *Th. Adwood's Geschichte der Insel Dominica.* Aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerk. begleitet von *G. F. Benecke*, Secret. b. der königl. Univ. Biblioth. zu Göttingen. 1795. 276 S. 8.

Ein unpassenderer Titel als der einer Geschichte der Insel Dominica liess sich schwerlich für dies Werk finden, das in der That nur einen einzigen Beytrag zur Geschichte von Dominica enthält; Hr. *A.* erzählt uns nur, wie im nordamerikanischen Kriege Dominica in die Hände der Franzosen gerieth, und was das Loos der Bewohner dieser Insel während der Herrschaft der Franzosen war. Hr. *A.* hat also gar nicht, wie Hr. B. in der Vorrede sagt, das Verdienst, der Erste zu seyn, der in einem besonderen Werke die Geschichte von Dominica abhandelte. Was er uns hier liefert, ist eine Art von Statistik, in welcher der Theil, welcher die natürliche Beschaffenheit der Insel betrifft, am vollständigsten ausgefallen ist; in welcher aber auch mehrere Abschnitte ganz vermisst werden. Es fehlt sogar die zweyte grosse Hälfte jeder guten Staatskunde fast ganz; wenigstens kann man das, was von der Verwaltung des Landes gesagt ist, nicht einmal als vollständiges Gerippe ansehen. Bey dem allen verdiente dies Werk gewiss durch eine Uebersetzung allgemeiner und bekannter zu werden, und bey den wenigen statistischen Nachrichten, die uns bisher von Dominica zu Theil wurden, ist es sehr befremdend, dass wir nicht längst schon eine Verdeutschung desselben erhielten. Hn. B's. Uebersetzung hat gewiss das Verdienst der Treue, und dies Verdienst würde nicht ihr einziges seyn, hätte Hr. B. weniger ängstlich nach demselben gerungen. S. 8 steht wohl *unter* den Pflanzungen, statt *auf* den Pf. S. 10 der Orkan, welcher jene Gegenden *betraf*, S. 17 von diesen Bergen entspringen, statt auf diesen Bergen und S. 61 wenn man die Asseln *zufrieden lässt*, statt wenn man sie nicht reizt; doch sind Stellen der Art selten. Der Anmerkungen findet man nur wenige und diese betreffen fast einzig den naturhistorischen Theil des Werks.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Dyk: *Die Liebe. Eine Briefsammlung* 1791. 8. *Erstes Bändchen.* XII. u. 308 S. *Zweytes Bändchen.* 352 S. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Ebendas. b. Kummer: *Bruno. Eine deutsche Originalgeschichte.* 1794. 8. *Erster Band.* 282 S. *Zweyter Band.* 222 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Ebendas. b. Böhme: *Sophie Waller. Ein neuer Beytrag zur Geschichte der Stammbäume.* 1794. 364 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ohne glänzende und hervorstechende Schönheiten, ohne eine ausserordentliche Verkettung der Begebenheiten, die vielmehr einen ganz der Natur des Menschen und dem Wesen der Dinge angemessenen Gang nehmen, schliesst dennoch der Roman Nr. 1. (als dessen Vf. der verstorbene Professor *Hemmersdörfer* genannt wird) sich an die bessern Arbeiten dieser Gattung an. Die Charaktere sind mit Menschenkenntniss geschaffen und gezeichnet, mit steter einsichtsvoller Hinsicht zum Zweck gehalten; die Situationen und Begebenheiten entspringen ohne Zwang eine aus der andern, verschlingen sich ohne unbegreifliche Mittel, und werden aufgelöst ohne die Knoten zu zerschneiden; Raisonnement, Schilderungen, Bemerkungen, die nicht nothwendig zu dem Zweck des Ganzen gehören, sind ungezwungen auf dem Weg des Vf. mitgenommen und eingewebt, und sie ziehen durch Anspruchlosigkeit und Wahrheit an. Die Maschinen, ohnerachtet sie nur in den gewöhnlichsten Leidenschaften und Empfindungen menschlicher Herzen, bestehen, sind dennoch auf eine so geschickte zweckmässige Art benuzt, dass sie nicht den mindesten Anstrich der Alltäglichkeit behalten, und vielmehr der Anlage des Ganzen einen vorzüglichen Reiz der Neuheit mittheilen. Hierzu kömmt noch ein gebildeter, leichter und angenehmer Vortrag, und so giebt dieser Roman, in Verbindung aller erwähnten Eigenschaften eine wirklich interessante und anziehende Lecture. Vielleicht könnte die

die Perle der jungfräulichen Unschuld, durch die gegen ihren Werth gebrauchten Sophismen, zu tief herabgewürdigt und die den letztern entgegengesetzte Vertheidigung der Aechtheit ihres Glanzes mit zu schwachen Gründen geführt scheinen, und vielleicht dürfte man daher fürchten, dass dieser Roman jungen warmfühlenden Herzen gefährlich werden möchte. Allein ungerechnet, dass der aesthetische Zweck jene Aeusserungen nothwendig macht, wird man bey genauerer Prüfung auch den moralischen gerechtfertigt finden. Wilhelmine leidet für die Vernachlässigung der Tugend lang und tief und der Vf. schildert das, was dahin Beziehung hat, sehr treffend. Würde man dies überschlagen und sich blos an die Vertheidigung ihrer Fehltritte halten, wer könnte dann für Missbrauch? Mit mehrerem Grunde würde man tadeln können, dass auch hier die Bösewichter sich zu freymüthig in ihrer Blösse darstellen: ein Fehler, der von der Briefform vorzüglich leicht herbeygeführt und vergrössert wird.

Neben der eben beurtheilten Arbeit erscheint Nr. 2. in einem nicht vortheilhaften Contrast. Wenn Ausländer aus dem, was wir selbst originell nennen, einen sehr seltsamen Begriff von deutscher Originalität sich bilden, so ist dieses ihnen fürwahr nicht zu verargen. Die vor uns liegende Geschichte ist weniger als irgend eine von der Art, jene Idee umzuschaffen. Hier findet sich nichts von feinerer Charakterzeichnung und Kunst der Darstellung. Einzelne grobe Striche, die sich in alltäglichen Situationen und Intriguen entwickeln, bilden das langweilige, in einem schleppenden Vortrag daher schleichende Ganze, das der Vf. umsonst mit komischen Situationen zu beleben versucht hat, zu deren Darstellung es ihm nur zu sehr an Fähigkeit mangelt.

In Nr. 3. werden einzelne richtig gefaßte und erträglich gezeichnete Gefühle durch die Alltäglichkeit der Anlage des Ganzen, durch Unwahrscheinlichkeiten und Unnatur desselben, durch das getheilte Interesse, durch den geschraubten und schwerfälligen Vortrag, durch Uebertreibungen sowohl in Sachen als im Stil wiederum ganz überschattet. Auch dieser Schriftsteller ist sehr unglücklich, wenn er komische Scenen zeichnen will, und seine Sprache ist unrein z. B. *es spricht* nicht Vernunft, sondern erhitztes Blut *aus Sie* — die *herbeygerufte* Freundin — *an Ihnen* werde ich das depot übergeben — ein Held *gegen mir* u. s. w. Druckfehler verunstalten noch über dieses häufig den Sinn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literärgeschichte. *Nürnberg*, in der Pech- u. Schulzischen Buchh.: *Johann Adam Schmerler's Lebensgeschichte*, geschrieben von seinem Freunde *J. F. Schlez*. Mit dem Bildnisse des Verstorbenen. 1795. 616 S. gr. 8. Grosses Interesse kann die Biographie eines Gelehrten, der zwar ein brauchbarer und braver Mann aber weder durch glänzende Verdienste und Talente noch durch ausserordentliche Schicksale merkwürdig wurde, nicht erregen, doch enthält das Leben des sel. *Schmerler* manche sonderbare Begebenheiten, die der sonst unvermeidlichen Trockenheit für manche Leser wenigstens abhelfen. Er ward geboren den 29 Jan. 1765 in dem Marktflecken Fürth bey Nürnberg, der Sohn eines Beckermeisters daselbst, wurde von seinem Vater zu eben diesem Handwerke bestimmt, und blieb bis in sein 15tes Jahr Beckerpursche bey ihm. In dieser Qualität ging er mit dem Brodkorbe auf den Dörfern und Heerstrafsen herum, um den Brodvorrath seines Vaters zu verkaufen. Aber seine Neigung sträubte sich gegen diese Bestimmung. Pfarrer zu werden, war das Ziel seiner Wünsche. Schon in seinem 7ten Jahre hatte er Predigten weitläufig nachgeschrieben, und bald fing er an, selbst dergleichen auszuarbeiten. Aus einer Predigt über die Höllenstrafen, die er in seinem 13ten Jahre schrieb, sind Stellen ausgehoben, die seine damaligen Vorstellungen, so wie seinen damaligen Geschmack, hinlänglich bezeichnen. Diese Predigten, so wie „Betrachtungen von dem Sündenfalle unsrer ersten Eltern" über 100 Seiten stark, wurden auf der Landstrafse neben dem Brodkorbe niedergeschrieben, und zweymal brachte ihn die Vertiefung in diese Arbeit in Lebensgefahr. Versuche, die er machte, sich dem theologischen Studium widmen zu dürfen, schlugen fehl, und *S.* gab diesen Vorsatz mit stolzer Resignation auf. „Aber, die Welt soll doch wissen, sagte er, dass ich eines bessern Schicksals werth war." Und so gieng er mit einigen Predigten nach Nürnberg, um einen Verleger für sie zu suchen. Auch dieser Versuch mislang, aber zu seinem Vortheil. Er unterwarf seine Predigten dem Urtheil des Diakonus *Schöner* in Nürnberg, dessen Approbation ein Buchhändler zur Bedingung der Uebernahme zum Druck gemacht hatte. Diese Approbation erhielt er nicht, zog aber die Aufmerksamkeit dieses Geistlichen auf sich, und wurde durch dessen Vermittelung in die Schule zu St. Sebald in Nürnberg aufgenommen, und von der deutschen Gesellschaft thätiger Beförderer reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit unterstützt. Schon war er 15 Jahre alt, als er die Schule bezog, und noch fehlte es ihm an aller Sprachenkenntniss; dennoch war er nach vier Schuljahren mit dem Lateinischen, Griechischen, Hebräischen, und Französischen hinlänglich bekannt. 1784 gieng er nach Altdorf, und betrat dort seine Laufbahn rühmlich und unter günstigen Aussichten; aber ein Fehltritt, zu welchem ihn „religiöse Bruder- und Schwesterliebe verleitete" raubte ihm alle Unterstützung. Indessen glückte es ihm, zweymal nach einander die Stelle eines Hauslehrers zu erhalten, und er befand sich bey der zweyten Stelle in einer sehr glücklichen Lage. Von dieser Stelle aus wurde er 1790 als Rector bey der gemeindlichen Schule in Fürth angestellt. Seine Einnahme in dieser Stelle war sehr gering; sein Eifer stund mit ihr in keinem Verhältnifs. Er machte einen neuen Lectionsplan, und gab Unterricht in der Naturhistorie, Naturlehre, Geographie, Geschichte, Religion, der lateinischen, französischen, und deutschen Sprache. Aufserdem hielt er an Sonn- und Feyertagen Vorlesungen über die Naturlehre, und dann über die bürgerliche Moral — die er auch herausgegeben hat —, und hatte dann nach 6—7stündiger Arbeit doch noch Lust und Kraft zu einer ausgebreiteten Lectüre, und zu den vielen literarischen Arbeiten, die er dem Publicum vorgelegt hat. Aber seine Gesundheit erlag auch unter dieser Anstrengung, und er starb am 13 Nov. 1794 in einem Alter von nicht vollen 30 Jahren. Ein würdiger Mann, durch dessen Verwendung *Schmerlers* Anstellung und die Verbesserung der Schule hauptsächlich bewirkt worden war — sein Name verdient bekannt zu werden — *Mennesdörfer*, Bürgermeister zu Fürth, veranstaltete eine glänzende Bestattung auf öffentliche Kosten. Hr. *Schlez* giebt ein Verzeichniss der Schriften seines Freundes, durch welches man *Schm.* als den Verfasser der *freymüthigen Betrachtungen über die dogmatische Lehre von Wundern und Offenbarungen*, 1792 kennen lernt. Für das beste unter seinen Büchern hielt *Schm.* selbst seine *Hochzeitpredigten*, Coburg 1792., und Hr. *Schl.* stimmt ihm hierinn bey. — Die Abbildung des Verstorbenen soll nach der Versicherung der Verlagshandlung (S. 50. N.) die sprechendste Aehnlichkeit mit ihm haben; aber Rec., der den Verstorbenen von Person kannte, kann versichern, dass *Schmerler* das Glück hatte, seinem Porträte nicht ähnlich zu seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. September 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in der Wolfischen Buchhandl.: *Petrarca.* Ein Denkmal edler Liebe und Humanität, von *Friedrich Butenschön.* Erster Band. 1796. XVI u. 322 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenige merkwürdige Männer haben in ihren Schriften einen so reichhaltigen Stoff für den Biographen hinterlassen als Petrarca. Nicht nur mit vielen äussern Vorfällen und Verhältnissen seines Lebens machen uns seine lateinischen Briefe bekannt; in ihnen sowohl, als in den Unterredungen mit dem H. Augustin, am meisten aber in seinen toscanischen Gedichten, hat er seine besondere Ansicht der Dinge, seine eigenthümlichsten Gesinnungen, ja die Geheimnisse seines Herzens niedergelegt, die es freylich für den zergliedernden Verstand bey der Untersuchung seines Charakters immer bleiben, und nur durch ein ähnlich gestimmtes Gefühl aufgefasst werden können. Das Werk des *Abbé de Sade*, worinn sonst jene Materialien mit Gründlichkeit und Wahl verarbeitet sind, lässt in der letzten Hinsicht noch am meisten zu wünschen übrig. Alle historischen Erläuterungen über Laura's Person, und über Petrarca's Liebe zu ihr, die sich auftreiben liessen, hat er gegeben: aber dem Gange dieser Leidenschaft mit einiger Tiefe philosophisch nachzugehen, zu zeigen wie der Geist des Zeitalters sie vorbereitete, wie die schönen Anlagen des Menschen und Dichters sie hervorlockten, und wie sie jene wiederum zu harmonischer Vollendung entfaltete: das lag ausser seiner Sphäre. Er schrieb wie ein Geistlicher über einen Geistlichen, für dessen Schwäche in diesem Stück er höchstens Entschuldigung zu erlangen wünschte. Hier ist also noch ein Feld für die historische Darstellung offen, wo sie das Interesse der Wahrheit mit allem Zauber der Dichtung vereinigen könnte. Das Denkmal, welches Hr. Butenschön dem Petrarca zu stiften versucht, ist nicht von dieser Art, sondern ein auf Geschichte gegründeter Roman. Wie weit man auch die Rechte der Dichtung über einen historischen Stoff ausdehnen mag, so wird man doch eingestehen, dass die Einbusse an Wahrheit immer durch einen ästhetischen Gewinn vergütet werden muss. Diess zu leisten war hier ein äusserst gewagtes Unternehmen: denn wer kann hoffen, Petrarca's Liebe einiger, schöner, harmonischer auszudrücken, als er es selbst in so vielen Gedichten gethan? Zwar macht die Sammlung seiner Sonette und Canzonen, worin, ungeachtet der meistentheils beobachteten Zeitordnung, die auf einander folgenden Stücke nur selten einen sichtbaren Zusammenhang haben, kein ästhetisches Ganzes aus; und es lässt sich denken, dass eine Auswahl dieser poëtischen Bestandtheile mit Vortheil zur Einheit eines gröfseren Gedichtes verknüpft werden könnte. Allein es fehlt der Geschichte dieser Liebe, die während des Lebens der Geliebten achtzehn Jahre dauerte und nach ihrem Tode erst noch den höchsten Schwung nahm, an eigentlichen Begebenheiten, an Mittelpunkten der dramatischen oder epischen Einheit, und sie scheint ihrer Natur nach auf lyrische Darstellung eingeschränkt zu seyn, worinn Petrarca selbst unstreitig das Höchste geleistet hat. Sollte Hr. Butenschön wohl bey seiner Unternehmung an diese Bedenklichkeiten auch nur entfernter Weise gedacht haben? Ja muss man ihm nicht, trotz des vorgegebenen Enthusiasmus, alles Gefühl für die schöne Individualität jenes Dichters absprechen, wenn er gerade zu gesteht, (S. VII) Petrarca habe ihm seinen Namen zum Ausdrucke eigner Gesinnungen, eigner Schwärmereyen geliehen? Er konnte sich also schmeicheln, der Leser werde lieber sein Individuum kennen lernen, als die wahrhaft schöne Seele eines Mannes, der blos durch seine persönlichen Eigenschaften: reine und umfassende Empfänglichkeit, sittliche Würde, und überlegene Einsicht, so vielfach auf seine Zeitgenossen und noch weit hinaus auf die Nachwelt wirkte? Statt eines idealischen, oder auch eines treuen Bildes von Petrarca, giebt er uns eine durch die abgeschmackteste Ueberspannung verzerrte Karikatur. Seine Liebe wird in einem Meere empfindelnder Schwätzereyen ersäuft, die überall lärmenden Anspruch auf Kraft machen, aber völliger Leerheit des Kopfes kaum nothdürftig zum Deckmantel dienen. Dieser Petrarca ist stolz darauf, (S. 11) „dass das kraftvolle *Gemmengepräge* der Natur in ihm noch nicht erlosch." (Die Kunst Gemmen zu *prägen* wird wohl seit dem 14ten Jahrhundert verloren gegangen seyn.) Da er einen schönen Abend am Ufer des Meeres geniesst, (S. 15) „mussten Thränen seinem Herzen Luft machen, sonst wäre er ins Meer gesprungen." Man sieht, eine solche Empfindsamkeit ist gefährlich für ihren Besitzer, aber sie hat auch ihre Vortheile, denn vermöge derselben riecht man die Unsterblichkeit der Seele: S. 48. „Wer in den Wohlgerüchen der Orangen und Myrten *keine glückliche Zukunft ahndet*, dem fehlt die schönste Gabe der Natur." Eben so muss man (S. 82 u. 217) das Daseyn Gottes „in einem einfachen Morgengesange," etwa einer Lerche, hören können, sonst wird man für unfähig erklärt es überhaupt anzuerkennen. Lello, Petrarca's Freund, belehrt diesen S. 96. 97. „dass Himmel und Erde sich wie ein Buch Papier zusammenrollen lassen," doch übergeht er die mechanische oder chymische Pro-

cedur, wodurch man dieſs bewerkſtelligen kann. Die bekannte Vorliebe Petrarca's für die Alten, die für die Wiederbelebung der klaſſiſchen Literatur ſo wichtig wurde, iſt hier ins lächerliche getrieben, wenn ihm S. 22 „die ewige Lampe der Humanität im Horaz leuchtet," wenn S. 41 „die ganze Kraft Virgils in ſeinem Buſen rollt und erklingt," und wenn er gar S. 175 „den mit Ruthen gepeitſcht wiſſen will, welcher dieſe beiden Dichter zu erklären wagt, ohne zu lieben oder geliebt zu haben. Uebrigens hat er eine ungemeine Gabe der Combination, denn „die ganze Geſchichte iſt ihm S. 47 nur *Ein Laut.*" Wie Laura auf ihn wirken wird, läſst ſich ermeſſen, da er S. 64 „die Weiblichkeit einen reinen *Schmelz*, einen ehrwürdigen *Anflug* des Göttlichen" nennt. Auch ſteigt durch die Liebe ſeine Tollheit aufs Höchſte. (S. 133) „Kleinigkeiten erwürgen ihn, dagegen wäre es ihm Kinderſpiel, in den Feuerſchlund des Aetna zu ſpringen," und „er ringt (S. 153) mit ſich ſelbſt *wie mit einem Gotte.*" Aber dann (S. 239) „wird auf einmal alles ſo ſchön und heiter um *ſeine kleine Perſon*," (hier vergaſs Hr. Butenſchön vermuthlich, daſs er nicht in ſeinem eignen Namen ſprach) daſs es kein Wunder iſt, „wenn er ſich ſo heilig und gut, ſo frey von aller irdiſchen Schwäche dünkt," und wenn S. 237 „ſich der Embryo des Himmels in ſeinem Herzen regt." Die Sprache des ganzen Buchs iſt wieder eins von den unter uns leider ſo häufigen Beyſpielen, zu welcher Verkehrtheit, Verſchrobenheit und Abentheuerlichkeit das erbarmenswürdige Ringen nach einem Scheine von Genialität führen kann. Es wird S. 236 ſchwer gefunden, „das rege *Kniſtern* in unſerm Herzen" zu erklären. „Liebliche *Flocken* der Harmonie ſchweben S. 146 auf den Dichter herab;" ein andermal S. 253 „labt ihn Laura's Stimme wie *Mannaflocken*." „Zorn und Unwillen *rollt* S. 144 alle Zuſchauer zuſammen." Die fernen Thürme von Avignon *ſummen* S. 216, und jeder Laut *zerſplittert* das Herz. Bey Hn. Butenſchön nehmen die Thränen nicht immer ihren natürlichen Lauf, ſondern flieſsen nach Befinden der Umſtände auch hinaufwärts, und claſſificiren ſich dadurch ſelbſt. S. 140. „Mit jedem Blicke hebte eine Thräne des Danks gen Himmel, und eine andre Thräne reiner Anhänglichkeit floſs auf die Erde." Wer wollte ſich bemühen, das Feuer einer ſolchen Phantaſie, wie S. 240 ff. geklagt wird, daſs es häufig geſchehe, „mit Haken und Waſſereimern zu dämpfen?" Man kann ſie ausbrennen laſſen ohne groſse Gefahr zu fürchten. Dem gefühlvollen Bewunderer Petrarca's und ſeiner Liebe werden dergleichen Parodien ärgere Entweihung dünken, als die witzigſten Spöttereyen des Taſſoni. Bey der ungenieſsbaren Beſchaffenheit des Ganzen verdient es keine umſtändliche Rüge, daſs in den Gedanken und Geſinnungen das Koſtum des Zeitalters alle Augenblicke übertreten wird; daſs die angenommene Briefform ſo wenig beobachtet iſt, daſs Petrarca dem Lelio einmal dasjenige erzählt, (S. 210) wobey dieſer gegenwärtig geweſen war; daſs die vom Vf. eingeſtandnen aber ſchlecht entſchuldigten Anachroniſmen ganz ohne Noth und Nutzen begangen werden u. ſ. w. Ein Beyſpiel, wie der Vf. hiſtoriſche Winke benutzt, kann man an der unklugen Geſchichte S. 140 — 143 ſehen, die ſich auf den Brief Petrarca's *de rebus familiar.* III, 22 gründet. Er verwendet ſich darinn für ein paar Liebende, die von ihrem Gutsherrn verfolgt wurden. „*Juvenis quidam virginem, cujus amore languebat, ipſa non obluctante cognovit; matrimonii pactis interpoſitis etc. — Et nos aliquando, frater, arſimus, et opem ferre decet ardentibus.* Wie einfach, naiv und menſchenfreundlich! Nun vergleiche man die vorliegende Behandlung.

Was die kleinen Blumen betrifft, die Hr. Butenſchön nach ſeinem Ausdruck, „aus fremden Gärten in den ſeinigen verpflanzt hat," ſo hätte er beſſer gethan ſie beſtimmt anzugeben. Die Betrachtungen über den Tod S. 227 — 229 ſind von Herder entlehnt, das Sonett nach Petrarca S. 183 iſt von A. W. Schlegel. Die wiederholten Lobreden auf die griechiſche Religion ſind, höchſt unpaſſend in Petrarca's Munde, Schillers Göttern Griechenlands nachgeſprochen. Doch wenn alle Reminiſcenzen dieſer Art für fremde Blumen gelten ſollten, ſo möchten ihrer gar viele werden. Die eignen Gedichte, die Hr. Butenſchön ſtatt Petrarkiſcher aufſtellt, ſind zu ſchlecht, als daſs er ſie nicht ſelbſt gemacht haben ſollte; z. B.:

Ariſtipps und Zenons Schüler,
Jene warm und dieſe kühler,
Predigen Philoſophie,
Gehen und — vergeſſen ſie.

In derſelben Strophe heiſst es:

Flammt die Seele? welch ein Toben!
Iſt ſie ruhig? welche Ruh!

Ja wohl! Und ſchreibt der Autor unſinnig? welcher Unſinn! Wer von unſern Leſern ein ſo verwerfliches Produkt, woran übrigens ſchönes Papier und ſaubrer Druck mit Ungerſchen Lettern verſchwendet iſt, hier zu umſtändlich gewürdigt findet, der bedenke, daſs es nach dieſem Plane leicht durch ein Dutzend Bände fortgeführt werden könnte, und ſehe von welcher Höhe Hr. Butenſchön in der Vorrede auf ſein Zeitalter herabſchaut, ja *die Menſchheit für gänzlich geſtorben und begraben* zu halten droht. Er glaubt ſich berechtigt, die Gleichgültigkeit Andrer gegen alles Edle und Groſse zu ſchelten, da doch eine Gefangenſchaft von einigen Monaten während der unglücklichen Epoche in Frankreich hinreichend war, ſeinen politiſchen Enthuſiasmus ſo ganz abzukühlen, daſs er die Franzoſen ein *Vandalenvolk* nennt, „den Ariſtides und Decius für Fabeln anſieht, und beym Plutarch und Xenophon gähnt."

Breslau u. Leipzig, b. Gehr u. Comp.: *Die Erſtlinge meiner Muſe.* Von *Gottlieb Kapf.* 1796. 324 S. 8. (1 Rthlr.)

Sehr uneigentlich nennt der Vf. dieſe Gedichte Erſtlinge, da eins darunter nach der Ueberſchrift vom Jahre 1786, mehrere vom J. 1793 ſind, und andre vielleicht noch ſpäter geſchrieben ſeyn mögen. In einem Jahrzehend hat ein Dichtertalent ſchon Zeit genug ſich zu ent-

entwickeln, wenn es anders vorhanden ist, oder reifere Einsicht sollte den unglücklichen Kitzel wenigstens in so weit mäßigen, daß man die Poeterey nur zu eigner Belustigung triebe, und nicht öffentlich damit aufträte. Ueberdies giebt es so manche Zeitschriften und Sammlungen, wo ein angehender Dichter (weil wir Hn Kapf doch als einen solchen betrachten sollen) seine Versuche zur Beurtheilung aufstellen kann, wo nicht selten auch ziemlich schwache einen Platz finden, daß es viel rathsamer ist, sich dieser zu bedienen, als mit einem noch ganz unbekannten Namen einen Band Gedichte auf einmal ins Publicum zu schicken. In dem herzbrechenden *Lebewohl ans Büchlein*, worinn der Vf. unter andern zu diesem sagt: „Freundschaft und Liebe „haben dich gezeugt, und als die Freude deiner genas, „war Mutter Natur dein Pathe," scheint er den grosen Unterschied zwischen Gedichte machen und drucken lassen sehr aus den Augen verloren zu haben; und bleibt es auch bey jenem, so möchte der Zeitvertreib, schlechte Verse zu schreiben, leicht noch geistloser seyn als das Kartenspiel womit er ihn vergleicht. Diese hier sind, wie es scheint, sehr nachläßig, ohne allen Begriff von Kunst und Feile mit einer unseligen Fruchtbarkeit hingeworfen. Ob der Vf. wirklich einige Anlagen hat, ist unter diesem Wuste schwer zu erkennen. So viel ist gewiß, sie sind zum Theil noch so roh, zum Theil schon so misgebildet und verunstaltet, daß an keine Besserung zu denken, und das Versprechen bald „reifere Geschwister nachzusenden" sehr voreilig ist. Fast alle Stücke sind lyrisch; einige hat eine uninteressante Gelegenheit veranlaßt, z. B. S. 163 *an meinem Namenstage*. Die meisten drehen sich um abgenutzte Gemeinplätze. Bald herrscht Plattheit, bald Schwulst, und das Schlimmste ist, daß der Dichter gar nicht aufzuhören weiß. So ist die schwerfällige Ode S. 62, welche anhebt: „Ewigkeit! — Gedanken ohne Ende!" fast ein Gedicht ohne Ende geworden. Wer wird sich bemühen wollen, folgenden Unsinn zu entziffern?

Am Gestad der Ewigkeit gescheitert
Stöhnen Wesen, von der Vaterhand geschleudert
Hinter Gottes Ebenbild zurück —
Schlummern Onan's Legionen Enkel —
Ungeboren — in der Zelle dunklem Winkel,
Und erwarten des Allvaters Blick.

Um nichts gescheidter ist der Schluß:

Ewigkeiten müssen ihn (den Weisen) belohnen,
Deren Dauer ihren Werth bestimmt.

Ein andermal heißt es mit einem lächerlichen Pathos:

Denn wir wanken an dem schwarzen Schlunde,
Wo der Tod im Hinterhalte *schmollt*.

Aber den Gipfel seines Bombasts hat Hr. Kapf vielleicht in folgenden Zeilen erreicht:

Wo der *Drillingsstern* um Gottes Scheitel
Ewig flammt, *Urwehr*, *Urgut*, *Urschön* u. s. w.

Die häufigen grammatischen und metrischen Schnitzer, z. B. *euerm Herz*, Reime wie *Gelde*, *quälte*, *Wünschen*, *Menschen*, *gelehrt*, *verzerrt*, würden allein hinreichen, diese Arbeiten als stümperhaft kenntlich zu machen, verdienen aber bey einer so durchgängigen Schlechtigkeit kaum eine Rüge. Ein Lust-, Schau- und Trauerspiel; *Sie finden sich als Schauspieler in zwo Handlungen*, folgt den Gedichten als Anhang. Der Vf. hätte sich nur unter die darinn aufgeführten Personen oder Masken aufnehmen mögen. Seine Ansprüche haben in der Prosa noch ein weiteres Feld als in der Poesie. In jener wechselt Witz mit Philosophie und Empfindung, alles nach dem oben gegebenen Maasstabe: ein würdiges *Drillingsgestirn!* Es treten hier lateinisch, französisch und englisch radebrechende Deutsche auf, deren Rollen vermuthlich nicht immer mit Wissen und Absicht so unorthographisch geschrieben sind. Die Sprache, worinn alle übereinkommen, ist Unsinn, der nicht selten ins pöbelhafte fällt.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Romantische Bijouterien.* (Mit einem Titelkupfer.) 1796. XVI u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Schon der Titel setzt den Rec. in Verlegenheit. Sollen Bijouterien Kleinodien oder Spielwerke bedeuten? Fast sollten wir glauben, der Vf. selbst mache keine Ansprüche auf die erste Uebersetzung, und für die letzte ist seine Feder bey weitem nicht leicht genug. Eben so wenig weiß man, ob diese Erzählungen Originale oder aus fremden Zungen übertragen seyn mögen. Ein gewisser gezierter Ton scheint den Einfluß verunglückter englischer Novellen zu verrathen. Am zweifelhaftesten wird man am Ende vielleicht darüber seyn, ob man sich unterhalten hat; und doch giebt der Vf. in einer Vorrede, die uns die Geschichte der Romane überhaupt in kurzen Worten liefert, Unterhaltung als seinen Zweck an. So viel ist gewiß, daß man hier überall auf kostbare und schwerfällige Schilderungen stößt, und mit leerer Weitläuftigkeit zu kämpfen hat. In der ersten Geschichte will ein junges Mädchen einer Freundin mündlich ihre Leidenschaft erzählen, und bleibt bey folgender Tirade hängen. S. 16. „Ein kleiner Fluß „von bunten Blumen umkränzt, schlängelt sich durch „die lachenden Wiesen und Thäler durch, auf welchen „Apollo's schweigender Vogel mit ausgespanntem Gefie„der sich majestätisch wiegt. Ich sah ihn oft seinem mit einer goldnen Kuppel versehenen Häuschen zueilen; „kaum hatten ihn seine Jungen erblickt, so schwammen „sie ihm entgegen und freuten sich recht kindisch. „Schäkernd verachteten die muntern Frösche den Bach; „sie genossen der wohlthätigen Sonne auf grünem Moose, „aber bald sprangen sie in ihr Element zurück, und „prophezeiten, mit den zirpenden Cicaden auf der hohen Pappel wetteifernd, den Regen; der bunte Specht „pflückte inzwischen die zarte Knospe einer saftigen „Dattel." Es ließen sich Bogen in diesem Geschmack auszeichnen, aber wohl dem, der sie bey seiner Lektüre, so wie die unzähligen müssigen Briefe und Dialogen, die den Leser um nichts als um die Seiten des Buchs weiter bringen, überschlagen darf! In der letzten

ten Novelle hat sich der Vf. bemüht, leichtfertig zu werden, was man ihm in den vorhergehenden eigentlich nicht Schuld geben kann. Er erhält seine Heldinnen von einer gewissen Seite ziemlich bey ihrer Tugend. Vergiftungen scheut er schon weniger. Unter andern hat er einmal die bekannte Begebenheit der Marquise von Gange mit eingeflochten, aber das rührende derselben freylich ganz zu ersticken gewusst. Besonders unglücklich ist er in seinen Versen. An den Hexametern S. 289—291 ist es noch der geringste Fehler, dass sie oft sieben Füsse haben: sie erregen die Empfindung, als ob man in einem stossenden Wagen über einen holprigen Steindamm führe.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Cöln, b. Hammer: *Reise von Mainz nach Köln im Frühjahr* 1794. in Briefen. 1795. 274 S. 8.

Diese Reise enthält hauptsächlich zwey Actenstücke, die auch auf dem Titel bemerkt sind; eine den verstorbenen Bahrdt und seinen Aufenthalt in Marschlinz und Heidesheim betreffende Correspondenz, und eine Predigt, worinn der Pater *Simplicianus Haan* in Cöln im J. 1780 bewies, dass kein Protestant selig werden kann. Dass Bahrdt ein sinnlicher Mensch und schlechter Wirthschafter war, und hiedurch oft in Noth gerieth, welche ihn nicht selten zu niedrigen Auskunftsmitteln verleitete; dies war auch den wärmsten Verehrern seines Geistes und Muthes vorhin bekannt. Die Simplicianische Rede erregt Lächeln; man mag dem Pater die Freude gönnen, welche er sich durch so viel Geschwätz noch mehr zu versichern sucht, die Protestanten einst, von seinem Ehrensessel neben S. Dominicus und den Inquisitoren herab in der Hölle braten zu sehen. Carricaturen dieser Art können in der That keinen, auch ungebildeten, Verstand verführen. Indessen wird eine Reise in die Länder, wo der Mann seinen Tummelplatz hatte, in einigen Jahren merkwürdig seyn; so viele Akatholiken, die als Freunde und Feinde dort waren, müssen den alten Sinn doch ziemlich erschüttert haben; es wird eine interessante psychologische Beobachtung seyn, ob die elektrisirten Landesbewohner nun auf Extreme anderer Art fallen, oder das glückliche Mittel treffen werden. Aber welches ist das Land und das Volk in Europa, dessen ältere Statistik nicht eine ähnliche vergleichende Revision nach Ablauf der heutigen Krise nöthig haben wird!

Der Vf. beschäftigt sich übrigens vornehmlich mit der moralischen Ansicht, welche das Land von Mainz bis Köln 1794 hatte; seine Urtheile scheinen aber weniger die Frucht eigenen tiefern Studiums bey längerm Aufenthalt, als das Resultat der gesellschaftlichen Unterhaltungen zu seyn, wozu er durch Verbindungen und gutes Glück veranlasst wurde. Eine aufgeklärte und menschenliebende Denkungsart blickt überall durch. Es würde ein eben so grosses Buch zu schreiben seyn, wenn man einzelne Angaben von mehrern Seiten beleuchten und prüfen wollte: Wir begnügen uns, den Leser auf das Vorzüglichere aufmerksam zu machen. Dazu zählen wir (S. 6) die Beschreibung der Seressaner; (S. 12.) den nachtheiligen Einfluss, den der Aufenthalt der Franzosen auf die Mainzische Deutschheit und Moralität gehabt haben soll; (S. 14.) die Schilderung der pfälzischen Regierung, welche jedoch leider nichts neues enthält; (S. 57.) einige artige Briefe von dem Dichter Maus; (S. 67.) einiges (doch nicht tief geschöpftes) über die Erfindung der Buchdruckerey; (S. 74 f.) Custine's Räubereyen zu Biberich, (welche durch grösere an andern Orten verübte, jetzt leicht in Vergessenheit kommen dürften); (S. 145 ff.) Schilderung der Emigrirten während ihres Aufenthalts zu Coblenz (leider auch wahr!); (S. 154.) über die Ursachen der Revolution lehrreiche und gegründete Bemerkungen, die ja wohl zeigen, dass sie nicht die Wirkung der Aufklärung, sondern der so gar unaufgeklärten Handlungsweise der vorigen Gewalthaber war; (S. 172.) ein Urtheil über den Fürsten von Neuwied, welches unter die bessern gehören dürfte, welche über ihn gegeben worden sind; (S. 176.) von dem „Caspérle des Reichs, dem Neuwieder Zeitungsschrei„ber;" (S. 193.) Hedderich's verdientes Lob. Die Stadt Cöln ist treffend geschildert; möchte das Gemälde bald unkenntlich werden!

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste, *Riga u. Mitau*, b. Müller: *Der Onkel aus Amsterdam.* Eine komische Oper in 2 Aufz. Nach dem Ital. *il pittore Parigino* frey bearbeitet und der Musik des *Cimarosa* untergelegt. 1796. VI u. 104 S. 8. (8 gr.) — Der Wunsch des Uebersetzers ist in sofern erfüllt, dass man die Verdeutschung einer gut componirten italienischen Oper nicht als überflüssig ansehen kann, weil man um keinen andern Preis die Musik derselben auf deutschen Theatern zu hören bekömmt. Allein ohne den Charakter auszulöschen und dadurch die Musik unpassend zu machen, ist es fast unmöglich einer solchen Production des italienischen Bodens das Fremdartige für uns zu benehmen, was denn auch bey weitem hier durch den Titel und ein paar deutsche Anspielungen nicht geschehn ist. Der Alte vorzüglich wird in deutscher Sprache immer plump und nicht komisch auftreten; und es bleibt schwer in das Ganze einen rechten Zusammenhang zu bringen, ohne dass man doch den Mangel daran der Willkühr des Muthwillens zu gut hielte. Einige einzelne Arien sind indessen ganz glücklich übertragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. September 1796.

SCHÖNE KÜNSTE.

Stuttgart, b. Steinkopf: *Taschenbuch für Freunde des Gesangs*: 1796. Erstes Bändchen. 132 S. Zweytes Bändchen. 144 S. 8. *Melodien* zum Taschenbuch für Freunde des Gesangs. Erste Abtheilung. 144 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Die Absicht des Herausg. ging zunächst dahin, junge Männer auf Universitäten mit einer Liedersammlung für den Gebrauch bey fröhlichen Zusammenkünften zu versorgen. Es giebt zwar schon verschiedne dergleichen: doch ist es immer noch nicht unnütz, sie zu erneuern und zu vervielfältigen, da viel daran fehlt, dass die zum Theil sinnlosen und unanständigen, zum Theil wenigstens platten Lieder, die ein hartnäckiges altes Herkommen in Schutz nimmt, die aber den ganzen gesellschaftlichen Ton zur Rohheit stimmen müssen, aus allen akademischen Zirkeln verbannt, und durch geistvollere ersetzt seyn sollten. Die hier befolgte Wahl ist grossentheils verständig und zweckmässig. Man wird nicht leicht irgend einen lyrischen Aufruf zur Freude von einem unsrer berühmten Dichter, der Popularität erlangt hat, vermissen. Wir finden hier *Schillers* Lied an die Freude, *Göthens* Bundeslied, viele Trink- und Gesellschaftslieder von *Gleim*, *Stollberg*, *Claudius*, *Hölty*, auch vorzüglich von *Voss*, auch von andern beliebten, wenn gleich weniger berühmten Verfassern. Noch andre stehen ganz ohne Namen da, und müssen sich also blos durch ihren Gehalt empfehlen, der bey vielen dazu nicht hinreichen möchte. Meistens scheinen es schwäbische Producte zu seyn, und daher dem Publicum, für das sie zunächst bestimmt sind, noch eher gefallen zu können. Da indessen singlustige Kehlen viele Lieder nöthig haben, und die Strenge der Kritik gewöhnlich mit der geselligen Fröhlichkeit in umgekehrtem Verhältnisse steht, so kann man diese Stücke der Sammlung als den geringeren Wein betrachten, den man den Gästen vorsetzt, wenn sie schon viel getrunken haben. Nur sollten nirgends, auch nicht einmal im Rausche lärmender Freude, Vorurtheile begünstigt werden. Wozu also das leere Pochen auf Deutschheit, das in einigen dieser Lieder, z. B. 2 B. S. 127. herrscht? Es ist sonst eine auszeichnende Eigenschaft der Deutschen gewesen, von thörichtem Nationalstolze frey zu seyn, aber seit zwanzig oder dreyssig Jahren hat man sich unglaubliche Mühe gegeben, ihnen denselben anzuschwatzen. Wie abgeschmackt sind z. B. folgende Verwünschungen 2 B. S. 27.:

Wer in fremdem Tranke prasset,
Meide dieses freye Land!
Wer des Rheines Gabe hasset
Trink als Sklav an fremdem Strand!

Was hat die Vorliebe für den Champagner oder Madera mit der Freyheit der Gesinnungen zu schaffen? Aber die Verfasser mehrerer hier eingerückten Lieder würden bey ihrem blinden Lobe der deutschen Freyheit wohl ziemlich verlegen seyn, wenn sie den Begriff, den sie mit diesen Lauten verknüpfen, angeben sollten. Der Sammler hätte wenigstens für Uebereinstimmung sorgen, und die Zeilen eines Stollbergischen Liedes:

Weh dem, der frey uns nennt,
Und Deutschlands Schmach verkennt!

die bey den jetzigen Zeitumständen bedenkliche Erinnerungen wecken, auslassen sollen. Im zweyten Theil hat er sich nicht auf eigentliche Gesellschaftslieder beschränkt, und auch einige von ältern Dichtern, die es verdienen, wieder in Andenken gebracht. Das nicht zur Ehre unsers Geschmacks, allbeliebte *Freut euch des Lebens* steht am Eingange desselben. Die Melodieen sind theils die bekannten und hergebrachten, theils neue von den Hn. Eidenbenz, Lang und Zumsteeg in Stutgart für das Taschenbuch besonders componirte.

Unter dem angeblichen Druckort: Schloss Lindenberg, in der Reichsfreyherrl. Taschenbuchdruckerey: *Abentheuer des Jakobitenbruders Raphael Pfau*, Zeitgenosse(n) des Erasmus Schleichers. (Schleicher.) 1796. Erster Band. XVI und 544 S. Zweyter und letzter Band. 536 S. 8. (Mit Titelkupfern und Vignetten.) (3 Rthlr.)

Der Vf. macht in der Vorrede eine Satire auf einen Scribenten, der jede Messe ein erstaunenswürdiges und spectakelvolles Geschichtenbuch liefert, und diese führt er dann, freylich unerwartet genug, im Werke selbst als in einem anschaulichen Beyspiele der Länge nach aus. Anders lässt sich dieser Roman, der nach einem etwas modernisirten Zuschnitt von weiland Herkules und Herkuliska abgefasst ist, nicht wohl betrachten. Der Held windet sich zwischen einem Chaos von Haupt- und Staatsactionen und Hofintriguen, die den Leser abstumpfen, mit einem Hokuspokus hindurch, der ihn munter erhalten soll. Als Oberhaupt eines geheimen Bundes macht Raphael Pfau die Schurkereyen schwarzer oder gemeiner Bösewichter aus allen Ständen, und die Ränke verworfner Weiber in allen ihren Haupt-

und Nebenlinien zu Schanden, ist allwissend und allgegenwärtig, und thut noch viel gröfsere Dinge, als man deutlich in Erfahrung bringt. Denn die Angel des Geheimnifsvollen wird bis zu Ende nicht ganz eingezogen, und es bleibt uns noch vieles eben so unbegreiflich als unwahrscheinlich. Wir sehen ihn nur einen vertriebnen Minister wieder einsetzen, und einige gedrückte Unschuldige im Triumph aufführen; aber die Beförderung eines seiner Beschützten, der zuletzt ganz wie ein asiatisches Wunderprinz auftritt, zeigt, dafs er seine Hand in mehreren Regierungen des Erdbodens hatte, und nach dem vorherverkündigten Tode des Fürsten zu schliefsen, sitzt er auch im Rathe der Götter. Dafs er Geister und Gesichte erscheinen läfst, ist nur ein geringes, und die Kunst, womit er sich Creaturen schafft, und sie als Maschinen braucht, blofs ein Beweis der natürlichen Ueberlegenheit dieses unter Zigeunern gebildeten Rechtschaffnen. Eine beträchtliche Anzahl von Liebesgeschichten nebst verliebten, freundschaftlichen und räsonnirenden Dialogen durchkreuzen und dehnen dieses seltsame Gemisch. Das Gedächtnifs weifs die Paare kaum mehr zusammen zu finden, die sich lieben, und verfolgt, getrennt, zuletzt auf einen Haufen gesammelt werden. Auch die schmutzige Geschichte eines magnetisirten Mädchens nimmt hier eine Stelle ein, und unter den Episoden kommt die Lebensgeschichte der Madam Hastings mit verstellten Namen vor. Ein Beyspiel, wie geschickt fremde Züge benutzt werden, kann die Stelle B. II. S. 259. abgeben. Eine Opernsängerin, die jetzt eine ehrwürdige *Marchesa* ist, erzählt von ihrem ersten Geliebten: „Rubi„nello brachte auch zuweilen Bücher mit sich, die ihre „Verfasser nicht dazu bestimmt hatten, zu unterrichten, „sondern die blofs unterhielten, und diese las er mir „zuweilen vor. Einst brachte er mir Petrarca's Ge„dichte mit. Er las mir eins der feurigsten Gedichte „an Laura daraus vor. Wir glühten von innen vor „Liebe, und diese Glut von aufsen — an diesem Tage „fiel meine Tugend." So weifs der Vf. in wenigen Zeilen eine Erinnerung aus Dante (Francesca da Polenta erzählt nämlich in jener berühmten Stelle des *Inferno*, dafs ihr der Roman vom Lanzelot auf ähnliche Weise verderblich geworden) zu entweihen, und den Sänger der geistigsten Liebe, Petrarca, zum Kuppler zu machen. In keinem höheren Sinne ist er das, wofür er sich doch geben zu wollen scheint, Beobachter des Ganges menschlicher Schicksale, Thorheiten und Laster. Was er uns auf seinem Schauplatze zeigt, ist der abgenutzte, grobe Umrifs, worinn niemand Belehrung finden kann. Das einzige Gute, die wiederholte Anmahnung zu männlicher Thätigkeit, hat er wieder dadurch verdorben und ins Abentheuerliche verzerrt, dafs er damit beständig vom geheimen Bunde ausgeht und auf ihn hinweist, und durch die Mitglieder desselben unglaubliche Thaten und Taschenspielerkünste verrichten läfst. Das ganze Buch erhebt sich daher nirgends über den Rang eines gemeinen Zeitverderbes. Der freywillige Leser ist fast zu bedauern, aber der unermüdete Schreiber flöfst noch mehr als Mitleiden ein. Sprachfehler, wie B. I. S. 27.: „ohne *der* Hülfe eines Officiers," und S. 297.: „die nichts in *Sie* liebte, als die *Volle* Ihrer Gesundheit" u. s. w. sind hoffentlich unter die zuletzt erwähnten Druckfehler zu rechnen.

Leipzig, b. Meyer: *Das Schlofs des Grafen Roderich.* Eine Geschichte aus den gothischen Zeiten. Nach dem Englischen. 1796. 327 S. 8. (18 gr.)

Diese Geschichte aus gothischen Zeiten ist, zu ihrem Ruhme sey es gesagt, auch in einem recht gothischen Geschmack geschrieben. Sie hat in England eine zweyte Auflage erlebt, ungeachtet man glauben sollte, der Effect müfste bey einer zweyten Lefung verloren gehen. Sie könnte eine unterirdische Erzählung genannt werden, denn man kömmt darinn fast nicht ans Tageslicht, und treibt sich in wüsten Schlöfsern, Gefängnissen und allerley düstern Gängen und Winkeln herum. Diese Decorationen sind die Hauptsache und die handelnden Personen nur das Nebenwerk. Es wäre daher nicht übel gewesen, einige Risse zu einer deutlicheren Vorstellung von dem Localen beyzulegen. Trepp auf, Trepp ab verfolgt uns der Schall von Menschentritten und die Erscheinung befremdender Gestalten; der Vf. ist unermüdlich in dem Vergnügen, dem Leser die Haare zu Berge stehen zu machen. Wenn man indessen über den ersten Schrecken hinweg ist, so hat es mit dem Buche auch weiter keine Gefahr. Wir haben so wenig, wie der Ueberf., irgend eine „Verletzung der Zucht" wahrgenommen; nur was die „Kunstlosigkeit des Ausdrucks" betrifft, können wir nicht seiner Meynung seyn. Seine Feder hat vielmehr das Kostbare des Originals nicht weggenommen. Dahin gehört S. 5.: „Ihre schwarzen Augen verriethen Lebhaftigkeit des Geistes mit dem Schmelzenden der Empfindsamkeit im schönsten Verbande." S. 11.: „Unten aus dem Thal hatte der Gipfel ein so mahlerisches Ansehn, dafs die Seele des Zuschauers feurige Wünsche ihn zu erreichen erfüllten" u. dgl. m.

Leipzig, b. Reinicke: *Lottens Tagebuch.* Aus dem Französischen. 1796. XVI u. 323 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine leichte fliefsende Uebersetzung des schon bekannten kleinen Romans: *Journal de Lolotte, par Mde. la Baronne de W.*, gegen die nichts zu erinnern ist, als dafs Hr. *C. G. Lenz*, der sich unter dem Vorberichte als Uebersetzer unterzeichnet, einen gar zu hohen Begriff von dem Werthe des Werkchens giebt. Es ist allerdings unschädlich, gefällig geschrieben, und eben dadurch anziehend, dafs es keine höheren Ansprüche zu machen scheint. Hier wird es aber beynahe als ein vollendetes Kunstwerk betrachtet, da es doch in der Zusammensetzung grofse Mängel hat. Die episodische Erzählung von der Frau, die ihren Mann durch eine zu weibische Liebe unglücklich machte, hätte nothwendig lebendiger in das Ganze verflochten werden müssen, um die gehörige Wirkung zu thun. Es ist eine andre Ungeschicktheit und in Charlottens Munde ein Uebelstand, sie alle die Schmeicheleyen, die man ihr macht, wieder erzählen zu lassen. Der Ueber-

setzer

setzer muss es nicht übel nehmen, wenn er durch eine partheyische Beurtheilung, die nur das Beste erwähnt, und es in das vortheilhafteste Licht stellt, die Kritik reizt, da sie sonst das artige Original gern verschonen würde.

Leipzig, b. Kummers *Armuth und Edelsinn*, ein Lustspiel in drey Aufzügen, von *August von Kotzebue*. 164 S. 8. (12 gr.)

Dürftigkeit, mit edlen Gesinnungen gepaart, ist schon in unendlich vielen Schauspielen geschildert worden, auch in vielen schon eindringender, als hier. Die Hauptrolle des exilirten Officiers, der im äussersten Unglück nie das Gefühl seiner eignen Würde verliert, ist nur angedeutet, kömmt ihr zu wenig Scenen vor, und verliert sich unter einer Menge andrer Personen. Einmal lodert seine Schwärmerey etwas auf; da er sich aber den Vorsatz, seine Geliebte, deren Reichthum es vorher nicht wusste, nicht eher zu heirathen, als bis er ein gleiches Vermögen erworben, bald wieder ausreden lässt, so sieht man, dass jene Schwärmerey bey ihm nur ein Uebergang war. Am meisten sind die Rollen zweyer Kaufleute, welche Brüder sind, ausgeführt; der eine ist die Gefühllosigkeit und der Eigennutz selbst, (viele müssige Reden, vornehmlich aber die Uebertreibung z. B. in den Aeusserungen über den Sklavenhandel S. 67. machen diese Rolle widrig; in einigen Stellen, z. B. S. 63., spricht dieser schlechte Mensch zu edel für seinen Charakter) der andre scheint trocken und kalt, verbirgt aber nur seine Empfindsamkeit, die zuletzt noch ganz zum Ausbruch kommt. Zur Belustigung der Zuschauer sind, wie in den meisten Stücken des Vf., zwey burleske Rollen, die eines pedantischen Buchhalters, die z. B. S. 116. einen sehr possenhaften Auftritt veranlasst, und die eines bigotten alten Weibes, (wo sogar das abgenutzte Missverständniss angebracht ist, dass sie den Heirathsantrag, der ihrer Tochter gilt, auf sich zieht,) eingeschaltet. Das Wenige, was man Handlung in diesem Stück nennen kann, ist ziemlich romanhaft. Eine Tochter (*Louise*) lebt mit ihrem Vater in demselben Hause, so, dass sie, aber nicht er, es weiss, wechselt Briefe mit ihm; erhält Geld von ihm, legt dem armen Officier, ihrem Liebhaber, einen Geldwechsel in den Koffer, den der Vater, welcher Geld in demselben Koffer practiciren will, erblickt; die Erkennung geschieht durch ein Gemälde ihrer Mutter, und in demselben Augenblick stürzt der Liebhaber herein, und erhält ihre Hand. Eine Reihe von Missverständnissen entsteht durch ein andres Paar, indem der Liebhaber unter einem angenommenen Namen erscheint, um in diesem Incognito zu sehen, ob man ihn aus Neigung, oder aus Interesse wähle, und indem die Geliebte (*Josephine*) sich für eine andre (*Louise*) ausgiebt; auch hat der Vf. nicht vergessen, den Officier sich duelliren zu lassen, damit *Louise* ihre Zärtlichkeit für ihn an den Tag legen kann. Alles übrige sind gedehnte Episoden, wovon manche sich einzeln gut lesen lassen, aber in der Verbindung Langeweile machen, weil sie die Handlung unnöthig aufhalten. Die Reden, auf die der Vf. mehr, als auf die Handlung gerechnet zu haben scheint, sind zu voll von, theils am unrechten Ort angebrachten, theils sonderen, Witzeleyen, gesuchten Repartien, und zugespitzten Sentenzen; die kurzen Schlagreden kommen gar zu häufig vor.

Berlin, b. la Garde: *Wilhelmine*, eine Geschichte in zwey Theilen, von *J. F. Jünger*. Erster Theil. 1795. 246 S. 8. (16 gr.)

Ein reiches Mädchen, das zwölf Jahr im Kloster erzogen worden, und das man vergeblich darinn zurückzuhalten sucht, erhält noch, ehe sie es verlässt, einen Geliebten, den ihr eine Nonne, die unglücklich geliebt hatte, abtritt. Die Figur, die sie spielt, als sie in die Welt tritt, die Aeusserungen, und die schnellen Fortschritte ihrer Neigung für jenen Geliebten machen den Inhalt dieses ersten Theils aus, worinn alles so rasch geht, dass sie am Ende desselben schon vier Wochen mit ihm verheirathet ist. Ihr Herz ohne Falsch, und ihre kindliche Gesinnung gegen ihre Mutter nehmen so sehr für sie ein, ihr schöner und geistvoller Anbeter reisst Mutter und Tochter so dahin, dass man die glücklichste Ehe wünscht und hofft. Allein die Worte der letzten Seite: „Mein Mann war die *ersten „vier Wochen* der gefälligste, zärtlichste, aufmerksame „Ehemann," verglichen mit dem Motto auf dem Titel: *Es ist nicht alles Gold, was glänzt*, erregen Besorgnisse für die Zukunft. Mutter und Nebenbuhler erscheinen in diesem ersten Theil ganz anders, als in den gewöhnlichen Romanen; die Mutter ist Freundin und Rathgeberin ihrer Tochter, die ob sie gleich gern sie mit einem andern verbunden sähe, doch ihrer Neigung keine Gewalt thut, sondern nur Vorsicht anwendet; der Nebenbuhler ist ein Mann, der der Tochter vielleicht gefallen hätte, wenn sie nicht schon für den andern eingenommen gewesen wäre, und der sich sogleich gelassen zurückzieht, als er sieht, dass man den andern vorzieht. Nur die Zofe kommt als eine unwürdige Gelegenheitsmacherin in Verdacht. Die einfachen Auftritte des bürgerlichen Lebens, die dieser Roman schildert, gefallen mehr, als die seltsamsten Abentheuer, durch die vielen wahren natürlichen Züge, durch die treffenden Bemerkungen über menschliches Leben und Handlungen, und durch die ungezwungen blühende Erzählung, die ohne alle Affectation alle Eigenschaften hat, den Leser angenehm zu unterhalten.

Unter dem erdichteten Druckorte: Bagdad, gedruckt vor der Sündfluth: *Der Substitut des Behemoth, oder Leben, Thaten und Meynungen des kleinen Ritters Tobias Rosemond*. Eine Geschichte aus uralten Zeiten. Erster Theil. VI und 198 S. 8. (14 gr.)

Unter dieser Verkappung finden wir eine Chronik, die der Schreiber unstreitig auf neue Zeiten gedeutet haben will. Ohne Beyhülfe dieser Gemüthsergötzlichkeit würde sie wenigstens nicht viel Unterhaltung gewähren. Der kleine Ritter scheint nämlich die Person eines grossen Königs, und Tobias Rosemond die seines Nachfolgers vorstellen zu sollen. Auf dem Titel

sind zwar beide Namen in eins gezogen; allein in der Geschichte selbst gehören sie zwey verschiednen Personen. Die Wahrheit pflegt bey solchen Gelegenheiten eben so zweydeutig abgefunden zu werden, wie die Darstellung, weswegen auch weder der historische noch der ästhetische Beurtheiler viel darüber zu sagen haben kann. Der einmal darinn angestimmte trockne und altväterische Ton ist ziemlich gut behauptet; nur schliesst er bey weitem den gemeinen nicht aus, wovon wir diesmal lieber kein Beyspiel geben wollen, um allerley Aergernifs zu vermeiden.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. 1) *Jena*, b. Voigt: *Ueber den Einfluss der Philosophie, sowohl überhaupt, als insonderheit der kritischen, auf Sittlichkeit, Religion und Menschenwohl.* Eine Vorlesung, gehalten beym Anfange eines philosophischen Cursus, von M. *Wilh. Traugott Krug*, Adjunct der philos. Facult. zu Wittenberg. Nebst einer Abh. *über den Begriff und die Theile der Philosophie.* 1796. 112 S. 8. (8 gr.)

2) Ebendas. u. b. Barth: M. *W. T. Krug über den wesentlichen Charakter der praktischen Philosophie.* Nebst zwey Abhandlungen *über Vernunftglauben und Herzensglauben*, und *über Orthodoxie und Heterodoxie.* 1796. 84 S. 8. (6 gr.)

In Nr. 1. zeigt der Vf., dem die Gabe eines klaren und beredten Vortrags nicht abzusprechen ist, dass der Einfluss der Philosophie überhaupt, und insonderheit der kritischen, auf Sittlichkeit, Religion und Menschenwohl weder ein unmittelbarer, noch ein gewaltsamer und plötzlicher, noch auch ein gefährlicher und schädlicher seyn könne, sondern dass die Philosophie mit den angezeigten Gegenständen blos in einer solchen Verbindung stehe, vermöge deren sie auf dieselben nur einen mittelbaren, sanften und allmählichen, und daher in jeder Rücksicht einen höchst wohlthätigen und vortheilhaften Einfluss haben müsse.

Die beygefügte Abh. *über den Begriff und die Theile der Philosophie* ist eine Umarbeitung und weitere Ausführung des ersten Theils seiner ein Jahr vorher geschriebenen lateinischen Disputation *de pace inter philosophos utrum speranda et optanda.* Sie enthält viel Neues und Selbstgedachtes, wodurch diese eben so wichtige als schwierige Untersuchung weiter als bisher fortgeführt wird; sie verflattet aber nicht wohl einen Auszug. Rec. bemerkt hiebey, dass, (so wie Hr. *Krug*) auch Hr. *Fichte* in der *Vergleichung seiner Wissenschaftslehre mit dem neuen Schmidtischen Systeme* (Niethammers philos. Journal 1795. St. 12.) die Eintheilung der Philosophie in die *reine* und *empirische* verwirft, und dasjenige, was man bisher zu der letztern gerechnet hat, zwar *Wissenschaften*, aber nicht *Philosophie* genannt wissen will. Unser Vf. ist consequent genug, auch die Eintheilung der Mathematik in die *reine* und *angewandte* zu verwerfen, die mit jener Abtheilung der Philosophie in gleichem Range steht. — Rec. bittet bey diesem Vorhaben, wogegen er weiter nichts zu erinnern hat, man möge doch vorher zusehen, wie viel oder wie unendlich wenig für die Philosophie etwas übrig bleiben dürfte, wenn man von allem empirisch gegebenen darinn abstrahiren und sich lediglich auf das schlechthin reine beschränken wollte? Streng genommen würde der einfache Gedanke der *Einheit*, nebst der Foderung des Geistes, dieselbe in allem Mannichfaltigen zu realisiren, den vollständigen Inhalt von der ganzen Philosophie ausmachen. Denn selbst die Kategorieen lassen sich auf diesen einzigen Gedanken der *Einheit* zurückführen, welcher nur durch die mannichfaltige Art, wie etwas empirisches gegeben seyn kann, auf vielfache Weise modificirt wird. Sollte nicht vielleicht der Unterschied zwischen reiner und empirischer Philosophie mehr in der Verfahrungsart als in den Objecten gesucht werden, die in beiden Arten zu philosophiren immer dieselben bleiben? Sollte nicht die *reine* Art zu philosophiren durch ein synthetisches Hervorbringen, und die *empirische* durch ein analytisches Aufsuchen der Einheit in allem gegebenen Mannichfaltigen sich charakterisiren? Ein Gedanke, den Rec. bey einer andern Gelegenheit weiter auszuführen gedenkt.

In Nr. 2. bemerken wir 1) die *Vorlesung über den wesentlichen Charakter der praktischen Philosophie.* Für das Auditorium des Vf. war sie wohl, als Vorbereitung zu seinen Vorträgen über die praktische Philosophie, ganz zweckmässig; das Publicum hätte aber nichts verloren, wenn sie ungedruckt geblieben wäre, weil sie lauter allbekannte Gedanken nur andeutet, und nicht einmal ausführt. 2) *Ueber den Unterschied des Vernunftglaubens und des Herzensglaubens.* Gegen einen Aufsatz in der *Berlinischen Monatsschrift* v. J. 1795. Jul. S. 85 ff., dessen Vf. einem Herzensglauben an Gott und Religion, welcher aus individuellen Gefühlen entspringt und eben so individuellverschiedene Religionen veranlasst, vor dem praktischen Vernunftglauben den Vorzug zu geben schien, welchen Hr. *K.* mit treffenden Gründen dem letztern wieder zueignet. 3) *Ueber die Beurtheilung der Orthodoxie und Heterodoxie individueller Ueberzeugungen.* Diese beiden Wörter gleichen einer gangbaren Münze von zweydeutigem Werthe. Bey vielen heisst Orthodoxie nichts anders, als *meine* Doxie, und Heterodoxie jede *fremde* Doxie, die davon abweicht. Sucht man einen allgemeinen Maafsstab, so scheint zuvörderst die *Stimmenmehrheit* einen solchen abzugeben, oder das *Zeugniss der weisesten und besten Menschen*, oder das *Alter der Meynungen*, oder der *Ausspruch der Gottheit.* Alle andere gangbare Erklärungen der Orthodoxie, z. B. was mit der Bibel, oder den Concilienssprüchen, oder den symbolischen Büchern einer Kirche u. s. w. übereinstimmt, lassen sich auf einen der vorhergenannten Bestimmungsgründe zurückführen. Allein keiner davon ist, wenigstens in der für uns möglichen Anwendung zuverlässig, um über Wahrheit und Irrthum zu entscheiden. Hr. *K.* bringt einen neuen Bestimmungsgrund, nemlich die *Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit den Aussprüchen des gemeinen und gesunden Verstandes* in Vorschlag. Allein er mufs die Schwierigkeit in der Anwendung dieses Merkmals zur Beurtheilung einzelner Ueberzeugungen selbst eingestehen, so gut es ihm auch gelungen seyn mag, den Zusammenhang zwischen den übrigen Erklärungen und der seinigen sichtbar zu machen. Vielleicht wäre es am besten, diese Wörter gänzlich ausser Curs kommen zu lassen, oder dem strengen Sprachgebrauche gemäss unter Orthodoxie eine durch Autorität und durch — grösere oder geringere, kirchliche oder politische — Gewalt sanctionirte Meynung, unter Heterodoxie aber das Gegentheil zu verstehen, ohne dabey auf andere nichthistorische Verhältnisse, z. B. der Wahrheit, Rücksicht zu nehmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. September 1796.

PHILOSOPHIE.

1) München, b. Zängl.: *Wahres Verhältnifs der Kantiſchen Philoſophie zur chriſtlichen Religion und Moral*, nach dem nunmehr redlich gethanen Geſtändniſſe ſelbſt des Herrn Kants und ſeiner eifrigſten Anhänger allen redlichen Chriſten zum reifen Bedacht vorgeſtellt, vom Verfaſſer des *Antikants*. 1794. 158 S. 8. (8 gr.)

2) Halberstadt, b. d. Groſsiſchen Erben: *Zweifel und Erinnerungen gegen* Herrn *Immanuel Kants philoſophiſche Religionslehre*. Herausgegeben von *Salomo Gottlob Unger* Mag. d. Philoſ. u. evang. Pred. zu Cölleda an der Lofs. 1795. XLVI u. 154 S. 8. (10 gr.)

3) Kiel, b. Bohn: *Einige Bemerkungen über Kants philoſophiſche Religionslehre*. 1795. 4 B. Vorr. und 154 S. gr. 8. (12 gr.)

1) Was man ſich vom Hn. *Stattler* über Kants Religionslehre zu verſprechen hat, das kann man ſich im Ganzen aus dem Antikant vorſtellen. Er ſucht nämlich zu erweiſen, daſs Kant die Abſicht, die chriſtliche Religion zu verdrängen, durch dieſes Buch nun ganz klar an den Tag gelegt habe. Die Beweiſe des Hrn. *St.* im Detail zu verfolgen und ſie zu widerlegen, würde für die meiſten Leſer eine langweilige Sache, und für Hn. *St.* eine fruchtloſe Bemühung ſeyn. Wer glaubt, daſs er vieles, das ihm gefällt, in dem Buch finden werde, wird es ohnedem ganz leſen. Aber das dürfen wir nicht unbemerkt laſſen, daſs Hr. *St.* in dieſer Schrift in einem weit anſtändigern Tone ſpricht, und ſich klärer und behutſamer ausdrückt als in ſeinen vorigen Schriften. Wenn ein Mann in dem Alter des Hn. *St.* und der ſich doch, wenigſtens mit ſo viel Recht als manche andere, als Lehrer ein Verdienſt um die Cultur der Philoſophie in einem Theile Deutſchlands zuſchreiben darf, noch gegen die Stimme der Kritik nachgiebig iſt, ſo verdient er gewiſs darüber alles Lob. Einem ſolchen Manne eine gänzliche Revolution ſeiner Denkart in der letzten Hälfte ſeiner Tage zuzumuthen, iſt eine Unbilligkeit, der ſich Rec. nicht ſchuldig machen will. Manchem Theologen, der ſich einen gar zu groſsen Synkretiſmus der Kantiſchen Religionsphiloſophie mit *ſeiner* Dogmatik geſchaffen hat, iſt auch die Leſung dieſer Schrift anzurathen, denn Hr. *St.* hat an vielen Stellen ſehr richtig geſehen, daſs die anſcheinende Einſtimmung mancher Aeuſserungen Kants mit dogmatiſchen Begriffen lange nicht ſo groſs iſt, als manche Theologen wähnten, und wenn auch ſein Eifer darüber nicht immer in den Grenzen einer rein philoſophiſchen Unterſuchung bleibt, und kein Kind einer lichtfrohen Wahrheitsliebe iſt, ſo iſt er doch ſehr *conſequent*.

2) Mit weniger philoſophiſchem Scharfſinn, und mehr Verhärtung gegen Aufklärung und freymüthige Unterſuchung der Religion tritt Hr. *U.* als Gegner Kants auf. Wem dies Buch gefallen oder nicht gefallen kann, das wird der Leſer aus dem Schluſſe beurtheilen, mit deſſen Anführung wir uns, da für die Philoſophie ſich gar keine Ausbeute in der ganzen Schrift findet, begnügen wollen. „Wir leben jetzt in Rückſicht des Sittenverderbniſſes und des Verfalls der Tugend in einem ähnlichen Katholicismus der Philoſophie, als ehedem die Chriſten in Anſehung der Verdorbenheit des öffentlichen chriſtlichen Lehrbegriffs unter der Allgewalt des Pabſtes lebten — (was ſoll dies heiſsen?) Wir Chriſten (alſo nur die Proteſtanten?) haben in unſerer Bibel eine weit vollkommenere Religionslehre, als uns alle Philoſophen zuſammen, die jemals gelebt haben, und jetzt leben, und noch leben werden (wie kommt Hr. *U.* unter die Propheten?) geben können; und es iſt folglich mehr Behuf für Irreligion, als für wahre praktiſche Religion, ja es iſt eine Umkehrung der ganzen Sache, (welcher?) wenn noch philoſophiſche Religionslehren zum Vorſchein kommen, die auf Beſtreitung der geoffenbarten Religionslehre abzielen; weil die chriſtliche Lehre vollkommen, die philoſophiſche Religionslehre aber unvollkommen iſt und bleibt.“

Ein ganz anderer Geiſt herrſchet in der *dritten* Schrift. Sie iſt das Product eines hellen und freymüthigen Denkers. Kants Religionslehre wird hier ohne Verkennung ihres Verdienſtes einer ſcharfen Kritik unterworfen, und wenn auch einige gegen dieſelbe gemachten Einwendungen gehoben werden können, ſo verdienen doch alle die unparteyiſche Prüfung vorurtheilfreyer Wahrheitsforſcher. Der gröſste Theil dieſer Erinnerungen findet ſich ſchon in der Anzeige der philoſophiſchen Religionslehre in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, es ſind aber einige Zuſätze und eine ganze neue Abhandlung, über das Verhältniſs der Moraltheologie zur reinen moraliſchen Geſinnung, hinzugekommen. Die wichtigſten Einwürfe in dieſer erſten Abhandlung ſind gegen die Idee vom höchſten Gute gerichtet. Zuerſt ſucht der Vf. zu zeigen, daſs die Idee vom höchſten Gut keine moraliſche Triebfeder abgeben könne, weil ſie ſich als Triebfeder immer auf das Princip der Selbſtliebe zurückführen laſſe. Die Gründe womit der Vf. dieſes zeigt, dürften ſich ſehr ſchwer widerlegen laſſen. Dann zeigt er aber auch einige Schwierigkeiten der Idee an ſich. Sie iſt aus unver-

unvereinbaren Elementen zusammengesetzt, und es läßt sich schwer begreifen, daſs das moraliſche Geſetz zugleich auch ein Princip *a priori* für die Erkenntniſs eines Gegenſtandes in der Erfahrung abgeben könne, und wie die Annahme dieſer Möglichkeit nicht eine Vermengung der praktiſchen Vernunft mit der theoretiſchen, welche letztere allein für die Erkenntniſs geſetzgebend iſt, ausmache. Die Uebereinſtimmung der Glückſeligkeit mit dem in endlichen Weſen jedesmal vorhandenen Grade der Tugend läſst ſich aber auch analytiſch aus dem Begriffe der Tugend beweiſen. In ſo fern die praktiſche Vernunft Unterwerfung des Willens unter ein Geſetz fodert, muſs ſie zwar immer ein Gefühl der Unluſt hervorbringen; allein in ſo ferne ſich unſere Vernunft dieſes Geſetz ſelbſt giebt, und ſelbiges unſere Erhabenheit über den Mechanismus der ganzen Natur bezeugt, ſo muſs es auch ein Gefühl der Luſt hervorbringen, und dies um ſo mehr, da jede Erreichung eines Zweckes mit Luſt verbunden iſt. Dieſe Luſt beſteht in der Zufriedenheit mit uns ſelbſt und mit unſerer perſönlichen Verfaſſung, welche wir uns durch den Gebrauch der Freyheit erworben haben. (Gegen dieſe Behauptung läſst ſich einwenden: daſs das moraliſche Geſetz als gebietend noch nicht Luſt ſondern nur Achtung erzeugt, die Erreichung eines Zwecks, der doch immer materiell ſeyn muſs, aber nicht durch das moraliſche Geſetz in unſere Gewalt gegeben iſt, das, was von uns abhängt, beſteht nur darinn, daſs wir uns nichts vorzuwerfen haben, aber der Erfolg, der erſt die Luſt gewähren kann, hängt nicht von uns ab, und es kann unſere moraliſche Geſinnung gehindert ſeyn, in tugendhaften Handlungen zu erſcheinen. Wir können uns dann wohl tröſten, wenn wir mit gutem Willen zu handeln ſuchten, aber nicht freuen.) Einer nähern Betrachtung iſt auch die Conſequenz werth, die der Vf. aus der Idee vom höchſten Gut, wie ſie in der Moraltheologie vorkommt, zieht. „Beſteht moraliſche Schwärmerey darinn, daſs man ſich einbildet, man könne in der Ausübung des Pflichtgebots es ſo weit bringen, daſs bloſs die Liebe zu dieſem Gebot die zureichende Beobachtung deſſelben ausmache, und Achtung gegen dies Gebot, welche uns demüthigt, gar nicht mehr nöthig ſey: ſo muſs derjenige, welcher das, was die Pflicht befiehlt, um des höchſten in der Welt möglichen Guts willen vollbringt, und dieſerhalben an das Daſeyn eines Gottes glaubt, weil dieſes höchſte in der Welt mögliche Gut ein Object der Liebe und Zuneigung ausmacht, nothwendiger Weiſe auf die Einbildung kommen, er übe ſeine Pflichten bloſs aus Liebe zu demſelben aus, und das moraliſche Geſetz ſey für ihn nicht mehr ein Gegenſtand der Demüthigung und der Furcht.“ Der Vf. giebt am Schluſs die Ausſicht zu einer Anthropotheologie, die aber im Grund doch nur eine Moraltheologie ſeyn kann, weil ſie ſich gleichfalls auf die Anlage des Menſchen zur Sittlichkeit gründet. In der zweyten Abhandlung, über die Allgemeinheit des ſittlichen Verderbens in der menſchlichen Natur, ſucht der Vf. die Kantiſchen Beweiſe dieſes Verderbens zu entkräften, weil ſie ſich alle nur auf Erfahrung ſtützen, und zu zeigen, daſs ſie nur um einer philoſophiſchen Deutung des Dogma der Erbſünde willen, geſucht zu ſeyn ſcheinen. Die dritte Abhandlung über die Pflicht, einen ethiſchen Staat Gottes unter den Menſchen zu errichten, iſt gegen den Kantiſchen Begriff einer Kirche gerichtet. Am ſtärkſten erklärt ſich der Vf. in der vierten Abhandlung, über die moraliſche Auslegung der heiligen Schrift und des Kirchenglaubens gegen Kant. Unter andern Gründen des Vfs. ſcheint Rec. einer der wichtigſten; daſs durch dieſe Auslegung leicht, an ſich unvernünftige Sachen in ein heiliges Anſehen geſetzt werden können. Es ſcheint auch wirklich in dieſer Erklärungsart etwas zu liegen, das nicht völlig der durchgängigen Aufrichtigkeit, die das Moralgeſetz uns zur Pflicht macht, entſpricht. Allein wenn man unbedingte Aufrichtigkeit zur Pflicht macht, ſo muſs man nothwendig (wie bey allen moraliſchen Geſetzen) hinzudenken, daſs ſie nur gegen moraliſch ausgebildete Weſen Pflicht ſeyn kann. Gegen Kinder und Verrückte, die uns zur Aufſicht anvertraut ſind, haben wir die Pflicht, jenen ihre Unwiſſenheit und dieſen ihren Unverſtand ſo viel möglich unſchädlich zu machen. Sollte ſich aber nicht jeder denkende Mann im Verhältniſs gegen den Blindglaubenden als ein Vorſteher deſſelben denken dürfen, deſſen Pflicht es iſt, jenen vor dem Schaden des blinden Glaubens ſo lange zu bewahren, bis er denken lernt? Die moraliſche Auslegung müſste daher nur gebraucht werden, der Wahrheit als einem Gegenſtand des Glaubens Eingang zu verſchaffen und dann ſie aus Gründen zu erweiſen. Die gelehrte Auslegung kann dann zeigen, daſs ein gewiſſer Satz gar nicht in der Urkunde gegründet war, ſo wird der Wahrheit nichts vergeben, und das Anſehen der Urkunde dennoch durch kein Blendwerk befeſtigt.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie* und einer kritiſchen Literatur derſelben. *Erſter Theil bis auf Plato.* von *Johann Gottl. Buhle* öff. ord. Prof. d. Philoſ. in Göttingen. 1796. 472 S. 8. (20 gr.)

Ungeachtet die Bearbeitung der Materialien für die Geſchichte der Philoſophie noch bey weitem nicht ſo weit gediehen iſt, daſs man ein weitläuftiges oder compendiariſches Werk darüber ſchon erwarten könnte, welches den höhern Foderungen, die jetzt an einen Geſchichtſchreiber dieſer Wiſſenſchaft mit Recht gemacht werden können, auf irgend eine vollkommene Art Genüge thun könnte; ſo bleibt es doch immer ein nützliches Unternehmen, wenn der bisher verarbeitete Stoff von einem Manne, der die dazu erfoderlichen Kenntniſſe und Talente hat, in ein Ganzes vereiniget wird, zumal wenn er damit eigenes Quellenſtudium verbindet, und eine dem gegenwärtigen Culturzuſtande der Philoſophie angemeſſene Idee ihrer Geſchichte ſich zu eigen gemacht hat. Dieſes iſt zum Theil wirklich in dem vor uns liegenden Lehrbuche geſchehen, welches ungeachtet einiger Mängel, doch das vollſtändigſte und beſte iſt, das wir bis jetzt in dieſer Art beſitzen. Der Vf. iſt willens, künftig ein ausführlicheres Werk über die Geſchichte der Philoſophie herauszuge-

ben,

ben, und er liefert es vorjetzt erst in compendiarischer Form. Doch ist es etwas mehr als Compendium, wie schon daraus erhellet, dass das Ganze aus drey solchen Händen, wie der gegenwärtige, bestehen wird. Mit Recht ist die Philosophie als Wissenschaft dem Vf. der Hauptgesichtspunkt. „Das gegenwärtige Lehrbuch, „heisst es in der Vorrede, soll den Ursprung und die „allmalige Entwickelung der Philosophie als Wissen„schaft in möglichst gedrängter Kürze erzählen, den „Geist der berühmtesten ältern und neuern philosophi„schen Systeme, ihre Verschiedenheit, ihren gegensei„tigen Einfluss auf einander, und die nächsten Veran„lassungen dazu, soweit die Nachrichten hinreichen, „oder die Natur der philosophirenden Vernunft, die „Zeitumstände, die besondern Geistesphysiogno„mieen, die Charaktere, die Lebensgeschichte der „Philosophen selbst, historisch anzeigen.“ Nach dieser richtigen Idee ist wirklich der gröste Theil dieses Lehrbuches bearbeitet, das Leben und die Schicksale der Philosophen sind nur kurz berührt, weitläuftiger aber wird ihre Philosophie dargestellt. Nicht zufrieden die einzelnen Behauptungen aufgeführt zu haben, sucht vielmehr der Vf. auch den Gesichtspunkt der Philosophen, die Grundsätze und den Zusammenhang ihrer Behauptungen nach den historischen Quellen anzugeben. In dieser philosophischen Darstellung der Systeme, in gröserer Reichhaltigkeit, in kritischer Benutzung der neuern Arbeiten, und eigenem Studium der Quellen, in der beygefügten kritischen Aufführung derselben und überhaupt der hieher gehörigen Literatur, bestehen die vornehmsten Verdienste des Vf. und die Vorzüge dieses Lehrbuchs vor andern Compendien. Nach einigen Vorerinnerungen über den Begriff Zweck, Bearbeitung und Literatur der Geschichte der Philosophie, die etwas dürftig ausgefallen sind, handelt der Vf. in dem ersten Abschnitt von dem Ursprung der Philosophie, sehr kurz, und dann in einzelnen Abschnitten, von der Philosophie der Aegyptier, Hebräer, Phönicier, Chaldäer, Perser, Hindostaner, Sinesen, Celten und Scandinavien. Diese Abschnitte, welche keinen kleinen Theil des Buchs einnehmen (bis S. 134) enthalten viel gelehrte Untersuchungen und Resultate über die Gelehrsamkeit und die Religion dieser Völker; allein eine andre Frage ist es, ob sie hier an ihrer Stelle stehen. Rec. glaubt zum wenigsten, dass mehrere mit ihm diese Abschnitte als nicht ganz zu der Idee, welche Hr. B. aufgestellt hat, passend ansehen werden, weil bey allen diesen Völkern keine Spur von Philosophie als Wissenschaft, noch irgend ein enges Band mit den Philosophemen der Griechen zu entdecken ist, und wünscht, der Vf. wäre hierinn lieber Tiedemann als, wie es scheint, seiner eignen vor drey Jahren herausgegebenen Geschichte des philosophirenden Verstandes gefolgt. 10. Abschn. Ueber die Philosophie der Griechen. Es werden folgende 11 Epochen angenommen; 1) *mythische Philosopheme* und die praktische Erfahrungsdisciplin der *Gnomiker* 142—186. Hier müssen wir die obige Erinnerung wiederholen. 2) Geschichte der Meynungen *der Jonischen Kosmophysiker* S. 186—224. 3) Geschichte des *Pythagoreischen Systems*. S. 224—277. 4) Geschichte des *Eleatischen Systems*, und der Meynungen einiger *einzelnen Kosmophysiker, die Zeitgenossen der Eleatiker waren*. S. 277—336. 5) Geschichte der *Sophisten* S. 337—360. 6) Geschichte der *Sokratischen Philosophie*. S. 361—391. 7) Geschichte der Philosophie der *Megariker, Cyniker, Cyrenaiker, Epikureer, und Stoiker*. S. 392—472. So weit geht dieser erste Theil. 8) Geschichte der *Platonischen Philosophie*. 9) Geschichte des *Aristotelischen Systems*. 10) Geschichte der *akademischen Philosophie*. 11) Geschichte des *Pyrrhonismus*. Gegen diese Abtheilung, und die Folge der Epochen dürfte sich wohl mancherley erinnern lassen. Nicht allein die Eleatiker, sondern auch *Leucipp* und *Demokrit* und *Anaxagoras* machten Epoche, und die Philosopheme dieser Männer, die so sehr von einander abweichen, hätten nicht in eine Epoche zusammengestellt werden sollen. Die Zeitfolge und der Realzusammenhang der philosophischen Systeme ist gar zu sehr hintangesetzt. — Die Geschichte des Pythagoreischen Systems hat das meiste Eigenthümliche; allein diese Darstellung historisch zu begründen, sollte wohl eine schwere Aufgabe seyn. In den vorhandenen Fragmenten ist zum wenigsten dieses System nicht, noch weniger so ausgearbeitet enthalten, als hier aufgeführet wird. Als Probe nur den ersten Satz des Systems. S. 241. „Der letzte und oberste Gattungsbe„griff, worauf die Analyse jeder einzelnen Sinnenerscheinung und der Dinge überhaupt führt, ist das *Eine*. „Dieses dringt sich nicht nur als das erste *Realelement* „(der Materie nach) eines Dinges so wie alles Vorhandenen auf; sondern auch als dasjenige Princip, was „einem Dinge seinen *Bestand*, sein *bestimmtes Daseyn* „giebt, was es zu einem *Dinge* (der Form nach) macht. — „*Soll aber aus diesen Realelementen ein seinem Daseyn nach „bestimmtes Ding entstehen, so müssen sie zur Einheit der „Form nach verbunden werden. Folglich ist das Eins eben „so Princip der Form, wie es Princip der Materie ist.*“ Zu solchen abstrakten Begriffen als Form und Materie hatte sich Pythagoras gewiss noch nicht empor gearbeitet. Besser hätte Hr. B. gethan, wenn er statt dieses für Pythagoras zu gelehrten Raisonnements dessen Gesichtspunkte weiter nachgegangen, und den Sinn der Zahlen in diesem System vor Darlegung des Systems nicht nach demselben entwickelt, und sich dabey mehr an die historischen Data gehalten hätte. Sextus adversus Physicos II. §. 258 und einige Excerpte des Stobaeus enthalten dazu noch manchen unbenutzten Stoff, in welchem Aufschlüsse über den Geist der Zahlenlehre liegen. Ausser manchen Unrichtigkeiten, z. B. dass die geraden Zahlen vollkommener sind als die ungeraden, S. 244 vermissen wir hier auch die Sorgfalt in der Nachweisung der Quellen, woraus die Behauptungen genommen sind, welche bey keinem Theil der Geschichte so nothwendig gewesen wäre. — Das System des Parmenides ist ebenfalls nicht ganz treu dargestellt. Es ist nicht wahrscheinlich, dass dieser Denker von dem Satze; die Sinne trügen, ausging, welcher eher Resultat als Prämisse ist, und er behauptete nicht, dass das *Eine* eine unendliche Substanz sey, wie hier stehet, sondern gerade

das Gegentheil. Und womit will Hr. B. beweisen, dafs (S. 299) Melissus die Gültigkeit der Erfahrungserkenntnifs schlechthin verworfen, Parmenides aber in einem gewissen Sinn angenommen habe? Der eine behauptete ja wie der andere die Täuschung der Sinne. Aristoteles de Coelo III, 1. — Am meisten ist aber die Darstellung der Philosopheme des Zeno mifslungen, der hier als Skeptiker aufgeführt wird. Sein Skepticismus habe sich sowohl auf die Weltsubstanz als auf die Bewegung bezogen; in Rücksicht der ersten habe er behauptet, dafs *weder etwas sey noch nicht sey, weder die Existenz noch die Nichtexistenz der Dinge* sich erweisen lasse. Hier führt Hr. Buhle eine Stelle aus Aristoteles de Melisso Xenophane Gorgia c. 5. an, und wundert sich, dafs sie allen Geschichtsforschern selbst Hn. Ständlin entgangen sey. Dieses wäre freylich sonderbar, aber sonderbarer als dieses ist, dafs dieses ganze Raisonnement, wie es hier als Zenonisch angeführt wird, in der genannten Schrift, wie der Zusammenhang ausweiset, dem Sophisten Gorgias beygeleget wird. Die übrigen angeführten Beweisstellen scheinen freylich für diese Behauptung zu sprechen, wenn sie nur nicht auf einen Misverstand beruheten, welchen eine Stelle in Platos Parmenides S. 75. Zw. A. aufdeckt. Und man kann um so weniger dieser Stelle ihre historische Gültigkeit streitig machen, da auch Aristoteles, wie Plato, den Zeno und Parmenides als einstimmig in dem Systeme verbindet, Elench. Sophistic. c. 33. Endlich wenn auch diese Zeugnisse gelten sollten, so hätte Zeno behauptet, dafs auch nicht einmal das *Eine* also gar nichts wirklich sey, und er wäre darin so wenig ein Skeptiker, als wenn er die Realität der Bewegung leugnet, wo er so dogmatisch verfährt, als irgend ein anderer. Der vierte Grund gegen die Wirklichkeit der Bewegung, ist ganz ausgelassen. Veranlassung zu solchen Berichtigungen, auch Zusätzen findet sich noch hie und da. Diese Erinnerungen sollen übrigens den Werth dieses Buches keineswegs herabsetzen, sondern nur beweisen, dafs wir es mit Aufmerksamkeit gelesen haben, und den Vf. aufmuntern, noch mehr Sorgfalt und Genauigkeit auf die Fortsetzung und Vollendung dieses Werks zu wenden, welches dann ein sehr zweckmäfsiges und brauchbares Handbuch werden wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Berlin*, b. Himburg: *E. P. H. Böttcke, Beyträge zur Lehre, wie man mit möglichster Schonung des Holzes alle Landgebäude wohlfeil, dauerhaft und feuersicher bauen kann.* Mit 2 Kupft. 1795. 72 S. 8. (16 gr.) Diese paar Bogen sind, nach der Anzeige des Vf. dazu bestimmt, dasjenige, vorzüglich unter der geringen Klasse der Landleute, bekannter zu machen, was er schon in einer andern Schrift, *Versuch zur Verbreitung des Lehmpatzen Baues unter den Landleuten*, dargelegt hat. Um sich möglichst gemeinnützig zu machen, besorgte er aus genannter Schrift einen Auszug auf seine Kosten, und vertheilte davon 250 Exemplare umsonst unter die deutschen Bauern im Nezdistricte; aber die bald darauf erfolgten kriegerischen Unruhen, zerstörten den gehofften guten Erfolg. Er selbst gerieth in polnische Gefangenschaft und nutzte die ihm ertheilte Erlaubnifs bey seiner Familie bleiben zu dürfen, dazu, den vorliegenden Aufsatz auszuarbeiten. — Der Aufsatz enthält drey Abschnitte. Im ersten wird das ganze Verfahren bey der Bereitung der Lehmziegel selbst, imgleichen die vortheilhafteste Art des Vermaurens, wie auch des Putzens der Wände und Mauern deutlich erzählt. Die Methode des Herrn von Goldfufs, der bey den äussern Wänden in Entfernungen von etwa 16 Fufs, die Pfeiler rund um ¾ Fufs stark mit Ziegelsteinen verblenden läfst, wird sehr bescheiden geprüft und als überflüssig verworfen. Eben so wird auch die Gröfse der Lehmpatzen, deren Länge H. v. G. auf 18 Zoll bestimmte, richtiger auf 13 Zoll eingeschränkt. Der 2 Abschnitt handelt von gestreckten Windelböden und von Lehmschindel-Dächern. Erstere sind auf dem platten Lande bekannt genug, letztere hingegen in vielen Gegenden noch gar nicht. Die hier von dem Vf. beschriebenen unterscheiden sich übrigens sehr von den sonst wohl gewöhnlichen Lehmschindeldächern, und auch von den Gillyschen. Nach der hier gezeigten Methode sollen nämlich die Lehmschindel *auf beiden Seiten* mit Lehm bestrichen, unmittelbar auf die Latten befestiget, und über diese Schindel soll ein Strohdach, wiewohl nur halb so dick als gewöhnlich, auf die bekannte Art über gedeckt werden. Dafs dies Dach in Hinsicht der Stärke und Dauer vor dem Gillyschen, das blos aus Lehmschindeln, die nur auf der Lattenseite mit Lehm bestrichen werden, Vorzüge haben müsse, ist sichtbar, aber freylich werden die Kosten auch etwas höher hinan laufen. Da indessen diese Kosten-Vermehrung nur gröfstentheils von der gröfsern Strohmenge entsteht, so wird, in der Voraussetzung, dafs der Landmann solches selbst hat, und zu jedem gewöhnlichen Strohdache noch ungleich mehr erfoderlich seyn würde, darauf nicht Rücksicht genommen werden können. Der Vf. führt Erfahrungen von dem grofsen Nutzen dieser Dächer bey wirklich entstandenen Feuersbrünsten an, die alle mögliche Aufmerksamkeit verdienen. Der dritte Abschnitt zeigt, durch bestimmte Berechnung eines Deputanten Hauses von vier Familien, den Unterschied der Kosten des vierfachen Baues; nämlich: massiv von Ziegeln, von Lehmpatzen, von Wänden mit gemauerten und geklehmten Fachwerk. — Rec. fühlt sich gedrungen, bey dieser Gelegenheit eine Bemerkung zu machen, die vielleicht hier nicht ganz unpassend ist. Er selbst lebt in einer Gegend, wo nicht nur auf dem platten Lande, sondern auch in den Vorstädten gröfserer und kleiner Städte die gewöhnlichen Stroh- und Rohrdächer noch fast allgemein sind. Eine fürchterliche Feuersbrunst, die besonders durch das Flugfeuer verbreitet ward und einen sehr angesehenen Rittersitz des Landes gänzlich in die Asche legte, machte mehrere wohlhabende Gutsbesitzer auf die Abschaffung ihrer Strohdächer aufmerksam. Man verfiel auf die Faxische Steinpappe und forderte darüber die Meynung des Rec. Ueberzeugt, dafs schon allein die Kostbarkeit dieses Materials, wenigstens noch vor der Hand, die allgemeine Anwendbarkeit derselben hindern würde, schlug er die Gyllischen und Böttckischen Schindeldächer vor. Allein noch ist ihm nicht bekannt, dafs auch nur ein einziger Versuch bey dem kleinsten und unbedeutendsten Gebäude damit angestellt wäre, da man sich doch noch immer damit beschäftigt, die Steinpappe nachzumachen. Dies ist wirklich zu bedauern, und Rec. kann es sich kaum erklären, wie es kommt, dafs talentvolle Männer, Männer von Kenntnissen und voll rühmlicher Strebsamkeit fürs allgemeine Beste, mifslichen, und mit beträchtlichen Kosten verknüpften Versuchen, die doch nie allgemein anwendbar werden können, vor einfachern wohlfeilern und ungleich bequemern den Vorzug geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 9. September 1796.

ERDBESCHREIBUNG.

*Riga, b. Hartknoch: *Materialien zur Kenntniss des russischen Reichs*, herausgegeben von *Heinrich Storch*. Erster Band. 1796. 522 S. 8.

Der Vf., der sich bereits durch sein Gemählde von Petersburg, die statistischen Tabellen des russischen Reichs und durch die mannichfaltigen Kenntnisse, die in beiden Werken allgemeiner verbreitet sind, vortheilhaft ausgezeichnet hat, fängt unter dem angeführten Titel ein drittes Werk über den gegenwärtigen Zustand des russischen Kaiserthums an, das ihm gewiss den Beyfall aller Freunde der russischen Geschichte im Auslande verschaffen wird. Wie wir bereits aus Busse's Journal von Russland wissen, erscheinen dort über die alte und neue russische Geschichte und Staatsverfassung eine Menge gründlicher Werke, die wegen der Unbekanntschaft der russischen Sprache, von Ausländern nicht benutzt werden können. Aus diesen will Hr. *S.* hier Auszüge liefern und kleinere Aufsätze über eben diese Gegenstände ganz mittheilen, so dass es ihm nicht leicht an Materie fehlen kann, seine Leser über den alten und gegenwärtigen Zustand dieses Reichs in mancherley Rücksicht zu belehren. In diesem ersten Theil sind sieben Aufsätze verschiedenen Inhalts gesammelt, und in der Vorrede giebt Hr. *S.* hinlängliche Nachrichten von ihren Verfassern, und den russischen Werken, aus denen sie ganz oder auszugsweise entlehnt sind.

1) Historische Untersuchung über die Lage des alten russischen Fürstenthums *Tmutarakan*. Diesen Namen haben wahrscheinlich die wenigsten unserer Leser je gehört, aber er begriff im zehnten und eilften Jahrhundert einen Theil der russischen Eroberungen am schwarzen Meere. Ueber die Lage dieses Fürstenthums, das wahrscheinlich zu Anfange des zwölften Jahrhunderts aufhörte, waren die russischen Geschichtsforscher bisher sehr zweifelhaft, und sie verlegten es bald nach Litthauen, bald nach Astracan. Es lag aber auf der Insel Taman, hatte seinen Namen von der Festung Tamatarcha, welche bey griechischen Schriftstellern vorkommt, und auf den Ruinen der alten Stadt Phanagoria erbauet ward. Unter andern Beweisen für diese Lage jenes Fürstenthums führt der Vf. ein altes russisches Denkmal von weissem Marmor an, das 1793 zufällig auf der Insel Taman gefunden ward, und durch eine Inschrift die Ausmessung des Meeres erhielt, welche der russische Fürst Gljeb 1068 auf dem Eise von Tmutarakan bis Kertsch anstellen liess. Dies Monument hat auf Befehl der Kaiserin einen anständigern Platz bekommen, um solches vor weitern Beschädigungen zu verwahren. Der ganze Aufsatz enthält überdem treffliche Aufklärungen der alten russischen Erdbeschreibung.

2) Topographische Beschreibung der kaiserl. Residenzstadt Moskau und des moskowischen Gouvernements. Für die Stadt Moskau werden hier nach angestellten Untersuchungen im Sommer 300,000 Seelen, und im Winter hunderttausend Einwohner mehr angegeben. Rec., der eine genaue Zählung von 1790 vor sich liegen hat, muss diese Berechnung für zu hoch halten, weil nach dieser Zählung im Sommer des angeführten Jahrs nur 188,799 Seelen gefunden wurden, ungeachtet auch Herrmann mit unsern Vf. übereinstimmt. Sonst ist die Beschreibung der Stadt sehr genau; nur die Fabriken sind zu kurz und registermässig verzeichnet. Das ganze Gouvernement selbst ist nach seiner dermaligen Beschaffenheit ausführlich dargestellt; nur vermissen wir am Ende dieser politischen Schilderung die allgemeinen Resultate, die aus den speciellen Angaben der einzelnen Kreise zu ordnen mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Für deutsche Leser würde der Herausg. auch manche Wiederholung besser vermieden haben.

3) Reise am Ladoga und Onega See aus dem Russischen des Hn. Oserezkowski. Die Provinz Olonez wird hier ausführlicher als bisher versucht ward beschrieben. Von der Kreisstadt Kem am weissen Meer wird der Handel nach dem bothnischen Meerbusen noch jetzt auf camadische Art getrieben, indem man die beladenen Fahrzeuge über die lapländischen Moräste 1 bis 3 Werste ziehen muss. Die Geschichte des jetzt verlassenen Woizzer Goldbergwerks, das zwar in den 36 Jahren vor 1783 110,000 Rubel Ausbeute gab, aber 144,000 Rubel kostete, giebt zu mancherley Betrachtungen Anlass. In dem benachbarten altgläubigen Kloster Leksa machen sich die Weiber es zur Pflicht, für jedes Almosen Verbeugungen bis auf die Erde und zwar hundert für einen halben Kopek zu machen.

4) Allgemeine Beschreibung der Statthalterschaft Wologda. Die Hauptstadt liegt 689 Werste von Petersburg unter 59°. 13½′ nördl. Breite. Ihre Bevölkerung, so wie die der einzelnen Kreise, wird nicht angegeben. Sonst enthält dieser Aufsatz ungefähr gleiche Nachrichten über diese Provinz, als wir bereits aus andern deutsch vorhandenen russischen Specialtopographieen kennen.

5) Meyers Beschreibung der otschakowischen Steppe, oder des Landes zwischen dem Bug und Dniester. Sie umfasst zwar vorzüglich dessen physikalische Beschaffenheit, ist aber dennoch als Schilderung eines unbekannten Landstrichs wichtig.

6) Anmerkungen zu Leclercs Geschichte von Rufsland, ein Auszug aus dem bekannten Werke des Major Boltin. Sie betreffen gröfstentheils die alten Völkerstämme, welche vor Zeiten in Rufsland wohnten, die alte russische Mythologie, Gesetze, den Bauernstand und einige andere unrichtige Angaben, die man nesterweise in Le Clercs dicken Quartanten finden kann. Aber auch Hr. Boltin zeigt in seiner Prüfung wenig Ordnung und kritischen Untersuchungsgeist. Seine Beweise sind unter einander geworfen, und beruhen oft auf verwerflichen Zeugen, Hypothesen alter und neuer Geschichtschreiber, und sind mit geringer Darstellung vorgetragen, so dafs ohne abermalige Durchsicht seiner Gewährsmänner ein unbefangener Leser Bedenken trägt, Hn. *B.* in allen beyzupflichten. Was er hier hingegen über die alten russischen Gesetze und den ehemaligen Zustand der Bauern gesammelt hat, enthält der wenigen Ausführlichkeit ungeachtet, wahre Aufklärungen der russischen Geschichte. So zeigt er unter andern, dafs vor Iwan Baillowitsch II schon Gesetze unter dem Namen Sudebnick vorhanden waren, und dafs jener Zaar nur diese Gesetze verbessert habe. Die Bauern waren unter eben diesen Zaaren, ob es gleich schon damals Leibeigene gab, noch nicht an das Land gebunden, sondern konnten von einem Gutsbesitzer zum andern ziehen. Das Verbot aus dem vorigen Jahrhundert, von einem Gute zum andern überzugehen, war der Anfang ihrer Knechtschaft, die sich hernach durch Rekrutenlieferungen und die Seelensteuer vermehrte. Auch über die Entstehung der Kosaken und Pugatschews Aufstand haben wir verschiedene neue Aufschlüsse gefunden. Den Namen Kosack leitet der Vf., wie Hr. v. Engel, aus dem tatarischen her. Von donischen Kosacken finden sich schon Spuren aus der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts.

7) Beschreibung der Statthalterschaft Wiburg. Herrmann hat zwar bereits im 3 Bande seiner Beyträge zur Oekonomie, Technologie und Statistik des russischen Reichs eine ähnliche drucken lassen, allein die hier von Hn. *S.* mitgetheilte, ist vieler Uebereinstimmungen ungeachtet, genauer, verbreitet sich auch mehr über den gegenwärtigen Zustand. Die Provinz ist nach ihren Kreisen ausführlich beschrieben, die Bevölkerung der Städte und Ortschaften angezeigt, auch sind die vornehmsten Gewerbe der Einwohner, die Einkünfte der Krone und andere verwandte Gegenstände hier nach den neuesten eingegangenen Berichten aufgeführt.

Frankfurt a. M., b. Fleischer: *Versuch einer systematischen Erdbeschreibung der entferntesten Welttheile Afrika, Asien, Amerika und Südindien.* Afrika. Dritter Theil, oder Südafrika. Von *Paul Jac. Bruns.* 1795. 381 S. gr. 8.

Der gelehrte und fleifsige Vf. hat auch hier, so viel er nur konnte, gethan, um unsere Kenntnifs von diesen gröfstentheils noch unbekannten Ländern zu berichtigen und zu erweitern. Er hat alle vorhandene Nachrichten, die er bekommen konnte, planmäfsig geordnet, seine Quellen selbst immer zum Beweis desfen, was er sagt, sorgfältig angeführt, und so eine Erdbeschreibung von Südafrika gegen Osten, genauer, der Ostküfte von Afrika südlich unter Habesch, nebst den Inseln an dieser Küste, und dem Vorgebirge der guten Hoffnung oder dem Hottentottenlande geliefert, die alle ältern Werke an guter Ordnung, Genauigkeit und Vollständigkeit übertrifft. In Beziehung auf die Abschnitte der vorigen Theile machen diese 3 Abschnitte, den 4ten, 5ten und 6ten aus.

Im vierten Abschnitte, der Südafrika gegen Osten begreift, gehen seine Quellen bis auf den Abuzeid el Hacen aus dem 9ten Jahrhundert, den Renaudot aus dem Arabischen übersetzt. Dieser meldet schon, dafs das Land der Zinges, was wir Zanguebar oder Kafernland nennen, Zuckerrohr trüge, woraus man schwarzen Zucker machte. Dies mufs aber nur von dem Küstenstrich verstanden werden, den die Araber kannten, also bis Sofala, oder etwa den 20ten Grad Süder Breite. Den neuesten Zustand dieser Küste beschreibt er hauptsächlich aus Hamilton, Thoman, Bucquoi und einigen Aufsätzen aus *Ehrmanns Bibliothek der neuesten Völker- und Länderkunde*, darunter selbst die des Lascaw Isuf vom Lande Magadoxo nicht verschmähet ist. Unser Vf. hält sie für glaubwürdig, welches doch Rec. nicht so vorkommt, wenn er auch nur auf die, diesen halb Wilden ziemlich unähnliche und andern Nachrichten geradehin widersprechende, Schilderung des Charakters und der Verfassung sieht. An den grofsen, 10 Fufs hohen Vogel Pyon, den Bozer, eine Art Amphibien, *einem Vogel nicht unähnlich*, dessen harte Oberdecke so hart wie eine Baumrinde ist, und durch die kein Pfeil gehet, und selbst an den Elephanten, der auf beiden Seiten eine Gallerie von ungefähr 10 Fufs ins Gevierte trägt, um eine beträchtliche Menge Menschen darinn aufzunehmen, womit der König seine Reise auf diesem Thiere anzustellen pflegt, — mag Rec. nicht einmal gedenken.

In dem bey weiten gröfsern 5ten Abschnitte nimmt die Insel Madagaskar den gröfsten Raum ein. Diese grofse Insel beschreibt der Vf., doch mit Zuziehung des le Gentil, Rochon, Beniowsky und Makintosh, vorzüglich nach dem Flacourt, aus dem er auch ein alphabetisches Verzeichnifs der Gewächse und Thiere gemacht hat. Auch sind die ältern Nachrichten nicht übergangen, und die älteste, die Marco Polo uns geliefert, ist sogar im Auszuge nach dem italienischen Texte mitgetheilt. Vermuthlich als Rarität wird auch der Vogel Ruch aus demselben angeführt, der einen Elephanten mit seinen Klauen angreifen, in die Höhe heben und alsdenn fallen lassen und auffressen soll. Bey ausgebreiteten Flügeln sey er 16 Schritte breit, und die Federn 8 Schritte lang. In der Note steht die richtige Bemerkung aus neuern Nachrichten, dafs in Madagaskar keine Elephanten vorhanden sind.

Den vorzüglichsten und ausführlichsten Theil dieses Buchs macht der 6te Abschnitt aus, der das Vorgebirge der guten Hoffnung enthält. Was hier Kolbe, Mentzel, Thunberg, Sparrmann und Patterson, und zwar letzterer in sehr zerstreuten Anmerkungen über dies Land gesagt haben, hat der Vf. mit Zuziehung

ande-

anderer minder wichtigen Nachrichten, schön geordnet, und so ein Ganzes daraus gemacht, das jedem Kenner und Liebhaber der Erdbeschreibung schätzbar seyn muss. — Freylich fehlen hier noch viele nicht bloss das Stein- und Thierreich betreffende Nachrichten, sondern auch manche unter dem Gouverneur *Plattenberg* und besonders *de Graf* gemachte Anordnungen und Veränderungen, davon wir hier nur zum Theil durch die gegen ihn geführten Klagen benachrichtigt worden sind. Aber wer wird darüber dem Vf. Vorwürfe machen? Man findet doch bey ihm wirklich so viel Neues, als bisher durch den Druck bekannt geworden. So hat er selbst schon etwas von dem neuen Distrikt Graf Reinette, der den entlegenen östlichen Theil des Landes bis an die Grenzen des Kaffern Landes begreift, und zwar aus *Riou's Journal*, worinn die Reise nach dem östlichen Afrika 1790 zur Aufsuchung der Mannschaft des 1782 gescheiterten englischen Schiffs Gros Venor vorkommt, der Distrikt wird hier Rynet genannt. Rec. glaubt aber, einer schriftlichen Nachricht zufolge, die er bald nach Entstehung dieses neuen Distrikts erhielt, dass er Graf Reinette nach dem Gouverneur *de Graf* und seiner Gemahlin *Reinette* benannt worden ist.

CARLSRUHE, b. Maklot: *Geographische Beschreibung der Landvogtey Ortenau.* 1795. 124 S. 8.

Diese statistische Abhandlung enthält in gedrängter Kürze, was zu summarischer Kenntnis der Ortenau erfoderlich ist, wie ein Auszug dieses deutlich zeigen wird. Die Geschichte der ganzen Gegend, welche von Alters her von dem Stein zu Ortenberg herab regiert wurde, macht den Anfang. Diese ist aber nichts vorzügliches, vielmehr z. B. S. 6 f. in dem was der Vf. von den Zäringischen Herzogen sagt, sehr unrichtig: Jener Berthold, welcher Stammvater der vier folgenden dieses Namens wurde, ist nicht eben der schon 1016 und 24 vorkommende; Berthold IV ist nicht ohne männliche Erben, und nicht 1214, sondern 1186 gestorben u. s. f. Der Vf. wird in den neuern Zeiten über die Verpfändungen und die nach Abgang Baden-Badens 1771 erfolgte Wiedereinlösung schon diplomatischer, S. 12—18. Je mehr er auf das praktische kommt, desto besser wird sein Werk. Die natürliche Beschaffenheit ist gut beschrieben. Er durchgeht alsdann die vier Hauptgerichte und beide Nebengerichte. Bey Anlass des Dorfs Achern liefert er die Sagen der Landleute von Turenne's in der Nachbarschaft erfolgten Tod. So wie er die Dorfmarken durchwandert, giebt der Vf. mit Einsicht mögliche Verbesserungen der Landescultur an. Der Ertrag pflege acht bis neunfältig zu seyn. Man könne den reinen Ertrag eines mit Hanf oder Flachs bepflanzten Morgens auf 96 Gulden rechnen. Auch hier werden die Brachfelder nun benutzt, und bringen viele Sommerfrüchte. Der Zustand des Volks wird nebst seinen Ursachen, wie S. 65. 71 u. f. f. gut geschildert. Die Reichsstädte Offenburg, Gengenbach, Zell am Hammersbache, und das Thal bey dieser letztern werden in besondern Kapiteln beschrieben. Sie stehen bekanntlich unter östreichischen Schutz. In dem schrecklichen Krieg, worinn 1688 auch Offenburg von den Franzosen verbrannt worden, litt sie einen Schaden von 1,169,691 Gulden. Wie kann eine solche Stadt sich erholen! Gengenbach enthält in der Stadt 200, auf dem Lande 320 Familien; ihr Schultheiss wird von dem Abt gesetzt. Hier äusserte sich Insubordination gleich in den ersten Monaten der französischen Staatsumwälzung; die Bauern weigerten sich der Dienste und Frohnen. In der Geschichte des Klosters ist der Vf. wieder gar zu unhistorisch: auf der nämlichen Seite, 106, hat es Graf Ruthard in der Ortenau um 736 gestiftet, und erfährt es die Verwüstungen des Attila (um 450). S. 110. eben so undiplomatisch: unmöglich kann *Maria Theresia* die Privilegien der Stadt Zell, in sofern es *Reichsfreyheiten* sind, bestätigt haben. Merkwürdig ist wiederum der daselbst 1735 und 1760 ausgebrochene Geist der Unruhe; nur sind weder dessen Ursachen noch dessen Gegenstand gehörig auseinander gesetzt. Das freye Reichsthal Hammersbach macht den Beschluss. Es hatte 1778 zweytausend Einwohner; „obwohl es ein Bauernregiment ist, findet man verständige Leute; sie haben einen Rechtsgelehrten zur Seite, der sein Gutachten geben muss. Das Halsgericht wird mit aller Schärfe geübt. Der Reichsvogt hat das Begnadigungsrecht. Für die Ausgaben legen die Einwohner zusammen.“ Am Ende ist ein Verzeichniss von 25 Zollstädten, die in dem kleinen Lande (8 Meilen lang, 3 bis 4 breit) sind; ein anderes der Landvögte seit 1505; und eine Tabelle sämmtlicher Ortschaften.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Rabenhorst: *Der Spion.* Nach dem Französischen. Mit einem Kupfer. 1796. Erster Theil. VI u. 274 S. Zweyter Theil. 230 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Nicht nach dem, was das Original: *la mouche ou les avantures de Mr. Bigand* vom *Chevalier de Mouhy* zu seiner Zeit galt, sondern wie es jetzt in seiner neuesten deutschen Bearbeitung erscheint, haben wir diese zu beurtheilen. Sie dünkt uns allerdings eine ungleich unterhaltendere Lectüre, als ein grosser Theil der neumodigsten Werke von verwandter Gattung, nach denen man freylich niemals ein Gemählde unsrer Sitten wird entwerfen können, als in sofern der buntscheckigte Geschmack einen Zug derselben ausmacht. Aber auch den Spion möchten wir nicht mit dem Uebersetzer für ein ächtes Sittengemählde ausgeben. Die Häufung der Abenteuer, bey welchen auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit beobachtet worden ist, (wie denn der Held zuletzt durch einen Goldmacher, der das Gold ganz ernstlich im Schmelztiegel kocht, aus aller Noth gerissen und zu Ehren und Ehrgefühl gebracht wird) musste dem Ganzen nothwendig einen Anstrich des Uebertriebnen mittheilen, der bessere Eigenschaften verdunkelte. Jenes sind doch „äusre Decorationen, welche die Wesen der Gestal-

ten verändern," und woran man hier das Veraltete erkennt. Die Lebhaftigkeit der Darstellung ist es vorzüglich, wodurch man sich festgehalten fühlt, und dann einige allgemein wahre Züge und Schilderungen, die wir doch eher das kleine als das „grosse Spiel der Leidenschaften nennen möchten. Zuweilen könnte der Spion wohl noch feiner und gelenkiger seyn, um uns recht zu ergötzen, und den schwerfälligen Traum, den er im Kloster lügt, hätte der Uebersetzer besser weggestrichen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunschweig*, b. Thomas: *Physiologische Untersuchungen*, von D. *Theodor Georg Aug. Hoose*, Prof. zu Braunschweig. 1796. 102 S. 8. — Diese Schrift enthält verschiedene Abhandlungen über physiologische Gegenstände, deren Inhalt folgender ist:

1. *Ueber die Eintheilung der Physiologie.* Sie läfst sich nicht im strengen Sinn systematisch vortragen, weil sie eine Erfahrungswissenschaft ist; durch eine gewisse Ordnung aber läfst sich die Erlernung derselben doch erleichtern. Hr. *B.* theilt sie bey seinem Vortrag in die allgemeine und besondere: in der ersten handelt er vom lebenden menschlichen Körper überhaupt, von den flüssigen Theilen und insbesondere vom Blut, von den festen Theilen und vom Zellgewebe, von den Lebenskräften und von der Gesundheit und Natur des Menschen; in der letzten von den verschiedenen Verrichtungen, nach ihren bekannten vier Hauptklassen. Die thierischen Verrichtungen beschreibt er vor den Lebensverrichtungen, weil man diese nicht verstehen kann, wenn man jene nicht bereits kennt. (Rec. glaubt, dafs sich die Lehre von den Lebenskräften füglich unter den Abschnitt bringen lasse, in welchem vom lebenden menschlichen Körper überhaupt gehandelt wird; dafs es vielleicht natürlicher sey, wenn die festen Theile vor den flüssigen beschrieben werden; auch dafs die Lehre vom Aufhören aller Verrichtungen, vom Tode, einen eigenen Abschnitt erfodere. Ueberhaupt aber gesteht Rec., dafs er die von Hn. *B.* vorgeschlagene, übrigens sehr zweckmäfsige, Ordnung nur dann anwendbar findet, wenn die Physiologie für eigentliche *Aerzte*, bey welchen die nöthigen anatomischen Vorkenntnisse vorausgesetzt werden können und müssen, vorgetragen wird; wobey indessen doch nicht zu läugnen ist, dafs die in England eingeführte Methode, die Anatomie und Physiologie im *Zusammenhange* und ungetrennt zu lehren, welche sich aber auf deutschen Universitäten schwerlich einführen lassen wird, vor allen andern den Vorzug verdienen dürfte. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn die Zuhörer diese Wissenschaft, als Nichtärzte oder als blofse *Liebhaber*, kennen lernen und das Studium der Anatomie, nur so weit es ihnen nöthig ist, damit verbinden wollen, in welchem Fall nämlich jene Ordnung nothwendig abgeändert werden mufs, wenn letzteres Studium nicht ermüdend und trocken ausfallen soll. Ein solcher sogenannter *anthropologischer* Cursus sollte billig auf jeder Universität vorgetragen und durch alle nur mögliche Hülfsmittel erleichtert werden, da dessen Nutzen für jeden denkenden und gebildeten Menschen, wie Hr. *B.* bemerkt, nicht zu bezweifeln ist. Hiervon ist jedoch die sogenannte *populäre Medicin* sehr unterschieden, von welcher der Vf. S. 6. sehr richtig behauptet, dafs die Kenntnisse aus derselben bey Nichtärzten gewifs mehr Schaden, als Nutzen, stiften.)

2. *Ueber das Anschwellen des männlichen Gliedes.* Dieser Aufsatz ist der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen mitgetheilt und in den G. G. A. vom J. 1795 auszugsweise angezeigt worden. Drey Versuche an lebenden Hunden bewiesen, dafs die schwammichten Körper bey diesem Anschwellen durchaus strotzend mit Blut gefüllt sind. Hebenstreits und Sponitzers Meynung wird mit Bescheidenheit widerlegt. Das Anschwellen kommt vom vermehrten Antrieb des Bluts in die Arterien und aus diesen in die schwammichten Körper her; der dadurch entstandene Druck auf die Venen hindert sie, alles ergossene Blut aufzunehmen. (Rec. ist hierin völlig mit dem Vf. einstimmig, wiewohl mit dem Zusatz, dafs die Lage der Dorsalvene, welche offenbar bey der zunehmenden Anschwellung immer mehr zusammengedrückt wird, hier nicht vergessen werden mufs.)

3. *Ueber das Ersticken neugeborner Kinder.* Ist schon, als Programm, einzeln abgedruckt und in der A. L. Z. angezeigt worden.

4. *Ueber die geheimen Harnwege.* Diese werden aus mehreren Gründen mit Recht geleugnet. Als ein neuer und überzeugender Beweis gegen diese geheimen Wege wird die beym angebornen Vorfalle der umgekehrten Harnblase vom Vf. zweymal gemachte Beobachtung, dafs der Harn blofs aus den Ureteren hervorströmt, angeführt. Der stärkere Zufluss durch den linken Ureter wird aus der nähern Nachbarschaft der linken Niere und der Aorta erklärt.

5. *Ist Galle im Blut?* Der bekannte Versuch von Fourcroy beweiset diesen Satz nicht, zumal, da Galle wohl aus den Därmen mit dem Milchsaft eingesogen und dem Blute beygemischt werden mag.

6. *Kurze Bemerkungen.* Dafs Lessing sie geträumt habe, wird, nach der Versicherung einer glaubwürdigen Person, geleugnet. — Es ist wahrscheinlich, dafs die Milch in den Brüsten nicht eigentlich aus dem Blute abgesondert, sondern, dafs nur der Speisesaft, vor seiner gänzlichen Verähnlichung mit dem Blute, daselbst ausgeschieden und abgesetzt werde. — Die Erzeugung des Fettes geschieht vielleicht durch kleine einfache Gänge, die seitwärts aus den Wänden der Arterien abgehen, in welchen, bey der langsamern Seitenbewegung des Bluts, die Ansammlung dieser ölichten Feuchtigkeit bewirkt wird. — Die *reactio nervosa* scheint nicht sowohl als ein Vermögen desselben, sondern vielmehr als ein *Gesetz* des Empfindungs- und Bewegungsvermögens anzusehen seyn. — Bey der Zergliederung einer erwachsenen Fischotter ward die thymus von ungemeiner Gröfse gefunden: hieraus lassen sich manche Folgerungen ziehen, weil dieses Thier lang unter dem Wasser, ohne Athemholen, ausdauern kann. — Zum Herabsinken des Hoden beym Fötus scheinen die Fleischfasern des Leitbandes etwas beyzutragen.

Rec. hat diese kleine, aber sehr reichhaltige, Schrift mit ungemein vielem Vergnügen gelesen. Sie zeigt den Beobachtungsgeist und Scharfsinn des Vf. eben so sehr, als seine Gelehrsamkeit und ruhmwürdige Bescheidenheit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. *September* 1796.

NATURGESCHICHTE.

WIEN, b. Wappler: *Joſeph Jakob Plencks*, K. K. Rathes, der Wundarzneyk. Doctor der Chemie und Pflanzenk. öffentl. Lehrers — *Phyſiologie und Pathologie der Pflanzen.* 1795. 157 S. 8.

Derjenige Theil der Naturgeſchichte, welcher das Leben, die Krankheiten und den Tod der Pflanzen genauer unterſucht, machte bisher nur ſehr langſame Fortſchritte, obgleich eine gründliche Kenntniſs der organiſchen Geſchäfte in den Pflanzen auch für die thieriſche Phyſiologie und Pathologie in mannichfaltiger Hinſicht äuſserſt wichtig werden kann. Dieſe Gründe veranlaſsten den bereits um mehrere Fächer der Arzneykunde und Naturgeſchichte wohl verdienten Vf., die ſchätzbaren Bruchſtücke aus den Werken der berühmteſten Botaniker auszuheben, und zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen in ein Syſtem zu ordnen. So gerechten Anſpruch ein ſolches Werk, als der erſte Verſuch in dieſem Fache, auf eine ausführliche Anzeige, noch mehr aber auf ſorgfältige Prüfung machen darf, ſo müſſen wir uns gleichwohl bey dem Reichthum und der Wichtigkeit des Gegenſtandes und bey dem engen Raume, welchen wir dazu widmen können, nur auf die allgemeine Einrichtung des Lehrgebäudes und auf einige Bemerkungen über die Güte und Haltbarkeit der Materialien, worauf es ſich ſtützt, einſchränken.

Phyſiologiſcher Theil. Von der Phyſiologie der Pflanzen überhaupt. Zergliederung der feſten Theile. „Das Mark iſt die innere, weiche, aus Bläschen beſtehende, durch ihre ſchneeweiſse Farbe von dem Zellgewebe ſich auszeichnende Subſtanz. Bey jungen Pflanzen iſt das Mark häufig, nimmt aber mit zunehmendem Alter des Stammes einen kleinern Raum ein, und verſchwindet endlich ganz. *Hieraus ſcheint zu erhellen, daſs zwar das Mark zum Anfange, aber nicht zur Erhaltung des Lebens nothwendig ſey.*" — Richtiger dürfte hieraus erhellen, daſs der Vf. unter Mark eines Stammes nur das Product des erſten Jahrringes verſtanden wiſſen will. Gleicher Meynung ſind nun zwar die mehreſten botaniſchen Schriftſteller; daher denn aber auch die faſt allgemein angenommenen, ganz irrigen Begriffe über die Eigenſchaften und die Beſtimmung des Markes. Dieſes zellförmige Gewebe entwickelt ſich, ſo wie die Gefäſse ſich ausbilden, welche daſſelbe umſchlieſsen, und ſeine Farbe iſt *alsdann* nicht ſchneeweiſs, ſondern nach denjenigen Feuchtigkeiten verſchieden, womit es gleich während ſeiner Entſtehung, und nur zu *der* Zeit angefüllt wird. So bald dieſe wieder eingeſogen und zur Ausbildung anderer Theile angewendet worden ſind, iſt nun die eigentliche Beſtimmung deſſelben vollendet, welche demnach gewöhnlich ſich kaum über die erſte Jahreszeit ſeines erſten Daſeyns erſtreckt. Indeſſen wächſt der zweyte Ring von Gefäſsen heran, und mit ihm ſeine markichte, jener erſten Markanlage des Stammes in Hinſicht des Urſprungs, der Zellenform, der Dauer, überhaupt ſammtlicher Eigenſchaften völlig gleiche Subſtanz, die folglich zum Behältniſs der abgeſchiedenen Safte auch nur ſo lange dienet, bis das Markgewebe des dritten Ringes den Zeitpunkt ſeiner Anſchwellung erreicht hat u. ſ. f. Obgleich alſo mit dem zunehmenden Alter des Stammes das Mark des erſten Ringes vertrocknet, und endlich ganz verſchwindet, ſo läſst ſich doch hieraus keinesweges ſchlieſsen, daſs zwar das Mark zum Anfange, aber nicht zur Erhaltung des Lebens nothwendig ſey. Indem das unbrauchbare Gewebe zuſammenſchrumpft, in Holz verwandelt, oder durch die Fäulniſs, wie wir bey hohlen, dennoch grünenden, nicht ſelten fruchtbaren Bäumen ſehen, verzehrt wird, muſs ununterbrochen ein friſches Mark von den Stämmen ſowohl als von den Aeſten und Zweigen erzeugt werden, wenn das Leben derſelben fortdauern ſoll. — Gefäſse. „Das vorzüglichſte gefäſsartige Gewebe wird eingetheilt in das rindichte, welches zwiſchen dem Holz und der Rinde, in das markichte, welches zwiſchen dem Holz und dem Mark liegt." — Warum die Gefäſse der Rinde, des Holzes, der markichten Subſtanz ſelbſt weniger vorzüglich ſeyn ſollen, läſst ſich nicht wohl einſehen. — Eintheilung der Gefäſse. „1) Saftgefäſse, die ſenkrecht in die Höhe ſteigen, und aus der Wurzel nach allen Theilen der Pflanze den Nahrungsbrey führen. Dieſe beſtehen aus arteriöſen, oder zuführenden, die zunächſt unter der Haut liegen, ſtärker und zäher ſind, und aus venöſen, oder zurückführenden, die ſehr zahlreich und weicher, und im Zellgewebe verborgen ſind." — *Zurückführende* Gefäſse, die gleichwohl dem Gattungscharakter gemäſs den Nahrungsbrey *aus der Wurzel nach allen Theilen der Pflanze führen!* Doch mit den Worten möchte man es immerhin ſo genau nicht nehmen, wenn nur die Gründe leichter zu enträthſeln wären, warum die äuſsern Saftgefäſse Arterien, die innern Venen ſeyn ſollen. Der apodiktiſche Ton, womit dieſe aus dem Thierreiche entlehnte Angiologie hier vorgetragen wird, ſcheint ihr das Anſehen einer Wahrheit zu geben, die auf dem Augenſchein, oder auf zuverläſſigen Erfahrungsgeſetzen der Vegetation beruhet. Dennoch fehlt es bisher nur zu ſehr an ſolchen Beweiſen, wenn nicht etwa ſchwankende Hypo-

theſen, ungegründete Schlufsfolgen und Analogieen deren Stelle vertreten ſollen. Vielmehr ſind die Reſultate der gründlichſten Unterſuchungen über die innere Oekonomie des Pflanzenkörpers jener ganz verſchiedenen Eigenſchaft der äufsern und innern Saftgefäſse, überhaupt dem Kreislaufe ſeiner Säfte, durchaus nicht günſtig. Die Saftgefäſse des Zellgewebes ſind auch, in ſo fern Rec. beobachten kann, weder zahlreicher, noch ſchwächer und weicher, als diejenigen, welche man Arterien zu nennen beliebt hat; und in beiden bewegen ſich die natürlichen Säfte, ingleichen gefärbte Flüſſigkeiten ſowohl auf- als niederwärts, je nachdem die Urſachen eintreten, wodurch dieſe oder jene Richtung beſtimmt wird. — „2) Schlauchartige Gefäſse, die in einer horizontalen Richtung zwiſchen dem Zellgewebe fortlaufen, und wenn man den Stamm gerade entzwey ſchneidet, zum Vorſchein kommen.“ — Sie liegen nicht zwiſchen dem Zellgewebe, woraus ſie vielmehr ſelbſt beſtehen, ſondern zwiſchen den Gefäſsen, und können ihrem ganzen Baue nach unſtreitig nur zum Behältniſs, nicht zur Bewegung der Säfte dienen, folglich auch nicht zu den Gefäſsen gerechnet werden. — „3) Markichte Gefäſse, die zum Mark gehören, nicht ſo zahlreich und niemals bündelweis vorkommen, und ohne Ordnung horizontal fortlaufen.“ — Wenn man ſenkrechte Durchſchnitte des Markes von der Dicke und Breite mehrerer Zellen unter die Vergröſserungsgläſer, vorzüglich unter das zuſammengeſetzte Mikroſkop bringt, ſo erſcheinen dieſe horizontal laufenden Gefäſse, welche gleichwohl zuverläſſig nichts anders ſind, als ein optiſcher Betrug, der durch die Verdoppelung der Membranen von mehreren ſich einander berührenden Zellen entſtehet, und daher ſich leicht entdecken läſst, wenn möglichſt einfache Lagen des Gewebes einer genauern Unterſuchung unterworfen werden. Die einjährigen Zweige des Wallnufsbaumes, deren Mark aus einzeln über einander gereiheten Bläschen beſteht, und das groſsfächerige Markgewebe des Binſengraſes verrathen die Täuſchung ſchon dem unbewaffneten Auge. Allerdings giebt es wohl Markgefäſse, die aber gänzlich auf jene Beſchreibung unanwendbar ſind; denn ſie ſteigen am äuſserſten Umfange des Markes *ſenkrecht* in die Höhe, auch, ſo viel Rec. beobachtet hat, allemal *bündelweiſe*.“ — „4) Eigenthümliche Gefäſse, die äuſserſt fein ſind, und an den groſsen Gefäſsen anliegen. Sind dies vielleicht Nahrungsgefäſse?“ — Verſteht der Vf. hiermit diejenigen Gefäſse, welche den eigenthümlichen Saft führen, ſo umfaſst die Beſchreibung nichts weniger, als einen deutlichen und richtigen Begriff von dieſen wichtigen Organen. Nicht äuſserſt fein ſind ſie, ſondern vielmehr die gröſsten unter allen übrigen Arten. Denn eben dieſe groſsen Gefäſse, woran die äuſserſt feinen liegen ſollen, führen den eigenthümlichen Saft, nicht die letzteren, welche hingegen bloſs wäſſerigen Stoff enthalten, der ſich ſchon durch die Farbe, der übrigen Eigenſchaften zu geſchweigen, von jenem auffallend unterſcheidet. Dieſe feinen Gefäſse liegen auch nicht an den Behältern des eigenthümlichen Safts, ſondern ſie bilden deren äuſserſte Membran. *Rhus Sumach*, *Sambucus nigra*, *Pinus Cembra*, *ſylveſtris* und mehrere Arten aus dieſen Gattungen geben hier ein unverkennbare Beweiſe. — „5) Spiralgefäſse, welche in Geſtalt einer Schraube gewunden ſind, einen gröſseren Durchmeſſer haben, als die Saftgefäſse, und von denſelben bündelweis umgeben werden. Sie führen Luft und Saft zugleich, daher ſie Spiralröhren oder Luftröhren, oder beſſer pneumatiſche Nahrungsgefäſse genennet werden.“ — Die Spiralgefäſse ſelbſt führen keine Säfte, wie ſich jeder aufmerkſame Beobachter leicht ſelbſt überzeugen kann, wohl aber die einfach, nicht bündelweiſe, an einander gereiheten, vermittelſt einer feſten Membran unter ſich verbundenen, und von den Saftgefäſsen durch das zellförmige ihrer Bildung ſehr auffallend unterſchiedenen Canale, welche in Geſtalt einer Haut das Spiralgefäſs gleichfalls äuſserlich umſchlieſsen. Daher wird auch bey den glücklichſten Verſuchen mit gefärbten Flüſſigkeiten nur jene gefäſsreiche Haut angefüllt, indem das Spiralgefäſs ſelbſt durchaus keine Spur von irgend einer Veränderung ſeiner natürlichen Silberfarbe verräth. Je weniger bisher hierauf Rückſicht genommen wurde, deſto erfinderiſcher war man, den Spiralgefäſsen Eigenſchaften und Namen beyzulegen, welche mit der Natur nicht übereinſtimmen. Die Benennung: pneumatiſche Nahrungsgefäſse, möchte nicht glücklicher gewählt ſeyn. — Säfte. Grundſtoffe der Pflanzen. Beſtandtheile der feſten, der flüſſigen Theile. Aeuſserliche Beſchaffenheit der Pflanzen. Hieher gehören die Einſaugung der Nahrung, die Ernährung, das Wachsthum, die Abſonderung der Säfte, die Ausdünſtung und die Auslerungen. „Durch ganz eigne Schwingungen der Abſonderungsgefäſse wird der vegetabiliſche Nahrungsbrey der Pflanze in ſeine Beſtandtheile zerſetzt, und dieſer, wie es ſcheint, in neue Grundſtoffe zuſammengeſetzt.“ — Was gewinnen wir mit ſolchen ganz eignen Erklärungen für die genauere Kenntniſs des Abſonderungsgeſchäftes? — Die Lebensverrichtungen werden durch das Athemholen, durch den Umlauf der Säfte in den Gefäſsen, welchen der Vf. annimmt, und durch die Erzeugung der Wärme vollbracht. „Da ſowohl die Wurzeln als die Blätter den Nahrungsſaft anziehen, und allen andern Theilen der Pflanzen mittheilen, ſo erhellet hieraus, daſs ſich der Saft ſowohl aufwärts als abwärts bewege; *damit aber dieſe entgegengeſetzten Bewegungen einander nicht verwirren*, ſo ſieht man leicht ein, daſs die Pflanzen ſowohl für die aufwärts als abwärts ſteigenden Säfte mit eignen Gefäſsen verſehen ſeyn, oder daſs die von den Blättern eingeſaugten Säfte bey Nacht abwärts ſich bewegen, bey Tage aber von den Wurzeln in die Höhe ſteigen müſſen.“ — Es fehlt uns nicht an ungleich wichtigern Gründen, woraus ſich auf das Letztere ſchlieſsen läſst; wir ſind auch nicht ſo unbekannt mit den Geſetzen, nach welchen dieſe entgegengeſetzten Bewegungen in denſelben Gefäſsen auf einander folgen, daſs wir, ſo lange noch Tag und Nacht ſich nicht verwirren, gegründete Urſachen hätten, einer zu befürchtenden Unordnung wegen unſere Einbildungskraft bey der Organiſation der Gewächſe in Thätigkeit zu ſetzen. Doch,

alles

alles dies bey Seite gesetzt, wie läfst sich wenigstens aus dem angeführten Grunde die Evidenz jener eignen Gefäfse (wir wollen nicht mit dem Vf. sagen, leicht) nur mit einigem Anschein der Zuverläfsigkeit herleiten! Nicht weniger leicht könnte man sonst einsehen, dafs ein Strom, der zu gewissen Zeiten Ebbe und Fluth hat, sowohl für das aufwärts als niederwärts fliefsende Wasser mit eignen Canälen versehen seyn müfste, damit nämlich diese entgegengesetzten Bewegungen einander nicht verwirren. Noch schwächern Zusammenhang hat nachstehende Schlufsfolge mit ihren Vordersätzen. „Indem das Aufsteigen der Säfte weder von der Anziehung der Haargefäfse in den Wurzelfasern, weder von der die Säfte ausdehnenden Wärme, noch von den Schwingungen der innern Wände der Gefäfse hergeleitet werden kann; ferner die Bewegung der Säfte von verschiedenen Reizen vermehrt wird; auch sich die zur Reizbarkeit eines Theils entbehrlichen Nervenfasern in den Gefäfsen der Pflanzen nicht antreffen lassen: so erhellet hieraus, dafs diese Gefäfse nicht allein mit einer Lebenskraft, d. i. mit Reizbarkeit begabt sind, sondern auch, *so wie die Gefäfse in den Thieren wechselsweis erweitert und verengert werden können.*" — Thierische Verrichtungen. Geschlechtsverrichtungen. „Der Honigsaft scheint vermöge seiner Klebrigkeit den Staub in der Narbe aufzunehmen, zu befestigen, aufzulösen, und mit sich *durch die Höhle des Griffels* zu dem Fruchtknoten, dem Eyerstock der Pflanze zu führen." — „Die mehresten Griffel sind nicht hohl, noch weniger mit Honigsaft, sondern mit Zellgewebe angefüllt, und wo man solche Zwischenräume antrifft, lehrt schon die Lage, noch mehr aber die sehr leichte Anfüllung derselben vermittelst einer gefärbten Flüfsigkeit augenscheinlich, dafs sie weder mit der Narbe, noch mit den Keimen des Eyerstocks die mindeste Gemeinschaft haben, folglich den befruchtenden Stoff so wenig aufnehmen, als zu den Keimen führen können. Jener zahlreichen Gefäfse, welche von den Wärzchen der Narbe zu den Sameneyern gehen, und durch eben diese niemals abweichende Richtung, durch das beständige Daseyn, wo andere minder wesentliche Werkzeuge der Begattung fehlen, ingleichen durch das plötzliche Zusammenschrumpfen nach vollbrachter Befruchtung ihren Endzweck genugsam verrathen, wird gar nicht gedacht. Ueberhaupt sind in den Abschnitten von den Geschlechtsverrichtungen die neuern Entdeckungen zu wenig benutzt worden. Dagegen erscheint auch hier noch die hinkende Vergleichung der Staubfäden, Staubbeutel, der Narbe, des Griffels u. s. f. mit den Geschlechtstheilen der Thiere nach Linné, nebst Zusätzen, die zum Theil nichts weniger als geschickt sind, das Irrige jener Vorstellungsart zu berichtigen. Z. B. „Der Honigsaft des Stempels, der die Höhle des Fruchtknotens und des Stempels anfüllt, ist der Schleim der Mutterscheide. — Der Fruchtboden und der Kelch machen das Brautbett aus, auf dem die Staubfäden und Stempel, wie Mann und Weib — liegen. — Die zweylappigen Narben — erwarten einige Tage denn männlichen Blüthenstaub, verwelken aber, wenn kein Mann zugegen ist, wie eine alte Jungfer." — Mit solchen Analogieen war der Vf. aller Wahrscheinlichkeit nach immer noch beschäfftiget, als er ohne einige Einschränkung niederschrieb: „Die zur Begattung reifen Staubbeutel *springen plötzlich auf*, und die *Ausspritzung* des Blüthenstaubes aus den Staubbeuteln *in die Narbe des Stempels* macht die Begattung aus;" denn nur ein Paar Seiten weiter wird bereits eine zahlreiche Klasse von Pflanzen angeführt, bey welchen die Uebertragung des Blüthenstaubes zu den weiblichen Blumen den Winden und Insecten überlassen bleibt. Ueberdies vermischt sich die männliche und weibliche Feuchtigkeit zum öftern ohne Ausspritzung des Blüthenstaubes blofs durch unmittelbare Berührung der Staubbeutel und der Narben. Auch bemerkt man die Explosion des Blüthenstaubes nur bey denjenigen Staubbeuteln, welche auf einmal schnell aufbersten: gröfstentheils aber öffnen sich diese, wie bekannt, allmählich. — Die folgenden Abschnitte enthalten die Befruchtung des Samens, die Bastarderzeugung, Geburt, Besamung, künstliche Fortpflanzung, ferner die besondern Verrichtungen, als die Wanderung, die Winterruhe der Pflanzen, die Aufkeimung des Samens, die Mutterkuchenanlage, Knospenbildung, Blätterlage, Entwicklung der Blätter, Blüthenlage, den Blüthenstand, die Entblühung, Samenzeitigung, das Alter, den Tod — die Oekonomie der Natur, den Nutzen und die Arzneykräfte.

Der pathologische Theil handelt zuvörderst von den Krankheiten der Pflanzen überhaupt, alsdann von den äufserlichen Verletzungen, Ausführungen, Schwachheiten, Kachexieen, von der Fäulnifs, den Auswüchsen, Mifsgeburten, der Unfruchtbarkeit und den schädlichen Thieren fast durchgängig sehr zweckmäfsig und gründlich. Bisweilen wird jedoch der Vf. auch hier durch zu festes Vertrauen auf die nicht allemal glücklich gewählten Gewährsmänner zu Behauptungen verleitet, denen die tägliche Erfahrung widerspricht. Ueberhaupt würde weniger Glauben an Auctorität und weniger Neigung, willkührliche Hypothesen mit dem Gewande absoluter Wahrheiten auszuschmücken, hingegen genauere Bekanntschaft theils mit dem Gegenstande selbst, theils mit allem, was bisher in diesen Fächern geleistet worden, strengere Auswahl und schärfere Prüfung des vorräthigen Stoffes diesem Lehrgebäude, dessen Werth, ungeachtet mancher nicht unbeträchtlichen Fehler in der Anlage sowohl als in der Ausführung des Entwurfs, gleichwohl im Ganzen unverkennbar ist, einen festern Grund und ungleich grösern Nutzen gegeben haben.

PHILOLOGIE.

BREMEN, b. Wilmans: *Ueber einige der gewöhnlichsten Sprachfehler der Niedersachsen.* Ein Büchlein zum Unterricht und zur Unterhaltung, von *Johann Christoph Fröbing.* 1796. VI u. 198 S. 8. (12 gr.)

Eine Schrift, die nur für einen eingeschränkten Kreis bestimmt ist, aber in diesem recht nützlich wir-

ken kann. Der schon durch viele gemeinnützige Schriften bekannte Vf. fängt mit einer Charakterschilderung der Niedersachsen an, worinn er ihnen viel Gutes nachrühmt; (eine billige *captatio benevolentiae*, da sie nachher so viel getadelt werden,) geht dann die vornehmsten Sprachfehler nach einer grammatischen Ordnung durch, und endigt mit einem erdichteten Gespräche, worinn sie im Zusammenhange der Reden angebracht sind. Rec. muss bezeugen, dass ihm die Schilderung der Unvollkommenheit, womit man in Niedersachsen das Hochdeutsche spricht, gar nicht übertrieben vorkömmt. Sie ist auch sehr natürlich, in einem Lande, wo es nicht nur eine erlernte, sondern eine erst vor so kurzer Zeit allgemeiner verbreitete Sprache ist, dass man noch Personen vom ersten Range, dort zu nennen weiss, die aus ihrer Jugend die Sitte beybehalten hatten, sogar am Hofe plattdeutsch zu reden, dass in einigen Städten, z. B. in Hamburg, die Kinder der Vornehmen früher plattdeutsch als hochdeutsch lernen. Nun wird es dabey freylich sehr bedenklich, was einige Sprachlehrer vorschlagen, Beyträge aus dem niederdeutschen Dialect in die hochdeutsche Büchersprache aufzunehmen. Ein sehr allgemeiner, und auch in diesem Buche S. III u. IV. begünstigter Irrthum ist es, wenn die Niedersachsen die beste Aussprache des Deutschen zu besitzen glauben. Es ist wahr, sie haben eine Biegsamkeit der Organe, die es ihnen leicht macht, fremde Sprachen richtig auszusprechen, und auch nach Ablegung der provinciellen Vorurtheile sich zu einer reinen Aussprache des Deutschen zu erheben. Sonst aber erhält unsre Sprache in ihrem Munde nicht einen sanften Wohlklang, sondern eine phlegmatische Weichlichkeit, die ihrem Charakter durchaus widerspricht. Sie sprechen beständig ein *Jod* statt *G* (*jejangen*, *Jüte*) *D* statt *T* (*doll*, *guden Dag*) *F* statt *Pf* (*Ferd*, welches Klopstock sogar durch seine Orthographie hat sanctioniren wollen) *S* statt *Sch* (*slafen*) u. s. w. Auch das ist fehlerhaft, dass sie das *S* in den Wörtern, die mit *St*, *Str*, *Sp*, *Spr*, anfangen, nicht mit einem Hauche begleiten: in allen Gegenden, wo das Hochdeutsche oder Oberdeutsche ursprünglich zu Hause ist, geschieht es; und diejenigen Provinzen, wo jenes erst spät erlernt worden, haben in einer ihnen fremden Sprache gar keine Auctorität. Der Einwurf einiger Sprachlehrer hiegegen aus der eingeführten Rechtschreibung beweist nichts, da es offenbar ist, dass die Deutschen von uralten Zeiten her häufig bloss *S* geschrieben haben, wo sie *Sch* aussprachen: z. B. die schwäbischen Minnesinger schreiben *Swaben*, *Swehen*, da sie doch grade in den Provinzen dichteten, wo noch jetzt das *S* fast überall mit dem stärksten zischenden Laute begleitet wird. Rec. vermisst daher in der vorliegenden Schrift Regeln der Aussprache für die Niedersachsen, denen sie sonst, besonders in den Ständen, welche keine gelehrte Bildung geniessen, sehr zu empfehlen ist. Nebenher werden die beygefügten alphabetischen Verzeichnisse von Zeitwörtern, Nennwörtern und Beywörtern, die sich dort, grossentheils aus dem Plattdeutschen, in das Hochdeutsche eingeschlichen haben, dem Sprachforscher ein willkommner Beytrag zu einem niedersächsischen Idiotikon seyn, obgleich der Vf. bey einem ganz andern Zwecke hiebey selbst nicht auf Vollständigkeit Anspruch macht. Einige Wörter werden, so viel sich Rec. erinnert, nicht ganz so ausgesprochen, als sie hier gedruckt sind; z. B. *krauſemierig* heisst vielleicht eher *krisemierig*, *rebbeln*, *riwweln* u. s. w. Doch ist die Aussprache eines Idioms, das nicht geschrieben wird, immer nicht ganz fixirt, und auch nach den Gegenden verschieden. *Nippen* sollte wohl nicht ganz verworfen werden: es ist ausdrucksvoll, ohne unedel zu seyn, auch haben es gute Dichter schon gebraucht. Die S. 79. gegebne Regel: „Endigt sich das Participium praeteriti in den „Buchstaben *t*, so ist auch das Wort in jedem Falle „regelmäsig," ist nicht ganz richtig ausgedrückt. *Haben*, *Wissen*, *Wollen*, *Kennen*, sind nicht völlig regelmäsig, obgleich ihr Particip. praeter. auf *t* ausgeht; aber sie bilden ihr Imperfectum wie die regelmäsigen Zeitwörter mit *ts*, und das wollte der Verfasser sagen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, *Der Rosenkranz*. Ein tragikomisches Gedicht nach einer Legende von *K. W. Z.* (Mit einem Titelkupfer und Vignette.) 87 S. 8. (8 gr.) Ein Product, das von Seiten der poetischen Ausführung noch vieler Entschuldigung bedürfen würde, wenn es sich, von der sittlichen Seite betrachtet, irgend entschuldigen liesse. Eine Nonne, bey der sich der Naturtrieb lebhaft regt, überlässt sich auf einer Pilgerschaft allen Ausschweifungen, wird vor der Zurückkunft in ihr Kloster durch eine unzeitige Niederkunft von dem Beweise ihrer Fehltritte befreyt, bereut, büsst, bindet Rosen in ein Band von Grashalmen, um sich dabey ihrer Sünden zu erinnern, und wird endlich als eine Heilige verehrt. Es war beynah unmöglich, diese magre Erfindung auf einen sittlichen Zweck zu richten: hätte der Vf. dies gewollt, so würde er sich nicht auf die Schilderung solcher Schändlichkeiten eingelassen haben, wie er S. 11—13. berührt. War aber seine Absicht, nur die Sinne zu reizen, so verstand er seinen Vortheil darinn schlecht, dass er widrige und ekelhafte Vorstellungen einmischte. Die ganze Romanze, weitläuftig gedruckt wie sie ist, und mit ihren kurzen Versen, kann in einer Viertelstunde gelesen werden: aber auch diese ist übel angewandt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. September 1796.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Breitkopf, Sohn u. Comp.: *Ludwig Chriſtian Günthers*, ehemal. F. A. C. Cammer-Rath(s) *praktiſche Bemerkungen über Pacht- und Kaufanſchläge, Abnahme, Uebergabe und Verwaltung der Domainen-Aemter und Rittergüter.* Mit Anmerkungen begleitet von *M. F. G. Leonhardi*, ordentlicher(n) Profeſſor der Oekonomie etc. 1795. 124 S. 8. (19 gr.)

Statt der in der Vorrede verſprochenen Belehrung über *wiſſenswürdige Bedürfniſſe für Kameraliſten und Oekonomen* hier ein für dieſe ganz entbehrliches, und ſelbſt nicht einmal für landwirthſchaftliche und kameraliſtiſche Lehrlinge, brauchbares Gemengſel ökonomiſcher und kameraliſtiſcher Lehrſätze. Zur Rechtfertigung dieſes Urtheils wird ein kleiner Nachtrag zu den Belegen, die hierüber ſchon in den Anmerkungen des Hn. Prof. *Leonhardi* enthalten ſind, hinlänglich ſeyn.

Fehlerhaft iſt ſogleich der erſte Pachtanſchlag (S. 10—17) denn die darinn angeſetzten Getreidepreiſe ſtehen in einem ganz ungewöhnlichen Verhältniſſe gegen einander, z. B. Erbſen um 10 Thaler höher, als Weizen, Hafer mit Gerſte völlig gleich. Ferner ſind für einen Haushalt, bey welchem jährlich 27 Wiſpel ausgeſäet, und ſolchergeſtalt etwan 17 bis 18 Hufen Acker beſtellt werden, die angeſchlagenen 10 Spanndienſte ſo hinlänglich, daſs es der Unterhaltung nur etwa noch eines, höchſtens zweyer Geſpanne eigner Pferde bedarf. Für jenes ſind die zum Futter im Anſchlage abgeſetzten 20 Wiſpel Hafer zu viel, und für dieſe zu wenig. Auch iſt es nicht wohl zu erklären, wie für einen Haushalt jährlich 6 Wiſpel 6 Scheffel Hafer (ohne Pferdefutter) bloſs zur Wirthſchaft erfoderlich ſeyn können, bey welchem man doch nur 4 Wiſpel Gerſte, mit Inbegriff des Erfoderniſſes zur Viehmäſtung, verbraucht. Für richtig kann auch das angeſchlagene Dreſcherlohn nicht erkannt werden: denn hiernach würde der Dreſcher, bey angewendeter gleicher Zeit und Arbeit, für 1 Wiſpel Hafer, zum 20ſten Scheffel, nur 1¼ Scheffel, hingegen für 1 Wiſpel Erbſen, zum 16ten Scheffel, 1¼ Scheffel, und folglich, nach den berechneten Getreidepreiſen, im erſten Falle nur 14 Groſchen 4½ Pfennige, im letztern hingegen 2 Thaler 12 Groſchen bekommen. Faſt bey allen Rec. bekannten groſsen Landwirthſchaften wird um den 16ten Scheffel, ohne Unterſchied des Getreides, gedroſchen. Sehr fehlerhaft iſt es, den Anſchlag von der Bierbrauerey ſo, wie hier geſchehen, nach der Wiſpelzahl des dazu verwendeten Getreides abzufaſſen: denn es kommt zuförderſt darauf an, ob das Brauweſen bloſs zum eigenen häuslichen Verbrauche, oder auch zum Verkaufe betrieben wird. Im erſten Falle kann dafür billig eben ſo wenig als für das Brodbacken zum eigenen häuslichen Bedarf, ein Pachtgeld gefodert, im letztern Falle aber ſolches nicht anders, als nach der Tonnen- oder Faſszahl des verkauften Biers, beſtimmt werden. Wenn nun hier für jeden Wiſpel des verbraueten Getreides 14 Thaler Nutzung, hingegen für jeden Wiſpel des in Brantewein verwandelten Getreides nur 10 Thaler angeſchlagen ſind; ſo ſtimmt dieſes mit dem bekannten merklich gröſseren Gewinnſte vom Branteweinbrennen, mit Inbegriff der Viehmäſtung, gegen den Gewinnſt vom Bierbrauen, gar nicht überein. Unter den von dem angeſchlagenen Ertrage abgerechneten Ausgaben mangeln die für die Juſtizverwaltung erfoderlichen Koſten, welche doch nothwendig mit in Anſchlag gebracht werden muſsten: da die Gerichtseintraden unter den Einkünften mit aufgeführet, und dieſe doch, ohne jene, nicht zu erlangen ſind. Von Kaufanſchlägen konnte freylich auf nicht vollen 3 Seiten ſehr wenig geſagt werden; aber auch dies Wenige iſt ſo trivial, daſs es nicht den Druck verdiente. Von dem Verfahren bey den Pachtabnahmen und Uebergaben der Güter ſcheint der Vf. im Betreff des wichtigſten dahin gehörigen Gegenſtandes — des Feldinventariums — nur die eine Methode, nämlich die Beſtimmung dieſes Inventariums nach Einſaat, Düngung und Pflugart, zu kennen, aber nicht die andere, die bey verſchiedenen Privat- und Domänengütern in einigen Landen gewöhnlich iſt, nämlich jene Beſtimmung durch die Taxation der Früchte auf dem Halme, entweder nach wirthſchaftlichen Werthe, oder nach den marktgängigen, oder im Contracte feſtgeſetzten Getreidepreiſen: denn der letztern iſt von ihm gar keine Erwähnung geſchehen. Ueber beide und die vorgedachte Sache überhaupt hat ſchon im Jahre 1780 *Hinze* in ſeinem von *Ettinger* verlegten *Unterrichte von Pachtabnahmen und Uebergaben* mehr befriedigende Erklärungen und Anweiſungen gegeben. Unrichtig iſt die Behauptung (S. 22) daſs des Pächters Ehefrau alsdann, wenn ſie den Pachtcontract mit unterſchrieben und ihren weiblichen Gerechtſamen, wegen ihres eingebrachten Vermögens, entſagt hat, *bloſs aus dieſem Grunde*, als Mitpächterinn zu betrachten ſey: denn hieraus kann, den Rechten nach, eigentlich nichts weiter, als eine bloſse Bürgſchaft für ihren Ehemann, gefolgert werden. Auch ein groſser Mangel an Vollſtändigkeit zeigt ſich hier darinn, daſs ſich in den mitgetheilten Modellen von Berechnungen eben ſo wenig, als in den voraus geſchickten Grundſätzen eine hin-

längliche Anweisung befindet, wie die wesentlich nothwendige Vergleichung des Geldbetrages der dem abgehenden Pächter, beym Antritte der Pacht, unentgeltlich übergebenen gutsherrlichen Inventarienstücke gegen den Geldbetrag der von ihm zurück gelieferten einzurichten und hiedurch die von ihm zu empfangende, oder zu leistende Vergütung zu bestimmen sey; sondern blos, von dem erstern Falle einige Ansätze mit berechnet sind.

Noch mehrere in den übrigen, nicht volle 5 Bogen anfüllenden fragmentarischen Vorträgen über die Administration der Güter, das Rechnungswesen, Ackerbau, Düngung, Wiesen, Viehzucht, Fischerey, Bierbrauen und Branteweinbrennen, Hopfen- und Esparzettenbau, Torfgraben, Vertilgung der Kornwürmer, Mühlen- und Wasserbauten, Ziegel- und Kalkbrennereyen und ländliche Grenzsachen, häufig vorkommende Fehler zu rügen, würde überflüssig seyn.

Wien, b. Wucherer: *Franz Spies* Kaiserl. Königl. N. O. Landesbuchhalter-Ingrossisten *theoretisch* (e) *und praktische Anleitung des* (zum) *kameralistischen Rechnungssystems* (e) aus den Lehrsätzen der Staatsrechnungswissenschaft. Nebst drey verschiedenen Rechnungsentwürfen, einem tabellarischen Monatsabschluss (e) und Anhang (e) von mehrern Hilfs- (Hülfs) und Nebenbüchern. Für Städte, Märkte und Gemeinen der gesammten K. K. Erbländer. 1788. 387 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Vollkommenheit alles Rechnungswesens beruht eben so, wie die alles Maschinenwesens, darauf, dass es mit möglichst einfachen, genau verbundenen und leicht zu bewegenden Theilen seine Bestimmung sicher und völlig erfülle. Zum Muster hievon kann die hier beschriebene Einrichtung des österreichischen kameralistischen Rechnungswesens nicht wohl, weit eher die Preussische, aufgestellet werden. Das erstere ist noch so sehr mit unnöthiger Weise vervielfältigten und in einander verwickelten Theilen überladen, dass dadurch die Führung sowohl als die Revision der Rechnungen nothwendig merklich erschwert werden muss. So wird z. B. die Rechnungsführung über die Verwaltung des Vermögens einer städtischen, oder ländlichen Gemeine, durch ihre Vertheilung in eine Menge von einander abgesonderter Register, wovon jedes gewisse einzelne Hauptgegenstände des Fonds, oder der Einnahme oder Ausgabe betrifft, gewiss mehr verwirret, als aufgeklärt. Die sichersten Grundlagen einer solchen Rechnungsführung sind richtige und wohlgeordnete Urbarien, Heberegister und Hypothekenbücher, wodurch jene ungemein vereinfacht und erleichtert wird: über deren Abfassung der Vf. also zuförderst hätte Anweisung ertheilen sollen. Auf 6 oder 10jährige Durchschnitte eingeschränkte Kassen- oder Rechnungsetats können nicht anders, als sehr unzuverlässig, ausfallen. Hiezu wird ein längerer Zeitraum erfordert.

Ueberhaupt zweifeln wir, ob die Grundsätze und Modelle des Vf. als *allgemeine* Muster für die *sämmtlichen* Kaiserl. Königl. Erbländer, werden dienen können: für andere deutsche Staaten aber sind sie, nach den vorhandenen besseren Belehrungen, gewiss ganz entbehrlich.

Leipzig u. Prag, b. Widtmann: *Skizze einer statistischen Landeskunde Böhmens.* 1—3 *Heftchen.* 1795. 8.

Hr. von *Riegger*, dessen Bild dem ersten Hefte vorgesetzt ist, liefert in dieser Schrift mit grossem Fleiss gesammelte und wohl geordnete Resultate einer Menge zerstreuter Beobachtungen und Untersuchungen, die dem Publicum sonst unzugänglich, oder doch schwer zusammen zu finden waren. Die Schreibart ist würdig und gedrängt. Die eingestreuten patriotischen Gedanken sind mit anständiger Bescheidenheit vorgetragen. Wer Böhmen kennen will oder soll, dem ist dieses Buch unentbehrlich; für andere ist es ein gutes Muster zu ähnlichen Landesbeschreibungen.

Ein Auszug würde um so weniger an seiner Stelle seyn, da sich von selbst versteht, was zu einer Landeskunde gehört, und es also hinreicht, zu sagen, dass nichts übergangen, alles aber in der natürlichen Ordnung vorgetragen ist. Wir begnügen uns daher, nur einige statistische Data zu excerpiren. Die Grösse des Königreichs wird auf 950 Q. Meilen geschätzt, der Unterschied der südlichen Gränze von der nördlichen beträgt 38 deutsche Meilen. Die Krongüter werden auf 177,774 Jucharte, die geistlichen auf 210,087, die Privatdominien zu 2,645,311, die Unterthansbesitzungen zu 4,551,116 berechnet. Prag liegt 50 Klafter Pariser M. über die Meeresfläche; das Stift Töpl 320 solcher Klaftern. Menschen die über hundert Jahre leben, sind weder in der Hauptstadt unerhört, noch im Lande selten. Böhmen könnte beynahe ganz für sich bestehen; vorzüglich fehlt nur Kochsalz; viele Felder tragen 15 bis 20fältig. Richtige Bemerkungen über den Unterschied der deutschen und slawischen Böhmen und über dessen Ursachen S. 25 f.; erfreuliche Betrachtungen über den Fortgang der Cultur. Ursache hievon: der Landmann ist kaum irgendwo in Benutzung seiner Triften und Aecker durch die Verfassung weniger eingeschränkt. S. 33—36 ein langes Verzeichniss neuer Naturverschönerungen. Ueber die Berge werden authentische Nachrichten geliefert, welche meist von den Kreisämtern selbst herkommen. Merkwürdig ist der Artikel von Vereinigung der Flüsse S. 67. Das sind die wahren Eroberungen, welche gegen Hindernisse gemacht werden, die die Wirkung der wohlthätigen Natur hemmen. Hieher gehört die Verwandlung unnützer oder schädlicher Teiche in Aecker und Wiesenland. Unter Joseph II. hat sich die Zahl der Häuser über 20,000 vermehrt; seither um neue 10,000, die Menschenzahl zwischen 1780 und 93 um 375,526. Prag hat 74,000 Einwohner; es giebt Marktflecken und Dörfer, die über 2000 bis 2500 haben. Die Zahl der Geistlichen hat sich von 1780 bis 93 um 1381 vermindert, und steht nun zu der Summe des christlichen Volks wie 1 : 271½; die Zahl der Juden zu der Zahl der Christen, wie 1 : 62¼. Die Sterblichkeit verhält sich zu der ganzen Volksmenge wie 1 : 38. Der Selbstmord

mord ist unter dem Militär am gemeinsten. Auf eine Q. Meile kommen 3755 Bewohner. In der Verstandescultur stehen die Slawen wenigstens um 50 Jahre unter den deutschen Einwohnern. Auch durch Bauart und Reinlichkeit unterscheidet man sie von einander. Bemerkung über die vorzügliche Singbarkeit der böhmischen Sprache. Zwey Drittheile des Landes sind von Slawen bewohnt, von Stockböhmen die nur slawisch reden, oder von Utraquisten, die auch deutsch verstehen. Angenehmes Verzeichniss der Volksfestbarkeiten S. 104 ff.: der Dudelsak sey ursprünglich slawisch; die Nationaltänze lärmend, ermüdend; Aerntefeste, Ueberreste von heidnischen; wie die Polizey manchem abhelfen wollen, aber „soll das Volk nicht auch seine „Ergötzungen haben?“ Es sind viele sehr genaue Tabellen von der Cultur, den Marktpreisen, dem Populationsstande, beygefügt. In den Beylagen sind auch Abhandlungen anderer Verfasser z. B. eine sehr gute von *Herget* über die Schiffbarmachung der Flüsse, über Holzschwemmungscanäle u. dgl. Beynahe alle ansehnliche Oerter und Gränzgebürge können mit der Hauptstadt verbunden werden. Dieses mag zur Probe hinreichen, und wird auf die eigene Lesung des Werks, wie auf dessen Fortsetzung begierig machen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Chemnitz, b. Hofmann: *Aurore* oder *das Kind der Hölle.* Schauspiel in fünf Akten, von *Julius Soden*, Reichsgrafen. 1795. 124 S, 8. Mit Kupfern. (20 gr. brochirt 1 Rthlr.)

Die reizende Erzählung von Cazotte, *le diable amoureux*, hat zu diesem Schauspiele unstreitig den Anlass gegeben; aber jener leichte fantastische Stoff ist durch die hinzugekommene anmasliche Philosophie fast erdrückt worden. Ungeachtet hier alles ohne Wunder zugeht, und der Satan sich als eine verliebte Sterbliche enthüllt, da dort Beelzebub wieder so räthselhaft davon fährt wie er gekommen: so scheint uns doch in der Erzählung alles natürlicher. Die *Faustisirung* des Helden, wodurch nach der Absicht des Vf. das Ganze erhöht werden sollte, schwächt blos das romantische Colorit, und giebt uns Bombast statt haltbarer Begriffe, den sich der Zuschauer schwerlich auf der Stelle verständigen, dessen Leere dagegen der Leser bald einsehen wird. Antonio hält sich für etwas, wozu ihn blos seine hohlen Worte machen; er äufsert sein Streben über die Endlichkeit hinaus, wie jemand, dem im Rausche die Welt zu enge wird, weil sein Kopf die aufsteigenden Dünste nicht mehr fassen kann. „Es tobt ein Wesen in mir,“ sagt er S. 10, „das hienieden sich daheim fühlt und doch keine Heimath findet. — Mit Adlersschwingen schwebt es über die engen Gränzen dieser eingeschrumpften Natur, und schwimmt mit geschlossnen Augen im Unermesslichen.“ S. 11: „Für den Schrey meines Gefühls giebt es keinen Wiederhall in der Schöpfung.“ Man begreift nicht, welch ein Recht er hat, die Natur für *eingeschrumpft* zu erklären, wenn es nicht in seiner Aufgeblasenheit liegt; noch wie er seinem Freunde so erhaben zurufen darf: „Geh! ruhig! Du siehst, Satan zittert ohnmächtig vor der Allmacht der Tugend.“ Mehr oder minder führen alle eine so dämonische Sprache. Auroren kleidet es freylich, sich für eine Geburt der Thränen auszugeben, die Antonio am Busen der Natur weinte; aber auch den sanftmüthigen Ludoviko, wenn er sich so gespannt ausdrückt? S. 9: „Friert den Einen der Teufel wohl in der Hölle?“ oder S. 64: „Satan war Ihr Rechenmeister.“ Man hat die Wahl von welcher Seite man Verzerrungen wie folgende auszeichnen will: „Ich fülle sorglos den Freudenbecher aus der nahen Quelle, der Strom der Zukunft rinnt am Ende der Pole.“ — „Die Gottheit schöpfte meine Seele aus der unermesslichen Feuerflut der Liebe, wo jeder Tropfen im Ganzen sich verliert, jeder das Ganze ist! Sie will zurück! Sie will sich verlieren im Ganzen, werden das Ganze! und der mütterliche Strom nähme sie nicht auf?“ u. s. w. Fast das einzige, was den Leser angenehm überrascht, ist Antonio's Anrede an Auroren, da sie ihm ihren Namen sagt: „Aurore? Aurore? O die Morgenröthe ist nicht anmuthiger wie du! Mit deinem Anblick bricht erst die Morgenröthe meines Lebens an! — Aurore! O es soll mir nie mehr Tag werden! wenn dein Purpur erblasst, wenn deine Rosen welken, will ich mein Haupt neigen und schlafen, auf ewig!“ Nur dass solche Anspielungen nachher zu oft wiederholt werden. Jene ausschweifenden Rasonnements sind dem Plane des Schauspiels um so weniger angemessen, da dieser so ganz auf Popularität berechnet ist, dass er nur das Interesse der Neugier in Anspruch nimmt. Wer mag an Julien theilnehmen? Sie ist nur ein Werkzeug in der Hand des Vf., um Gefahren zu schaffen. Wer an Ludovico's Liebe für sie, die nur das zerbrochene Werkzeug aufzunehmen bestimmt ist? Filippo scheint blos deswegen da zu seyn, um den Antonio zu verrathen; es fehlt ihm ebenfalls an durchgängiger Nothwendigkeit. Mit Auroren weiss man nichts anzufangen, so lange sie für den Satan gilt, als dass man zu errathen sucht, wer sie seyn mag. Die magische Gewalt, die sie übt, wird sogar am Ende dadurch nicht befriedigend erklärt, dass sie eine Prinzessin ist: denn sie ist nicht etwa regierende Fürstin, sondern eine insgeheim auferzogene natürliche Tochter des Fürsten.

1. Berlin, b. Felisch: *Die Folgen einer minderjährigen Verlobung.* (Ein) Originallustspiel in vier Aufzügen. 1795. 258 S. 8. (16 gr.)

2. Berlin, b. Hartmann: *Juliane von Allern*, oder: *so bessert man Koketten!* (Ein) Lustspiel in fünf Aufzügen. 1796. 108 S. 8. (8 gr.)

Das erste für die Theater-Liebhabergesellschaft zu Amberg verfertigte Stück verräth einen nicht ungeübten Verfasser, der bey seiner eignen Vorliebe für die Bühne, theatralische Gegenstände gut zu behandeln versteht. Nirgends findet man etwas übertriebenes, nirgends Verstöfse wider den Anstand, wider die Sitten und den Geschmack, keine verzerrte Carricaturen, keine erkünstelte Spafsmacher, keine ausgeartete

empfindsame Schwärmer, dagegen erhebt sich aber auch der Vf. nirgends über das Mittelmäßige weder in der Zeichnung der Charaktere noch in der Verwicklung oder Auflösung des Knotens.

Die Folgen der minderjährigen Verlobung eines jungen Cavaliers mit der Tochter eines alten Bekannten vom Hause bestehen darinn, dass sich der junge Verlobte nach einer langen Abwesenheit vom väterlichen Hause in eine gewisse Caroline verliebt, die er entführt, um sich heimlich mit ihr zu verbinden. Unter der Verkleidung eines fremden Kaufmanns sucht indess sein Vater ihm das Geheimniss zu entdecken, und benutzt eine unerwartete Gelegenheit, sich der Geliebten zu versichern. Während der Zeit läfst der Vf. ein andres Paar auf den Schauplatz treten, welches sich durch bessre Grundsätze und edlere Gesinnungen von den vorigen merklich unterscheidet. Dies ist die ehemalige Verlobte des jungen Fallstein, mit dem Hn. v. Sternberg, in welchem sie ihren stillen Verehrer gefunden hat. Am Ende zeigt es sich, dass Caroline Sternbergs Schwester ist, und dass die Väter damit zufrieden sind, dass Caroline dem jungen Fallstein, und ihr Bruder seiner ehemaligen Verlobten zu Theile wird.

Juliane von Allern könnte den Stoff zu einem sehr lehrreichen und interessanten Schauspiele hergeben. Eine junge Kokette, die alle Liebhaber in ihre Netze zieht, sich aber auch am Ende von allen verlassen findet, und deren aufrichtige Reue den Zuschauer zum Mitleiden hinreisst, wird endlich mit Hülfe ihrer gutgesinnten Tante einem Manne wiedergeschenkt, den sie nicht vergessen kann. Wie schön hätte diese Anlage in der Ausführung nicht benutzt werden können? Statt dessen findet man hier ein sehr gemeines Stück, worinn die Personen Seitenlang bis zum Ermüden sprechen, und dem es weder an Sprache noch an Charakterzeichnung gelingen will, sich im geringsten hervorzuthun.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Lippstadt*, mit Müllers Schriften: *Chirurgisch praktische Abhandlung über eine gänzliche Zerschmettrung des rechten Schien- und Wadenbeins*, von *Joh. Friedr. Gottl. Brill*, Wundarzt zu Lippstadt. 1795. 16 S. 8. Einem Fuhrmann von 40 Jahren ward das Bein durch einen darüber gefahrnen schweren Karren dergestalt zerschmettert, dass die Wadenmuskeln nebst der vorderen Tibial-Vene zerrissen und beide Röhrenknochen in mehrere Stücke, von denen eins Hand hoch aus der Wunde hervorstand, zerbrochen waren. Die Blutung ward durch trockene Carpey leicht gestillt, und über den ganzen nach Möglichkeit eingerichteten Fuss ward ein Brey-Umschlag von Malvendecoct mit Bley-Extract und Semmelkrumen geschlagen. Bey der nachher eintretenden Eiterung wurden einige Knochensplitter herausgezogen; bald nachher zeigte sich ein Stück der Schienbeinröhre, welches drey Zoll lang und cariös war und ebenfalls herausgebracht ward. Der Kranke erhielt keine Arzneyen, weil sich keine üblen Zufälle einstellten. Nach sechs Monaten ward eine verborgene Eiterfammlung, welche viele Schmerzen verursacht hatte, geöffnet und ein knorpelartiger Ueberzug der zerbrochenen Schienbeinröhre weggenommen. In Zeit von neun Monaten war der Kranke so weit wieder hergestellt, „dass er mit Hülfe der Krücken gut herumgehen konnte"; doch war noch eine verborgene Caries da, welche Hr. B. mit Styraks Salbe (diefs ist seine Orthographie) verband. Beym Druck dieser Beobachtung war die Heilung noch nicht vollendet. Der Vf. will durch den hier erzählten Fall beweisen, dass man Verletzungen dieser Art auch ohne Amputation heilen könne. Der Satz an sich bedurfte wohl keines neuen Beweises, da er schon längst als erwiesen angenommen ist; in diesem hier angeführten Fall aber wäre die Abnehmung des Gliedes bey weitem besser gewesen, weil der Kranke durch diese in Zeit von etwa drey Wochen völlig hätte geheilt werden können, statt, dass er bey der angegebenen Behandlung nach neun Monaten noch nicht curirt war. Die Krankheitsgeschichte ist nicht sowohl wegen des dabey beobachteten Verfahrens, welches weit zweckmäfsiger hätte seyn können, als wegen der auffallenden Heilkraft der Natur, lehrreich und merkwürdig.

Lebensbeschreibung. *Hamburg*, b. Hoffmann: *Beytrag zur Biographie des sel. Hofraths und Ritters von Zimmermann, vom Leibmedicus Marcard in Oldenburg, veranlasst durch die vom Hrn. Leibmed. Wichmann in Hannover herausgegebene Krankheits-Geschichte.* 1796. 60 S. 8. Den Inhalt der Wichmannschen Schrift, gegen welche die von Hrn. *M.* gerichtet ist, kennen die Leser der A. L. Z. aus der in No. 122 davon gegebenen Anzeige. Wer den sel. Zimmermann nicht blofs aus seinen Schriften, sondern auch persönlich, gekannt hat; der wird darin mit dem in jener Anzeige gefällten Urtheil völlig übereinstimmen, dass Hr. W. „diesen in mancherley Hinsicht merkwürdigen Kranken mit sichtbarer Wahrheitsliebe, und mit freundschaftlicher Schonung" beschrieben habe. Es ist daher dem Rec. eine eben so auffallende, als unangenehme Erscheinung gewesen, dass Hr. *M.* öffentlich gegen Hrn. *W.* aufgetreten ist und ihn mit einer Bitterkeit behandelt hat, welcher man es leicht abmerkt, dass sie einen persönlichen Groll gegen letztern zum Grunde hat. Wäre es blofs Vorliebe gegen den sel. Z. — welchen Hr. *M.* wiederholt seinen grofsen Lehrer und Freund nennt und welcher sein Beförderer war — gewesen, die ihn diesmal zum Schreiben antrieb; so hätte er das, was er von Z. sagen zu müssen glaubte, kaltblütig gesagt, ohne Hn. *W.* Schritt vor Schritt zu verfolgen, oder wenigstens, ohne letzterm eine üble Absicht dabey Schuld zu geben. Rec. welcher Hn. *M.* als einen der vorzüglicheren medicinischen Schriftsteller hochschätzt, will sich in keine nähere Beleuchtung der Schwäche seiner Parthey einlassen, sondern nur im Allgemeinen anmerken, dass, nach seiner Ueberzeugung, der sel. Z. mehr gewonnen haben würde, wenn sein Lobredner dabey stehen geblieben wäre, die wahren Vorzüge und Verdienste des Verstorbenen mit aller Wärme der Freundschaft zu rühmen, ohne seine bekannten Schwachheiten zu beschönigen oder gar zu leugnen. Am wenigsten ist es zu billigen, dass Hr. *M.* es seinem Gegner zur Last legt, dass er die Vorstellungen, welche Z. sich in seiner Krankheit gemacht hat und die Aeusserungen der tiefen Melancholie, mit welcher er zuletzt behaftet war, nicht verschwiegen hat. Es war psychologisch wichtig, die Richtung, welche die Seele dieses merkwürdigen Mannes unter solchen Umständen nahm und den ganzen Gang seiner Ideen kennen zu lernen, zumal, da der Verstorbene gewiss bey keinem Vernünftigen etwas dabey verlieren konnte. Rec. kann nicht umhin, das auf diese Marcardsche Schrift anzuwenden, was er, wiewol mit Unrecht, von der des Hn. *W.* S. 4. gesagt hat: „sie hätte wohl überhaupt nicht geschrieben werden müssen."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. September 1796.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Fauche: *De l'Etat réel de la France* à la fin de l'année 1795 et *de la Situation politique des puissances de l'Europe* à la même époque. Vol. I. 1796. 275 S. Vol. II. 338 S. 8.

Diese Schrift verdient die Aufmerksamkeit des Publicums; denn es ist neuerlich uns kein Werk bekannt geworden, das die gegenwärtige Lage der Dinge in einer so allgemeinen und vielseitigen Uebersicht umfaßt; wenn man anders zu unsern ewig wechselnden Zeiten je von *Gegenwart* sprechen kann, da in der That selbst diese erst im Frühling vollendete Abhandlung in manchen Kapiteln schon gänzlich veraltet zu seyn scheint. Der Vf. ist ein französischer Ausgewanderter. Es versteht sich also von selbst, dass er nicht Republikaner ist; ja noch mehr, er ist entschiedener Royalist; aber selbst als solcher betrachtet, ist ihm das Lob einer grossen Billigkeit und Mässigung nicht abzusprechen. Seine Ansichten sind in manchen Verhältnissen auffallend richtig und unparteyisch; und seine Darstellung derselben ungemein gerade und freymüthig. Freylich ist es eben darum befremdender, wie ungemein einseitig und oft schief er bey andern Betrachtungen seinen Gesichtspunkt wählt und wie ihn seine Parthey dann so ausnehmend verblenden kann. Indessen auch in den Kapiteln, von denen dies gilt, wird er dennoch, eben durch seine Verirrungen, höchst lehrreich. Und dann bürgt das am meisten für seine Unpartheylichkeit im allgemeinen, dass gerade seine historische Entwickelung wahrer, billiger und beyfallswürdiger erscheint als seine politischen Würdigungen und Wünsche. Wir halten uns demnach aus allen diesen Rücksichten zu einem genauern Auszuge dieses Buchs veranlaßt, zumal da wir, bey der Allgemeinheit des Ueberblicks in demselben, dadurch zugleich mannichfaltige Gelegenheit zu Berichtigungen oder eignen Betrachtungen erhalten werden. Vielleicht wird sogar einigen Lesern durch unsere Anzeige das Lesen der Schrift erspart, andern aber erleichtert werden. Denn ausserdem dass hie und da der Vf., der Wahrheit und der nöthigen Wirkung unbeschadet, eine gute Anzahl Worte und Phrasen sich hätte ersparen können, die für überflüssige Weitläuftigkeit und unpassende Gleichnisse aufgewandt sind, so können wir besonders der Klage uns nicht enthalten, dass wir uns kaum je erinnern, ein französisches Buch gelesen zu haben, das in einem so verwickelten, schweren, und eben deshalb unfranzösischen Stil geschrieben wäre. Die Ausgewanderten warfen sonst ihren zurückgebliebenen Brüdern Barbarismen und Verderbniss der Sprache vor; was werden diese letztern dagegen zu solchen Büchern sagen? Freylich sind jene der Zucht der französischen Akademie in der *Wortschöpfung*, (in der sie aber auch oft wahre Tyranney ausübte,) entlaufen; indessen ist der Schade dabey doch lange so gross noch nicht, als wenn die französische Sprache ihr eigentliches Kleinod, die geschmeidige, leichte und klare *Wortfügung*, im Auslande (vielleicht gar durch Nachahmung fremder Sprachen in dem, worinn gerade sie gar nicht nachahmen kann) einbüssen sollte.

Im ersten Theil dieses Werks beschäftigt den Vf. der innere Zustand Frankreichs; im zweyten das äussere Verhältniss aller europäischen Staaten gegen einander. Wir wünschten freylich die Folge seiner Vorstellungen leicht übersehbar darstellen zu können; allein die Ordnung, die der Vf. selbst im einzelnen beobachtet, scheint meistens sehr willkührlich und rhapsodistisch; und dennoch bleibt wohl nichts übrig als seinem Gange in der Entwickelung zu folgen.

Erster Theil. Jetzt sey es nicht Zeit, hebt der Vf. an, die *Ursachen* der grossen Begebenheiten unsrer Tage aufzusuchen; dies müsse glücklichern Tagen aufgespart bleiben. Gegenwart und Zukunft fodern unsere Aufmerksamkeit und Thätigkeit. (Dies ist gewiss zu allgemein behauptet. — Unstreitig ist richtige Ansicht der jetzigen Lage, fester Entschluss und schnelle Thätigkeit mehr als je uns Noth. Aber man muss über dem einen das andre nicht lassen! Dass man doch ja nicht einen Schleyer auf das Vergangene werfe, wie viele thun wollen! Wir bedürfen der Belehrungen von dort her nur zu sehr. Nie sollten die wahren Priester der Geschichte thätiger seyn als jetzt. Denn nur zu deutlich leuchtet es aus so manchen Handlungen der Machthabenden hervor, wie wenig sie den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen in den letzten Jahren zu ihrem und unserm Frommen erwogen haben.) Die Neuerer in Frankreich, heisst es weiter, vermöchten so viel, weil sie ihre Feinde genau kennten und richtig beurtheilten; die Freunde der Ordnung bemühten sich nicht um richtige Kenntniss der Sachen im Innern von Frankreich. (Sehr wahr; es gehört aber zu jener allgemeinen Beobachtung, dass der grössere Theil der Gegner Frankreichs inconsequent ist und überhaupt nicht weiss, was er will. Die, welche es wissen, handeln dagegen wohl consequent; aber sie wollen etwas, das nicht laut werden darf.) „Viele Menschen haben „gegenwärtig nur zwey Arten Frankreich anzusehen; „entweder als eine unüberwindliche Republik, die das „ganze gedemüthigte Europa bedrohe, oder als ein Kö„nigreich, welches Wünsche für die Regierung zum „Him-

„Himmel schicke, die es zurückfehne und die es wieder herzustellen brenne. Beide Hypotheſen ſind, ſobald man ſie als allgemein annimmt, falſch und gefahrlich. Die erſte führt zu der ſtumpfſinnigen Niedergeſchlagenheit, die alles vor den Siegern zurückſcheucht; die zweyte zu dem blinden Vertrauen, durch das man zu den thörichten Unternehmungen verleitet wird, die nur die Parthey ſchwächen, der ſie förderlich ſcheinen." (Sehr wahr und ſehr folgenreich!) Auf genaue Kenntniſs des innern Frankreichs, des herrſchenden Geiſtes und der regierenden Partheyen darinn laſſe ſich allein bauen. Es ſey keine Anarchie in Frankreich; es ſey in der jetzigen Regierung Staatsgewalt da, „gehaſst und verachtet, aber gefürchtet und übermachtig." Noch herrſche ſie nicht durch Schrecken, aber das Andenken der Schreckensregierung erleichtere die ihrige; und das Volk habe weder Willen noch Kraft, durch einen neuen Sturm dieſe Macht zu ſtürzen. Dieſe Regierung habe alſo keinen Feind auſser ſich ſelbſt. Sie ſey in drey ungleiche Mächte getheilt; allein im Grunde herrſche in allen nur die Faction der Majorität. Die jetzige Regierung ſey überhaupt durch das Decret wegen der Zweydrittel nur eine Fortſetzung des Convents. Aus der Betrachtung des Convents könne man auch Aufklärung über ſie erhalten. Er ſuchte Royaliſten und Jacobiner, als durch gemeinſchaftliche Plane vereinigt, vorzuſtellen. (Wäre denn das nach der vom Vf. ſelbſt ſpäterhin gegebenen treffenden Schilderung der Jakobiner ſo gänzlich widerſprechend?) Doch ſchonte er heimlich die Jakobiner und ſuchte ſich eine Stütze an ihnen zu erhalten. Der Convent beſtand auſser einer Menge *fauler Bäuche*, die immer der mächtigſten Parthey ergeben waren, aus 80 Mitgliedern, die nicht für den Tod des Königs geſtimmt hatten, heimlichen Conſtitutionellen; aus den Thermidorianern, als *Tallien*, *Freron*, *Garnier de l'Aube*, *Rovere*, die ohne beſtimmtes politiſches Syſtem jeder Revolution aus Gewinnſucht geneigt waren; und aus der ſtärkſten Parthey von allen, den republikaniſchen Girondiſten, an die ſich alte Jakobiner, heuchleriſche Anarchiſten und das ganze Heer der Unentſchiedenen angeſchloſſen hätten. Dieſe vereinigte alle Menſchen von Talent und Energie, *Chenier*, *Louvet*, *Bourdon de l'Oiſe*, *le Gendre*, *Carnot*, *Letourneur*, *Lareveillere-Lepaux* u. a. Indeſſen ſey dieſe Parthey doch nicht die gewandteſte (davon nachher mehr), und nur der 5te October hätte die Thermidorianer zu einer Vereinigung mit ihnen gezwungen. Auf die Feindſchaft dieſer Partheyen laſſe ſich jetzt wenig rechnen, eben ſo wenig als auf Aufſtände. Denn bey der Abneigung gegen jeden allgemeinen Aufſtand müſſe man partielle Aufſtände, die ohne Wirkung ſeyn würden, mehr unterdrücken als begünſtigen; und überhaupt lieber die Zeit wirken laſſen, die die Geſinnungen von der Republik zur Monarchie zurückführen werde. Ein *bürgerlicher Krieg* ſey ohne einen mächtigen und ehrgeizigen Aufuhrer und unter einem Volksregiment nicht zu denken, ſondern nur gegen eine ariſtokratiſche Regierung, in welche jede groſse Republick verfallen müſſe. Das Mittel der *äuſsern Kriege* ſey verbraucht. Man verachte und haſſe die Politik der Alliirten allgemein aufs äuſserſte. Gegen nichts ſey in ganz Frankreich ein ſo allgemeiner Widerwille, als gegen allen Einbruch in das franzöſiſche Gebiet. Wider einen ſolchen ſtritten die Monarchiſten gleich eifrig mit den Republikanern. Man müſſe Frankreich ſich ſelbſt überlaſſen. Alles Unglück liege in dem abgeſchmackten Plan, Frankreich zu erobern oder auszuhungern. Paris habe ſeinen überwiegenden Einfluſs verloren; man müſſe jetzt auf ganz Frankreich, ja nicht mehr auf einzelne Theile, ſehen, und im allgemeinen ſey die Parthey der Royaliſten jetzt gewiſs noch nicht überwiegend. Man ſey von den Grundſätzen der Schreckensregierung zurückgekommen, aber nicht von jenen Ideen, die die ganze Revolution bewirkt hätten. Gewalt, Kunſt und Mittel der Regierung ſeyen ohnehin in den Händen der Republikaner, wenn auch der Monarchiſten an Zahl mehrere wären. Unter den Mitteln, die jene brauchen, nennt der Vf. auch die Preſsfreyheit; denn man wiſſe wohl, daſs gerade bey der öffentlichen Erlaubniſs, alles zu ſagen, auch das ſtärkſte und ausſchweifendſte geringen Eindruck mache. (Eine groſse Wahrheit über die Preſſe, und doch faſt von allen Regierungen unſrer Tage verkannt.) Die Franzoſen überhaupt würden der Streitigkeiten müde und wärfen ſich der beſtehenden Regierung in die Arme. Doch gewinne bey den freyen Unterſuchungen die Meynung für die Wiederherſtellung der Monarchie, welche Idee wenigſtens doch Neuheit habe, immer mehr Anhänger. Nur ſey man über die Art der neuen Monarchie ſehr getheilt. Die Anhänger der alten Regierung machten höchſtens ein Viertel dieſer ganzen Klaſſe aus, ſeyen aber ſo wenig unter ſich vereinigt als die Conſtitutionellen. Indeſſen hätten dieſe letztern nach Robespierre's Tode die meiſten Provincialämter wieder erhalten und bilden faſt allenthalben die Nationalgarde. Das ſey eine Folge der Eiferſucht zwiſchen den Thermidorianern und Girondiſten, obgleich die letztern jetzt wieder an den Jakobinern auf allen Fall ſich eine Stütze zu erhalten ſuchen. Indeſſen müſſe man bey den ſogenannten Conſtitutionellen nicht unbedingte Anhänglichkeit an die Conſtitution von 1791 vorausſetzen; ſie betrachten ſie vielmehr jetzt als unbrauchbar an ſich und begehren ihre Wiederherſtellung nur als einen Uebergang zu einer gemäſsigten Monarchie.

So weit werden unſre Leſer, wenn auch nicht durchaus einig mit dem Vf., doch ſeiner richtigen und billigen Darſtellung im allgemeinen Gerechtigkeit haben widerfahren laſſen. Aber wie auffallend wird es ihnen ſeyn zu hören, daſs er nun zu einer Lobrede der alten Verfaſſung in folgenden Ausdrücken übergeht: Vor der Revolution ſey das Königreich Frankreich „in der ganzen Welt am beſten eingerichtet" (*le Royaume le mieux organiſé du monde*) geweſen; ſeine *vollkommne* Conſtitution habe *dreyzehnhundert Jahre* das *weitläuftige* Land erhalten, habe eine lange Glückſeligkeit ohne Beyſpiel über das Land gebracht. — Das heiſst denn doch wahrlich der Geſchichte und der Politik Hohn ſprechen! Und dennoch iſt gerade dies die Sprache, die noch immer ſo viele führen. Wie iſt es aber nur möglich, von

ſe

so evident falschen Behauptungen irgend eine Wirkung auf gegenseitige Ueberzeugungen zu erwarten? Sie empören den gesunden Menschenverstand! — Nun ist freylich von unserm Autor das alles auf die Verfassung mit den drey Reichsständen bezogen. Aber war denn diese *dreyzehnhundert* Jahre lang *dieselbe*? War denn Frankreich immer das grosse Land mit derselben Ausdehnung als in den drey letzten Jahrhunderten? Und dann die *linge* Glückseligkeit *ohne Beyspiel*? Wahrlich! wir schämen uns über das alles auch nur ein einziges Moment aus der Geschichte anzuführen. Vollends aber nun von dieser Verfassung als von einer bestehenden Constitution zu sprechen, da sie doch fast zwey Jahrhunderte hindurch keine Spur ihrer Wirksamkeit zeigte. In der That das ist unbegreiflich! So sagte freylich auch Burke in Beziehung auf diese: Die Franzosen hätten eine *gute* Constitution *verlassen*. Uns hat immer dieser Ausdruck äusserst befremdet. Die Reichsstände waren ein paar Wochen lang versammelt; aber *wie* sie constituirt seyn sollten, das war ja selbst nach des Königs frühern Erklärungen noch unentschieden, und ihren weitern eignen Erwägungen überlassen. Der spätre Machtspruch des Königs in der bekannten *séance royale* wird es doch nicht haben entscheiden sollen. Wann ward er denn befolgt? Und endlich wie der Vf. sowohl als *Burke* einer Verfassung, die vor zwey Jahrhunderten begründet war, bey einem gänzlich veränderten Zustande der Dinge das Lob der Güte oder gar der ausschliefslichen Vortrefflichkeit beylegen konnten, das mögen sie vor den einfachsten und anerkanntesten Grundsätzen der Staatslehre vertheidigen, wenn sie können. — Auch die *Misbräuche* in Frankreich, fährt der Vf. fort, seyen alle ohne Veränderung der Constitution abzustellen gewesen; Gesetze dagegen wären da gewesen, man habe sie *nur umgangen* (*éludé*). — Darauf mag sich denn der Vf. selbst antworten; denn bald nachher sagt er: *En France on éludoit tout.*

So ungereimt indessen diese Behauptungen sind, so wahr ist die gleich folgende Bemerkung, dass man in Frankreich weniger die alte Verfassung als die ausgewanderten Anhänger derselben verabscheue, unter denen es so gut, als unter den Republikanern, Terroristen gebe, die ihren Hass und ihre Rachsucht öffentlich genug zeigten. Nach der Stimmung der Majorität in Frankreich sey aus manchen Ursachen jede Rückkehr von der Revolution nur durch die Constitution von 1791 möglich. (Das scheint uns wenig einleuchtend!) So nöthig auch der Adel und die Geistlichkeit (wirklich auch die letztre? Das behaupten andre Royalisten sonst eben nicht) als Stände zu einer Monarchie sind, so müfsten doch vor der Hand beide ihren Vorrechten entsagen. Doch von diesen Vorschlägen kehrt der Vf. wieder zu Entwerfung des Gemäldes vom jetzigen Frankreich zurück, wobey wir ihn auch lieber beobachten.

Man gebe endlich die Meynung auf, dass die Armeen und das Land royalistisch, die grofsen Städte aber republikanisch gesinnt seyn. So war es, was das Land und die Städte betrifft, unter Robespierre des Maximums wegen. Jetzt aber gewinne der Landmann unsäglich, und der Städter leide Noth. Daher sey es gerade umgekehrt, nur dass der letztre doch auch für jetzt wieder an der *neuen* Constitution hänge, weil sie ein neues Schauspiel gewähre. (Der Gewinn der Landleute durch die Revolution ist im Ganzen zu einleuchtend, als dass ihre allgemeine Ergebenheit für dieselbe befremden könnte). Die Armeen hätten gar kein politisches System, und gehörten zu keiner Parthey; Ehrsucht leite sie, und nur wenn sie zurückkommen, und die Republik schon wankte, würden *sie* entscheiden. Ein Anführer wie Cromwell könne sich erheben, und überhaupt würde die plötzliche Entstehung einer monarchisch - militärischen Regierung in Frankreich für ganz Europa die schrecklichste Gefahr, obgleich von unsrer Generation auch wohl nicht zu erwarten, seyn. (Wir sollten denken, eben so wenig als ein Cromwell, und zwar unter mehreren Ursachen auch besonders darum nicht, weil der ganze Gang der Revolution nicht durch einzelne Menschen, sondern durch allgemein verbreitete Ideen geleitet ward. Wenigstens würde ein solches Phänomen noch in kürzerer Zeit verschwinden als Robespierre's Herrschaft. Nicht der Mangel an Kraft allein ist es, warum zu unsern Zeiten weniger grofse Männer weit vor andern voraus durch politische Thätigkeit glänzen. Unendlich mehr muss man auf den Mangel an allgemeiner Empfänglichkeit für ihre Einwirkung rechnen, der denn doch aus Ursachen herfliefst, die, alles gegen einander abgewogen, mehr erfreuend als niederschlagend seyn müssen. So wenig nämlich die Ausbreitung des Selbstdenkens und Selbsthandelns bis jetzt noch durch feste Grundsätze geleitet ist und gute Folgen giebt; so ist doch dabey nur durch mancherley fehlschlagende Versuche ein Weg zum Bessern denkbar.) — Das Kapitel von den Finanzen ist eins der lehrreichsten, obgleich manche Erläuterungen unnützer Weise zu weit ausholen. Es wurde noch zur Zeit der Assignaten geschrieben. Wie sehr hat die Erfahrung schon manche Betrachtung darinn bestätigt! Höchst ungegründet sey die Hoffnung, sagt der Vf., die man auf den Verfall der Assignaten und den darinn liegenden Bankerott setze. Dieser Bankerott sey lange von allen Franzosen vorausgesehen; man habe sich ganz darauf vorbereitet; und wenn die Assignaten wegfallen würden, so würde das baare Geld hervorkommen. Eine höchst eitle Meynung der Emigrirten sey es, dass sie viel baar Geld aus dem Lande gezogen. Höchstens der zwölfte Theil sey von ihnen herausgebracht, und bey ihrer unüberwindlichen Gewöhnung zum hergebrachten Luxus u. s. w. sey ohnehin in den ersten Jahren das meiste wieder nach Frankreich gegangen. Von dem Verschwinden der Assignaten sey also unmittelbar für die jetzige Regierung nichts zu fürchten. Doch wäre nachher ein Zeitpunkt der Verlegenheit für die Regierung zu erwarten, wenn der Assignate (gegen Echasseriaux's Bericht) zu viel zum Einlösen wären, wenn das baare Geld zu den Ausgaben der Regierung nicht hinreichte, wenn sie keine Steuern einführen konnte u. s. w. (Vergleicht man diese Prophezeihungen mit dem Erfolg, so ist es auffallend, wie weit in Hinsicht auf die erstern die Erwartung so sehr über-

übertroffen, von den letztern Befürchtungen aber, kluger Maasregeln und unerwarteter Erfolge wegen, nichts wirklich geworden ist. Auf das erzwungene Anlehen, dessen der Vf. noch gedenkt, scheint er zu wenig Werth zu legen. Diese Maasregel kam auf eine so merkwürdige Art zum Vorschein. Während der hin und her schwankenden Berathschlagungen der gesetzgebenden Räthe über die Weise, die Assignaten aus dem Umlauf zu setzen, trat auf einmal das Directorium mit dem Vorschlage zu dem erwähnten Anlehn ohne besondres Aufheben, ja, wie es schien, in einer ganz andern Absicht hervor, und dennoch wirkte dies Anlehen alles, was man durch jene Vorschläge abzwecken wollte. Die Assignaten wurden eingezogen; und jetzt sieht man dem längst erwarteten Hauptstreich, der Demonetisirung der Assignaten, entgegen. Allein schon vor diesem ist das baare Geld erschienen, wie der Vf. vorhersagte. — Indessen geschah nun freylich noch mehr. Aus den im Auslande wenigstens unerwarteten, italiänischen und deutschen Eroberungen zog die Regierung Geld genug, um jetzt nicht durch übermäßige Ausgaben gedrängt zu seyn. Nutzt sie diesen Augenblick zur Einführung ordentlicher und regelmäßiger Abgaben; so dürfte wohl der Zustand der Finanzen ihr nicht sobald Schwierigkeiten erregen.)

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Die Geschichte der Leiden und des Todes Jesu* charakteristisch dargestellt für gebildete Leser, von *J. W. Fischer*, Diakonus an der Hauptkirche zu Breslau. 1795. 432 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

„Meine Absicht gieng dahin (heißt es Vorr. S. 1.) wahren Verehrern Jesu und der evangelischen Geschichte zur religiösen Unterhaltung ein Buch in die Hände zu geben, worinn sie nach der harmonischen Erzählung (?) der Evangelisten eine Uebersicht der ganzen Leidensgeschichte in ihrem Zusammenhange fänden. Ich wollte sie vorzüglich auf das *Charakteristische* der darinn handelnden Personen, besonders der Jünger Jesu und seiner selbst aufmerksam machen, und so viel ich es zu thun im Stande war (wäre) die dahin gehörigen Gegenstände durch lebhafte Darstellung ihnen vors Auge bringen, oder vergegenwärtigen.“ — Das „*charakteristisch dargestellt*,“ wie der Titel des Buchs ankündigt, kam Rec. etwas sonderbar vor; denn eine Geschichte *charakteristisch* darstellen, kann doch wohl, an und für sich, nichts anders heißen, als das Auszeichnende und Unterscheidende derselben von jeder andern Begebenheit in das gehörige Licht stellen? Und so dünkte ihm jener ganze Zusatz überflüssig zu seyn, weil diese Weltbegebenheit, bekanntermaßen, sich von jeder andern, theils durch die Handlung selbst, theils durch die Personen, welche darinn auftreten, auffallend genug unterscheidet. Allein nach der eignen Erklärung des Vf. geht diese Bestimmung blos auf die handelnden Personen, nicht auf die Facta; und da muss Rec. gestehen, dass er bey aller Gerechtigkeit die er dem guten Willen des Vf. wiederfahren läßt, eben kein tiefes Eindringen in die Charaktere der handelnden Personen hat bemerken können, wiewohl er nicht leugnen will, dass einiges Brauchbare z. B. über Jesum selbst, über Petrus, Pilatus, Judas Iscarioth u. a. gesagt worden, womit eine gewisse billige Klasse von Lesern befriedigt werden dürfte; aber der Denkende kann mehr fodern, wozu ihn der Vf. durch seine Ankündigung selbst berechtigt hat. — Das Ganze zerfällt in funfzig Abschnitte, oder Betrachtungen, in welchen die Geschichte in ihrem Zusammenhange erzählt, mit grammatischen, antiquarischen und historischen Anmerkungen (z. B. bey Pontius Pilatus) erläutert und mit ascetischen Betrachtungen versehen, dem Leser an das Herz gelegt wird. Ueberhaupt hätte sich Hr. F. in manchen Punkten weit kürzer fassen können. Theils ist sein Stil zu weitschweifig und durchwässert, theils trifft man auf antiquarische Bemerkungen, die Rec. sehr unnütz vorkamen. Welchem Leser zum Besten ist z. B. S. 396 angemerkt worden, dass ein Leibrock auf hebräisch *Ketona*, auf griechisch *Cheiton*, auf Lateinisch *Tunica* heisse? Der Gelehrte weiss dergleichen Dinge längst, und der gemeine Leser verlangt sie nicht zu wissen. Statt der funfzig Abschnitte hätte das Ganze in funfzehen bis zwanzig weit zweckmäßiger abgetheilt werden können; denn wozu besondere Betrachtungen über die *Theilung der Kleider Jesu?* über *die Oeffnung seiner Seite* u. d. m.? Prediger, bey welchen, um Passionspredigten zu halten, *curta suppellex* ist, können, wenn sie nichts bessers zur Hand haben, sich dieser Arbeit mit einigem Nutzen bedienen.

* * *

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Wien u. Leipzig, b. Doll; *Dramatische Gemälde.* Vom Verfasser der Scenen aus Fausts Leben. N. Aufl. 1796. 143 S. 8. (8 gr.)

Leipzig, b. Köhler: *Special-Regeln um die Berechnung der Carolinen und Laubthaler wie auch verschiedner anderer in Leipzig, Frankfurth am Mayn und mehrern Handelsstädten oft vorfallenden Course auf eine bequeme und leichte Art zu verrichten*, von *Andr. Wagner.* 2te verb. Aufl. 1796. 54 S. 8. (8 gr.)

Mannheim, b. Löffler: *Der medicinische Landpfarrer*, oder *medicinische Abhandlung und Heilart derjenigen Krankheiten, welche am meisten auf dem Lande vorkommen*, von *J. Krause.* 2te verb. Aufl. 1795. 342 S. 8. (18 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. September 1796.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Fauche: *De l'Etat réel de la France à la fin de l'année 1795 et de la Situation politique des puissances de l'Europe* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In dem Kapitel über die Religion zeigt sich der Vf. als eifriger Katholik. Ihm ist die katholische Religion die beste Stütze der Monarchie; dagegen aber die Gleichgültigkeit einer Regierung gegen alle Religionen unerhört: und so läfst sich denn das übrige, was er daraus herleitet, leicht denken. — Uebrigens bedauern wir mit ihm innigst, wenn auch nicht die ganze Geistlichkeit, doch einen grofsen Theil, und bewundern die Entsagungen, zu denen viele unter derselben sich entschlossen, so irrige Vorstellungen auch oft dabey wirkten.

Zu der Betrachtung über den Einfluss, den der Friede auf Frankreich haben könne, bereitet sich der Vf. den Weg durch folgende Vorerinnerungen: Modeliebhaberey sey eigentlich eine Hauptstütze der Abneigung gegen die gleichförmige Königsregierung. Seit 1789 könne man sechs grofse Revolutionen in Frankreich zählen und eine Menge andrer Unruhen könnten auch noch fast als Revolutionen gelten. Diese hätten jener Neigung Nahrung gegeben; und die Demagogen hätten mit grofser Einsicht für eben dieselbe gearbeitet, besonders auch durch das Schauspiel des auswärtigen Krieges. „Die Republikaner, heifst es dabey, haben seit „drey Jahren als Menschen gehandelt, die das Bewufst„seyn haben, dafs ihre Grundsätze eben so falsch als „unanwendbar sind; ihre Gegner als Menschen, die „überzeugt sind, die demokratische Regierung sey „so vortheilhaft, dafs man sich hüten müsse, eine Na„tion nur einen Augenblick im Genufs derselben zu „lassen." — Ein neuer Ankömmling aus fernen Landen, dem man das Gemälde von Europa seit sechs Jahren vorlegte, würde ausrufen: „Warum wollen denn „alle diese Könige, zum Verdrufs jener braven Gesetz„geber, in Frankreich eine Republik gründen?" Da die auswärtigen Mächte Frankreich nicht zerstückeln konnten, so hätten sie den abgeschmackten Plan gemacht, es von dem übrigen Europa gänzlich abzusondern. Die Ausführung desselben sey wegen der Handelsverbindungen und der neutralen Nationen unmöglich gewesen, habe aber den Herrschern im Innern Gelegenheit verschafft, durch verbreitete Aengstlichkeit und Furcht vor fremder Unterjochung, die man für Vaterlandsliebe nahm, sich Gehorsam zu verschaffen. Ein plötzlich von allen Feinden Frankreichs angebotener Friede würde die Factionen in Verlegenheit setzen. Die Franzosen würden ihre Augen von den Gränzen weg aufs Innere richten. Das müsste aber gleich bey der Einrichtung der neuen Regierung geschehen; sonst würden sie bald Stärke und Vorwand erhalten den Frieden abzulehnen. (Dieser Vorschlag ist also nun auch schon als Antiquität anzusehen.) Der Friede bringe die Heere zurück, die immer im Sturm zu leben gewöhnt worden wären; man würde sie durch das Elend des Innern, und durch Anreize der Factionen auch hier zu Bewegungen veranlafst sehen. Nur müsse man auch dann ja nicht eilen, und nie glauben, dafs von der Republik zur Monarchie nur ein Schritt sey. Die Zeit müsse hier alles thun.

Ist denn aber von der Vendée nichts zu hoffen? Diese Frage, die jetzt niemand freylich mehr thun wird, ist vom Vf. zu Anfange dieses Jahrs doch wenigstens so beantwortet, wie es sich allenfalls mit vernünftigen Hoffnungen, die man auf die Vendée setzen konnte, vertrug. Durch Macht und Eroberung könne die Vendée nichts wirken; darum habe der einzige weise Anführer derselben, *Charette*, schon früher dem unglücklichen Uebergang über die Loire sich entgegengesetzt. Die Vendée könne nur die Meynung leiten und unterstützen; erhalten werde sie nur durch die entgegengesetzten Partheyen, damit sich jede von diesen gegen ihre Gegner auf alle Fälle eine feindliche Macht aufspare. Zu dem bekannten geheimnifsvollen Frieden habe Charette die Hand geboten, weil es ihm genug war, dafs in Frankreich ein gleichsam als unabhängig anerkanntes Land da sey, das Gottesdienst habe und am Königthum hänge; die Thermidorianer aber an ihrem Theil hätten sich damals aus Furcht vor den Girondisten die Royalistenparthey als Zuflucht erhalten wollen. Dafs die Vendée nicht mehr Anhänger finde, davon liege die Ursache in der allgemeinen Neigung, die ein jeder Royalist unter den verschiedensten Partheyen habe, immer nur seinen eignen Planen zu folgen, immer den Anführer zu machen, nie zu gehorchen. Die Fehler in den Unterstützungen, die man der Vendée von England zukommen lassen wollte, und die bessern Vorschläge darüber sind jetzt, nach der wirklichen Vernichtung der Vendée und ihrer Chefs, unbedeutend. — Es würde indessen, heifst es beym Vf. ferner, Frankreich bey der Wiederherstellung der Monarchie allein noch nicht Ruhe und Beständigkeit in der Regierung haben, so lange etwa irgend eine Parthey einen Ausländer oder irgend einen andern Prinzen von Geblüte und nicht den rechtmäfsigen Nachfolger auf den Thron setzte. (Das wird unter dieser

Vorausſetzung wohl jeder Unbefangene, von was für einer politiſchen Parthey er auch ſey, zugeben.)

Von dieſen Bemerkungen für den Royalismus geht der Vf. zu einer Beurtheilung der jetzigen Conſtitution über, welche er durch eine hiſtoriſche Darſtellung der Begebenheiten vor ihrer Einführung vorbereitet. Der Mangel an kräftiger Zuſammenwirkung in der Conſtitution von 1791 habe die Girondiſten auf den Entwurf einer Verfaſſung gebracht, durch die eine Faction regieren könnte und die ſich Revolutionsregierung nannte, um nicht Ariſtokratie zu heiſsen. Aber da gegen ſie noch keine Gewohnheit des Gehorſams ſtatt hatte; ſo fielen ſie bald durch die Jakobiner, die Robespierre damals leitete. — Das hiebey vom Vf. entworfene Gemälde von den Jakobinern enthält wenige vielleicht nicht durchaus neue, aber ſo auffallend richtige Züge derſelben, daſs wir gerade darauf die gröſste Aufmerkſamkeit des Publikums zu lenken wünſchen. Die Jakobiner ſind keine *politiſche Parthey*, haben kein *politiſches Syſtem*, ſind ſo wenig der Republik als der Monarchie ergeben; ſie beſtehen nur aus denen, die keine Regierung, und keine Ordnung wollen, weil ſie nur durch die Unordnung gewinnen können. Sie wollen ſelbſt nicht regieren; ſondern nur verhüten, daſs keiner ſonſt regiere. (Dieſemnach wird es ſehr begreiflich, wie in jeder Verfaſſung und dem Scheine nach auch *für* jede Verfaſſung, Jakobiner ſich erheben können, aber auch wieder allenthalben, zum Umſturz *jeder* Verfaſſung hinführen müſſen.) Darum allein weil ſie kein Syſtem hatten, dauerte ihr Reich ſo lange. Robespierre hielt ſich unter ihnen, weil er nie an eine feſte Regierung zu denken ſchien; und eben als er ſich für eine ſolche deutlicher erklärte, lieſsen ſie ihn fallen. — Die Thermidorianer, die ihn ſtürzten, hatten keinen politiſchen Plan. Ihr Zweck war nur, der Guillotine zu entgehen. Noch waren Robespierre's gewandte Gehülfen da und ihnen furchtbar; allein die Gemäſsigten beſtimmten die öffentliche Meynung von Paris, und man muſste Carrier, Barrere u. a. den Proceſs machen. Gedrängt auf beiden Seiten von Royaliſten und Jakobinern nahmen die Thermidorianer die geächteten Girondiſten wieder auf, und gaben ihnen nach dem Anfall der Jakobiner vom 2 April 1795 noch mehr Gehör. Mit der Vendée hatten ſie den geheimniſsvollen Frieden unterzeichnet, entſchloſſen auf den Fall der Uebermacht der Jakobiner den jungen König an Charette auszuliefern. Da aber die Häupter der Gironde wieder ans Ruder gekommen waren; ſo ſahen dieſe wohl die Brauchbarkeit der Jakobiner ein, welche nun ohne Häupter, und deshalb von ihnen leicht zu leiten waren, und die ſie doch, wenn ſie ſich gegen den Convent erklärten, wieder mit den Royaliſten bedrohen konnten. Demungeachtet konnten ſie nicht alle Fehler der Thermidorianer und ihre Folgen, folglich auch nicht den 21 May, verhüten, an dem indeſſen doch die Gemäſsigten in den Sectionen über die Jakobiner ſiegten. Man gab nun dem Wunſch des Volks gemäſs eine Conſtitution, aber nur eine ſolche, worinn die bisher herrſchende Parthey, bloſs unter andern Formen, wieder alles leitete, und ſuchte dies Uebergewicht derſelben noch mehr durch das Decret wegen der Zweydrittel zu ſichern. Dies Decret und die verſteckte, aber unverkennbare, Rückkehr des Convents zu härteren Maaſsregeln brachte die Sectionen von Paris, welche den Convent im May vertheidigt hatten, an dem bekannten 5ten October wider ihn in Waffen, und machte dagegen aus ihren damaligen Gegnern ihre Vertheidiger. Indeſſen ſey es noch nicht ausgemacht, ob damals die Sectionen hätten angreifen wollen; ſie hätten ſich wohl nur, um ſich Anſehen zu verſchaffen, bewaffnet. Die Convention habe ſie durch Menou u. ſ. w. bis zum Anfange der Feindſeligkeiten gereizt und dann durch vorbereitete Pläne unterdrückt, welche nur etwa durch eine Entſchloſſenheit, wie ſie den Bürgern von Paris nicht eigen ſeyn konnte, noch hätten vereitelt werden können. Wären indeſſen die Sectionen nur langſamer zu Werke gegangen, und hätten ſie die öffentliche Meynung mehr von ferne her vorzubereiten geſucht; ſo würden ſie diesmal doch das Reich für ſich gewonnen und am Ende geſiegt haben. Dennoch habe nun die jetzige Regierung immer eine Volksmenge um ſich, welche ſich unterdrückt fühle und über die ſie ſich nur durch Strenge und Glanz ein Uebergewicht ſchaffe.

Die jetzige Conſtitution ſelbſt habe eine vollſtreckende Gewalt, die nur ſo lange mächtig ſeyn könne, als die herrſchende Parthey ſie unterſtütze. Eigentlich regiere dieſe, ihr Sitz ſey im Rath der Fünfhundert; die Gemäſsigten habe ſie in den Rath der Alten verbannt, der eine unnütze Zwiſchenmacht ſey, und gegen die unternehmende Jugend der Fünfhundert nicht halten werde. Die ganze Conſtitution ſey nur ein Uebergang zur Schreckensregierung. Tiefer ſich in Beurtheilung derſelben einzulaſſen, hält der Vf. für überflüſsig. (Nun iſt hier freylich auch nicht der Ort, eine weitläuftige und genaue Beurtheilung einer verwickelten Verfaſſung anzuſtellen; doch kann Rec. es ſich nicht verſagen, bey dieſer Gelegenheit über des Vf. Urtheil und ähnliche einige allgemeine Erinnerungen zu machen. Zuvörderſt erklärt er, daſs ihm zwar die jetzige Conſtitution einige ungezweifelt treffliche Einrichtungen und Verbindungen zu enthalten, und beſonders vor der Conſtitution von 1791 ſehr auffallende Vorzüge zu haben ſcheine; daſs er aber dennoch die Vereinigung der vollſtreckenden Gewalt in der Hand eines Einzigen, wenn er dazu Anſehen, Würde und Unabhängigkeit genug hat, noch immer für vorzüglicher achte, und überhaupt die neue Staatsform allgemein betrachtet, in der Hauptſache nicht für eine *gute* Verfaſſung, zumal auf die Dauer, halten könne. Er will auch keineswegs den in die Augen fallenden häufigen und ſchreyenden Ungerechtigkeiten, durch welche man zu derſelben gelangt iſt und die kein Erfolg rechtfertigen kann, im mindeſten das Wort reden, noch die eigennützigen Abſichten ableugnen, die ſehr viele Mitſchöpfer der Verfaſſung dabey gehabt haben mögen. Aber dennoch glaubt er, daſs der ganz unbefangene Beurtheiler ſich noch in eine weit reinere, ruhigere und leidenſchaftloſere Sphäre erheben, und in einen ungleich höhern Geſichtspunkt ſtellen müſſe, um allen dabey zu nehmenden

den Rückſichten in ſeinem Urtheil Genüge zu thun. Wenn er nun von da herabſieht, ſo wird ihm erſtlich die ſo wichtige Vorerinnerung zu jedem politiſchen Urtheil in einem deſto klärern Lichte entgegenleuchten, daſs auch eine ſchlechte Verfaſſung gut verwaltet werden könne; und die Geſchichte wird ihn erinnern, daſs die jetzigen Regenten Frankreichs das Regieren wenigſtens durch Uebung binnen ſieben Jahren und in ſolchen Zeiten beſſer als viele unſrer gelehrteſten Staatsmänner gelernt, daſs ſie ſich ſogar dabey einen eignen (doch nicht in ſeinem ganzen Umfange verwerflichen) Weg gebahnt haben, den niemand beſſer als ſie zu wandern weiſs, obgleich er zum Theil allgemeineres Bedürfniſs der Staaten geworden iſt; und daſs ſie folglich gut regieren *können*, wenn ſie wollen. Ob ſie *im Ganzen* gut regieren, gehört nicht hieher. Daſs aber das Directorium doch keine verachtliche Regierung ſey, empfindet jetzt eben das Ausland nur zu ſehr. Sodann iſt der Vorwurf, daſs im Grunde eine Parthey regiere, gewiſs nicht ungegründet. Wenn man aber darauf zu viel Gewicht legt, ſo iſt man offenbar in einem eingeſchränkten Geſichtskreiſe, da ja mehrere Politiker ſo oft, und ſelbſt mit Rückſicht auf England, wiederholt haben, wie nothwendiger Weiſe in einer Republik Partheyen wirkſam ſeyn müſsten. — Endlich ſind beſonders dem Decret wegen der Aufnahme der Zweydrittel des Nationalconvents in die beiden Räthe viele Vorwürfe gemacht worden; und in ſofern dieſe die *Abſichten* derer, die es bewirkten, allein treffen, möchten wir auch ihre Vertheidigung nicht übernehmen. Dennoch halten wir es *an ſich* für wohlthätig. Und wie kann man auch, wenn man conſequent ſeyn will, hier das Gegentheil von dem tadeln, was man vorher der conſtituirenden Verſammlung bey der Conſtitution von 1791 vorwarf? Wenn ja, hieſs es immer, die frühere Conſtitution hatte aufrecht erhalten werden ſollen; ſo müſsten dieſelben ſie ausführen und in Thätigkeit ſetzen, die ſie entworfen hatten. Dies einleuchtende Erforderniſs war doch auch wohl jetzt wieder Bedürfniſs, und wir ſehen nicht wohl, wie es anders erreicht werden konnte, als durch jenes Decret. Zudem war ohne dies Decret, ohne das Bleiben der wichtigſten Glieder des Convents, eine Revolution unvermeidlich. Möchte dieſe immerhin der Gegenparthey erwünſcht ſeyn, — ſobald man annimmt, daſs es auch nur einige Männer der herrſchenden Parthey, mit der Republik und dieſer Conſtitution aus Ueberzeugung, wenn auch nur für das jetzige Bedürfniſs der Nation, ehrlich meynten: welches ſichere Mittel gegen eine Revolution blieb dann, aus ihrem Geſichtspunkt betrachtet, noch übrig? Wenn man ſogar den ſelbſt hiſtoriſch ganz unerwieſenen Satz annimmt, der Adel Frankreichs ſey als das Corps anzuſehen, das die Regierung verſtanden habe, aus deſſen Mitte Staatsbeamte aller Art, alſo auch für die Geſetzgebung, zu nehmen geweſen; ſo war er nun einmal vertrieben und aufgehoben, konnte mit der neuen Verfaſſung keinesweges beſtehen, und verſtand ohnehin das Regieren in einer *ſolchen* Verfaſſung (bey welcher Behauptung wir hier keine Rückſicht auf ihre Güte nehmen gewiſs nicht. Es muſste ſich demnach eine neue Klaſſe von Menſchen dafür bilden; und dieſe Menſchen hatten ſich durch ſieben Jahre in einer Schule, in der ſie mit ſolcher Anſtrengung arbeiten muſsten, wirklich gebildet. Dies Corps vermehrt ſich und muſs ſich allmählich vermehren, wenn gleich nicht durch Geburt. Aber ganz entfernt, aufgehoben oder nur für eine Zeitlang unthätig gemacht, darf es nie werden. Sonſt muſs ein anders entſtehen und ſich bilden; und dies bringt auf einmal ganz andere Principien mit, ſtöſst das bisherige wieder um, und eine neue Revolution macht den fürchterlichen, mit Blut und Greueln bezeichneten, Weg aller bisherigen noch einmal. Das wolle der friedliche Genius Frankreichs von dem unglücklichen Lande, wenn dies noch irgend etwas von ihm zu hoffen hat, abwenden. Alle künftigen Verbeſſerungen müſſen aus *dieſer* Conſtitution herausgehen; und wir ſollten denken, ſie enthalte Keime zu einer beſſern; wir ſollten denken, die Aeuſserungen mancher wichtigen Glieder des Convents: man könne jetzt nicht weiter gehen, es ſey aber die Conſtitution ſelbſt nur ein Uebergang zu einer zweckmäſsigern, erhielten Belege aus der Conſtitution ſelbſt; ſie ſelbſt bürge uns dafür, daſs die Hoffnungen, die dadurch erregt ſind, nicht ganz ohne die Erfüllung bleiben werden, die Frankreich und die Menſchheit nach ſo vielem Leiden als Erſatz wohl erwarten kann.)

Die Ruhe nach Errichtung der Conſtitution (mit dieſen Bemerkungen eilt nun der Vf. gegen den Schluſs) ſey bey jeder neuen Verfaſſung natürlich. Man habe durch die Amneſtie die Jakobiner freylaſſen wollen, und ſo auch die Royaliſten befreyen müſſen; doch habe man die letztern aus allen Aemtern zu entfernen geſucht, und überhaupt die Regierung durch mehrere Decrete befeſtigt. Es ſey alſo nur von innern Spaltungen in der Regierung etwas zu erwarten.

Dieſem allen nach ſey Frankreichs Regierung nicht verächtlich. Sie habe, eben weil ſie nicht demokratiſch ſey, alle Kraft der monarchiſchen, nur ohne die Vorzüge derſelben. Die Regierenden würden ſie ſo lange als möglich aufrecht erhalten; müſste ſie aber fallen, ihre Feinde mit ſich unter den Trümmern begraben. Man rechne gegen die Erſchöpfung Frankreichs, auf die man baut, viel zu wenig auf die Gegenmittel, welche Natur und menſchliche Leidenſchaften, Thätigkeit u. ſ. w. dieſem Lande geben. — Die Aufzählung derſelben iſt ſehr belehrend, aber wir können ſie noch weniger im Auszuge als in der Abſchrift geben; jenen verträgt ſie nicht, und für dieſe iſt ſie zu lang. Doch könne, heiſst es nachher weiter, eine ſolche Republik nur durch den Schrecken, den die Regierung einflöſse, beſtehen; allein ſie würde ihn mit mehr Geſchicklichkeit und nicht mit ſo auffallenden Grauſamkeiten, als unter Robespierre, verbreiten, aber auch deſto ſichrer alle, die etwas beſitzen, dadurch niederdrücken. Immer ſey indeſſen dieſe Schreckensregierung nur im Kriege mit einigem Erfolge möglich. Durch das gezwungene Anlehen erhalte man die Koſten ihn fortzuführen; aber weit mehr nehme die Regierung dadurch ihren Feinden in Paris die Mittel des Widerſtands. Folglich müſſe man ihnen allgemeinen Frieden anbieten und geben, und ja nicht auf die Unmöglichkeit rechnen, in der ſie wären, den

Krieg fortzusetzen. Noch sey immer die erste Requisition nicht ganz ins Feld gestellt. Subsistenz für die Armeen würden sie diesseits des Rheins suchen. Carnot würde Riesenplane für die Armeen machen. (Und was ist von diesen Planen schon ausgeführt!) Indessen würde immer eine genaue Verbindung aller Mächte, in Vereinigung mit Preussen, den Frieden erzwingen oder doch den Krieg recht wirksam machen können. So weit der erste Theil.

(Die Fortsetzung folgt.)

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voss: *Katechetische Unterredungen über religiöse Gegenstände in den Sonntäglichen Versammlungen in der Freyschule zu Leipzig gehalten* von M. *Jo. Christian Dolz.* II. Samml. 273 S. 8. (16 gr.)

Was wir im vorigen Jahrgange der A. L. Z. bey der Anzeige der ersten Sammlung der Dolzischen Katechisationen zum Lobe derselben gesagt haben, das müssen wir auch zur Empfehlung dieses zweyten Bandes derselben versichern. Sie sind mit vorzüglichem Fleisse ausgearbeitet, zeugen von des Vf. ausnehmender Geschicklichkeit in dieser Art des Unterrichts, und wecken in jedem Tugendfreunde den Wunsch, dass doch jede Schulanstalt zum Wohl ihrer Zöglinge sich solcher Katecheten und Lehrer zu erfreuen haben möge. Es sind XV. Katechisationen in diesem Bande enthalten, und alle, nur die letzte: von dem vernünftigen Verhalten des Menschen gegen die Thiere, ausgenommen, in der Leipziger Freyschule gehalten. Sie betreffen folgende Gegenstände: Ueber den Werth der Religion für die Jugend; können wir hoffen, dass das Menschengeschlecht immer besser werden wird? das Bild eines tugendhaften und frommen Menschen; was können und sollen Kinder dazu beytragen, dass ihre Eltern an ihnen Freude erleben? Von den Pflichten der ältern Schüler gegen ihre jüngern Mitschüler; von der Wärme für Tugend und Religion; wie kann der Anblick der Gräber für uns eine Schule der Lebensweisheit seyn? Ueber die wohlthätige Veränderung, die Jesus in Ansehung der Religion und Tugend unter den Menschen bewirkt hat, u. s. w. Bey der zweyten Abhandlung: wie können wir erfahren, ob auch wir von dem Geiste Gottes beseelt sind? würde Rec. doch lieber die vorangeschickte Erklärung des Ausdrucks: Geist Gottes so eingerichtet haben, dass er gezeigt hätte, 1) *Gottes Geist, heiliger Geist*, bedeute zuweilen in der heil. Schrift, z. B. Matth. 28. 2 Cor. 13. 1 Cor. 12, 11. eins von den Dreyen in Gott, die nach der Lehre des Christenthums, an dem einigen göttlichen Wesen gleichen Antheil, um die Seligkeit der Christen gleich grosse Verdienste haben, und daher auch dieselben zu gleicher göttlicher Verehrung verpflichten; *Geist Gottes, Geist Christi* heisse aber auch 2) in sehr vielen Stellen des N. T. Gottes- und Christus-ähnliche Denkungsart, göttlicher Sinn, u. s. w. der darinn und darinn besteht, wie das Hr. D. in der Abhandlung selbst sehr gut auseinander gesetzt hat, und den man eben haben, von dem man durchdrungen seyn muss, wenn man sagen will, Gottes Geist belebe uns, er sey, er wohne in uns, u. s. w. Dadurch würde der Vf. Behauptungen der Art entgangen seyn, wie S. 21 u. 22 enthält: *Gott, dem wir alle Kräfte unsers Geistes und Leibes verdanken, wird, insofern er durch mancherley Mittel die Gemüther der Menschen zu veredeln, zu bessern, zu heiligen sucht, und selbst das Gute will und thut, der heilige Geist genannt.* Er würde nicht aus 1 Cor. 2, 11. den Satz hergeleitet haben: *Eben ein solches Verhältniss, als zwischen dem Geist des Menschen und dem Menschen selbst* — (was soll hier *der Mensch selbst* heissen?) *Statt findet, finde auch zwischen Gott und Gottes Geiste statt;* wie der Mensch durch seinen Geist denke und wolle, so denke und wolle auch *Gott durch seinen Geist.* — Machen Erklärungen und Behauptungen von dieser Art das Schwere und Unbegreifliche nicht noch schwerer und unbegreiflicher? — Doch diese Bemerkung soll dem würdigen Vf. nur freundschaftlicher Wink, nur Beweis der Aufmerksamkeit seyn, womit Rec. auch diesen Theil seiner Katechisationen gelesen, mit Vergnügen gelesen hat.

Leipzig, b. Supprian: *Denkwürdige Handlungen und Schicksale der Menschen* zum Nutzen und Vergnügen der lernenden Jugend, deutsch und französisch nebst einem französisch-deutschen Wortregister von *J. J. Ohm.* 288 S. in 8. (16 gr.)

Kaum kann ein Secundaner auf einer Trivialschule solche Fehler gegen die Grammatik und die Regeln der guten Schreibart begehen als man in diesem Buche, das zum *Nutzen* und Vergnügen der lernenden Jugend bestimmt ist, in Menge findet. Der Vf. schreibt z. B. *warum thust du so arbeiten? er crepirte, er fiel ihn todt* (statt er tödtete ihn durch einen Fall) er hat *erkennet* und *bekennet, von ihrer Seits. Den Entstehungsgrund legen, er liess die Verbrecher bemächtigen*, (sich der V.) *er wollte lieber sterben, als zu sein was er sich erinnerte, dieser Fürst war eben von dem Angriff eines heftigen Podagra zurückgekommen.* — Unter den 701 Stücken, aus welchen die erste deutsche Hälfte des Buchs besteht, findet man mitunter einige aus andern Sammlungen bekannte gute moralische Erzählungen, aber daneben auch sehr viele triviale und langweilig vorgetragen, und diese wechseln mit gewöhnlichen zum Theil für die Jugend anstössigen Vademecumshistörchen ab. Auch gegen die Geschichte sündigt unser Vf. gar gröblich; *Heinrich* der 4te ist bey ihm der Nachfolger des Kaisers *Albrecht Antonius Pius* heisst 4 mal hintereinander *Antonius* und *Rudolph* wird mit dem Beysatze bezeichnet *aus dem Hause Oesterreich.* — Der 2te Theil enthält dieselben Erzählungen französisch; auch hier fehlt es oft an Sprachrichtigkeit, noch häufiger aber an einem reinen und eleganten Ausdruck. Auch hievon Beweise zu geben, erlassen uns die Leser nach den vorher angeführten Proben seiner Deutschheit und Geschichtskunde gewiss, und der Vf. vermuthlich selbst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. September 1796.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Fauche: *De l'etat reel de la France* à la fin de l'année 1795 et *de la Situation politique des puissances de l'Europe* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweyter Theil. Seit langer Zeit bestehe die Politik der europäischen Staaten nur darinn, sich auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrösern und die Vergrösserung seiner Nebenbuhler, selbst mit Hintansetzung eigner Vortheile, zu verhindern. In diesem Geist des Egoismus, den die Kabinette von oben herab verbreitet hätten, sey die gegenwärtige Generation gebildet. Sie habe den siebenjährigen Krieg, die Unterjochung der Corsen, die Theilung Polens, die Unterstützung der nordamerikanischen Revolution durch Frankreich etc., vor ihren Augen zu Folge jenes Princips vorübergehen sehen. „Möchten doch die grosen Kabinette von Europa die Augen auf das Verfahren desjenigen unter ihnen werfen, der vielleicht das geringste Bedürfniss hatte, diese kleinen verächtlichen Kunstgriffe anzunehmen; möchten sie es wohl erwägen, dass die Macht, die binnen 30 Jahren alle Aufrührer der Erde begünstigte, selbst zusammengestürzt ist, da sie alles schwächen wollte!"

I. *Ueberblick der vergangenen Begebenheiten.* Alle Europäer seyen nur als ein Volk anzusehen, das unter verschiedenen Gesetzen lebt. Alle Künste und Kenntnisse seyen und würden ihnen gemein, und das immer um so schneller, da verbesserte Wege, Posten und Zeitungen den Umlauf so sehr erleichterten. Das Ansehen der Staaten, das so lange Zeit auf drey Grundsäulen, der Gelehrsamkeit der Geistlichen, dem Muth des Adels, und der Gewohnheit des Gehorsams der Völker, ruhte, findet jetzt seit Erfindung der Buchdruckerkunst und des Schiespulvers, und seit den durch beide allgemein gewordenen Kenntnissen und Kriegsfähigkeiten sich blos noch durch die letzte gestützt. Nur ein Mittel könne sie erhalten; *die Regierenden müssen den Fortschritten des Lichts (der Aufklärung) wie der Schatten folgen und gehorchen.* Sonst geht es ihnen wie dem Adel; sie glauben immer noch zu besitzen, was längst verschwunden ist, und setzen nichts anders an die Stelle. Da die Völker sich unter einander näherten, was nicht mehr zu verhindern war: so hätten auch die Regierungen sich nähern sollen. — Sie hätten sich der französischen Revolution gleich anfangs gemeinschaftlich widersetzen sollen, da sie schon dadurch allein, dass ein grosses Reich gänzlich umgeschaffen werden sollte, aber nachher noch mehr durch ihre öffentlich bekannten Grundsätze und Begebenheiten allgemeines Unglück drohte; sie liessen sich aber durch verführerische Schriften einschläfern, und der nachher entstandnen so nothwendigen Coalition habe die alte Politik bald Schwäche und späterhin Trennung gebracht. — Der Vf. geht darauf die Begebenheiten von der Entstehung der Coalition durch; er übergeht eben so wenig das Benehmen der französischen Prinzen und Ausgewanderten, das ihnen so allgemeine Feindschaft zuzog, als die Wirkung der Schriftsteller, die der Revolution günstig waren. Nach einer sehr strengen (gewiss zu harten) Beurtheilung Josephs II kommt er auf das Verfahren des klugen, aber auch sorgsamen, an ein kleines Land und eine milde durch eignen Entschluss eingeschränkte Regierung gewöhnten, Leopolds. Dieser habe um Ludwigs Reise nach Montmedi gewusst, und sey entschlossen gewesen, ihn zu unterstützen. Es sey ungerecht, ihm dies zum Vorwurf zu machen, da die Nationalversammlung sich ja in Worten und Thaten so viel gegen die auswärtigen Fürsten erlaubte. Er und Friedrich Wilhelm verbanden sich nachher in Pillnitz, voll Enthusiasmus für die gemeinschaftliche Sache und mit Hintansetzung der sonstigen kleinlichen Politik. Da aber Ludwig späterhin in der Hoffnung, denen, die ihm lieb waren, und seinem Reiche gröseres Unglück zu ersparen, die Constitution annahm; so hob sich der Pillnitzer Vertrag gleichsam von selbst, der Enthusiasmus erkaltete, die alte Politik kehrte in ihre Wirksamkeit zurück, und die Könige verloren eine Zeit, von der die demokratische Parthey keinen Tag ungenutzt vorbey gehen liess. In diese Zeit fallen eigentlich die Ursachen, warum nachher lauter halbe Maasregeln genommen wurden, und der Geist des gegenseitigen Mistrauens sich unter allen Gliedern einer so ohne Gleichen mächtigen, aber nur nicht zusammenhängenden, Verbindung verbreitete. Leopolds und des ritterlichen Gustavs zugleich erfolgender Tod schreckte alle Fürsten. England konnte nicht gleich thätig seyn. In Frankreich wechselten die Minister und Dumouriez glaubte unter den zurückgebliebenen französischen Generälen keinen zu sehen, der ihm einst den Oberbefehl streitig machen konnte. Daher brachte er den König aus Eigennutz zur Kriegserklärung. Die Coalition hätte gerade den entgegengesetzten Erfolg von dem gehabt, den man hätte erwarten sollen; und das deswegen, weil sie nicht auf den einzig festen Grund der Verträge, Redlichkeit und Gerechtigkeit, gebaut war, weil Mistrauen gegen ihre Alliirten und Verachtung gegen ihren Feind von Anfang her ihre Mitglieder beseelten, nur dass die letztere sich nach-

her in das entgegengesetzte Extrem abänderte. Mistrauen, Politik, Eifersucht; Besorgniss habe alle ihre Schritte aufgehalten. Die beiden Hauptverbündeten opferten ihre Eifersucht nicht auf; die Minister stellten ihren Fürsten den Zweck des Kriegs nicht aus dem rechten Gesichtspunkt einer feyerlichen Genugthuung für die Beleidigung aller Souveraine vor. Oestreich konnte während des ganzen Kriegs seinen Ehrgeiz, der hier so sehr am unrechten Orte war, nicht verleugnen, und wollte eben so wenig mit Preussen offen verhandeln. Es scheute sich die Schwäche, die eine Folge eines schweren Kriegs war, zu gestehen, und versprach mehr, als es halten konnte. Oestreich wollte seine Ansprüche auf Elsass und Lothringen geltend machen und Preussen, um seinen Nebenbuhler nicht allein wachsen zu lassen, sich in dem ihm nähern Polen Provinzen schaffen; und zu diesen Planen, zum Verderben und zur Zerstückelung ihres Vaterlands, bewaffnete man die Ausgewanderten und liess sie nachher ohne genugsame Unterstützung. — (Man kann dem Vf., der über dies Verfahren laut klagt, sein Mitgefühl nicht versagen.) Im J. 1793 ward Condé und Valenciennes für Oestreich in Besitz genommen: dies schwächte Preussens Interesse noch mehr. Darauf traten die Engländer zu und glaubten, da sie Geld gaben, auch die Kriegsoperationen, wovon sie nichts verstanden, leiten zu können. So bey Dünkirchen und so auch 1794, da sie Preussen Subsidien gaben. Mittlerweile führte Preussen seine Absichten in Polen aus; denn jetzt verbarg man ja die politischen Pläne nirgends mehr. Durch halb ausgeführte Entwürfe ging Westflandern verloren, und nun verliess der Kaiser aus übereiltem Verdruss gegen die wandelbaren Belgier auf eine fast unerklärbare Weise, vielleicht um den König von Preussen desto sicherer zur Vertheidigung Hollands zu zwingen, ganz Belgien, selbst die herrlichen Positionen bey Antwerpen, Mecheln und Mastricht. Bey solchem Verfahren kann der preussische Friede nicht befremden. Alles Unglück ist nur der falschen Politik zuzuschreiben, nicht den Generälen; diesen vielmehr ist allein hoch jeder gute Erfolg zu danken, aber bey der Benutzung desselben hielt man sie immer auf und unterstützte sie nicht. — Die nun folgende Vergleichung der französischen Revolution mit der Reformation, wobey zugleich die Verschiedenheit derselben von andern neuern Revolutionen gezeigt wird, ist für den Hauptzweck der Schrift, und also noch mehr unsers Auszugs, zu sehr Nebenwerk.

II. *Gemälde der gegenwärtigen Lage der Dinge.* Europa war blühend; fast jeder Staat dieses Welttheils hatte durch verbesserte Verwaltung gewonnen. Diese Zeit ist vorbey, alle Staaten leiden; und davon ist der Grund die französische Revolution und das Benehmen der Staaten gegen diese. —

Preussen könnten die Verbündeten keinen Vorwurf wegen des Basler Friedens machen, da ja der einzig mögliche Zweck des Bundes ganz aufgegeben war. Höchstens müsse Preussen sich selbst das vorwerfen, dass es die Sache der Regierungen hintangesetzt habe. Da diese Macht aber mehrere seiner Provinzen in französischen Händen gelassen habe, so werden wohl geheime Tractaten auf Entschädigungen in Polen, einigen Provinzen in der Gegend von Mähren und einem Theil Deutschlands gehen. Indessen sey doch das Ansehen der stehenden Heere, auf welches Friedrich II die Autorität seines Staats baute, geschwächt worden; und nur den Umständen und dem Gerechtigkeit liebenden Charakter Friedrich Wilhelms danke es die preussische Macht, dass sie nichts an Einfluss verloren habe. —

Oestreich sey von der Vorsehung zum Beyspiel auserkohren. Aller ehemaligen Aufopferungen Frankreichs für Oestreich uneingedenk habe das Wiener Kabinet sein altes ehrgeiziges System immer verfolgt; und bey allen Anstrengungen gewinne es doch nichts, sondern habe fast ununterbrochenes Unglück. (So schrieb der Vf. im Frühling; wie viel stärker würde er sich späterhin ausgedrückt haben?) Doch habe Oestreich nachher sehr edel gehandelt, dass es nach dem Verlust der Niederlande seine Heere nicht in seine Erblande zurückzog, sondern das Reich, von dem es doch so schlecht unterstützt ward, vertheidigte. Unterdessen hätte nur Englands Unterstützung die Fortsetzung des Kriegs für Oestreich möglich gemacht. Die Ursache von allem diesen Uebel liege in dem Mistrauen, das zwischen den Regierenden und Regierten herrsche; und davon sey die Ursache nicht allein in dem Geist, den die französische Revolution verbreitet hätte, sondern weit mehr noch darinn zu suchen, dass die letzteren die eigentlichen blos ehrgeizigen Absichten der Mächte für sich und zugleich ihre Unredlichkeit und Uneinigkeit unter einander, eben so offenbar wie ihre Unvorsichtigkeit und ihr Unglück sähen. Noch sey ein Mittel übrig, das man mit Verwerfung aller politischen und diplomatischen Verdrehungen wählen müsse: eine *offne*, *freye* und edle Erklärung an die Unterthanen und an das Reich, dass man alle ehrgeizigen Plane aufgebe, und nur solche Absichten verfolgen wolle, die sich öffentlich sagen lassen, sie mögen nachher auf Krieg oder Frieden gehen. Alsdann werde es an kräftiger Unterstützung nicht fehlen.

Das *Reich*, welches in Frankreich als Monarchie eine sichere Garantie seiner Verfassung hatte, kann von Frankreich als Republik nicht dasselbe erwarten. Die Absicht derselben geht bey den Eroberungen gegen Deutschland nicht auf den Besitz weniger Provinzen, sondern auf die Zerrüttung des deutschen Staatskörpers. Nur wenn Frankreich ein solches Land, das in innrer Schwäche und Unordnung ist, vor sich liegen hat; ist es selbst vor allen Schlägen andrer Mächte sicher. Und falls Frankreichs jetzige Regierung auch diese Pläne nicht hätte; wie will man Frieden machen, wie will man im Frieden alle die Fürsten, die gelitten haben, entschädigen? wie will man den Frieden sichern? Sollte man nun auch die Garantie Frankreichs bey der Macht Preussens für überflüssig halten; wie wenig ist Deutschland sicher, dass nicht die Rivalität Preussens und Oestreichs sich einst in eine Vereinigung zum Untergange Deutschlands umgestalte?

Die

Die Urſachen, warum die *Schweitz* der Coalition nicht beygetreten iſt, und wenn ſie klug handelt, nicht beytreten kann, zumal da man den einzigen Zeitpunkt, da man ſie dazu hätte bringen können, vorüber lieſs, ſind recht gut entwickelt.

„Der Zar Peter hat *Ruſsland* mit Europa vereinigt. „Vielleicht hat man nach ihm der Möglichkeit nachgedacht, einſt Europa mit Ruſsland zu vereinigen.“ Wenigſtens drückt es mit ſeiner Laſt ſchon ſo auf die andern Staaten, daſs es ſie leicht erdrücken könne. Darüber müſſe man Erfolg und Gegenmittel vom Schickſal erwarten (?), jetzt müſſe man das Gute nützen, was ein Bündniſs mit Ruſsland ſchaffen könne. Das Petersburger Kabinet habe in ſeiner ruhigen Entfernung ſich die richtigſte Anſicht von der Revolution gebildet, aber zur Hemmung derſelben nichts ernſtlich unternommen. Davon liege denn die Urſache in ſeinem nächſten Intereſſe. Da einmal die falſche Politik die Theilung Polens, durch die Ruſsland dem Herzen von Europa näher gerückt ſey, ſo weit bewirkt habe, daſs nun die theilenden Staaten einander unmittelbar berühren; ſo ſey auch die Zeit ihres Zwiſts unter einander nicht weit entfernt, und Ruſsland habe vielleicht die beiden andern zur Coalition gebracht, um ſich in Polen leichter feſtzuſetzen, könne ihnen aber unmöglich Eroberungen und Erfolge im Weſten wünſchen, wodurch ſie gegen Ruſsland ſelbſt mächtiger würden. Jetzt nütze Ruſsland nur durch ſein Anſehen gegen die Türkey, die es von der Ausführung der franzöſiſchen Abſichten abhalte. Da indeſſen der Strom der Revolution auch über die da zwiſchen liegenden Reiche Ruſsland erreichen könne, ſo ſollte es gegenwärtig mehr thun.

Die Darſtellung von Begebenheiten, die der letzten Theilung Polens vorhergingen, übergehen wir und mögen auch darinn ein paar kleine Schiefheiten nicht rügen, weil ſie zum Zweck des Buchs nicht unmittelbar gehören. Daſs Oeſtreich in der vorletzten Theilung nichts bekam, ſey begreiflich, da es in Elſaſs und Lothringen ſeine Entſchädigung feſt zu beſitzen glaubte, und Preuſsen bekam auch weniger als Ruſsland, weil es noch in Weſten eine Zugabe erwartete. Bey der letzten Theilung bekam Oeſtreich, das ſo ſehr noch in Oſten beſchäfftigt war, nur wenig; Preuſsen ein ſehr beträchtliches, ihm ſehr vortheilhaftes, Land, weil es zu Baſel Friede geſchloſſen hatte und mehreres Gewicht ſeinem Verfahren geben konnte; Ruſsland aber bey weitem die gröſste und wichtigſte, ja auch die ſicherſte Beſitzung, weil die Bewohner durch Sprache, Sitten und Völkerſtamm natürlich ſchon mit Ruſsland verbunden waren. Doch ſey darum die polniſche Nation noch immer nicht vernichtet.

Schweden und *Dänemark* ſahen den Plan der Coalition durch und hatten Recht, ihre Neutralität ſtrenge zu halten, zu der ſie auch andre Umſtände noch zwangen.

Spanien habe aus Bewuſstſeyn ſeiner geringen Hülfsmittel und wegen der Eiferſucht gegen England mit Frankreich Friede geſchloſſen. Es könne auch gegen England ſeine ungeheuern Beſitzungen in Amerika gar nicht erhalten, wenn Frankreich keine Marine mehr habe.

Portugall habe, wie Schweden und Dänemark, ſich neutral gehalten und unter Englands Schutz von den Trümmern des franzöſiſchen Handels ſich bereichert.

Für das durch die vielen ſich durchkreuzenden Anſprüche darauf an den Wunſch einer Veränderung gewöhnte *Italien* ſey der Geiſt der franzöſiſchen Armeen noch gefährlicher als ihre Gewalt. — Die einzelnen Staaten Italiens ſind mit wenigen Zügen zum Theil treffend charakteriſirt; aber wir übergehen dies wie einige Hoffnungen, die ja jetzt ganz vereitelt ſind.

Holland muſste bey aller alten Reputation ſchwach ſeyn, weil es kein Zutrauen zu ſeiner rechtmäſsigen Regierung hatte. Die republikaniſchen Formen paſsten für die kalten Holländer noch weniger als für die enthuſiaſtiſchen Franzoſen, und daher haben jene, da ſie dieſe kennen gelernt haben, ſchon Abneigung genug gegen ſie gefaſst. Jetzt ſeyen drey Partheyen in Holland: die oraniſche, die Patrioten von 1785 und die neuern Bataver, welche den franzöſiſchen Demagogen nachäfften, ohne ihre Geſchicklichkeit zu beſitzen. Die beiden erſtern ſeyen der letztern abgeneigt genug; aber ſie hätten den Fehler begangen, ſich nicht gegen ſie zu vereinigen. Indeſſen liebe man in Holland mehr die Ruhe als das Vaterland, mehr die Reichthümer als die Ehre, und ſeufze daher nach Ordnung. Das werde hoffentlich eine Vereinigung aller andern Partheyen gegen die Revolutionsliebhaber zu Stande bringen. Nur müſſe man dem übrigen Europa die verdiente Ehre erweiſen, nichts mehr von demſelben zu erwarten.

England, das über die Meere unumſchränkt gebiete, ſpiele ein ſehr hohes Spiel. Es wolle Europa von allen übrigen Welttheilen iſoliren und über Europens ganzen Handel herrſchen. Nur auf dieſen ſelbſtſüchtigen Zweck gehen alle ſeine Bemühungen. Frankreichs Marine habe es vernichtet, und damit dieſe ſich nicht wieder erhebe, und überhaupt die Regierung nicht Feſtigkeit erhalte, unterſtütze England die Vendee, die Chouans und alle innern Unruhen. Eben darum aber ſeyen dieſe Unterſtützungen auch nur gering und ſchwach geweſen. Nur für ſein eignes Intereſſe und um für ſich zu gewinnen, habe es einen Aufwand gemacht, der alle Gränzen überſchritte. Nun ſtocke freylich der Handel von Amſterdam und Oſtende; die Handlung von Bordeaux, Nantes und Havre ſey vernichtet. Die holländiſchen Colonien habe England genommen; in der Halbinſel von Oſtindien beſitze es alle europäiſchen Comptoire. So könne es denn das Commerz von beiden Indien in ſeine Häfen ziehen. Es habe zwar Intereſſe, einen ruhigen Staat und alſo eine Monarchie in Frankreich entſtehen zu ſehen; aber darum eben keine blühende. Deshalb müſſe dies Land, nach dem Plane des engliſchen Kabiners, erſt ganz entkräftet und erſchöpft werden,

ehe man die Ordnung durch kräftige Maafsregeln herstellt. Nach diesen Maximen habe es auch die königliche Familie untergehen lassen. Und jetzt dürfe man auf keine Aufopferung von Seiten Englands hoffen, die andern Staaten Frieden verschaffen könnte. *Es werde diesen Sommer das deutsche Reich gegen die Antillen und gegen Batavia aufs Spiel setzen.* Diese Diversion auf dem festen Lande sey ihm noch zu wichtig. „Wenn die Umstände in sechs Monaten den Kaiser „zwingen, einen noch härtern Frieden zu schliefsen, „als er ihn jetzt schliefsen würde, so wird das Cabi„net zu St. James einen Theil von dem erreicht haben, „was es begehrt: die Finanzen Frankreichs werden „noch tiefer gesunken seyn; die Anstrengungen für „den Landkrieg werden die, welche man für den See„krieg hätte machen können, aufgehalten haben; und „dann wird es den Vortheil haben, sich von der Coa„lition verlassen zu sehen; folglich auch den, nichts „mehr für sie zu zahlen. Alsdann wird es aufhören, „seine Augen auf das feste Land zu richten, seine Auf„merksamkeit zu theilen, Subsidien zu zahlen, sich „für lästige Anleihen zu verbürgen, und wird sich „ganz auf denjenigen Krieg werfen, den es allein „wünscht. Es wird die französische Seemacht ganz zu „Grunde richten, thätig genug sorgen, dafs sich Frank„reich weder als Monarchie noch als Republik wieder „erholen könne; wenn es möglich ist, wird es Spa„nien herausfodern, Holland sich selbst zu Grunde „richten lassen, und zuletzt nicht blofs Königin der „Meere, was es schon ist, sondern selbst vielleicht die „einzige Bewohnerin des Oceans bleiben.“ Zum Schlufs sind nun noch die übeln Folgen dieses Plans, selbst wenn er den erwünschten Erfolg ganz hätte, für England in der Zukunft wegen des gänzlichen Ruins von Frankreich und Europa entwickelt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Bremen, b. Wilmans: *Betrachtungen eines Christen in den Morgen- und Abendstunden, nebst erbaulichen Gebeten auf alle Tage der Woche.* 1796. X u. 157 S. 8. (8 gr.)

„Kein Vortheil ist in den Werken des Geistes gröfser, als die Uebung desselben durch ein vernünftiges Christenthum.“ — Mit diesem nicht sehr deutlichen Satze fängt das Büchelchen an. Nur noch eine kleine Probe S. 121. heifst es: Gott, mein gütiger Vater, der du mir Arbeit und Ruhe *auch den Graden nach* abgewogen hast, lafs mich dem Bilde deiner unendlichen Zufriedenheit nacheifern. Diese Kühnheit würde mich abschrecken, wenn ich nicht wüfste, dafs deine *göttliche unumschränkte und unwandelbare Ruhe durch mangelhafte menschliche Tugend nachahmend abgebildet würde* u. s. w. — Welche Ideen, welcher Zusammenhang, welche Sprache!

Als neue Auflage ist erschienen:

Wien, b. Binz u. Linz, in der akad. Buchh.: *Neuester Oesterreichischer Briefsteller*, zum Behufe aller Menschenklassen in den k. k. Staaten. Nebst einem deutsch und französischen Titulaturbuche. 2te Aufl. 1797. 275 S. 8. (12 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Riga*, b. Müller: *Versuch über die Dichtkunst.* 1794. 46 S. 8. (4 gr.) — Diese wenigen, sehr weitläuftig gedruckten, Bogen enthalten kein ausführliches Lehrgedicht über die allgemeinen und besondern Regeln der Dichtkunst, sondern nur einzelne Räsonnements über einige, für den Dichter wichtige Gegenstände, über den Werth der Regeln, über Genie, Phantafie, Beurtheilungskraft, Gelehrsamkeit, Erhabenheit, wahren und falschen Witz, Deutlichkeit des Ausdrucks u. s. w, in gereimten Versen, und mehr im Ton der Satire als des ernsten Lehrgedichts. Der Vf. hat dabey nicht allein die Gedanken von *Longin*, *Horaz*, *Menzini*, *Boileau*, *Buckingham* und *Pope* benutzt, sondern auch hin und wieder Bilder von ihnen entlehnt; am meisten hat er *Popens* Manier nachgeahmt. In einigen Stellen, wo der Vf. ernst und feyerlich seyn wollte, entwischen ihm komische Züge, z. B. wenn er mitten in einer pathetischen Beschreibung von der Allgewalt des Genies S. 11. sagt: *Berge brockeln ihm*, oder, wenn es S. 13. von der Phantafie heifst, sie *kreise*. Einige satirische Ausdrücke sind gar zu niedrig, z. B. S. 6.: „*Denn Pegasus wird zum Philistergaul.*“ In einigen Stellen verfällt er ins Räthselhafte, z. B. S. 7.: *Ihr die Ihr die Poesie lenkt, und Schierlingskränze jedem Faun gewährt*; S. 11.: *Allein Begeisterung wird oft Raserey, und die Vernunft zerlodert ihrem Feuer*; S. 13.: *Ihr Blick ist Glut, und Nordschein ihr Gewand.* Wenn die ächte Phantafie, von der hier die Rede ist, nur den Glanz des *Nordscheins* hätte, so wäre dies ein kalter und vergänglicher Schimmer. Eben daselbst ist *kaum — kaum* unrichtig für *bald — bald* gebraucht. Als Probe will Rec. noch eine der bessern Stellen S. 28. hersetzen:

Die Sichel lüftet Chronos, Zevs den Blitz.
Quirin das Schwerd, die Muse straft den Witz!
Drum wehe, der sie reitzet, weh dem Thoren,
Sey er, wie Midas einst, so hochgeboren,
Sie balsamirt ihn für die Nachwelt ein,
Und weihet ihn der Enkel Spöttereyn!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. September 1796.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Fauche: *De l'Etat réel de la France à la fin de l'année 1794 et de la Situation politique des puissances de l'Europe etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir haben uns bey diesem zweyten Theil absichtlich aller Zusätze und Erinnerungen enthalten. Die Leser werden diese Behauptungen selbst leicht beurtheilen, und ihrer Ueberzeugung gemäfs bestätigen, widerlegen, oder berichtigen. Allein dafs nun noch ein neuer Aufschluss über die eigentliche Ursache aller dieser Verwirrung folge, da der Vf. selbst bisher immer die alte, falsche Politik mit einem so genauen Detail dafür angegeben, erwartet wohl niemand: und doch wird die Ursache in einem eignen Abschnitt der Welt bekannt gemacht. Die Quelle nämlich, aus der die Unzufriedenheit aller Bürgerklassen in allen Staaten, die falschen Urtheile der Cabinette über den Zustand in und ausser Frankreich, ihr Ehrgeiz und ihre Eroberungssucht, ihre übelgewählten und schwachen Maafsregeln u. s. w. fliefsen, sey in einem Bunde zu suchen, der dies alles als Mittel zu seinem Zweck brauche. Da wäre denn wieder die Schriftstellerzunft, wird man glauben, der man so gern fremde Versehen aufbürdet. Nein, das ist hier feiner und mit mehr Schlauigkeit ausgeführt. Die Schriftsteller sind nicht einmal genannt; dieser Vf. hat denn doch gemerkt, wie sehr eine solche Declamation gegen Schriftsteller in dem Munde eines Mannes, der selbst Schriftsteller ist, seiner eignen Wirksamkeit entgegen arbeite. Seine Deduction ist von einer gröfsern Höhe herab geführt: Die Könige und auch die Minister sind völlig unschuldig an allem Elend unsrer Tage. Aber die Menschen, die *allenthalben* die *zweyten Plätze* in den Staaten einnehmen, und wodurch sich diejenigen, welche die ersten bekleiden, leiten lassen; — diese sind es, die von allem dem die Schuld tragen. Sie bringen den Widerspruch in Worten und Handlungen überall hervor. Sie bewirken kräftige Angriffe auf die Regierungen von einer Seite, und lassen diese sich dann nur schwach vertheidigen; sie bewirken alle widersprechenden Stimmungen der Völker, alle sich zerstörenden Maafsregeln der Staaten; und zwar wirken sie so nicht blofs in Wien, London und Berlin, sondern auch in Paris; das Directorium im Luxemburg zittre vor ihnen. Alle diese Wirksamkeit in den verschiedensten Staaten hänge immer von einem und demselben grofsen Bunde ab.

Wir gestehen gern, dafs eine solche Wendung am Ende eines Buchs, in dem auch nicht die entfernteste Hindeutung auf einen solchen Aufschluss sich findet, eine ganz eigne Befremdung in uns erregt hat. Dieser Abschnitt scheint sogar nicht zum Ganzen zu passen; er scheint selbst im Stil beynahe so abzuweichend zu seyn, dafs wir ihn fast für ein Einschiebsel einer fremden Hand halten möchten. Allein er mag sich herschreiben wo er wolle, so mufs er bey jedem Unbefangnen, der nur einigermaafsen die nothwendigen Folgen solcher Behauptungen erwägt, den gröfsten Unwillen erregen. Leider hat man freylich ähnliche Behauptungen schon sonst gehört; aber je mehr sie wiederholt werden, je tiefern Abscheu mufs jeder Wahrheitsliebende gegen diejenigen fühlen, die solche noch immer fort verbreiten, ohne der so oft geschehnen Auffoderung, Beweise darüber zu geben, nur irgend Genüge zu thun. Auch hier ist wieder verfahren wie immer. Im Ton eines Sehers hebt der Vf. an: *Il existe une coalition, et celle-la est bien puissante; car elle est invisible et parfaitement unie* etc.; und dann beschreibt er die Kunstgriffe derselben so genau, als ob er ihr Innerstes kenne, und schildert sie, als ob sie mit einer Schlauheit, die alle gerühmte jesuitische weit übertreffen müsste, entworfen wären. — Aber Beweise — auch nur eine einzige bestimmte Hindeutung, die sich manche deutsche Verläumder so leicht erlaubt haben, — sucht man durchaus vergebens; und doch sollen die Glieder dieser Verbindung *allenthalben* (*partout*) die *zweyten Plätze* einnehmen. *Allenthalben* sind sie, und *nirgends* finden sich Beweise derselben? Man mufs es nur nicht für Beweise ausgeben, wenn hie und da sich ein Schriftsteller eine unbesonnene verwerfliche Aeufserung erlaubt, wenn in irgend einem Lande, z. B. in Oestreich, ein Verräther oder auch einige Verschwörer sich finden. Wer kann glauben, dafs unsre Zeiten deren keine aufzuweisen haben werden, da die Geschichte aller unruhigen Zeiten davon voll ist? Aber nicht diese Vergehen Einzelner können Beweise geben; der vorgebliche *Bund*, der *allgemeine Zusammenhang* mufs bewiesen werden. Hat man bey allen jenen Untersuchungen, und bey so manchen andern, die man hart genug anfing, aber meistens durch eine Freysprechung der Verhafteten endigte, irgend Thatsachen aufgefunden, die wirklich Spuren eines allgemeinen Bundes ergaben? Ist nicht fast jede Argumentation darüber von der Schlufskraft jenes bekannten Beweises: Ob es Illuminaten giebt, weifs ich nicht; aber es mufs ihrer wohl geben, *denn warum ginge mit uns sonst alles so krebsgängig?* Wir hoffen nicht, dafs man diesen Beweis aus der alten Geschichte der Illuminaten wird füh-

ren wollen. Zugegeben, dafs die Illuminaten alle jene Grundsätze hatten, die man ihnen zuschrieb, (so zweifelhaft dies auch seyn mag); wo ist bewiesen, dafs sie sich, trotz aller Illuminatenjagd, so ausgebreitet haben; wo ist bewiesen, dafs ihr Band noch in den *letztern* Jahren bestehe? und wie leicht müfsten bey solcher Ausbreitung und Allgemeinheit, als man von ihnen vorgiebt, Beweise davon aufzufinden seyn! — Wir glauben, es sey nothwendig, sich gegen das Phantom, das man so unaufhörlich den Regierungen zeigt, so stark als möglich zu erklären; denn der Schaden, den eine solche Vorspiegelung stiften mufs, ist ganz unabsehlich; wir gestehen es frey, unsrer Ueberzeugung nach würde der Glaube daran, wenn er die Regierungen leitete, das allgemeine Elend auf den höchsten Gipfel treiben. Man bedenke nur, dafs nach des Vf. Ausdruck die Mitglieder dieses Bundes *allenthalben* die *zweyten Plätze* einnehmen. Lafst diese Meynung bey den Regierungen (hier sind ja, des Vf. eigner Erklärung nach, nicht einmal die monarchischen allein verstanden) allgemein werden; so ist alle ihre Kraft, alle ihre noch mögliche Wirksamkeit völlig gelähmt; dieser Glaube allein mufs nothwendig Revolutionen schaffen und zum Ausbruch bringen; und welcher Mensch von einigem Gefühl, einiger Einsicht und Erfahrung mufs diese nicht so innig und tief verabscheuen, dafs er vor jedem Mittel, das dazu führen könnte, zurückbebt? Wodurch soll denn die Regierung ihre Aufsicht üben, als durch die Beamten der zweyten und noch tieferer Klassen; wodurch ihre Maafsregeln ausführen; wodurch wirken als durch diese? Verbreitet ein allgemeines Mifstrauen gegen sie; so ist die Regierung ohne Augen und Arme. Oder soll sie alle jetzigen Beamten auf einmal entfernen, (welches doch an sich schon der Vorschlag eines Tollhäuslers seyn würde); woher neue nehmen? woran bey der Auswahl derselben die Mitglieder des so allgemein verbreiteten Bundes von den andern unterscheiden? — Wir kommen durch diese Fragen auf eine Seite dieser Untersuchung, die wir bey einer so wichtigen Sache nicht übergehen können, so schneidend und herbe sie auch manchen Ohren klingen mag. Es ist nicht zu begreifen, was für ein Zweck, und was für ein gemeinschaftliches Interesse so viele Menschen in einen so widersinnigen Bund vereinigen könne, zumal wenn man noch voraussetzt, dafs sie in jedem Staat die *zweyten Plätze* schon haben. Aber es giebt eine Klasse von Menschen in den meisten Staaten, die ein leicht einzusehendes Interesse an der Verbreitung jener Vorspiegelungen nehmen können. Uns kommt dies ganze Geschrey als eine Kriegslist des unwissendern Adels gegen die Menschen von Einsicht in allen Ständen vor. — In ruhigen Zeiten einfacher Staatsverwaltung, wo das Schiff des Staats von selbst ging, war es leichter, die Schiffsleute auch unter solchen zu wählen, die eben keine grofsen Talente, Kenntnisse und Geschicklichkeiten erprobt hatten und anwenden konnten; und da hatte es so auffallend üble Folgen noch nicht, wenn man auch ein erbliches Erforderniss zu Aemtern statt der natürlichern geltend machte. Aber jetzt, wo die Staatsverwaltung immer verwickelter geworden ist, wo ungewöhnliche Geisteskräfte und schnelle Thätigkeit so sichtbar erfodert werden, hat man die Nothwendigkeit zu tief gefühlt, sich nicht durch die alten Schranken in der Wahl der Beamten einengen zu lassen. Man hat seit längerer Zeit, besonders aber in den letztern Jahren, sich durch den Stand nicht fesseln lassen, sondern freyer gewählt, wie man die Menschen brauchte. Noch jetzt verehrt Europa Adliche von grofser Bedeutung und wohlthätiger Wirksamkeit in hohen und untergeordnetern Aemtern; aber das Heil, das sie verbreiten, ist keine Folge ihres Adels, sondern ihrer persönlichen Eigenschaften, und neben ihnen stehen Männer von bürgerlicher Abkunft, die ähnliche Verdienste sich erworben haben. So übertrieben uns die allgemeinen Declamationen gegen den Adel scheinen, für so unschädlich wir die Unterscheidungszeichen des Adels, für so heilig wir seine Rechte des Eigenthums, für so wohlthätig (wenigstens unter manchen Voraussetzungen) wir seine Landstandschaft halten; so wenig können wir uns von den Vortheilen des ausschliefsenden Rechtes desselben zu allen oder auch nur den hohen Aemtern überzeugen. Die Gründe gegen dies letztere Vorrecht sind zu unsern Tagen häufig, und selbst von solchen Adlichen, welche sich ihrer Geschicklichkeiten und Talente bewufst waren, wiederholt worden; und Regierungen haben Maafsregeln darnach genommen. Dem Theil des Adels, der seiner anderweitigen Qualification zu Staatsämtern nicht so sicher ist, bleibt demnach kein andrer Weg, als die übrigen Klassen von einer andern Seite verdächtig zu machen; er möchte sich gern in ein solches Licht stellen, als ob er jeder Revolution so entgegengesetzt wäre, dafs bey ihm keine Mitwirkung dazu zu befürchten sey. Er vergifst aber dabey, dafs die Geschichte selbst der neuern Zeiten fast an der *Spitze* einer jeden Revolution Adliche zeigt. Wir sind weit entfernt, diese Beziehung auf jeden Vertheidiger der angegebnen Meynung zu verbreiten. Sie ist in den Kopf, auf die Zunge und in die Feder manches rechtschaffenen und wohlwollenden Mannes, auch der verschiedensten Stände, gekommen; und wir glauben gerne, dafs auch der Vf. dieses Abschnitts ein solcher sey. Aber das lauteste Geschrey darüber führen Adliche, die sich in Schatten gestellt glauben, und andre, die ihnen schmeicheln wollen.

Braucht es denn aber, um die Phänomene unsrer Tage zu erklären, eines solchen *salto mortale* in die Regionen der Einbildungskraft? Geben denn die vom Vf. vorher oft so gut entwickelten Ursachen nicht Erklärung genug? Wer stimmt nicht in die Klagen über die Maximen der alten Politik mit ein? Welcher ruhige Beobachter findet nicht einen Hauptgrund der allgemeinen Noth in dem vom Vf. berührten, aber noch weit über seine Angabe wirkenden, Mifstrauen der Regierungen gegen die ihnen untergebenen Völker? Und gerade das allermeiste vom Vf. berührte ist ja nicht blofs von Schriftstellern, sondern vorzüglich, wie selbst im Publicum bekannt worden, von Staatsmännern des zweyten Ranges so vielfach, so dringend, so ausführlich

lich den Regierungen vorgestellt werden. In diesen und andern Behauptungen stimmen freylich viele Staatsmänner des zweyten Rangs zusammen, weil sie Resultate der immer mehr verbreiteten und seit langen Zeiten schon unter dem dritten Stande am meisten einheimischen allgemeinen Aufklärung sind, für deren Erhaltung und Ausbreitung es aber eben so wenig eines Bundes bedarf, als ihre Gegner sie jetzt mehr aufzuhalten hoffen können. Die Behauptungen jener Art aber werden doch nicht sogar darum ihre Natur verlieren, dass sie durch ihren Mund gehen. Eben dadurch, dass man den Argwohn so ins Blaue hinleitet, wo kein fester Gegenstand für die Beobachtung mehr ist, wird die Aufmerksamkeit von den Gegenständen abgelenkt, die für sie am wichtigsten seyn sollten. Kein Misstrauen der Regierung gegen die Regierten, kein Misstrauen der einzelnen Klassen der Staatsbürger gegen einander; dies allein ist das Hauptmittel, das uns retten kann. Seyd einig! Ohne Befolgung dieses Raths ist nirgends Heil. Aber man vergesse nicht, dass die Regierten den Regierungen sich nur durch eine Revolution, die Regierungen aber den Regierten sich durch Reformen und durch Offenheit (Publicität) nähern können. —

III. Der letzte Abschnitt des ganzen Werks führt die Ueberschrift: *Was hat man noch zu fürchten oder zu hoffen?* — Der Hauptfaden darinn ist folgender: Sowohl der Krieg als der Frieden, wie nämlich letzterer jetzt zu machen ist, ist allen Staaten und allen Partheyen nachtheilig. Es bleibt demnach nur das noch zu berechnen übrig: welcher von beiden im Kriege begriffenen Partheyen der Krieg, und welcher der Friede mehr schädlich seyn werde? Ein allgemeiner Krieg, nach consequenten Maasregeln, wozu sich Preussen wieder vereinigte, müsse zum Ziel bringen; aber ein allgemeiner Friede werde es auch, vielleicht langsamer, aber doch sicher, zumal da bey der Spaltung, die Frankreich in Europa hervorgebracht habe, ein Krieg mit Kraft geführt, nicht zu erwarten sey. Der Friede würde die Blicke der Franzosen auf ihren innern Zustand leiten, und wenn auch die übrigen Staaten dabey einer noch grössern Einwirkung der französischen Meynungen ausgesetzt wären; so hätten sie mehr Mittel, diesen entgegen zu wirken, als die französische Regierung zur Erhaltung ihrer Autorität im Innern haben würde. Zwischen diesen beiden Auswegen habe man leider einen Mittelweg, die Anwendung halber Maasregeln, gewählt. Nun müsse man allerdings gestehen, dass die Lage der Sachen so verwickelt sey, dass man kaum eine irgend annehmliche Uebereinkunft ausfinden dürfte. Wollte man allgemeinen Krieg lieber; so müsste man ja nur auf Erschöpfung der Hülfsquellen der Franzosen, und nicht auf glänzende Plane von Eroberungen denken, die allen Völkern so verhasst wären, und sie immer zum äussersten Widerstande aufriefen; doch sey zu bedenken, dass die französische Regierung sowohl als Armee immer zu dringende Beweggründe hätten, den Krieg mit grosser Anstrengung über den Rhein hinaus zu spielen; aber auch selbst bey dem glücklichsten Erfolg könne man die wahrscheinlichen Vorschritte der Oestreicher gegen diejenigen, welche den Franzosen gelingen könnten, kaum in Anschlag bringen. — Für den Frieden gebe indessen auch eigentlich nur die allgemeine Ermüdung und Erschöpfung Wahrscheinlichkeit; die Gährung aller Staaten von Europa lässt sich doch dadurch nicht auf einmal aufheben, so lange sich die Regierungen nicht mit ihren Völkern versöhnt haben; und das sey nicht zu hoffen, so lange Frankreich Republik sey, obgleich die Greuel des Sansculottismus der Revolution schon viel Anhänger entzogen hätten. Das meiste indessen würden immer gute Staatsverwaltungen thun. Man müsse ja künftig jeden Krieg so sehr als möglich meiden, und keinen ohne die nöthigen Hülfsmittel anfangen. Deutschlands Fürsten müssten sich alle vereinigen; dann würden sie Gewicht haben, und gegen Unterdrückung und Theilung wirken können. Immer bliebe jetzt für den Kaiser, Preussen und das deutsche Reich nichts übrig, als ein Friede, durch Bewaffnung aufrecht erhalten; aber ein allgemeiner, öffentlich angetragen, so dass sich die Regierung in Frankreich ihm nicht ohne Unwillen des Volks entziehen könne. Die Royalisten müssten, wie alle Partheyen, ihre besondern Systeme aufgeben und nur erst Ruhe herbeyführen. Diese würde von allen gewünscht, und nachher möge die That zeigen, dass nur das Königthum die Ruhe sichre. Zu dem allen müsse man die öffentlichen Blätter nützen, die Schriftsteller unterstützen, und dadurch die öffentliche Meynung bearbeiten. Auf jeden Fall sey freylich der Wunsch nach der besten Verfassung natürlich; allein für jetzt sey es höchst dringend, „nur auf irgend eine Regierung zurückzukommen, um der militärischen Alleinherrschaft der Armeen, dem Föderalism der Departementer, und endlich dem bürgerlichen Kriege zu entgehen, der so vieles Unglück, vielleicht noch auf zwanzig Jahre, verlängern könnte."

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Schwickert. *Die Altenburger.* (Eine) Geistergeschichte aus dem eilften Jahrhundert(e). 1795. 350 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Leipzig, b. Leo: *Die zwölf schlafenden Jungfrauen.* Eine Geistergeschichte von *Christ. Heinrich Spiess.* Erster Theil. 1795. 528 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. von Nr. 1. nennt seinen Roman eine Geistergeschichte, blos weil er zur Abwechslung mit einer Geistererscheinung auftritt. Seine Schrift ist aber nichts mehr und nichts weniger als eine ganz gewöhnliche Rittergeschichte, voll Humpengeklirre, Schwerdtgetöse und Dirnengelispel, worinn die Menschen wie die Kohlstrünke niedergehauen werden.

Der Vf. von Nr. 2. meynt es mit den Geistern ernstlicher, und da ihm die Sprache bey weitem mehr, als andern seines Gleichen zu Gebote steht, so mögen die

alten Rittergeschichten nur immer einer neuen Epoche entgegen sehen; denn an Nachahmern soll es gewiss nicht fehlen. Bey alle dem bleibt es aber doch immer eine sehr misliche Sache, Götter und Teufel zu verkörpern, welches der leidige Satan beweisen mag, den der Vf. zuweilen sehr läppische Dinge sagen läfst. Diesem höllischen Schadenfroh nämlich hatte der Edle von Hundweil alle seine Töchter versprochen, die nach einer zwiefach verlaufenen Frist nur mit grofser Mühe von ihrem Heiligen noch gerettet werden können. Wie dieser Heilige die unschuldigen Jungfrauen beschützt, findet man auf einem wohlgerathenen Blatte vom Kupferstecher *Haas* vorgestellt, der zugleich auch die Titelvignette in einer guten Manier gestochen hat.

Weimar, b. Hoffmann: *Kabinetstücke*, von *Gustav Honig*. Erstes Bändchen, enthaltend Grigri. (Auch unter dem Titel:) *Grigri*, eine Arabeske, nach einem französischen Meister copirt, von *Gustav Honig*. 1795. 222 S. 8. (21 gr.)

Dafs es dem Vf., (der seinen Lesern in der Vorrede sagt, dafs er Künstler sey, in Italien lebe, und noch nicht über 22 Jahre zähle,) weder an Geist und Witz, noch an lebhafter Einbildungskraft gebreche, das wird ihm jeder zugestehn, der nur ein Blatt vom Grigri zur Probe gelesen hat. Der Vf. hat sich einen Stoff gewählt, dem er gewachsen war, und ihn so behandelt, dafs man sich an der Kunst versündigen würde, wenn man seine Arabesken-Mahlereyen für das Werk eines gemeinen Künstlers ausgeben wollte. Seine Farben sind frisch und überaus wohlgewählt, und seiner Zeichnung fehlt es nirgends an Kühnheit und genialischem Ausdrucke so wenig wie an geschmackvoller Ausführung. Schade nur, dafs der Vf. sich solche Künstlerfreyheiten genommen hat, dafs man es ihm kaum verzeihen darf, so viel ins Nackte gemahlt zu haben. Rec. sucht fürwahr keine Ehre darinn, für einen Bruder des gelben Smelfungus gehalten zu werden; aber so wie er den Grigri gefunden hat, würde er grofses Bedenken tragen, ein solches Kabinetstück irgend einem seiner Freunde und Bekannten zum Aufhängen in der Schlafkammer zu empfehlen. Jeder feine Leser mufs erröthen, wenn er bey gewissen Scenen der Fee Cykloide und ihrer Liebhaber zum Zeugen gerufen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Paris*, b. Defenne: *Notice succincte des objets de sculpture et architecture, reunis au Depot provisoire national*, rue des petits Augustins. Par *Alexandre Lenoir*, garde du dit Depot. 1793. 28 S. 8. — Durch ein Decret, des Nat. Conv. wurde noch am 18ten Octob. 1792. eine besondre Commission unter dem Namen einer *Commission de Monumens* errichtet, die für die Erhaltung und Aufbewahrung der öffentlichen Denkmäler und andrer Kunstwerke sorgen sollte; die Mitglieder dieser Commission waren theils Gelehrte, theils verdiente Künstler, und der Präsident, der alle 2 Monate erneuert wurde, jedesmal eines der Mitglieder des *Comité d'instruction publique*. Die Errichtung dieser Commission erfolgte freylich etwas spät, denn eine nicht unbeträchtliche Menge öffentlicher Denkmäler, wie z. B. die Bildsäule Heinrich IV auf dem *Pont neuf*, u. m. a., waren bereits lange zuvor durch den Pöbel zernichtet worden; und wahrscheinlicher Weise würde sich dieser Zerstörungsgeist noch länger erhalten haben, wenn man selbigem nicht eine andre Richtung zu geben gesucht hätte. Die erste Bemühung der *Commission de Monumens* bestand darinn, die ihrer Aufsicht anvertrauten Gegenstände gegen künftige Angriffe der Revolutions-Iconoklasten zu sichern, und wenn es die Form und die Entlegenheit des Orts erlaubte, nach Paris an einen besondern Ort in Verwahrung bringen zu lassen. Durch diese Veranstaltung entstanden in Paris mehrere *Depots*, deren jedes einen besondern Aufseher oder *Conservateur* erhielt, dem aufser der Aufsicht zugleich die Verfertigung eines Verzeichnisses der im Depot versammelten Stücke übertragen wurde. Ein solches Verzeichnifs ist das hier vor uns liegende; es enthält unter 256 Numern eine zwar kurze, aber doch hinlänglich bestimmte Beschreibung von vielen merkwürdigen Kunstwerken, gröfstentheils aus den Pariser Kirchen, Klöstern und einigen Häusern und Gärten, die Emigranten genommen wurden; sie bestehen in Grabmälern, Bildsäulen, Büsten, Inschriften und mancherley architektonischen Verzierungen. Dafs nicht alle von gleichem Werth sind, läfst sich leicht begreifen. Viele, die von Seiten der Kunst sich nicht auszeichnen, verdienten doch als historische Denkmäler aufbewahrt zu werden, und in diesem Betracht mufs man des Vf. Genauigkeit loben, der bey jedem nur einigermafsen merkwürdigen Gegenstand den Ort, wo selbiger ehemals war aufbewahret worden, angezeigt, und zugleich manchen kleinen nicht allgemein bekannten historischen Umstand mit beygebracht hat. Das berühmte Mausoleum des Card. v. Richelieu, ein Meisterstück Girardon's, aus der Kirche der Sorbonne findet sich unter Nr. 131. dieses Verzeichnisses aufgeführt. Der Vf. rettete selbiges noch zur rechten Zeit aus den Händen des muthwilligen Pöbels, der mit dessen Verstümmelung bereits den Anfang gemacht hatte. Unter Nr. 98. und 101. finden sich zwey vortreffliche Bildsäulen von Mich. Angelo, die für das Grabmal des Pabsts Julius II bestimmt waren; es sind zwey Sklaven aus cararischem Marmor 6½ Fufs hoch, der Kopf des einen ist noch nicht völlig ausgearbeitet, Robert Strozzi schenkte diese Bildsäulen an Franz I; von diesem erhielt sie der berühmte Connetabel v. Montmorency, der sie lange Zeit auf seinem Schlosse zu *Econban* verwahrte; zuletzt kamen sie an die Familie Richelieu. Der Vf. fand sie in dem Garten des verstorbenen Herz. von Richelieu, aus selbigem liefs er sie mit verschiednen andern antiken und modernen Kunstwerken in sein Depot bringen. Für die Kunstgeschichte Frankreichs liefert dieses Verzeichnifs eine Menge schätzbarer Nachrichten, die ein Schriftsteller, der dieses Fach dereinst wird bearbeiten wollen, mit Nutzen gebrauchen wird. Der beträchtliche Zuwachs, den dieses Depot in den letzten zwey Jahren erhalten hat, setzte den Vf. in den Stand, ein ausführliches chronologisches Verzeichnifs der seiner Aufsicht anvertrauten Kunstwerke zu entwerfen, dessen Vollendung bey den bekannten Talenten des Vf. den Liebhabern der Kunst ein sehr angenehmes Geschenk seyn wird. Der Vf. beklagt mit Recht den Verlust manches vortrefflichen Kunstproducts, und er drückt sich darüber mit einer zur Zeit des Revolutionsgouvernements ungewöhnlichen Freymüthigkeit aus; S. 15. heifst es: „*Le depot a perdu beaucoup d'objets en peinture et sculpture, qui ont été victimes de la barbarie et de la mechanceté, qui, sous des pretextes vains et specieux, font disparoitre et aneantissent des morceaux qui transmettoient à l'immortalité les talens de leurs auteurs, et la celebrité des artistes français.*“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. September 1796.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Stockholm, b. Cronland: *Anmärkningar til Sweriges Rikes Sjö-Lag-utgifne af Jac. Albr. Flintberg.* 1794. 651 S. gr. 4.

Greifswald, b. Röse: *Schwedisches Seerecht* mit Anmerkungen, welche die neuen dahin einschlagenden Verordnungen enthalten, nebst einer Nachweisung über die Obliegenheiten der schwedischen Consuln und die ihnen gebührenden Consulatabgaben; aus dem Schwedischen des Hn. *J. A. Flintberg*, Advocatfiskal beym Königl. Commerzcollegium in Stockholm, mit einer Vorrede von D. *E. F. Hagemeister.* 1796. XXVI u. 431 S. 4.

Wir nehmen hier Original und Uebersetzung zusammen, die sich doch, wie schon aus der verschiedenen Bogenzahl erhellet, nicht völlig gleich sind. Das eigentliche schwedische Seerecht trat schon 1667 ans Licht, nachdem es den 12 Jul. eben des Jahrs, während der vormundschaftlichen Regierung K. Carl XI publicirt war, und drey Jahr darauf erschien davon zu Wismar eine deutsche Uebersetzung, unter dem Titel: *Der Reiche Schweden Seerecht*, wie es 1667 verordnet worden, auf 15 Bog. in 4., die aber manche unverständliche Stellen und andere Mängel hatte. Inzwischen liefs es Prof. *Dähnert* in dem III Bande der *Sammlung pommerscher und rügischer Landesurkunden* in Fol. von S. 476 bis 521 unverändert abdrucken. In diesem Seerecht war sowohl das alte Wisbysche Seerecht zum Grunde gelegt, als auch die Seerechte anderer Völker zu Rathe gezogen worden. Bey der besondern Aufmerksamkeit aber, die man in Schweden seit der Mitte dieses Jahrhunderts auf den Seehandel von allen Seiten wandte, fand man bald, dass manche Verfügungen jenes Gesetzes bey veränderten Umständen nicht mehr anwendbar, noch für den Zweck, wozu man sie bestimmt hatte, zureichend waren. Daher wurden seit der Zeit eine grofse Menge ganz neue auf Seehandel und Seefahrt sich beziehende Zusätze und Verordnungen gemacht, von denen in dem Seerecht von 1667 noch nichts vorkam, noch vorkommen konnte. Durch diese vielen einzelnen theils vom Könige selbst, theils von den Königl. Collegien erlassenen Verordnungen, sind mehrere Stellen des schwedischen Seerechts erläutert, vollständiger und genauer bestimmt, und den gegenwärtigen Umständen, so wie der jetzigen Lage des Seehandels gemäfs eingerichtet worden. Alle diese einzelnen Verordnungen hat Hr. *Flintberg*, der sich schon auf mehrere Art um die schwedischen Rechte und Verfassungen verdient gemacht hat, gesammelt, solche in einen kurzen Auszug gebracht und geordnet, und diesen hier einem jedem Kapitel und Paragraphen des wieder neu abgedruckten Seerechts selbst beygefügt, so dass man also jetzt immer alles, was zu jeder Materie gehört, und darüber verordnet ist, an einem Ort beysammen findet, und die Flintbergische Arbeit zugleich als einen Commentar über das schwedische Seerecht ansehen kann. Das letztere ist nun in 8 Abtheilungen (schwedisch *Balkar* genannt) vertheilt, nämlich *Skipmanna-Balk*, die Abth. von den zum Schiff gehörigen Leuten; *Skiplego-Balk*, von der Schiffsfracht; *Redare-Balk*, von der Rhederey, *Bodmeri-Balk*, von der Bodmerey; *Sjöskade-Balk*, von den Seeschäden; *Försäkrings-Balk* von den Affecuranzen; *Admiralsskaps-Balk*, von der Admiralschaft; *Skipmäla-Balk* von den Gerichten und rechtlichen Verfahren bey Seesachen. Diesen 8 Abtheilungen ist ein Anhang von den Pflichten der an fremden Orten befindlichen Consuln, nach ihrer Instruction, nebst den ihnen gebührenden Consulatabgaben beygefügt. Die Städte und Länder, wo sich schwedische Consuln aufhalten, sind darinn nach dem Alphabete aufzusuchen. Auf die besondern Verordnungen des schwedischen Seerechts selbst, können wir uns hier nicht näher einlassen. Die Arbeit des Hn. *Fl.* wird allen denjenigen sowohl, welche Seerechte überhaupt studieren, als auch denen besonders, die mit Schweden zur See in Handelsverkehr stehen, von Nutzen seyn.

Auf letztere, scheint der deutsche Uebersetzer dieses Buchs hauptsächlich sein Augenmerk gerichtet zu haben. Daher kommt dann auch wohl der Unterschied, dass in der Uebersetzung der ganze Flintbergische lange Commentar über die achte Abtheilung von dem rechtlichen Verfahren bey Seesachen, welcher im Original von S. 327 bis 512 geht, weggeblieben ist, nur dass einige Zusätze und Verbesserungen dem auch hier vorangeschickten gut und besser als in der Wismarschen Ausgabe übersetzten Text des Seerechts selbst eingeschaltet sind. Dadurch ist die Uebersetzung um ein Drittel weniger stark als das Original geworden. Auch ist es wahr, dass aufserhalb Schweden kein grofser praktischer Nutzen davon erwartet werden dürfte, da freylich, wer in Schweden in Seerechtssachen Processe zu führen hat, sich dort eines des Processes kundigen Mannes bedienen mufs. Allein für die Theorie der Seerechte überhaupt, würde doch auch der Commentar über diese Abtheilung nicht ganz unnütz gewesen seyn.

Rec. mufs noch der Vorrede des Hn. *Hagemeisters* besonders erwähnen. Es ist kein ganz unbekanntes und bisweilen schädliches Vorurtheil in Schweden so-

wohl als in Deutschland und wohl gar bey einigen in Pommern selbst, dass die schwedischen Gesetze auch Schwedens deutsche Provinzen verbänden, und also auch das schwedische Seerecht in Pommern gelten müsse. Hievon zeigt Hr. *H.* in dieser Vorrede über den Gebrauch des schwedischen Seerechtes in schwedischen Pommern sehr deutlich das Gegentheil. Pommern ist, der an die Krone Schweden geschehenen Abtretung ungeachtet, ein zum deutschen Reich gehöriges Land geblieben, das nicht nach schwedischen Gesetzen regiert wird, sondern seine davon ganz verschiedene Verfassung und Einrichtung hat, nach welcher nur diejenigen Vorschriften wahre gesetzliche Kraft haben, und als wirkliche Pommersche Landesgesetze anzusehen sind, die, nachdem sie mit den pommerschen Landständen von Ritterschaft und Städten, überlegt und abgehandelt worden, im Lande von der Königl. Regierung publicirt werden. Also kann auch das schwedische Seerecht nicht in Pommern, nicht einmal als ein Hülfsrecht gelten. Daher dann auch nicht nur pommersche Rechtsgelehrte dem schwedischen Seerecht keine Anwendung in dieser Provinz bey Entscheidung streitiger Rechtssachen zugestanden haben, und der berühmte *H. K. Engelbrecht* auch seine anfangs in *Delineatione Status Pomeraniae Suethicae* S. 95 dafür geäusserte Meynung schon in eben dem Buch, S. 222 wieder zurücknahm; sondern auch das pommersche Hofgericht dasselbe bey seinen Entscheidungen, der Behauptung der einen oder andern Parthey ungeachtet, so wenig zum Grunde gelegt hat, dass selbst da, wo Untergerichte darnach gesprochen haben, diese Anwendung ausdrücklich gemissbilliget ist. Wenn aber gleich das schwedische Seerecht in so ferne keinen praktischen Nutzen in Pommern hat; so kann es doch einen theoretischen Nutzen haben und dessen Kenntniss nebst den dahin einschlagenden Verfügungen kann besonders für pommersche Einwohner, die zur See nach Pommern Handlung treiben, und in Schweden selbst darüber in Processe verwickelt werden können, nützlich seyn. Und da das schwedische Seerecht nebst dem Lübeckschen und Hanseatischen aus einer Quelle, nämlich dem Wisbyschen fliesst; so kann es auch nicht fehlen, dass nicht zwischen dem schwedischen, lübeckschen und hanseatischen Seerecht mancherley Uebereinstimmungen eintreten sollten, und dass nicht die Kenntniss des einen, in allen Gegenden wo lübeckisches und hanseatisches Seerecht gilt, zum bessern Verständniss des andern, so wie die Vergleichung einzelner Artikel unter einander bey streitigen Stellen zur Erklärung derselben dienen sollte. Auch dies bestätiget den Nutzen einer guten und getreuen Uebersetzung des schwedischen Seerechts.

HALLE, b. Renger: *R. F. Terlinden* Kön. Preuss. Regierungs- Assistenzraths und Grosrichters in Soest, auch Mitgliedes der Westphälischen patriotischen Gesellschaft zur Beförderung der Oekonomie und aller nützlichen Künste und Gewerbe, *Versuch einer praktischen Anleitung zum Dekretiren und Expediren in unstreitigen Rechtsgeschäften für angehende Decernenten und Gerichtssecretairs bey den Untergerichten nach den Grundsätzen der neuern preussischen Gesetze.* Der Anleitung zum Dekretiren und Expediren *Dritter Theil.* 1795. 484 S. 8. Das angehängte Formularbuch. 284 S. 8. (2 Rthlr.)

Zu den *unstreitigen Rechtsgeschäften*, sagt der Vf. S. 1. 2., welche einen Gegenstand richterlicher Verfügungen ausmachen, rechne ich nicht nur die Geschäfte der eigentlichen willkürlichen Gerichtsbarkeit, sondern alle Handlungen, welche die Besorgung streitiger Angelegenheiten nicht unmittelbar angehen, wohl aber zu dem Umfang des richterlichen Amts und dessen Verwaltung gehören, einen Einfluss in das Wohl der Unterthanen, und auf die Vorsorge für die Sicherheit ihres Vermögens haben, oder auf die Erhaltung der Gerechtsame des Landesherrn abzwecken. *Die Rechtsgeschäfte der willkürlichen Gerichtsbarkeit* und die darauf abzweckenden Verfügungen sind von einem ausgebreiteten Umfange und haben die Beglaubigung, Vollziehung, oder Bestätigung derjenigen Geschäfte, die entweder auf Verlangen der Interessenten, oder auf Erfordern der Gesetze, oder auf Befehl, oder auf Ansuchen eines andern Gerichts, unter richterlicher Mitwirkung vollzogen werden müssen, zum Vorwurf. Einige betreffen nun also Handlungen und Rechtsangelegenheiten, bey welchen es auf eine blosse Beglaubigung ankommt; andere betreffen aber Handlungen, welche zwar an sich keinen Rechtsstreit zum Gegenstand haben, dennoch aber vor ihrer Vollziehung eine richterliche Untersuchung erfodern. Ihre Mannichfaltigkeit, so weit sie hieher gehören, lässt sich auf zwey Gattungen zurückführen, in so ferne sie blos allgemeine, oder besondere sind. Zu den ersteren kann man diejenigen rechnen, welche zu einer besonderen Lehre der theoretischen Rechtsgelahrtheit nicht gehören; und zu den letzteren, welche dazu gehören. Diese auf die besondern Rechtsgeschäfte der willkürlichen Gerichtsbarkeit abzweckenden Verfügungen gehen Theils auf solche Rechtsgeschäfte, welche die Erbfolge, deren Bestimmung für die Zukunft, deren Erlangung und Versicherung nicht betreffen; theils auf solche, welche die Erbfolge betreffen. *Die übrigen unstreitigen Rechtsgeschäfte* und dahin abzielenden Verfügungen setzen aber gewisse allgemeine Einrichtungen im Staat und eine gewisse den Gerichten obliegende fortdauernde Oberaufsicht und Direction voraus, welche auf das Wohl des Staats und seiner Bürger abzweckt. Die dabey vorkommenden einzelnen Verfügungen bey den Untergerichten, welche, je nachdem der Umfang derselben Gerichtsbarkeit weitläufig, oder eingeschränkt ist, hieher gehören, bestimmen nun bald die Ordnung im Kirchen-, Schul- und Armenwesen; bald die Erhaltung und Sicherstellung des Vermögens der Unterthanen, das Vormundschaftswesen, das Hypothekenwesen, das Depositalwesen, Lehnswesen; bald die zweckmässige Verwaltung der Geschäfte bey den Untergerichten; bald die Aufsicht und Besorgung der Gerechtsame des Landesherrn. — Gleich beym ersten Anblick dieser kurzen Uebersicht, aus welcher unsere Leser nun schon abnehmen können, was sie in diesem

Bande

Hände suchen dürfen, erkennt man Nettelbladt's Schüler, der fast bis in das unendliche Abtheilungen auf Abtheilungen häuft, und durch dieses verunglückte Streben nach Deutlichkeit und Vollständigkeit dunkel, und dem Leser lästig wird. Eben so fehlt es auch oft den gegebenen Begriffen an der gehörigen Klarheit; der Vf. verwickelt sich gewöhnlich in einen Schwall von Worten, in dem man den wahren Sinn nur mühsam erforscht. Dass die gelieferten Muster in einem eigenen Anhange der Reihe nach unmittelbar auf einander folgen, und nicht sogleich in den einzelnen Abschnitten an den gehörigen Orten eingerückt worden sind, ist auch bey dem Gebrauche des Werkes beschwerlich, indem man nun beständig, um Vergleichungen anstellen zu können, hin und her blättern muss. — Dessen ungeachtet aber ist Rec. weit entfernt, dem Buche seine Brauchbarkeit abzusprechen; vielmehr sieht er es als ein schätzbares Geschenk an, für das alle Geschäftsmänner in den preussischen Staaten dem Vf. vielen Dank schuldig sind. Die neueste preussische Gesetzgebung ist dabey mit aller Sorgfalt benutzt; die bey den einzelnen Geschäften gegebenen Regeln zum zweckmäßigen Dekretiren und Expediren sind mit der größten Genauigkeit abgefasst, und zugleich so erschöpfend, dass man bey ihrer Befolgung gewiss nicht Gefahr läuft, einen wesentlichen Punkt ausser Acht zu lassen; die gelieferten Formulare endlich können in Hinsicht auf Materie sowohl, als auf Form als Muster mit vollem Rechte empfohlen werden. — Da jedoch die jüngsten preussischen Gesetze grade über die hier behandelten Gegenstände so sehr viele eigene, von den gemeinrechtlichen Anordnungen abweichende Bestimmungen enthalten, und der Vf. dabey die besondern Einrichtungen in den preussischen Staaten sowohl überhaupt, als in Ansehung der Gerichte insbesondere stets vor Augen gehabt hat; so wird wohl, ohne unser Erinnern, jeder Leser von selbst einsehen, dass dieses Werk ausserhalb der preussischen Staaten wenig, oder eigentlich gar nicht brauchbar seyn kann.

SCHÖNE KÜNSTE.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Die Richter.* Schauspiel in fünf Aufzügen. 1796. 150 S. gr. 8. (8 gr.)

Dies ist eins von den Schauspielen, welche aus den Brosamen, die von der Herren Tische fallen, zusammengeknätet sind. Seit *Kabale und Liebe* werden die ärgen Bösewichter immer zu Präsidenten erhoben, und hier führt ebenfalls einer, nicht so wohl von der schwärzesten als vielmehr von der niederträchtigsten Klasse, das Präsidium. Er leiht auf Pfänder, sticht mit einer Putzmacherin durch, und sucht durch diese und den Kammerdiener des Fürsten, dem letzten seine Tochter zur Mätresse aufzudringen. Er ist dumm genug, oder vielmehr der Verfasser konnte ihn nicht klüger gebrauchen, dem Kammerdiener eine schriftliche Versicherung des Lohnes seiner Dienste zuzuschicken, welche die Putzmacherin auf der Strasse verliert. Ein ehrlicher Jude, eine so genaue Copie von Iflands Baruch in dem Schauspiel *Dienstpflicht*, dass er auch von „himmlischen Interessen" spricht, findet den Zettel, bekehrt die Putzmacherin stehendes Fusses, und nachdem nun alles, theils durch ihn, theils durch ein paar Gerechte unter den Richtern, an den Tag kommt, macht er ferner den Apostel bey allen Christen im Stück. Es findet sich noch am Ende ganz unerwartet, dass der Präsident nicht der Vater des Mädchens ist, das er verkaufen wollte. „Sie sollte mir helfen," sagt er, „den einzigen Wunsch zu erreichen, den ich hatte, ganz hier zu regieren; und andern nur den Namen zu lassen — es ist mislungen — nun nehm' sie hin wer da will!" Die Rache, die er hier an ihr nehmen will, ist sehr übel erdacht, da er zugleich, ehe er abgeführt wird, ihren Taufschein abliefert, der sie als ein vollbürtiges Fräulein angiebt. Er muss sich auch in der Wuth nicht recht auf seine Neigungen besinnen können, und vergessen, dass er neben dem Wunsche, ganz zu regieren, auf Pfänder lieh. Man kann ihm sogar zutrauen, dass er das erste nur zur Befriedigung seines Geizes betrieb. Möchten seines Gleichen auf immer vom Theater entfernt bleiben!

Basel, b. Flick: *Obrist von Steinau.* Ein häusliches Lustspiel in drey Aufzügen. 1795. 103 S. 8. (6 gr.)

Das auf dem Titel gebrauchte Wort *häuslich* ist ein bequemer Vorwand, um einen nachlässigen Aufzug zu entschuldigen. Von der Mühe, welche der Vf. bey seiner öffentlichen Erscheinung auf sich gewandt haben möchte, wird hier auch gar nichts sichtbar. Von mehreren Handlungen, die er anlegt, bringt er nur Eine, und zwar auf eine etwas kindische Weise zu Ende. Soll der Charakter des Obristen sein Hauptgegenstand seyn, so muss man gestehen, dass er ihn so wenig angefangen als vollendet hat. Denn dass dieser ein Päärchen eine Stunde lang in der Hoffnung quält, ihm dadurch das Glück seines ganzen künftigen Lebens zu sichern; dass er seiner unerwachsenen Tochter Lehren wie folgende giebt: S. 83. „Die Jünglinge „fallen euch um den Hals, zappeln wie auf den Sand „geworfne Fische nach euren Küssen, und taumeln dann „so betrunken auf euern Lippen herum, als wenn sie „ein Gläschen über den Durst getrunken hätten; oder: „Die Mädchen übergeben dem Herzinnigen alle Schlüs„selgewalt über sie, schüren alle Lebensgeister des Jüng„lings an. Er steht in Flammen — das Mädchen haucht „die Flammen mit ihrem Odem an, und nun *laufen „beede Brunst;*" das deutet doch nicht einmal auf ein wenig Vernunft, vielweniger auf eine liebenswürdige Laune. Andere Lücken werden durch unschmackhafte Versehen ausgefüllt, womit die Kinder den Geburtstag des Vaters feyern, und dieser durch sie den Liebenden ihr Heil verkündigen lässt. *Tonchen* ist, so wie der Schulmeister, eine völlig überflüssige Person; und die Frage des Vaters möchten wir wohl dem Vf. vorlegen: was er mit dem Narrenstreiche will, dieses Kind durch Karl entführen zu lassen, ja was wir überhaupt mit dem Karl sollen, mit dem er selbst nichts anders anzufangen weiss, als ihn auf drey Tage in Arrest zu schicken?

Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Der Universalfreund* oder Gutherzigkeit und Windbeutelei. Luſtſpiel in fünf Aufzügen nach dem Engliſchen des Goldſmith von *G. F. Rebmann*. 1796. 146 S. 8. (12 gr.)

Wir müſſen der Meynung des Ueberſetzers beypflichten, daſs dieſes „Mittelgut," neben ſo manches Schlechte geſtellt, den ſtrengen Tadel zum Schweigen bringt. Die Perſonen kündigen ſich ein wenig wie Masken an: ich bin der Gefällige, ich die Luſtige, ich der Närriſche, ich der Windbeutel, u. ſ. w.; aber es fehlt ihnen doch nicht an menſchlicher und lebendiger Bewegung, dahingegen in dem Mittelgut unſrer Ritterſchauſpiele die Handelnden ſo oft nur wie geharniſchte Marionetten erſcheinen. Einige Züge, als z. B. wie der Alte das Gekritzel des Kammermädchens für einen Brandbrief hält, ſind wirklich ſchon im Leſen komiſch, und eine gute Vorſtellung wird deren gewiſs noch mehrere haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Ohne Druckort: *Der Spiegel von Arkadien*. Eine groſse heroiſch-komiſche Oper in 2 Aufz. Von *Emanuel Schikaneder*. 1796. 79 S. 8. (5 gr.) Eigentlich kann dieſe Oper eben ſo wenig darauf Anſpruch machen, wie ein dichteriſches Kunſtwerk betrachtet zu werden, als man ſich einfallen läſst, die kleinen Dramen, womit auf Jahrmärkten eine Stimme hinter dem Vorhange die hölzernen Gebährden kleiner Polichinellen zu begleiten pflegt, vor einen äſthetiſchen Richterſtuhl zu ziehen. Indeſſen hat der Verfaſſer deſſelben nicht etwa bloſs eine vorübergehende Celebrität erlangt, ſondern wahrſcheinlich wird ſein Nahme, zwar ganz von ungefähr, auf die Nachwelt kommen: denn da Mozart die *Zauberflöte* gut genug gefunden hat, um ſie genialiſch zu componiren, ſo wird man ſich wohl immerfort gefallen laſſen müſſen, ſie zu ſehen und auch den Text mitzuhören. So etwas konnte in Deutſchland nicht ohne Nachahmungen bleiben, zum Glücke haben ſie nicht ſo groſse Componiſten gefunden, und können alſo ohne Umſtände der Vergeſſenheit überantwortet werden. Man iſt alle denkbaren Zauberinſtrumente durchgegangen, ja man hat Himmel und Erde um Abentheuerlichkeiten in Contribution geſetzt. In dieſem Stücke, worin Hr. Schikaneder ſeine eigne in der Zauberflöte angenommene Manier nachgeahmt, oder, wofern ſo etwas noch eine Parodie zuläſst, parodirt hat, iſt auch zur Veränderung ein kleines Probeſtück aus der Hölle mit eingeflochten. Denn der böſe Genius, Tarkeleon, iſt doch nichts anders als der leidige Satan unter einem ehrbaren Nahmen und zur Erſcheinung auf dem Theater ein wenig zugeſtutzt. Auf der andern Seite erſcheint Jupiter ungefähr wie Gott der Vater in den alten geiſtlichen Faſtnachtsſpielen, und läſst zum Ueberfluſſe auch noch die Juno vom Himmel herunter kommen. Es werden eine Menge Anſpielungen auf die Schöpfung und erſte Cultur der Menſchen angebracht; die Idee aber, um welche ſich das Ganze dreht, iſt eigentlich der Sündenfall. Er wird hier auf alle mögliche Arten emblematiſirt: dieſer ſcheinbare Reichthum iſt aber wahre Armuth, denn die Handlung rückt dabey nicht vorwärts, ſondern kehrt immer auf denſelben Punkt zurück. Wenn wir beſcheiden zählen, werden wenigſtens noch ein halb Dutzend Sündenfälle herauskommen, die ihr etwaniges Intereſſe dadurch vollends verlieren, daſs der gute Jupiter immer gleich bey der Hand iſt, um allen Schaden zu verhüten, ſo daſs am Ende doch Tarkeleon die Zeche allein bezahlen muſs. Die komiſche Perſon iſt hier *Metallio* eine Art von *Papageno*, nur freylich nicht befiedert und überhaupt plumper und fleiſchiger wie jener. Doch ſagt er Dinge, die im Munde des Kaſperl allerdings für artig gelten möchten. Uebrigens iſt ſehr dafür geſorgt, Augen und Phantaſie der Zuſchauer wo nicht geſchmackvoll, doch ſo bunt als möglich zu unterhalten. Der Decorateur, der Theaterſchneider, ſogar der Tonkünſtler bekommt viel zu thun; nur der Verſtand konnte bey Verfertigung dieſer Oper und kann bey ihrem Genuſſe ganz müſsig bleiben. Daſs dem Componiſten ein ſolcher roher aber üppiger Stoff immer noch willkommner iſt als magre Regelmäſsigkeit, begreift ſich leicht. Es käme nur darauf an, durch ein Beyſpiel zu zeigen, daſs in der Oper das Wunderbare mit dem ächten Schönen vereinigt, und die Foderungen der kindlichſten Phantaſie und des gebildetſten Geſchmacks zugleich befriedigt werden können. In Hrn. Gotters *Geiſterinſel*, einer Oper, deren Erſcheinung die Freunde der Dichtkunſt und der Bühne ſchon lange erwarten, iſt dieſs wirklich geleiſtet, und es iſt nur zu beklagen, daſs Mozart nicht länger gelebt hat, um endlich einen würdigen Gegenſtand für ſeine Compoſition zu finden.

Riga, gedruckt von Müller; *Wielands Oberon* in 5 Aufz. als Dekorations- und Maſchinen-Stück bearbeitet von *Gottfried Buſch von Buſchen*, nebſt einem Prolog von *C. F. D. Grohmann* und Titelkupfer. 1794. 93 S. gr. 8. (8 gr.) Niemanden, der dieſe Arbeit geprüft hat, wird es noch „wunderbar vorkommen," (wie es der Verfaſſer vermuthet, ungeachtet er ſich nicht das mindeſte daraus zu machen gedenkt) daſs er es „wagte, Wielands Oberon zu dramatiſiren." Das Wageſtück iſt aus der doppelten Urſache ſo groſs nicht, weil der Schwierigkeiten in der That nicht gar viele ſind, und man es ſich hier ſehr leicht gemacht hat, ſie zu überwinden. Jenes Gedicht hat, in der Folge der Scenen wenigſtens, ſchon eine ſolche dramatiſche Anordnung, wie die Oper ſie bedarf, und iſt ſchon mehrmahls auf dieſe Weiſe bearbeitet. Hier iſt nun weiter nichts geſchehen, als daſs man ihr auf den Fuſs folgte, das Schönſte im Gedicht, das Leben auf dem Schiffe und der Inſel wegließ, die Worte, wo es irgend thunlich war, beybehielt, die Stanzen in unregelmäſsige Jamben, die ohne Abſätze gedruckt ſind, übertrug, und oft die Erzählung in Rede verwandelte. Allenfalls hätte der Oberon in einer Geſellſchaft aus dem Stegreif ſo traveſtirt und aufgeführt werden können. Es iſt hier doch nur eine ſtumme Oper daraus entſtanden. Maſchinerie iſt in Menge da, und dem Dekorateur iſt nichts erſpart worden; im Gegentheil die Mühe, die er an die Epiſode von dem Rieſen Angulaffer zu wenden hat, ſcheint ziemlich überflüſſig, ſo wie manche Veränderungen der Scene verſchwendet zu ſeyn. Allein der belebende Geſang fehlt, und ohne den jedesmahl ſich wieder erneuernden Genuſs muſikaliſcher Begleitung wird man es bald müde werden, ſich am den Schaugepränge zu ergötzen. Die Theilnahme an dem Schickſale der Liebenden iſt zugleich mit dem Verdienſte ihrer Treue durch die deutlichen Winke Oberons gegen Hüon und durch Titaniens unerwartete Erſcheinung bey Rezia, um ſie bey der bevorſtehenden Prüfung zu ſtärken, beträchtlich geſchwächt worden. Die Verirrung der Liebenden auf dem Schiffe weiſs der Verfaſſer nicht ſeiner anzudeuten, als daſs er den Oberon auf einen Felſen am Meer ſtellt, um ihn von da aus die Gefahr immer näher rücken ſehn zu laſſen, bis er endlich in die Worte auszubrechen genöthigt iſt: „Ha! jetzt iſt es geſchehn!" Wie im Gedichte ſelbſt, wird uns Hüons Verzweifelung im Bilde gezeigt; er fährt in einer Wolke über die Bühne, und hält dabey einen ziemlich langen Monolog. So etwas kann billiger Weiſe den Theatermeiſter und die Schauſpieler mit Hüon zur Verzweifelung bringen, trotz allen den Aufforderungen und Weiſungen, die ſie hier häufig erhalten; aber das Titelkupfer, wo Scherasmin wie ein groſser Orangoutang und Oberon wie ein kleiner Affe ausſieht, mag ſie wieder tröſten, wenn ihre Darſtellungen nicht zum glänzendſten ausfallen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 16. September 1796.

GESCHICHTE.

Riga, b. Hartknoch: *Ueber den erſten Feldzug des Ruſſiſchen Kriegsheers gegen die Preuſsen im J. 1757. Aus Archival-Nachrichten des Gen. Hans Heinr. v. Weymarn*, herausgegeben von *A. W. Hupel*. 1794. 15 Bog. (6 gr.)

Hr. H. nennt dieſe Nachrichten mit Recht einen merkwürdigen Beytrag zur Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs. Es war eine ſo auffallende und unerwartete Erſcheinung, dafs die ruſſiſche Armee nach dem Siege bey Groſsjägerndorf, anſtatt vorwärts zu gehen, ſich über den Pregel zurück zog, und das preuſsiſche Gebiet verliefs, dafs deswegen groſse Unterſuchungen zu St. Petersburg angeſtellt, und unter andern auch der Geh. v. Weymarn, welcher in dieſem Feldzuge Generalquartiermeiſter bey der ruſſiſchen Armee war, dahin gerufen wurde, um verhört zu werden. Man legte ihm in dieſer Abſicht 14 Fragen vor, deren Beantwortung der Inhalt dieſer Schrift iſt. Der General v. Weymarn fügte derſelben eine ausführliche Beſchreibung der Schlacht bey Groſsjägerndorf bey, die von den bekannten ruſſiſchen Berichten davon in vielen Stücken abweicht. Hr. H. hat dieſe Schriften von dem G. v. W. ſelbſt erhalten, unter der Bedingung, ſie nicht eher als nach ſeinem Tode bekannt zu machen. Er hat ſie unabgeändert herausgegeben, auſser dafs er zuweilen den Namen derjenigen nicht ausdrückt, deren Handlungen unrühmlich, oder deren Rathſchläge fehlerhaft waren, zu welchen letztern beſonders einer der erſten Generale, die dem Feldmarſchall Apraxin zugegeben waren, gehört. Die Antworten des G. v. W. auf die vorgelegten Fragen ſprechen Apraxin von aller geheimen und offenbaren Schuld los, ſowohl darüber, dafs die Armee nach der Schlacht bey Groſsjägerndorf nicht weiter in das Preuſsiſche vordrang, als auch über den groſsen Verluſt, den ſie an Menſchen, Pferden, Bagage u. ſ. w. in dieſem Feldzuge litt. Wenn man ihm etwas zur Laſt legen kann, ſo iſt es Mangel an Strenge und zu groſse Nachgiebigkeit gegen den Rath ſeiner Generale, beſonders des Generals en Chef Fermor. Die ruſſiſche Armee war völlig verwildert, welches keinen andern Grund haben konnte, als Mangel an gehöriger Kriegszucht, wenn es gleich der G. v. W. nicht ſagt, ſondern vielmehr behauptet, Officiere und Soldaten wären häufig geſtraft, ohne dafs dieſes einen Eindruck auf die übrigen gemacht hätte. Dieſes würde indeſſen, wenn dabey gehörig wäre zu Werke gegangen worden, ſchon erfolgt ſeyn. Der G. v. W. klagt laut, wiederholt und heftig, über die Abſcheulichkeiten, welche die ruſſiſchen Soldaten begingen; wodurch ſie den Landmann ſo erbitterten, dafs er ihnen ein eben ſo gefährlicher Feind wurde, als die reguläre preuſsiſche Armee. Die Ruſſen hatten von Anfang ihres Eintritts in Preuſsen an, mit Mangel an Lebensmitteln und Fourage zu kämpfen, theils weil wegen einer geringen Aernte nicht viel Vorrath da war, theils weil ihre eignen Leute die Dörfer niederbrannten, und den Vorrath zu Grunde richteten. Menſchen und Vieh litten alſo von Anfang an Noth, und der Abgang an beiden war ſehr groſs. Starke Einbuſse entſtand auch daraus, dafs diejenigen, die ſich aus dem Lager entfernten, um zu plündern, ſehr häufig entweder von den feindlichen Partheyen, oder von den Bauern aufgehoben oder niedergemacht würden. Die Koſaken waren es nicht allein, denen man dieſe Unordnungen beyzumeſſen hatte, ſondern die regulären Truppen nahmen ebenfalls Antheil daran, und ein Adjutant lieſs ein Dorf ohne alle Veranlaſſung niederbrennen. Die Koſaken fürchteten die Preuſsen ungemein, und allarmirten alle Augenblick das Lager durch falſche Nachrichten von dem Anmarſch der Armee des Feindes, welches die Soldaten ermüdete und verdrieſslich machte. Noch mehr geſchah dieſes durch fehlerhafte Märſche, die gröſstentheils auf den Rath des Generals Fermor vorgenommen wurden, welcher, ohne eigentlich angeklagt zu werden, in einem ſchlimmen Lichte in der Erzählung des G. v. W. erſcheint. Die Ruſſen wollten ebenfalls auf den Rath des G. Fermor aus dem Lager bey Groſsjägerndorf nach Eſchenbrück marſchiren, und Fermor beſtand hartnäckig auf den Marſch, als ſie von den Preuſsen angegriffen wurden, da ſchon die Avantgarde und die erſte Diviſion auf dem Marſche waren. Auch aus dieſer Erzählung erhellet, dafs die Preuſsen mehr aus Mangel einer guten Diſpoſition, und weil ſie von der widrigen Stellung der Ruſſen nicht gehörigen Gebrauch machten, als durch die Geſchicklichkeit der letzten, das Treffen verloren. Die ruſſiſche Armee war nicht in den Umſtänden, dafs ſie Gebrauch von ihrem Siege machen konnte. Sie verlor gleich darauf durch den abermals von dem G. Fermor vorgeſchlagenen Marſch über Eſchenbrück, den beträchtlichſten Theil ihrer noch übrigen Pferde, indem ſie ſich durch grundloſe Defileen hindurch arbeiten muſste. Der G. v. W. geſteht, dafs ein Angriff von dem Feinde in dieſer Stellung die Armee würde zu Grunde gerichtet haben. Dieſe gänzliche Schwächung nöthigte die Armee zuerſt nach Pilfit zurück zu weichen, wo man ſich anfangs zu halten gedachte. Aber man ſah die Unmöglichkeit davon bald ein, und beſchloſs über den Memel und aus dem Preuſsiſchen

fischen zurück zu gehen. Nach der Beschreibung, welche der G. v. *W*., von dem Zustande der Armee giebt, war dieses nicht zu ändern, und man braucht keine geheime Ursachen des Rückzugs aufzusuchen. Eine andere Frage ist es aber: ob die Rathschläge, die dem Feldmarschall Apraxin ertheilt wurden, und denen er zu viel Gewicht beylegte oder beylegen mußte, nicht in der Absicht gegeben wurden, eine stärkere Wirkung der russischen Armee zu verhindern. Hr. *H.* macht darauf in seinem Vorberichte aufmerksam, und merkt zugleich an, dass diese Rathgeber keineswegs zur Verantwortung gezogen wurden, vielmehr einer von ihnen (Fermor) bald darauf ein noch gröfseres Gewicht erhalten habe, zum Beweise, dass sich in dem kaiserlichen Ministerium bedeutende Männer gefunden hätten, denen die Erhaltung des K. v. Preussen am Herzen gelegen.

Der Vortrag des G. *v. W.* in dieser Verantwortung ist ungekünstelt, ohne Abschweifungen, und ganz in der Sprache eines rechtschaffenen Mannes, der die Wahrheit zu sagen wünscht, ohne jemanden zu schaden. Er war Apraxin's Freund; aber man findet keine hitzige oder wortreiche Entschuldigung desselben, sondern nur eine schlichte Darstellung der Dinge, wodurch, was die Hauptsache betrifft, der Feldmarschall hinlänglich gerechtfertigt wird. Aber eben durch diese offne und plane Erzählung fällt die Schuld der andern deutlich in die Augen. Wenn hier etwas Erdichtetes seyn sollte, so muss man gestehen, dass niemand mit mehrerm Schein der Aufrichtigkeit erdichtet hat. Der G. *v. W.* wurde nicht wieder bey der Armee angestellt, sondern er erhielt das Commando der Truppen in Sibirien. Auch dieses beweiset die Wahrhaftigkeit seiner Aussage. Ein Plan, der die Schlacht bey Grofs-jägerndorf darstellt, hat sich bey dem Exemplare, das Rec. in Händen hatte, nicht gefunden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Crusius: *Zur Aufklärung der Volksreligion. Dritter Beytrag in Predigten*, von *Joh. Rud. Gottl. Beyer*, Pfarrer an der Bonifaciuskirche zu Sömmerda im Erfurtischen. 1794. VIII u. 620 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) *Einige Predigten, durch gegenwärtige Zeitumstände veranlafst*, von *J. R. Gottl. Beyer* etc. 1794. 130 S. 8. (8 gr.)

„Das Wort *Aufklärung*, sagt der Vf. im Vorber. zu Nr. 1. sey seit der Erscheinung des 1. B. dieser Predigten (1782) so zweydeutig und verdächtig geworden, dass er sie jetzt schwerlich unter obiger Firma würde ausgehen lassen; indefs könne er sich doch nicht entschliefsen, um des Misbrauchs willen auch auf den rechten Gebrauch des Worts und der Sache Verzicht zu thun.“ Das dächten wir auch. Denn die Sache ist und bleibt doch eine der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, und das Wort bleibt unter denen, welche die Sache bezeichnen, bis jetzt wenigstens das beste. Warum sollten wir es aufgeben, da wir kein besseres haben? Um der Despoten willen, die weder das Wort noch die Sache leiden können? Erstreckt sich der Despotismus auch über das Gebiet der Sprache? *Usus est tyrannus.* Das Wort wird wohl bleiben, was auch Censur- und Religions-Edicte dagegen sagen mögen, und die Sache wird auch wohl bleiben, wie sehr dergleichen Edicte dagegen wirken mögen. Wer aber wahre und vernünftige Aufklärung von elender Afteraufklärung so richtig zu unterscheiden weifs, als es Hr. B. in dem erwähnten Vorberichte gethan hat, und die erstere so zweckmäfsig zu befordern versteht, als es von ihm durch seine *Beyträge* geschehen ist, der rechtfertigt beide, das Wort und die Sache. Auch in diesem *dritten* Beytrage sind wieder so viele irrige Vorstellungen von Sachen der Religion und des gemeinen Lebens berichtigt, so viele herrschende Vorurtheile beschämt, so viele abergläubische Meynungen in ihrer ganzen Ungereimtheit dargestellt, und dagegen so viele vernünftige Begriffe von Gott und seiner Vorsehung, von der Natur der Dinge und ihren Einrichtungen und Wirkungen, und von des Menschen Pflicht und Bestimmung mitgetheilt worden, dass man sich für die Verbreitung eines reinern und hellern Lichts wohl Etwas davon versprechen darf. Insbesondere ist der Vf. in seinem rechten Wirkungskreise, wenn er es mit der Aufklärung der eigentlichen *Volksreligion*, d. i. mit der Berichtigung der religiösen Ideen des gröfsern Haufens und mit der Bestreitung der Vorurtheile des gemeinen Mannes zu thun hat, indem er nicht nur überhaupt eine grofse Gabe der Popularität besitzt, sondern auch die seltene Kunst versteht, dem gemeinen Menschenverstande von der rechten Seite beyzukommen, und ihn durch Gründe zu überführen, wogegen er nichts einwenden kann. Zum Beweise mag die Predigt am 2ten Sonntage des Adv. *vom vernünftigen und unvernünftigen Zeichendeuten* dienen. Weniger scheint Hr. B. in seinem Elemente zu seyn, wenn er allgemeinere Materien behandelt, die nicht aus dem gemeinen Leben der Menschen hergenommen sind, sondern erst in dasselbe hineingeleitet werden mufsten. Denn da fehlt es bisweilen an hinlänglicher Anwendung auf das Leben, und an dem praktischen Interesse, das auch diese Materien haben, wenn man sie von ihrer praktischen Seite darzustellen weifs. Dies wird Jeder fühlen, der z. B. die Predigten am Weihnachtsfeste, *von der rechten und verkehrten Weihnachtsfeyer*, die so ganz praktisch sind, mit den beiden am Osterfeste *über die Vermuthungen der Vernunft von einem künftigen Leben* und *über die Gewifsheit, die uns Jesus davon gegeben hat*, vergleicht. Die letztern sind in der That nicht recht erbaulich, welches auch mit daher rührt, weil die beiden Hypothesen von einer eigentlichen Unsterblichkeit der Seele und von irgend einer Wiederherstellung unsers gegenwärtigen Körpers darinn vorgetragen sind, statt welcher, unsrer Meynung nach, auf den Kanzeln immer nur von einem Leben nach dem Tode überhaupt die Rede seyn sollte. Sonst findet man in diesem Bande noch manche interessante Materien auf eine interessante Weise behandelt, als Pr. 10. *von den verschiedenen Gemüthsarten der Menschen*, wo nur

nur die angenommenen Gemüthsbeschaffenheiten mit den natürlichen und angebornen Gemüthsarten bisweilen verwechselt werden. Pr. 15. *von der Eintracht, die unter den Christen herrschen soll*, 36. *von der Liebe zum Wunderbaren*, 38. *von dem Unterschiede zwischen Eigensinn und Standhaftigkeit* etc. Die letzten neune haben noch ein besonderes Interesse, weil sie sich auf *politische Zeitumstände* beziehen. Dies bewog auch ohne Zweifel den Vf. sie noch einmal abdrucken zu lassen. Denn das oben *unter Nr. 2.* angezeigte Bändchen enthält nichts weiter als einen unveränderten Abdruck jener 9 Predigten, worunter die *vom wahren und falschen Patriotismus*, *von dem bisherigen Verlangen mancher Menschen nach Freyheit und Gleichheit*, und *von den Verdiensten des Christenthums um die Armen und Niedrigen*, wohl die vorzüglichsten sind. — Da übrigens der 3te B. mit dem vorhergehenden 2ten nun einen ganzen *Jahrgang* über die Sonntags- und Festtagsevangelien ausmacht; so wünschten wir, dafs es dem Vf. gefallen mochte, diesen Jahrgang noch einmal besonders herauszugeben. Nur müssten dann 1) die Predigten, welche sich auf gegenwärtige Zeitumstände beziehen, entweder weggelassen oder doch so umgeändert werden, dafs sie Interesse auch für künftige Zeiten behielten, 2) die ganz localen Stellen in andern Predigten, als über die Abschaffung der Frühmette (Pr. 6.) wider das Umfingen der Schullehrer zu gewissen Jahrszeiten, (ebendas.) wie schön sie auch an sich sind, doch um der allgemeinern Erbauung willen wegfallen. Auch könnten dann folgende auffallende Fehler in diesen sonst sehr guten Predigten leicht verbessert werden: 1) Der Mangel eines Ueberganges aus dem Texte zum Thema in den meisten. 2) Die unlogikalische Eintheilung des Hauptsatzes in einigen, als Pr. 46. *Nur die können Jesum verachten die ihn nicht kennen;* a) woher es komme, dafs man Jesum nicht kennt, b) wie das verhütet werden könne. 3) Die Unbestimmtheit einiger Hauptsätze, als Pr. 48. *Im Genusse des Lebens sind alle Menschen einander gleich*, (welches nicht wahr ist) statt: *In wiefern* die Menschen im Genusse des Lebens einander gleich sind. 4) Einige Ueberbleibsel unrichtiger dogmatischer und moralischer Ideen, als von willkührlichen göttlichen Strafen Pr. 43. I. 3. von einem Sabbathe der Christen Pr. 42. 5.) nicht weniger triviale und niedrige Ausdrücke, welche durch das Streben nach Popularität zwar entschuldigt aber nicht gerechtfertigt werden können, weil sie mit der Würde eines religiösen Vortrags streiten, z. B. sich vor Gott als einem harten *Manne* scheuen, statt harten Herrn, Gebieter; die Lebensgeister (der Unmäfsigen) *haben so viel im Magen zu thun*, dafs der Kopf leer bleibt; es kommt ein *Hauskreuzchen;* (warum nicht Hauskreuz?) hintennach kommt *der hinkende Bote;* sie kommen *auf keinen grünen Zweig;* die Freyheit, welche in den Köpfen der Menschen *rumorte;* fühlen, wo einen *der Schuh drückt;* eines Andern *Speichel lecken;* französische *Faseley* u. s. f. Singt und *schreyt* einander entgegen: Lobt Gott ihr Christen allzugleich etc. ist wohl ein Druckfehler; denn hier gilt doch kein *Schreyen* auch im unedleren Sinne des Worts. 6) Fremde und ausländische Worte, die am wenigsten auf die Kanzel gehören, z. B. *Palliativcur*, *Desperationscur*, gleiche *Dosis*, *Portion*. 7) Verschiedene grammatikalische Fehler, als: in Ansehung *unsrer* st. *unser;* ein so *göttlich* Vergnügen st. göttliches; *ihnen* lehren, *ihnen* geniefsen lassen; deren (*ihre*) Gesinnungen; *verderben*, *verdirbt* st. verderbet, activ. von einer Sache zeigen st. *zeugen*, welches viele Obersachsen verwechseln. Sehr häufig verbindet der Vf. mehrere Zeitwörter oder Vorwörter, die ungleiche Fälle regieren, mit Einem und demselben Falle, als: ihn *bewundern* und dafür *danken;* *dem* Andern zu *Boden drücken* und *den Tod bereiten;* *um* und *neben* ihm. Doch sind das alles Flecken, die leicht weggewischt werden können.

Oldenburg, b. Stalling: *Sammlung von Gebeten und Formularen für gottesdienstliche Handlungen.* Mit besondrer Rücksicht auf das Herzogthum Oldenburg, herausgegeben von *E. H. Mutzenbecher*, Generalsup. und H. O. Consistorialr. 1795. 328 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Prediger im Herzogthum Oldenburg hatten schon seit 1791 die Erlaubnifs, sich neben dem bisher eingeführten oldenburgischen Handbuche, der Pfälzer Liturgie, der Seilerschen Sammlung liturgischer Formulare, oder anderer ähnlicher Schriften zu bedienen. Da aber die mehresten Prediger das Bedürfnifs einer unsern Zeiten angemessenern Sammlung immer mehr fühlten, so wurde das Consistorium hierdurch veranlafst, bey dem Herzoge auf eine neue Sammlung anzutragen, die von jeder gottesdienstlichen Handlung mehrere Formulare zum steten Abwechseln enthielte, ohne gleichwohl die Prediger sklavisch an diese Sammlung zu binden. Der Herzog genehmigte diesen, einer ächtevangelischen Consistorii würdigen, Vorschlag dahin, „dafs diese von dem Hn. Generalsup. Mutzenbecher zu veranstaltende zweckmäfsige Sammlung von Gebeten und Formularen bey den gottesdienstlichen Handlungen zum Druck befördert, ohne alles Aufsehen durch Circularschreiben des Consistoriums den sämmtlichen Predigern im Lande zum künftigen Gebrauche, jedoch nicht ausschliefslich, sondern mit und neben dem bisherigen im J. 1725 vorgeschriebenen Handbuche, auch eigenen oder andern guten Formularen und Gebeten, zugefertigt, auch verfügt werden sollte, dafs bey jeder Kirche im Lande zwey Exemplare der Sammlung aus Kirchenmitteln angeschafft würden.“ Diesem Auftrage gemäfs hat Hr. *M.* diese Sammlung, welche allen Beyfall verdient, veranstaltet. Sie ist gröfstentheils aus den besten jetzt vorhandenen Liturgien, z. B. der Pfalzer, Wiener, Kurländischen, und aus den einzelnen Sammlungen und Schriften von *Fest*, *Hermes*, *Hufnagel*, *Koppe*, *Pratje*, *Löffler*, *Salzmann*, *Teller*, *Velthusen*, *Zollikofer* u. a. gezogen. Es sind aber dem Vf. auch manche noch ungedruckte, theils neue, theils nach andern umgearbeitete Aufsätze, insonderheit von einigen Oldenburgischen Predigern mitgetheilt worden. — Dafs dabey besonders auf Abwechselung gesehen, und darum *mehrere* Gebete und Formulare über einerley Gegenstand, aber nicht immer in *einerley* Ton

und *Sprache* geliefert worden, ist sehr zu loben. Ausdrücklich wird erinnert, dass diese Sammlung nicht eine festgesetzte Norm, gerade so und nicht anders entweder zu beten, oder bey der Taufe und andern gottesdienstlichen Handlungen sich auszudrücken, seyn und bleiben, sondern vielmehr dem Prediger nur *Ideen* angeben soll, die er bey jenen Gelegenheiten benutzen, die er bald weiter ausführen, bald abkürzen, bald mit eben denselben, bald mit ähnlichen Ausdrücken vortragen kann. — Aber werden nicht manche Prediger diese Freyheit misbrauchen, und bisweilen lächerliches Zeug vortragen? Diesen Einwurf hat Rec. oft gehört. Er hat aber ungefähr eben das geantwortet, was Hr. *M.* sagt: „Ich bin völlig überzeugt, dass man dem geschickten Religionslehrer, dem man das wichtigere Geschäfte, den Vortrag der Religion selbst anvertrauet, keinesweges durch Gesetze die Freyheit beschränken müsse, bey gottesdienstlichen Handlungen entweder vom Herzen zum Herzen zu reden, oder auch seiner eignen, gerade für seine Zuhörer und ihre individuelle Lage am besten passenden Formeln sich zu bedienen.“ Ganz richtig! Aber es giebt doch so viele ungeschickte Prediger, die das nicht thun können und wollen! Das ist leider, wahr. Aber von diesen wird nichts zu befürchten seyn. Sie werden sich an ihre alten oder neuen Formulare halten, und froh seyn, dass sie bey gewissen Amtsverrichtungen nicht genöthigt sind, ihre eigene Denkkraft anzustrengen. Oder, wenn sie so gar schlecht sind, warum lässt man sie predigen? Hiezu kommt noch, wie Hr. *M.* ganz recht erinnert, dass ja die Consistorien und Vorgesetzten von dem Prediger erfoderlichen Falles verlangen können, dass er die eignen oder fremden Arbeiten, deren er sich bey religiösen Handlungen bedient, ihnen anzeige. Die Gefahr, welche man von mehrerer Freyheit in dieser Rücksicht besorgt, besteht also blos in der Einbildung. Rec. ist überzeugt, dass die schlechten, und für unsere Zeiten gar nicht mehr passenden Liturgien unter die vornehmsten Ursachen der immer mehr überhand nehmenden Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes zu rechnen sind. Es ist traurig, dass manche Consistoria diesen Umstand durchaus nicht beherzigen wollen, und an statt die öffentliche Erbauung, wie es Amt und Pflicht erfodert, zu befördern, dieselbe vielmehr hindern, indem sie recht sorgfältig darüber wachen, dass Jahr aus Jahr ein, an allen Sonn-, Fest- und Bustagen, Vor- und Nachmittags das nämliche Kirchengebet hergeleyert, und jeder Prediger, der es wagt, nur eine einzige, auch noch so anstössige und lächerliche Redensart in den alten Formularen bey Taufhandlungen, Trauungen etc. zu ändern und wegzulassen, mit Verweisen, oder noch härter bestraft werde. Das heisst doch wirklich trefflich dazu helfen, dass unwissende und rohe Menschen in ihrem Vertrauen auf das blosse *opus operatum* bestärkt, nachdenkende Christen geärgert, und Leichtsinnige veranlasst werden, der ehrwürdigsten Handlungen zu spotten.

Als neue Auflage ist erschienen:

Carlsruhe, b. Macklot: *Caroli Struck observationes medicinales de morbo cum Petechiis et qua ratione eidem medendum sit.* Edit. noviss. 1796. 306 S. 8. (1 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Potsdam*, b. Horvath: *Materialien für Prediger.* Erster Band. 1795. 96 S. 8. (8 gr.) — Die Materialien, welche der ungenannte Vf. zu liefern gedenkt, sollen vornehmlich aus *Materialien zu Kanzelvorträgen*, sodann aus *liturgischen*, und drittens aus *vermischten* Materialien bestehen. Diesem Plan gemäss sind in diesem Band enthalten: I. *Homiletische Materialien*, und zwar: Homilie über 1 Joh. 3, 1—6. Predigt über Luc. 2, 40—52. Entwurf einer Homilie über Kol. 3, 18—K. 4, 1. Entwurf einer Predigt über Luc. 10, 21—24. Es ist sehr gut, dass den Vf. Tugend und Rechtschaffenheit, als das vornehmste Kennzeichen eines wahren Christen mit Nachdruck empfiehlt. Aber bisweilen scheinen seine Foderungen übertrieben zu seyn, z. B. S. 20. wo er sagt: „Wer nicht an *jedem* erlebten Abend sagen darf: heute bin ich ein besserer Mensch geworden, der ist kein wahrer Christ.“ Wahr ist es freylich, dass der wahre Christ *sich bestreben* muss, täglich besser zu werden. Ob es aber auch dem eifrigsten Christen möglich sey, sich an *jedem* Abend Rechenschaft davon zu geben, um wie viel oder wenig er im Guten zugenommen habe, das ist eine andere Frage. II. *Liturgische Materialien. Taufhandlung.* Hier heisst es in der ersten Frage an die Pathen: Glaubet ihr, im Namen des Kindes, dass Gott aller Menschen Freund und Vater ist u. s. w. Sehr unbequem. Man kann zwar gewissermaafsen im Namen eines andern etwas versprechen; aber auch *glauben? Kindereinsegnung. Nothtaufe. Abendmahlhandlung. Introduction des Herrn Predigers W** in B**. Vertrauung meiner Schwiegermutter B. mit dem Landjäger S.* III. *Vermischte Materialien für Prediger. Schulvisitationsprotocolle, Verbesserte Gesetze der 1770 errichteten Predigerwittwen- und Waisenkasse der vierten Inspection des Jerichauschen Kreises (im Herzogthum Magdeburg) von 1788.* — Nach des Rec. Einsicht gehören zwar diese Materialien nicht unter die schlechten, aber auch nicht unter die vorzüglich guten. Da indessen der Geschmack verschieden ist, so wird vielleicht auch dieses Buch seine Liebhaber finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. September 1796.

MATHEMATIK.

DILLINGEN, b. Rofsnagel: *Geographiſche Orts-Beſtimmungen im öſtlichen Schwaben und deſſen Nachbarſchaft vermittelſt eines zehnſchuhigen Zenithſektors*, und ſiebenzölligen Dollondiſchen Spiegel-Sextanten von *J. A. Ammann*, fürſtlich-augsburgiſchen Landgeometer. Mit einem Kupfer. 1796. 8.

Der Vf. dieſer Schrift, der ſich um die bisher nur zu ſehr vernachläſſigte Geographie ſeines Vaterlandes rühmlichſt verdient gemacht hat, übergiebt hier eine Probe ſeines vieljährigen Fleiſſes, und der Geſchicklichkeit, womit er die geographiſche Lage vieler Oerter des öſtlichen Schwabens, beſonders aber die, des Hofthurms an der fürſtlichen Reſidenz zu *Dillingen*, und des, über einen Meridiangrad ſüdwärts entfernten Pfarrthurms zu *Sonthofen* im *Allgau*, mit einer in dieſer Gegend noch nie verſuchten und erreichten Genauigkeit beſtimmt hat. Der Vf. kündigt damit zugleich eine trigonometriſche Aufnahme des ganzen Hochſtifts *Augsburg* an, welche der Kurfürſt von Trier anbefohlen, und die Ausführung Hn. *Ammann* unter einer eigens dazu aufgeſtellten Direction aufgetragen hat. — Die beiden Orte Dillingen und Sonthofen haben hiezu eine ſo vortheilhafte Lage, daſs durch ſie alle übrige Ortſchaften dieſer Gegend auf das genaueſte und bequemſte geographiſch beſtimmt, folglich dadurch ein ſicherer Grund, zur trigonometriſch-aſtronomiſchen Vermeſſung des ganzen Hochſtifts gelegt werden kann, da dieſe ganze Mappirung vermittelſt eines Netzes von Dreyecken, mit den, jetzt immer mehr und mehr in Gang kommenden Hadleyſchen Spiegel-Sextanten, beobachtet, und auf den Meridian und Perpendikel von Dillingen reducirt, ausgeführt werden ſoll.

Zuerſt eine Einleitung, worinn der Vf. ganz kürzlich erklärt, was General-, Special-, geographiſche-, ökonomiſche-, Flur- und Forſtkarten ſind; Aufzählung der Werkzeuge, welche zur Verfertigung ſolcher Karten und zu Ländermeſſungen erfoderlich ſind; Prüfung dieſer Werkzeuge. Auf die bekannte *Helliſche*, oder vielmehr *Horrebowiſche* Prüfungsmethode eines fehlerhaften Quadranten, verfiel der Vf. von ſelbſt, durch eigenes Nachdenken; fand ſie aber nachher im I. Bande der Abhandlungen der bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften S. 88. Sehr genau und empfehlungswerth iſt dieſe Prüfungsart bey dem heutigen Zuſtand der praktiſchen Sternkunde wohl nicht, da ihre Genauigkeit ganz von jener der Abweichungen der beiden hiezu erfoderlichen Sterne abhängt, wie unzuverläſsig und fehlerhaft aber dieſe, beſonders nach Norden, beſtimmt ſind, iſt allen Aſtronomen nur zu wohl bekannt. — Hadleyſche Spiegelſextanten ſchienen ihm die vortheilhafteſten und bequemſten Inſtrumente zur Ländervermeſſung. Die ganzen Kreiſe von kleinen Durchmeſſern zu irrdiſchen Winkelmeſſungen, von denen Hr. *A. S.* 8. ſpricht, ſind nicht *Ramsdeniſche* Kreiſe, wie der Vf. glaubt, ſondern *Bordaiſche*, die *Le Noir* in Paris verfertiget. Dieſe unterſcheiden ſich vorzüglich dadurch, daſs ſie *zwey bewegliche* Fernröhren haben, womit die Winkel durch fortgeſetzte Verdopplungen beobachtet werden. In England verfertigt man noch keine Kreiſe dieſer Art; die Ramsdeniſchen Vollkreiſe zu aſtronomiſchen Gebrauch laufen mit dem auf dem Kreis feſtſitzenden Fernrohr auf einer Axe herum, wie bey einem Mittagsfernrohr, werden daher auch *Tranſit-Circles* genannt. Auch General *Roy's* Geo-Theodolite von *Ramsden* verfertigt, das zu der engliſchen Gradmeſſung gedient, hatte nur Ein im Kreis bewegliches Fernrohr. Ganze Spiegelkreiſe nach *Borda's* oder vielmehr nach *Tob. Mayer's* Vorſchlag, mit *zwey beweglichen* Alhidaden, werden bisher in England nur allein von *Edward Troughton* verfertigt, und koſten 20 Guineen. Ein Vollkreis von *Le Noir* mit zwey beweglichen Fernröhren nach *Borda's* Manier 20 Zoll im Durchmeſſer, koſtet in Paris 5000 Livres, ungefähr 1300 Rthlr., kann aber in zwey Jahren nach der Beſtellung erſt abgeliefert werden. Es wäre freylich ſehr zu wünſchen, daſs auch *Ramsden* Kreiſe von dieſer Art verfertigte, da ſie aber nicht von ſeiner Erfindung ſind, ſo giebt er ſich nicht damit ab.

Vom Meſstiſch. Hier bringt Hr. *A.* Erfahrungen über das Einlaufen des Papiers bey, wenn es vom Reiſsbrett abgenommen wird. Das gröſste Einrümpfen deſſelben ſoll auf 10 Zoll eine Linie betragen, die Mittelzahl bey vielen Verſuchen ungefähr eine halbe Linie. Rec. glaubt, daſs hier alles auf die Gattung und Stärke des Papiers ankommt, auch läuft das gewöhnliche Papier mehr in die Länge, als in die Breite ein, welches von der Bogenform herrührt, welche in der Breite mehrere Drahte hat und enger geflochten iſt, als in der Länge, die dem Papier in jener Richtung mehr Feſtigkeit und Haltbarkeit geben. Anders iſt es wohl beym Velinpapier, wo die Gitterformen in allen Richtungen einerley ſind. Daſſelbe Einlaufen des Papiers findet auch bey Abdrücken der Landkarten, und überhaupt bey allen Kupferabdrücken ſtatt. *Hevelius* war bey ſeinen Mondskarten ſchon darauf aufmerkſam (*Selenographia* p. 214.). In Frankreich hat *M. Pierres* eine neue Kupferdruckerpreſſe erfunden, wo Landkarten nur mit einem ſenkrechten Druck, und nicht

durch die gewöhnlichen Rollen gezogen und abgedruckt werden. Sehr richtig ist Hn. *A.* Bemerkung, (und sie kann nicht genug wiederholt werden, da sie billig bey allen trigonometrischen Vermessungen befolgt werden sollte,) die topographische Aufnahme nicht vor dem trigonometrischen Netze zu machen, und die Situationszeichnung nachher mit Gewalt in das Netz hineinzuzwingen, welches z. B. bey der galizischen Mappirung, (wie Rec. ganz sicher weiss,) mit vielem Nachtheil geschehen ist.

Im ersten Abschnitt handelt Hr. *A.* vom geographischen Maasse. Im schwäbischen Kreise werden 12 Meilen auf einen Meridiangrad gerechnet, und eine solche schwäbische Meile hält 3 1322 augsburgische Fuss, vermittelst eines halben neufranzösischen Meter's, den Hr. *A.* aus Gotha erhielt, bestimmte er das Verhältniss, des augsburgischen Fußes zu dem pariser wie 14400 zu 13129. — II. Abschnitt. Zeichnung der geographischen Netze und Karten. Meist nach der so vollständigen als gründlichen Anweisung zur Verzeichnung der Land-, See- und Himmelskarten von Hn. Prof. *Mayer* in Erlangen. Der schwäbische Kreis hält in seiner geographischen Breite nicht viel über zwey Grade, in seiner Länge etwas über 3 Grade, die ganze Oberfläche 6 gevierte Grade; folglich ist die Krümmung der Erdoberfläche so unmerklich klein, dass sie ganz ausser Acht gelassen werden kann. Das auf der Kupferplatte beygefügte Netz erstreckt sich vom 47 bis zum 49. Grad der Breite, und vom 27 bis zum 29°. 10′ der Länge; darinn ist aber die mit Grenzpunkten umfasste fürstl. Abtey *Kempten*, und die Grafsch. *Königsegg* und *Rothenfels* mit einbegriffen; diese hat nur $7\frac{1}{2}$, jene 16 geographische Quadratmeilen, der Kempter Wald beträgt allein eine Q. M., die übrigen Grenzpunkte scheiden Schwaben von Tyrol und Bayern. — III. Abschnitt. Beschreibung der zur geographischen Ortsbestimmung gebrauchten astronomischen Werkzeuge. Der 10schuhige hölzerne Zenithsector, den sich Hr. *A.* selbst gebauet, und der dazu gedient hat, die Polhöhen von *Sonthofen* und *Dillingen* zu bestimmen. Da Quadranten, Kreise, Sextanten gemeiniglich sehr kostbare und ausländische Werkzeuge sind, die sich nicht jeder Liebhaber der Sternkunde anzuschaffen vermag, so kann man nach der beygefügten Abbildung im Kupfer, und nach der Beschreibung des Hn. *A.* von jedem geschickten Schreiner und Uhrmacher ein solches Instrument verfertigen lassen. Beschreibung der astronomischen Pendeluhr mit dem englischen Hacken, und der Köhlerischen Compensationsstange von Eichenholz und Messing. Hr. *A.* scheint von den Schröterischen Versuchen mit diesem Pendel nichts gewusst zu haben (Berliner Jahrbuch 1789. S. 201.) Um den Einfluss der Feuchtigkeit und Trockenheit auf den hölzernen Theil dieser Pendelstange zu verhüten, überzieht sie Hr. Schröter mit einem guten Lackfirniss etwa $\frac{2}{3}$ Linie dick. — IV. Abschnitt. Ziehung der Mittagslinie; erstens, vermittelst correspondirender Sonnenhöhen mit dem Zenithsector, zu diesem Behuf bringt Hr. *A.* ein 2füssiges astronomisches, geneigtes Fernrohr, das mit einem Glasmikrometer versehen ist, an des Sector's Säule an; auch ist der Vorschlag nicht ganz unrecht, an dessen Stelle einen ganzen Kreis, oder *Bohnenbergers* hölzernen Quadranten zu Höhenmessungen anzubringen. Auf diese Art können übereinstimmende Sonnenhöhen weit bequemer und sicherer, als mit einem beweglichen Quadranten von kleinem Halbmesser genommen werden, weil die lange Axe des Sectors, um welche er sich dreht, nicht nur eine sehr genaue Stellung des Loths möglich macht, sondern auch alle Aenderung desselben, während der Bewegung des Sectors im Azimuth verhindert. Auch beweisen die angeführten Beobachtungen die Genauigkeit dieser Methode; ihr grösster Unterschied ist nur $\frac{1}{10}$ einer Secunde, für die Zeit des Mittags, und unter sich weichen sie nicht mehr als eine halbe Secunde ab. Wie nun vermittelst des bekannt gewordenen Gangs der Uhr, und eines Gnomons die Mittagslinie gezogen wird, durch Berechnung des Azimuths aus der Sonnenhöhe, durch ein Beyspiel erläutert. Aus der Mitte des Dillinger Hofthurms bemerkte der Vf. vermittelst des berechneten Winkels, den er mit dem Hadleyschen Sextanten wieder abträgt, einen in der Ferne 2 Stunden Weges entlegenen Baum, der gerade in der Mittagslinie liegt, er hängt Senkel auf, und beobachtete nach Hn. *v. Zachs* Methode (I. Suppl. Band S. 247.) die Abweichung einer 5 Zoll langen, mit einem Glashütchen versehenen Magnetnadel; er fand sie westlich 19°. 48′. 30″. Rec. muss hier bemerken, dass diese letztere Art eine Mittagslinie zu ziehen, wegen der, bey dem niedrigen Sonnenstand, ungewissen Strahlenbrechung, etwas unsicher ist. Genauer ist, wenn man ja zu Azimuthalbeobachtungen seine Zuflucht nehmen muss, die Methode vermittelst des Polarsterns, die General *Roy* bey der neuen englischen Vermessung zuerst wieder gebraucht, und Hr. Hofr. *Kästner* im XI. Band der Göttinger Commentarien mit seiner gewohnten Gründlichkeit auseinandergesetzt hat. — V. Abschnitt. Bestimmung der geographischen Breiten oder Polhöhe überhaupt, und besonders der Sonthofer und Dillinger mit dem Zenithsector. 15 harmonirende Scheitelabstände einiger Sterne im Drachen und Schwan, gaben im Mittel für die Dillinger Polhöhe bey St. Ulrich 48°. 34′. 31″. Nach *Cassini's* Vermessung wäre sie auf dem Hofthurm 48°. 33′. 22″. Die Sonthofer Polhöhe findet Hr. *A.* 47°. 31′. 10″. Nun folgen beobachtete Polhöhen mit einem 7zölligen Hadleyschen Spiegelsextanten von *Dollond*, und künstlichen Glashorizont des Reichsstifts *Neresheim*, *Nipfberg* bey Bopfingen im Ries. *Donauwörth*. *Kloster Holzen*. Reichsstift *Roggenburg* und Reichsstadt *Ulm*. — VI. Abschnitt. Bestimmung der geographischen Länge von *Sonthofen*. Erstlich aus der daselbst beobachteten Sonnenfinsterniss den 4. Jun. 1788, deren Berechnung der sel. *P. Fixlmillner* übernommen, und mit einer pariser Beobachtung verglichen hat; zweytens, aus zwey Sternbedeckungen vom Monde 1 und 2 δ im Stier den 7. April 1791, die Hr. *Wurm* zu Nürtingen, und aus dem Eintritt des Sterns $\varkappa$ im Krebs den 17. März 1791 den Hr. *A.* selbst berechnet hat. Ihre Uebereinstimmung ist vortrefflich, im Mittel ergiebt sich daraus der Meridianunterschied zwischen Sonthofen und Paris in Zeit östlich 31′. 44″. 5.

Die

Die gröſste Abweichung bey dieſen vier Beobachtungen geht nicht über eine Zeitſecunde; 6″ bis 8″ Unterſchiede, ſind bey dergleichen Berechnungen und Beobachtungen, ſelbſt wo die letztern auf den berühmteſten Sternwarten angeſtellt worden, nichts ungewöhnliches. Hr. Wurm ſchreibt daher an den Vf. (womit auch Rec. ganz einſtimmt): „*In Deutſchland ſind wirklich wenige Städte, ſelbſt wenige Sternwarten, wo die geographiſche Länge mit gröſserer Zuverläſsigkeit als die zu Sonthofen beſtimmt wäre.*“ Die Dillinger Länge gründet ſich ganz auf die Sonthofiſche, indem Hr. *A.* dieſe beiden Orte mittelſt einiger Dreyecke verband. Hieraus berechnete er den Mediananterſchied von Paris und Dillingen den Hofthurm 32′. 36″. 8 und auf ſeine Behauſung in Dillingen reducirt 32′. 38″, 0. Wie unbefangen und wie genau Hr. *A.* bey allen dieſen Beobachtungen zu Werke gegangen, erhellet daraus, daſs, da er den 14. März 1796 (wie Rec. aus Briefen weiſs) die Bedeckungen der beiden Sterne 1 und 2 δ im Stier vom Monde, daſelbſt beobachtet, Hr. *Wurm* die Berechnung der wahren Zuſammenkunft, und daraus die Länge von Dillingen bis auf 0″, 55 mit jener übereinſtimmend gefunden hat, die Hr. *A.* aus ſeinen, einen ganzen Grad ſüdlicher reichenden Dreyecken hergeleitet hat. Dieſe Zuſammenſtimmung konnte nicht erwünſchter ſeyn, und beſtätiget die Richtigkeit der Sonthofer Längenbeſtimmung eben ſo ſehr, als ſeine trigonometriſche Meſſung. — Im VII. Abſchnitt ſtellt Hr. *A.* Vergleichungen ſeiner Beſtimmungen mit den bekannteſten Karten von Schwaben an, woraus ſich denn freylich, wie zu erwarten war, ſehr groſse Unterſchiede ergeben; auch die Caſſiniſchen Ortsbeſtimmungen vergleicht er mit den ſeinigen; ihre manchmal ſehr namhafte Abweichungen, zeigen deutlich genug das Bedürfniſs beſſerer Angaben. Am Ende giebt der Vf. zur Ueberſicht eine allgemeine Tafel der Längen und Breite von 58 Ortſchaften. Die im ſüdlichen Schwaben ſind aus der Triangelreihe, welche mit Sonthofen verbunden ſind; die an der Donau aber ſtehen mit dieſem Triangelnetze noch in keiner ordentlichen Verbindung; ſie ſind, auſser Dillingen, mit dem Sextanten aſtronomiſch beſtimmt worden. Dieſe Tafel kann ſchon jetzt, wie ſie iſt, zu einer groſsen Verbeſſerung der ſchwäbiſchen Karten dienen, mehr wird freylich die künftig zu erwartende Aufnahme leiſten. Den Beſchluſs macht eine Tafel für die Verbeſſerung des Mittags, aus übereinſtimmenden Sonnenhöhen geſchloſſen; ſie iſt für die Polhöhe 47°. 30′ berechnet, folglich im ganzen ſchwäbiſchen Kreis anwendbar. Rec. kann hier nicht unberührt laſſen, was er aus ſicherer Hand weiſs, daſs der Kurfürſt von *Trier* an dieſer Mappirung des Hochſtifts Augsburg, aus eigenem Antrieb, den lebhafteſten Antheil nahm, und dieſes rühmliche, ſeinen Staaten nützliche, Unternehmen auf das groſsmüthigſte unterſtützte; auch verdient es eine beſondere Anzeige, daſs die Hn. Miniſter *v. Duminique*, geheimer Rath *v. Eppler*, Kammerdirektor *Schöberle*, auf das allerthätigſte dazu mitgewirkt haben. Der vortreffliche Hr. Coadjutor *v. Dalberg* unterſtützt dieſes Unternehmen auf ſeiner Seite bey dem ſchwäbiſchen Kreis, und beſtrebt ſich, daſs dieſe Aufnahme bis an den Bodenſee und Schwarzwald fortgeführt werde. Aus guten Quellen weiſs Rec. auch, daſs der durch ſein treffliches Werk „*Anleitung zur geographiſchen Ortsbeſtimmung vorzüglich vermittelſt des Spiegelſextanten*“ rühmlichſt bekannte Hr. M. *Bohnenberger* ſchon einen groſsen Theil des wirtembergiſchen trigonometriſch aufgenommen habe, woraus denn endlich ein Ganzes, und eine vollkommen richtige Karte von ganz Schwaben entſtehen würde.

Zu beklagen wäre es, wenn die gegenwärtigen Kriegsunruhen, einen und ſo gut eingeleiteten Plan zerſtöhren ſollten.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Fleiſcher: *Wilhelm von Grumbach*, Landfriedenbrecher, Fürſtenmörder, Aechter. Eine Geſchichte aus dem 16ten Jahrhundert. 1795. 221 S. 8.

Der Vf., der ſich im Vorbericht *V..dt* unterzeichnet und bisher hiſtoriſche Romane geſchrieben haben will, ſtreift nun leider ins Feld der wirklichen Geſchichte ſelbſt. Ohne den mindeſten Begriff von hiſtoriſcher Kunſt, ohne eine nur halb hinreichende Kenntniſs ſeiner Quellen, (die hier nur die ganz gemeinen, Chroniken und einige damal im Druck erſchienene Ausſchreiben ſind, welche der Vf. für ſelten hält, und nach ſeiner Art traveſtirt auf mehreren Bogen auftiſcht,) erzählt er uns die abentheuerliche Hiſtoria des weiland edlen Ritters Grumbach in einem Schwall von undeutſchen Conſtructionen und Tavtologien; z. E. *entgegnen*, ſtatt erwiedern, *Glück (s) guter, hinter Wiſſen fremdes Elendes, Kuſtodie; Flüche und Maledictionen; das war ihm unerträglich, das erhizte, das heiſchte Rache; verbrannt und in Schutthaufen verwandelt; Spoliation und Plünderung; päbſtlicher Cardinal, Rache kochte in ſeinem Buſen, rächen, blutig wollte er ſich rächen.* Warhaft unſinnig iſt die Gedankenfolge in der Beſchreibung des gewaltſamen Todes des würzburger Biſchofs. Zuerſt erzählt der Vf., wie ihm Krätzer eine Kugel *durchs Herz* geſchoſſen und das Gewehr um den Kopf geſchlagen. Den *fernern Miſshandlungen* ſucht der Biſchof durch die Schnelle ſeines Roſſes *zu entrinnen* und kommt auch glücklich, jedoch *todt in ſeiner Reſidenz an.* Allein damit iſt es noch nicht genug. Man ruft ſchnell die Geiſtlichkeit herbey, und unter den frommen Operationen derſelben giebt endlich dieſer vorher ſchon durchs Herz geſchoſſene, todt in der Reſidenz eingerittene Biſchof auch noch vollends *mit dem Röcheln eines Sterbenden ſeinen Geiſt auf. So endigte Biſchof Melchior.* Eben ſo werden wir berichtet, wie ſich endlich der Mörder des Biſchofs ſelbſt entleibt; und nun wäre er alſo *nicht mehr lebendig geweſen, ſondern todt.* Als dem Grumbach der Leib aufgeſchnitten, das Herz herausgeriſſen und um den Mund geſchlagen worden, habe er dazu *gelächelt. Lächelnd* ſoll er auch auf einem Grabſtein abgebildet ſeyn, ſeine abgezogene

Haut auf dem Arm. — Grumbach war wirklich einer der gröfsten und verschlagensten Köpfe seiner Zeit. Er ging mit dem ungeheuern Plan um, durch einen allgemeinen Aufstand des damals sehr furchtbaren Adels alle fürstliche Regierungen umzuwälzen und daraus eine Republik des Adels unter einem kaiserlichen Oberhaupt zu bilden. Seine beiden Helden, Markgraf Albrecht, und der Herzog von Gotha waren wirklich so unklug nicht gewählt. Es scheint aber, als ob Grumbach von einem höhern Hof, dem seine Entwürfe anfangs nicht mifsfielen, endlich doch im Stich gelassen und aufgeopfert worden wäre. — Von diesem merkwürdigen Gesichtspunkt aus die Grumbachische Geschichte darzustellen, wird jedoch die Arbeit eines andern Mannes, als unsers Vfs. seyn.

Berlin, b. Wever: *Joh. Fr. Heynatz Handbuch.* Dritter Theil, welcher die allgemeine Weltgeschichte nach Schröckhs Plan und Faden enthält, ausgefertigt von *Joh. Heinr. Schultze.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1793. 2 Alph. 6 Bog. 8.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte für Ungelehrte. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Heynatzische Handbuch ist bekanntermaafsen bestimmt, Leuten, die sich keinem gelehrten Fache gewidmet haben, diejenigen Kenntnisse zu ertheilen, die ihnen im gemeinen Leben entweder speciell nützlich sind, oder ihren Verstand im allgemeinen aufklären. Auf die ersten beiden Theile, von denen der erste eine Anweisung zum Briefschreiben, der zweyte eine Rechenkunst enthält, und die beide von Hn. *H.* selbst ausgearbeitet sind, folgt in diesem 3ten die allgemeine Geschichte von Hn. Schultze. Die Erzählungsmethode ist überall ethnographisch, welches unsrer Meynung nach fehlerhaft ist. Denn erstlich erhält der Leser nun niemals und in keinem Zeitpunkte eine allgemeine Uebersicht von dem Zustande der menschlichen Gesellschaft im Ganzen, womit doch Lesern von der Art, wie hier vorausgesetzt werden, am meisten gedient seyn möchte. Zweytens wird der Vf. genöthigt, vermöge dieser Methode, ungemein viele unbedeutende Namen und Sachen in sein Buch aufzunehmen, die für seine Leser gar nicht brauchbar sind, und die ein Volksbuch in ein Compendium verwandeln. Dieses nimmt so viel Raum weg, dafs der Vf. sich nun gezwungen sieht, die wichtigsten Begebenheiten so kurz abzufertigen, dafs z. B. die Erzählung des dreyfsigjährigen Kriegs, auf eine und eine Viertelseite zusammengezwängt ist, und der siebenjährige Krieg nur wenige Zeilen anfüllt. In die Geschichte eines jeden Volks ist auch die Geschichte seiner wissenschaftlichen Ausbildung aufgenommen, welches sehr zweckmäfsig seyn würde, wenn es mit der Auswahl geschehen wäre, die eine Rücksicht auf die Leser, für welche das Buch bestimmt ist, ihm vorschrieb. Menschen, die einen Briefsteller nöthig haben, werden z. B. wenig Vortheil davon haben, wenn ihnen der Vf. S. 217. ein beurtheilendes Verzeichnifs der römischen Schriftsteller von Augusts bis Constantin giebt, das 10 S. anfüllt, und in welchem Horaz, Virgil und Ovid mehr Platz einnehmen als der dreyfsigjährige Krieg. Was die Ausführung betrifft, so kann man in einem solchen Buche freylich keine historische Kritik erwarten; aber es ist doch auch nicht nothwendig, dem Leser alle jüdischen, griechischen und römischen Legenden als Wahrheiten, die keinem Zweifel unterworfen sind, zu erzählen. Grobe historische Irthümer hat Rec. nicht gefunden, desto mehr aber kleine Fehler und besonders falsche Urtheile. Die Schreibart ist rein, und dem Zwecke des Buchs gemäfs, äufserst plan und ungekünstelt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. (Ohne Druckort Hamburg.) *Einige Anmerkungen über die scheinbaren Umstände des Krieges* in der vierten Woche des Octobers 1793 von *Lord Auckland*, Aus dem Englischen übersetzt. 1795. 80 S. 8. — Dieses ist die deutsche Uebersetzung der bekannten Aucklandschen Originalschrift *Some Remarks on the present Circumstances of the War*, (s. A. L. Z. d. J. Nr. 15.) welche zu London und Frankfurt auch in das französische übersetzt worden, und aus welcher in den schweizer und den deutschen Zeitungen so viele Auszüge entlehnt worden. Der ungenannte Uebersetzer hat das Verdienst der Treue und einer richtigen Wahl der Ausdrücke in Uebertragung der englischen Finanzkunstwörter, welche sonst nicht leicht zu treffen sind. Das Resultat des Vf. ist der Beweis, dafs England noch die gröfsten Hülfsmittel zu der Fortsetzung des Krieges habe, und zwar wegen der Zunahme seines Wohlstandes. So wird z. B. folgendes angeführt.

1) Der vollständige Werth der Einfuhren habe im Jahre 1783 betragen 13,325,000 Pfund Sterl.
Im Jahre 1795 22,175,000 — —

2) Der Werth der Ausfuhren im Jahre 1783. 14,741,000 Pf. St.
Im Jahre 1795 27,270,000 Pf. St.

3) Die Anzahl der in Englands Häfen eingelaufenen englischen Kauffartheyschiffe:
Im Jahre 1783 7690 Schiffe 812,960 Tonnen
Im Jahre 1795 10174 Schiffe 1,262,568 Tonnen

4) Die Anzahl der aus Englands Häfen ausgelaufenen englischen Kauffartheyschiffe:
Im Jahre 1783 7729 Schiffe 870,270 Tonnen
Im Jahre 1795 10138 Schiffe 1,164,910 Tonnen

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. September 1796.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Crusius: *Geometrische und graphische Versuche*, oder Beschreibung der mathematischen Instrumente, deren man sich in der Geometrie, der Civil- und Militärvermessung, dem Nivelliren und in der Perspective bedient, nebst verschiedenen Aufgaben zur nähern Erklärung dieser Wissenschaften, von *George Adams*, mathem. Instrumentenmacher Sr. Maj., und Optikus des Pr. von Wales, nebst einem Anhange der dazu gehörigen Tafeln. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *J. G. Geisler*. Mit 39 Kupfertaf. (mit 42 gröstentheils zu einem halben Bogen.) 1795. XXX u. 652 S. gr. 8.

Ebendas.: *Anhang zu Hn. Adams geometr. u. graph. Versuchen*, oder *Tafel für die Gröfse der nördl., südl., östl. und westl. Richtung* für einzelne Grade und funfzehnte Minute des Quadranten bey einer Entfernung von 1 bis 100, von *John Gale*. 1795. 91 S.

Hr. G. hat sich durch diese Uebersetzung, die dem damals noch lebenden Vf., dem berühmten englischen Künstler *Adams*, gewidmet ist, ein wahres Verdienst um die praktische Mathematik in Deutschland erworben. Es fehlte uns bisher an einem Werke, aus dem man sich über die Einrichtung und den Gebrauch der besten mathematischen Instrumente genugthuend hätte belehren können, und das für uns das wäre, was *Bions mathem. Werkschule* für die Zeit ihrer Erscheinung war; eine Lücke, die nicht leicht jemand besser als ein englischer Künstler von *A's* Rang auszufüllen im Stande war. *A.* bestimmte dazu eine Reihe von Werken unter dem Titel: *Essays*, unter welchen die hier übersetzten *Geometrical and Graphical Essays*. Lond. 1790, 8. die vorzüglichsten sind. Sie schränken sich lediglich auf die Instrumente zum *Zeichnen* und *Reissen*, zum *Vermessen* auf dem Felde und der See, und zum *Nivelliren* ein. Diejenigen, die sich diesen Beschäftigungen widmen, sollen durch sie in den Stand gesetzt werden, jedesmal die zweckmäfsigsten Instrumente auszuwählen, sie gehörig zu berichtigen und auf die vortheilhafteste Art zu brauchen; ein Zweck, den *A.* dadurch zu erreichen sucht, dafs er nach *Bions* Art die Abbildung und Beschreibung der Instrumente mit einer Menge von Aufgaben, die sich auf ihren Gebrauch und ihre Prüfung beziehn, und mit umständlichen Abhandlungen über die verschiednen Vermessungsarten begleitet. Den mehrsten Werth hat die *Abbildung der Instrumente*. Die Figuren sind weit gröfser als bey Bion, und so sorgfältig gezeichnet, dafs ein Künstler nach ihnen arbeiten kann. In *Beschreibung* der Instrumente ist *A.* sich sehr ungleich, doch häufiger dürftig und unverständlich, als weitschweifig. Von der Einrichtung der Stellschraube am *Briggischen* Reductionszirkel, von *Marquois* Eintheilungsart, von dem System von Maafsstäben, von *Kings* Quadranten, *Adams* optischem Winkelmaafs, *Adams* und *Holywoods* Instrument, grofse Kreise zu beschreiben u. a., wird man sich aus ihm schwerlich einen deutlichen Begriff machen. Wegen des letztern hielt der Uebers. selbst für nöthig, sich bey *A.* zu befragen. Ueber die *Theorie* der Instrumente darf man hier nichts suchen. Die *Prüfung* und *Berichtigung* der Winkelmesser wird fast zu umständlich, aber auch ohne Theorie vorgetragen. In der Beurtheilung der Instrumente und ihrer Vorzüge kömmt manches Schiefe vor; auch zeigt *A.* für seine eignen Erfindungen ein wenig zu viel Vorliebe. Doch fiel dieses dem Rec. nicht so sehr auf, als die Seitenblicke auf Theoretiker, die freylich da am häufigsten zu seyn pflegen, wo es am mehrsten an Theorie fehlt. — Die *Aufgaben*, an denen der Gebrauch der Instrumente gezeigt wird, bilden zwar eine schätzbare, fast vollständige Sammlung von geometrischen Problemen, allein man darf bey ihnen nur die Regeln der Auflösung, nichts was einem Beweise ähnlich sähe, erwarten. Der einzige Beweis, der im ganzen Werke (Priestleys Aufsatz ausgenommen) vorkömmt, S. 384., ist überdem nicht einmal allgemein, gilt blofs für den Fall der Figur, und liefse sich, allgemein genommen, weit kürzer führen. Selbst die Auflösungen werden mit so wenig mathematischem Geiste so handwerksmäfsig vorgetragen, dafs sie eben dadurch nur zu oft einem Anfänger unverständlich seyn müssen. Adams scheint sich bey ihnen einen handwerksmäfsigen Praktiker als Leser gedacht zu haben, der ohne mathematische Idee an das Feldmessen und Zeichnen geht, und die Handgriffe dabey durch Uebung zu lernen hofft. Für diesen stehn hier wahrscheinlich die Aufgaben, die jedem Anfänger aus seinem Lehrbuche bekannt sind, und die, selbst als Worterklärungen ganz untauglichen, Brocken aus der Geometrie auf den 10 ersten Seiten, voll Fehler gegen die Geometrie, wo Pyramiden für *körperliche Dreyecke*, Kreise und Kugeln für *gebogene Oberflächen* und *Körper* ausgegeben werden, und wo es unter andern heifst: „Alle Dreyecke sind mehr oder weniger ähnlich, je nachdem ihre Winkel sich mehr oder weniger gleich sind. Das Wesen eines Dreyecks scheint mehr in den Winkeln als in den Seiten zu bestehn. Die Seiten haben keine bestimmte Gleichung, son-

ſondern ſie können von den unendlich kleinen zu unendlich groſsen ausgedehnt werden, ohne daſs die Natur und Art des Dreyecks dabey Veränderung leidet. Es liegt in der Theorie der iſoperimetriſchen Figuren, daſs wir den Werth der Winkel *fühlen*, und daſs Linien nicht nur zu Beſtimmung der Gattung, ſondern auch der Gröſse der Dreyecke und ſolchemnach aller Arten von Figuren ganz unzureichend ſind u. d. m.“ — Die vorzüglichſten Theile des Werks ſind die von andern entlehnten: *Birds Theilung mathematiſcher Inſtrumente*, aus Birds und Ludlams Schriften darüber S. 121.; *Verfahrungsarten, Bogen und Zirkel von beträchtlicher Gröſse zu beſchreiben*, von *J. Prieſtley Eſq.* von *Bradford in Yorkſhire* S. 149 bis 170. (beſonders intereſſant und auf eine Art vorgetragen, die *A.* hätte zum Muſter nehmen ſollen); *Lehrſätze der praktiſchen Geometrie auf dem Felde*, von *J. Landmann*, Prof. zu Woolwich, S. 478—506., und die aus handſchriftlichen Aufſätzen und den beſten Schriften engliſcher Feldmeſſer, beſonders *Milnes* und *John Gales*, gezognen *Abhandlungen über die praktiſche Geometrie*, aus denen man die durch Erfahrung erprobten Methoden zum Vermeſſen und Entwerfen, die in England üblich ſind, ſehr umſtändlich und genugthuend kennen lernt. Das Verzeichniſs gebrauchter Schriften beweiſt, daſs *A.* alle engliſchen Werke über die praktiſche Geometrie von einigem Werthe vor Augen hatte. Ein weitläuftiger Aufſatz über *Hadley's Spiegelſextanten*, deſſen Berichtigung und Gebrauch; iſt aus einer einzeln erſchienenen Abhandlung *A's* über dieſen Gegenſtand entlehnt. — Ein *Preiscurrant* aller von *A.* verfertigten und bey ihm zu habenden Inſtrumente, der in der Ueberſetzung deutſch und engliſch abgedruckt iſt, beſchlieſst die Arbeit des Vf. Ein Deutſcher muſs über die auſserordentlichen Preiſe, die der engliſche Künſtler ſich bezahlen läſst, erſtaunen. Hier giebt es Brillen von 8 gr. bis 10 Rthlr., und mathematiſche Beſtecke von 2½ bis 300 Rthlr. Ein Pantograph koſtet 15 bis 38, ein flacher Meſstiſch 20 bis 88, eine Bouſſole 12 bis 28, Theodolite 30 bis 188 Rthlr.; Sonnenmikroſkope 32 bis 126, Adams Lampenmikroſkop 126, Barometer mit Thermometer 19 bis 44, eine Variationsnadel 15 bis 126 und eine Inclinationsnadel 75 bis 188 Rthlr. auf der Stelle. — *Clavius* hat nicht, wie es S. 112. heiſst, den Vernier, nur eine Theilungsmethode, die auf den nemlichen Gründen beruht, erfunden. Die älteſte Nachricht, die *A.* vom Storchſchnabel aufzufinden vermochte, iſt die von *Scheiners* 1631 gedruckte Schrift *Pantographice ſ. ars nova delineandi.* Rec. beſitzt: *Bericht und Gebrauch eines Proportional-Lineals: neben kurzem Underricht eines Parallel-Inſtruments, beſchrieben von Benjamin Bramero, Philomathematico und fürſtl. Baumeiſter zu Marpurg. Marp.* 1617. q., worinn unter dem Namen des *Parallel-Inſtruments* ein Pantograph, nur in einer etwas veränderten Geſtalt, abgebildet und beſchrieben wird. „Dies Inſtrument,“ ſagt Br., „iſt zwar keine neue, und alſo auch nicht meine, ſondern eine etwas alte Invention, welche aber meines Wiſſens noch von niemanden in Truck befördert, oder zu Tage gegeben worden. Es iſt aber ſolches von vielen in eine etwas andre Form gemacht...“ Das an einem Lineal zu verſchiebende Dreyeck nennen die Engländer das *deutſche Parallellineal*. *Suardis* geometriſche Feder iſt, (wenigſtens wie *A.* ſie behandelt,) nur ein Spielwerk, bey dem *A.* ſich zu lange verweilt.

Was die *Ueberſetzung* betrifft, ſo könnte ſie beſſer ſeyn. Sie trägt zu ſehr die Spur der Eilfertigkeit. Es fehlt dem Ausdruck faſt überall an Präciſion, verwandte Begriffe ſind häufig zum Nachtheil des Sinns verwechſelt, die Kunſtwörter ohne Wahl übertragen, Zeitwörter ganz weggelaſſen, und überall ſchimmert das Engliſche durch, manchmal bis zur Unverſtändlichkeit. Wer verſteht im Abſchn. vom Proportionalzirkel folgendes: „Man mache die Paralleldiſtanz von 90 und 90 auf den Sinus, gleich dem gegebnen Radius, nehme die Paralleldiſtanz des Sinus Complement der gegebnen Grade.“ Ausdrücke wie dieſe: „die fünf und zwanzigſte Skale,“ ſtatt Skale, die in 25 Theile getheilt iſt, „Teleſkopiſche Gläſer von 60 Fuſs Länge,“ ſtatt Fokallänge, „die Commiſſarien der Longitudo“ u. d. m. kommen faſt auf allen Seiten vor. Ueberall heiſst es *der* Tangent; z. B. *einen Tangenten* an einen Zirkel ziehn. *Media et extrema ratio* läſst ſich nicht durch gröſstes und mittleres Verhältniſs überſetzen. *The oblique Ruler* ſollte ſchiefes Rolllineal, nicht ſchiefes Lineal; *Croſs ſtaff* oder *Surveying Croſs* Feldmeſſerkreuz, nicht Winkelmeſſer, und *Optical ſquare* optiſches Winkelmaſs, nicht optiſcher Winkel überſetzt ſeyn. Iſt folgender Anfang des ſiebenten Abſchnitts wohl deutſch? „Wiſſenſchaft kann vorausſetzen, und der Verſtand begreift Dinge als möglich, und als leicht zu bewirken, wo Kunſt und Erfahrung oft unüberwindliche Schwierigkeiten finden. Reine Wiſſenſchaft hat bloſs mit Begriffen zu thun; allein bey der Anwendung ihrer Geſetze für den Gebrauch im geſellſchaftlichen Leben werden wir öfters genöthigt, uns den Unvollkommenheiten der Materie zu unterwerfen, und in ſo fern der Zufall Einfluſs darauf hat.“ — Die *Zuſätze des Ueberſetzers* von S. 578 bis 645. beſtehen, (einige unbedeutende Anmerkungen und die Erklärung von Adams und Dr. Bevis Inſtrumenten zu perſpectiviſchen Zeichnungen ausgenommen, welche *A.* zwar abgebildet, aber nicht beſchrieben hätte,) ſämmtlich aus Ueberſetzungen und Auszügen aus engliſchen Aufſätzen. 1) *Ueber die Vermeſſung der Grundlinie zu Romney Marſh* im Herbſt 1787, angeſtellt mit einer 100 Fuſs langen ſtählernen Kette von zwey engl. Ingenieurofficieren, zum Behuf der Vermeſſungen des Generals *Roy*. 2) *Beſchreibung des groſsen Scheibeninſtruments oder Theodolits*, welches *Ramsden* für den General *Roy* verfertigt hatte, beide Aufſätze aus den *Philoſophical Transactions* Vol. 80. 1790. P. I. überſetzt. 3) *Beſchreibung von John Adams künſtlichem Horizont* aus dem 4ten Bande der Schriften der Londner Geſellſch. zur Aufmunterung der Künſte und Manufacturen. 4) *Ludlams Anmerkungen über Birds Theilungsverfahren* aus *W. Ludlams Introductions and notes on Mr. Birds Method of dividing Aſtronom. Inſtr.* Lond. 1786. q. Zu den beiden erſten Aufſätzen gehören 9 Kupfertafeln auf halben Bogen,

gen, durch die man besonders von der Einrichtung von Ramsdens Theodolit, (dem vollkommensten Instrumente seiner Art) eine recht anschauliche Vorstellung erhält. Der messingne Horizontalkreis dieses bewundernswürdigen Scheibeninstruments hat 3 Fuss im Durchmesser, und ist nur von 15 zu 15 Minuten eingetheilt. Mittelst zweyer Schraubenmikrometer erhält man die Winkel bis auf eine Secunde genau. Durch die achromatischen Fernröhre desselben konnte man den Schein einer grosen Reverberirlampe in einer Entfernung von 5 deutschen Meilen deutlich erkennen.

Die aus *Gale* entlehnten *Tafeln*, welche den *Anhang* ausmachen, und auch besonders verkauft werden, beziehn sich auf die scharfsinnige, sehr zu empfehlende Art *John Gales*, eines der vorzüglichsten englischen Feldmesser, Felder und Gegenden mittelst des Scheibeninstruments aufzunehmen und in Grundriss zu bringen. Gleich den Tafeln der Markscheider, (von denen sie sich in nichts wesentlich unterscheiden,) enthalten sie die Auflösung des rechtwinklichten geradlinichten Dreyecks, und geben für jede Hypotenuse von 1 bis 100 Theilen, (wenn der Winkel, den die Hypotenuse mit dem einen Katheten macht, stets um 15 Minuten von 0 bis zu 45 Graden wächst) die Gröse der beiden Katheten in Tausendtheilen der Einheit. Die Gröse der Hypotenuse steht im senkrechten, die Gröse des Winkels im horizontalen Eingange. Für jeden Grad sind zwey Seiten bestimmt.

Leipzig, b. Rabenhorst: *Usus Logarithmorum Infinitinomii in Theoria Aequationum.* Auctore *Mauritio de Prasse.* Adjecta est tabula singularis. 1796. 4.

Der Vf. hat durch dieses Werk sowohl seine gründlichen und ausgebreiteten Kenntnisse in der Analysis dem Publicum vor Augen gelegt, als auch sich insbesondere ein grosses Verdienst um die Hindenburgische combinatorische Analytik, welcher diese Schrift vorzüglich gewidmet ist, erworben. Das Problem, das Hr. *v.* P. hier besonders abhandelt, ist: Es sind M Reihen gegeben, nach Potenzen von X fortgehend, man soll jede dieser Reihen zu irgend einer gegebenen Potenz erheben, und das Product aller dieser Potenzen angeben. Wie wichtig, aber auch wie verwickelt dieses Problem ist, kann man schon aus dem speciellen Falle sehen, wo die Reihen nur zwey Glieder haben, und keine Potenzen vorkommen; einem Falle, den *Tempelhof* und andere weitläuftig abgehandelt haben. §. II bis XIII. enthält eine kurze, und mit Beyspielen erläuterte Erklärung der Hindenburgischen combinatorischen Zeichen und Grundformeln, so weit sie sich auf Klassen beziehen, der Vf. führt dieses mit einer zweckmäsigen Kürze aus, und verräth bey dieser so verwickelten Materie die Gabe einer deutlichen und faslichen Darstellung. Von §. XIV — XIX Erklärungen über Involutionen, worüber man indessen noch mehr in *Hindenburgs Archiv der reinen und angewandten Mathematik* findet. §. XX. enthält eine neue Involution für den Logarithmen einer Reihe; sie ist eben so leicht, und nur sehr wenig von der Involution für Potenzen einer Reihe verschieden, und enthält den Grund zur Auflösung des oben erwähnten so verwickelten Problems. Der Vf. setzt nämlich das Product, als schon gefunden, einer Reihe nach Potenzen von X fortgehend, mit fingirten Coefficienten, gleich; nimmt dem Logarithmen auf beiden Seiten des Gleichheitszeichens, und aus dieser Gleichung findet er die Werthe für die fingirten Coefficienten. §. XXXI. enthält ein Problem, dessen Auflösung beym ersten Anblick unmöglich scheint, wenn nämlich die Coefficienten des Products gegeben sind, die Exponenten jedes Factors zu finden. Es scheint hier, als ob man aus einer Gleichung mehrere Unbekannte fände; allein diese Gleichung ist allgemein, und durch Substitution erhält man für r Unbekannte, auch r Gleichungen. Zur Auflösung war die Hindenburgische Eliminationsformel nöthig, sie ist daher hier mitgetheilt worden, und zwar mit einer leichteren Regel für die Bestimmung der Zeichen ±.

Die Zusätze enthalten Anwendungen der vorigen allgemeinen Formeln auf den Fall, wo die Reihen lauter Binomien sind, woraus endlich der bekannte Newtonische Lehrsatz über das Verhalten der Summen der Potenzen aller Wurzeln einer Gleichung zu den Coefficienten dieser Gleichung hergeleitet wird. Dann mehrere Summationen von Reihen, unter denen einige sind, für die man bis jetzt nur dependente, keine directen Summationsformeln hatte.

Die angehängte Tafel über das Potenzenproblem ist sehr bequem und nützlich; sie enthält die Potenzen einer sehr allgemeinen Reihe durch Localausdrücke, durch Combinationsklassen, und zuletzt entwickelt, alles so geordnet, dass jede drey dieser verschiedenen Ausdrücke, die einander correspondiren und gleich sind, unter einander stehn. Aufserdem geht sie noch ein Glied weiter, als die bis jetzt bekannten, und ist sehr correct abgedruckt. Wir können dieses Werk mit Recht als eines der besten und vorzüglichsten in diesem Fache und auf diesem noch wenig betretenen Wege ansehen.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Dresden, b. Meinhold: *Der Freund in der Noth,* oder: *die zwey Schwestern*; ein Lustspiel in zwey Aufzügen, von *Flurer.* 1794. 56 S. 8. (4 gr.)

2) Ebendas.: *Eifersucht und Rache.* Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, von *Flurer.* 1794. 152 S. 8. (8 gr.)

3) Ebendas.: *Ehestandsscenen*, oder: *die unerwartete Wiedervereinigung;* ein dramatisches Gemälde in vier Aufzügen, von *Flurer.* 1794. 119 S. 8. (5 gr.)

Der Vf. der gegenwärtigen Schauspiele verräth Anlagen zu einem guten dramatischen Dichter. Wenn auch die Stücke auf dem Theater nicht gefallen sollten, weil es den Zuschauern bisweilen an Unterhaltung fehlen dürfte, so verdienen sie doch von mehr als

einer Seite gelesen oder gehört zu werden. Nach des Rec. Gefühle ist Nr. 1. das fehlerhafteste von allen. Die Charaktere sind in diesem Stücke von keiner feinen Zeichnung. Welcher gescheute Mann, wie Rothberg seyn soll, wird zu seiner Tochter sagen: „Armes Mädchen, deine Mutter weigert sich, dir ein Kleid machen zu lassen — du bekommst nun eins von mir.“ Friederike, die von so vielen vortheilhaften Seiten dargestellt wird, erzählt dem Hofr. Hellmann, der zum erstenmale ihre Bekanntschaft macht: „ach, ich werde „wirklich recht hart behandelt — eigentlich ist meine „Schwester Herr im Hause.“ Mit wahrer Dummheit sagt sie: „es ist mir doch lieb, dass sich jemand findet, „der Mitleid mit mir hat; — ach, wer wird mich armes Mädchen heirathen!“ Dann erzählt sie wieder ein andermal dem Hofr. H., wie der Vater sich erboten habe, ihr ein neues Kleid machen zu lassen, mit einer Miene gegen die Mutter als wollte er sagen — ich wills so haben, ich habe zu befehlen. Und der Hofrath sagt: „Das lohn ihn Gott!“ Noch einfältiger erscheint die Geliebte, wenn sie mit vorgehaltner Schürze zur Antwort giebt: „Sie scherzen — ach Sie „haben mich zum Besten.“

Von solchen auffallenden Mängeln findet man nichts in Nr. 2. u. 3. Eifersucht und Rache lässt wohl noch manches in der Anlage vermissen; indessen würde man sichs doch gefallen lassen, dass ein eifersüchtiger Liebhaber seinen vermeynten Nebenbuhler auf Pistolen herausfodert, dass dieser gutwillig genug ist, sich schiessen zu lassen; dass er wieder auflebt, und seinen Gegner am Ende durch Grosmuth beschämt, wenn nur dies alles dem Schauspieldichter nicht so willkührlich zu Gebote stände, dass es weiter keiner Kunst bedarf, die Verwicklung und Entwicklung aus der Denk- und Handlungsweise der Personen herzuleiten, wenn alle Umstände sich darnach fügen müssen. Dreymal erscheint der Eifersüchtige in diesem Stücke seinen Bekannten incognito, und erst zum drittenmale erinnert er sich, dass er seine Stimme etwas verstellen müsse, um nicht sogleich erkannt zu werden.

Die Ehstandsscenen werden von der moralischen Seite in einem vortheilhaften Lichte erscheinen. Es sind Gemälde, zu denen man im häuslichen Leben die Originale leider nur zu oft erblicken kann. Wenn auch die Wiedervereinigung für den Zuschauer nicht unerwartet erfolgen sollte; so hätte sie doch der Rec. nach einer so unzulänglichen Vorbereitung in der That noch nicht erwartet. Zur Aufführung möchte dieses letzte Schauspiel besser als die vorigen taugen.

Königsberg, b. Nicolovius: *Die Regata zu Venedig oder die Liebe unter den Gondolieren.* Eine Oper in drey Aufzügen, von *S. G. Bürde.* 1795. 112 S. 8. (8 gr.)

Der Stoff dieser Operette ist glücklich gewählt, und mit einer angenehmen Leichtigkeit behandelt. Besser wäre es vielleicht gewesen, ihn in einen einzigen Act zusammenzudrängen, da der Ausgang gleich zu bestimmt vorhergesehen wird, um die Theilnahme eine so beträchtliche Länge hindurch zu unterhalten. Der Anfang und das Ende sind dagegen sehr gefällig für das Auge eingerichtet, dass sie den Zuschauer leicht in die Täuschung versetzen können, die ihn von unsern gewöhnlichen ländlichen Scenen weg in eine mehr poetische Welt entrückt. Uebrigens herrscht in dem Stücke ein ziemlich müssiger und an vielen Stellen empfindsamer Dialog. Ein alter Gondelier spricht S. 58. von seinem *erschlafften Herzen*, das noch zu einer lebhaften Theilnehmung *gespannt* wird, und auf eben der Seite nennt ein junger Mann desselben Standes seine Achtung für den Bruder und seine Liebe für die Schwester *eine schöne Doppelflamme.* So sagt auch S. 109. ein andrer: „Ihr gebt der Sache eine Wendung, die zu *delikat* ist.“ Eine kühne, bilderreiche Phantasie lässt sich unter dem Völkchen annehmen, das wir hier vor uns haben, und die Sprache durfte deswegen einen edleren Stil haben; allein aus derselben Ursache hätte alles, was der räsonnirten Empfindung angehört, vermieden werden müssen. Für die erhöhte Bildung der Personen in einem Stande, der sie nicht zu versprechen, kaum sie zuzulassen scheint, welche bey der ganzen Darstellung vorausgesetzt wird, hätte es sich unstreitig besser gepasst, das ganze Stück in Versen auszuführen. Zwar sind in dem poetischen Theil desselben auch nicht alle jene dramatischen Unwahrheiten, wovon Bettinens Arie S. 64. einen auffallenden Beweis giebt, noch alle Härten und Misslaute vermieden; aber er ist dem Vf. bey weitem am besten gelungen. Meistentheils kommt das erwählte Sylbenmass der Musik schon zu Hülfe: es sind gefällige Arien, rasche Duo's, und die Romanze S. 47.:

Ueber'n Golfo von Abydos
Schwimmt des Nachts Leander kühn,
Freylich wird er süss belohnet,
Denn sein Mädchen, Hero, wohnet
Drüben und erwartet ihn.

kann für eine recht artige Barcarolle gelten, wie sie unter den Gondolieren Venedigs zu Hause sind. Folgende hübsche Zeilen S. 59. sind ebenfalls in diesem Charakter:

Gält' es Bettinen, ich schiffte
Mit meinem Gondelchen rings um die Welt.

Ein andrer reizender Zug ist die Rose in Bettinens Haar, wodurch sie dem Geliebten ihr Geheimniss geschickt zu verrathen weiss, er mag nun dem Vf. der Novelle oder der Oper gehören. Wir wünschen dem letzten die Belohnung, einen Componisten zu finden, der seiner Dichtung Glanz verleihen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. September 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Denkwürdigkeiten für die Heilkunde und Geburtshülfe*, aus den Tagebüchern der Königl. praktischen Anstalten zu Erleichterung dieser Wissenschaften ausgehoben von D. *Friedr. Benjam. Osiander*, Prof. in Göttingen. *Erster Band*, mit drey Kupfern. 1794. 464 S. und 120 S. Einleitung. *Zweyter Band*, mit acht Kupfern. 1795. 523 S. gr. 8.

Unter mehreren vortrefflichen Anstalten, mit welchen die Königl. Regierung zu Hannover die Universität Göttingen zu vervollkommnen eine Reihe von Jahren hindurch bemüht gewesen ist, verdient das dortige Entbindungsinstitut besonders die Aufmerksamkeit eines jeden, dem nicht blofs die Unterstützung dessen, was wissenschaftlich ist, oder was einer Universität in cameralistischem Sinne zum Nutzen gereichen kann, sondern auch die thätige Beförderung dessen, was unmittelbar auf das Leben und Wohl der Menschen Einflufs hat, Freude verursacht. Rec. hat vor kurzem Gelegenheit gehabt, diese Anstalt näher kennen zu lernen, und sie mit andern dieser Art, welche er in und ausser Deutschland gesehen hat, zu vergleichen. Er macht es sich, ob er gleich selbst einer ähnlichen vorsteht, zur angenehmen Pflicht, freymüthig zu bekennen, dass, wenn es gleich andere giebt, welche bey weitem gröfser sind und mehr Personen aufnehmen können, sie doch beynahe ohne Ausnahme der Göttingschen an Zweckmäfsigkeit innerer Ordnung, Reinlichkeit und menschenfreundlicher Sorgfalt für alle Arten von Bedürfnissen bey weitem nachstehen. Auch das Aeufsere des Gebäudes und die in demselben getroffene innere Einrichtung entspricht der Absicht vollkommen, und gereicht den edlen Stiftern und Erhaltern dieses wohlthätigen Instituts zu einem Denkmal, das ihnen wahren und bleibenden Ruhm bringt. Aus den beiden Vignetten, welche auf dem Titelblatt des ersten und zweyten Bandes stehen, kann man sich einen anschaulichen Begriff von dem Gebäude selbst machen. Es war dieser schönen Anstalt zu wünschen, dafs sie einen ihrer würdigen Vorsteher erhalten möchte. Auch *dieser* Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Rec., überläfst es den Lesern dieser Blätter, aus dem mit Unbefangenheit kurz anzuzeigenden Inhalte des gegenwärtigen Werks zu urtheilen, ob der Vf. nicht eben sowohl von Seiten der Gelehrsamkeit und Kenntnisse, als des thätigen Eifers für seine Pflicht und des bereits geleisteten Nutzens, vorzügliche Achtung verdient.

Die Einleitung enthält Nachrichten von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande der cliniſchen Anstalt und des Entbindungsinstituts. Jene war zuerst eine Privatunternehmung des für die Wissenschaft viel zu früh verstorbenen berühmten *Röderers*, dessen Stelle nachher *Vogel* ersetzte. Ihm folgte der jetzige verdiente Marburgische Lehrer, *Feldinger*, durch dessen Verwendung es bey der Königl. Regierung dahin gebracht ward, dafs sie einen jährlichen Fond dazu anwies. Seit 1792 steht Hr. *O.* dieser Anstalt vor, welche nunmehr mit dem Entbindungsinstitut vereinigt ist und unmittelbar unter der Königl. Regierung steht. Ihre Einrichtung ist wie bey andern vorzüglichen cliniſchen Anstalten. — Das Entbindungsinstitut ward von *Haller* in Vorschlag gebracht, die Einrichtung desselben aber besorgte *Röderer* nach dem Muster des Strasburger Instituts, und stand demselben 12 Jahr bis an seinen Tod vor. So klein dasselbe anfangs war, so vielen Nutzen verbreitete es doch durch den Eifer seines Vorstehers. Ihm folgte Hr. Hofr. *Wrisberg*, welcher 20 Jahr die Aufsicht darüber führte und mehrere geschickte Geburtshelfer und Hebammen zog, worauf Hr. *Fischer*, jetziger Leibarzt zu Weilburg, die Direction und zugleich den Auftrag erhielt, den Plan zu einem neuen Gebäude anzugeben. Der Cheval. *de Nercist* zu Cassel entwarf denselben nach *Steins* und *Fischers* Vorschlägen, zu deren Ausführung sogleich der Anfang gemacht ward. Hr. *O.* hatte das Vergnügen, die Vollendung bewerkstelligen zu helfen. Die Beschreibung der musterhaften Einrichtung des Ganzen und seiner Theile wird jedem Leser angenehm seyn.

Das Institut ist zunächst dazu bestimmt, den angehenden Geburtshelfern und Hebammen zum Unterricht, aufserdem aber auch armen schwangeren ehelichen und unehelichen Personen, ohne Unterschied des Vaterlandes, des Standes und der Religion, zum Zufluchtsort zu dienen. Jede Religionsverwandte kann ihren Gottesdienst im Hause selbst abwarten; auch Jüdinnen können ganz nach ihrer Weise leben und die Beschneidung ihrer Kinder in dem Institute selbst verrichten lassen. Auf einmal können nur 16 Personen, das ganze Jahr hindurch aber 70 bis 80 aufgenommen werden. Ihre Verpflegung läfst schlechterdings nichts zu wünschen übrig, weil bey derselben in keinem Stück die erfoderlichen Kosten erspart werden. Jede wird eigentlich 4 oder 6 Wochen vor der Niederkunft aufgenommen, und im Sommer 14 Tage, im Winter 3 Wochen nach derselben entlassen; Ausnahmen von der Regel nach den Umständen stehen dem Director frey. Angesteckte, oder mit Ausschlägen etc. behaftete Personen werden in andern Häusern auf Kosten des Instituts

tute verpflegt. Die Kirchenbusse, welche sich, triftiger Ursachen halber, nicht wohl aufheben liefs, wird in der Stille vor einem Prediger unentgeldlich abgethan, und besteht blos in einem Privatbekenntnifs des begangenen Vergehens, worauf das Abendmahl die gefallene Person mit der Kirche aussöhnt. Alle Geld- und andere Strafe fällt dabey gänzlich weg. Die Arbeit, welche die Schwangeren und Wöchnerinnen verrichten, besteht hauptsächlich im Spinnen zum Nutzen des Instituts, wofür sie, bey ihrer Entlassung, eine verhältnifsmäfsige Belohnung erhalten. Alle Leichen werden, nach vorhergegangener Oeffnung, wie jede andere bürgerliche Person begraben, und ihre hinterlassenen Kleidungsstücke und sonstiges Vermögen erhalten die Verwandten; die hinterlassenen Kinder werden, wenn keine nahen oder vermögenden Verwandten da sind, auf Kosten des Instituts erzogen, und erhalten einen Legitimationsbrief. Die Bettstellen sind von Eichenholz und angestrichen, (sollten nicht eiserne in mehr, als einer Hinsicht, besser und einer so ausgezeichnet vortrefflichen Anstalt gemäfser seyn?) und haben Vorhänge an eisernen Stäben, ohne Bedeckung oder Himmel; die Unterbetten sind mit Stroh, die Kopfkissen mit Pferdehaaren gefüllt; zur Decke dienen doppelte Betttücher von Leinewand nebst einer wollenen Decke. Auch die Kinderbetten sind auf eine ähnliche Art gemacht. In jedem Zimmer, worinn eine Wöchnerin und zwey Schwangere wohnen, ist, aufser den nöthigen Meublen, ein Thermometer und Ventilator angebracht; die Heitzung geschieht durch Oefen. Die Cloaken sind durch eine eigene dabey angebrachte Vorrichtung aufser Stand gesetzt, zu irgend einer Jahrszeit oder bey irgend einer Veränderung des Wetters einen Geruch zu verbreiten. (Diese äufserst einfache und ihrem Zweck völlig Genüge leistende Einrichtung verdient in jedem Hospital nachgeahmt zu werden). Der Director und alle bey dem Institut angestellten Personen wohnen in demselben, auch sind eigene Zimmer für vornehmere und wohlhabendere Schwangere, welche unbekannt bleiben wollen, eingerichtet. Die Lage des Hauses ist unmittelbar am Wall, in beträchtlicher Entfernung von andern Häusern; ein Garten und freyer Platz stöfst daran. Die Aussicht ist die schönste von Göttingen.

„Da der *vorzüglichste Zweck* bey Errichtung des Instituts war, eine praktische Schule der Geburtshülfe zu stiften, und den Studirenden sowohl, als den Hebammen, alle möglichen Vortheile und Gelegenheiten dadurch zu verschaffen, sich ihrer Bestimmung gemäfs zu bilden; so sind eigentlich die Schwangeren der Lehranstalt halber da. Unehelig Schwangeren einen sicheren Aufenthalt zu geben und sie wegen dem (des) Wochenbett(s) aufser Sorgen zu setzen, um dadurch manchen Kindermord zu verhüten, ist nur ein *Nebenzweck*." S. XCI.

Diesem hier angegebenen Hauptzweck handelt Hr. O. dadurch allerdings gemäfs, dafs er, wie S. CX der Einleitung gesagt wird, die Zange häufig anlegen läfst. Unter der vorsichtigen Leitung eines so geschickten Führers kann freylich der angehende Geburtshelfer der Gebährenden und dem Kinde keinen Schaden zufügen, und mufs die dabey nöthigen Handgriffe leicht und vollkommen lernen, auch sich zu einem geschickten Operator bilden; Rec. aber bekennt freymüthig, dafs er in diesen Grundsätzen *nicht ganz* mit Hn. O. und mit einigen andern deutschen und französischen berühmten Lehrern der Geburtshülfe übereinstimmt. Bey dem Institut, welchem Rec. seit 16 Jahren vorsteht, vermeidet er den Gebrauch der Instrumente, und selbst der Zange, aufs möglichste, und lehrt seine Zöglinge die Anlegung und Wirkung derselben nur an einem Fantom, worinn ein todtes Kind liegt; dennoch aber hat er die Freude, mehrere vorzüglich geschickte Geburtshelfer gebildet zu haben, welche die Zange mit dem glücklichsten Erfolg anwenden. Wenn sich indessen der seltene Fall ereignet, wo die Zange schlechterdings erfoderlich ist; so erlangt der Zuhörer theils durch das Zusehen, theils durch einige dabey zu leistende Beyhülfe, die erfoderliche und auf gehörige Kenntnifs gegründete Dreistigkeit. So lernen ja junge Wundärzte beynahe allenthalben die Operationen durch Uebung an Leichen und durch das öftere Zusehen in Hospitälern. Auch die Nachgeburt läfst Rec. nicht lösen, sondern überläfst, mit äufserst seltenen und bestimmten Ausnahmen, die Austreibung derselben lediglich der Natur. Uebrigens bescheidet er sich gern, dafs *seine* Meynung nicht infallibel und vielleicht auch nicht an jedem Ort gleich anwendbar ist; daher kann das meymüthige Bekenntnifs derselben auch nicht als ein Tadel der entgegengesetzten angesehen werden.

Sehr vortrefflich ist übrigens alles, was Hr. O. über die Art, wie den Schülern und Schülerinnen Unterricht ertheilt wird, umständlich angegeben hat. Was irgend von Hülfsmitteln zur Erleichterung desselben angewandt werden kann, das findet sich bey seinem Institut; auch eine Sammlung von anatomischen Präparaten hat er angelegt, und ist auf deren Vermehrung eifrig bedacht. Statt des S. CVIII. angegebenen Fantoms würde Rec. ein vollkommneres, etwa dem Baudelocqueschen ähnliches, vorschlagen, damit auch in einer an sich so geringfügigen Sache nichts zu wünschen übrig bliebe.

Das Uebrige des ersten Bandes und der zweyte Band enthält theils Krankengeschichten, theils Abhandlungen, welche die Physiologie, Geburtshülfe und eigentliche Heilkunde betreffen. Alles Wichtige davon auszuzeichnen leidet der Raum nicht; Rec. begnügt sich daher, nur einiges zum Beweise auszuheben, dafs das ganze Werk von jedem Arzt und Geburtshelfer gelesen zu werden verdient.

Merkwürdig ist die im ersten und zweyten Stück sehr umständlich erzählte Krankheitsgeschichte einer 37jährigen Weibsperson, welche nach einer allmählig verschwundenen Kniegeschwulst eine grofse Menge von lebendigen und todten Insekten, worunter Käfer, Fliegen, Larven, Kellerasseln, Spulwürmer u. s. w. waren, unter heftigen Krampfen und andern üblen Zufallen mehrere Monate hindurch ausbrach, bis eine neue Kniegeschwulst plötzlich erschien und schnell verschwand, worauf die Kranke hergestellt ward. An Betrug war bey der mit der äufsersten Sorgfalt angestell-

ten

ten Beobachtung nicht zu denken; mehrere ähnliche Beyspiele, welche Hr. O. angeführt hat, deren Verzeichnifs sich noch vergröfsern liefse, beweisen auch, dafs ein solcher Fall nichts weniger, als unerhört ist. Ueber die Art, wie diese Thiere in den Körper der Person gekommen seyn mögen, hat der Vf. mehrere Vermuthungen angegeben. (Sollte nicht ein grofser Theil derselben durch den Mund eingekrochen seyn, wenn die Person gewohnt war, mit offenem Munde zu schlafen? dafs viele davon unzerstört und sogar lebendig herauskamen, ist leicht begreiflich, weil solche Thiere nicht allein ein zähes Leben haben, sondern auch, weil der Magensaft auf lebendige Theile von Thieren keinen zerstörenden Einfluss hat.) — Bey andern Krankheitsgeschichten, welche tödlich ausfielen, ist nicht allein die Section mit beygefügt, sondern es sind auch Resultate daraus gezogen worden, die ungemein lehrreich sind. — Bey Gelegenheit der Geschichte einer tödlichen Darm- und Netzentzündung, welche vom Misbrauche treibender Mittel entstanden war, wird gesagt, dafs man auf den Dörfern in Schwaben das Haus einer Hebamme und eines Barbiers leicht daraus erkennen könne, dafs gewöhnlich im Garten Sevenbäsche vorkommen, wovon sie ohne Zweifel zu ähnlichen Absichten Gebrauch machen. — Beyspiele von starken Eiterungen im Becken mit einem kalten Kindbetterinfieber. — Ganz geruchloses Kindswasser ist seltener, als starkriechendes; denn meist hat es einen saamenartigen geilen Geruch, der sich ihm nicht aus der Scheide mittheilt, weil auch selbst das von einer, aus den Geburtstheilen hervorgetriebenen und aufserhalb denselben geöffneten, Blase aufgefafste Kindswasser diesen eigenen Geruch hatte. (Hieran hat wohl die Beschaffenheit der Säfte einer solchen Person, ihre Cachexie, Unreinlichkeit u. s. w. den gröfsten Antheil. Rec. glaubt, aus seiner Erfahrung behaupten zu können, dafs dieses Wasser eigentlich blond ist und keinen andern Geruch hat, als den, welchen das Blut und jede andere frische thierische Feuchtigkeit von blonder Art hat.) — Einmal ward die Levretsche Zange so hoch angelegt, dafs der Schlafs noch zwischen die Schaamlippen zu stehen kam; nach mehr, als 20 Zügen, ward der Kopf ohne die geringste Verletzung des Damms zur Welt gebracht, im Mutterm und aber waren ein Paar kleine Risse. Die Kranke genafs nach einigen erlittenen Zufällen. Leichte Risse im Muttermunde sind, wie der Vf. sagt, von gar keiner Bedeutung, und werden fast bey allen Personen, welche geboren haben, bemerkt. — Gute Wirkung der äthiopischen Pillen und des Wallnufsschaalen-Extracts bey venerischen Geschwüren. — Sehr wichtig ist die auf eine hier erzählte Geschichte gegründete Bemerkung, (welche auch Rec. aus seiner Erfahrung bestätigen kann), dafs Kinder mit allen Zeichen der faulichten Maceration, oder mit allen Zeichen des heifsen Brandes am Kopf und an Armen und Füfsen geboren werden und doch leben können. — Es giebt einen Pemphigus neonatorum, an welchem vorzüglich das Lebersystem und das Kind noch Antheil zu haben scheint. (Auch davon hat Rec. Beyspiele gesehen). Eine schöne Abbildung erläutert diese Krankheit, von welcher mehrere Beobachtungen erzählt werden. — Ein im Mutterleibe kränkliches Kind läfst zuweilen einen Theil des Kindspechs von sich, verschluckt auch wohl etwas von dem dadurch verunreinigten Kindswasser, ohne Nachtheil seines Lebens. — Das Wiederbeleben todtscheinender Kinder gelingt bisweilen erst nach anderthalbstündigem Bemühen, und es kommt dabey mehrentheils alles auf Lufteinblasen an, wobey aber die Nasenlöcher nicht zugehalten werden müssen. — Vorzüglich wichtig für den praktischen Arzt und Geburtshelfer ist die Abhandlung über die Hülfe bey Blutflüssen vor der Geburt. Hr. O. erzählt mehrere von den ihm vorgekommenen Fällen dieser Art, sie mochten glücklich oder unglücklich ausgehen, mit einer Unbefangenheit und sichtbaren Wahrheitsliebe, welche ihm bey seinen Lesern das vollkommenste Zutrauen erwerben mufs. Sehr lehrreich sind auch die daraus gezogenen Resultate, insbesondere die, welche die früheren Kennzeichen von dem so gefährlichen Sitze des Mutterkuchens an oder auf dem Muttermunde und die dabey nöthige Hülfe betreffen. Dabey ist auf die Lage und Beschaffenheit der Gebärmutter im ungeschwängerten Zustande, auf die Veränderung derselben während der Empfängnifs und auf die Art der Einwurzlung des Eys genaue Rücksicht genommen, auch ist die veränderte äussere und innere Form der schwanger gewesenen Gebärmutter nebst ihren Dimensionen angegeben worden. Bey Durchlesung dieser und ein paar anderer Abhandlungen bemerkte Rec. mit besonderem Vergnügen, wie sehr der Vf. darauf ausgegangen ist, das gründliche Studium der Anatomie und Physiologie mit der Praxis zu vereinigen: eine Tugend, welche bey wenig praktischen Aerzten und Geburtshelfern in diesem Maafse vorkommt. Bey den oben angegebenen Blutflüssen giebt Hr. O. vorzüglich Alaun, auch wohl Safcarillextract und Opium; der Zinntinctur ist er nicht günstig. Mit Recht empfiehlt er die baldige Wendung, bey welcher man, um sie leichter und unschmerzhafter zu machen, mit der Hand gegen das Kind, nicht aber gegen die Gebärmutter, arbeiten mufs. Wo die Zange nöthig ist, läfst er sie, bey fortdauernden Krämpfen, mit einem Opiatöl bestreichen.

(Der Beschluss folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1. Münster, b. Theissing: *Scupuli's Anweisung über die Art und Weise zu kämpfen, um gut und glücklich zu werden.* Von Neuem ins Deutsche übersetzt. Mit Erlaubnifs der Oberen. 1793. 432 S. Vorr. u. Inhalt, XXXII S. 8.

2. Ebendas.: *Scupul.'s Krankenbesuch*, von der Art, den Kranken beyzustehen, sie zu trösten, und zu einem guten Tode vorzubereiten. Vorzüglich zum Gebrauch für Seelsorger. 1793. 120 S. 8. (Beyde 20 gr.)

Nr. 1. ist dem ersten Heerführer und glorreichsten Sieger, Jesus Christus, Sohne der Jungfrau Maria dedicirt,

dicirt, (weil, wie es in der Ded. heifst, der Vf. ohne Läfterung und Schaden fie irgend einem andern nicht zueignen könne, als feiner göttlichen Majeftät, dem Könige Himmels und der Erden,) von deffen mit feinem Blute erkauften unterthänigem Knechte, D. *Laurenz Scupoli*, regulirten Chorherrn. Der Vf. war, wie der Ueberfetzer in der Vorrede fagt, im Königreich Neapel im 16ten Jahrhunderte geboren. Er war fchon frühe durch das göttliche Licht zu der Ueberzeugung gekommen, dafs die Demuth der Grund aller Tugend fey, war ganz dem Zuge der göttlichen Gnade gefolgt, die Welt hatte keinen Reiz für ihn, er lebte in derfelben, aber fein Geift war im Himmel. Er hatte dabey unaufhörlich zu kämpfen, aber immer mit glücklichem Erfolge. Und fo lehrt er in diefer Schrift, wie man recht kämpfen müffe, und diefs wird fehr weitläuftig durch alle Inftanzen durchgeführt. Unter andern wird im 16ten Kap. S. 65 gezeigt, wie fich der Chrift des Morgens zum Kampf rüften müffe. So bald er erwacht ift, mufs er fich in einem Felde umfchauen, das um und um allenthalben mit Feinden befetzt ift. Denn gegen ihm über fteht die böfe Neigung, die er bezwingen will, als ein Feind gerüftet und mit gierigen Blicke auf ihn zielt, um ihn zu treffen und zu tödten, ihr zur Seite fteht die ganze Macht der Hölle, die fie ftets aufhetzt und ihm von allen Seiten auflauert, ihm zur Rechten aber fteht der grofse Ueberwinder und fein Führer, Chriftus Jefus, umgeben von feiner Mutter und einer grofsen Schaar Engel und Heiligen etc. S. 118 ff. wird ganz genau befchrieben, wie der Teufel die Menfchen zum Böfen verführe, und wie man fich feinen Angriffen zu widerfetzen habe. Das 59te Kap. handelt von der *Aufopferung*. Diefe mufs zwey Eigenfchaften haben, 1) fie mufs vereiniget feyn mit der Aufopferung Chrifti an feinem himmlifchen Vater, 2) der Wille mufs gänzlich abgeriffen feyn von aller Neigung gegen Gefchöpfe. Auch Stofsgebetlein kommen zuweilen vor, z. E. S. 79 gegen die böfen Gedanken, heifst es," fchmiege dich zärtlich ans Kreuz, wende dich zu den Wunden des Erlöfers, und fprich mit brennender Liebe; *Schöne, keufche, heilige Wunden, möchte mein elendes, unreines Herz nur euern Schmerz fühlen, um dadurch frey zu bleiben von der Sünde.*

Von der Art find denn auch die Rathfchläge, die dem Seelforger N. 2. ertheilt werden. Den Kranken foll man nach S. 67 darauf aufmerkfam machen, dafs Gott „unfer Schöpfer, Erlöfer, König, Opfer, Fürfprecher, Mittler, Hirt, Speife, Vater, Haupt, Arzt, Lehrer, Beyfpiel, Weg, Freude, Wahrheit, Leben, Ehre, Ruhm und alles Gute für uns fey," und jeden Punkt einzeln erklären. Wenn man das Bild des Gekreuzigten zur Hand nimmt, foll man nach S. 79 ff. fo mit dem Kranken reden, als wenn der Herr felbft mit ihm redete; man foll ihn dazu ftimmen, den Gekreuzigten anzubeten, insbefondere das Haupt Chrifti, und in den Wunden deffelben alle feine eitelen und ftolzen Gedanken zu vergraben. Bey Anbetung der Händewunden kann er wegen aller ausgeübten böfen Werke um Vergebung bitten, bey Anbetung der Füfswunden Nachlaffung wegen aller irdifchen Begierden; und dann verfenke er fich ganz mit allen Gedanken, Worten und Werken, womit er Gott könne beleidigt haben, in die *Seitenwunde*, damit er allda gereinigt werde und darinn bleiben und *wohnen* möge, ficher vor jedem Anfalle und befchützet vor allem Böfen. Die angehängten Betrachtungen von *Fenelon* find nach einem ähnlichen Gefchmack abgefafst. Ob man Luft habe, diefes Buch wie der *heil. Franz von Sales* 18 Jahre beftändig bey fich zu führen, und es als ein Buch zu betrachten, das durch befondere Gnade Gottes in feine Hände gekommen, wird man aus diefen Proben hinlänglich beurtheilen können.

HAMBURG, b. Bachman u. Gundermann: *Anweifung die chriftliche Glaubenslehre in proteftantifchen Schulen praktifch zu behandeln.* Ein Leitfaden für Prediger und Schullehrer. 1793. 204 S. 8. (12 gr.)

Man weifs nicht recht, ob diefe Anweifung ein ordentlicher Katechifmus oder ein Lefebuch für Prediger und Schullehrer feyn foll, um Materialien zum Unterricht daraus zu nehmen. Für den letzten Fall ift es etwas zu kurz und für den erften zu weitläuftig und zu discurfiv abgefafst, da kurze Sätze hier am fchicklichften find. Die Ordnung ift auch nicht recht zweckmäfsig. Es wird fogleich mit der Lehre der heil. Schrift, den Büchern des alten und neuen Teftaments, der Göttlichkeit der Lehre Jefu, der Wunder und Weifsagungen und der Eingebung der Anfang gemacht, und darauf folgt erft die Lehre von Gott, welche doch offenbar bey jenen Lehren vorauszufetzen ift. Eben fo findet Rec. die gehörige Proportion in der Ausführung der Materien nicht immer beobachtet, da bey der göttlichen Allweisheit die Naturgefchichte des Menfchen fehr weitläuftig abgehandelt, die göttliche Regierung nur kurz berührt und andere Proben diefer Weisheit ganz übergangen worden, dagegen nur eine ganz allgemeine Darftellung der Natur der Thiere, der Sonne, des Mondes und der Sterne bey der Lehre von der Schöpfung befindlich ift. Auf der andern Seite aber hat das Buch auch wieder viel Gutes. Der Vf. folgt dem Lehrbegriff des ältern Syftems, doch find manche Lehren fehr gemildert vorgetragen, z. E. von Dreyeinigkeit, Verföhnung Chrifti, den Wirkungen des Teufels; auch manchem Aberglauben, als von Bündniffen mit dem Teufel, dem fliegenden Drachen u. dgl. hat der Vf. mit vieler Bündigkeit entgegen gearbeitet. Ueberhaupt ift alles in der That fehr praktifch und für das gemeine Leben brauchbar behandelt, und die Faslichkeit und Gefchmeidigkeit des Stils gereicht dem Buche fehr zur Empfehlung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. September 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Denkwürdigkeiten für die Heilkunde und Geburtshülfe*, aus den Tagebüchern der Königl. praktischen Anstalten zu Erlernung dieser Wissenschaften ausgehoben von D. *Friedr. Benjam. Osiander*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte Band* hebt mit einer Abhandlung über das sogenannte Jungferhäutchen an, welche 119 S. einnimmt. Hr. O. welcher diese Membran nicht als ein Zeichen der Jungferschaft gelten lassen will, (wofür man sie, *allein genommen*, auch nicht annehmen kann), nennt sie daher *Scheideklappe*. Ihren Nutzen sezt er darin, dass sie beym Fötus das Ausspülen des Schleims der Mutterscheide verhütet und das Eindringen des Kindswassers hindert, nach der Geburt aber die Scheide gegen Luft, Staub, Urin und Unreinigkeit schützt. Die Bestimmung dieser Membran scheint ihm nur bis auf die Zeit zu reichen, wo das Monatliche bey einem Mädchen eingetreten ist, und er glaubt, dass es ins Lächerliche falle, wenn man sich einbilde, „die Natur habe dem Menschen gleichsam zu seiner Veredlung und zu einem Vorzug vor den unvernünftigen Thieren" diesen Theil gegeben. (Rec. gesteht, dass er hier abermal nicht gänzlich der Meynung des Vf. ist, und sich auch durch seine Gründe nicht überzeugt gefunden hat. Mehr hierüber zu sagen behält er sich an einem andern Ort vor). Bey dieser Gelegenheit hat Hr. O. auch von den andern wirklichen und angeblichen Kennzeichen der physischen Jungferschaft, von dem bekannten dahin gehörigen Mosaischen Gesetz, von der sich darauf beziehenden Sitte der Morgenländer, von der Beschneidung arabischer Mädchen u. s. w. mit vieler Gelehrsamkeit gehandelt und mehrere scharfsinnige Vermuthungen dabey geäussert. Die ganze Abhandlung ist ein wichtiger Beytrag zur gerichtlichen Arzneygelahrheit. Sieben theils illuminirte, theils schwarze, Kupfer erläutern diejenigen Theile, von welchen in der Abhandlung die Rede ist: die darauf enthaltenen Zeichnungen sind meist nach Präparaten und frischen Leichnamen vom Vf. gezeichnet, einige sind aus andern Werken genommen. Am merkwürdigsten darunter findet Rec. die Abbildung des in zwey Oeffnungen getheilten Hymens einer Schwangeren Tab. 2. f. 3. eines andern ohne Oeffnung von einer lebenden erwachsenen Person Tab. 3. eines völlig unverletzten von einer Schwangeren Tab. 4. fig. 1. und die nach Baurenfeinds Original copirte Zeichnung der beschnittenen Geschlechtstheile eines ägyptischen Mädchens Tab. 6. f. 1. — Kurze Anzeige von dem im Clinicum in Zeit von 5 Monaten vorgekommenen 138 Krankheitsgeschichten nebst ihrer Kurart und deren Erfolg. Von diesen Kranken genasen 83 völlig, 41 wurden besser entlassen, 11 wurden weggewiesen oder blieben selbst aus, 3 starben. Zwey Personen, bey welchen der Muttermund verschlossen war, wurden durch die Operation hergestellt. Beyläufig werden die Ursachen der Volkskrankheiten in und um Göttingen angegeben, und die Schädlichkeit der vielen Surrogate des Caffees wird gezeigt. Auffallend ist die Menge der dort vorkommenden Wurmkrankheiten. — Ueber die Ursache und Behandlung der Ruhr, nebst 38 dahin gehörigen Krankheitsgeschichten. Von diesen Kranken starben 2. Nach Hrn. O. Meinung ist die Ruhr eine aus Krampf entstehende örtliche Entzündungskrankheit, und der Sitz der Entzündung ist vorzüglich im Mastdarm. Die Ursache dieses Krampfs ist eine reitzende Materie, nemlich ein flüchtiger Stoff, eine mephitische Luftart, welche sich gewöhnlich durch Sonnenhitze aus faulenden animalischen und vegetabilischen Theilen, besonders aber aus menschlichen Excrementen entwickelt, bey kühlen Abenden und Nächten sich erhebt und beym Stuhlgang durch den After in den Mastdarm gelangt, ausserdem aber auch durch den Mund und durch die Haut in den Körper kommt. Man könnte die Ruhr mit der Gonorrhöe vergleichen und ihr den Namen *erythrorrhoea intestini recti* geben. Durch Erkältung an sich wird sie nicht hervorgebracht, auch ist sie kein Rheumatismus, obgleich ein Rheumatismus oft eine Complication derselben ist. Der Ruhrstoff ist wahrscheinlich ein flüchtiges Alcali in Verbindung eines mephitischen Stoffs. Diese Krankheit verbreitet sich aus einer Strasse in die andere, und zeigt dadurch ihre mittelst der Luft ansteckende Eigenschaft. Ein Hauptmittel zur Kur ist das Opium, welches die kränklich erhöhete Reizbarkeit und Empfindlichkeit mindert und in manchen Fällen selbst *vor* den Brechmitteln mit Nutzen gegeben wird. „Mit der gehörigen Vorsicht angewandt ist es nie ein gefährliches Mittel, für das es von Aerzten in vorigen und neueren Zeiten aus Mangel an praktischer Kenntniß so sehr verschrieen ward." Ausserdem gab Hr. O. arabisches Gummi, Mindererspeist, Campher, und zuletzt gelind abführende und stärkende Mittel. Lauwarme, schleimigte und anodynische Klystiere, auch Umschläge und Blasenpflaster auf den Unterleib gelegt, linderten die Schmerzen; bisweilen war ein Aderlass nöthig. Bisweilen folgten Hautausschläge, die manchmal kritisch waren. (Wenn auch die hier aufgestellte Theorie

rie der Urſache und Entſtehung dieſer Krankheit einigem Widerſpruch Raum geben ſollte; ſo leuchtet doch aus derſelben der Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt des Vf. hervor. Auch iſt nicht zu leugnen, dafs er auf manche Urſachen dieſer unter ſo verſchiedenen Geſtalten erſcheinenden, und noch immer nicht genug unterſuchten, fürchterlichen Krankheit genauer, als ſeine Vorgänger, Acht gegeben und einige dabey bisher überſehene Umſtände ins Licht geſetzt hat. Seine Kurart wird jeder Sachkundige zweckmäſsig und wirkſam und dabey doch einfach finden. Ein von ihm aber nicht angewandtes Mittel, welches Rec. als eins der wirkſamſten bey der Ruhr ſowohl, als bey hartnäckigen Durchfallen, aus vieler Erfahrung kennt, das Extract und zumal das Pulver der nux vomica, dürfte hier noch zu empfehlen ſeyn). — Verzeichniſs der Candidaten der Heilkunde, welche von 1778 bis 1782 die cliniſche Anſtalt unter *Baldingers* Direction benutzt haben. Rec. freut ſich, ſeinen Namen darunter zu finden und hier zu bekennen, dafs auch er die Grundlage ſeiner praktiſchen Kenntniſſe dieſem Inſtitute zu danken hat. — Einige neue Erfindungen für die Geburtshülfe: nemlich Steins Cliſeometer mit einer neueren Verbeſſerung, Santerelli's Zange, des Vf. Cylinder zur Prüfung der Hände eines angehenden Geburtshelfers, ſein Waſſerſprenger, ſeine elaſtiſchen Warzenringe und ein Firniſs zum Ueberzug der Geburtszange. — Tabellariſches Verzeichniſs der von 1715 bis 1791 in der Entbindungsanſtalt gebornen und getauften Kinder. Die Anzahl beträgt 1105. Dergleichen Verzeichniſs von den Wöchnerinnen, welche von 1792—94 daſelbſt waren etc. Die Anzahl beträgt 223. Unter eben ſo viel Kindern wurden nur 34 tod geboren oder ſtarben bald nachher. — Reſultate von Beobachtungen über die erſte Erſcheinung des Monatlichen, über die Zeit der Empfangniſs und die Zufälle während der Schwangerſchaft, auch über die weiblichen Brüſte und deren Beſchaffenheit im geſunden und kranken Zuſtande. (Ungern übergeht Rec. aus Mangel an Raum die hier gemachten intereſſanten und zum Theil neuen Bemerkungen). Ueber die Geſchlechtsverwechſelung neugebohrner Kinder, nebſt der Beſchreibung einiger dahin gehöriger Abweichungen von der natürlichen Bildung. (Dieſer Aufſatz iſt wieder für die gerichtliche Arzneygelahrheit wichtig).

Zum Schluſs dieſer Anzeige iſt noch anzuführen, dafs Hr. *O.* ein eignes *Tabellariſches Verzeichniſs aller von 1751 bis 1762 in der Entbindungsanſtalt zu Göttingen vorgefallenen Geburten nebſt ihrem Erfolg für Mutter und Kind, aus den Tagebüchern des ſel. Roderers gezogen*, auf 9 Bogen in Fol. hat drucken laſſen, welches beſonders zu haben iſt. Dieſes hat ihm Gelegenheit gegeben, nützliche Reſultate aus der Praxis des ſel. *R.* zu ziehen und den Verdienſten dieſes würdigen Stifters jener Anſtalt auf eine Art Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, welche ihm ſowol, als Hrn. *O.* ſelbſt, Ehre macht.

ALTENBURG, b. Richter: *Chirurgiſche Arzneymittellehre.* Zwote Klaſſe. *Von den reizenden Mitteln.* Fortſetzung der erſten Abtheilung. Von *Chriſtoph Leberecht Römer*, der Arzneyw. u. Chirurgie Dr. und ausübendem Arzte in Leipzig. Mit Kupfern. 1796. LXIV. u. 484 S. 8.

Der Vf. befleiſsiget ſich in dieſer Arzneymittellehre der Weitſchweifigkeit ſo ſehr, dafs Rec. bey den nunmehr ſchon erſchienenen vier Bänden, einer Fortſetzung von mehr als einem Bande noch entgegen ſieht, wenn er ſich, ſeinem Verſprechen gemäfs, nach welchem dieſer Band der letzte ſeyn ſollte, nicht einſchränkt. Nur allein die Theorie von den kühlenden Mitteln und die Abhandlungen von der kühlen Luft und dem kalten Waſſer nehmen gegen 394 Seiten ein. Der Gedanke, eine praktiſche *materia chirurgica*, beſonders zum Behuf der Wundarzte von der niedrigen Claſſe zu veranſtalten, verdient wirklich Beyfall und Aufmerkſamkeit, und der Vf. hätte Fähigkeit genug ein ſolches Werk zu ſchreiben, wenn er ſich nur enger zuſammenzuziehen wüſste, und ſein Stil mehrere Richtigkeit und die Politur hätte, die man von jedem Buche, das für ein groſses und ſo heterogenes Publicum beſtimmt iſt, verlangen kann. Er verräth viele Beleſenheit, und hat vieles geſammelt; aber ſeine Sammlungen ſind bey aller Weitſchweifigkeit doch nicht vollſtändig, und nicht inſtructiv genug, weil er das wahrhaft Nützliche und zu wiſſen Nothwendige von dem weniger Nützlichen nicht immer genug zu unterſcheiden ſcheint. Oft ſchweift er auch in fremdes Gebiet aus, oder beſchäftigt ſich mit Gegenſtänden aus der höhern Theorie, die in keinem Buch für den Wundarzt, das ihm bey der Ausübung ſeiner Kunſt Licht geben und ihn beſtimmen ſoll, immer das nützlichſte Mittel zu wählen, vorkommen, oder höchſtens nur dann eine Stelle finden ſollten, wenn ſie völlig berichtiget ſind, und beytragen können den Wundarzt bey der Ausübung deſto ſicherer zu leiten. So iſt der Vf. unter der Rubrik: *kühle Luft*, ſehr weitläuftig über den Schaden, den verdorbene Luft in Spitälern und Feldlazerethen bey Wunden aller Art anrichtet: ſo ſpricht er weitläuftig, und nach Rec. Gefühl nicht genugthuend über *Browns* Hypotheſe von der ſchwächenden Kraft der Kälte. So äuſsert er über die Wirkungen der Kälte und die Anwendbarkeit derſelben bey Verletzungen durch Verbrennen im Allgemeinen richtige Grundſätze, iſt aber bey Darſtellung derſelben äuſserſt weitläuftig, und doch nicht immer beſtimmt genug, ſpricht auch von Dingen, an die in unſern Tagen kein nur einigermaſsen gebildeter Wundarzt mehr denken mag. Die Meynungen von der ſympathetiſchen Kraft der Hitze zur Ausziehung der Feuertheilchen aus Stellen, die durch das Verbrennen verletzt worden ſind, würden S. 271 u. f. hätten, ohne dafs man ſie vermiſst hätte, wegbleiben können.

LEIPZIG u. ALTONA, b. Kayen: *Thomas Sydenham*, der A. G. D. und praktiſcher Arzt in London, *ſämmtliche Werke.* Aus dem Lateiniſchen in einen Auszug herausgegeben von *H. G. Spiering*, D. und prakti

praktischer (n) Arzt in der Grafschaft Ranzau. 1795. 325 S. 8.

Dieser Auszug fasst die sämmtlichen Werke des Sydenham, doch mit Ausnahme der *processus integri in morbis fere omnibus curandis*. Was Sydenham von höherer Theorie hatte einfliefsen lassen, desgleichen diejenigen Heilungsvorschlage bey Krankheiten, die für unsere Zeiten nicht mehr passen, hat der Herausg weggelassen. Hin und wieder hat er auch brauchbare Erläuterungen aus *Grant*, *Stoll*, u. a. beygefügt, so wie er auch die ältern zusammengesetzten Arzneyen, auf die sich Sydenham bezieht, befriedigend erklärt hat. Für diejenigen Aerzte, die der lateinischen Sprache unkundig sind, kann dieser Auszug nützlich seyn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden u. Leipzig, auf Kosten des Verfassers: *Rügen an der bürgerlichen Verfassung und dem jetzigen Zustande Churfachsens* von einem freymüthigen Patrioten. 1795. 185 S. 8.

Ohne Druckort: *Anmerkungen zu den Rügen an der bürgerlichen Verfassung und dem jetzigen Zustande Churfachsens* mit Zusatzen und einer Beylage vom Herausgeber. 1796. 104 S. 8.

Ob der Vf. des Rügenprotocolls No. 1. ein competenter Richter sey, oder ob sein unreifes Product nicht vielmehr selbst eine kritische Rüge verdiene, wenn er etwa eben die unstreitigen Mängel der Verfassung seines Vaterlandes übersehen hatte und seine vorgeschlagenen Verbesserungen jedes wirkliche oder eingebildete Uebel nur ärger machen würden, ergiebt sich wohl aus folgenden kurzem Auszuge. Der Vf. hebt mit dem bündigen Schlusse an, das, weil Sachsen ehedem bevölkerter gewesen (seyn *soll*) als jetzt, auch *dermalen noch* die Volksmenge in unstreitiger *Abn*ahme sey, und sucht den Grund dieser Behauptung 1) in der Vernachlässigung der unehelichen Kinder, denen und deren Müttern, er, ohne Ausnahme, durch die geistliche Copulation des Schwängerers geholfen wissen will. (Wie aber wenn Concurrenz um ihn entstünde, oder er schon ein Weib hätte?) 2) in dem zu häufigen Auswandern der Sachsen. Dieses schränkt der Vf. selbst blos auf die überflüssige Menge von Studierten ein, und thut den Vorschlag, der Staat solle ausrechnen, wieviel er in einem currenten Jahre für jedes Fach Candidaten braucht, und mehr Landeskinder, als hiezu erfodert werden, sollen auf Schulen und Universitäten nicht geduldet werden. (Die Gelehrsamkeit ist noch nicht zunftmäfsig genug in Churfachsen!) Von den churfächsischen Steuern ist dem wohlunterrichteten Vf. soviel bekannt, dafs „die grofsten, wichtigsten Abgaben die niedern Volks„klassen treffen“ Wie aber diese böse Einrichtung, (die bekanntlich dermalen in allen policirten Staaten herrscht, abzuändern, oder wenigstens wie die drückendsten Steuern mit minder beschwerlichen zu vertauschen und alle etwa zu vereinfachen seyn möchten, hat es dem Vf. nicht beliebt, uns zu belehren; dagegen benimmt er, (nachdem er erfunden, dafs *beynahe* ein Drittheil des ganzen Landes sich in den Händen der höhern privilegirten Stände befinde — dafs sich die Anzahl der Blödsinnigen, Melancholischen, Selbstmörder und religiösen Schwärmer jährlich vermehre — und dafs die jetzige an Geist und Körper erschlaffte Generation eine noch kraftlosere Nachkommenschaft erzeugen werde,) uns allen Trost, und selbst sein lehrreiches Werk kommt zu spät, denn: „Man braucht kein Prophet zu „seyn, um *mit Gewifsheit* das unglückliche Schicksal „unsres Vaterlandes vorauszusehen.“ Nichts desto weniger giebt sich der Vf. noch die unnütze Mühe; der Regierung zu wenige Aufmerksamkeit auf den Handel vorzuwerfen; sie zu belehren, dafs die Accise höher genutzt und zu Leitung des Handels angewendet werden könne, findet es jedoch (S. 114.) „Zu *voreilig*, das *Wie? hier* in Vorschlag zu bringen; ist aber so vor*laut*, zu behaupten, dafs durch Ausschlagung der polnischen Krone dem sächsischen Handel, (der auf derselben Seite, wo er 15 Millionen für die Ausfuhr roher Tücher berechnet, von ihm ein „vollkommner Passivhandel“ genannt wird) der letzte Stofs beygebracht worden sey. Um den Ackerbau, der nach seiner Meynung bald der einzige Nahrungszweig in Churfachsen seyn wird, in die Höhe zu bringen, verlangt er die, in andern Ländern bereits mit Vortheil vorgenommene, Vereinzelung der grösseren, besonders der Kammergüter, und sagt: „Die Schwierigkeiten, die diese Verän„derung *machen* würde, sind unbedeutend gegen den „Vortheil, der für den Verkäufer selbst, und für den „ganzen Staat daraus erwächst.“ Wie im Gegensatz des Vortheils die Schwierigkeiten *unbedeutend* werden können, ist Rec. ein Räthsel. Diese Rügen in denen die Bemerkungen, über die Fortschritte und den Einfluss einer gewissen religiösen Secte (S. 76) noch das beste und richtigste, und die Parallele (S. 93) das schiefeste und verächtlichste seyn möchte, veranlafste die Herausgabe der Anmerkungen No. 2. Vf. und Herausg. zeigen weit mehrere Kenntnifs von der sächsischen Verfassung als der, den sie bündig widerlegen, und könnten, wenn sie sonst wollten, gewifs bessere Rügen schreiben, als er. Wenn der dreiste Tadel solcher Einrichtungen, mit welchen viele Mitglieder einer Nation wirklich zufrieden sind, und bey weitem der grösere Theil derselben wenigstens zufrieden scheint, nicht eben die Neugierde derjenigen reizte, die das Gegründete und Ungegründete des Tadels nicht zu unterscheiden vermögen, und eben darum den Tadler schätzen und Glauben beymessen, besonders, wenn seine Aeufserungen auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit ihrer eignen willenlosen Unzufriedenheit haben, so wäre No. 2. eine vergebliche Arbeit, denn in den Augen der besser Unterrichteten widerlegt und beschämt der Vf. der Rügen sich selbst.

Berlin, b. Unger: *Almanach Royal de Prusse pour l'année Bissextile* 1796 presenté pour la première fois, à sa Majesté et publié au droit exclusif et approbatif

probatif de l'academie Royale des ſciences et belles Lettres. 338 S. gr. 8.

Ein merkwürdiges Phänomen in der Literatur der Staatskalender, theils als Nachahmung des ehemaligen *Almanac Royal de France*, und andern Theils als ein in franzöſiſcher Sprache abgefaſstes Handbuch eines deutſchen Staats betrachtet. Von S. 1 bis 116 ein Abriſs der vaterländiſchen Geſchichte und das Geſchlechtsverzeichniſs; in welchem die noch lebenden Nachkommen des bourboniſchen Stammes in Frankreich alſo angezeigt werden:

(*France*)

Maiſon de Bourbon

Frères de Louis XVI. de Bourbon Roi de Fr. u. ſ. w.

1. Louis Stanislas Xav. comte de Provence u. ſ. w.

Polen ſteht ganz zuletzt hinter der Türkey. Von S. 255 bis zu Ende ein Meilenzeiger und Reiſeinſtruktion von Berlin aus durch ganz Europa. Den übrigen Theil füllt die Namensliſte der vornehmſten Beamten, in einer ſyſtematiſchen Abtheilung und auf das befriedigendſte ſtatiſtiſch erläutert. Vom Militär iſt blos die Generalität, und im Civilſtaat nicht ſo weit hineingegangen, als in dem deutſch abgefaſsten *Handbuche über den K. Preuſsiſchen Hof und Staat*, welches um zwey Jahr früher herauskam und bey dem vorliegenden Almanach ſehr zur Anleitung diente. Was wir daher vom letztern im Nr. 171. Jahrg. 1794 und Nr. 218. Jahrg. 1795 der A. L. Z. angerühmt haben, findet auch hier ſeine Anwendung. Für Typographie iſt ebenfalls auf das beſte geſorgt, und das Regiſter wird in der Folge auch noch, des bequemern Gebrauchs wegen, leicht hinzugeſetzt werden können. In einem Werke, deſſen Hauptverdienſt auch in der möglichſten Abkürzung des Raums liegt, möchte man noch die Weglaſſung der Courtoiſie *Mr. le Baron* empfehlen, welche bekanntlich ofne diplomatiſch - ſträfliche Anmaſsung iſt, den wahren *Freyherrnſtand* aus ſeinen Vorrechten verdrängt und überdem in der öffentlichen Meynung von geringem Gewichte iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literargeschichte. *Baſſano, Oſſervazioni ſu la edizione della Geografia di Tolomeo* fatta in Bologna colla data del M. CCCC. LXII. eſpoſte da *Bartolommeo Gamba*. Alle Calende di Aprile M. DCC. XCVI. 50 S. gr. 8. Dafs das, am Schluſse einer zu Bologna von dem bekannten Drucker *Dominicus de Laxis* gedruckten Ausgabe der berühmten Geographie des Ptolemäus bemerkte Druckjahr M. CCCC. LXII. (1462.) falſch, und, wo nicht Betrug, doch gewiſs Druckfehler ſey, iſt bisher allgemein anerkannt worden — weil es erwieſen genug iſt, dafs um jene Zeit noch gar keine Druckerey in Bologna exiſtirt habe. Schon *Maittaire* hat ſeine Zweifel gegen dieſes Datum geäuſsert, und *Raidel* hat in ſeiner gelehrten Abhandlung über dieſes Werk des Ptolemäus mit Recht das angegebene Druckjahr verworfen. Nur darüber hat man ſich noch nicht ganz vergleichen können, welches wohl das rechte Druckjahr ſeyn möchte? Doch ſtimmten die meiſten für das Jahr 1482, nur der ſel. *Breitkopf* wollte, dafs man LXLI. das iſt, nach ſeiner Meynung, 1491. leſen ſollte. Solchergeſtalt war nun die zu Vicenza 1475 gedruckte die *erſte*, und die zu *Rom* von 1478 die zweyte Ausgabe, dieſe mit, und jene ohne Charten. Hier tritt nun ein Mann auf, welcher eine neue Meinung, dafs man nämlich 1472. leſen müſſe, zu vertheidigen hoffet. Er ſucht vor allen Dingen die Gründe derer zu widerlegen, welche dieſe Ausgabe um zwanzig Jahre jünger machen wollen, als das am Ende ſtehende Jahr ausweiſet. Die wichtigſten derſelben ſind, dafs *Philippus Beroaldus*, der die Correctur bey der Bologneſiſchen Ausgabe beſorgte, erſt 1453 geboren wurde, und alſo im Jahr 1462. ein ſolches Geſchäft nicht habe beſorgen können; dafs gedachte Bologneſiſche Ausgabe Signaturen habe, die damals noch nicht Sitte geweſen wären, dafs endlich in der, der römiſchen Ausgabe vorgeſetzten Zueignungsſchrift an den Pabſt, ausdrücklich geſagt werde, *Conrad Sweynheim* ſey derjenige geweſen, der die Kunſt Landcharten und andere Figuren in Kupfer zu ſtechen erfunden habe, welche Kunſt nicht erſt hätte erfunden werden dürfen, wenn ſie ſchon im Jahr 1462. bekannt geweſen wäre. Dagegen erinnert nun Hr. *Gamba* dafs Beroaldus im Jahr 1472. 19 Jahr alt geweſen ſey, ſeine Geſchicklichkeit frühzeitig auch auf andere Art bewieſen, und alſo um dieſe Zeit Fähigkeit genug gehabt habe, dieſe Ausgabe zu beſorgen. Signaturen und Regiſter derſelben finde man ſchon frühzeitig, wobey er ſich auf ein ſelbſt zu Bologna 1474. gedrucktes Werk beruft. Das, was in jener Zueignungsſchrift von *Conrad Sweynheim* ſtehet, könne auch ſo verſtanden werden, dafs er andern eine, bereits erfunden geweſene Kunſt, *gelehret* habe. Nun folgen die Gründe, die Hr. *G.* zur Beſtätigung ſeiner Meynung anführt. Die erſten giebt ihm die Beſchaffenheit der, bey der Bologneſiſchen Ausgabe befindlichen Charten an die Hand, die, da ſie viel unförmlicher ſind, als jene, welche der römiſchen Ausgabe beygefügt wurden, älter zu ſeyn ſcheinen, als dieſe, ſo wie auch in der Bologneſiſchen Ausgabe weniger Charten ſind, als bey der römiſchen. Der zweyte Grund ſoll dieſer ſeyn, dafs jene Gelehrte, welche, auſſer dem *Beroaldus* dieſe Ausgabe beſorgten, und deren am Ende derſelben gedacht wird, um 1482. vielleicht theils nicht mehr lebten, theils mit andern wichtigern Geſchäften überhäuft, oder zu einer ſolcher Arbeit ſchon zu alt waren. Man ſieht hieraus, dafs Hr. G. ſich eben auch mit bloſsen Muthmaſſungen behelfen muſs, die am Ende nichts zur Entſcheidung der Sache beytragen. Rec. bleibt alſo noch immer bey ſeiner Meynung, dafs dieſe Ausgabe in das Jahr 1482. zu ſetzen ſeyn möchte, und dieſes um ſo mehr, da *Audifredi* auch aus der Beſchaffenheit der zu dieſer Ausgabe gebrauchten Typen, die ganz abgenutzt ſind, und alſo mit jenen womit der Künſtler *Dominicus de Laxis* z. B. 1476 druckte gar nicht mehr, in Anſehung ihrer urſprünglichen Feinheit übereinſtimmen, den Schluſs macht, dafs dieſe Ausgabe des Ptolemäus weit über das Jahr 1476. hinauszuſetzen ſeyn möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, in d. Rawischen Buchh.: *Abriss der Geschichte der christlichen Religion und Kirche.* Für Volk und Jugend, von M. *Joh. Imman. Friedr. Schmid*, Pfarrer zu Bikelsberg, im Herzogthum Würtemberg. 1795. 438 S. 8.

Der Gedanke, eine Kirchengeschichte für Layen oder einzelne Klassen derselben zu bearbeiten, liegt jedem, der das kirchenhistorische Fach in seiner ganzen Fruchtbarkeit kennt, so nahe, dass es kaum zu erklären ist, wie seine Ausführung noch niemand ernstlich beschäftigte. Es kommt dabey, wie natürlich, nicht darauf an, Alles, was die Gelehrten in ihren Compendien und Commentaren der Kirchengeschichte haben, in seiner Sprache ihm vorzutragen; man hat ihm blos die Fragen: wie entsprang das Christenthum, wie und unter welchen Umständen breitete es sich aus und erhielt es sich, welche Veränderungen durchlief es bis auf uns herab? auf eine vernünftige Art und mit steter Benutzung des Erzählten für seinen Verstand, sein Herz und seine Lage zu lösen. So gering diese Foderungen zu seyn scheinen, so sind sie doch nichts weniger, als leicht; denn sie setzen bey dem, der sie erfüllen will, neben einer vertrauten Bekanntschaft der allgemeinen sowohl als speciellen Kirchengeschichte die grosse Kunst voraus, von dem, was man weiss, schlechterdings nichts zu sagen, was nicht genau zum Zwecke dient; Ideen, die man sonst immer in Verbindung zu denken gewohnt war, zu trennen, und mit andern zusammenzusetzen, ein vielseitiges Ganzes auf die möglich einfachste Art darzulegen, und Dinge, über die bisher nie populär gesprochen wurde, allgemeinverständlich vorzutragen. Das letztere versteht der Vf. des Abrisses, den wir hier anzeigen, (der nämliche Gelehrte, von dem wir vor einigen Jahren eine Geschichte des jüdischen Volks von seiner Wegführung nach Babel bis auf Jerusalems Zerstörung durch die Römer (Tübingen 1792.) erhalten haben,) vortrefflich, und für das übrige hat er so gute Anlagen, dass wir glauben, er werde bey einer künftigen Umarbeitung seiner Schrift allen möglichen Ansprüchen des Publicums Genüge leisten. Bey dem ersten Kapitel — und wir möchten fast sagen, bey allen — können wir die vielen Unterkapitel nicht billigen; es sollte alles abhängiger von einander gemacht seyn. Die Ketzergeschichte, besonders die ältere, würden wir rathen, noch kürzer zu fassen, noch mehrere Häresen ganz zu übergehen, bey denen aber, die nothwendig anzuführen sind, blos im Allgemeinen zu sagen, welche Punkte in Streit gekommen seyen, wie sie entschieden wurden, und was für *gute* und schlimme Folgen der Streit gehabt habe. Auch über die Kirchenlehrer und Kirchenscribenten, scheint uns, hätte nicht *ex professo* gesprochen werden sollen; der Vf. konnte sich, wenn er seinen Zweck nicht ganz aus den Augen verlieren wollte, nur wenig auf sie einlassen, und wenig ist bey dieser Materie so viel, als gar nichts. Durch das, was S. 340. über die *indices librorum prohibitorum* gesagt ist, lässt sich schwerlich ein ganz richtiger Begriff von der Sache erhalten; die Worte sollten etwas anders gestellt seyn. Die Behauptung: Wolf habe die Leibnitzische Philosophie scharfsinnig ausgeschmückt und mit der Gottesgelahrtheit in Verbindung gesetzt, möchte ebenfalls Berichtigung verdienen. Einseitig ist das Urtheil, das der Vf. über die allgemeine deutsche Bibliothek fällt: sie sey ein ausgesuchtes Mittel gewesen, die neueren theologischen Grundsätze in Umlauf zu bringen, und mit vielem Aufwand von Gelehrsamkeit, von Witz und Spott, Schriftsteller von anderer Denkungsart verächtlich zu machen und zum Stillschweigen zu bringen. So viel Wahres die Worte S. 397. enthalten: „Ohne zu vergessen, dass man den Universitäten die allmählige Unterdrückung der damaligen Barbarey, die Ausbreitung sehr vieler nützlicher Kenntnisse, und selbst die Förderung der durch Luthern und Zwingli angefangenen Reformation zu danken hat; so muss man doch gestehen, was Aeltere und Neuere versichert haben, dass die hohen Schulen, so wie sie jetzt sind, mehr schaden als nützen. Denn die wenigsten lernen daselbst, was sie zu ihrer Bestimmung bedürfen; und der Jüngling ist glücklich zu preisen, der von dem Strome jugendlicher Laster, die dort herrschen, nicht mit fortgerissen wird," — so sind sie doch nicht ganz wahr, und taugen solche Räsonnements für Volk und Jugend? Aller dieser Einwendungen ungeachtet schätzen wir Hn. S. Arbeit als das Beste in seiner Art, und wünschen ihm recht viele Käufer und Leser.

ROM, WITTENBERG u. GENF: *Geschichte der Reformation.* 1796. 103 S. 8.

Wie der Vf., oder Verleger, oder, wer Erfinder des Titels seyn mag, diesem Schriftchen die vielumfassende Aufschrift: *Geschichte der Reformation*, geben konnte, sehen wir nicht ein. Nach einer Einleitung, die bis S. 23. geht, und sowohl über die Wichtigkeit der Reformation als andere verwandte Gegenstände einige Gedanken hinwirft, fängt eine sehr dürftige Aufzählung einzelner Punkte aus der Geschichte an, zu welcher dann noch von S. 84. an einige Belege mit dem Aushängeschild: Erläuterungen und Beweisthümer, beygebracht

bracht werden. Es scheint, der Vf. wollte die Reformationsgeschichte blos als Vehikel gebrauchen, gewisse von ihm angestaunte Ideen des Zeitalters in einer hochgelehrten Sprache vorzutragen. Wir finden weder an einem noch an dem andern grosses Gefallen, glauben übrigens, es werden sich doch auch Leser finden, denen des Vf. Art zu denken und sich auszudrücken gar wohl behagen wird. Um diese auf ein so herrliches Product nach ihrem Geschmack aufmerksam zu machen, und andern Lesern zugleich die Manier, die darinn herrscht, zu zeigen, setzen wir einige Stellen daraus zur Probe her. S. 4 ff. steht wie folgt: „Jesus ist der allgemeine Oberexeget für alle Menschen, welcher mit edlem Freyheitssinne und mit männlichem Muthe alle kleingeistigen, sklavischen Zeit- und Ortschranken niederreisst, und Gott den Menschen zeigt, wie er in der Natur wirklich erscheint. Gott ist also das höchste Ideal der Sittlichkeit, der Glaube an Gott ist eine Handlung der Freyheit nach dem Gebote der praktischen Vernunft, und der Unglaube ist unsittlich. Aber wie bald mischte sich Menschenverstand leider! an das Heiligthum, legte mit Dreistigkeit die Feile an die Einfachheit einer Lehre, die nichts weniger vertragen konnte, als willkührliche Meinungs- und Auslegungskunst — — Doch wagte man die That, und sie gelang auch einer Gattung von Menschen, die — — — Das waren die Priester, eine Zunft, von der alles Unheil ausströmte, und die den Erdkreis aus einem Paradiese in ein ödes, nur für sie fruchtbringendes Universum umschufen." S. 21. „Was Luther wünschte, aber leider! von Zeitalterswahn noch verhindert wurde, das führte der denkende Kalvin aus. Ersterer war Schöpfer, und letzterer Verfeinerer." S. 47. „Mitten unter diesen Ereignissen (als nämlich ein Staat nach dem andern dem Katholicismus ungetreu wurde,) raffte das Pabstthum seine Hyänen-artigen Kräfte zusammen, Pabst Hadrian VI. suchte entgegen zu arbeiten. — Aber der hohe Priester legte zu spät die Axt an den schon zu festen Baum, umsonst sandte er einen eigenen Botschafter an den sächsischen Kurfürsten: denn sie war verschwunden, die Aerntezeit, wo sich das deutsche Reich in das Fischernetz schlingen liess; umsonst war sein übriger Legatentrost — — So sprach man damals mit der dreyfachgekrönten Unfehlbarkeit, man kannte seine Machiavelliftik, und liess sich nicht mehr täuschen." —

Leipzig, b. Hertel: *Homiletisches Handbuch zum leichtern und nützlichern Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres*; für angehende Prediger und Kandidaten des Predigtamtes, von M. *Traugott Leberecht Kümpfe*, Katecheten an der St. Salvatorskirche zu Gera etc. *Ersten Bandes dritter Theil*. Heft I. u. II. 1796. 442 S. 8.

Da die Einrichtung dieses Handbuches schon bekannt ist, so können wir es bey der Anzeige bewenden lassen, dass in diesen zwey Heften die Episteln und Evangelien vom ersten bis 4ten Sonntage nach Epiphanias bearbeitet sind. Der hier gesammelten Materialien ist eine grosse Menge. So sind z. B. aus der Epistel am ersten Sonnt. nach Epiphanias 6 dogmatische Lehren, 57 moralische Sätze, und 76. Hauptsätze hergeleitet, und hierauf folgen noch 8 ausführliche Entwürfe. Die Materialien sind zwar nicht alle gleich gut und wichtig, doch aber gröstentheils brauchbar für angehende Prediger und Kandidaten. Es kann daher dieses Handbuch denen, die dergleichen Hülfsmittel nöthig haben, mit Recht empfohlen werden. Nur werden manche Leser wünschen, dass sich der Vf. bey der Fortsetzung blos auf interessante Materien einschränken möge, damit das Werk nicht zu theuer werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt, b. Esslinger: *Sokrates*, Sohn des Sophroniskus. Ein dramatisches Gemälde. 1795. 1. B. 308 S. 2. B. 363 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Wer alles, was uns vom Sokrates durch Xenophon, Diogenes Laertius u. a. aufbewahrt worden ist, im Zusammenhange lesen, und sich dadurch einen möglichst vollständigen Begriff von dem Leben und Charakter des berühmten Weisen bilden will, dem können wir die gegenwärtige Schrift mit Grunde anempfehlen. Der Vf. derselben hat nicht allein mit vieler Sorgfalt seinen Stoff zusammengetragen, sondern ihn auch (im Ganzen genommen) ziemlich wohlgeordnet und gut verarbeitet. In einer lebhaften, blühenden und correcten Schreibart giebt er uns wieder, was er gefunden hat, und begleitet seine Biographie mit vielen räsonnirenden Anmerkungen, die gröstentheils eine gesunde Beurtheilungskraft verrathen. Zum Beweise dienen des Vf. Gedanken über den Genius des Sokrates, die Betrachtungen über die Standhaftigkeit des Weisen in seinen letzten Lebenstagen, das Urtheil über seinen letzten Willen, dem Aeskulap einen Hahn zu opfern u. s. w. Eben so wird man das Haupturtheil des Vf. über den Sokrates, dass er in einem gemässigten Sinne des Worts ein liebenswürdiger Schwärmer von der gutherzigsten Art gewesen sey, (vorausgesetzt, dass dieses Urtheil der gehörigen Würdigung seiner Verstandeskräfte keinen Abbruch thue) durch die Geschichte gerechtfertigt finden. In den Dialogen des Xenophon, die einen ansehnlichen Theil der gegenwärtigen Schrift ausmachen, und den Vf. wahrscheinlich veranlasst haben, das Ganze ein dramatisches Gemälde zu nennen, hat sich der Vf. auf der einen Seite allzustrenge an die Manier des griechisch-philosophischen Vortrags gebunden, welches den Unterredungen ein fremdes, von unsrer Sprache und Gedankenfolge ziemlich abweichendes Ansehn giebt, und die Gespräche selbst zuweilen etwas langweilig, zuweilen auch etwas unverständlich macht; auf der andern Seite hat sich der Vf. hie und da wieder einige Verzierungen erlaubt, wie z. B. in der Allegorie des Herkules am Scheidewege, unter denen das Körnige und Gedankenreiche der griechischen Schriftsteller verloren gegangen, und ihr Geist verflogen ist. Es kann wohl nicht geleugnet werden, dass Sokrates, wenn er unter dem Scheine des Unwissenden

die Rolle eines Lehrers übernahm, mit unter selbst den Sophisten machte, und dass in den Gesprächen über Staatsverwaltung, Vorsehung, Unrechtmässigkeit des Selbstmordes u. s. mehr als eine Stelle vorkommt, die ihre Blössen zeigt. Um so mehr wird sich mancher Leser darüber wundern, dass der einsichtsvolle Vf. bey seiner Bekanntschaft mit der alten und neuen Literatur und mit den Fortschritten der Philosophie in unsern Zeiten, nirgends Rücksicht auf diesen bemerkenswerthen Umstand genommen hat. Dass der Vf. mit so vieler Gewissenhaftigkeit alle kleine, noch so unsichere, Anekdoten und Erzählungen vom Sokrates aus dem Diogenes abgeschrieben, und sogar das Nachtgeschirr der Xanthippe in seine Lebensbeschreibung aufgenommen hat, werden ihm vielleicht nicht alle Leser Dank wissen; besonders da es einige darunter giebt, die ohne weitere Erklärung auf den weisen Sokrates ein zweydeutiges Licht werfen können. Kleine Nachlässigkeiten in der Sprache, z. B. S. 147. Freunde verjagen, statt aufjagen; S. 213. lass mich nie von dir entfernen; statt: lass mich niemals mich von dir entfernen. S. 253. einen manchen u. s. w. hätte der aufmerksamere Schriftsteller leicht vermeiden können.

Hamburg, b. Hoffmann: *Oeuvres philosophiques et literaires de Mr. de Meilhan*, ci devant Intendant du pays d'Aunis, de Provence, Avignon et du Haynault et Intendant General de la Guerre et des armées du Roi de France etc. 1795. I Vol. 376 S. II Vol. 378 S. 8.

g). Ebend., b. Ebend.: *Des Hn. von Meilhan vermischte Werke.* Aus dem Französischen. 1795. 1 B. 412 S. 2 B. 412 S. 8.

Ein Theil dieser an Inhalt sehr mannichfaltigen Aufsätze kam ohne Namen des Vf. 1786 zu London und Paris heraus, unter dem Titel: *Considerations sur l'esprit et les moeurs.* 8., und sie wurden nicht ohne Beyfall aufgenommen. Diese machen, nebst einigen Verbesserungen und Zusätzen, den ersten Band dieser Sammlung aus. Er enthält eine mannichfaltige Reihe von Betrachtungen, Bemerkungen und Reflexionen über verschiedene Gegenstände des menschlichen Lebens, vorzüglich über die Denkungsart und Sitten der höhern Stände. Da sie die Frucht eines scharfsinnigen Beobachtungsgeistes, des Nachdenkens und vieler Erfahrung sind, so gewähren sie in der That eine sehr angenehme Lectüre, woran nicht weniger der Inhalt als die treffliche Darstellung Antheil hat. Ohne Prätension und Affectation, ohne Prunk und falschen Schimmer, drückt der Vf. seine Gedanken in einer edeln, leichten und ungezwungenen Schreibart aus; die Ausdrücke scheinen sich von selbst gefunden zu haben, so angemessen sind sie den Gegenständen; und durch den Geist des Vf. sind sie sprechende Gemälde geworden, die weder zu viel Licht noch zu viel Schatten haben.

Im Ganzen genommen hat der Vf. die Menschen, wie sie in höhern Ständen sind, von verschiedenen Seiten treu geschildert, und die gewöhnlichen Triebfedern ihrer Handlungen, die sich im Hintergrunde des Herzens befinden, glücklich entfaltet. Man sehe z. B. die Artikel von den Höfen, Königen, Weibern, von der Eitelkeit und der Freundschaft, dem Reichthume u. s. w. Mehrere Schilderungen passen, wie natürlich, mehr auf Frankreich; andere aber sind Züge der Natur, die sich in allen Ländern finden. Man kann überhaupt das Ganze als ein interessantes Gemälde von dem in Frankreich unmittelbar vor der Revolution herrschenden Geiste und Sittenzustande ansehen. z. B. S. 199.: *Mais dans un siècle, où l'intérêt personnel domine, où les jouissances physiques sont l'objet général des désirs, il y a peu ou point de véritables amitiés, comme il est rare, qu'il y ait du véritable amour, du patriotisme, enfin qu'il règne dans les ames un sentiment profond et durable.* S. 49. von dem Zustand der Literatur: *L'epoque actuelle présente l'image de la vieillesse. L'impuissance, l'admiration du passé, l'amour de soi-même, qui est l'effet de l'âge et de l'insensibilité d'un coeur desséché, enfin l'attachement à l'argent semblent donner le caractère sexagenaire du siècle.*" S. 293. von den liebenswürdigen Menschen, dergleichen, wie der Vf. sagt, es vielleicht nur in Frankreich giebt. Nächst diesen kommen noch einige andere Aufsätze vor, z. B. Vergleichung Heinrichs IV und Ludewigs XIV, über die Erziehung der Prinzen, ob der Selbstmord ein Beweis des Muths oder der Verzagtheit ist? Ueber die Alten und Neuern, ein Beytrag zu dem in Frankreich zu Anfange dieses Jahrhunderts geführten Streit, in dem der Vf. mit Einsicht und Unpartheylichkeit die Vorzüge der Alten und Neuern nach verschiedenen Rücksichten darstellt. Dass nicht alle Aufsätze von gleichem Werth, noch alle Bemerkungen und Gedanken wahr und treffend sind, ist bey einer solchen Sammlung unvermeidlich.

Der zweyte Band enthält Dialogen, einige Briefe und Gemälde einiger berühmten Männer und Frauen Frankreichs. Die Dialogen, welche hier zum erstenmal erscheinen, interessiren durch Inhalt und Form. Der Herausgeber sagt, sie enthielten neue Ideen in *Sokratischer Manier entwickelt*; eher wird man in ihnen *Lucianischen* Geist finden. Die Thorheiten und Eitelkeit des Zeitalters, die Nichtigkeit des schriftstellerischen Ruhms, der Unwerth gewöhnlicher Freundschaft, die Modesucht u. s. w. werden mit feinem Spott geschildert. Hierauf folgt ein *Brief an Klopstock*, begleitet mit einer Uebersetzung der Elegie dieses Sängers: der *Eroberungskrieg* mit guten Bemerkungen über den Genius der französischen Sprache, über Uebersetzungen in diese Sprache, über die Schwierigkeit, Metaphern und Bilder aus einer in die andre glücklich überzutragen, und Kritiken einiger französischen Gedichte und Uebersetzungen. *Briefe über Russland* an eine Dame. Nur zwey Briefe sind es, in denen der Vf. ein glänzendes Gemälde von der Kaiserin und dem Fürst Potemkin entwirft, bey dem man nicht vergessen darf, dass es die Frucht der ersten Eindrücke und der lebhaften Empfindungen ist, welche die Gegenwart beider Personen in dem Vf. erweckte. Für manche Le-

ser wird es überraschend seyn, dafs dieser Fürst viel vortheilhafter geschildert ist, als gewöhnlich. Sogar versichert der Vf., dafs er in der griechischen und lateinischen Literatur kein Fremdling war, und dafs er ihm eine französische Uebersetzung des Tacitus dediciren wollte, welche in des Fürsten eignen Druckerey sollte abgedruckt werden. Einige Tage nach der Audienz des Vf. starb dieser berühmte Feldherr, dessen Charakter der Vf. am Ende noch in der Manier und mit den Worten des Tacitus schildert. *Schreiben an Hn. von **** (Mallet du Pan), welchem er einen ungedruckten Brief desselben über die gegenwärtige Lage in Frankreich beantwortet. Mit vorzüglichem Vergnügen liefet man den Aufsatz über *Mirabeau*, von dem der Vf. sagt: *sa naissance fut un malheur pour son pays, et sa mort a peut-être été une de ses grandes calamités.* Aufser seinen Lebensumständen und Schilderung seiner Talente und seines Charakters kommen manche wichtige Beyträge zur Geschichte der französischen Revolution vor. Mirabeau hatte gleich von Anfang die Absicht, sich dem Hofe unentbehrlich zu machen, und er beförderte aus diesem Grunde die Gährungen. Eigennutz hatte ihm diesen Plan eingegeben, um seiner Schulden los zu werden, und nach einigen mifslungenen Versuchen erreichte er seine Absicht. Der König bezahlte seine Schulden, die sich auf 207,000 Liv. beliefen, und Mirabeau gab dafür guten Rath, den der schwache Monarch nicht befolgte, weil er vor dem Namen eines bürgerlichen Krieges erschrak, der doch schon wirklich existirte. Bey der ersten geheimen Audienz flöfste sein Anblick der Königin eine Art von Schauder ein, aber seine Beredtsamkeit gewann ihm bald ihr Zutrauen. Sie rechnete so viel auf ihn, dafs sie sagte: *Je suis persuadée, que je ne périrai qu'après lui.* Er hatte zwey Plane zur Contrerevolution entworfen, nach dem einen sollte sich der König nach Rouen, nach dem andern nach Metz begeben; den letzten schien der Monarch zu billigen, und er liefs daher den Graf de la Marck mit dem Marquis de Bouillé im Geheimen darüber unterhandeln. Auch der Vf. versichert, dafs der 5te Octbr. das Werk der Orleanschen Parthey war. Der Herzog wollte durch den Aufbruch der Menge nach Versailles den Hof schrecken, und den König zur Flucht zwingen, damit er Herr von Paris blieb. Zu dieser Absicht hatte er die Anstalten getroffen, dafs die Ausgänge nach dem Garten zu den ganzen Tag frey und unbesetzt blieben. Die gröfste Aufmerksamkeit verdient dabey der Umstand, sagt der Vf., dafs aus ganz entgegengesetzten Beweggründen mehrere von den Aristokraten und von der rechten Seite des Convents gewissermafsen mit dem Herzog von Orleans sich verschworen hatten, den König von Versailles zu entfernen. — Wir setzen von den übrigen meistentheils historischen Aufsätzen nur die Ueberschriften her. *Vergleichung Mirabeaus und Neckers*, (die ganz zum Nachtheil des letzten ausfällt). *Neckers Bestrafung. Voltaire, Graf d'Argenson. Hr. v. Machault, Frau von Pompadour, La Chalotais, der Kanzler Maupeou, Abt Terray, Cardinal Bernis, Duclos, Favier, die Gräfin du Barry.* Den Beschlufs macht ein Schreiben über den Mann mit der eisernen Maske. Das Resultat dieser Untersuchung, wo die verschiedenen Muthmafsungen sehr scharfsinnig geprüft werden, ist, dafs dieser Mann nichts mehr und weniger war, als ein Secretär des Herzogs von Mantua, den Ludewig XIV, weil er seinen Absichten entgegenarbeitete, hatte entführen lassen. (Vor dieser Muthmafsung haben doch andre weit mehr Wahrscheinlichkeit.) — Die Uebersetzung ist vom Hn. Hofr. Eschenburg in Braunschweig veranstaltet, und wie man daher erwarten kann, keine von den gewöhnlichen, mittelmäfsigen, sondern ganz des Originals und des Herausgebers würdig. Nur müssen wir noch erinnern, dafs die Correctur in dem Original und der Uebersetzung nicht sorgfältig genug scheint, woher es wahrscheinlich kommt, dafs in der Uebersetzung 2. B. S. 255. Artikel Voltaire ein ganzer Satz: *Il est le premier en France, qui s'est occupé de la literature angloise*, ausgelassen ist; weswegen die Periode: Er verstand diese Sprache sehr gut, keinen Zusammenhang hat. Dagegen fehlt in dem Original 1. B. S. 6. etwas, das die Uebersetzung S. 6. hat: der, vielbefassende (Verstand) ergründet die Verhältnisse.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Lingen*, b. Jülicher: *De speciebus plethorae diversis, quatenus inde haemorrhagiae uterinae oriri venaesectionisque noxae et commoda determinari queunt.* 1795. 80 S. 8. — Der Vf. sucht einen Satz zu beweisen, an dessen Wahrheit in unsern Tagen kein ausübender Arzt zweifelt: dafs nicht jeder Mutterblutflufs die Aderlasse und eine antiphlogistische Behandlung fodert. Er zeigt erst, welche Blutflüsse aus der Gebärmutter durch die Aderlasse gehoben werden; dann bestimmt er die Fälle, wo die Aderlasse schädlich ist, und andere Heilmethoden angewendet werden müssen. Diese sind Blutflüsse mit Schwäche und übermäfsig grofser Reizbarkeit; Blutflüsse, die von Galle und andern in den ersten Wegen angehäuften Unreinigkeiten entstehen; Blutflüsse von Infarctus und Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, von Krämpfen, und solche, die mit grofser Schwäche verbunden sind. Von allen diesen Verhältnissen, unter denen Mutterblutflüsse entstehen können, giebt er die Unterscheidungskennzeichen befriedigend an, und seine Vorschläge zur Heilung sind dem Zwecke, den sie erfüllen sollen, angemessen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. September 1796.

GESCHICHTE.

ZWICKAU, b. Höfer: *Aeltere und neuere Geſchichte des Pleiſsengrundes*, oder Geſchichte und Beſchreibung der Städte Crimmitzſchau und Werdau mit den in daſiger befindlichen Rittergütern und Dorfſchaften, von *Gottlieb Göpfert*, Diacon. in Neukirchen bey Crimmitzſchau. 1794. 456 S. 8.

Zuförderſt eine kurze Geſchichte des Pleiſsnerlandes, wie daſſelbe an das Haus Sachſen gekommen, dann die Geſchichte der genannten beiden Städte und umliegenden Ortſchaften mit 68, zum Theil bisher ungedruckten Urkunden. Rec. freut ſich, dieſen Beytrag zur Kenntniſs von Sachſen anzeigen zu können. Es iſt zwar nur Chronik und Topographie weniger einzelner Orte, das nicht ausgeſchloſſen, was ältere Schriften dieſer Art gemeiniglich faſt als Hauptſache enthalten, und was auſser dem Orte ſelbſt wenig intereſſirt. Aber auch dergleichen kleinere Nachrichten ſind in aller Kürze und nicht ohne die, in ähnlichen Schriften gewöhnlich mangelnde, Auswahl mitgetheilt. Eine noch ſehr wenig benutzte Quelle des ſächſiſchen Territorial Staatsrechts, das als ein Theil des deutſchen doch ein ausgebreiteteres Intereſſe, als bloſs für die Einwohner des Landes hat, liegt in der Geſchichte, wie die einzelnen Provinzen und Diſtrikte zuſammen gekommen, in wiefern ſie ehedem Dynaſtien geweſen ſind etc. Auch in dieſer Hinſicht iſt dieſer Beytrag zu Geſchichte der *terrae Plisnenſis* brauchbar. Nur einige merkwürdige Umſtände: Günther von Crimmitzſchau nennt ſich 1223. 1224 *generalem judicem a Romanorum Imperatore glorioſo Dno. Frider. II, in terra Plisnenſi conſtitutum* etc. — Markgraf Heinrich der Erlauchte ſagt: er habe von Frid. II. *dominium terrae Plisnenſis* erhalten und wolle: *ipſam terram gubernare et quoslibet in ea degentes ſuo jure conſervare.* Sein Sohn Albert nennt ſich wieder: *generalem judicem* etc. und ſpäter das Kloſterbuch Dietrichen: *judicem terrae* P. — Ein *Teſtimonium Ordinationis* von Wittenberg für einen Diaconum zu Crimmitzſchau von 1546 vom Original im daſigen Rathsarchiv, um 7 Jahr älter, als die bisher bekannte älteſte ſächſiſche Urkunde dieſer Art. S. Dietmanns Prieſterſchaft etc. Th. I, S. 235. — Die Verträge zwiſchen der Stadt Crimmitzſchau und den von Weiſsbach S. 445. wegen der Gerichte d. d. Kiliani 1575 und S. 451. zwiſchen Kurſachſen und Altenburg wegen der Gerichte in den Orten, wo nach dem Naumburgiſchen Vertrag 1554 die Erbgerichte zu kurſächſiſchen Rittergüttern die Obergerichte aber in das Amt Altenburg gehören d. d. 18. Sept. 1656 geben manche gute Aufklärung über die ältere Gerichtsverfaſſung.

BERN, b. Haller: *Hiſtoire de la guerre de trente ans, par Mr. Fred. Schiller; traduit de l'Allemand.* Tom. I et II. 1794. 300 u. 295 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Ausländer, der die Ueberſetzung eines Werks übernehmen wollte, das wir in Hinſicht der Stärke und Schönheit des Ausdrucks und der Wirkſamkeit der Darſtellung zu den vorzüglichſten rechnen, die wir im hiſtoriſchen Fache aufzuweiſen haben, muſste nicht allein eine vollkommne Kenntniſs unſrer Sprache beſitzen, und in ſeiner Sprache ein geſchickter Schriftſteller ſeyn; ſondern er muſste auch ſein Original mit Fleiſs und Gedult ſtudieren und ja nicht glauben, daſs er ein leichtes Werk unternähme, in deſſen Vollendung man ſchnell fortrücken könnte. Der Vf. der vor uns liegenden Ueberſetzung beſitzt keine einzige dieſer Eigenſchaften, oder hat wenigſtens keine derſelben an den Tag gelegt. Sie gehört vollkommen zu den Fabrikarbeiten, die unſre Buchhändler jede *Meſſe* bey Dutzenden von auswärtigen Büchern liefern, mit dem Unterſchiede vielleicht, daſs der Franzoſe ſeine Sprache beſſer ſchreibt, als es bey unſern Ueberſetzern oft der Fall iſt. Man hat Urſache zu bedauern, daſs Schiller in die Hände eines Schriftſtellers gefallen iſt, der aus ſeinem Buche eine gewöhnliche Tagesleſerey gemacht hat. Der Geiſt deſſelben iſt faſt überall verloren gegangen. Man findet den kraftvollen Ausdruck, der *S.* eigen iſt, nirgends wieder; nicht nur einzelne treffende Worte, ſondern ganze Stellen ſind ausgelaſſen. Starke Ausdrücke ſind mit ſchwachen verwechſelt, Synonymen, von denen man deutlich ſieht, daſs ſie gewählt ſind, den Gegenſtand gehörig zu nüanciren, ausgelaſſen, oder fehlerhaft ausgedrückt, und hin und wieder der Sinn gänzlich verfehlt. Auch ſind dieſe Fehler nicht etwa einzeln begangen, ſondern man braucht nur die erſten beiden Bogen durchzuleſen, um die häufigſten Beweiſe davon zu erhalten. Folgende Stellen werden darthun, daſs wir nicht zu viel geſagt haben. *Calend.* von 1791. S. 3. Die Reformation war es gröſstentheils, was die nordiſchen Mächte Dänemark und Schweden *zuerſt* in das Staatsſyſtem von Europa *zog;* weil ſich der proteſtantiſche Staatenbund durch ihren Beytritt verſtärkte, und weil dieſer Bund *ihnen ſelbſt* (dieſen Mächten) unentbehrlich war. *Ueberſ.* p. 2. *Ce fut principalement la Reforme, qui donna aux couronnes de Danemarc et de Suede le poids qu'elles ont eu depuis dans la balance de l'Europe; la ligue proteſtante etant renforcée de leur alliance, qui lui (à la ligue) devint même indiſpenſable.* Der Sinn des Originals iſt

in der ersten Periode nicht ausgedrückt, und in der zweyten das Gegentheil von dem gesagt, was S. behauptet. *Ebend.* Die Worte: Staaten die vorher kaum für einander vorhanden gewesen, fingen an durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu schliessen;" hat der Uebersetzer gar nicht verstanden. Man findet an ihrer statt eine nur halb wahre, gemeine Bemerkung: „*Ce fut par la reforme que des etats presqu' ignorés obtinrent une puissance qui etonna les politiques.*" Die Worte *Calend.* S. 3. „Und so muste es etc. sind ganz weggelassen." S. 3. ist: „politische Sympathie;" gerade durch das entgegengesetzte Wort: *bouleversement*, übersetzt. Die beiden Perioden *Cal.* S. 5. Eben diese allgemeine Staatensympathie — zu erleuchten; die im Deutschen 12 Zeilen ausmachen, sind in der Uebersetzung in 3 Zeilen zusammengezogen. Noch ist auf denselben Bogen ausgelassen: *Calend.* S. 5. die wichtigen Worte: „oder dessen, was mit Wahrheit verwechselt wurde;" ingleichen: „das von der Abndung eines bessern Lichts schon gewonnen war." Wie wenig dem Uebers. daran gelegen sey, den Geist seines Originals darzustellen, beweist folgende Stelle: *Cal.* S. 7. „Und Wohlthat genug für die Völker, dass diesmal der Vortheil der Fürsten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Diesem Zufall allein haben sie ihre Befreyung vom Pabstthum zu danken. Glück genug für die Fürsten, dass der Unterthan für seine eigne Sache stritt, indem er für die ihrige kämpfte!" Anstatt dieser schön gesagten Grundsätze findet man in der Uebersetzung nichts weiter als: „*Heureusement l'interêt des princes fut alors celui des peuples et celui des peuples fut celui des princes.*" S. 10. der Uebers. sind die Worte: „weil er in dem nehmlichen Gegenstande mit derselben zusammentraf;" und die Worte: „Diese Anhänglichkeit war feurig, jener Hass war unüberwindlich," ausgelassen. Alle diese Fehler findet man auf dem ersten Bogen. In der Folge geht es nicht besser, und fast jeder nicht gewöhnlich gesagte oder starke Gedanke ist entweder ausgelassen oder verstellt. *Calend.* S. 125. steht: „unbesonnen und tolldreist genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigers Blut nicht wagt." Die *Uebersetzung* S. 82. lässt *S.* ganz ohne Sinn sagen: „*assez inconsidere et temeraire pour former des entreprises, qui exige un esprit calme et reflechi. Calend.* S. 127. „Was in Religions- ein *bestrittener* Punkt war, war ein *unbestimmter* im Majestätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hatte; hier war die Deutung den Ständen überlassen." Dem Franzosen ist diese Auseinandersetzung zu langweilig; und er lässt *S.* lieber die Abgeschmacktheit sagen: „*Ce qui dans le traité d'Augsbourg etoit un point contesté, ne fut pas mieux determiné en Boheme.*" Die wesentlichen und durchaus nothwendigen Worte *Cal.* S. 128.: „ungeachtet des Widerspruchs ihrer Gutsherrn" sind S. 84. der Uebersetzung gleichfalls weggelassen. Bey so wenigem Bestreben das Original in der Uebersetzung vollständig zu liefern, darf man sich nicht wundern, wenn die etwas schwer auszudrückenden Stellen in der Uebersetzung ihren ganzen Werth verlieren. *Cal.* S. 126. sagt *S.*: „Der Hof hatte ihm als Burggrafen von Karlstein die böhmische Krone und die Freyheitsbriefe des Königreichs zur Bewahrung anvertraut; aber etwas weit wichtigers, — sich selbst — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrissen ihm unklug die Aufsicht über das Todte, um ihm den Einfluss auf das lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu eröffnen, die ihm übrig blieb, und kränkten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz unschädlich machte." Man lese nun folgende, theils matte, theils verstümmelte Uebersetzung dieser Stelle, die uns zu denjenigen gehören scheint, auf welche ein Uebersetzer vorzüglich Fleiss wenden muss, wenn er den Werth seines Originals seiner Nation deutlich machen will: „*La cour lui avoit confié en sa qualité de Bourggrave de Carlstein la garde de la couronne et des chartres du royaume; mais la nation lui avoit remis un depôt bien plus important, en le nommant Defenseur ou protecteur de sa religion. Ce depot c'etoit elle même. Les ministres de l'empereur* (ist das Wort Aristocrates vielleicht in Bern Contrebande?) *le depouillerent imprudemment de celle de ses charges, qui le mettoit dans la dependence de la cour, pour lui laisser touts son influence sur les peuples; et ils blesserent ainsi sa vanite qui empechoit son ambition, de devenir dangereuse.*" Der Beyspiele wo einzelne starke Ausdrücke durch schwache, treffende und bedeutende, mit nichts sagenden, und bedeutungslosen übersetzt sind, findet man unzählige, z. B. S. 3. aufthürmte — *eleva*, S. 5. beharrlich — *zelés;* Entwicklung — *des suites;* S. 29. *einem* unüberwundenen Rebellen (Moritz) — *des rebelles victorieux.* S. 29. trübe Köpfe — *tetes echaufees.* S. 31. Die Trennung hatte das innerste Wesen getroffen — *la sciission avoit jetté de trop profondes racines* u. dgl. Der Uebersetzer hat das Ganze in zwey Theile getheilt; der zweyte geht mit der Geschichte im *Cal.* v. J. 1793 an. Er gleicht dem ersten vollkommen, welches wir nur mit ein paar Beweisen belegen wollen, um diese Anzeige nicht zu weit auszudehnen. S. 476. des *Cal.* wird von Richelieu gesagt: „Eben so wenig geneigt Bayern preiss zu geben, als durch seinen Vertrag mit Schweden ausser Stand gesetzt es zu schützen, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität." In der Uebersetzung S. 3. ist der Sinn ganz verfehlt: „*aussi peu porte à abandonner entierement la Baviere, qu'à se mettre en vertu de son traite avec Gustave hors d'etat de la proteger,* (das war schon geschehn) *il fit tous ses efforts pour effectuer une neutralité.*" Auch ist hier der Name des Marq. de Breze ohne alle Ursache ausgelassen. Kann man wohl sagen *aversion insurmontable?* unüberwindlich, sagt *S.* S. 490. Von der *begeisternden* Gegenwart dieser beiden Führer. Uebers. S. 13. *Privées de la presence de ces etc. Cal.* S. 491. Bevor sich aber der König an Eroberung dieses feindlich gesinnten Landes *wagte:* Uebers. S. 14. *avant que d'y penetrer* etc.

Hr.

Hr. S. hat die Geschichte und den Inhalt des westphälischen Friedens nicht zu seiner Geschichte hinzugefügt. In der Uebersetzung findet man das Allgemeine davon so erzählt, dass man dadurch eine hinlängliche Uebersicht dieses wichtigen Friedensschlusses erhält.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kussler: *Wolfgang Jägers*, Prof. zu Altdorf. *Geschichte Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, nebst einer Uebersicht des Schicksals der Burgundischen Länder.* 1795. 196 S. 8.

Es ist hier nichts von historischen Entdeckungen zu suchen, hingegen ist in einer fliessenden Schreibart und mit hinreichender Kritik der Aussagen verschiedener Partheyen gut erzählt, wie Karl durch seinen unruhigen Geist und seine Eroberungssucht sich selbst und sein Volk ins äusserste Unglück gestürzt hat. Was vor ihm und nach seinem Tode das Schicksal seiner Länder war, wird S. 1—54 und 169 bis zu Ende kurz beschrieben. Gegen die ersten zwey Seiten dürften Kenner des fünften Jahrhunderts einiges zu erinnern finden: unter andern, dass die Burgunder Westhelvetien eher in Besitz gehabt haben sollen als die von ihnen benannten Länder in Gallien; von ihrem Aufenthalt im Wormsergau kömmt gar nichts vor. Doch das sind ausserwesentliche Dinge. Wir bemerken lieber einige Stellen, welche zeigen, worinn das Verdienst dieses historischen Werks besteht: S. 27. Karls Erziehung; als Knabe las er vorzüglich die Alten (welche?). Sittenzüge, 42 f. S. 73. richtiges Urtheil über die vielen Streitfragen in Betreff der Gränzen der burgundischen Lande gegen Frankreich: dass beiden Partheyen zum Vergleich der Wille gefehlt. S. 75.: Errichtung eines *Miles perpetuus* von 800 Mann zu Pferd, im J. 1472, auf der niederländischen Gränze. S. 99 ff. Peter von Hagenbach unter anderm mit einem Zuge geschildert, welcher nur auf zu viele Chefs von Länderstellen passt: „den Nachbarn fürchterlich durch die „Geschicklichkeit, neue Ursachen zum Zank hervorzu„suchen, wo alte für den Hass nicht mehr zureichten." (Und das heisst Dienstеifer?) S. 111. könnte ein Wort Anlass zu einem ganz kleinen Missverstande geben. Welschneuenburg ist Neuchatel in der Schweiz; aber dieser Theobald war nicht von da, sondern aus dem grossen hochburgundischen Adel, welcher *de Neuchatel* genannt wird. S. 127. werden Neyneid und Betrug nur allzu wahr die herrschende Seuche des französischen und burgundischen Hofs genannt. (Möchte sie mit beiden verschwunden seyn!). S. 132. für Nozaret lies Nozeroy, und S. 139. für Morrain, Morges. Solche Kleinigkeiten benehmen dem Buch das Verdienst nicht, eine unterrichtende und angenehme Lectüre zu gewähren.

LITERARGESCHICHTE.

VENEDIG, b. Palese: *Monumenti Veneziani* di varia letteratura per la prima volta pubblicati nell' ingresso di sua Eccellenza Messer Aluise Pisani Cavaliere alla dignità di Procuratore di San Marco MDCCXCVI. Mit Vorr. 65 S. kl. Fol.

2) Ebend., b. Ebend.: *Memoria Storica intorno alla Repubblica di Venezia scritta da Paolo Morosini e da Giovanni Cornaro* per la prima volta pubblicata nell' ingresso di S. E. Messer Aluise Pisani Cavaliere alla dignita di procuratore di San Marco. MDCCXCVI. Mit Vorr. 149 S. kl. Fol.

Da der Druck dieser beiden, in einem ungemein prächtigen Gewande erschienenen Schriften, durch die Wahl des auf dem Titel genannten *Aluise Pisani* zum Procurator von S. Marcus veranlasst worden ist, so kann auch wohl eine kurze Anzeige derselben hier beysammen stehen.

Der Herausgeber der *ersten* ist der eben so berühmte als würdige Bibliothekar der S. Marcusbibliothek in Venedig, *Jacob Morelli*, welcher in der Vorrede meldet, dass es der Wille des neuen Procurators gewesen sey, die Uebernahme dieser seiner neuen Würde, statt öffentlicher Freudensbezeugungen, durch den Abdruck alter, bisher noch nicht bekannter, den Staat von Venedig betreffender Monumente zu verherrlichen. Dieser rühmlichen Erklärung zu Folge theilt hier Hr. Morelli drey alte dahin einschlagende, bisher ungedruckt gebliebene Documente mit. Das *erste* ist eine *Geschichtserzählung* der im Jahr 1346 von den Venetianern gewagten Belagerung und bewirkten Eroberung der Stadt *Zara*, die sich dem ungarischen König Ludwig in die Arme geworfen hatte. Der Vf. derselben ist unbekannt. Er schrieb diese Geschichte lateinisch. Hr. Morelli fand aber auch eine italienische Uebersetzung davon in einer alten venetianischen Chronik, die unter dem Namen *Cronaca Zancaruola* bekannt ist, und die der wackere Kaufmann, *Amadeus Schweyer*, von Geburt ein Nürnberger, in Venedig in einer alten Handschrift besass, die aber nach Schweyers Tod in die S. Marcus Bibliothek gekommen ist. Diese Uebersetzung hat Hr. Morelli hier geliefert, doch so, dass er derselben, mit Zuziehung des Originals, eine bessere, und dem gegenwärtigen Geschmack angemessenere Gestalt gegeben hat. Das *zweyte* sind vier Briefe des *Petro Bembo*, die aus der zahlreichen, in der Barberinischen Bibliothek zu Rom befindlichen Sammlung ungedruckter Briefe dieses gelehrten Cardinals ausgelesen worden sind. Sie betreffen die Cultur und Bereicherung der italienischen Sprache. Als Vignette steht über diesen Briefen, eine, auf diesen Cardinal geprägte, ungemein schön bearbeite Schaumünze. Den Beschluss macht ein Brief, oder *Scrittura alla Signoria di Venezia* des *Galileo Galilei*, worinn er dem Senat von Venedig seine Erfindung des Fernglases, oder Teleskops, wie es nachher genannt wurde, bekannt machte. Da dieser Brief der sicherste Beweis ist, dass *Galilei* dieses Instrument, und zwar 1609 wirklich erfunden habe, da sich seine Biographen *Viviani* und *Edgemann* ausdrücklich darauf berufen, so verdiente derselbe allerdings durch den Druck bekannt gemacht zu werden. Beygefügt ist das Decret des Senats von Venedig, worinn dem Galilei seine Besoldung vermehrt,

und er in seinem mathematischen Lehramte auf sein ganzes Leben bestätiget wurde, da er vorher immer nur auf 6 Jahr angestellt war. Voran steht eine ebenfalls sehr schöne Gedächtnifsmünze auf Galilei, die Erfindung des Teleskops betreffend.

Der Herausg. der *zweyten* oben angezeigten Schrift ist der *Abate Antongiovanni Bonicelli, Bibliotecario di Casa Pisani.* In der Vorrede giebt derselbe ausführliche Nachricht von den Vf. der hier zum erstenmal abgedruckten *Memoria Storica.* Der erste war *Paolo Morosini* oder *Maurocenus*, ein gelehrter Venetianer, der um 1406 geboren wurde, und gegen das Jahr 1482 wieder starb. Er war Senatore, wurde aber von dem Senat meistens zu den wichtigsten Gesandtschaften an auswärtige Höfe gebraucht. Er schrieb wider die Juden ein Werk, welches 1473 zu *Padua* unter dem Titel *Opus de aeterna temporalique Christi generatione* gedruckt wurde. Die Veranlassung, die gegenwärtigen Memoirs von Venedig zu schreiben, gab ihm vorzüglich der Vorwurf, der den Venetianern um diese Zeit, besonders von dem bekannten *Franciscus Philelphus*, der den Kaiser Friedr. IV wider sie aufzuhetzen suchte, wegen unziemlicher Vergrösserungssucht gemacht wurde. Der zweyte *Johann Cornarus* ist weniger bekannt als Morosini. Doch weifs man aus einem noch von demselben vorhandenen 1509 geschriebenen Brief, dafs er später lebte, als dieser. Um eben diese Zeit geschah es, dafs er sich über desselben *Memoria Storica* machte, und solche nicht nur in das lateinische übersetzte, sondern auch mit einigen Zusätzen vermehrte. Diese lateinische Uebersetzung hat nun Hr. Bonicelli mit dem italienischen Original verglichen, welches hier, freylich sehr verbessert, und in einem gefälligern Stil abgedruckt worden ist. Den Beschlufs machen Anmerkungen des Herausg. in denen von verschiedenen Umständen und Personen, nähere Nachricht gegeben, und folglich das Ganze erst dadurch recht brauchbar gemacht wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *St. Gallen*, b. Huber u. Comp.: *Untersuchungen über Cardans und Bombelli Regeln*; oder abgekürzte Auflösungsmethoden cubisch- und biquadratischer Gleichungen. Von *Joh. Joach. Girtanner*, Lehrer der Mathematik. 1796. VIII u. 468. 8. — Um die Auflösung *cubischer Gleichungen* abzukürzen, zerfällt Hr. *G.* die vollständige cubische Gleichung in einen quadratischen und einen einfachern Factor, beide mit unbestimmten Coefficienten (p, r), sucht diese Coefficienten nach der bekannten Art aus den gegebnen Coefficienten (a, b, c) der Gleichung zu bestimmen, und so die Auflösung der Gleichung vom dritten Grade auf die vom zweyten Grade zurück zu führen. Diese Methode ist keineswegs neu; nur haben die Analysten sie aufgegeben, weil auf diesem Wege keine *allgemeine* Auflösung möglich ist. Denn wenn man alle Coefficienten der beiden angenommenen Factoren unbestimmt läfst, so führt die Bestimmung derselben wieder auf eine cubische Gleichung. Diese zu vermeiden, mufs man einen der Coefficienten willkührlich bestimmen, erhält dann aber bey Entwicklung beider Factoren eine cubische Gleichung, die einer gewissen Bedingung unterworfen ist, und jene Methode auf die Art cubische Gleichung, welche dieser Bedingung Genüge thut, einschränkt. Mit solchen *besondern* Methoden ist der Wissenschaft wenig gedient. Sie machen sie unnöthiger Weise weitläuftig, und stehn doch immer der bekannten Auffindung der Wurzeln mittelst der Factoren des letzten Gliedes in der Gleichung nach. — Gerade das ist der Fall mit Hn. *G.* erleichterter Auflösungsmethode. Seine beiden angenommenen Factoren haben die Form $(x^2 + \frac{1}{2}ax + p)(x + r)$, und die aus ihrer Entwicklung entstehende cubische Gleichung ist der Bedingung $b - \frac{1}{2}a^2 = \frac{e}{\frac{1}{2}a}$ unterworfen. Alle Gleichungen die er als Beyspiele seiner Methode aufführt, leisten glücklicherweise dieser Bedingung Genüge. Zwar sucht er sie S. 16. auch auf andere Gleichungen, bey denen dieses nicht statt findet, auszudehnen, aber die Rechnungen die er dort führt, sind Rec. völlig unverständlich, und scheinen ihm eher nach der Cabbala als nach der Algebra zu arten.

Worinn Hn. *G.* Erleichterung in der Auflösungsart *biquadratischer Gleichungen* besteht, hat Rec. Mühe gehabt aufzufinden, indem der Vf. seine Methode weder allgemein auseinandersetzt, noch durch einen Beweis rechtfertigt. Er zeigt sie nur an Beyspielen, und das ziemlich verwirrt, mit Uebergehung der Hauptpunkte, daher man das mehrste rathen mufs. So viel Rec. einsieht, kommt die Sache auf folgendes an. *Bombelli* stellt sich jede vollständige biquadratische Gleichung (deren Coefficienten a, b, c, d seyn mögen) als Differenz zweyer Quadrate $(a^2 + \frac{1}{2}ax + p)^2 - (qx + r)^2 = o$ vor, wo p, q, r Gröfsen sind, die von den gegebnen Coefficienten folgendermaafsen abhängen $qq = \frac{1}{4}aa + 2p - b$; $2qr = ap - c$ und $pp = rr + d$ (S. *Eulers* Algebra Th. II §. 208.) Will man sie den Vorschriften der Analysis gemäs bestimmen, so kömmt man auf eine cubische Gleichung, die aufgelöst werden mufs. Hr. *G.* sucht diese cubische Gleichung zu umgehn. Zu dem Ende sucht er die Werthe von p und r, welche der Gleichung $pp = rr + d$ Genüge thun, und bestimmt mittelst ihrer q. Wie er aber unter den verschiednen Werthen von p und r die rechten aushebt, und wie er sich überhaupt versichert, dafs eine solche Bestimmungsart erlaubt ist, davon sagt er kein Wort. Offenbar beruht das auf den beiden andern Gleichungen, durch die q bestimmt wird. Sind p und r gehörig angenommen, so müssen beide Gleichungen für q denselben Werth geben; wenn dieses nicht geschieht, so hat man nicht die rechten Werthe. Ohne dieses Criterium, an das *G.* nicht gedacht zu haben scheint, wäre diese ganze Methode unzuläfsig. — Auf diese Art umgeht man zwar allerdings die Auflösung einer cubischen Gleichung: allein Rec. kann sich nicht überzeugen, dafs diese Methode, wobey man so viel probiren mufs, eine wahre Erleichterung verschaffe.

Gut wäre es, wenn der Vf. *Eulern* (dessen Algebra er bey seinem Unterrichte zum Grunde lege, und auf den er sich in dieser ganzen Schrift bezieht) etwas mehr Ordnung und Deutlichkeit im analytischen Vortrage abzulernen suchte. Was er hin und wieder an Eulern rügt, beruht wohl nur auf einen Mifsverstand. Unter mehrerem fiel Rec. S. 2. 3. der *Jesuit* Franciscus a *Schooten*" auf.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke.* 8. I. Bd. 1793. 584 S. II. Bd. 1794. 626 S. III. Bd. 1794. 1795. 637 S. Jeder Bd. zu 3 Stücken. (Das Stück 10—14 gr.)

Zu eben der Zeit, als Hr. Abt *H.* durch seine *Lineamenta Institutionum fidei christianae historico-criticarum* ein merkwürdiges Beyspiel theologischer Freymüthigkeit gab, eröffnete er in gegenwärtigem Magazin auch andern, welche den *status quo* in unserer Religionswissenschaft nicht als die Grenzlinie ihrer Thätigkeit angenommen haben, eine erwünschte Gelegenheit, neue Forschungen über einzelne Theile des Systems hier niederzulegen, oder andere erneuerte Untersuchungen weniger verschleyert und verhüllt, und eben deswegen in einer consequenteren Gestalt darzustellen, als es sonst meistens zu geschehen pflegt. Er scheint dabey von dem nämlichen Beweggrund ausgegangen zu seyn, welchen Hr. D. *Plank* in der Vorrede zum II. Th. seiner Einleitung in die theologischen Wissenschaften S. XX. in seiner wahren Wichtigkeit darlegt: „*Jetzt* macht es nicht nur der Geist unsers Zeitalters — schreibt dieser behutsame Beobachter — sondern auch alle Umstände der Zeit machen es *noch* möglich, dass es allgemeine Sitte und allgemeiner Ton unter uns werden kann, seine Zweifel und seine Meynungen auch über die Religion mit freymüthiger Offenheit, aber zugleich mit Ruhe, mit Sanftmuth und mit einer Bescheidenheit vorzutragen, die zu eben der Zeit, da sie die Rechte ihrer eigenen Ueberzeugung behauptet, gerecht genug ist, die nämlichen Rechte in jedem Andersdenkenden zu ehren... Mehr als gewiss scheint es, dass keine Veränderung der Umstände die Vortheile wieder zerstören könnte, welche unausbleiblich für die Wahrheit davon ausfliessen müssten, wenn *jetzt nur darüber* (wenigstens) eine Vereinigung unserer Theologen zu Stande käme.“ — Diese Vereinigung ist da, ist ohne alle Verabredung innerlich in allen redlichen Forschern bestimmt und gegründet, sobald nur kein Theil dem andern irgend andere Schranken entgegen hält, als die durch die Natur des redlichen und fleissigen Forschens einzig in den Gründen und Gegengründen selbst allen vorgesteckt sind; sobald nur von keinem Theil ein gewisser Besitzstand behauptet, und der andere gleichsam der Verletzung verjährter, herkömmlicher Eigenthumsrechte und Vorzüge angeklagt wird; sobald man einander im Reiche theologischer Kenntnisse nicht mehr nach Tertullians Beyspiel *de praescriptionibus adversus haereses* behandelt. Aber so lange der durch das Unbestimmte im Staats- und Kirchenrecht unserer Voräitern, und daher durch einiges statutarische und herkommliche noch einigermaafsen begünstigte Theil gegen alle andere Vorstellungsarten nach der behaglichen Maxime: *beati possidentes*, immer nur unter dem Titel von *Einwürfen*, *Zweifeln*, oder gar *Angriffen* zurechtweisend verfährt, während es ihm um nichts als um Schützung seines *possessorium* zu thun ist; so lange man nicht, wenn verschiedene dogmatische Vorstellungsarten als möglich vorgelegt sind, zu der Prüfung der Prämissen des ganzen wissenschaftlichen Zusammenhangs aufsteigt, sondern im Ton aller der alten *vindiciarum* jeden andersdenkenden als einen „*adversarium*“ behandelt, gegen welche man gewisse Lücken der Verschanzungen zu decken, oder, wenn nichts anders möglich ist, zu verbergen habe; so lange man sich jene bekannte possessorische Mine giebt, dass die hergebrachte Thesis — gesetzt auch, alle bisherige Beweisarten für dieselbe müssten aufgegeben oder ganz anders geformt werden, — dennoch ein für allemal wahr sey, und dass man also höchstens einige neue, dem Zeitalter angemessene, Gründe dafür aufzusuchen, ja sogar in Ermangelung derselben indess wenigstens, bis sie sich, mit Gottes Hülfe! besser finden würden, die alte Thesis festzuhalten habe; — — so lange.. würde freylich nichts gemeinschaftliches, partheyloses, offenes in Untersuchung des vorhandenen, nichts von unbefangener strenger Beurtheilung versuchter Berichtigungen und Fortschritte unter uns möglich seyn. Kurz: so lange Gegenstände der Ueberzeugung als Rechtssache verschiedener Partheyen behandelt werden; so lange ist Rechthaberey und Behauptungssucht, nicht Untersuchungsgeist Charakter der Sprecher des Zeitalters. Dem Advocaten wird nirgends zugemuthet, dass er auch die Sache des Gegners in ihrer ganzen Stärke vorstelle, und die Rechtsgründe, welche wider ihn selbst sprechen, ins Licht setze. Eben deswegen aber giebt es in der Sache der Wahrheit nicht Gegner, nicht Partheyen. Auch Verlust des Besitzes ist hier klarer Gewinn; denn der Besitz von Ueberzeugungen wird aufgegeben, wenn weitere Ueberlegung, sey sie von uns oder von andern ins klare gesetzt, zeigt, dass sein Verlust nichts als Lossagung von einem Uebel des Irrthums oder der Unwissenheit sey.

Wer hievon überzeugt ist, wird, wenn alle Welt um ihn her Parthey zu machen und Parthey zu nehmen fortführe, nichts von Parthey haben oder sich wünschen, kein

kein Schiboleth anerkennen oder aufdringen, weil er von allen Partheyen ist, wo sie einzeln das richtigere ihm gefunden zu haben scheinen, und weil dann sein ganzes Bestreben auf Entdeckung der allgemeinen Gründe zurückgeht, aus welchen das hie und da zerstreute Wahre hergeflossen seyn muss. Er wird vielleicht das Schicksal haben, dass Aller Hand gegen ihn ist, weil jede Parthey als Parthie ihm dies am meisten übel deutet, dass er nicht in allem mit ihr ist. Dennoch wird er fortfahren, seine Abweichungen in dem Tone darzulegen, welcher der gemeinschaftliche seyn sollte und gewiss auch seyn würde, wenn die Gewissheit, dass bey redlichem Forschen auf alle Falle nichts zu verlieren ist, allgemein wäre.

Diesen Ton halten die Aufsätze dieses Magazins durchgängig In mehreren würde eine eindringendere Darstellung, lichtere Ordnung, mehr Kürze und Energie der Sprache, ein entscheidenderes Herausheben der Gründe, kurz: grössere Intension bey verminderter Extension möglich gewesen seyn, ohne dass das Ganze an popularer Deutlichkeit oder Unpartheylichkeit etwas verloren hätte. Aber der Inhalt ist fast in allen vorzüglich, in keinem der Aufbewahrung unwerth.

Die mitgetheilten Aufsätze sind von vielerley Klassen. Einige erläutern kirchenhistorische Gegenstände an sich und ohne einzelne Anwendung; andere philosophiren über theologische Dogmatik und ihre einzelnen Theile; die meisten behandeln entweder Geschichte der Dogmen, oder Interpretation der historischen Quellen der christlichen Religion. Wir wollen die indess in dieser Vorrathskammer niedergelegten Schätze nach der Reihe registriren, und uns dabey einige Bemerkungen erlauben.

I. Band, *erstes* Stück. I. *Gedanken über Verbesserung der Lehre und der Lehrart.* Eine zweckmässige Vorbereitung auf den Inhalt des Magazins. Die Aufklärung in der Religion arbeitet besonders für denjenigen verständigeren und moralischeren Theil der Menschen, welcher sich durchaus nicht mit einem halb oder mehr als halb aufgedeckten Aberglauben, nicht einmal mit einer sinnlichen Religion beruhigen lassen kann, deren ursprüngliche Lauterkeit (edle Einfachheit) durch Zusätze der Unwissenheit verunstaltet, durch Eigensinn, Herrschsucht, geistliche Tyranney äusserst verfälscht ist. — Für diese — wenn es auch andern noch so entbehrlich wäre — ein System der unverstellten Moralreligion Jesu zu entwerfen, von allen Zusätzen zu reinigen (und dem Geiste Jesu und der Apostel gemäss — Joh. 16. 13. Act. 10, 34. 35. 21, 21. 25. — durch alles Wahre und Gute der Folgezeit, welches *auch* von Gott kommt, Jac. 1, 17. eben so zu vervollständigen, wie Jesus um Mose Matth. 5. 17. zu vervollständigen aufgetreten war); dies ist Pflicht dessen, der es vermag; dies reicht allein hin, gerade den besseren Theil der Zeitgenossen, weil dieser sich Wahn und Trug bey der kirchlichen Religion leichter, als da, in ihr doch vorhandene Wahre und Ehrwürdige von aller Verunstaltung enthüllen kann, vor Religionsspott, Gleichgültigkeit und Kaltsinn zu bewahren oder davon zurückzubringen, und solchen schätzbaren Zeitgenossen den ängstlichen Kampf mit schwer auflöslichen Zweifeln zu ersparen oder besiegen zu helfen. (Möchten doch dagegen andere, welche immer nur neue Lappen auf das alte Kleid kunstmässig aufheften, wenn ihnen ja kein anderer Grund auffallend genug ist, wenigstens in der Geschichte und in der Mitwelt um sich her blicken: ob nicht durch ihre, oft sehr gutgemeynte, Beharrlichkeit *mehr* die Historie der Religion und die Personen ihrer Stifter, als das Religiöse und Belehrende selbst zur Hauptsache zu machen, gerade der denkendere Theil immer weiter, auch vom letzteren durch ihre Lehrart über das erstere, zurückgeschreckt wird; ob nicht, was die Personen der Religionsstifter betrifft, gerade durch jene Lehrart, nach der bekanntesten Erfahrung des Menschenkenners, derjenige, von welchem man allzu hohe Erwartungen verbreitet, endlich auch nicht einmal mehr nach seinem wahren und erweislichen Werth geschätzt wird; und ob nicht, so weit wir die Geschichte des Christenthums genauer kennen, gerade diese sogenannte Orthodoxie, oft erst nach Jahrhunderten, in den neusten Zeitaltern aber oft schon nach Decennien solche Theile ihrer historischen Hülle (der wahren Decke Mose's) aufgab und aufgeben musste, welche sie vordem als höchst unentbehrlich fest gehalten hatte. Man denke nur, um einige der unläugbarsten und für die Geschichte der sich selbst so nennenden Orthodoxie unvergesslichen Beyspiele zu nennen, an die *dicta probantia* für die Unsterblichkeitslehre aus dem A. T.; man denke an jene alttestamentlichen Beweise für die Trinitätslehre, auf welche die antiarianische Parthie des Bischofs von Alexandrien und daher das Nicänische Concilium selbst ihr Dogma grossentheils so gegründet hat, dass der freymüthige Helmstädter, *Ge. Calixt*, noch 1649 kaum leise anfragen durfte: *an ex solius V. Ti libris mysterium Trinitatis possit demonstrari?* Ja, man denke überhaupt an alle jene Ausfälle gegen Semlers Beurtheilung des A. Ts, und dann an die ganze jetzige inconsequente Zurücksetzung des A. Ts im dogmatischen Gebrauch; eine Zurücksetzung, welche abermals blos daher erklärbar ist, dass alles, was man über seinen Werth vergeblich erheben wollte, endlich durch eine gleiche Ungerechtigkeit unter seinen Werth herabgesetzt zu werden pflegt. Und nun frage man sich dann bey diesen und allen ähnlichen Beyspielen, warum jene und so viele andere einst als Wahrzeichen der Orthodoxie verfochtenen Behauptungen jetzt so durchgängig aufgegeben sind, warum die Orthodoxesten unserer Zeitgenossen nicht mehr mit *Calov* gegen Grotius, mit *Lange* gegen Wolff, mit ihm und *Löscher* gegen die Werthheimische Bibelübersetzung zu Felde ziehen würden, und selbst ihre Schrifterklärung nicht auf diese einstigen Säulen der streitenden Kirche weniger, als auf die Hauptsätze jener einst verketzerten und inquisitorisch verfolgten bauen wollen? Liegt wohl nicht das Princip dieser Variabilität der sogenannten Orthodoxie einzig darinn: dass man irgend einem Theil *des historischen* der Religion den Charakter der Religion selbst, den Charakter

der

der Unentbehrlichkeit vergeblich vindiciren wollte. Dies war das Princip, nach welchem einſt, in den Epochen des härteſten Despotismus der Religionsgeſchichte über die Religion, die Meynung von Gegenfüſslern, weil die Erde nach der Bibel nicht rund ſeyn könne, für irreligiös erklärt, und der Sonne im Namen der Religion geboten wurde, wegen ihres einſtigen Stillſtehens im Thale Gibeon, nun für immer um die Erde ſich zu bewegen. Und eben dieſes Princip iſt es, welches, ſo weit die Cultur des Zeitalters es irgend noch zugiebt, immer noch zum Grunde liegt, ſo oft man die temporären Einſichten bibliſcher Schriftſteller, ungeachtet man ſie endlich der Phyſik nicht mehr als das *non plus ultra* des menſchlichen Wiſſens aufdrängt, doch noch in der Phyſik der Geiſter, in der Pſychologie und Metaphyſik als Beſtandtheile der Religion, und daher als unveränderlich geltend machen will. — Doch genug in Beziehung auf dieſe Einleitung. Der Vf. giebt vorzüglich noch den Rath: daſs man in dem dogmatiſchen Unterricht nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit die *reine* Religion Jeſu geſchieden von allen Zuſätzen verſchiedener Zeiten und Männer, für ſich, dann aber auch die *kirchliche*, ſowohl das ſymboliſche als die temporären Vorſtellungsarten angeſehener Theologen mit allen *ſuperadditis*, *abgeſondert* vortragen ſollte, wobey abermals das, was *als verderblich* mit Nachdruck zu bekämpfen, was *als zufällig ſchädlich* nur beyläufig zu berichtigen, und was endlich *durch bloſses Stillſchweigen* zu verbeſſern ſeyn möchte, wohl unterſchieden werden könne und müſſe. In der Lehrart ſelbſt würden viele Miſsverſtändniſſe von ſelbſt wegfallen, wenn man ſich ſelbſt genau fragte: ob man jetzt ein philoſophiſches Ideal der Religion zu geben oder die Religion philoſophiſch zu behandeln beabſichtigen ſolle. II. erörtert Hr. D. *Ziegler*, ein vornehmlich für Kritik und Geſchichte der theologiſchen Dogmen freymüthig wirkſamer, Mitarbeiter des Magazins, nach Vernunft und Schriftkunde, *daſs der Beweis für Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion mehr aus der innern Vortrefflichkeit der Lehre*, aus der gröſsern Summe reiner Wahrheit und göttlichen Gehalts, *als aus Wunderthaten und Weiſſagungen*, aus Zufälligkeiten ihres *Zeiturſprungs*, *zu führen ſey*. Die Frage iſt ſehr einfach: ſoll das Gewiſſere aus dem Ungewiſſeren erwieſen werden? das Bleibende aus dem Vergangenen? — Daſs Jeſus ſelbſt durch ſeine Wunder, als Wunder, nie einen Beweis ſeiner Belehrungen beabſichtigt habe, daſs vielmehr das Wunderbare ihm ſelbſt nur die erſte Erweckung zur Aufmerkſamkeit, das Uneigennützige, Gottgefällige und *deswegen* von Gottes Mitwirkung begünſtigte *aller* ſeiner Handlungen (ἔργων Joh. 8, 39. 6. 28.), aber die erlaubteſte und ſicherſte Begründung ſeines Anſehens bey allen Redlichen geweſen, dies hätte vielleicht noch vielſeitiger, noch exegetiſch entſcheidender gezeigt werden können. *Der Urſprung der Idee vom Meſſias* hingegen iſt hier in ihren Grundlinien faſt ohne Ausnahme überzeugend richtig entwickelt. Nur was S. 71. aus Daniel abgeleitet iſt, würde vermuthlich der Vf. ſelbſt, nach einigen neueren Unterſuchungen, jetzt etwas anders angeben. — III. zeigt Hr. D. *Fr. Münter das Verhältniſs der Kleriker in Tempelorden* nach der Bulle Alexanders III und aus andern, zum Theil erſt neuerlich bekanntgemachten Quellen, Die Kleriker erſcheinen hier gar ſehr in der Unterordnung unter den ritterlichen Geiſt und Zweck des Ordens. Die Exemtionen, welche ihnen zu Gute kamen, hoben ſie nicht *im Orden*, ſondern bloſs im Verhältniſs gegen die Epiſcopalgewalt. Rec. macht die Nebenbemerkung, daſs ſie auch ein groſser Zunder für den Feuereifer der Biſchöfe zu Zerſtörung des Ordens geweſen ſeyn müſſen; der Pabſt ſelbſt muſste bald fühlen, daſs er ſich durch die Unterordnung der templariſchen Kleriker unter den Rittergeiſt für ſeinen Einfluſs in den Orden ſo viel als durch die Exemtionen derſelben den Biſchofen vergeben habe.

Zweytes Stück. I. eine kurze *Ueberſetzung und Erklärung aller Stellen des neuen*, und der meiſten des alten *Teſtaments*, *welche ſich auf die Begriffe Sohn Gottes*, *Menſchenſohn*, *Meſſias* etc. beziehen. Leicht könnte, was hier gutes gegeben iſt, ſo geordnet ſeyn, daſs das Reſultat, im Einzelnen und im Ganzen, auffallender und überzeugender werden müſste. *Menſchenſohn* nenne ſich Jeſus, in ſo fern er den jüdiſchen Obern und Prieſtern, als Elohim des Volks (2 B. Moſ. 22, 8. 9. Pſ. 82.) ſich, den aller Autorität ermangelnden, geringen Menſchen entgegenſetzte. Aber wie oft gebraucht Jeſus dieſen Ausdruck von ſich in einem Zuſammenhang, der ſich auf die Volksobern gar nicht bezieht? Und war er nicht, gerade gegen ſie, als Volksobrigkeiten betrachtet, der Stellvertreter Gottes in der Theokratie, der Meſſias? Auch daſs *der Himmel* irgendwo die jüdiſchen Engel, Götter und Gottesſöhne (S. 149 u. f.) bedeute, kann Rec. aus keiner von jenen Stellen exegetiſch wahrſcheinlich finden. II. *Das Weſentliche der Religion und das Unterſcheidende des Chriſtenthums. Jenes* wird auf 4 Punkte geſetzt: 1) Ein weiſer (heiliger) und wohlthätiger Urheber (?) und Regierer des Ganzen. 2) Reine Sittlichkeit, als Wille und Geſetz dieſes höchſten Weſens betrachtet. 3) Künftige Fortdauer denkender Geſchöpfe. 4) Mögliche Rückkehr aus moraliſcher Verſchlimmerung zur Tugend und Glückſeligkeit. *Dieſes* beſtimmt der Vf. nach dem allgemeinen Sprachgebrauch, welcher überall, wo Parthien in Wiſſenſchaften und Erkenntniſsarten nach einer gewiſſen Perſon benannt werden, derſelben dadurch die Erfindung oder die Bekanntmachung der von ihnen angenommenen Grundlehren dankbar zugeſchrieben wird. Das Unterſcheidende des Chriſtianers ſey alſo „die praktiſche Anerkennung des Jeſus von „Nazareth, der auch Chriſtus heiſst, als des urſprüng„lichen, vorzüglichſten" (geltendſten und wirkſam„ſten?) „Lehrers der wahren Religion für die Menſch„heit." III. *Johann Biddle's* (geb. 1615.) *Lehrn, Charakter und Schriften*, nach dem Engliſchen des *Joſua Toulmins*, von Hn. *Ziegenhein*. — S. 338. „Seine Ar„beiten widmete (der äuſserſt rechtſchaffene) B. ganz „dem eifrigen Streben nach immer mehrerer Religions„kenntniſs, ſeine Leiden" (Gefängniſs, Verweiſung auf die Inſel Scilly und andere Ueberzeugungsgründe der

herrschenden Orthodoxie seines Zeitalters, deren handgreifliches kaum der Protector Cromwell mildern konnte,) „trafen ihn, weil er den Ueberzeugungen, die ihm „seine Untersuchungen verschafften, gewissenhaft an„hing.“ Seine Ketzerey war (S. 285.) „Einheit Gottes ist sowohl Einheit der Person als der Natur. Der heil. Geist ist wirklich eine Person, nur nicht Gott; Christus erstand durch die Kraft des Vaters, nicht durch seine eigene; der Zweck der religiösen Vereinigung seiner Anhänger“ — „mit allen Kräften zu arbeiten, dafs die Ehre des Allmächtigen keinen andern gegeben würde.“ Andere seiner Sätze, gegen die Erbsünde, vom Gehorsam gegen Gottes und Jesus Gebote als dem seligmachenden Glauben etc. s. S. 285. 286. Die ganze Biographie giebt ein sehr charakteristisches Bild von dem Ursprung der englischen Unitarier blofs aus ihrer Schrifterklärung, und von der ursprünglichen Methode, sie zu bekämpfen. B. starb 1662. d. 22 Sept. durch *Richard Browne* abermals in einen seine Gesundheit zernichtenden Kerker gebracht.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Geschichte Elias Drehkopfs*, eines Kraftgenies, Soldaten, Schauspielers, Mitglieds geheimer Gesellschaften, Züchtlings und Wunderthäters.

Auch unter dem Titel:

Geschichte eines Kraft-, Licht- und Dranggenies, vom Verfasser der empfindsamen Reise nach Schilda. etc. 1795. 1. Th. 256 S. 2. Th. 256 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. hat in den beiden Theilen dieser sonderbaren Geschichte, denen der Vf. gern noch einen dritten möchte folgen lassen, nicht den mindesten Grund gefunden, warum er den Helden des Stücks, der aus blofsem Versehn (wie der Vf. versichert) bald Elias Drehkopf, bald Ludwig Flappert genannt wird, für ein Kraft-, Licht- und Drang-Genie halten soll. Es ist ein ganz gemeiner Mensch von völlig unbestimmtem Charakter, den der Vf. zu allen brauchen kann, und der sich gutwillig durch eine Menge wunderlicher Begebenheiten hindurch windet, aus denen das Buch ohne alle Ordnung und Plan zusammengesetzt worden ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Kopenhagen: Ueber Seminarien und Seminaristen*, mit besondrer Rücksicht auf die Seminaristen des *Kielischen* Instituts. 1796. 34 S. 8. (2 gr.) Diese kleine Schrift über einen Gegenstand, der in unsern Tagen für theoretische und praktische Pädagogen interessant geworden ist, enthält manche für Vorsteher und Lehrer der Seminarien, Bürger- und Landschulen wichtige und der Beherzigung würdige Bemerkungen. Wie weit das Kielische Institut, gegen welches der Vf. sonst viele Achtung bezeigt, dazu Anlafs gegeben habe, können wir nicht sagen. Der Vf. ist von dem Werthe guter Seminarien und ihrem wichtigen Einflusse auf Volksbildung überzeugt, und äufsert diese seine Ueberzeugung an mehrern Stellen mit vieler Wärme. Er hat indessen durch längere und genauere Beobachtung vieler in diesen Instituten überhaupt, und besonders in dem *Kielischen* gebildeten Subjecte wahrgenommen, dafs diese jungen Männer oft eine zu einseitige und oberflächliche Bildung erhalten, und demungeachtet mit einem Dünkel von Vielwisserey und vermeynter höherer Aufklärung, und von einem Schwindel unreifer Neuerungssucht und übelverstandner Freyheitsliebe angesteckt, in den Aemtern, zu welchen sie befördert werden, nicht nur andern Menschen, unter welchen sie leben, zum Anstofs gereichen, sondern auch statt des von ihnen erwarteten Guten oft weit mehr Schaden anrichten, und den Zweck der ächten Jugendbildung verfehlen. Er klagt darüber, dafs in die Seminarien zu viele Subjecte und ohne strenge Prüfung ihrer Fähigkeit zum Lehramte aufgenommen werden, dafs die meisten bey ihrer Aufnahme zu wenig vorbereitet, ja gröfstentheils ungebildet sind, dafs daher die Zeit eines zweyjährigen Unterrichts für ihre Bildung nicht zureicht, und der Lehrgegenstände für sie im Verhältnisse dieser kurzen Zeit eine zu grofse Zahl ist, um im Einzelnen derselben etwas gründliches zu lernen. Er will, dafs weniger, aber dies Wenige gründlicher von ihnen erlernt, dafs ihr praktischer Verstand mehr bearbeitet werde, und dafs sie von den Religionswahrheiten des Christenthums besonders eine recht feste und lebendige Erkenntnifs erlangen sollen. In dieser letztern Rücksicht äufsert er besonders seine Zweifel über den Nutzen des modernen theologischen Unterrichts in solchen Instituten und der zu freyen Mittheilung der neusten Meynungen. Die jungen Leute sind selten fähig, diese nur gehörig zu fassen, noch weniger sie zu prüfen; sie wissen sie nicht mit den Belehrungen der Bibel zu vereinigen, werden daher in ihrem Glauben selbst irre gemacht, zur leichtsinnigen Nachbeterey des Gehörten, zur Geringschätzung der Bibel und kirchlicher Anordnungen verleitet, und suchen dann gewöhnlich eine übelverstandne Aufklärung in dem Kreise derer, auf welche sie wirken sollen, mit Verleugnung aller Klugheit, selbst auch wohl unter dem Scheine der Ehrlichkeit und Freymüthigkeit auszubreiten, zum offenbaren Nachtheil für Religion, Sittlichkeit und Gemüthsruhe der ungebildeten Menge. Die Bibel soll das Hauptbuch der Seminaristen bleiben, nächstdem der Landeskatechismus, als eine Norm für ihren Unterricht; sie sollen in dem Seminarium vorzüglich zur richtigen deutlichen Einsicht in die in demselben vorgetragnen Lehren und die biblischen Beweisgründe, so wie auch zu der Geschicklichkeit, dieselben der Jugend auf eine gründliche, für Verstand und Herz fruchtbare Art vorzutragen, angeführt werden. Zuletzt fügt der Vf. selbst einen Versuch bey, wie ein dogmatischer Satz in dem Unterrichte für die Seminaristen behandelt werden müsse, und wählt dazu diesen: *Christus hat die Menschen durch seinen Tod von den Strafen der Sünde befreut.* Die davon gegebne ausführliche Erklärung contrastirt in der That nicht wenig mit der im vorigen merklichen Vorliebe des Vf. für das kirchliche System, und wird weder die Freunde des ältern, noch des neuern Lehrbegriffs recht befriedigen; jene werden sie zu neologisch und unbiblisch, diese aber etwas oberflächlich finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Drittes Stück. I. *Etwas zur Kritik der bisherigen Dogmatik.* Voll brauchbarer, ingeniöser Bemerkungen. Der ungenannte Vf. theilt Theologie in *Theognosie* und *Theonomie.* (S. 370.) Die letztere Benennung ist sehr passend. Zu der Eintheilung des Ganzen aber müsste noch *theologische Anthropologie* hinzugesetzt werden. Von S. 372 folgt eine kritisirende Skizze der Theognosie, welche logisch strenger geordnet seyn könnte, aber zerstreut viele Beweise enthält, wie sehr, neben vielen Reinigungen, für die Dogmatik durchaus eine andere Systemsform Bedürfniss ist. In den philosophischen Beweisen vermisst man die nothwendige Schärfe. II. *Strobels Bemerkungen über Luthers Briefwechsel* (1542—44.) *mit einigen Evangelischen zu Venedig, das Abendmahl betreffend.* Auch diese *literae italicae Luthero stomachum moverunt, quod faciunt mentionem rixae περι δεινου κυριακου.* So schrieb Melanchthon. Das merkwürdigste in diesem Aufsatz sind die Stellen, welche von Saubert und andern Editoren der Briefe Melanchthons weggelassen worden sind. Dies ist gerade, wie manches, was von den Herausg. der Lutherschen Werke weggelassen worden ist, am meisten charakteristisch! Melanchthon konnte sich nicht genug beklagen über „*nostros, qui interdum nihil mitius de ecclesiis Rhenanis* (in der Controverse *de S. Coena*) *loquuntur, quam de Turcis.*" Hofpred. *Hoe* zu Dresden schrieb: *Probe, dass die Calvinisten in 99 Punkten mit den Arianern und Türken übereinkommen!* Mel. erklärt (S. 426.) seine *praesentia sacramenti rationi conveniens* sehr consequent: *Christus tamquam agens liberum adest actioni institutae, post actionem non vult ibi se alligatum esse.* Luther vergass sich (S. 428) bis *zur Imputation wissentlicher Neigung zum Irrthum.* „*Insulsissima et stultissima sunt eorum* (*Zwinglii et Oecolampadii*) *argumenta, ut non errore sed operante Satana scientes veritatem impugnare convincantur.*" Lasset uns in dieser Rücksicht Melanchthonianer seyn. M. schrieb (S. 424.) *In scriptis meis quid aliud secutus sum, nisi ut necessaria in ecclesiis docerentur, omissis controversiis plerisque, quae vel non intelliguntur vel ad pietatem parum conducunt.* III. *Beyträge zur Erklärung des N. Ts. aus dem A.* gebaut auf die einflüssreiche Bemerkung: dass Jesus und die Apostel mit den Juden in Palästina nicht (gewöhnlich) griechisch sondern im syrisch-chaldäischen (galiläisch aramäischen) Dialekt gesprochen haben. Die Anwendung ist hier nicht sehr bedeutend; zum Theil auch zu weit getrieben. Dass πορνος, πορνη und αμαρτωλος, auch ohne einen besondern Fingerzeig aus dem Zusammenhang, im N. T. *Heyde, Heydin* bedeute, ist unerweislich; auch ist αμαρτια nie geradezu *Heidenthum, Vielgötterey,* sondern ἡ ἁμαρτια „*jene* Sünde" kann auf Vielgötterey zu deuten seyn, wenn der Zusammenhang oder überhaupt die Umstände die Beziehung des demonstrativen Artikels so bestimmen. IV. *Ueber den Untergang des Thals Siddim,* wie der Vf. (allzu bestimmt) annimmt, durch — Mordbrenner des Königs von Elam, der den Verlust seiner Herrschaft über die Siddimischen Fürsten nicht verschmerzen konnte. Diese würden bey Loth, welchen der König von Elam als Sclaven weggeführt, und bey Abraham, der jenem seinen Vetter mit den Waffen entrissen hatte, nicht so leicht Gastfreundschaft gefunden haben. Uebrigens zeigt der Vf. S. 454 sehr richtig, dass man die Sodomäer ohne Grund zu abscheulichen Bösewichtern gemacht habe. Genes. 19, 5. übersetzt er: Man bestand darauf, dass man wissen müsste, wer die Fremden seyen. Loth suchte zu besänftigen und erboth sich, seine beiden jungfräulichen Töchter (die also nach den Zeitbegriffen sein Eigenthum waren) zu Geisseln zu geben. V. 11. übersetzt sich Rec. ungefähr so: die Fremden selbst halfen Löth in der Finsterniss gegen die andrängenden Sodomäer, bis sie ihn ins Haus hereinbrachten. V. *Ueber die Ausdrücke Fleisch und Geist im N. T.* dem I. Aufs. des II. Stücks ähnlich. Exegetische Materialien, die aber, zu Vermeidung unnöthigen Widerspruchs, strenger gesichtet seyn sollten. Joh. 3, ist vorzüglich gut erklärt. Joh. 5, 25. muss wegen des νεκρους von *geistiger* Auferweckung durch *Jesus* verstanden werden. V. 28 bezieht sich dann φωνη αὐτου auf *Gott.* Dennoch schreiben die Zeitideen unstreitig *auch* dem Messias, als dem zur Rechten der Gottheit erhabenen, der Gottheit so nahen Geiste, einen unmittelbaren Einfluss auf die letzte Todtenerweckung zu. — εφονευθη (S. 529) 1 Tim. 3, 16. statt εφανερωθη zu vermuthen, ist ein überflüssiges Wagstück der Conjecturalkritik. Einschmeichelnder ist die Vermuthung S. 570. Joh. 8, 57. απραχε σε statt απρακας zu lesen. Der Text aber hat für sich, dass die Juden, wie alle, welche gerne mit Steinen argumentieren, in der Consequenzmacherey unübertrefflich stark sind. — Der Vf. bemerkt sehr gut, dass Jesus durch die *angefangene* Antwort: ehe Abraham geboren ward; bin ich! die Auflösung der Misdeutung seiner Worte *vorbereiten* wollte. Abraham, war in jenen sein Sinn, habe erst *im Geist* seine Zeiten mit

Freuden *voraus* gesehen (Vgl. Hebr. 11, 13.) und sehe sie nun, aus der unsichtbaren Welt her, mit nachahmungswürdiger, froher Beystimmung. Das letztere war, ohne besondere Nachrichten, durch die Zeitideen vom Zusammenhang der Himmlischen mit der Erde und durch die Kenntniss vom Charakter Abrahams nach seiner Lebensgeschichte, unbezweifelt.

Nach diesen Belegen der Reichhaltigkeit schon aus dem *ersten* Bande dieses Magazins wird es hinreichend seyn, dass wir uns bey den zwey folgenden Bänden, welche wir doch auch nicht länger unangezeigt im Rückstand lassen möchten, bey steigender Reichhaltigkeit auf kürzere Innhaltsanzeigen einschränken.

II. Bandes *erstes* Stück. I. *Kritik über den Artikel von der Schöpfung nach unserer gewöhnlichen Dogmatik* von D. *Ziegler*. Zuerst einleitende *Prolegomena*. Der Principalgedanke jeder *reinern* Religion (S. 3.) sey: Gott ist als ein von der Welt verschiedenes moralisches Subject *Schöpfer* der Welt! — Soll dies nicht auf etwas transcendent theoretisches führen, so muss der Ausdruck Schöpfer blos davon verstanden werden, dass ohne einen solchen Gott die Ausführbarkeit der Moralität in der Sinnenwelt den blossen Vernunftwesen nicht zum voraus gewiss seyn könnte, wie es ihnen doch gewiss seyn muss, wenn die Vernunft Ausübung der Moralität in der Sinnenwelt zum Gesetz macht. *Erster Abschn.* Von S. 11 ff. *das Exegetische* über die Stellen der Genesis die Schöpfung betreffend; dass diese Stellen nicht historisch; nicht *vor* Mose geschrieben seyen, wie sie allmählich erst dogmatisch geworden u. s. w. Gut und ausführlich! — ברא soll nach S. 18 syrisch *decidit* bedeuten. Aber es bedeutet nur: Milch durch einen *hineingeworfenen warmen* Stein *gelind, halbwarm machen*. Und so ruht alles, was von diesem Wort philologisch gesagt werden kann, auf der Bedeutung (رقق) dünn, weich, gelind, schwach seyn, Pih. dazu etwas machen. Daher auch: weich behandeln, wie die Jungen, *fovere, incubare*. — *Zweyter Abschn.* Schöpfung aus Nichts. Popular. ἐξ ἀκ ὀντων 2 Macc. 7, 28. Der Grundstoff war, aber doch nicht so sichtbar als jetzt, in Form und Ordnung. Philosophisch bleiben (S. 103) die bekannten Antinomien. *Dritter Abschn.* Ueber die beste Welt, Zweck und Endzwecke der Schöpfung. II. *Warum gibt es jetzt keine Offenbarung mehr?* für einen Böhmianer und doch auf das Resultat S. 129 zusammentreffend: Gottes Offenbarung ging und geht für alle geistige Wesen nach veränderten Bedürfnissen und Vorbereitungen, immer fort. Wunder geschehen nicht mehr, weil Wunder über Wunder geschehen müssten, um uns glauben zu machen, dass ein Wunder geschehen sey. III. CR. *Horstig* über 1 Joh. 5, 7. zeigt das sonderbare in Hn. Herzels Argument aus der sogenannten höheren Kritik sehr richtig. IV. *Velthusen* über die Eintheilung der Christen in Naturgläubige und Wundergläubige (in der Henkeschen Ankündigung des Archivs für n. Kirchengesch. d. Mercur 1793. St. II. S. 3-4.) Ein Aufsatz voll biederer Liberalität. In den Wunsch S. 150 f. stimmt Rec. mit voller Ueberzeugung ein: dass unter den Protestanten doch ja keine neue Unterscheidungsnamen für theologischen, also wissenschaftlichen Dissensus aufkommen möchten. Ist erst der Name da, welch ein grosser Schritt zur *partheyartigen* Absonderung und Opposition. Selbst der Name *Dissenter*, welchen man neuerdings mehrmals gebrauchte, setzt auf der entgegenstehenden Seite nach dem englischen Sprachgebrauch hierarchische Uebermacht, eine Ungleichheit der Rechte im Staat etc. voraus. Noch mehr würde der Name *Naturgläubige* in vielen, welchen Natur, Sinnlichkeit und Sündlichkeit noch Synonyme sind, einen gehässigen Nebenbegriff mit sich führen. Doch ist auch ein solcher Naturgläubiger nicht blos ein redlicher Zweifler, der nicht ferne vom Reiche Gottes ist (S. 158.) Er ist *im* Reiche Gottes; nur kam er auf einem andern Wege dahin. Er *zweifelt* auch nicht, ob er nicht auf dem Wege der Wunder dahin hätte kommen sollen. Vielmehr *weiss* er, warum dies nicht *sein* Weg seyn kann und soll. Dass andere dies sein *Wissen* als ein Zweifeln gegen ihren Weg ansehen, ist ihre Sache. Der Herausg. beruft sich S. 161 f. in einem Zusatz auf den schon vorhandenen Unterschied jener Wege oder Ueberzeugungsarten und auf Joh. 4, 39—42. V. *Nachträge* zu I. Bandes III. St. III. Aufs. Rec. bemerkt: dass βοχεφγει gerade die galiläische Aussprache, also den Gebrauch des galiläisch-aramäischen bey Jesus beweise; dass Joh. 8, 41. die Absicht der Juden nicht seyn kann, zu sagen: Wir sind nicht *Abgötter*, sondern: Wir sind (in unserer Religiosität) Kinder eben des Vaters, Gottes, dessen Kind du, Jesus, dich nennst; und dass Act. 5, 20. 29. πορνεια nicht *Götzendienst* bedeuten kann, weil sich dies ohnehin verstand, dass die Heidenchristen die Vielgötterey und den abgöttischen Cultus aufgegeben haben mussten. VI. *C. G. Kühnöl über Joel* 3, 1—5. eine richtige, durch nichthebräische Parallelstellen gut erläuterte Uebersetzung. Dass nur die Uebertreibung: Joels Stelle sey *ein vollendetes Bleistiftstück*, den Aesthetiker nicht allzu strenge gegen sie mache! VII. Ein ungedruckter *Brief des Pfalzgr. Wolfgang Wilhelms* über seine Conversion zum Katholicismus. Der Herausg. hat einige vortreffliche Winke hinzugesetzt. — Die Bekehrer des Pfalzgrafen wussten ihn nach S. 182 vorzüglich — so weit nämlich Gründe in dieser politischen Sache galten — dadurch zu gewinnen, dass sie ihm zeigten, wie vieles die Protestanten dem Katholicismus ohne Grund aufgebürdet und entgegen gehalten haben. Hiezu führt jene Methode, alles höher zu spannen, als der wahre Gehalt ist! VIII. *Ob Glückseligkeit oder sittliche Vollkommenheit letzter Zweck sey?* IX. Philologischer Beytrag *über die Redensart für andere sterben*. Beide (kurze) Stücke von *Velthusen*. Das letztere sehr schätzbar. Aus Josephus de Maccab. C. VI. ed. Haverc. t. 2. p. 506 und ib. c. XVIII. p. 519. erhellt der Sprachgebrauch und die Zeitidee: dass man von Märtyrern für das mosaische Gesetz dachte und hoffte, Gott sehe um ihres Todes willen desto gnädiger auf die ganze Nation. Da man die Verfolgungen als Strafen ansah, welche die ganze Nation verschuldet habe, so baten die Märtyrer selbst: Gott möchte sich an ihrem Tode *genügen* lassen, ihre

Leiden

Leiden der ganzen Nation zu gut ſchreiben und deswegen die von allen verſchuldete Strafe aufheben. Die Ausdrücke *υπερ, αντι, καθαρσιον, αντιψυχον* ſind ſehr merkwürdig. Nur iſt *ιλασηριον begütigend* überhaupt, nicht aber gerade *verſöhnend*, noch weniger ein *Verſöhnopfer*. Vgl. über Röm. 3, 25. das N. theol. Journal 1796. S. 221. 3 St.

Zweytes Stück. X. *Freundſchaftlicher Briefwechſel* (zwiſchen 1516 und 1534) *zwiſchen Erasmus und Melanchthon, mit litterariſchen Bemerkungen* von *Strobel.* 10. Briefe von Erasmus, 5. von Melanchthon. Hierunter 3 Anekdota. Nichts unbekanntes und doch faſt jede Zeile, hiſtoriſch oder pſychologiſch, intereſſant. Ueber das Simplificiren der chriſtlichen Glaubensſätze S. 247—50 merkwürdige — Vorſätze! „*Quodſi qui volent, circa naturam divinam aut circa hypoſtaſin Chriſti aut ſacramenta, abſtruſiora quaedam rimari, quo magis attollant mentem in ſublime, hactenus liceat, ut non ſtatim, quid huic aut illi viſum fuerit, cogantur omnes profiteri.*“ So dachte Erasmus. — S. 252. Lin. 4. von unten muſs wohl *oleum* ſtatt *deum* geleſen werden! S. 216. Lin. 3. *temere* ſtatt *tenere.* S. 202. Lin. 10. fehlt *tam* nach *utinam.* Und ſollte nicht S. 204. Lin. 9. ſtatt *in me et gliſcentibus* in jenem Briefe, welcher aus einer undeutlichen Handſchrift abgedruckt iſt, zu leſen ſeyn: *in melius gliſcentibus?* — In dieſer ganzen Reihe von Urkunden über das Verhältniſs von E. und M. iſt vielleicht das auffallendſte, wie freymüthig beide wechſelsweiſe von ihren Schriften und Ueberzeugungen urtheilten und dennoch wahre Achtung und Zutrauen unter ſich zu erhalten wuſsten. *Judicia eruditorum ut libera, ita recta eſſe decet*, war Erasmus Grundſatz S. 200 *adhaec horum praeſertim, qui Muſarum ſacra colunt, judicium non ſolum rectum, verum et aequum et candidum eſto.* — XI. *Von der moraliſchen Schöpfung und Regierung Gottes durch Chriſtus als einer Hauptvorſtellungsart des N. Ts.* Nach des Rec. Einſicht eine vorzüglich überzeugende Darſtellung dieſer exegetiſch unläugbaren Behauptung; zugleich im Innhalt mehr, als die Ueberſchrift erwarten läſst. Das hier S. 317 ff berührte *ο λογος* gewinnt noch mehr Licht durch XII. *Ueber das, Gott ſprach, im A. T.* Eine bündige Induction, daſs die althebräiſchen Schriftſteller dieſe Formel auch alsdann gebrauchten, wenn ſie etwas ihnen wichtiges und nach ihrer Einſicht göttlich gewiſſes mit Nachdruck ſagen wollten, dabey aber wohl wuſsten, daſs die Einkleidung ſelbſt Sache ihrer Meditation ſey. XII. *Ueber die Aeuſſerungen Jeſu vom Reiche des Meſſias. Matth.* 19, 27—30. Sehr richtig will der Vf. nicht fragen: welche Vorſtellungsart iſt *unſeren* Begriffen von Gottes geiſtigem Reiche gemäſs, ſondern an der *Hand der Geſchichte* die Erwartungen der Zeitgenoſſen Jeſu von ihrem Meſſias aufſuchen! Er zeigt nun, wie die den Apoſteln Matth. 19 gegebene Ausſichten nicht, weil ein anderer Erfolg fehle, blos ins Reich der Geiſter oder des Geiſtigen zu verſetzen ſeyn. Vgl. Marc. 10, 30. Luc. 18, 30. *νυν εν τω καιρω τουτω.* So lange man freylich dieſe Stellen zur chriſtlichen Glaubenslehre und nicht zur Geſchichte und geſchichtlichen allmählichen Bildung rechnet, werden bey ihnen ſelbſt die, welche ſonſt immer auf den Buchſtaben dringen, ihrer Grundſätze vergeſſen, und andere für nothwendig halten, alles blos in allgemeine Sätze zu ſublimieren. Aber der Exegete hat ja nicht für die philoſophiſche Wahrheit deſſen, was er herausfindet, gut zu ſagen! Nur daſs Jeſus ſelbſt über ſein Reich allein zu gemeinen Juden vom ſinnlicheren, zu gelehrten vom geiſtigen ſeines Reichs geſprochen habe (S. 414) dies findet Rec. nicht. Es iſt überall eine durch chriſtliche Rechtſchaffenheit zu ſtiftende, von der Gottheit aber zugleich phyſiſch zu bewirkende, geiſtig und ſinnlich glückliche Verfaſſung. XIV. *Ueber Geneſ.* 10, 21. XV. *Ueber Geneſ.* 17, 17. beides von Hrn. Adjunkt *Seidenflücker.* Die erſte Stelle enthalte einen ermunternden Wink für die *Hebräer.* Ohne Zweifel. Nur die Art, wie der Vf. ſich dies denkt, ſcheint dem Rec. allzu verwickelt. In der zweyten Stelle *lacht* Abraham nicht, weil er die Zeugung eines Sohns für unmöglich hält — er zeugt 37 Jahre ſpäter noch 6 Söhne, (ungeachtet Röm. 4, 19 hieran nicht gedacht iſt) ſondern, weil er das Geſpräch für *Scherz* hält. — In einer Beylage *wird ein Band ungedruckter Predigten von Luther* aus deſſen letztem Lebensjahr über Matth. 18—24 von Hrn. D. *Bruns* angekündigt. Ein Anekdoton, von dem glücklichſten aller Reformatoren, das die Unterſtützung unſers Publicums gewiſs mit mancher biedern Kernſtelle belohnen wird!

Drittes Stück. XVI. *Fragmente über die allmähliche Bildung der den Iſraeliten* (Juden) *heiligen Schriften, beſonders der ſogenannten hiſtoriſchen.* Mit Recht wird dieſen Beyträgen zu einer künftigen (auf Eichhorns Pfade weiter fortſchreitenden) Einleitung in das A. T. die Erinnerung vorausgeſchickt: *daſs die Erklärung des N. Ts. und unſere ganze* — hiſtoriſche und hiſtoriſch zu reinigende — *Theologie* des Chriſtenthums *nie ſeyn werden, was ſie ſeyn ſollten, ohne ſorgfältigeres Studium des A. Ts.*, welches ſo manche dogmatiſche Exegeten, faſt wie wenn es das Werk eines andern Geiſtes wäre, in ihren Unterſuchungen ganz auf der Seite liegen laſſen. — Was den Inhalt dieſer Unterſuchungen betrifft, welcher hier nicht genauer geſichtet werden kann, ſo war Rec. aus den vom Vf. angeführten und noch andern Gründen ſchon ſeit Jahren der „Meynung, daſs der Pentateuch bey weiten dem gröſsten Theil nach erſt gute Zeit *nach* Moſe, und zwar die vier erſten Bücher nicht vor Samuel und David, das Deuteronomium aber noch ſpäter, theils geſammelt, theils ſelbſt erſt entworfen worden ſeyen; da vorher unter Moſe ſelbſt auſser den zwey Tafeln nur ſehr weniges andere *geſchrieben*, und zwar theils in Stein theils in Bley geſchrieben worden war. Mehrere Argumente hat der Vf. vollſtändiger als *Fulda* ausgeführt und mit der Analogie der Sprachveränderungen bey Römern und Deutſchen reich belegt. Doch hätte gewiſs *Fulda* dankbare Nennung verdient, um ſo mehr, als er noch zum Theil auf beſtimmtere Zeitangaben leitet. Das Argument von der *durchgängig* auf Jubeliſche Cyklen ſich beziehenden Zeitrechnung iſt überraſchend; würde aber doch nichts als Ueberarbeitung der Chronologie im hebräiſchen jetzigen Text beweiſen, wenn es auch wirklich ſo

durchgängig wahr wäre, als Frank dies durch manche Nachhülfe für seine Hypothese *blofs scheinbar* zu machen gewufst hat. Dafs selbst Jesu Tod S. 496 einen solchen Jobelischen Cyclus schliefst, giebt einen auffallenden Wink, dafs das Argument *zuviel* beweisen würde! Dafs *viele* Erzählungen (S. 515—20) erst aus Hieroglyphen oder Bildergruppen in Worte übersetzt worden seyen, ist unter einer Nation, welcher die Hieroglyphenschrift verboten, und die überhaupt so höchst unerfahren in der Kunst war und blieb, unglaublich. XVI. *Apologie Gregors VII* (als eines in jenem Zeitalter consequenten und kirchlich frommen Pabstes) von Alphons Grafen von *Muzzarelli*, übers. von *Ziegenbein*. Mit Salz gemischt! XVII. *Fortsetzung der Beyträge zur Erläuterung des N. Ts. aus dem A.* (von Prof. *Nachtigall*). Meistens treffender, als die in den ersten Stücken angegebenen Proben. XIX. *Ein paar Worte über Kantische Schriftauslegung.* „*Auf immer* keine andere Religion (Religionsdarstellung) als *durch Mythologie*, ist „mir *bis jetzt* etwas widerstehendes.“ Dem Rec. auch. Aber wollte dies Kant? Und wenn er es zu wollen scheint, wenn er das *ad interim* nicht immer beysetzt, wer hat davon die Schuld auf sich?

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleischer dem Jüngern: *Ariston.* Eine Geschichte aus dem Zeitalter der Griechen. Erster Theil. 1796. 323 S. 8. (1 Rthlr.)

An dieser Geschichte aus dem Zeitalter der Griechen, (eine Angabe, die nicht nur das Jahrhundert, in welches der Vf. seine Dichtung versetzt, sondern auch das Jahrtausend unbestimmt läfst) ist nichts Griechisch als die Namen. Wir sehen hier zuerst einen Jüngling Periander, der mit einem Mahle auf eine sehr moderne Weise an Göttern und Menschen irre wird, und dem ein gewisser Theobul zu seiner Belehrung die Geschichte des Ariston erzählt, so wie dieser selbst sie ihm offenbart hatte. Man würde den Herrn Periander, (der Vf. pflegt seine Griechen mit dem Titel *Herr* zu beehren, so wie sie sich auch zum Theil untereinander *Sie* nennen) ganz aus dem Gesichte verlieren, so glänzend er anfangs aufgetreten ist, wenn er nicht hie und da ein unvermuthetes Wort dazwischen schöbe, auf das ihm Theobul in seinem eignen Namen antwortet, und sogleich in der Person des Ariston weiter redet, welches dann eine sehr verwirrte Erzählung giebt. Ariston wird von Philidor, den man mit einigen Rouffeauschen Ideen ausgesteuert hat, blos durch die Entwickelung der natürlichen Triebe gebildet, bis ihm Euphranor ein höheres Prinzip der Tugend beybringt, und ihn „das Getriebe der Menschheit“ kennen lehrt. Dieses höhere System besteht aus allerley Begriffen, worunter die Lehren der praktischen Vernunft nach Kant nebst dem auf sie gegründeten Glauben an Gott und an Unsterblichkeit den Vorrang behaupten, und dahin abzwecken, nach dem edlen Ausdrucke des Vfs., *die Sinnlichkeit unter den Pantoffel zu bringen.* Es wird dem Plato geliehen, der es, wenn nicht mit Beredsamkeit, doch mit einem unaufhaltsamen Flusse der Rede, und einem grofsen Reichthum von gleichgeltenden Ausdrücken von sich giebt. Der Stil des ganzen Werkes hat durchgehends diesen Charakter. Man sehe S. 250: „Aber auch sie, deren Element Liebe und Friede, Vertrauen und Freundschaft, wie dem Fische das Wasser, wie dem Vogel die Luft ist, wird vom Vater gemifshandelt, ihr wird vom Vater gezürnt, sie wird der Liebe des Vaters und der gewohnten freundlichen Rede beraubt; auch ihr wird ihr Alles, ihr Ariston entzogen.“ Nachdem Euphranors Lehren den Ariston zu einer gewissen Reife gebracht haben, hat dieser nichts angelegentlicheres zu thun, als mit einem Muthwillen, der in der That mehr einem rohen Studenten anstände als einem edlen gebildeten Griechen, wofür er doch ausgegeben wird, gegen Priester, Wunder und Opfer zu Felde zu ziehn. Der Eigensinn, womit er hiebey zu Werke geht; indem er die Göttin Diana um die Hälfte eines Opfers betrügt, kostet ihm fast das Leben. Unter dem schlecht beobachteten Kostum griechischer Priester verfolgen ihn gemeine katholische Pfaffen. Er entrinnt ihren Händen, um Periandern, man weifs nicht recht wie, zum Beyspiele zu dienen. Der erste Theil endigt sich damit, dafs sich Periander in eine angehende Priesterin verliebt, die ihm auch zu Theil wird. Der zweyte Band wird vermuthlich das Schicksal beider Jünglinge näher verknüpfen. Ariston liebt auch: dieser Liebe wird sogar sein höchstes Verdienst zugeschrieben. „Seine Tugend ist Liebe, und seine Liebe ist Tugend, sprach Theobul; ich kann sie nicht trennen.“ In der Darstellung derselben liegt das nicht. Einmal ist ihm die Geliebte nichts neben seiner Mutter; ein andres Mal vermisst er aufs schmerzlichste seinen Lehrer und Freund neben ihr: „denn Charidion kann ihn zwar in glücklichen und unglücklichen Momenten beseligen, aber nicht seine ernsten männlichen Stunden ausfüllen.“ Ueberhaupt hat der Charakter des Helden gerade den schlechtesten Zusammenhang und die wenigste Würde. Er stellt sich *gleich einem unbändigen Thier* an, da die gewöhnlichste Medisance seine Charidion antastet. Ihr Schluchzen, das er *wie gräfsliche Töne der heraufgepressten Luft* beschreibt, *krämpft ihm alle Lebensfaden zusammen.* Er stöfst sie von sich, weswegen sie ihm sanfte Vorwürfe macht, dafs er mit ihr umgehe, *wie man keinen Hund behandelt.* Doch das ist nicht zu verwundern, da er nach seiner eignen Erzählung S. 220 *wie Höllengötter Feuer und Flammen zu speyen pflegt.* Solcher Fehler ungeachtet zweifeln wir nicht, dafs sich das Buch nicht manchen Lesern von Seiten der untadelhaften und mit unerschöpflicher Fülle ergossenen Moral empfehlen werde. Bey der Menge von Ideen und Worten, die jetzt über diese Gegenstände im Umlaufe sind, ist es leichter, erträglich darüber zu schwatzen, als es dem Zuhörer wird, das Geschwätz genau zu würdigen. Das darinn enthaltene Gute läfst den Leser das Entlehnte und Mittelmäfsige übersehen; und auch hier ist einiges Gute, wohin wir die Anekdote von dem Paphlagonier S. 64 u. f. rechnen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

III. Bandes erstes Stück. I. *Ueber den specifischen Unterschied des Christianismus vom Naturalismus, zur Beurtheilung einer Neuerung, welche mit dem Christennamen im Werke ist*, von *J. C. S. Radefeld*, Garnisonprediger zu Harburg. Diesen Aufsatz, dessen scharfsinniger Vf., wenn er auf seinem Pfade consequent fortschreitet, gewiss sich selbst eines andern belehren wird, wollen wir hier, weil er auch einzeln gedruckt ist, vorbeygehen. II. *Etwas von Bibelübersetzung*, von *C. R. Horstig*. Dass eine gute Bibelübersetzung nur durch mehrere entstehen werde; ihr Requisit der Allgemeinverständlichkeit; eine meist sehr gute Probe an 1 Kor. 14. Nur ist *Beten* etwas, das jeder andere sowohl als der γλωσσαις λαλων thun konnte, also *gar nicht* Uebersetzung des letztern. Die Erläuterung des: ερωσιν απιστοι οτι μαινεσθε aus Act. II. γλευκους μεμεστωμενοι εισιν ist sehr treffend. III. *Mythus von Loth und seinem Weibe.* Hr. Adj. Seidenstücker macht durch zweckmäsige Erinnerung an Mythen der übrigen Welt darauf aufmerksamer, dass man in den Mythen der hebräischen Welt nicht Ursache zu den Bemühungen habe, *alle* Umstände auf gewisse zum Grund liegende Facta zurück zu führen. Wenn nach Horaz Od. L. 3. 3. *Quirinus Martis equis Acheronta fugit;* so ist gewiss der Sinn: *Kriegsruhm* vergötterte ihn. Wie nun, wenn *Jehovahs Feuerwagen* den Elias in den Himmel versetzte? Ists wohl etwas anders, als dass dem Propheten sein *Prophetenruhm* den Himmel öffnete? So vergleiche Gen. 5, 24. mit Livius 1, 16. die Salzsäule von Lots Weib mit der Versteinerung der Niobe Iliad. 24, 602. den Verspruch eines Sohns für Sara mit Odyss. XI, 243—47. Uebrigens zeigt der Vf. dass man dennoch die Function des Uebersetzers und des Erklärers wohl unterscheiden und keine von beiden vernachlässigen solle. Jener bringt die ganze Einkleidung, Stoff und Form des Mythus, zu unserer Kenntniss, dieser sucht den Stoff von der Form zu scheiden! IV. *Joh. Ernst Christ. Schmidt*, Privatdocent zu Giessen, *über die doppelte Recension der Briefe des Ignatius.* Ein Muster, wie die Quellen der ältesten Kirchengeschichte erst noch weiter im einzelnen durch die sogenannte höhere Kritik gewürdigt werden müssen, bis ihr Inhalt für Dogmengeschichte etc. sicher verarbeitet werden darf. Der vielseitig gelehrte Vf. zeigt, dass *beide* Recensionen interpoliert und geändert sind, besonders an Stellen, welche die Trinitätslehre betreffen. Solche Aenderungen, um den Anstos aus altern Kirchenvätern den schwachen Mitchristen zu ersparen, bekennt ausdrücklich *Cassiodor Instit. div. lect.* L. 1. Clemens von Alexandrien habe in seinen Erklärungen der Briefe Petri etc. *multa quidem subtiliter, sed aliqua tamen incaute.. quae nos ita transferri fecimus in Latinum, ut exclusis quibusdam offendiculis purificata doctrina ejus securius possit hauriri.* Man denke auch an Rufin etc. Die Grundlage der beiden Recensionen hält er S. 107. für eine alte, unter des petrinisch-antiochinischen Ignatius Namen, für die *ecclesia catholica*, die Vereinigung der Paulinischen und Petrinischen Christen, im hierarchischen Ton verfasste Schrift. S. 107. giebt einen sehr fruchtbaren Wink über das *Antidoketische* in einigen dieser Briefe, wie S. 103. über den Schluss auf ähnliche Ueberarbeitungen anderer vornikänischer patristischer Schriften und selbst einiger Stellen in den canonisierten Büchern. V. *Ueber Jesus, dessen Person und Amt nach den ältesten Kirchenvätern.* Der Vf. zeigt: die urakte Lehre der Christen in diesem Lehrstück war, Jesus Christus sey ein in seiner Art eigenes, vor der Weltschöpfung von Gott besonders hervorgebrachtes, über alle Creaturen erhabnes, dem Allerhöchsten nächstes, Geistesweſen, dessen sich dieser als seiner Mittelsperson zu all seinen Manifestationen in der Sinnenwelt bedient habe, das schon im A. T. überall der Sprache des Jehovah war — im N. T. in Jesus eingekörpert wurde, und nun zum Könige der ganzen Schöpfung erhoben, in die Welt seinen regierenden und richtenden Einfluss fortsetzt. — Unstreitig war dies *seit der Mitte des 2. Jahrhunderts* die Vorstellung *desjenigen Theils* der Orthodoxen, welcher, was die alexandrinischen Juden schon vor Jesu Zeit von λογος προφορικος als dem ungeschaffenen Engel des Angesichts, dem Werkzeug aller Manifestationen Gottes aus Genes. 1. erfunden, und durch das ganze A. T. durchgeführt hatten, und was die Rabbinen bis auf unsre Zeiten daher angenommen haben, auf den Messias, und folglich auf Jesus übergetragen hat und hiezu Joh. 1. (gerade gegen den Sinn des Evangelisten, s. *Paulus* Memorabilien 8. St. III. Abh. S. 151.) gemisdeutet hatten; des Theils der Orthodoxen, von welchem Justin der erste uns übrige Schriftsteller ist. Augustin suchte sie gegen die Homousianische Vorstellung zurück zu setzen. Dennoch ging sie auch in die ersten Lehrsysteme der Lutheraner, aber combinirt mit der Homousie, über. Durch Grotius verschwanden endlich jene vorchristliche Manifestationen des Logos als Bundesengels und Stellvertreters des Jehovah in allen alten Apparitionen. (Nur in den Erklärungen der Pietisten und ähnlicher Partheyn dauert

dauert sie noch f. die Randnoten der hallischen Bibel, Spangenbergs *Idea fidei fratrum* §. 85. 102 etc.) — Die biblischen Beweisgründe hievon sind vornehmlich nach *Henry Taylor's Apology of Benjamin Mordecai for embracing christianity* (Lond. 1784) ausgezogen und in eine Uebersicht gebracht. Eine neue Aufgabe für die Homousianer unserer Zeit, die Orthodoxie der vornicänischen alexandrinisch gelehrten Väter zu widerlegen, für welche sich biblisch vieles sagen läßt, was für die nicänische und die lateinische Trinitätslehre nicht benutzt werden kann, und durch welche manche Stelle leicht erklärbar wird, die in dem letztern System grosse Schwierigkeiten behält.

Zweytes Stück. VI. *Entwurf einer Religionsconstitution, dem Nationalconvent vorgelegt von einem Gelehrten.* Aus dem französischen (?) Vorschlag, die der christlichen und die der Naturreligion ergebenen Einwohner Frankreichs durch Verbindung der Religion Jesu mit der Religion der Vernunft zu vereinigen, indem jene die Lehren dieser unter höherem Ansehen bekannt mache. Nichts von allem, was das gemeine Beste oder das Privatwohl erfodere, sey, wie es der Aberglaube gefodert hatte, von ihren Vorträgen ausgeschlossen. Weg dann mit allen gehässigen Unterscheidungsnamen. Doch sollen auch Nichtchristen, Separatisten, Irreligiöse Freyheit des Lehrens, Schreibens und der Versammlungen haben. Nur keine Priester! etc. — Der Vf. hätte vor allen Dingen beweisen sollen, dass, wenn es mit Auflösung der kirchlichen Verbindungen irgend so weit ist, als in Frankreich, alsdann die Gesetzgebung sich auf etwas anderes einzulassen habe, als auf allgemeinen Schutz der Religionsgesellschaften als öffentlicher mit dem Zweck des Staats verträglicher Gesellschaften und auf Verhütung aller Verletzungen, die von solchen Gesellschaften gegen die Rechte aller und einzelner verübt werden können, sobald sie durch Leidenschaft und Intrigue regiert werden. VII. *J. Chr. Wilh. Augusti, über den König Usia nebst einer Erläuterung von Jes.* 53. Usia's Glück, so lange er dem Propheten Sacharia folgte, sein Streben nach Unabhängigkeit vom Priesterstande. (So weit ein sehr richtiger Blick!) Seine Entfernung von dem Regiment durch Aussatz, verglichen 3. B. M. 13, 2. soll von Jesaiah in 53 Kap. als ein Unglück, das U. *als Repräsentant der ganzen Nation* leide, beschrieben seyn. Aber, sollte ein *Prophet* die Ursache des Aussatzes weniger für Strafe der Tempelentweihung gedeutet haben, als die 80 Priester 2 Chron. 26, 20. Beschreibungen von Krankheiten und Martern, wie der Aussatz verursacht, lassen sich übrigens Jes. 53. wenigstens eher, als Beziehungen auf eine Hinrichtug angeben. — Dass *neschaim humiles, plebs* bedeute, ist unerweislich. VIII. *Kritik über die Lehre von den Engeln in der Dogmatik.* Eine schöne Fortsetzung des: Etwas zur Kritik der Dogmatik im I. Bande, und der *Aeusserungen Jesu vom Reiche des Messias.* II. Bd. Nr. XII. Zur Dogmatik kann die Engellehre anders nicht gehören, als in sofern sie Versinnlichung der Vorsehung ist, und in der Dämonologie einen Versuch zu Erklärung des Uebels in der Welt enthält. IX. *Philosophische Beweise, dass unabänderliche Lehrvorschriften weder festgesetzt werden können noch dürfen,* von *Gottfr. Sam. Richter* in Buttstädt. Niemand hat logischen Grund, eine Lehre, ein Produkt subjectiver Ueberzeugung, als unabänderlich in sich selbst anzunehmen, also hat niemand das Recht, sich selbst etwas dieser Art als unabänderlich vorzuschreiben, folglich auch nicht das Recht, andern ein solches Recht über sich zu übertragen. (Vernünftigerweise kann er sich nur entschliessen, *so lange* als *dies* gerade seine Ueberzeugung ist, es sich zur Richtschnur von Handlungen zu machen oder dazu machen zu lassen!) Aber, sagt man, es giebt doch ewige Grundsätze von menschlichen Rechten und Pflichten? also ihrer Natur nach — unabänderliche Lehrvorschriften? Der Vf. giebt dies zu, und unterscheidet solche Lehrvorschriften, deren Unabänderlichkeit auf *Nothwendigkeit und Allgemeinheit der Lehren* beruht, von Vorschriften der *Willkühr.* Rec. findet den Aufschluss des Einwurfs in dem Ausdruck Vorschriften, welcher blos *metaphorisch* genommen wird, wenn von Lehren, welche die Natur dem, der sie einsieht, durch die Einsicht vorschreibe, die Rede ist, hingegen in der Aufgabe, wovon die Frage ist, *eigentlich*, gesetzlich oder contractmässig, verstanden werden muss. Auch jene Sätze sind nur objectiv *unveränderlich*, subjectiv aber *unverändert*, *so lange* man von ihrer objectiven Unveränderlichkeit überzeugt ist. Dass sie *länger* unverändert seyn sollen, kann keinem Subject *vorgeschrieben* werden. *X. C. W. Penzenkuffer über einige Stellen im N. T. nach Kantischer Erklärungsmethode.* Der Vf. meynt, die Erklärung der Worte: Gott ist ein Geist Joh. 4, 24. durch die Umschreibung: Gott ist *nicht ein körperliches Wesen* und muss also auch nicht blos mit dem Körper, äuserlich, verehrt werden — müsse für die Samariterin *zu abstract* gewesen seyn; *der Fassungskraft jener Zeiten* sey es gemässer, zu verstehen: Gott ist *ein moralisches Wesen* und seine Verehrer müssen ihn durch Ausübung des Moralgesetzes ehren. — Irrt Rec. nicht sehr, so wird jedermann den letztern Satz weit abstracter als jenen finden und die Argumentation umkehren. Auch heisst dies nicht *nach Kantischer Art* erklären. Dem *philosophischen Ausleger* liegt daran nichts, was der Fassungskraft der *ersten* Zuhörer gemäss war, sondern blos daran dass seine Auslegung die einzige der Vernunftreligion gemässe sey, dass also keine andere mit jenen Worten *jetzt* verbunden werden *dürfe*, oder die alten Worte, wenn sie dies nicht zulassen, gar nicht gebraucht werden sollen! Die zweyte Observation über *βασιλεια θεου* ist mehr nach Kantischer Art, oder Auslegung nach der Religionsphilosophie und nicht gerade nach der Religionsgeschichte. Doch setzt Hr. P. immer voraus: Jesus habe auch gerade den der Religionsphilosophie gemässen Sinn gehabt; welches dann nicht kantisch, sondern nur historisch-exegetisch erwiesen werden müsste. XI. *Von Jesus Person und Amt.* Forts. von Nr. V. *nach den jüdischen Uebersetzern, Commentatoren, christlichen Kirchenvätern und Systemslehrern.*

Drittes Stück. XII. beendigt die vorhergehende Abhandlung. — XIII. *Abriss der hebräischen Cultur*

bis

bis auf das Zeitalter Jesu, besonders mit Hinsicht auf ihre Fortschritte in der Moral. Kaum würde es sich erklären lassen, dafs man an der höchst dürftigen und lückenvollen Moral dieses Volks Geschmack finden und sie als das *non plus ultra* menschlicher Weisheit aufstellen konnte, wenn nicht von der Einen Seite die dürftigsten Begriffe über die gesammte Culturgeschichte unsers Geschlechts bis auf die neuesten Zeiten herab unsre meisten Theologen charakterisiert hätten, und wenn nicht von der andern Seite der Wahn der Inspiration [vielmehr: der Wahn, dafs die unläugbare *Inspiration* der Propheten und Apostel *Unträglichkeit* zum Zweck gehabt habe!] den hebräischen Fragmenten einen solchen Grad der Heiligkeit und Auctorität gegeben hätten, dafs sie selbst die armseligsten moralischen Begriffe — als eigentliche Vorschriften der höchsten moralischen Intelligenz ansehen konnten." Dies ist das Thema, weswegen der Vf. zuerst über die Culturgeschichte der Hebräer zwar nichts neues, aber doch das historisch richtigere zusammendrängt, und dann besonders ihre sittliche Cultur scharf, nach Rec. Einsicht oft allzuherabwürdigend, censiert. Woher z. B. und wozu die unhistorische Vermuthung S. 524. dafs Abraham noch eben so gut vor Idolen knieete, wie die übrigen Hordenanführer ringsumher? — Selbst der Allgemeinheit der letztern Behauptung widerspricht Melchisedecks Beyspiel. Und wo sollte der bey Mose schon vorhandene Monotheismus der Hebräer angefangen haben, wenn er nicht gerade bey dem selbstständigen Abraham, dem die Tradition ihn so psychologisch-wahr zuschreibt, wirklich anfing? Es ist sehr nöthig, dafs Uebertreibungen getilgt werden, aber — auf beiden Seiten! Auch Kants strenges Urtheil über den mosaischen Cultus, das der Vf. S. 535. in Schutz nimmt, würde sich wahrscheinlich gemildert haben, wenn man immer genau unterschieden hätte, dafs Moses nicht Religionslehrer, sondern Stifter einer Gesetzgebung und Nationalverfassung ist, welche den — vorher schon von der Nation anerkannten — einzigen Gott als unsichtbaren König der Nation, zu Vermeidung einer sichtbaren Alleinherrschaft, annahm. Eine solche theokratische Volksverfassung hatte in sich den Keim fortschreitender Verbesserung. Je nachdem man einsehen lernte, dafs ein Gebot mit der Idee von Gott nicht übereinstimme, mufste dasselbe auch von den Stellvertretern dieses Gottes, als Königs, von den Priestern aufgegeben werden; wobey die Gegenwirkung der Stammfürsten und der Propheten eine priesterliche Hartnäckigkeit gegen die öffentliche verbesserte Meynung (man sehe das Beyspiel Samuels bey Einführung einer königl. Alleinherrschaft) unmöglich machten. — Uebrigens enthält die ganze Abhandlung viele für den Aberglauben tödtliche, unläugbare Data. XIV. *Ueber den Geist des Religionsfriedens* — dafs derselbe in der Hauptsache eine Erneuerung, Bekräftigung und weitere Ausdehnung des Landfriedens gewesen sey, welcher dadurch gestört war, dafs die protestantischen deutschen Fürsten ein Reformationsrecht, welches aus den damaligen Begriffen von Landeshoheit noch nicht deutlich folgte, selbst zum Schaden der recipirten Episkopalverfassung ausübten. Der Vf. zeigt, wie verworren noch damals die Begriffe über das Verhältnifs der Fürsten gegen den Kaiser bey Juristen wie bey Theologen gewesen seyen, wie allerdings die Bischöfe (welche eben deswegen in der augsburgischen Confession in Betreff der Kirchenordnungen noch so sehr geschont werden) in einem herkömmlichen Recht gekränkt wurden, und folglich die Reformation eigentlich eine Revolution, eine gewaltsame Zurückforderung längst abgetretener, aber an sich unverlierbarer, Rechte auf religiöse und kirchliche Freyheit, gewesen sey, welche nur durch neue Verträge verfassungsmäfsig gemacht und mit dem Landfrieden wieder vereinigt werden konnte. So danken zugleich alle Fürsten einen wichtigen Theil ihrer Landeshoheitsrechte, mittelbar oder unmittelbar, dem Protestantismus!

Nach dieser Uebersicht von Reichhaltigkeit und forschender Freymüthigkeit dieses Magazins wäre es gewifs überflüssig, noch ein Wort allgemeiner Empfehlung hinzuzusetzen. Nur auf diesem Wege gerade fortschreitender Untersuchungen kann durch freymüthige *pro* und *contra* sich jede noch so divergente Forschung der Mittelstrafse der Wahrheit nähern. Wo man nur unter dem Schleyer von Accommodationen auftreten mufs, wie könnte da ein consequentes Entwickeln der Sätze, so weit sie führen, statt finden? Und wo kann von irgend einem Satz sein ächter oder unächter Gehalt erprobt werden, wenn er nicht erst in seiner ganzen Fülle und Stärke dargestellt werden darf? Erst wenn er alsdann dem Urtheilenden nicht genug thut, ist seine Verwerflichkeit entschieden. Wer Wahrheit nach der Unschädlichkeit messen will, müfste aus dem nehmlichen Grunde auch die Tugend nicht an sich gebieten, sondern fürs erste die zufällige Schädlichkeit, von welcher sie in der wirklichen Welt unzertrennlich ist, abwägen! Untersuchungsfreyheit ohne alle Nebenrücksichten ist, wo sie auf Irrthum stöfst, wie jener mythologische Speer, ihr eigener Arzt. Noch einmal in die Wunde gebracht, heilte er. Möge dies noch in vielen Fortsetzungen der Charakter des Magazins bleiben. Der würdige Herausg. desselben darf für die schöne Gelegenheit, welche er der Untersuchungsfreyheit öffnete, und für die gute Auswahl des gelieferten Vorraths des Danks der für die Zukunft ausstehenden Zeitgenossen und der ärntenden Mit- und Nachwelt gewifs seyn.

LITERÄRGESCHICHTE.

Leipzig, b. Feind: *Materialien zu einer Geschichte des Buchhandels.* 1795. 160 S. 8.

Der Inhalt des Buchs entspricht seinem Titel nicht. So wenig man eine Tabelle über die Bäume eines Forstes oder ein Verzeichnifs von Steinen, die zum Bauen dienen können, Materialien zu einem Gebäude nennen wird, so wenig kann die Anzählung von Büchern, die den Buchhandel, mittelbar oder unmittelbar, betreffen, jenen Namen führen. Diese, also eine Literatur der Schriften über den Buchhandel, liefert

der Vf. eigentlich, und in sofern man sich auf diesen Zweck beschränkt, darf man mit seiner Arbeit allerdings zufrieden seyn. Nur scheint manches dem eigentlichen Gegenstand zu entfernt zu liegen, so z. B. der Abschnitt: Ueber die Abschreiber vor Entstehung der Buchdruckerey. Wenigstens sollte, wenn dieses aufgenommen werden durfte, die Buchdruckerkunst und ihre Geschichte nicht übergangen seyn. — Dass ganze Bücher und einzelne in Journalen und vermischten Sammlungen stehende Abhandlungen, vermischt, nach der Buchstabenfolge, unter einander stehen, billigen wir noch eher, als dass auch einzelne Stellen von Büchern, die oft nur beyläufig etwas hieher gehöriges abhandeln, wie z. B. aus Johanns Reisen, Prinz Ypsilons Reisen, Noldmanns Geschichte der Aufklärung in Abyssinien etc. ein einzelner Paragraph aus Jungs Lehrbuch der Staatspolizeywissenschaft u. s. w. angeführt werden. Dies ist zu ängstlich gesuchte Vollständigkeit, die, wie einige andre Seiten der äussern Einrichtung dieser Arbeit in zweckwidrige Weitläuftigkeit ausartet. Doch wie selten leisten unsre Schriftsteller mehr, als man erwarten darf? wie gern kann man dieses übersehen, da man das Gegentheil leider nur zu oft erfahren muss! —

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Copenhagen*, aus der Höpfnerschen Druckerey: *Problema de describendo circulo, qui datos tres alios extrinsecus occurrendo tangat.* Pro diversitate Casuum in plura Problemata distributum, et Geometrice, ad regulas potissimum Fr. Vietae solutum. 1793. 15 S. 4. nebst 2 Kupfertafeln. — Hr. *Wöldike*, der sich S. 2. als Vf. nennt, hatte schon vorher in einem akademischen Programm den hauptsächlichsten Fall der auf dem Titel erwähnten Aufgabe, bey welchem nämlich die drey gegebene Kreise alle ungleich sind, abgehandelt. Hier will er nun die übrige Fälle, mit Wiederholung des vorhin abgehandelten nachholen. Zuerst führt er einige Hauptschriften an, in welchen die nämliche Aufgabe vorkommt, die noch leicht mit mehreren andern hätten vermehrt werden können, wenn der Vf. nicht geglaubt hätte, sich auf des seligen *Geuss Programm* über die Geschichte dieses Problems berufen zu dürfen. Hierauf kommen einige Hülfs-Theoreme ohne Beweis, alsdann die vorläufige Aufgabe, einen Kreis zu beschreiben, der, wo möglich, einen gegebenen Kreis berühre, und durch 2 ausserhalb desselben gegebene Punkte gehe, und endlich die auf dem Titel erwähnte Aufgabe selbst, der Hauptsache nach ganz richtig, und eben so aufgelöst, wie es schon Vieta gelehrt hat, nur dass hier noch die besondern Fälle unterschieden sind, je nachdem von den 3 gegebenen Kreisen entweder alle untereinander gleich, oder nur 2 derselben einander gleich, oder alle ungleich sind. Hiebey ist in Ansehung des zweyten Falls wieder eine besondere Abtheilung gemacht, je nachdem der ungleiche Kreis kleiner oder grösser ist, als die beiden andern, und endlich bey jeder dieser Abtheilungen noch eine Unterabtheilung, je nachdem die aus den Mittelpunkten dergleichen Kreise an den Mittelpunkt des ungleichen gezogene Linien unter sich gleich sind, oder nicht. Die vorläufige Aufgabe mitgerechnet, entstehen also zusammen 7 besondere Aufgaben. Bekanntlich rührt die hier abgehandelte Aufgabe von Apollonius her, der über diese, und einige andere damit verwandte Aufgaben seine jetzt verloren gegangene Bücher *de Tactionibus* (περὶ ἐπαφῶν) geschrieben hat. Bey einer vollständigen Auflösung derselben ist freylich Auseinandersetzung der verschiedenen Fälle nothwendig, und Apollonius hätte nicht 2 Bücher *de Tactionibus* schreiben können, wenn er nicht die Fälle gehörig unterschieden hätte. Es müssen aber alsdann auch *alle* wirklich verschiedene Fälle unterschieden, hingegen auch um Weitläuftigkeit zu vermeiden, *keine* solche Verschiedenheiten aufgezählt werden, die in der Auflösungsart keine *nothwendige* Veränderung nach sich ziehen. So ist wirklich für den Fall, wenn 2 gegebene Kreise gleich, der dritte aber ungleich ist, die hier gemachte Abtheilung, je nachdem dieser dritte Kreis grösser oder kleiner ist, als die beiden übrigen, überflüssig, indem man beidemal ganz einerley Auflösungsart anwenden kann, wenn man anders die vorläufige Aufgabe in ihrer ganzen Allgemeinheit verstehen will. Hingegen sind doch auch nicht alle Fälle unterschieden, welche wirklich eine verschiedene Auflösungsart erfodern, z. B. der, wenn zwey der gegebenen Kreise concentrisch sind, oder, wenn der Mittelpunkt eines der gegebenen Kreise auf einem der Hülfskreise liegt, die aus den Mittelpunkten der übrigen gegebenen Kreise beschrieben werden müssen. Noch müssen wir eine Erinnerung machen wegen der Bestimmung der Umstände, unter denen die Aufgabe möglich ist. Dass eine solche Bestimmung nothwendig sey, sah Hr. *W.* sehr wohl ein; diejenige aber, die er in folgenden Worten angiebt: „*Per positionem istum circulum describere non licebit, nisi versus eam partem, ubi quaesitus describendus erit circulus, ducta recta ambos extremos circulos tangente, intermedii circuli peripheria ultra hanc rectam fuerit remota; sive, quod idem est, si tres dati circuli super eadem recta fuerint constituti*“ ist offenbar unrichtig, denn in der Aufgabe selbst ist ja gar kein solcher *pars, ubi quaesitus describendus erit circulus*, bestimmt, also diese Einschränkung ganz willkührlich; hingegen kann es von der andern Seite sehr wohl geschehen, dass die hier angegebnen Umstände nicht Statt finden, und die Aufgabe doch unmöglich ist. Alles nämlich kommt auch hier wieder auf die Bestimmung der Möglichkeit der vorläufigen Aufgabe an, auf welche die Hauptaufgabe dieser Schrift zurückgebracht wird. Jene vorläufige Aufgabe nun, bey der der Vf. wohl sagt: „*si per positionem licuerit*“ aber die Umstände davon nicht bestimmt, ist, wenn der gegebene Kreis den gesuchten von *aussen* berühren soll, nur dann möglich, wenn 1) von den 2 gegebenen Punkten keiner innerhalb des gegebenen Kreises liegt, *und noch* 2) die durch die 2 gegebene Punkte gezogene Linie auch verlängert, entweder dem gegebenen Kreis gar nicht begegnet, oder, wenn sie ihm begegnet, doch die gegebene Punkte auf einerley Seite des gegebenen Kreises liegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. September 1796.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Politische Wahrheiten von Friedrich Carl Freyherrn von Moser.* 1796. I Bändchen. 248 S. II B. 322 S. 8.

Hr. *v. M.* war lange Zeit der Lieblingsschriftsteller der Nation im Fache der Politik, und es würde ungerecht seyn, die Verdienste zu verkennen, welche sich derselbe durch seine freymüthige Rüge mancher Gebrechen um unsere politische Aufklärung erworben hat. Sohn eines Vaters, der ein Opfer des Despotismus geworden war, lehnte er sich früh gegen denselben auf, und wenige Männer haben in einem so langen der theoretischen und praktischen Regierungskunst gewidmeten Leben einen solchen Schatz von Erfahrungen zu sammlen Gelegenheit gehabt, und diese Gelegenheit, so wie er, zu benutzen gewusst. In dem kritischen Zeitpunkte, in welchem wir leben, wird jeder gerne, es sey nun aus Neugierde, oder aus Verlangen nach Belehrung, horchen, wenn ein solcher Mann als Greis auftritt, um seinen Zeitgenossen politische Wahrheiten zu predigen.

Die Abhandlungen, welche hier geliefert werden, sind im ersten Bändchen: I. *Ueber den Gehorsam im Dienste der Könige und Fürsten. Beytrag zur Dienst-Casuistik des Jahrhunderts.* II. *Ich fühle meine Geburt. Glauben und Rede der Könige und Fürsten.* III. *Von den Steckenpferden der Könige und Fürsten.* IV. *Einige Charakterzüge des Despoten.* V. *Das Cabinet der Könige und Fürsten.* — und im zweyten Bändchen: VI. *Der selbstregierende Fürst.* VII. *Ueber das Loben der Könige und Fürsten.* VIII. *Vermischte Bemerkungen über Könige und Fürsten.* Als Anhang ist noch beygefügt: D. *Lütkemanns Ao. 1655 zu Wolfenbüttel gehaltene Regentenpredigt. Nebst einigen Worten und Winken über die Publicität der Kanzel.*

Der Leser, welcher hier nicht mit philosophischem Geiste ausgearbeitete Abhandlungen sucht; sondern aus den Regierungs-Geschichten dieses und des vorigen Jahrhunderts genommene erläuternde Beyspiele und Anekdoten, an welchen unser Vf. so reich ist, wird sicher seine Erwartung nicht getäuscht sehen. Es würde uns zu hart scheinen, Nachlässigkeiten des Stils und die häufig vorkommenden, undeutschen Ausdrücke rügen zu wollen; auch werden billige Leser es gerne übersehen, wenn sie Manches aus des Vf. ältern Schriften hier wiederholt finden. Seine Grundsätze und Freymüthigkeit, seine Gerechtigkeitsliebe und sein Hass alles Ministerialjacobinismus, sein Eifer für Denkfreyheit und für das Fortschreiten des menschlichen Geistes, der zuweilen mit der grossen Anhänglichkeit an das alte dogmatische System unserer Kirche auffallend contrastirt, sind bekannt genug, und er bleibt dieser Denkungsart auch hier treu. Wie in jedem Fache, so ist es auch im politischen, besonders bey dem sich so sehr widersprechenden Interesse der verschiedenen Parteyen, dem Schriftsteller unmöglich, es allen recht zu machen; doch scheint, nach einer langen Gährung in und ausser Deutschland, die Partey der Gemässigten sichtbar zugenommen zu haben. Hr. *v. M.* beurtheilt, wie wir glauben, das Publikum zu hart, wenn er sagt S. XIV. „Wir leben in der Zeit der Extreme; wer sich nicht zu einer von beiden Partien halten, sondern auf der allein sichern und richtigen Mittelstrasse bleiben, nur (um mit der Modesprache zu reden) ein gemässigter Demokrat seyn will, der hat nur um so gewissen des Undanks, Schimpfens und Misshandlung von beiden Theilen sich zu gewärtigen.“ Dies möchte allenfalls in den ersten Jahren nach dem Ausbruche der französischen Revolution richtig gewesen seyn. Jetzt sind die Parteyen sich viel näher gerückt, nur wenige Schreyer der einen oder der andern verunglimpfen den Mann, der den Mittelweg geht. Er darf freymüthig die Gebrechen rügen, aber er muss es ohne Bitterkeit thun; und gerade das letztere wünschten wir von der vorliegenden Schrift durchgehends rühmen zu können; allein wir vermissen darinn häufig den ruhigen Ton des belehrenden Mannes und die schöne Urbanität, die man einem Schriftsteller, der solche Gegenstände abhandelt, nicht dringend genug empfehlen kann, die man aber freylich höchst selten mit der Wärme verbunden findet, welche *M's.* Schriften auszeichnet. Einem Manne von seinem Alter und seinen Schicksalen verzeiht man indessen gerne, was man einem andern nicht verzeihen würde. In so ferne man die Sekten in Rücksicht ihres politischen Glaubens in Aristokraten oder Demokraten theilt, kann man unsern Vf. keiner Vorliebe für eine oder die andere beschuldigen: Er hebt seine Geissel eben so gegen die neue französische Constitution, und die Grundsätze, auf welchen sie ruht; gegen die Bemühungen neuerer Religionslehrer, Vernunft und Offenbarung zu vereinigen, als gegen die herrschenden Regenten und Ministersünden. Nicht selten misglückt ihm aber auch hier und dort ein Streich. Ungerne sehen wir ihn in die bey bejahrten Männern gewöhnliche Klage mit einstimmen: dass die jetzige Generation schlimmer als die vorige sey. (II. 133. 189.) Die Könige, wie sie schon Salomo schildert, waren nicht um ein Haar besser, als die schlimmsten unter ihren Nachfolgern.

Am ausführlichsten sind die Abhandlungen I. und VII. Jene sollte ein gröfseres Werk werden, von dem uns der Vf. am Schlusse der Vorerinnerung ein Innhaltsverzeichnifs mittheilt. Hier erhalten wir aber nur die Voranmerkungen und von dessen 36 Kapiteln das erste. Die Veranlassung zu dieser Abhandlung scheint uns so merkwürdig, dafs wir sie unsern Lesern mit des Vf. eigenen Worten mittheilen wollen. S. V. „als ich im J. 1782 zum Schutz und Schirm gegen die von meinem gewesenen Dienstherrn sich erlaubte Mifshandlungen meine Zuflucht zu dem Kaiser, der Fürsten und meinem Richter, zu nehmen genöthigt war; trafe sichs in einer Unterredung mit einem kaiserlichen Minister, dafs derselbe auf meine Klagen, die mir höchst unerwartete Antwort gabe: „Wann nun Ihr Herr das Land hat ruiniren wollen, was hat das Sie angegangen? Das Land war ja nicht Ihnen.“ Es war in der natürlichen Ordnung der Dinge, dafs und warum zu jener an Revolutionen, Projecten und Versuchen so fruchtbaren Zeit, ein Staatsdiener K. Josephs so denken konnte, durfte und, beynahe, so denken mufste. Für mich war jene Rede nicht nur neu, sondern beunruhigend und erschütternd; es war mir nicht anders, als ob ein für meinen Augen gehangener Schleyer weggezogen würde.“ — Da die Abhandlung selbst nicht wohl eines Auszugs fähig ist; so heben wir einige Stellen derselben aus. S. 38. „Man trifft unter der Dienerschaft der Höfe auf ganze Budelsfamilien, die sich, ohne alles persönliche Verdienst und Würdigkeit, durch blofses Kriechen, Aufwarten, Pfotegeben, Laternentragen, Ja sagen, sich zu allem gebrauchen zu lassen, angebauet, erhalten, gewürzelt und vermehret haben. Da diese Art von Dienst an kleinen Höfen die gewöhnlichste, angenehmste und unentbehrlichste ist; so trifft man auch an denselben diese menschliche Budels am häufigsten an, und wer miteffen, wer unter ihnen gedeihen will, mufs entweder selbst von Budelart seyn, oder in eine Budelfamilie heurathen.“ S. 57 sagt der Vf. „Ihr dürft raisonniren, allenfalls, wenn ihr Drang und Lust dazu habt, auch klagen, murren und schimpfen, wenn ihr nur zugleich gehorcht! war das Symbol Friedrichs II. und seines Bewunderers, Nachahmers und Rivals Josephs II. Diese Monarchen wurden Stifter des dem blinden Gehorsam geweihten Tempels.“ Uns scheint dies nicht richtig. Wo der Unterthan zwar gehorchen mufs, aber prüfen, urtheilen und klagen darf; da fodert der Regent keinen *blinden* Gehorsam. Ueberlassen kann er es doch dem Gutbefinden des Unterthans nicht, ob er gehorchen will oder nicht; und wie stimmt mit dem feinen Lobe, das hier unser Vf. einem lebenden König auf Kosten seines grofsen Vorfahren giebt, das zusammen, was er selbst von jenem S. 227 anführet? — Eben so paradox und halbwahr ist der folgende Satz (S. 58.): „Je zahlreicher die bewaffneten Apostel wurden, je gewisser ward der eingeprügelte Volksglaube allgemein und herrschend, es entstund bey der heranwachsenden Nachkommenschaft ein neuer Nationalgeist, der eine seltsame Mischung von Stolz und Armuth darstellte.“ Nicht die Menge der bewaffneten Apostel, sondern die hohen Begriffe von der Weisheit des Königs erzeugte Nationalgeist in dem preussischen Unterthan. Rec. ist kein blinder Bewunderer Friedrichs II; aber er findet doch, dafs Hr. *v. M.* ihn hie und da zu hart beurtheilt. Z. B. S. 65—67. Er sieht nicht ein, wie die von dem Fürsten Orlow auf die Frage: Ob die Kaiserin geliebt werde? gegebene Antwort; „Nein! sie hat uns noch nicht böses genug gethan, um sie lieben zu können,“ die ihm so wenig witzig als richtig scheint, auf Friedrich II. anwendbar sey, um die Anhänglichkeit seiner Unterthanen an ihn zu erklären, und glaubt, dafs nie ein König seiner Versicherung, das allgemeine Beste des Landes seinem persönlichen Interesse im Collisionsfalle vorzuziehen, treuer geblieben sey, als er. Wenn nur derjenige ein Despot ist, der seine Willkühr zum Gesetze macht: so verdient Friedrich II. diesen Namen nicht. Es war nie sein persönliches Interesse, das ihn zu despotischen Schritten verleitete; und Rec. kann nicht mit Hr. *v. M.* finden, dafs es in dieser Rücksicht, wie Friedrich II sich einen Diener des Staats nennte, widersprechend sey, unumschränkter Herr und Diener zu seyn. B. II. S. 40. Jeder römische Dictator war es auch. Friedrichs II. ganzes Bestreben ging auf den Wohlstand seines Staats; aber er vergafs dabey freylich oft, dafs der Staat nichts als ein Innbegriff der einzelnen Bürger, der Wohlstand des Staats also nur der Innbegriff ihrer privat Glückseligkeit sey und die eine mit Aufopferung der andern nicht erkauft werden dürfe. — Die Behauptung: S. 69 dafs der Begriff von Freyheit, wie der von Reichthum, nur relativ, nur local sey, und es von keinem von beiden einen allgemeinen Maafsstab gebe, ist ganz unrichtig und, wie uns scheint, eines solchen Freundes der vernünftigen Freyheit unwürdig. Es lassen sich unstreitig gewisse überall anwendbare Merkmale angeben, die den freyen Bürger von dem Sklaven unterscheiden.

Von nicht viel besserem Gehalte scheint Rec. das zu seyn, was der Vf. über die Gleichheit der Menschen und Aufhebung der Stände S. 71 sagt: „Mannichfaltigkeit und Abstufung ist das Grofse und Schöne der Harmonie der Schöpfung, vom Elephanten bis zur Maus, vom Adler bis zur Fliege, vom Granitfelsen bis zum Sandkorn.“ Nie fiel es einem vernünftigen Manne in Frankreich oder Deutschland ein, alle Menschen gleich machen und alle Stände aufheben zu wollen, nur die erblichen Rechte sollten aufgehoben werden; nur die Geburt sollte den Stand nicht bestimmen, sondern das Verdienst. Ob dies der Weisheit der Staatsverwaltung angemessen sey, ist hier nicht zu entscheiden, der Vernunft und der Natur ist es aber doch gewifs nicht entgegen. Die Bemerkung (S. 76), dafs sich die Landerregierung selbst von Seiten der Gesetze immer zu mehrerem Drucke neige, können wir im allgemeinen nicht unterschreiben. Hie und da hat freylich die Furcht vor Revolutionen die Regierungen zu harten Schritten veranlafst; aber gegen einen solchen Staat lassen sich mehrere andere aufstellen, in denen die Weisheit der Regierung den Unterthan mehr durch Erleichterung seiner Beschwerden, als durch Furcht zu fesseln sucht. — So auffallend auch Rec. der bekannte

Zusatz

Zusatz zu der Wahl-Capitul. Art. XIX. §. 6. war, eben so auffallend war es ihm, zu sehen, dass Hr. *v. M.* in seinem Unwillen über diesen Zusatz so weit geht, am Schlusse der Anmerkung S. 78 auszurufen: „Nun wundere man sich nicht mehr, wenn Gott, der allmächtige und gerechte Richter, sich der Franzosen als Zuchtruthen gegen dergleichen gewaltthätige und unbarmherzige Fürsten bedient.“ Gerecht wäre der Richter doch nicht, der eine Zuchtruthe brauchte, die den Unschuldigen empfindlicher als den Schuldigen trafe. — Sehr wahr ist die Bemerkung S. 95. „Im Ganzen ist der Despotismus minder brutal, aber um so raffinirter und verfeinerter geworden.“ — S. 105—109 sagt der Vf. sehr viel richtiges über das Nachtheilige des Soldatendienstes der zur Regierung eines Landes bestimmten Fürsten; dadurch werden Corporalfürsten gebildet, wie sie bey Hn. *v. M.* S. 154 des II B. heissen. Ohne diese unglückliche Sitte würden wir in Deutschland nicht so häufig von regierenden Fürsten hören, welche die allgemeine Achtung ihrer Zeitgenossen dadurch beflecken, dass sie durch persönliche Züchtigungen den Arm entweihen, der nur zum Schutze des Unterthans aufgehoben werden sollte. — Die folgenden Abhandlungen sind eben so wenig eines Auszugs fahig. Die Ueberschrift dient dem Vf. meistens nur zum Grundfaden, an den er allerley Bemerkungen reihet, die oft mit jener in geringer Verbindung stehen. Gerne würden wir hier aus dem letzten Kap. des ersten Bändchens die Anekdote S. 241 u. folg. die Reichsjustitz in Schuldensachen gegen Reichsfürsten betreffend, ausheben, wenn sie nicht für den Raum dieser Blätter zu weitläuftig wäre. Die Abhandlung VII *über das Loben der Fürsten* theilt sich in 2 Kap. Das erste hat die Ueberschrift: *Theorie des Lobes der Fürsten überhaupt.* Sehr sonderbar ist die Behauptung (S. 66), dass die Menschen allmählig ausarten und am Ende gar verwildern würden, wenn es lauter gute, billige, langmüthige Regenten gabe. — S. 97 heisst es: „An mehr als einem Hof habe ich solche geheime Cabinetstrompeter angetroffen, die ihrem Herrn zum Morgen und Abendsegen und bey jeder andern Gelegenheit nichts als Schmeicheleyen, Beyfall, Lobeserhebungen und Bewunderung vorgeblasen und so nach und nach jede innere Stimme, jede bessern Gefühle von Reue, Beschämung, Nachdenken und Selbsterkenntniss stumm und todt geblasen, jeden ernsten, biedern wahrhaften Mann weggeblasen haben.“ — Darinn irrt gewiss unser Vf., wenn er (S. 122 u. 189) glaubt, dass es den meisten Fürsten gleichgültig sey, ob man sie liebe oder hasse, lobe oder tadle. Es liesse sich wohl eher behaupten, dass die Meisten das Gute, was sie thun, aus Ruhmsucht thun. Wenige gleichen hierinn dem S. 129 als Muster angeführten Fürst Carl von Nassau Weilburg. — Das 2te Kap. *von den Graden des Lobes* fängt der Vf. also an: Die Grade der Lobenden möchten etwan seyn: *Lob-Künstler, Lob-Redner, Lob-Dichter, Lob Hudler, Lob-Schmierer, Lob-Sudler, Lob-Lügner, Schmeichler.* Was ihn bewog, sie also zu classificiren, oder wie diese Ehrenmänner in ihren Nüancen verschieden sind, erfahren wir nicht. Länger verweilt er bey den Graden des Lobes auf Seite des Gelobten, von denen er folgende durchgeht: *der gute Fürst* S. 131—135. *der gerechte Fürst* S. 136—139. *der weise Fürst* S. 140—146 Hier wird ein Bild eines weisen Fürsten entworfen. *Der geduldige Fürst.* Von dieser Tugend handelt der Vf. am ausführlichsten (S. 146—169) und zählt alle Geduldsproben auf, denen ein Fürst unterworfen ist. Als die erste —, sie ist aber gewiss die seltenste, — giebt er an: Gefühl seiner eigenen Schwäche; wenn ein Fürst, wie Markgraf Christian Ernst von Brand. Bayreuth Gott in seinem Gebete mit Thränen klagen müsse; „dass ihm seine Räthe zu gescheut seyen.“ — Das letzte Lob unter allen nennt er das, ein grosser Fürst zu seyn, in so fern mit Recht, als man diesen Namen meistens nur Eroberern beylegt. Vom Kaiser Leopold I. sagt der Vf. S. 177: Die Oesterreicher hätten ihm den Namen des Grossen zur Nachahmung der Franzosen beygelegt, ungeachtet an ihm an Seele und Leib nichts Grosses gewesen sey, als sein Phlegma und sein grosses Maul. — So unanständig übertriebenes Lob besonders in dem Munde eines Gelehrten ist, der sich von Höflingen durch richtige Würdigung des Verdienstes unterscheiden sollte, eben so unanständig ist es von Mannern, denen man Verdienste nicht absprechen kann, in einem solchen Tone zu sprechen, wie der ist, welchen sich unser Vf. S. 196—198 gegen Hn. von Sonnenfels erlaubt. —

Der vermischten Bemerkungen sind 40. Jede hat hat ihre kleine Ueberschrift, deren wir nur einige hier auszeichnen: *Barometer der Fürsten Natur. Der fürstliche Bierwirth. Naturrecht der Despoten. Wie die Könige lieben. Kopfbeugen, anstatt Kniebeugen. Manchmalen glückts.* Sie sind, wie leicht zu denken, von sehr verschiedenem Werthe.

Des Generalsuperint. D. Lütkemanns Predigt und die Nachricht von den Schicksalen dieses Mannes hat Rec. vorzüglich gefallen. Wir wollen hier nur einige der merkwürdigsten Stellen ausheben. S. 292. „Das gemeine Beste heisst man jetzo auf Latein: *Ratio status.* Wenn man weiss, was *Ratio status* ist, so kann man allhand wissen, was nach der heutigen Statisten Beschreibung ein Regent ist. — „Der Teufel hat sich auch zu *Ratio Status* gesellet, und dieselbe also verkehret, dass sie nun nichts mehr, als die grösste Schelmerey von der Welt ist: — S. 301. „Damit es den Schein gewinne, als sey es so böse nicht gemeynt, so müssen sie sich der Gottseligkeit annehmen. Da heisst es denn eine christliche Obrigkeit.“ So wenig wir jene Zeiten zurück wünschen können, in denen ein Prediger in einem solchen Tone von der Kanzel reden durfte; so viel Ehre macht es dem damaligen Herzog August von Br. Wolfenbüttel, dass die Versuche der Neider, den freymüthigen Kanzelredner, den er schätzte, zu stürzen, nicht nur misslückten, sondern dass der Herzog ihn selbst auffoderte, mit dergleichen Strafpredigten ferner getrost fortzufahren. — In dem Lande eines guten und gerechten Fürsten kann man immer die Bösen und Ungerechten am sichersten tadeln. Nur im Hause eines Gehenkten darf man, nach

einem bekannten französischen Sprüchworte, nicht vom Stricke reden.

GERMANIEN, (HAMBURG, b. Mutzenbecher): *Neueste Staatsanzeigen.* 1ter Band 1tes St. 1796. 136 S. 8.

Den Anfang eines neuen Journals, welches die Lücke ausfüllen soll, die durch die eingestellte Fortsetzung der Schlözerschen Staatsanzeigen in der statistischen und politischen Literatur entstanden ist. Der Kritik liegt also vorzüglich ob, die Auswahl der eingerückten Aufsätze zu würdigen. Von einem Probestück, (welches das erste Heft meist zu seyn pflegt) erwartet man gewöhnlich mehr als von einer Reihe von Heften. In dieser Hinsicht wird hier die allgemeinere Erwartung wohl nicht ganz erfüllt. I. *Statistik von Mömpelgard:* Ist zu speciell für ein das Ganze umfassendes Journal bearbeitet und nimmt 54 Seiten ein. Uebrigens verräth dieser Aufsatz die genaueste Kenntnis von Seiten des ungenannten Vf, welcher der (jetzt, Julii 1796) sich in Basel aufhaltende Herzoglich-Wirtenbergische Regierungsrath Parrot ist. Wenn das Friedensgeschäft zwischen Deutschland und Frankreich methodisch betrieben wird, so ist er für die Wirtenbergischen Abgeordneten von grosser Wichtigkeit. II. *Ob Hamburg den französischen Gesandten (Reinhard) anerkennen solle*, in zwey Flugschriften, mit vieler Kühnheit für die Affirmative geschrieben, und ausser Hamburg wenig verbreitet. III. *Anekdoten zur Geschichte der Revolution;* eigentlich historische Bruchstücke. IV. *Statistische Tabellen vom Würtenbergischen Handel,* und V. *Auszüge aus den Kirchenregistern der Reichsstadt Esslingen.* Ein Beytrag zur politischen Arithmetik. VI. *Französische Consulate vor dem Kriege.* Sehr interessant, wenn gleich nur aus einem officiellen Rapport übersetzt. Vorzüglich praktisch ist die Angabe des Handels in dem Bezirke eines jeden Consulats, wie z. B. mit den Hansestädten. VII. *Proclama über die Druckschrift: Germania*, welches am 12 April 1796. von einigen Comitialgesandten veranlasst wurde und nachher zu mehrern satirischen Schriften Anlass gab. Hier ohne Glossen. VIII. Unter der Rubrik: *Mancherley*, vier Anekdoten, auf deutschem Grund und Boden entstanden.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITTERARGESCHICHTE. *Prag: Neue Beyträge zur alten Geschichte der Buchdruckerkunst in Böhmen*, mit einer vollständigen Uebersicht aller dazu gehörigen Daten aus dem funfzehnten Jahrhundert von *Karl Ungar* Sr. K. K. Majestät wirklichen Rath — der Kollegialkirche zum h. Kosmas und Damian zu Altbunzlau Domherrn — K. K. Bibliothekär u. s. m. 1795. 378. 4. Man kannte bis auf die neuesten Zeiten blos eine im Jahr 1488 in Böhmen gedruckte Böhmische Bibel. Dies war es fast alles, was man von der, in diesem Königreiche getriebenen Buchdruckerkunst wusste. Allein durch den Fleiss, den einige böhmische Gelehrte, unter denen Hr. *Ungar* vorzüglich genannt zu werden verdient, besonders seit 1772 auf die Geschichte ihres Vaterlandes wendeten, wurden bald einige andere Producte vor und nach dem Jahre 1488 ans Licht gezogen. Aber auch diese Entdeckungen würden, da sie grösstentheils in vermischten, aus mehrern Bänden bestehenden, und die Böhmische Gelehrtengeschichte überhaupt erläuternden Büchern, z. E. in des Vfs. *Bohemia docta, in der Böhmischen Literatur, in den Abhandlungen der Privatgesellschaft* stehen, vielleicht weniger bekannt geworden seyn, als sie es verdienten. Hr. *U.* hat sich daher durch gegenwärtige Sammlung alles dessen, was bisher von der ältesten Buchdruckergeschichte Böhmens entdeckt worden ist, ein nicht geringes Verdienst erworben. Nach aller Wahrscheinlichkeit ist das Jahr 1475 das erste, in welchem man anfing diese Kunst auch in Böhmen zu treiben. Zu demselben rechnet der Vf. die böhmische Uebersetzung der bekannten *trojanischen Geschichte des Guido de Columna.* Der Künstler, der vermuthlich aus *Nürnberg* nach *Böhmen* gezogen war, zeigt sich als ein geschickter Formschneider und Schriftgiesser. Desto schlechter hat der Setzer seine Sache gemacht, der vermuthlich ein Deutscher war. Auf diese Geschichte folgt das *Neue Testament* in böhmischer Sprache, zwar ohne Druckort, doch mit der Jahrzahl 1475 (und also nicht 1471 wie Hr. *Denis* und andere bisher gelesen haben). Für ganz gewiss giebt indessen Hr. *U.* dieses N. Test. nicht als ein böhmisches Product aus; vielmehr vermuthet er, dass es auf Kosten und Veranstaltung der Böhmen, unter den Augen böhmischer Correctoren in einer auswärtigen Officin, z. B. *Nürnberg*, wie dieses auch später öfter geschehen ist, möchte gedruckt worden seyn. Desto gewisser aber sind die im Jahr 1476 gedruckten *Statuta provincialia Ernesti* in *Böhmen* zum Vorschein gekommen, indem in der am Ende stehenden Anzeige, *Pilsen*, als der Druckort ausdrücklich genannt wird, wohin sich vielleicht einer von den Gesellen der Nürnbergischen Officin begeben hat, um seine Kunst in Böhmen selbst zu treiben. Eben daselbst mag auch das *Missale Pragense* mit dem Druckjahr 1479 zum Vorschein gekommen seyn. Erst vor kurzem hat Hr. U. ein *Böhmisches Passional* entdeckt, welches aber am Ende defect ist. Doch vermuthet er, dass es zwischen 1475—1479 möchte gedruckt worden seyn. Im Jahr 1484 druckte *Johann Alacraw* zu *Winterberg* zwey lateinische Werke, nämlich des *Augustini Soliloquia* und *Alberti M. Summam de Eucharistia.* Endlich fing man auch an in *Prag* zu drucken, woselbst, ausser einem im Jahr 1487 gedruckten *Böhmischen Psalter*, und *Aesops Fabeln* in böhmischer Sprache mit groben Holzschnitten, im Jahr 1488 die *erste ganze Böhmische Bibel* gedruckt wurde, von welcher auch *Elsner* in dem *Versuch einer Böhmischen Bibelgeschichte* nähere Nachricht giebt. Am Schlusse dieser Bibel wird gesagt, dass diese Arbeit vier Männer, *Johann Pytlik, Severin Kramarz, Johann von Störchen* und *Matthias vom weissen Löwen* auf eigene Kosten unternommen hätten. Ob die ersten zwey nur Verleger, oder auch Drucker waren, ist nicht ausgemacht. In eben diesem Jahre wurde auch die sogenannte *Martiniseke-Kronik*, in das böhmische übersetzt, ingleichen die *trojanische Geschichte* des *Guido de Columna.* Im Jahr 1489 druckte *Martin von Tissnow zu Kuttenberg* die *böhmische Bibel* zum zweyten Mal, die mit der Prager in der Hauptsache ganz übereinstimmt. Dieselbe hat auch Holzschnitte. Unter den übrigen, bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Böhmen gedruckten Büchern, möchten das *Böhmische Passional* von 1495, ein *böhmisches Neues Testament*, und ein *böhmischer Psalter* von 1499 die wichtigsten seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. September 1796.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Feind: *Pragmatiſche Ueberſicht der Theologie der ſpatern Juden*, von *Pölitz*, zweytem Prof. der Moral und Geſchichte an der Ritterakademie zu Dresden. 1795. 288 S. 8.

Der Vf. verſucht in dieſer mit vieler Klarheit und Beſtimmtheit verfaſsten Schrift eine pragmatiſch-philoſophiſche Darſtellung der Theologie der ſpätern Juden mit vielem Glücke, ſo daſs man ſchon aus dem erſten Theile, der nur noch die nothwendigen Prolegomenen umfaſst, ein gutes Vorurtheil für den zweyten faſſen darf, der den eigentlichen Lehrbegriff der ſpätern Juden in ſeiner Cauſalverbindung entwickeln, und die Reſultate darſtellen wird, die daraus nothwendig für den chriſtlichen Lehrbegriff flieſsen müſſen. Nur wünſcht Rec. dabey keine Uebereilung, weil er grade der ſchwierigſte iſt; ſondern eine ſorgfältige Sammlung der Materialien, und eine kritiſche Sichtung, ehe ſie zu Reſultaten benutzt werden. — Nach einer kurzen Einleitung, worinn Hr. P. von der Veranlaſſung, Abſicht und Zweck dieſer Arbeit handelt, folgt S. 24. der erſte Abſchnitt *„über das philoſophiſche Princip, das der Kritik und Charakteriſtik der Dogmengeſchichte überhaupt, und namentlich der Dogmengeſchichte der ſpät. jüdiſchen Theologie zum Grunde gelegt werden müſſe.* Wenn ſich gleich der Vf. hierüber ſehr weitläuftig verbreitet, und wohl nur zu weitläuftig; ſo liegt doch das Reſultat ſeiner Ideen hierüber ganz kurz in folgenden Worten S. 36.: Der moraliſche Welt-„plan, oder das *Ideal* aller von vernünftig-ſinnlichen „Weſen erreichbaren moraliſchen Reife ſteht a priori „feſt. In der Sinnenwelt erkennen wir die Verſuche „und Bemühungen der moraliſchen Weſen, ihn durch „freye Wirkſamkeit der Vernunft zu realiſiren. Um „nun aber beſtimmen zu können, *wie viel* durch dieſe „Verſuche für die gemeinſame Verbreitung und für den „Fortſchritt religiöſer Begriffe *im Ganzen* gewonnen „worden ſey, müſſen wir ein ſicheres und feſtſtehen-„des *Princip* haben. Dieſes Princip muſs a priori feſt „ſtehen u. ſ. w.“ Rec. glaubt hierinn eine Art von Widerſpruch zu entdecken. Es ſoll aus der *Erfahrung* durch ein Princip a priori entſchieden werden, wie weit ein moraliſches *Ideal*, a priori angenommen, realiſirt ſey? Wie iſt dies möglich? und wie läſst ſich eine praktiſch poſtulirte *Idee* durch *Erfahrung* beweiſen? Doch der Vf. iſt vielleicht von dieſer ſeiner Vorſtellungsart ſchon zurückgekommen, und ſo mag Rec. hierüber nicht weiter ſtreiten. — Im *zweyten* Abſchnitte wird die religiöſe Cultur des iſraelitiſchen Volks bis auf ſeine Rückkehr aus dem Exil dargeſtellt. Hier verfolgt der Vf. zuerſt den nomadiſchen Urſprung und die frühern Schickſale der Hebräer in Beziehung auf ihre religiöſe Bildung; dann die moſaiſche Conſtitution, wonach die Religion auf die bürgerliche Verfaſſung gegründet, und die Verfaſſung politiſch-religiös wurde; ferner den Einfluſs der Propheten auf die Aufrechthaltung und Fortbildung der moſaiſchen Conſtitution. Darauf wird gezeigt, daſs der Glaube an die Zukunft, der an ſich nicht in der moſaiſchen Conſtitution lag, unter gewiſſen Bildern und Vorſtellungen von den Dichtern aufgefaſst, und unter verſchiedenen Modificationen fortgeführt wurde bis an den Zeitpunkt des Exils. In dieſe Periode fällt auch die Bildung der Idee von einem Meſſiasreiche, deren Urſprung und nothwendiger Zuſammenhang mit den übrigen religiöſen Nationalideen vortrefflich entwickelt wird. Der *dritte* Abſchnitt endlich enthält die Prolegomenen zur jüdiſchen Dogmengeſchichte in dem Zeitalter nach dem Exil. Zuerſt eine Darſtellung der religiöſen Begriffe der orientaliſchen Völker, mit denen die Juden vor dem Exil und während des Exils bekannt wurden, namentlich der Aegypter, Phönizier und Aramäer; dann eine kurze Ueberſicht des politiſchen Zuſtandes der Juden während des Exils und nach ihrer Rückkehr aus demſelben bis auf das Zeitalter Jeſu; ferner eine pragmatiſche Darſtellung des Geiſtes der letzten jüdiſchen Propheten zu Anfange dieſes Zeitraums; über den Canon der Schriften des A. T. und über die Apokryphen; Bildung der verſchiedenen Secten während dieſer Periode. — Ueberall herrſchen die richtigſten und geläutertſten Vorſtellungen von den behandelten Gegenſtänden, wie ſie eine richtige philoſophiſche Anſicht nur erzeigen kann. Faſt überall weiſs der Vf. eine richtige Cauſalverbindung ſelbſt der verſchiedenartigſten Vorſtellungen zu treffen, indem er ihrem Urſprunge pſychologiſch nachgeht. Da Rec. alſo mit dem Vf. im Ganzen völlig übereinſtimmt; ſo will er bloſs nur noch einige einzelne Bemerkungen mittheilen, wodurch eine hin und wieder gewagte Hypotheſe einer nähern Prüfung unterworfen wird. Z. B. S. 138. ſagt der Vf., „daſs ſich die Kosmogonie an der Spitze des „Pentateuchs durch Vermeidung aller Bilder und *Vorſtellungen* von einem ewigen Chaos auszeichne. Es „ſcheine, der menſchliche Geiſt habe noch nicht Kraft „genug gehabt, ſich zu der Vorſtellung einer chaotiſchen Materie und der ſucceſſiven Bildung derſelben „zu verirren.“ Allein eine chaotiſche Materie wird dort allerdings vorausgeſetzt, und die ſucceſſive Bildung des Himmels und der Erde daraus iſt auch mehr als zu ſichtbar. Dagegen ſcheint aber freylich die Idee

von einem ewigen Chaos zu fein für jenen Verfaſſer zu ſeyn. — S. 143. wird behauptet, „daſs die Cultur der Phönizier gröſstentheils aramäiſcher Abkunft ſey.“ Dies bleibt dem Rec. ſehr unwahrſcheinlich, indem die Geſchichte keine Verbindung zwiſchen beiden Nationen vor der Cultur der Phönizier documentirt. Die Phönizier ſind von jeher ein ziemlich iſolirtes Küſtenvolk geweſen, das ſeinen Handel nicht landeinwärts, ſondern auswärts zur See trieb, wenn es gleich Producte von innen zur Ausfuhr nahm, bey welchem rohen Tauſchhandel ſchwerlich Cultur mitgetheilt werden konnte, die auch noch jetzt die Afrikaner von den Europäern zu Tunis und Tripolis nicht gewinnen, wenn ſie gleich aus dem Innern des Landes an die Küſte kommen, und ihre Producte austauſchen. Die zufällige Aehnlichkeit aber der Religion beider Nationen iſt theils zu unbedeutend, als daſs ſich etwas daraus für die Culturverwandtſchaft beider Völker folgern lieſse; theils ſind die Nachrichten der Griechen darüber zu unſicher, da ſie allenthalben Aehnlichkeiten in der Religion aufſuchten, wo in der That keine waren. Ueberhaupt iſt es ein vergebliches Beſtreben, überall einen geographiſchen Zuſammenhang der Cultur auffinden zu wollen, da es ſchon an und für ſich ganz wider die Natur des menſchlichen Geiſtes iſt, ſeine Bildung unter gleichen Himmelsſtrichen nur von der Mittheilung zu erwarten, ohne durch eigne Anſtrengung zum Lichte hervor zu dringen. Das kleine aber volksreiche Phönizien konnte durch Lage und Induſtrie ſich weit früher zu den Künſten und zur Cultur erheben, als das träge, nomadiſche Aram. — Was gleich darauf von der aramäiſchen Prieſterkaſte und ihrer Privatreligion geſagt wird, ſcheint dem Rec. auch noch nicht völlig erwieſen. Am wenigſten möchte er aber dieſe Religion als Grundſtoff bey der Religion Zoroaſters annehmen. Offenbar iſt die perſiſche Satrapenregierung, ſo viel wir wiſſen, für ſich beſtehend, und keines aramäiſchen Urſprungs. Nun iſt aber die Religion Zoroaſters ganz nach dieſer Regierung gemodelt; alſo iſt es wahrſcheinlicher, daſs ſie unabhängig von der aramäiſchen Cultur conſtituirt iſt, als umgekehrt. Auſserdem wiſſen wir nichts von einem Feuerdienſte in Aram, ſondern dieſer ſcheint ebenfalls ächt perſiſch zu ſeyn. Zerduſcht hat aber gewiſs nicht einen ganz neuen Stoff zu ſeiner Religion geſchaffen, ſondern nur den vorhandenen verarbeitet. Dieſer muſs alſo weit älter ſeyn, als Zoroaſter, wenn man gleich nicht beſtimmen kann, *wie* alt? Wenn nun die ſpätere jüdiſche Theologie eine auffallende Aehnlichkeit mit der alten Religion der Perſer hat, ſo leitet Rec. ſie weit lieber aus dieſer Quelle ab, als aus der aramäiſchen Prieſterreligion, die für ihn völlig verſchloſſen iſt. Mag es immerhin ſeyn, daſs der Stoff der Parſenreligion auch über einige Provinzen von Aram verbreitet war; ſo kann man doch nicht wohl ſagen, daſs der Stoff zur Religion Zoroaſters aus der Privatreligion der Prieſterklaſſe in Aram gefloſſen ſey, ſondern eher, daſs Zoroaſter auch manche Ideen und Philoſopheme in ſeine Religion aufgenommen habe, die ſo gut über Aram als über Perſien verbreitet waren. — S. 187. wird behauptet, daſs die Hebräer ihre neuen Religionsbegriffe, die ſie mit aus dem Exil brachten, vermittelſt der allegoriſchen Interpretation mit ihrem Moſes in Verbindung geſetzt hatten. Allein hier ſcheint dem Rec. die allegoriſche Interpretation zu früh angeſetzt zu ſeyn, und für dieſe frühe Angabe kein Beweis geführt werden zu können. Seiner Meynung nach trat die Allegorie erſt kurz vor Jeſu Geburt ein, denn man findet noch keine Spuren davon in den Apokryphen, und gewiſs war es erſt die feinere *griechiſche* Cultur, die darauf leitete. — S. 245. leitet Hr. P. den Begriff der Inſpiration für das A. T. von der alexandriniſchen Ueberſetzung ab. Um dieſer Eingang zu verſchaffen, lieſs man die griechiſche Ueberſetzung wörtlich inſpirirt ſeyn. Dies wurde alsdenn auf das Original des A. T. ſelbſt übertragen. Eine ſehr ſinnreiche Idee, die für die Zeit nach Chriſti Geburt des Rec. Beyfall hat. Allein vor Chriſti und zu Chriſti Zeit war dies noch wohl nicht der Fall. Man findet im N. T. faſt gar keine Spuren von einer ſolchen wörtlichen Inſpiration des A. T., ſondern alle Ausdrücke darüber leiten nur auf eine heilige Begeiſterung, auf einen *afflatus divinus* (z. B. Θεοπνευστος, Φερεσθαι πνευματι u. ſ. w.), der ſchon im A. T. gegründet und ausgedrückt war. — Nach S. 268. ſcheint dem Vf. die beſte Bearbeitung der Sprüche Sirachs von *Linde* unbekannt geblieben zu ſeyn. Sie hätte weit eher eine Anführung verdient, als die oberflächliche Abhandlung des Hn. *Sonntag*. — Wenn das Entſtehen der ſadducäiſchen Secte aus der Abneigung eines Theils des *Volks* vor der Beobachtung der Ceremonie abgeleitet wird; ſo iſt dies dem Rec. ſehr unwahrſcheinlich. Das Volk iſt nur ſelten von ſelbſt geneigt, eine neue Secte zu ſtiften, ſondern es iſt gewöhnlich ein Volksfreund, Demagog oder Gelehrter, der den Keim dazu legt. An ihn ſchlieſst ſich alsdann bald eine Parthey des Volks an, weil er der Regel nach auf Proſelytenmacherey ausgeht, wenn es auch eigentlich nicht weiſs, wozu? Bey dieſer Secte wird nun noch überdem *Zadok* als Stifter hiſtoriſch angegeben. — Uebrigens wünſcht Rec., daſs Hr. P. den zu reichen Fluſs ſeiner Sprache für wiſſenſchaftliche Gegenſtände etwas mehr einſchränken möge.

DRESDEN: *Die Propheten erklärt und gröſstentheils neu überſetzt* von *M. Joh. Chriſtian Vaupel*, Waiſenhausprediger zu Dresden. Alten Teſtamentes vierter Theil. 1795. 760 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Dies iſt die Fortſetzung des, mit den von uns bereits angezeigten kleinen Propheten angefangenen, Bibelwerkes. Doch iſt dieſer Theil nach einem etwas abgeänderten Plan bearbeitet worden. Die Inhaltsanzeige findet man am Ende der Einleitung zu jedem Propheten, welches zwar für den ungeübten Leſer etwas unbequem iſt, ihn aber auch in den Stand ſetzt, jedes bibliſche Buch im Ganzen deſto leichter zu überſehen. Mit dem Texte iſt eine groſse Veränderung vorgenommen worden. Die Lutheriſche Ueberſetzung hat Hr. V. nur dann beybehalten, wenn ſie zu ſeiner

Er-

Erklärung paſste, und der Ausdruck verſtändlich war, wodurch manche Erläuterung überflüſſig geworden iſt. Allein ſo ſehr wir dieſes billigen: ſo wünſchen wir doch nicht, daſs der Vf. daher Anlaſs nehme, in den übrigen bibliſchen Büchern eine ganz neue Ueberſetzung zu liefern, weil dies Werk vorzüglich für die Freunde der lutheriſchen Ueberſetzung beſtimmt iſt, die ſie da, wo ſie keiner Aenderung bedurfte, ungern vermiſſen werden, da ſie zumal in poetiſchen Stellen ſich durch Wohlklang und Stärke des Ausdrucks vor mancher neuen Ueberſetzung ſehr auszeichnet. Luther überſetzt z. B. Jeſ. 11, 6. Die Wolfe werden bey den Lämmern *wohnen*. Hr. V. aber: Wölfe werden ſich unter Lämmern *aufhalten*. Im 3. V. wäre eine Abänderung der zu wörtlichen lutheriſchen Ueberſetzung: Und ſein *Riechen* wird ſeyn in der Furcht des Herrn, nöthiger geweſen. Lowth überſetzt verſtändlicher: Und ſchnell wird er *prüfen* alles nach Furcht Jehovens. Hr. V. aber hätte ſeiner Erklärung gemäſſer ſetzen können: *Begeiſtern* wird ihn nur Furcht des Herrn. Er hat zwar ohne Zweifel nach richtigen Grundſätzen überſetzt, nur die Regel, die Concinnität des Originals ſo viel möglich auszudrücken, nicht immer vor Augen gehabt. Jeſ. 58, 5. beweiſt dies:

Iſt das ein Faſten, welches mir gefallen kann,
Daſs ein Menſch einen Tag ſich peinigt,
Daſs er ſeinen Kopf, wie ein Schilf, hänget,
Und, mit einem Sacke angethan, ſich in Staub wirft?
Kann dies ein Faſten
Und ein Tag heiſsen, der mir angenehm iſt?

Die beiden letzten Zeilen ſind in Luthers Ueberſetzung viel concinner ſo ausgedrückt:

Wolt ihr das ein Faſten nennen,
Und einen Tag, dem Herrn angenehm?

V. 6. iſt in Vaupels Ueberſetzung die erſte Zeile ſchleppend lang:

Iſt nicht *vielmehr* das ein Faſten, welches mir gefällt?

Iſt nicht diss ein Faſten, wie ich es wünſche, wäre ſtärker und kürzer. Auch die letzten dieſer Zeilen:

Wenn ihr Unterdrückte frey gebt
Und *überhaupt* ein jedes Joch abreiſst

hat etwas langweiliges.

Wenn ihr loslaſst die Unterdrückten,
Und jedes Joch zerbrecht;

hätte mehr Wohlklang. Dieſen wird man auch hier in der lutheriſchen Ueberſetzung nicht vermiſſen, wenn ſie gleich eine Aenderung bedurfte.

Daſs der Vf. zuweilen *ſegnen* ſtatt beglücken ſagt, dawider wüſste Rec. nichts einzuwenden, weil dies Wort längſt bey uns nationaliſirt iſt. *Heimſuchen* aber und *Friedensbund* haben gute deutſche Schriftſteller im bibliſchen Sinne nie gebraucht. Die Erklärungen, in welche Hr. V. auch das wichtigſte aus Michaelis Anmerkungen mit verwebt hat, ſtehn nun zu Vermeidung aller Störung der Leſer alle unter dem Texte. In der Auslegung folgt er der Mittelſtraſse. Daher findet er meſſianiſche Weiſſagungen da, wo ſich dieſelben mit Gründen vertheidigen laſſen. Z. B. im 52. und 53. Cap. des Jeſ. 1) weil das, was hier geſagt wird, auf niemanden beſſer paſst, und von niemanden mehr ohne Zwang und Künſteley erklärt werden kann, als vom Meſſias; 2) weil dieſe Stelle des Propheten im N. T. von ihm ausgelegt wird. In den meiſten Stellen, über welche Hr. V. das Urtheil des Recenſenten zu hören wünſcht, ſtimmen wir ſeiner Erklärung bey. Aber Eſ. 16, 6. würde Rec. ſtatt: *Ihr Prahlen ſoll ihnen nicht gelingen*, lieber ſetzen: *Ihre Einbildungen ſind grundlos.* Jeſ. 37, 24. iſt *um* meiner vielen Reiterey *willen*, nicht ſo gut als Luthers: *durch* die Menge meiner Wagen. Jeſ. 40, 26. iſt Lowths und Luthers wörtliche Ueberſetzung: *Er ruft ſie alle mit Namen*, weit poetiſcher, als Vaupels zu philoſophiſch klingende: *Er hat ſie alle zu ihrer Abſicht beſtimmt.* Jeſ. 42. 10. hätten die *Inſeln* nicht ſollen beybehalten werden, weil das hebräiſche Wort im alten hebräiſchen *Meeresland* bedeutet. Jerem. 1, 12. klingt die Ueberſetzung etwas gezwungen: Aber ich will auch *einem Mandelbaum gleichen in Abſicht* auf die Vollziehung meiner Drohung. שָׁקֵד heiſst auch nie einem *Mandelbaume gleichen.* Doch iſt nicht zu leugnen, daſs dieſes Wort eben deswegen hier gewählt iſt, weil שָׁקֵד ein Mandelbaum heiſst. Allein da die Paranomaſie ſich im Deutſchen nicht ausdrücken läſst; ſo kann man wohl nicht anders überſetzen, alſo: Auch ich will *frühzeitig* ſeyn (wie ein Mandelbaum,) in Erfüllung meiner Drohungen.

JENA, im Verl. der Cunoiſchen Buchh.: D. *Joh. Wilhelm Schmids*, der Gottesgelahrtheit öffentl. Lehrers zu Jena etc., *Anleitung zum populären Kanzelvortrag zum Gebrauch bey akademiſchen Vorleſungen. Erſter theoretiſcher Theil.* Zweyte, vermehrte und verbeſſerte und zum Theil gänzlich umgearbeitete Ausgabe. 1795. 378 S. *Zweyter, praktiſcher Theil.* 310 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Da dieſe brauchbare Anleitung zum populären Kanzelvortrag ſchon bekannt iſt, ſo brauchen wir nur auf die Veränderungen und Verbeſſerungen bey dieſer neuen Ausgabe aufmerkſam zu machen. Der Vf. hat es zweckmäſsiger gefunden, (wie er in der Vorrede ſagt,) die *Ordnung der Materie* etwas zu verändern, und beſonders die *Homilien* und *bibliſchen Vorträge*, die unter den beſondern Gattungen von Predigten ihre Stelle gefunden hatten, als eine zweyte Hauptgattung von Religionsvorträgen zu betrachten, und ſie mit der populären Erklärung des Textes und der analytiſchen Eintheilung, die doch eigentlich zuſammen gehören, zu vereinigen. Zugleich ſuchte er mehr auf die verſchiedenen Arten des Kanzelvortrags nach Beſchaffenheit des Auditoriums und manche beſondere Zeitumſtände Rückſicht zu nehmen, als es in der erſten Ausgabe geſchehen war und geſchehen konnte, ohne jedoch den Hauptgeſichtspunkt, *Popularität*, aus den Augen zu verlieren. Daher iſt faſt kein Paragraph unverändert geblieben; einige ſind mehr erweitert, und andere

mehr zusammengezogen worden; verschiedene Materien haben beträchtliche Zusätze erhalten, und einige wird man völlig umgearbeitet finden, besonders das Kapitel von der Bewegung des Willens und von der Declamation. — Auch der *zweyte, praktische Theil* hat eine durchgängige Aenderung erhalten, um ihn dem Zweck angemessener zu machen, und der Vollkommenheit näher zu bringen. Viele neue Beyspiele sind aus den neuesten Predigtsammlungen hinzugesetzt, und andere, die zu wenig passend waren, weggelassen worden. Indessen war seine Absicht nicht, alle hier gesammelten Beyspiele als unverbesserliche Muster darzustellen. Er wollte nur eine Art von *homiletischer Chrestomathie* liefern, und dazu Beyspiele von allerley Art sammeln, um in den Vorlesungen darüber urtheilen, und das Gute sowohl als das Fehlerhafte anzeigen zu können; welches Anfängern allerdings sehr nützlich ist. (Rec. würde bisweilen seine Zuhörer selbst auffodern, ihre Gedanken über die gegebenen Beyspiele zu eröffnen, und dann sein eigenes Urtheil beyfügen.) Sehr richtig ist, was der Vf. S. XVII. der Vorrede von der Anwendung der *reinen Moralprincipien* auf den öffentlichen Religionsvortrag erinnert. Er will die eingerückten Beyspiele keinesweges als Muster angesehen wissen. „Man ist bis jetzt, (heifst es ferner) noch nicht auf den Punkt gekommen, diese Grundsätze so zu popularisiren, wie es geschehen soll, und geschehen kann. Man ist noch in der irrigen Meynung, dafs die sogenannten Kantischen Predigten nicht nur in der Materie, sondern auch in der Sprache von den bisherigen ganz verschieden seyn müfsten; und so lange man diese Meynung nicht verläfst, wird man auch die Ehre der reinen Vernunftprincipien nicht retten. Die technischen Ausdrücke und der methodische Gang der Entwickelung und Anwendung der reinen Vernunftprincipien dürfen in Predigten schlechterdings nicht gebraucht werden. Man mufs sie vielmehr so vortragen, wie der gemeine Menschenverstand sich solche denkt, und die praktische Vernunft eines jeden, auch des gemeinsten Mannes auf die Handlungen anzuwenden pflegt. Der Zuhörer darf gar nicht merken, dafs dieses eine Predigt anderer Art sey, sondern mufs glauben, dafs es ihm ganz aus dem Herzen gesprochen sey.“ Sehr richtig! Rec. erinnert sich hiebey einer Stelle in Hn. D. *Niemeyers* Briefen an christliche Religionslehrer, (S. 163.) von einem jungen Prediger, der sich der kritischen Kunstsprache in seinen öffentlichen Vorträgen bediente. Wo er sonst vom Gewissen, von den Vorschriften des menschlichen Willens geredet haben würde, da sprach er jetzt von der innern Gesetzgebung, von der praktischen Vernunft. Wenn er sonst seine Zuhörer ermuntert hätte, die Würde der menschlichen Natur in sich selbst zu achten, alle ihre Mitgeschöpfe als Menschen zu behandeln, die Menschheit in ihnen zu ehren, so ermahnte er sie nun, sich als Selbstzweck, kein vernünftiges Wesen als blofses Mittel, jedes als Zweck zu behandeln, nichts selbstsüchtiges in die *Maximen* ihres Handelns aufzunehmen. Werden die Zuhörer durch solche Worte verständiger und besser werden? Uebrigens ist Rec. mit dem Vf. in Ansehung der gegebenen homiletischen Regeln, einige Kleinigkeiten ausgenommen, vollkommen einverstanden, und er glaubt diese Anleitung in dieser verbesserten Gestalt als eine der brauchbarsten empfehlen zu dürfen. *Wodag* statt *Wedag* S. 123. u. 150. Th. I. ist wohl nur ein Druckfehler, der am Ende hätte angezeigt werden sollen.

PHILOLOGIE.

GERA, b. Rothe: *Ueber das altdeutsche Wort Fron, und diejenigen Ausdrücke, in denen man es findet*, als: Fronleichnam, Fronfasten, Fronaltar, Fronkreuz, Gottesfrone, Fronbote — Fronveste, Frondienst, Frongut — Frouranz — von *Christian August Behr*. 1795. 196 S. 8. (12 gr.)

Die verschiedenen Bedeutungen des Wortes oder der Sylbe *Fron* haben nicht nur unsre deutschen Glossarien, besonders die von *Haltaus* und *Scherz*, sondern auch das Adelungische Wörterbuch, ziemlich deutlich auseinandergesetzt. Demungeachtet scheint Hr. B. noch nicht mit ihren Erklärungen zufrieden, und hat eine Revision über das Wort anstellen wollen. Er möchte gern die Bedeutung *heilig* zur Hauptbedeutung erheben, da doch diese ohne Zweifel *herrlich* und *herrschaftlich* ist, und *fron* von *fro*, dominus kömmt, welches, (so sehr auch der Vf. S. 66. dagegen kämpft,) nicht nur im Mösogothischen und Angelsächsischen, sondern auch in altfränkischen Dialecten eben sowohl einen *gebietenden* Herrn als einen Titular-Herrn bedeutet. Man sehe hierüber die Glossarien über den Ulphilas bey *frauja*, wo sogar ein Zeitwort *gafraujinond*, sie herrschen, vorkommt. Und Beyspiele von *fro* in jener stärkern Bedeutung finden sich bey *Hickes, Thesaur. LL. Sept.* in der *Grammatica Anglosax.* p. 190. und *Gramm. Theotisca* p. 102; nur dafs hier das Wort *froho* und *frohe* heifst: ja der alte angelsächsische Dichter Cädmon braucht *Frea κατ' εξοχην* von Gott dem Allmächtigen. — Das *frooten, prudentibus* S. 56. (nicht *fronten*, welches ein Schreibfehler ist), ist von *fron* ganz verschieden. Es kommt in allen altdeutschen Dialecten vor, lebt noch im niederländischen *vroed*, weise, vorsichtig, und ist mit *prudens, φρονὸς* und dem franz. *prude* verwandt. Vergl. die Ulphilanischen Glossarien bey *frathjan, scire* u. s. w.

Was Hr. B. am Ende aus den deutschen Alterthümern von Leibeigenschaft u. dgl. anbringt, ist zwar nicht neu, aber immer lesenswürdig; und die Anekdote von dem Fron- oder gezwungenem Tanze in der Pflege Langenburg zwischen Zeitz und Gera, die Gelegenheit zu dieser Schrift gegeben zu haben scheint, kein unwichtiger Beytrag zur Geschichte alter vaterländischer Gebräuche.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. September 1796.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

ALTONA, bey der Verlagsgeſellſchaft: *Magazin für die pathologiſche Anatomie und Phyſiologie*, herausgegeben von *Aug. Fr. Hecker*. 1 Heft, mit drey Kupfertafeln. 128 S. gr. 8. (14 gr.)

Es war ein ſehr glücklicher Gedanke des verdienten Herausgebers, ein eignes Journal für die pathologiſche Anatomie und Phyſiologie anzulegen, weil gerade *dieſer* Theil des mediciniſchen Studiums noch am wenigſten bearbeitet worden iſt, obgleich derſelbe von der äuſserſten Wichtigkeit für jeden Arzt und Wundarzt iſt. Dem Plan zufolge, welchen Hr. *H.* in der Vorrede angegeben hat, will er folgende Arten von Aufſätzen in dieſes Magazin aufnehmen: 1. wichtige und lehrreiche anatomiſch-pathologiſche Fälle; 2. phyſiologiſch-pathologiſche Unterſuchungen über das Verhalten der thieriſchen Materien und Organe im kranken Zuſtande, nach ihren Eigenſchaften, ihrer Miſchung, ihren Kräften und den Aeuſserungen derſelben; 3. Verſuche und Beobachtungen an menſchlichen Körpern, die man gewiſſen ungewöhnlichen Eindrücken ausgeſetzt hatte, um die Wirkungen dieſer kennen zu lernen; Verſuche mit Arzneymitteln und Giften an Menſchen und Thieren; Viviſectionen der Thiere unter mancherley Verhältniſſen u. ſ. w. 4. Erörterung der Reſultate, welche alle dieſe Unterſuchungen geben, für die Phyſiologie, Diagnoſtik, Semiotik und Therapie; 5. Bearbeitung der älteren und neueren Literatur der pathologiſchen Anatomie und Phyſiologie. Er verſichert, daſs ihm mehrere Gelehrte, und darunter einige der erſten jetztlebenden Anatomiker, die thätigſte Beförderung ſeines Plans zugeſagt haben. Die Fortſetzung dieſes Magazins ſoll an keine Zeit gebunden ſeyn.

Der erſte Heft entſpricht der Erwartung, welche man ſich von dem, auch in *dieſem* Fach rühmlich bekannten, Herausgeber zu machen berechtigt iſt. Eine kurze Anzeige des Inhalts wird zum Beweiſe dieſer Verſicherung dienen. Folgende Abhandlungen, welche insgeſammt von Hrn. *H.* ſind, kommen dieſsmal vor:

1. *Einleitung, welche eine kurze Geſchichte und die Literatur der pathologiſchen Anatomie und Phyſiologie enthält.* Der Vf. hat mit groſser Sachkenntniſs gezeigt, unter welchen Bedingungen pathologiſche Leichenöffnungen von wahrem Nutzen ſeyn können. Es muſs nämlich der vorhergegangene Zuſtand des Kranken und die angewandte Heilmethode nebſt allem, was auf die Krankheit Einfluſs hatte, hinlänglich bekannt geweſen ſeyn; auch muſs man dabey auf die chemiſchen Veränderungen der Theile, beſonders der Säfte, und auf den Zuſtand ihrer Lebenskraft Rückſicht nehmen, und dabey genau auszumachen ſuchen, was Urſache, und was nur Folge der Krankheit war? Auch darf man nie darauf ausgehen, jedesmal die Urſache des Todes gewiſs durch die Section entdecken zu wollen, weil weder ſie, noch die Folgen der Reaction, welche die Maſchine zerſtörten, in allen Fällen dem anatomiſchen Meſſer entdeckbar ſind. (Vielweniger muſs der Arzt etwas, als Urſache der Krankheit, ausgeben, was gar nicht dahin gehört. So ward vor kurzem von einem Aeſkulap dieſer Art eine groſse — aber übrigens ganz geſunde — Leber als die Urſache einer tödlichen Krankheit angegeben, weil ſich ſonſt kein anderer Fehler fand). Endlich muſs die pathologiſche Anatomie nie dazu gemiſsbraucht werden, um irgend eine vorgefaſste Meynung zu beſtätigen, oder eine Lieblingshypotheſe zu unterſtützen, weil man das gar zu leicht findet, was man ſucht. Sehr richtig bemerkt Hr. *H.* dabey, daſs man bey pathologiſchen Leichenöffnungen nicht blos den Zweck haben müſſe, Seltenheiten aufzuſuchen, um etwa eine anatomiſche Sammlung dadurch zu bereichern, ſo unentbehrlich und vortrefflich übrigens auch eine ſolche zweckmäſsig eingerichtete Sammlung zum Unterricht im mediciniſchen Studium iſt. — Den Beſchluſs dieſes ſehr lehrreichen Aufſatzes macht das Verzeichniſs derjenigen Schriftſteller, welche ſich um die pathologiſche Anatomie verdient gemacht, und die kurze Anzeige deſſen, was ſie darinn geleiſtet haben.

2. *Eine merkwürdige Balggeſchwulſt an der Leber.* Ein Mann von 30 Jahren, welcher übrigens beynah ganz geſund geweſen war, bekam nicht lange nach einem genommenen gelinden Brechmittel, worauf er ſich wohl befunden hatte, die heftigſte Apoplexie mit abwechſelnden fürchterlichen Convulſionen und ſonderbar veränderlichem Puls. Er ſtarb nach wenig Stunden. Bey der Leichenöffnung fanden ſich beynah alle Eingeweide geſund, ſelbſt die Leber hatte keinen Fehler, auſser, daſs an ihrer concaven Fläche eine zum Theil knöcherne Balggeſchwulſt befindlich war, welche in der Lage der benachbarten Theile beträchtliche Veränderungen hervorgebracht hatte. — Das über die wahrſcheinliche Urſache der Entſtehung dieſer Geſchwulſt und über den ſchnellen Tod des Kranken beygefügte Raiſonnement iſt ſcharfſinnig und intereſſant.

3. *Von der Waſſerſucht der Hirnkammern.* Hr. *H.* prüft die Kennzeichen dieſer Krankheit und zeigt, daſs bis jetzt noch kein pathognomiſches, worauf man ſich gewiſs verlaſſen könne, ausfindig gemacht ſey. Zum Schluſs werden zwey Sectionsgeſchichten von Kindern beyge-

beygefügt. Das eine davon hatte nicht sowohl Wasser, als eine dünne eiterichte Jauche, in den Hirnkammern; bey dem andern waren, ausser dem Wasser, noch in dem kleinen Gehirn ein Paar demselben an Grösse fast gleich kommende scrophulöse Verhärtungen, die hier abgebildet sind. Kein krankhafter Zufall hätte diese so auffallenden Fehler vermuthen lassen.

4. *Von dem schweren Zahnen der Kinder.* Dabey scheint dem Vf. der Speichel eine wichtige Rolle zu spielen, welcher durch den anhaltenden Reiz eine widernatürliche Schärfe annimmt. Diese Schärfe reizt den Schlund und Luftröhrenkopf, auch, wenn er verschluckt wird, den Magen und Darmkanal, ja selbst die Urinwege; daher lassen sich viele der dabey vorkommenden Zufalle leicht erklären. Das Zahnen geht am leichtsten vor sich, wenn der Speichel dabey gut fliesst, oder durch Erbrechen oder durch Diarrhöe ausgeführt wird. Die bey Sectionen solcher Kinder oft vorkommende Erosion und Entzündung der Speiseröhre und des Magens und Darmkanals, dergleichen man auch bey der Hydrophobie bemerkt hat, lässt sich ebenfalls zum Beweise für diese Meynung anführen. Zur Heilung empfiehlt der Vf. das ätzende flüchtige Laugensalz mit einem Syrup innerlich Tropfenweise gegeben, auch Blasenpflaster hinter die Ohren zu legen. Die Durchschneidung des Zahnfleisches verwirft er, ausser allenfalls beym heftigen inflammatorischen Zustande desselben. Statt des Opiums empfiehlt er das *extractum hyoscyami* und lauwarme Bäder. Wo es nöthig ist, müssen gelinde Brech- und Abführungsmittel gegeben werden. — Dieser vortreffliche Aufsatz verdient von allen praktischen Aerzten gelesen und beherzigt zu werden.

5. *Eine grosse Speckgeschwulst im Gesicht*, an einem Mädchen von 9 Jahren, durch eine Abbildung erläutert. Durch eine Arsenikauflösung ward sie beträchtlich verringert; die Kur aber konnte nicht vollendet werden.

6. *Von einer besondern Ursache der fehlenden monatlichen Reinigung*, welche in der Entzündung und Verhärtung der Gebärmutter besteht. Ausser dem strengsten antiphlogistischen Verhalten wird in diesem Fall Calomel mit *extr. taxi* oder Opium empfohlen.

Die Fortsetzung dieses ungemein nützlichen Magazins ist eben so sehr zu wünschen, als von der Thätigkeit des unermüdeten Herausgebers zu erwarten. Auf den Dank des Publikums kann er dabey sicher rechnen.

Leipzig, b. Barth: *Taschenbuch für angehende praktische Aerzte.* Erster Theil. 1794. 278 S. Zweyter Theil. 1795. 411 S. 8.

Der Vf. hatte bey Abfassung dieses Taschenbuches die Absicht aus den bessern praktischen Schriftstellern unserer Zeiten dasjenige herauszuziehen, was über die Kenntniss und Behandlung der hitzigen und langwierigen Krankheiten für den praktischen Arzt zu wissen am nothwendigsten ist, um dadurch dem Gedächtniss und der Beurtheilung des jüngern und ungeübten Arztes zu Hülfe zu kommen. Er hat sich blos auf das eingeschränkt, was am Krankenbett dem Arzte unmittelbar nützlich seyn kann, und alle Theorien und Hypothesen zu vermeiden gesucht. Der erste Theil enthält die hitzigen Krankheiten, pathologisch und praktisch abgehandelt: der zweyte die langwierigen und Kinderkrankheiten, und die Anweisung bey plötzlichen Lebensgefahren von äusserlichen Ursachen Hülfe zu leisten. Vorläufig sind im ersten Theil, so wie im zweyten Theil von den langwierigen Krankheiten die allgemeinen Begriffe von dem Fieber, und die Eintheilung der Fieber im Allgemeinen, kurz angegeben, und erst nach diesem wird gelehrt, wie man Kranke ausfragen, sich über die Natur und Beschaffenheit einer Krankheit Licht schaffen, und einen Heilungsplan entwerfen soll. Diese Anweisung, die auch zu sehr ins Detail geht, und Sachen enthält, auf die ein Arzt kaum aufmerksam zu machen seyn möchte, hätte vor der allgemeinen Fieberlehre stehen sollen, vor welcher auch die bey aller ihrer Kürze gut abgefasste Bestimmung der allgemeinen Curmethoden, und die *materia medica* hätte stehen sollen. Letztere ist in tabellarischer Form, und, wie es die Einrichtung des Buches mit sich brachte, kurz. Sie enthält, unter eben so vielen Columnen, Namen, officinelle Form, Gabe, Heilkräfte und Wirkung der Arzneymittel. Bey Bestimmung der Wirkung konnte natürlicher Weise nur auf die Hauptwirkung Rücksicht genommen werden, weil sie in wenig Worten begriffen seyn musste. Die Gaben sind von manchem Mittel zu stark, Kalkwasser täglich zu drey Pfunden, Salpeter zu einem bis zwey Quentchen. Gummi Gutt zu einem Scrupel ist auch eine sehr grosse Gabe, und diese contrastirt sonderbar mit den 6 Granen, die der Vf. als die höchste Gabe der Aloe angiebt. Bey weiten ist auch diese *Materia medica* nicht gewählt genug: welcher Arzt sucht wohl noch in unsern Tagen in den Apotheken *agaricus, flores perficorum, bellidis, betonicae, agnus castus, plantago, scabiosa*, u. dgl.? Hierauf folgen die fieberhaften Krankheiten, nach ihrer natürlichen Ordnung. Ueberall sind Charakter der Krankheit und die Heilungsanzeigen so genau angegeben, als es der kurze Raum verstattete. Man vermisst auch unter den zweckmässigsten Heilmitteln selten ein wirksames: nur ist bey jeder Krankheit der praktische Theil doch allzukurz, und enthält nur die allgemeinen Linien des Heilungsplanes, ohne ihn genau auszuführen. Das Gegentheil wäre in einem Buche, das für den angehenden Arzt ausschliessend bestimmt ist, vielleicht nothwendig gewesen. Rec. hat noch einige Bemerkungen über die Manier des Vf. beyzubringen, und wählt dazu das Kapitel über die Faulfieber. Der Vf. hält dieses Fieber für eine besondere Modification einiger andern Fieber, wobey Rec. zu bemerken hat, dass ihm das Faulfieber allerdings eine selbstständige Krankheit zu seyn scheint, nämlich ein Fieber, verbunden mit grosser Schwäche der Lebenskraft, die sich aber unter verschiedenen Verhältnissen, welche die Kur bestimmen müssen, äussert, verbunden mit Neigung der Säfte zur Auflösung in ihre Bestandtheile, die als nothwendige Folge der Verminderung der Lebenskraft anzusehen ist, und auf welche bey der Heilung daher

auch

auch nicht unmittelbar Rückſicht genommen werden darf. Bey der Charakteriſtik der Krankheit iſt einer der weſentlichſten Umſtände: das Vorhergehen ſchwächender Urſachen, überſehen. Die erſte Heilungsanzeige iſt dunkel vorgetragen: Man ſuche die Quellen der Unreinigkeiten zu reinigen. Der Vf. iſt auch ſehr für Brech- und Purgiermittel, die aber in den Händen eines Arztes, der bey dieſen Fiebern die Lage der Umſtände nicht ſorgfältig zu unterſcheiden weiſs, oft ſchaden werden. Denn die Abführungsmittel begünſtigen allemal die nächſte Urſache des Faulfiebers, und ſind nur durch die Ausführung des faulen Stoffes im Nahrungskanal, wenn ein ſolcher vorhanden iſt, und in einzelnen Fällen durch den Reiz und durch die davon auf eine Zeit erhöhete Thätigkeit der Faſern wohlthätig. Sein Hauptmittel wider die Fäulniſs iſt Fieberrinde, mit Mineralſäuren verbunden: die Fieberrinde iſt aber nur in einer Art der hitzigen Faulniſs ein Hauptmittel, und wo dieſe angezeigt iſt, da iſt die Vitriolſäure nicht angezeigt. Sehr wohlthätig wird ein halbes Quent Extract von der Fieberrinde zu einem Pfund vom Decoct derſelben geſetzt, für den Kranken nicht wirken. Da muſs man das Extract zu Lothen, und drüber, zuſetzen: denn faſt keine Kranke vertragen gröſsere Doſen von Arzneyen, als Faulfieberkranke. Der Serpentarie, und ihres groſsen Nutzens bey einer Art der Fäulniſs gedenkt der Vf. gar nicht, verweiſt aber zuletzt, wie er überhaupt faſt bey jedem Kapitel thut, auf die beſten Schriftſteller über dieſe Krankheit.

Im zweyten Theil ſpricht der Vf. über die Schwierigkeiten die langwierigen Krankheiten richtig zu ordnen und pathologiſch und praktiſch abzuhandeln. Die Eintheilung der langwierigen Krankheiten iſt ihm eigen. Er theilt ſie ein: 1) in Krankheiten von ſpecifiſchen Urſachen. (Rheumatiſmus, Luftſeuche, Hydrophobie, u. ſ. w.) 2) Kachexien. 3) Fehlerhafte Ausleerungen. 4) Fehler der Eingeweide. 5) Fehler des Lymphenſyſtems. 6) Fehler des Blutumlaufs. 7) Nervenkrankheiten. 8) Gemüthskrankheiten. 9) Krankheiten einzelner Theile. Bey der Menge von Krankheiten, die er in einem ſo beſchränkten Raum zu behandeln hatte, konnte der Vf. nur ſehr kurz ſeyn, und faſt bey keiner Krankheit iſt die Beſchreibung des Uebels und ſeines Verlaufes, und die Angabe der Behandlung nur einigermaaſſen vollſtändig. So iſt z. B. bey dem Wahnſinn der allgemeine Charakter ſeiner beiden Arten, die die Pathologie aufſtellt, gut angegeben; auch die vornehmſten gelegentlichen Urſachen deſſelben ſind bemerkt: aber bey der Heilung hat Rec. doch manches vermiſst. Es wird zwar richtig bemerkt, daſs die Urſache des Wahnſinnes meiſtens vom Unterleib abhängt, und daſs auf dieſen vornehmlich zu ſehen ſey: auch daſs man bey Behandlung deſſelben überhaupt auf die Urſachen die ihn bewirken, ſehen müſſe. Rec. vermiſst aber die Angabe mancher in unſern Tagen wider dieſes fürchterliche Uebel ſehr gerühmten Mittel, z. B. des Camphers, von dem weiter nichts geſagt wird, als daſs ihn Locher empfiehlt. Eben dieſes iſt auch der Fall bey den Nervenkrankheiten, vor denen er eine gut geſchriebene allgemeine Abhandlung über die Natur und Heilung derſelben geſetzt hat. Er ſcheint aber doch in derſelben die Vortheile der toniſchen Heilungsmethode vor den übrigen zu hoch zu halten. Die Abhandlungen von den einzelnen Nervenkrankheiten ſind ſehr kurz, und eben der Kürze wegen unbefriedigend, z. B. bey der Fallſucht, wo nur wenige Winke vorkommen über die Fälle, in denen dieſes oder jenes ſpecifiſche Mittel anzuwenden iſt. Auch ſind manche gute Mittel dieſer Art nicht angegeben, die doch aus Tiſſot leicht hätten ſupplirt werden können. Von dem Ragoloſchen Mittel lieſt man dagegen zu viel. Der Fliegenſchwamm, ein groſses und faſt gewiſſes Mittel bey einer Art der Epilepſie, iſt nicht genannt, wohl aber das wenig wirkſame, und bey weiten noch nicht genug erprobte Extract von den Nadeln des Taxusbaums. Andere gefährliche Mittel ſind viel zu unbeſtimmt empfohlen: darunter rechnet Rec. das Kirſchlorbeerwaſſer, welches nach dem Vf. die ſchwarz galligten Infarctus und die Dicke des Blutes am wirkſamſten auflöſen ſoll, aber in nur etwas zu concentrirter Geſtalt, oder in zu grober Gabe Convulſionen und die ſchrecklichſten Wirkungen erregen wird. — Das Aeuſsere des Buches iſt ſchön. Der Stil des Vf. und die Rechtſchreibung ſind nicht rein. Man lieſt z. B. *empyriſch.*

EISENACH u. HALLE, b. Gebauer: *Compendiöſe Bibliothek der gemeinnützigſten Kenntniſſe für alle Stände.* VII. Abtheilung. *Der Arzt.* Heft I. 1795. 126 S. 8.

Dieſe Fortſetzung eines bekannten und nützlichen Werks hat auch noch den beſondern Titel: *Der Arzt, oder compendiöſe Bibliothek des Wiſſenswürdigſten aus der Medicin für Nichtärzte aus den gebildeten Ständen.* Sie enthält eine vorläufige Beſtimmung des Begriffes der Arzneywiſſenſchaft und der Haupttheile derſelben nach Buhle's Grundlage einer allgemeinen Encyklopädie der Wiſſenſchaften, wo aber eines oder das andere zu berichtigen geweſen wäre, z. B. daſs ſich die Pathologie mit den innerlichen Krankheiten beſchäftige, da ſie auch von den äuſserlichen Krankheiten handeln muſs. Vieles läſst ſich auch wider den Satz einwenden: daſs die Therapie auf ſtrenge Zuverläſsigkeit ihrer Regeln keinen Anſpruch machen könne. Rec. glaubt die Regeln, die auf richtige Erfahrung, und auf richtige Reſultate aus derſelben gegründet ſind, müſſen ſo zuverläſsig ſeyn, als die Erfahrung ſelbſt iſt. Sie werden nur unzuverläſsig, wenn bey Beſtimmung dieſer Regeln den Arzt eine falſche Erfahrung leitete, oder wenn er die Regeln ſelbſt falſch anwendet. Daran iſt aber nicht die Unzuverläſsigkeit der Regeln der Wiſſenſchaft, ſondern die falſche Anwendung dieſer Regeln Schuld. Hierauf folgen weitläuftige Aufſätze aus dem Reichsanzeiger und noch aus einem andern Blatt: über die mediciniſche Aufklärung der Nichtärzte und die Gränzen derſelben. Hr. André ſucht aus allen dieſen Aufſätzen ein Reſultat zu ziehen, welches folgendes iſt: daſs der Nichtarzt über jeden Gegenſtand der Medicin aufgeklärt werden könne, und über manche aufgeklärt werden müſſe, ſo bald er ſich nur mit dem Curiren nicht befaſſen will. Damit aber doch der

gebildete Mann über medicinische Gegenstände richtig urtheilen könne; damit er selbst beurtheilen könne, welchen Arzt unter mehrern er zu wählen habe; damit er den Arzt schneller und sicherer orientiren, und auch von diesem besser und sicherer belehrt werden könne, und damit er sich bey leichten Zufällen, Katarrh, Husten, Kopfschmerz, u. dgl. allenfalls selbst Hülfe verschaffen könne, will Hr. A. in diesem Theil der compendiösen Bibliothek die Gesundheitslehre und die Krankheitslehre, doch in Hinsicht auf das Praktische blos den diätetischen Theil, und die Krankheiten, die schnelle Hülfe fodern, behandeln, desgleichen Anleitung zur Krankenpflege und zur Besorgung der Todten geben, so wie er auch wichtige und gemeinnützige Nachrichten aus der Geschichte der Heilkunde und aus der medicinischen Geographie zu liefern verspricht. Er will dabey die besten Schriftsteller nutzen, die seit 1788 über diese Gegenstände geschrieben haben. Dieses erste Heft enthält den Anfang der Gesundheitslehre, gröstentheils nach den so genannten nicht natürlichen Dingen geordnet, und durchaus in Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen und Vorschläge bearbeitet. So sind z. B. bey der Lehre von der Luft die Entdeckungen der neuern Naturforscher gut, und auf eine wahrhaft gemeinnützige und gemeinverständliche Art benutzt worden, und bey der Lehre von der Kleidung sind viele neuere bekannte Vorschläge über die flanellnen Unterkleider, über die Hosen, u. s. f. genau und mit vieler Unbefangenheit beurtheilt. Wenn der Vf. seinem Plane getreu bleibt, und im Verfolg seiner Arbeit sich nicht verführen läst zu weitläuftig zu seyn, — ein Fehler, der nirgends leichter, als bey Abfassung medicinischer Volksbücher begangen wird; so ist man aus dieser Probe berechtiget zu schliessen, dass dieser Theil der compendiösen Bibliothek unter Nichtärzten nicht allein keinen Schaden stiften, sondern sowohl von diesen, als von den Aerzten selbst mit grosem Nutzen wird gebraucht werden.

Nürnberg, b. Stein: *Abhandlung von der wahren Kenntniss und Kur der Krankheiten der ersten Wege, und von den Krankheiten, die von der widernatürlichen Affection derselben entstehen und mit derselben verwickelt sind.* Eine von der Röm. Kaiserl. Akademie der Naturforscher am 5 Jan. 1792 gekrönte Preisschrift. Von D. *Georg Christian Gottlieb Wedekind*, Churfürstl. Maynz. Hofr. u. Leibarzt, Prof. d. Heilk. zu Maynz. *Aus dem Lateinischen mit Anmerkungen.* 1795. 250 S. 8.

Da Rec. voraussetzen kann, dass der Innhalt dieses für die Krankheiten der ersten Wege wichtigen Werkes den Aerzten bekannt ist; so hat er nur zu bemerken, dass die Uebersetzung desselben treu und gut ist, und bey denen, die der lateinischen Sprache wenig kundig sind, die Stelle des Originals vertreten kann. Die Anmerkungen des Uebers. verrathen einen sachkundigen Mann, und sind gröstentheils zur Erläuterung und Berichtigung der theoretischen Meynungen des Hn. *C. L. Hofmann* bestimmt, denen der Vf. in den meisten Stücken beypflichtet.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Anweisung zu einem erbaulichen und populären Kanzelvortrag nach den Bedürfnissen unserer Zeiten;* von D. *Georg. Wilh. Rullmann.* 164 S. 8. (10 gr.)

Dieses Compendium der Homiletik, das Hr. D. und Prof. Rullmann in Rinteln zunächst für seine homiletischen Vorlesungen bestimmte, entspricht, nach des Rec. Bedünken, ganz der Absicht dieser Bestimmung. So klein das Büchelchen ist, so reichhaltig ist es an gründlicher und nützlicher Belehrung, und so musterhaft in Ansehung seines deutlichen, ordentlichen und fasslichen Vortrags. Dem Titel gemäs enthält es ein eigenes Kapitel vom Predigen nach den Bedürfnissen unserer Zeiten, setzt die Vorzüge derselben vor den vergangenen gut auseinander, aber läst auch seine eigenthümlichen Fehler nicht unberührt, und zeigt, wie und in wie weit der Prediger auf die einen, und auf die andern weise Rücksicht nehmen müsse. Aber auch im Ganzen genommen, verräth diese Anweisung in ihrem Vf. einen Mann, der, mit dem Geist seines Zeitalters durchaus bekannt, solche Prediger zu bilden wünscht, die den grosen Zweck ihres Amtes, die Beförderung der Sittlichkeit, bey ihren Zuhörern auf die bestmöglichste und zweckmäsigste Art zu erreichen suchen. Wie wahr und vortrefflich ist z. B. die Erklärung und genauere Bestimmung des Satzes, dass von christlichen Predigern Christenthum geprediget werden müsse, wenn es S. 10 heist: „Der christliche Prediger mus die Lehre Jesu und seiner Apostel auf eine den Vorkenntnissen und Einsichten, der Denkungsart und den Bedürfnissen des jetzigen Zeitalters gemäse Art vortragen. Denn Christenthum ist nicht blos die Lehre Jesu und seiner Apostel, die sie selbst wörtlich vorgetragen, ihre wörtlichen Belehrungen, Verbote und Gebote, sondern auch alles das ist wahres, eigentliches Christenthum, was sie jetzt ganz gewis, ihren Grundsätzen gemäs lehren würden, wenn sie unter uns lebten, und unsere Denkungs- und Handlungsart, und unsere ganze Art zu leben beobachteten.“ — Auch das verdient allgemein beherziget und befolgt zu werden, was Hr. R. S. 64 und folg. von der nöthigen Abwechselung in Ansehung der Form der Predigten, aber auch von den dabey zu beobachtenden Klugheitsregeln sagt; und die Anweisung des Vf. zu Ausarbeitung guter Homilien, um damit, und den eigentlichen Predigten zuweilen abzuwechseln, giebt diesem Lehrbuche einen neuen Vorzug. Darum ist auch, zur Erläuterung dieser Anweisung eine Homilie beygedruckt, die Hr. R. über das Evang. am 17. p. Trin. gehalten hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. September 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *S. Th. Sömmerring über das Organ der Seele.* M. K. 1796. VIII u. 86 S. 4.

Ein, wie von ungefähr geschehener, einfacher Schnitt durch den Hirnknoten (*Pons Varolii*) zeigte Hn. *S.* den längst bey seinen unablässigen Forschungen über das menschliche Gehirn von ihm gesuchten Ursprung des fünften Nerven aus der untern Wand der vierten Hirnhöle, und bestätigte ihn in dem, beym Lesen von *Platner's Quaest. physiol.* von ihm gefaßten, Gedanken: das πρωτον αισθητηριον müsse in der Feuchtigkeit der Hirnhölen entstehen, oder in selbiger enthalten seyn. Es leitete ihn zu jenem Schnitte das Bedürfniss einer neuen richtigen Abbildung des Profildurchschnitts des Hirns für sein anatomisches Kupferwerk, da keine der bisherigen Zeichnungen ihm genügte, auch die von *Vicq d'Azyr*, deren Mängel er darlegt, nicht ausgenommen.

Die Hirnenden der Nerven sind äuserst bestimmt und beständig, und zeigen auser offenbarer Monstrosität oder Krankheit kaum auffallende Varietäten. Unter der Benennung: Alle Nerven, versteht Hr. *S.* zwölf Hirnnervenpaare, dreyßig Rückenmarksnervenpaare und Ein sympathisches Nervenpaar, welches letztere er als für sich bestehend, und nur mittelbar mit dem Gehirn und Rückenmark zusammenhängend, ansieht. Der Meynung *Haller's* von den Hirnhölen und der in ihnen enthaltenen Feuchtigkeit, dass, während des lebenden, gesunden Zustandes des Thiers, die Wände dieser Hölen, wie es bey andern sogenannten Hölen des Körpers der Fall ist, einander berührten, dass die Feuchtigkeit in ihnen nur als ein mäßiger Hauch vorhanden sey, um das Verwachsen der Wände zu verhüten, und dass nur im krankhaften Zustande die Wände von einander entfernt und mit Wasser erfüllt seyen, widerspricht Hr. *S.* Er habe bey den sorgfältigsten Untersuchungen allemal gefunden, „dass die sogenannten Hörner der Seitenhirnhölen, dass die dritte Hirnhöle, dass die vierte Hirnhöle in ansehnlichen Räumen bestehen, deren Wände *sich* (einander) nicht berühren, sondern deutlich entfernt, und allemal mit einer Feuchtigkeit ausgefüllt sind." Auch erinnere er sich nicht, die Wände dieser Hirnhölen mit einander verwachsen angetroffen zu haben, auser ein wenig längs der gestreiften Hügel. Es sey selbst nicht einmal denkbar, dass die Wände der hintern Hörner der Seitenhirnhölen oder der vierten Hirnhöle einander berühren könnten, wie es Haller glaubt; denn die Decke (*lacunar*) dieser Hölen hat eine von ihrem Boden (*Pavimentum*) sehr verschiedene Gestalt.

Die Hirnenden oder die wahren Ursprünge der meisten, wo nicht aller, Nerven zeigen sich an bestimmten sehr beständigen Stellen auf den Wänden der Hirnhölen, oder lassen sich bis auf diese Wände so verfolgen, dass man sagen darf: zwischen den Nervenenden und der Feuchtigkeit der Hirnhölen findet Wechselberührung Statt. Doch findet sich ein merkwürdiger Unterschied unter den Nerven in dieser Hinsicht. Die Hirnenden der Hörnerven liegen ohne alle weitere Präparation zu Tage, sobald man nur die vierte Hirnhöle öffnet, als zwey bis sieben feine, weisse markige Linien auf der untern Wand dieser Höle. Die Hirnenden des rechten Hörnerven sind hier von denen des linken blos durch eine Furche abgesondert, und gewöhnlich sind sie auf Einer Seite anders beschaffen, als auf der andern. *Santorini* fand in einem sehr fein hörenden blinden Manne diese Hirnenden der Hörnerven deutlich über die Fläche der Hirnhölenwand vorstehen. Hier findet also eine Wechselberührung zwischen den Hirnenden des Hörnervenpaares und der Flüssigkeit der vierten Hirnhöle Statt. Folglich müssen die im Hörnerven erregten Bewegungen, falls sie weiter, als diese soliden Endigungen fortgepflanzt werden, sich dieser Flüssigkeit mittheilen. Folglich ist es wahrscheinlich, wo nicht erwiesen, dass die Empfindungen des Gehörs jenseits der Hirnendigungen des Hörnervenpaares, d. i. in der Flüssigkeit der Hirnhölen, entstehen. Folglich muss auch ihr *Sensorium commune* sich hier finden. Die Hirnenden des Sehenervenpaares zeigen sich deutlich an den Sehenervenhügeln, und sind, wie diese, von der Feuchtigkeit der Seitenhirnhöle umflossen. Auch die Mitte der Kreuzungsstelle der Sehenerven berührt die Flüssigkeit der dritten Hirnhöle unmittelbar. Es gelten mithin hier die nämlichen Schlüsse, wie beym Hörnervenpaare. Das Riechnervenpaar ist bey den meisten Säugthieren dick, kurz und hohl, und steht hinterwärts mit den Hirnhölen in deutlicher Verbindung; die Bewegung in diesen Nerven mittelst der Geruchswerkzeuge muss also, falls sie weiter fortgesetzt werden soll, in die Flüssigkeit der Hirnhölen übergehen. Dass einige Thiere weit mehr, als der Mensch, durch den Sinn des Geruchs geleitet werden, rührt daher, weil die eigene Höle des Riechnerven einen ansehnlichen Theil der Flüssigkeit der Hirnhölen, folglich einen beträchtlichen Theil des Sensoriums, aufnimmt. Bey erwachsenen Menschen kann man wegen der Zartheit und Verborgenheit ihrer Hirnendigung das Riechnervenpaar nicht bis in die gestreiften Körper und bis auf die

Wand der Hirnhölen selbst hin verfolgen; auch ist der Riechnerv nicht deutlich hohl. Indefs kommt er doch der Wand der Hirnhölen ziemlich nahe. Bey Embryonen von drey bis fünf Monaten aber ist dieser Nerv unter allen der dickste, deutlich hohl, und seine Höle steht mit der Seitenhirnhöle in offenbarer Verbindung. Das dritte Hirnnervenpaar verfolgte Hr. *S.* oft bis fast auf die Wand der Hirnhölen durch die schwarze Substanz, ja schon *Zinn* fast bis zur *Commissura anterior*, also bis auf die Wand der dritten Hirnhöle. Das vierte Paar liegt auf der Klappe, und läfst sich tiefer bis in die Substanz der Klappe verfolgen. *Malacarne* sah sogar zwey bis drey Fäden seiner Hirnendigung aus der vierten Hirnhöle selbst kommen. Vom fünften Hirnnerven entdeckte, wie schon oben erzählt ist, Hr. *S.*, durch einen glücklichen Schnitt, dafs seine Hirnendigung sich fast bis aus der untern Wand der vierten Hirnhöle herleiten läfst. Den sechsten Hirnnerven hat Hr. *S.* noch nicht bis zur Wand der Hirnhölen verfolgen können, doch läfst er nach *Santorini* sich bis aus den Markschenkeln des grofsen Hirns herleiten. Vom siebenten oder Antlitznerven lassen nach *Malacarne* sich Fasern aus der vierten Hirnhöle deutlich herleiten. Die Hirnendigung des neunten oder Schlundkopfsnerven läfst sich bisweilen bis aus der vierten Hirnhöle herleiten, und vom zehnten oder Stimmnerven merkte schon vormals Hr. *S.* und lange vorher Santorini und dessen neuerer Ausleger *Girardi* an, dafs er sich bis aus der vierten Hirnhöle herleiten lasse. Zeigten sich, fährt nun Hr. *S.* fort, die Hirnendigung der zwey letzten Hirnnervenpaare, nämlich des Beynerven und des Zungenfleischnerven, nebst den Hirnendigungen sämmtlicher Rückenmarksnerven, unmittelbar so distinct auf den Wänden der Hirnhölen, wie das Hörnervenpaar, so hätte der Gedanke: *„dafs der gemeinschaftliche Empfindungsort (Sensorium commune) sich in der Feuchtigkeit der Hirnhölen befinde,“* unmöglich den Physiologen entgehen können. Er vermuthet, dafs die letzten Endigungen aller übrigen nicht besonders geschilderten Nerven sich vielleicht, mittelst andrer auf den Wänden der Hirnhölen befindlichen Stellen, der Flüssigkeit der Hirnhölen darbieten. Wenigstens sey es entschieden, dafs die Nerven des Geruchs, Geschmacks, Gehörs und Gesichts, so wie die Nerven des Gefühls, die vom fünften Paare stammen, die Nerven des Schlundkopfs, der Stimmwerkzeuge und der Augenbeweger sich der Feuchtigkeit der Hirnhölen darbieten, folglich dafs alle durch diese Nerven nach dem Gehirn zu erfolgenden Bewegungen, dafern sie sich weiter, als die Wände der Hirnhölen, erstrecken, in die Flüssigkeit der Hirnhölen übergehen.

Die Flüssigkeit der Hirnhölen ist das Organ der gemeinschaftlichen Empfindungsstelle. Bisher suchte man immer nach einem festen Theile des Hirns, in dem sich alle Nerven vereinten; allein dies blieb Hn. *S.* immer unbegreiflich, „da ja schlechterdings kein Grund vorhanden wäre, wie so etwas von der durch den Nerven erfolgenden Bewegung verschiedenes, als eine Empfindung ihrem Wesen nach seyn mufs, alsdann entstehen könnte.“ (Rec. gesteht, dafs die Beweiskraft dieses Grundes ihm nicht recht einleuchte. Warum sollte die Wirkung der Lebenskraft in einem Theile des Hirns, dessen Organisation von der des Nerven verschieden wäre, nicht auch von der Wirkung der Lebenskraft im Nerven verschieden seyn können?) „Nehme ich hingegen an, fährt Hr. *S.* fort, die durch den Nerven nach dem Hirne zu erfolgende Bewegung bleibe bis zu seiner Hirnendigung die nämliche (denn warum sollte man eine Aenderung in der Wirkung annehmen, *so lange man im Bau des Nerven gar keine Veränderung bemerkt?*), theile sich nun aber, wo der Nerve aufhört, der Hirnhölenfeuchtigkeit mit: so wird wenigstens begreiflich, dafs nun etwas gar sehr Verschiedenes — eine Empfindung nämlich — entstehen kann.“ (Allein bemerkt man wirklich im Bau des Nerven *gar keine Veränderung?* Erhält der Nerv nicht erst nach seinem Ausgange aus dem Hirn seine Bekleidung? Und ist es schon so ausgemacht entschieden, dafs diese für seine Verrichtung ganz aufserwesentlich sey?) Der von Hn. *S.* u. *A.* schon ehemals angegebene Erfahrungsgrund gegen die Beschränkung des gemeinsamen Sensoriums auf einen kleinen Theil des Hirnmarks, dafs man nämlich keinen bestimmten Theil desselben findet, der nicht zuweilen ohne merkliche Hinderung irgend einer Verrichtung, ohne einen für's Sensorium commune damit verbundenen merklichen Nachtheil, zerstört gefunden wäre, scheint uns bey weitem der beweisendste. — Wenn das Sensorium da sich finden soll, wo alle Nerven zusammenkommen, so sind es die Wände der Hirnhölen, und das vereinigende Mittelding (*Medium uniens*) wäre folglich die Flüssigkeit der Hirnhölen. Dafs die Hirnendigungen der Nerven von so verschiedenen Sinnen, als das Gesicht und Gehör sind, so entfernt aus einander liegen, scheine des Vfs. Satz noch wahrscheinlicher zu machen. Nämlich: einem und demselben Wesen (d. i. der Flüssigkeit der Hirnhölen) werde an verschiedenen Stellen Verschiedenes mitgetheilt, also müsse es auch Verschiedenes empfinden. (Dieser Grund scheint eine zu grob körperliche Vorstellung zu begünstigen, und mit dem, was der Vf. nachmals selbst §. 36. sagt, nicht zusammen zu stimmen. Wenn Empfindung durch die der Hirnhölenfeuchtigkeit vermittelst der Nerven mitgetheilte Veränderung bewirkt wird, so mufs die Art dieser Veränderung von verschiedenen Sinnesnerven so verschieden seyn, dafs, wenn die Hirnenden dieser Nerven auch dicht neben einander lägen, gleichwohl durch die Veränderungen so wenig Verwirrungen derselben unter einander und durch einander entstehen können, als durch die Bewegung der Schallstrahlen die Bewegung der Lichtstrahlen in der Luft oder jeder andern Flüssigkeit verwirrt werden können. Auch bedeutet ja bey der Bewegung einer Flüssigkeit die Entfernung, zumal eine so unbeträchtliche, wie diese, nichts, sondern eine jede mechanische Bewegung verbreitet sich sehr schnell durch die ganze Flüssigkeit.) Um die Frage: ob es etwa auch *a priori* sich einsehen lasse, dafs die Feuchtigkeit der Hirnhölen das gemeinschaftliche Sensorium enthalte? vorzubereiten,

ten, läßt Hr. *S.* sich vorher auf die Untersuchung ein: Ob eine Flüssigkeit animirt seyn könne? Zuerst beruft er sich auf jüdische und christliche Philosophen, die in den ersten Zeilen der heil. Schrift, in den Worten: Und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser, diesen Satz enthalten finden, auf *Thales*, der das Göttliche im Wasser fand, auf *Heinse*, dessen Demetri (in Ardinghello) das Chaos wie einen *unermeßlichen, heißen Nebel* (?) im unendlichen Raume „folglich eine *animirte Flüssigkeit*" (!) statuirt, und der hinzufügt: „Unsre Philosophen nehmen sich sehr in Acht, wenn sie von Seele reden, auf Erde, Wasser, Luft und Feuer zu kommen; vermuthlich um sich nichts zu vergeben. Nicht so die Griechen! Wir zucken die Achseln deswegen über sie? Je erhabener der Mann, desto eher der Kinder Spott! „— auf *Albinus*, *Metzger*, *Brandis*, *Platner*, *van Maanen*, *Lichtenberg*, von denen er Stellen anführt, um zu beweisen; daß unsre neusten Naturkundigen und Philosophen nicht so denken, auf den Aether, der zufolge der Gedanken eines *Leibnitz*, *Newton*, *Euler*, *Kant* — die wichtigsten Urbewegungen im Universum verrichtet. „Und da Urleben, Urbewegung, oder Anfang einer Bewegung bey steten, in Ansehung ihrer Form unveränderlichen, Wesen nicht einmal denkbar ist, sondern dieselben eine Flüssigkeit zu heischen *scheinen*, so dünkt mich der Satz, daß eine Flüssigkeit animirt seyn könne, auch um so *wahrscheinlicher*." — „Hätte aber dieses seine Richtigkeit, so wäre es ebenfalls *nicht wahrscheinlich*, daß das gemeinschaftliche Sensorium in einem soliden Theile des Hirns enthalten seyn könnte, weil es alsdann weder eine Bewegung annehmen (?), noch eine Urbewegung gegenseitig erzeugen könnte. Ja, wenn man alles Gesagte zusammennimmt, und alles Grobkörperliche gleichsam davon abstreift, so scheint nach diesen Vordersätzen, das gemeinschaftliche Sensorium *schlechterdings* eine Flüssigkeit — selbst um zu existiren — *nothwendig* zu haben .... Und: So wäre es selbst *a priori* dargethan (?), daß das *Sensorium commune* in einer Flüssigkeit enthalten seyn *müßte*, in sofern es nämlich fähig ist, Wirkungen aufzunehmen, und Wirkungen zu erzeugen! Nach diesen weit über die Gränzen menschlicher Erkenntniß hinausführenden Untersuchungen folgen nun als Erläuterungen des Satzes aus der Analogie Beyspiele organisirter lebender sogenannter Flüssigkeiten, der sogenannten gläsernen Feuchtigkeit des Auges, bey welcher Gelegenheit Hr. *S.* es wahrscheinlich findet, daß auch die Feuchtigkeit im Labyrinth des Ohrs ihre besondre Organisation habe, — das kleine dem Anschein nach äußerst wenig Festes enthaltende, helle, durchsichtige Tröpfchen einer homogen scheinenden Feuchtigkeit, das in den ersten Stunden nach der Empfängniß unser Leben, unsern Geist, die ganze Kraft unsers Ichs enthält, dessen Leben um so reger ist, je weniger solide Theilchen es noch enthält, — der Polyp, — die *Doris laevis*, — das Weiße im Vogeley. „Warum sollte also die Feuchtigkeit der Hirnhölen nicht auch eine Organisation haben können?" (Die Glasfeuchtigkeit, der Polyp, die Doris laevis, das Weiße im Ey sind organisirt, in sofern sie *nicht Flüssigkeiten* sind, und vom ersten Keim des Embryo gilt höchst wahrscheinlich dasselbe. „Flüssig, sagt Hr. *Kant* sehr schön in dem dieser Schrift angehängten Schreiben, ist eine stetige Materie, deren jeder Theil innerhalb dem Raum, den diese einnimmt, durch die kleinste Kraft aus ihrer Stelle bewegt werden kann. Diese Eigenschaft scheint aber dem Begriff einer organisirten Materie zu widersprechen, welche man sich als Maschine, mithin als starre, dem Verrücken ihrer Theile (mithin auch der Aenderung ihrer innern Configuration) mit einer gewissen Kraft widerstehende Materie denkt; sich aber jenes Wasser zum Theil flüssig, zum Theil starr, denken (wie etwa die Krystallfeuchtigkeit im Auge.): würde der Absicht, warum man jene Beschaffenheit des unmittelbaren Sinnorgans annimmt, um die Function desselben zu erklären, auch zum Theil vernichten." — Nach diesem muß man entweder die Flüssigkeit oder die Organisation der Hirnhölenfeuchtigkeit, im gewöhnlichen Sinne des Worts Organisation, welchem die Beyspiele aus der Analogie zusagen, aufgeben.) Daß aber eine Flüssigkeit zu gleicher Zeit für alle fünf Sinne verschiedenartige Bewegung ohne Störung gestatten könne, zeigt das Beyspiel des Wassers, das zugleich die Bewegung des Wärmestoffs, schmeckbarer und riechbarer Theilchen, der Schallstrahlen und der Lichtstrahlen verstattet, und *Chladni's* Versuche machen einigermaßen begreiflich, wie jeder Sinn ihm eigne Schwingungsformen der Hirnhölenfeuchtigkeit mittheilen kann. Die Bewegung, die in oder an einem eine Empfindung erregenden Nerven erfolgt, mittelst welcher eine Empfindung entsteht, bleibt die nämliche, so lange der Nerv der nämliche bleibt, dann aber hört sie, da kein Grund zu ihrer plötzlichen Vernichtung da ist, nicht auf, sondern geht in die mit der Hirnendigung des Nerven in Berührung stehende Hirnhölenfeuchtigkeit über. Daß, wie *Heinse* bemerkt, das Ohr unser richtigster Sinn ist, hat seinen physischen Grund darinn, daß der Hörnerv so nackt und bloß mit der Feuchtigkeit der Hirnhölen in Berührung steht. Es ist merkwürdig, daß die Nerven unsrer feinsten, stärksten und lebhaftesten Sinne, des Gehörs und Gesichts am unmittelbarsten die Feuchtigkeit berühren. (Rec. wundert sich, hier nicht aus dem bey Thieren und Embryonen zu beobachtenden Bau der Hirnendigung des Geruchsnerven erklärt zu finden, wie der Geruch, nach Rousseau, der Sinn der Imagination ist.) Es ist ferner merkwürdig, daß die Hirnendigung des Hörnerven und Sehenerven nicht bloß an den entgegengesetzten Wänden der Hirnhölen sich befinden (wovon schon oben), sondern auch sehr verschieden sind; die des Sehenerven ausgebreiteter, und deshalb die von daher ins Sensorium gekommene Bewegung länger anhaltend, die vom Hörnerven strahlenförmig, wie eingelegt, und die Hörempfindung stark, aber nicht anhaltend. Verschiedenheiten in der oft beobachteten kürzern aber breitern, längern aber schmälern Beschaffenheit der hintern Hörner der Seitenhirnhölen, in der Zahl, Gestalt etc. der Hirnendigungen der Hörnerven etc. können oder müssen auf das Sensorium

einen verschiedenen Einfluss haben. Kein Säugethier hat nur einigermaßen so geräumige, selbst so geformte, Hirnhölen als der Mensch; noch kleiner sind sie bey Vögeln, bey Fischen am kleinsten, bey Insekten fehlen sie ganz. (Also empfinden Insekten nicht?) Die Entwickelung und Ausbildung der Seelenkräfte geht bey Kindern in den ersten Lebensjahren weit schneller vor sich, als späterhin, und ihr Hirn ist feuchter, gewiss also auch die Flüssigkeit der Hirnhölen dünner, beweglicher, zur Wirkung und Gegenwirkung geschickter. (Aber der wasserreiche Körper phlegmatischer Menschen?) Auf der andern Seite fand *Fodéré* in Kretinen (in Einem Kretin) weniger und auffallend hartes Gehirn. In der Rhachitis und in einem mäßigen Grade der Hirnhölenwassersucht nimmt man einen vorzüglichen Grad von Geisteskräften wahr. Menschen von wenigen Geisteskräften sah man nach einer Verwundung des Schädels, so lange die Wunde offen blieb, folglich die Hirnhölen und die Feuchtigkeit derselben freyer wurden, mehr Genie, als vorher, zeigen, aber auch mit dem Schliessen der Wunde wieder verlieren. Weniger und mehr als gewöhnlich Wasser fand man in den Hirnhölen epileptischer Personen. Der bey Versuchen vorsätzlich erregte Verlust der Hirnsubstanz tödtet die Thiere, wenn er bis auf die Hirnhölen geht. Pflanzengifte zeigen sich wirksamer auf das Gehirn, als mineralische, vielleicht weil sie sich leichter und inniger mit jeder thierischen Feuchtigkeit mischen. (Allein warum beweisen thierische Gifte sich fast gar nicht wirksam aufs Gehirn?) Auch manche Erscheinungen bey der Rückwirkung erklären sich daraus, dass die auf die Feuchtigkeit der Hirnhölen geschehene Originalwirkung eine Rückwirkung auf die soliden Hirntheile erzeugen wird, wenn sie fortführt. Die innern Empfindungen sind schwächer, weil bey ihnen das Sensorium nur den Ort im Hirne excitirt, durch dessen Wirkung die Erinnerung von dergleichen empfundenen Veränderungen ihm wieder dargestellt wird. *Des Cartes*, *Henricus Regius*, *Haller's*, *Albin's*, *Plouequet's*, *Metzger's*, *Tiedemann's*, *Blumenbach's*, *Platner's* und *Ith's* Erfoderniße für das Sensorium befriedigt die Hirnhölenfeuchtigkeit. Auch auf die Frage: Wozu nützen die übrigen so besonders geformten Theile des Hirns? scheine etwas Befriedigenders, als bisher, geantwortet werden zu können, da nämlich alle Flüssigkeiten nicht nur durch solide Körper modificirt werden, sondern auch mannichfaltige Gestalt der soliden Körper selbst nothwendig haben, um zu wirken, und durch Resistenz sich zu äussern. Hier sind Hn. *S's.* Worte: „Hat etwa — doch gestehe ich, dass dies eine äußerst gewagte Vermuthung in der Dunkelheit ist — die Kraft, die mittelst der Flüssigkeit der Hirnhölen, als ihres Organs, wirkt, gerade die besondern Theile des Hirns nothwendig, um sie durch Benutzung, Anwendung, Uebung, Anstrengung u. s. f. zu determiniren, zu bilden, zu bereiten (präpariren), dass sie sich ihrer bey vorkommenden Gelegenheiten, wieder, als nunmehr geschickterer, geübterer, Werkzeuge bedienen kann; — oder dass sie ohne selbige, als eine Resistenz, sich gar nicht einmal äussern könnte?"

(Der Beschluss folgt.)

ERDBESCHREIBUNG.

WIEN, b. Schmidbauer: *Ignatii de Luca conspectus statisticus status Austriaci in 30 tabellis.* In Tabellenformat.

Eben dasselbe Buch ist im J. 1793 bey Degen unter dem Titel: „*Statistische Uebersicht des Oesterreichischen Staates.*" erschienen. Die erste Tafel ist eine allgemeine Uebersicht; allgemein auch die zweyte, welche die sämmtlichen deutschen Erblande begreift, die hierauf T. 3. 4. 5. 7. 10 bis 17 wieder besonders vorkommen; Böhmen 6 und 18, Illyrien 8, Lombardie 9, Mähren 19, Schlesien 20, Ungarn und die einverleibten Lande 21—24, Oestr. Polen 25, die Bukowina 26, die Militärgränze 27, das Mineralreich 28, Bevölkerung 29, Militäretat 30. Die Rubriken sind: Besitzungen, Flächenraum, Gebirge, Flüsse, Meer, Naturproducte, Einwohner, Wohnorte, Kunstfleiss, Einfuhr, Ausfuhr, Commercialstrasen, Geistlichkeit, Finanzwesen, Kriegsmacht. Die lateinische Uebersetzung ist für die undeutschen Unterthanen der Monarchie und für Ausländer bestimmt.

Niemand wird einen Auszug verlangen. Wir begnügen uns mit Proben der Resultate aus der ersten Tafel; nach dem europäischen Russland, Schweden, der europäischen Türkey und den dänischen Ländern ist die österreichische Monarchie der grösste Staat in Europa; ihre Oberfläche: 10,400 Quadratmeilen; die Volkszahl: 24,825,000 Seelen, deren also auf eine Q. Meile 2400 kommen; Städte 1157; Wohnplätze in allem 112,993. Die Bevölkerung Wiens 269,000; Klöster 469; protestantische Bethäuser 154. Einkünfte bis 90 Millionen (ohne Zweifel Gulden); Kriegsmacht in Friedenszeiten 298,000.

Es versteht sich, dass dieses alles angegeben ist, wie es vor dem Kriege und vor der Auflösung Polens war.

Der Fleiss des Vf. ist zu bekannt, um einer Empfehlung zu bedürfen. Dass nicht alles mit mathematischer Genauigkeit zu nehmen seyn wird, versteht sich bey solchen Werken von selbst. Das mögliche ist geschehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. September 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *S. Th. Sömmerring über das Organ der Seele* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Angehängt sind nun noch: ein Schreiben von Hn. *Tralles* in Bern; zwey treffliche Kupfertafeln, deren erste die linke Hälfte der im Kopfe enthaltenen Hirnmasse nach einem senkrechten Durchschnitte, deren zweyte die vierte Hirnhöle, von oben und hinten geöffnet, darstellt; und ein Schreiben von Hn. *Kant*, welchem Hr. *S.* seine Schrift zur Beurtheilung vorlegte.

Man thue besser, urtheilt *Kant*, in einer Untersuchung über das gemeinsame Sinnenwerzeug den Begriff von einem *Sitz der Seele* ganz aus dem Spiel zu lassen, welches um desto mehr mit Recht geschehen könne, da er eine *locale Gegenwart*, die dem Dinge, was blos Object des innern Sinnes und sofern nur nach Zeitbedingungen bestimmbar sey, ein Raumesverhältnifs beylege, verlange, aber eben damit sich selbst widerspreche, anstatt dafs eine *virtuelle Gegenwart*, welche blos für den Verstand gehört, eben darum aber auch nicht örtlich ist, einen Begriff abgebe, der es möglich mache, die vorgelegte Frage (vom *Sensorium commune*) blos als physiologische (nicht als metaphysische) Aufgabe zu behandeln. Da die Seele sich nur durch den innern Sinn, den Körper aber nur durch äufsere Sinne wahrnehmen, mithin sich selbst schlechterdings keinen Ort bestimmen kann, weil sie sich zu diesem Behuf zum Gegenstand ihrer eigenen äufsern Anschauung machen und sich aufser sich selbst versetzen müfste, welches sich widerspricht, so führe die verlangte Auflösung der Aufgabe vom Sitz der Seele, die der Metaphysik zugemuthet werde, auf eine unmögliche Gröfse; und man könne dem, der sie unternimmt, mit dem Terenz zurufen: *Nihilo plus agas, quam si des operam, ut cum ratione insanias.* Die physiologische Aufgabe habe es also nur mit der Materie zu thun, welche die Vereinigung aller Sinnenvorstellungen im Gemüth möglich macht. Die einzige aber, die sich dazu qualificirt, sey das Hirnhölenwasser, als das unmittelbare Seelenorgan, welches die daselbst sich endigenden Nervenbündel einerseits von einander *sondert*, damit sich die Empfindungen durch dieselben nicht vermischen, anderseits eine durchgängige *Gemeinschaft* unter einander bewirkt, damit nicht einige, ob zwar von demselben Gemüth empfangen, doch aufser dem Gemüth wären. Da nun aber die grofse Bedenklichkeit eintritt, dafs da Wasser, als Flüssigkeit, nicht füglich als organisirt gedacht werden kann, gleichwohl aber ohne Organisation, d. i. ohne zweckmäfsige und in ihrer Form beharrliche Anordnung der Theile, keine Materie sich zum unmittelbaren Seelenorgan schickt, so schlägt Hr. *K.* statt der *mechanischen*, auf Nebeneinanderstellung der Theile zur Bildung einer gewissen Gestalt beruhenden, eine *dynamische* Organisation vor, welche auf chemischen (so wie jene auf mathematischen) Principien beruht, und so mit der Flüssigkeit jenes Stoffs zusammen bestehen kann. „So wie die *mathematische* Theilung eines Raums und der ihn einnehmenden Materie (z. B. der Gehirnhöle und des sie erfüllenden Wassers) ins Unendliche geht, so mag es auch mit der *chemischen* als dynamischen Theilung (Scheidung verschiedener in einer Materie wechselseitig von einander aufgelöseten Arten) beschaffen seyn, dafs sie, so viel wir wissen, gleichfalls ins Unendliche geht.“ — „Wenn man nun als Hypothese annimmt: dafs dem Gemüth im empirischen Denken, d. i. im Auflösen und Zusammensetzen gegebener Sinnenvorstellungen, ein Vermögen der Nerven untergelegt sey, nach ihrer Verschiedenheit das Wasser in der Gehirnhöle in jene Urstoffe zu zersetzen, und so, durch Entbindung des einen oder des andern derselben, verschiedene Empfindungen spielen zu lassen (z. B. die des Lichts, vermittelst des gereizten Sehenerven, oder des Schalls durch den Hörnerven u. s. w.), so doch, dafs diese Stoffe, nach aufhörendem Reiz, so fort wiederum zusammenflossen, so könnte man sagen, dieses Wasser werde continuirlich organisirt, ohne doch jemals organisirt zu seyn; wodurch denn doch eben dasselbe erreicht wird, was man mit der beharrlichen Organisation beabsichtigte, nämlich die collective Einheit aller Sinnenvorstellungen in einem gemeinsamen Organ (*Sensorium commune*), aber nur nach seiner chemischen Zergliederung begreiflich zu machen.“ (Wer mufs nicht, auch in dieser Hypothese, die sich so schön an die neuern physischchemischen und vielleicht auch an die physiologischen Entdeckungen unsrer Zeit anschliefst, den grofsen, vor Allen ehrwürdigen, Denker unsers Jahrhunderts bewundern!)

Diese ausführliche Anzeige glaubte der Rec. seiner Achtung gegen das Publicum bey dem allgemeinen Interesse einer Schrift, wie die vorliegende ist, und seiner Achtung gegen Hn. *Sömmerring* schuldig zu seyn. Diese Schrift macht in der Anatomie und Physiologie Epoche. In anatomischer Hinsicht bleibt uns zu wünschen übrig, dafs Hr. *S.* nicht, wie es hier und da der Fall ist, auf Malacarne und Santorini verwiese, sondern uns lediglich eigene, sichere Beobachtungen lieferte. Der physiologische Theil ist mit sel-

tenem Scharfsinn und grofser Gelehrsamkeit bearbeitet. Nur ſtellen wir es, was den Vortrag und die Einkleidung betrifft, dem Urtheil des Hn. *S.* anheim, ob es nicht unter der Würde eines Mannes, wie er iſt, ſey, einem Buche, dem er ſelbſt, zufolge des Motto (*Relinquamus aliquid, quo nos vixiſſe teſtemur!*), groſsen Werth beylegt, durch bellettriniſche Purpurlappen aus Ardinghello und Hildegard von Hohenthal (etwa die Stelle S. 48. ausgenommen), und durch gewaltſam herbeygezogene philoſophiſche Citate (z. B. das Citat von *Kants* Kritik der reinen Vernunft S. 15.), einen erborgten Schimmer geben zu wollen, deſſen es nicht bedarf?

Münster, b. Platvoet: *Beobachtungen und Schlüſſe aus der praktiſchen Arzneywiſſenſchaft*, von *Alexander Rave*. 1796. 148 S. gr. 8.

Der Inhalt dieſer Schrift, welche ganz nach Hoffmanns demonſtrativiſcher Lehrmethode gemodelt und deren Vf. ein eifriger Humoriſt und Anhänger des αὐτὸς ἔφα iſt, enthält fünf Aufſätze. I. *Von einigen wirkſamen Mitteln gegen die Gicht.* Die nächſte Urſache dieſer Krankheit oder die Natur und Beſchaffenheit der Gichtmaterie ſey nach des Hn. geh. Raths C. L. Hoffmanns *richtig erwieſenen Lehrſätzen?* ein im Gelenke ſelbſt erzeugter ſcharfer Saft. Das ganze Geſchäfte des Arztes bey Heilung der Gicht beſtehe daher in Verbeſſerung des verdorbenen Gelenkſaftes und Verhütung ſeiner fernern Verderbniſs. Aeuſserlich wird der von Hoffman als das beſte Antiſepticum vorgeſchlagene ſchwarze Peruvianbalſam in Weingeiſt aufgelöſt und öfters des Tages in die ſchmerzhaften Gelenke einzureiben empfohlen. Durch eine natürliche Schlufsfolge entdeckte Hr. *R.* zwey Mittel, die „meinem Räſonnement zufolge vortreffliche Dienſte leiſten muſsten, ob „gleich die Erfahrung mich von ihrer Wirkſamkeit in „der Gicht damals noch nicht belehrt hatte, nämlich „die Sabina und der aromatiſche Calmus, die wie Hr. „geh. R. Hoffmann erwieſen hat, in die Knochen abgeſchieden werden.“ Er ſchlieſst nun ſo: der Knochenſaft macht einen Theil der Gelenkſchmiere aus: Calmus und Sevenbaum wirken antiſeptiſch auf den Knochenſaft, folglich wirken und verbeſſern ſie auch den Gelenkſaft. — Neun Beobachtungen, die öfters mit zu geſuchtem Räſonnement begleitet ſind, ſollen beweiſen, daſs vorzüglich der Aufgufs und die Conſerva der friſchen Sabina, nebſt Einreibungen des Peruvianbalſams, des Cajeputöls oder auch zuweilen naſſe Umſchläge von Sevenbaum die Gicht geheilt haben. — Weit angenehmer hörte Rec. vor zehn Jahren bey ſeiner Durchreiſe durch Aſchaffenburg den eigentlichen Erfinder dieſer Hypotheſe, Hn. geh. R. Hoffmann hierüber räſonniren: aber weder damals noch jetzt konnen weder Lehrer noch Schüler Rec. von dieſer Meynung überzeugen. II. *Beſtätigung des Nutzens des Sublimats gegen den Milchſchorf.* Das Freilamkraut hatte keine ſpecifiſche Heilkraft gegen dieſen Ausſchlag, wohl aber der Sublimat als Waſchwaſſer. In fünf erzählten Beobachtungen heilte der Sublimat innerlich und vorzüglich äuſserlich gebraucht ein vierjähriges Kind und vier erwachſene Perſonen von einem kruſtenartigen Ausſchlag (ob das aber wirklich Milchſchorf war?) vollkommen, gegen welchen das Freilamkraut nichts vermogte. III. *Padarthrocace.* „Verdickt der eigentliche Knochenſaft des menſchlichen Leibes, ſo entſteht nach Hoffmann der *Scharbock:* iſt die Verderbniſs des Knochenſafts an einer localen Stelle des Knochens, ſo heiſst dies *Beinfraſs.* Padarthrocace und ſpina ventoſa kommen darinn überein, daſs beide von verdorbenen Marktheilchen hervorgebracht werden, unterſcheiden ſich aber von einander dadurch, daſs Pädarthrocace von *auſsen* auf dem Knochen ſitzt, dahingegen ſpina ventoſa im *innern* des Knochens ihren Sitz hat.“ Auch gegen dieſe Krankheit empfiehlt Hr. *R.* vorzüglich den Sublimat, Calmus und die Sabina innerlich und äuſserlich angewandt. Fünf Krankengeſchichten erörtern des Vfs. Heilmethode. IV. *Pyroſis ſuccica ſeu Culleni.* Dieſes Brechen entſteht nach *R.* von Verderbniſs und Säure des Magenſaftes in weitläuftigſter Bedeutung: adſorbentia mit bittern Mitteln, z. B. Krebsaugen mit Quaſſia etc. heilen dieſes Uebel. Rec. kennt eine 70jährige, übrigens ſehr geſunde Frau von beſten Verdauungskräften, welche dieſes Waſſerbrechen ſchon länger als 40 Jahre hat, und weder durch Quaſſia noch andre bittre Mittel ganz davon geheilt iſt. Sie wird nur dann damit befallen, wenn ſie ſich erkältet oder Verdruſs hat: das was ſie wegbricht, iſt nie ſauer, ſondern bloſs einige Mundvoll geſchmackloſer Magenſaft. Cullen's Definition der Pyroſis: „*Epigaſtrii dolor ureus, cum copia humoris aquei, plerumque inſipidi eructata*“ paſst ganz auf ſie. V. *Ueber die Wahl der äuſserlichen Mittel bey Schuſswunden.* Nach des Vf. Meynung, der den Ausgang jeder Verwundung nach dem Verderben der Säfte in und um die Wunde berechnet, ſind Antiſeptica in und äuſserlich gebraucht angezeigt, und alle erweichende, warme Mittel zu verwerfen. Auch dieſer Aufſatz iſt ganz nach Hoffmann's Principien geſchrieben und überall bleibt er dieſem Syſtem mit groſser Anhänglichkeit zugethan. In dem zehn Seiten langen Vorbericht ſagt der Vf. zwar: „mein Streben war immer, ohne partheyiſche Anhänglichkeit oder Anſchmiegung an eine gangbare Hypotheſe die Wahrheit zu erforſchen, ob ich gleich nicht „ſtets glücklich genug geweſen ſeyn mag, das Geſuchte „zu erreichen.“ Geſteht aber weiter unten: „man „wird es mir nicht als Fehler anrechnen, auf Hoffmann'ſche Grundſätze gebaut zu haben: ich bitte herzlich „noch einmal dieſes groſsen philoſophiſchen Arztes „Schriften zu Hand zu nehmen, ſeine Beweiſe nach „den ſtrengſten logiſchen Regeln, mit Ablegung aller „Vorurtheile zu prüfen und ſeine Behauptungen mit „der Natur zu vergleichen.“ Mit eben dieſer Unbefangenheit wünſcht Rec., der weder purer Humoriſt, noch Nervenpathologe iſt, daſs Hr. *R. Chriſt. Ludw. Hoffmanns eigenthümliche Meynungen und Theorien dargeſtellt und beurtheilt von einem unpartheyiſchen Verehrer deſſes groſsen Arztes der Wahrheit* im 3. 4 u. ſ. w. St. des *Journals der Erfindungen, Theorien und Widerſprüche* leſen und prüfen möge, wenn es ihm anders Ernſt iſt, ſich zu bekehren und — Zweifler zu werden.

Ber

Berlin, b. Maurer: *Beschreibung des Gesundbrunnens und Bades zu Freyenwalde* und vieler daselbst *gemachten* (?) medicinischen Wahrnehmungen. Ein Handbuch für Brunnengaste und für alle die von der Beschaffenheit und dem Gebrauche *desselben* (des Brunnens) eine getreue und ausführliche Nachricht wünschen, von Dr. *F. W. Heydekker*, Brunnenarzt zu Freyenwalde. 1795. XVI u. 264 S. 8.

Es wäre unbillig, einen alten, bescheidnen Praktiker, den dringende Umstände und mannichfaltige Aufforderungen nöthigen, als Schriftsteller aufzutreten, eine gröfsre Strenge der Kritik empfinden zu lassen, als zur unpartheyischen Würdigung seines literarischen Produkts und zur Auseinandersetzung des von ihm in Untersuchung genommenen Gegenstandes erfoderlich ist. Ueber den Werth dieser Schrift werden wir uns mit unsern Lesern hinlänglich verständigt haben, wenn wir versichern, dafs auch nicht die Natur und der Gang und die allgemeine Heilart einer einzigen Krankheit irgend eine Art von Aufklärung hier erhält, welches der unerschütterlichste Beweis ist, dafs der Vf. uns keine tiefe und erschöpfende Einsicht von seinem Heilmittel gegeben hat. Der Gegenstand selbst verdient, dafs wir länger bey ihm verweilen. Nur sieben Quellen kommen in Betracht, von denen zwey, den Küchenquell- und den Königsbrunnen Hr. Apotheker Rose aus Berlin am Orte selbst untersucht hat, welcher, was ihm die Reagentien und die Analyse lehrten, hier selbst sagt. Die Bestandtheile aus 25 Pfund Mineralwasser vom Küchenquell sind aufser weniger fixer Luft an Granen von Kochsalz 6, Bittersalz 12, salzsaurer Bittererde 4, Gips $2\frac{3}{4}$, harzigtem und gummösen Extractivstoff von jedem 2, Kalkerde mit Luftsäure gesättigt 60, luftsaure Bittererde $2\frac{1}{2}$, luftsaure Eisenerde $6\frac{1}{2}$, aufgelöste Kieselerde $1\frac{1}{2}$, Sand und Schmutz $6\frac{1}{4}$. Summe $105\frac{1}{4}$ Gran. Der Königsbrunnen ist noch denner an fixer Luft, so wie auch 25 Pfund von ihm nicht ganze 58 Gran Rückstand geben, und zwar an Kochsalz 4, Bittersalz 4, Gips 2, harzigtem und gummösem Extractivstoff 2, aufgelöseter Kieselerde, luftsaurer Kalkerde $34\frac{1}{2}$, luftsaurer Bittererde $1\frac{1}{2}$, luftsaurem Eisen $4\frac{1}{2}$, Sand und Schmutz 4. Diese chemische Bestimmung erregt keine besondere Erwartungen; das Wasser ist an gasartigen Bestandtheilen äufserst arm und dürftig an fixen Bestandtheilen. Was aber das auffallendste ist, die Wirkungen, die der Vf. ihm am mehrsten nachrühmt, können sich auf die Analyse am wenigsten stützen, da die geringe Menge von Salzen und andern Stoffen, die es enthält, das wenige Eisen ausgenommen, nun kein grofses Hinderniss seyn kann, um den stärkenden, belebenden Einfluss der unbekannten Kraft, sie liege nun in einem besondern, unentdeckten Princip oder, was noch wunderbarer wäre, in der Verbindung einer kleinen Menge Salze u. s. zu mindern. Hr. *H.* nennt 16 verschiedne Zustände, welche die dortigen Quellen heben können: die mehrsten Krankheiten von Schwäche der festen Theile, die Neigung zu catarrhalischen Beschwerden, die mehrsten chronischen und Nervenkrankheiten, die Wassersucht von Schwäche der festen Theile und zu dünner Beschaffenheit der flüssigen Theile, Gicht und Rheumatism, Lähmungen, besonders wenn sie Folgen von Schlagflüssen sind, den Schwind (Abzehrung einzelner Theile) mit oder ohne Lähmung, die sogenannte weisse Kniegeschwulst, wo das ganze Bein geschwunden ist, Krämpfe, Hämorrhoidalbeschwerden, Skrofeln, Krankheiten des Monatflusses, Zittern der Glieder von Nervenschwäche oder Merkurialdämpfen, Hautkrankheiten, schweres Gehör, und worüber sich der Vf. endlich doch zweifelhaft ausdrückt, die Unfruchtbarkeit. Wir kennen keinen Brunnen, wo so grofse Hülfe in verzweifelten Fällen geleistet werden soll, da doch so viele Brunnen unendlich vielversprechender zusammengesetzt sind. Da auch die einzelnen mit Namen gröfstentheils angeführten Krankengeschichten oft über die Heilung in Freyenwalde in Erstaunen setzen, und des Vf. Wahrheitsliebe sich durch nichts verdächtig macht, so ist zu bedauern, dafs alle medicinische Erörterungen in jeder Rücksicht so wenig befriedigend sind. Man erhält keine Aufklärung über die Wirkungsart des Wassers, und obgleich wir die Kräfte des Wassers, trotz der Angabe des Chemikers, nicht durchaus bezweifeln mögen, so könnte uns doch Hn. *H.* Auseinandersetzung nicht bestimmen, einen Kranken ihm zuzuschicken.

Das Wasser wird mehrentheils, besonders von den höhern Ständen, als Bad gebraucht, in allen Temperaturen, über die der Vf. indefs nicht sehr unterrichtet spricht.

Nun noch einige historische Nachrichten. Im Jahr 1683, vielleicht etwas früher, wurden die Quellen sehr zufällig entdeckt, von dem grofsen Kurfürsten sehr in Ansehen gebracht, welches sie aber verloren, bis sie wieder am Ende der Regierung Friedrich Wilhelms die Aufmerksamkeit auf sich zogen. 1720 ist des Brunnen dem Canonicus von Kahle auf Lebenszeit als eine Entrepriſe überlassen, und ihm die alleinige Verwaltung unter Aufsicht des Generaldirectorii anvertrauet. Alle Armen haben Heilung, Wohnung und die Mittagsmahlzeit frey. Doch wird bezweifelt, ob dieses alles künftig werde geleistet werden können. Man macht sich dort oft das Vergnügen, allen armen Brunnengästen ein öffentliches und aus mehrern Schüsseln und Getränken bestehendes Gastmahl zu geben und sie noch mit Geld zu beschenken. Der Vf. hat eine kleine Brunnenbibliothek veranstaltet.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Dresden, b. Gerlach: *Beicht- und Communionbuch*, von M. *J. F. H. Cramer*. 3te Aufl. 1796. 210 S. 8. (8 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Ueber die Nachahmung Jesu*. Ein Erbauungsbuch für Christen, von M. *J. F. H. Cramer*. 3te Aufl. 1796. 480 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ebend., b. Ebend.: *Aufsätze zum Uebersetzen ins Lateinische mit grammatischen und philologischen An-*

merkungen, von *Ch. G. G. Koch*. 2te verb. Aufl. 1796. 322 S. 8. (12 gr.)
Breslau, Hirschberg u. Lissa, b. Korn d. Aeltern;

Vermischte Gedichte, von *S. G. Bürde*. 2te (nur mit einem neuen Titelblatte versehene) Aufl. 1795. 150 S. 8. (16 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Jena*, b. Göpferdt: Diss. inaugural. *de cataracta*, auctore *Rudolph. Abrah. Schiferli*, Helveto-Thunensi. 106 S. 8. — Diese Gradualschrift zeichnet sich vor vielen andern durch ihre Gründlichkeit und durch mehrere darinn vorkommende eigenthümliche interessante Bemerkungen so sehr aus, dass sie eine besondere Anzeige verdient. Ausserdem, dass der Vf. die wichtigsten über diesen Gegenstand vorhandenen Schriften mit Fleiss und guter Auswahl benutzt hat, so beruft er sich auch oft auf seine eigene Erfahrung und noch häufiger auf die Beobachtungen seines Lehrers, des vor nicht langer Zeit verstorbenen Hn. *Juzeler*, welcher als ein glücklicher und erfahrner Augenarzt in der Schweiz bekannt war und sowohl die Ausziehung, als die Niederdrückung des grauen Staars anwandte.

Zuerst hat der Vf. die Eintheilung nebst den Ursachen und Kennzeichen der verschiedenen Arten des Staars ausführlich angegeben. Gewöhnlich pflegt der flüssige oder Milchstaar mit völliger Blindheit verbunden zu seyn; ein hier angeführtes Beyspiel aber zeigt, dass Ausnahmen dabey Statt finden. Hr. Juzeler zog einen strahlichten Staar aus, welcher faulicht war; der Kranke erhielt dennoch das Gesicht wieder. Dass der angeborne Staar nicht immer weich sey, beweiset ein Fall eines zwanzigjährigen Jünglings, bey welchem die Linse klein und knöchern war; die zum Theil verknöcherte Capsel hing sehr fest an, die Operation aber nahm doch einen glücklichen Ausgang. Wie vorsichtig man bey der Vorhersagung seyn müsse, und wie oft, bey dem besten Anscheln, doch ein unglücklicher Ausgang erfolge, lehren verschiedene namhafte gemachte Erfahrungen. Bey solchen, wo die Pupille unbeweglich und schlapp war, misslang die Operation immer. In einigen hier angeführten Fällen gelang sowohl die Ausziehung, als die Niederdrückung, unerachtet der Staar nach äussern Verletzungen des Auges entstanden war; er ward theils hart, theils weich befunden. Auf die Cur durch Arzneyen hält Hr. *Sch.*, wie billig, nicht viel. In verschiedenen Fällen, wo die Krankheit nach einer zurückgetriebenen Krätze entstanden war, half die Wiederherstellung dieses Ausschlags nichts, so gar die Niederdrückung misslang in zweyen derselben. Beym venerischen Staar wurden Mercurialmittel vergeblich angewandt. Nach dem Gebrauch des Hahnemannschen Präparats ward ein Kranker operirt: mit der Linse drang ein grosser Theil des aufgelöseten Glaskörpers hervor, und der Kranke blieb blind. Hr. *S.* warnt daher gegen den unvorsichtigen Gebrauch der Quecksilbermittel. Den Schierling, das Aconitum und andere gegen bestimmte Arten des Staars empfohlene Mittel sah der Vf. oft, aber immer vergeblich, anwenden; vom Campher glaubt er sich etwas versprechen zu können, weil derselbe in einem Falle sehr wirksam war, noch mehr aber von der Pulsatille, welche Hr. Juzeler beym anfangenden Staar mehrmal mit Nutzen angewandt hatte, und den er immer zu geben pflegte, wenn der Kranke sich der Operation nicht unterwerfen wollte. Durch Vergleichung mehrerer Fälle überzeugte sich eben derselbe von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Präparation vor der Operation. Bey übrigens Gesunden begnügte er sich damit, dass er acht Tage zuvor ein gelindes Abführungsmittel gab und hernach bis zur Operation täglich zwey Pfund Molken mit einem Loth *electuar. lenitiv.* trinken und dabey Ruhe und die gewohnte Diät beobachten liess. In Absicht der letztern erinnert Hr. *S.*, dass sie mässig und nicht gar zu nahrhaft, vielweniger erhitzend, seyn müsse. Bey der Operation setzt er den Kranken auf einen hohen Armsessel, dessen Lehne gerade herabläuft; an die Armlehnen muss der Kranke die Hände stemmen und die Füsse auf einen Schemel setzen. Er selbst steht vor dem Kranken, drückt den Oberarm an seinen Körper und legt den vierten und fünften Finger an den Backen des Kranken. Das gesunde Auge wird verbunden. Ein Gehülfe hält den Kopf und zieht das obere Augenlied mit einem stumpfen Haken von starkem Silberdraht in die Höhe; das untere Augenlied zieht der Wundarzt mit dem Zeige- und Mittelfinger nieder. Das Auge wird nicht weiter befestigt. Die Niederdrückung wird mit einer platten Nadel verrichtet, welche eine Linie vom Rande der Hornhaut und eine halbe Linie unter der Mitte derselben eingestossen wird. Dabey muss sie zuerst horizontal liegen, dann wird sie vertical gedreht und an die vordere Wand des Staars gebracht, so, dass sie zwischen demselben und der Iris liegt; endlich wird der Staar gelinde zurückgedrückt und frey gemacht, und sodann niederwärts und hinterwärts in den Boden des Auges gedrückt, dergestalt, dass die eine Fläche oben, die andere unten zu liegen kommt. Die Nadel wird zuletzt in eben der Richtung ausgezogen, in welcher sie eingestossen ward. Dieses Verfahren ist so, wie das von Willburg. — Die Ausziehung verrichtet er mit dem Richterschen Messer. Der Schnitt durch die Hornhaut wird ganz nach dessen Vorschrift gemacht; bey der Oeffnung der Capsel zieht der Gehülfe das obere Augenlied mit den Fingern leicht in die Höhe, nachdem das Auge etwas ausgeruht hat. Die Capsel wird mit der Nadel geöffnet, und der Staar wird durch gelindes Andrücken des Davidschen Löffels herausgebracht. Um die noch übrigen verdunkelten Stückchen herauszubringen, wird das obere Augenlied gelinde gerieben; die Capsel wird, wenn sie ebenfalls verdunkelt ist, herausgezogen. — Die Nachcur muss, wenn nicht besondere Umstände eine Ausnahme nothwendig machen, äusserst einfach seyn. Der Kranke wird nach der Depression vier Tage, nach der Extraction aber acht Tage, bey sparlicher Diät erhalten, auch wird ihm zur Ader gelassen. Den dritten Tag nach der Extraction wird das Auge zuerst und hernach täglich einmal geöffnet. Der Verband besteht aus einer leichten trocknen Compresse; nach einigen Tagen wird dem Kranken ein blosser Schirm aufgesetzt. Ungewöhnliche Zufälle nach der Operation erfodern besondere Curarten, welche Hr. *S.* umständlich und mit grosser Sachkenntniss vortrefflich angegeben hat. — Den Beschluss der Schrift macht die ausführliche Anzeige und Beurtheilung der Vortheile und Nachtheile der Depression und Extraction und die Vergleichung beider Methoden. Hr. S. giebt keiner von beiden unbedingt den Vorzug, sondern sucht die Fälle genau zu bestimmen, in welchen die eine oder die andere Statt finde. In Zeit von 15 Jahren hat Hr. Juzeler 143 Staare *ausgezogen*, worunter 117 glücklich abliefen; von den verunglückten misslangen 4 durch die blosse Schuld der Kranken. Die Zahl der *niedergedrückten* Staare betrug 28, worunter 19 gelangen; unter den misslungenen war einer der Schuld des Kranken zuzuschreiben. Die durch die Extraction Nichtcurirten verhielten sich also zu denen, welche durch die Depression nicht genasen, wie 1 zu 2.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. September 1796.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Göschen: *Anleitung zur Geschichte der sächsischen Staaten*, von D. *Christian Ernst Weisse*, Professor zu Leipzig. 1796. 226 S. Vorr. u. Innh. XIV S. gr. 8. (18 gr.)

Hr. *W.* der schon durch mehrere historische Arbeiten rühmlich bekannt ist, hat sich durch dieses Werk ein neues Verdienst um die sächsische Geschichte erworben. Wie gut wäre es, wenn schon längst deutsche Gelehrte, anstatt sich blos mit Sammlung von Materialien zu beschäftigen, versucht hätten, auf gleiche Art dem künftigen Geschichtschreiber vorzuarbeiten, wenn wir über jede Provinz unsers Vaterlandes ein ähnliches systematisches Werk vorzeigen könnten! Die Compendien, mit welchen wir uns bisher begnügen mussten, waren ein höchst unvollkommner Ersatz dieses Mangels, dem jetzt für Sachsen glücklich abgeholfen ist; denn wenn gleich der Vf. sein Buch auch eigentlich nur zum Gebrauch akademischer Vorlesungen bestimmt hatte, so wird doch gewiss kein Freund der Geschichte den ausgebreiterern Nutzen desselben verkennen. Rec. konnte den Wunsch nicht unterdrücken, dass Hr. *W.* anstatt sich auf eine Anleitung zur Geschichte der sächsischen Staaten einzuschränken, uns gleich einen Entwurf dieser Geschichte gegeben hätte. Durch die Erweiterung der Gränzen seines Plans würde er Freyheit bekommen haben, das ganz zu leisten, was er bey einer vertrauten Bekanntschaft mit seinem Stoff, bey seiner gründlichen Kenntniss der Quellen und der Gabe, einen richtigen Plan zu entwerfen, zu leisten im Stande ist. Sein Werk würde dann noch mehr dem eigentlichen Historiker als dem Lehrer des sächsischen Staatsrechts nützlich geworden seyn. Er hätte nicht nöthig gehabt, seinen Gegenstand zu isoliren, sondern mehr auf die Verhältnisse desselben zu andern Rücksicht nehmen können. Statt der oft ins kleinliche gehenden Familienverhandlungen, Mutschierungen und Theilungen unter dem in so viele Aeste zersplitterten meisnischen Fürstenstamm, würde die Geschichte der Bildung eines Volks, das auf die Kultur von ganz Deutschland einen so entscheidenden Einfluss gehabt hat, vielleicht der vornehmste Gesichtspunkt des Vf. geworden seyn. Unermüdeter Fleiss und stille Betriebsamkeit waren schon in der frühesten Zeit feste Nationalzüge der Sorben; das unabläßige Streben ihrer Nachkommen, so oft sie auch durch äussere Widerwärtigkeiten in Elend und Roheit zurück gestürzt werden, sich zu einer glücklichern bürgerlichen Existenz und einem bessern sittlichen Zustande hervor zu arbeiten, geben der sächsischen Geschichte ihr eigenthümliches Interesse. Die durch diesen individuellen Charakter hervorgebrachten merkwürdigsten Situationen und das persönliche Verdienst grosser Männer, die mächtig auf ihr Volk wirkten, hätten dann mit wenigen starken Zügen, wie Spittler dieses in seiner reichen Kürze so meisterhaft ausführt, angedeutet werden können. Der tiefe Grad des Elends, in dem die meisnischen und thüringischen Staaten im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts versunken waren, und die, durch innere Kraft und die männliche Regierung einer Reihe trefflicher Fürsten, von Friedrich dem Gebissnen bis zu Friedrich dem Sanftmüthigen, bewirkte Regeneration eines durch feindliche Einfälle, Hunger, Seuchen, Fanatismus und Bürgerkrieg zerrütteten Landes, geben eines der schönsten historischen Gemählde, und in der Energie der Nation, die nun auch Wohlstand zu fühlen, die von dem Nützlichen nach dem Schönen, vom blossen Besitz nach Erkenntniss zu streben begann, lag ein mächtiger Grund des schnellen Fortgangs der Reformation in Sachsen. Melanchthons Epoche, das Wiederaufleben der Wissenschaften und früher die Blüthe des Minnegesangs am Wartburgischen Hofe, sind liebliche Verzierungen an dem ernsten historischen Gebäude. Nach dem Plan des Vf. mussten diese Gruppen in den Hintergrund treten; aber die Quellen, wo man darüber die besten Nachrichten findet, sind sorgfältig nachgewiesen. Mit Recht setzt Hr. *W.* die ältere Geschichte der Sachsen, aus den Ländern, die jetzt unter der Regierung der sächsischen Fürstenhäuser stehen, völlig fremd, bey Seite, und holt nur bey der Vereinigung Wittenbergs mit den meisnischen Staaten die Geschichte der Ascanischen Kurfürsten nach. — Vielleicht hätte nach dem Fall Johann Friedrichs die Geschichte der albertinischen Kurlinie, welche doch die Axe ist, um die sich die ganze Maschine bewegt, den Begebenheiten der ernestinischen Fürsten bequemer vorausgeschickt werden können. — Bey der ältesten Geschichte der Wenden wäre *Helmoldi Chron. Slavorum*, und bey Ditmars Chronik die gute, mit Anmerkungen begleitete Uebersetzung von *Ursinus* anzuführen gewesen; bey der Geschichte der Reformation in Sachsen hat Rec. die Erwähnung einiger Neuern, besonders des vortrefflichen Plankschen Werkes, ungern vermisst. — S. 30 zeigt der Vf. aus überzeugenden Gründen, dass Markgraf Dietrich der Bedrängte bey seines Bruders Tode noch nicht nach Palästina gegangen war, und hebt dadurch einen Zweifel, den selbst Ritter nicht lösen konnte, und eben so glücklich entwickelt er S. 44 das rich-

tige Verhältnifs der Erzbifchöfe von Maynz zu den thüringifchen Provinzen. — Doch das Werk leidet keinen Auszug, diefe wenigen Proben mögen als Beyfpiele von dem kritifchen Fleifse des Vfs. hinreichen; kein wichtiger Umftand, der in feinen Plan gehörte, ift feiner Aufmerkfamkeit entgangen, und die Anzeige der Quellen fehr vollftändig. Durch mühfame Nachlefe vielleicht noch einige mehr aufzufinden, wäre keine Kunft, und Hr. *W.* felbft wird fie gewifs in einer neuen Auflage nachholen, wo dann auch verfchiedene nicht angezeigte Druckfehler verbeffert werden können, von denen Rec. nur S. 14, Hereller für Heveller, S. 183 Schwedifchen für Sächfifchen, und S. 208 Braune für Browne, anführt.

Leipzig u. Liegnitz, b. Siegert: *Don Francisko Ximenes*, oder Schilderung der Unternehmungen, des National Charakters und der Sitten der Spanier unter der Staatsverwaltung diefes Kardinals. Nebft (einer) Darftellung der Kriege gegen die Mauren; der Eroberung von Granada; der Expedition gegen Africa (*gegen* Africa?) der Einführung und des Fortgangs des Inquifitionsgerichts; und anderer merkwürdigen Vorfalle jener Zeiten. Frei bearbeitet von dem Verfaffer des Olivier Cromwell. 1796. 372 S. 8.

Was der Vf. fich unter der *freyen* Bearbeitung einer Schilderung des Nationalcharakters und der Sitten einer Nation, und der vielen auf dem Titelblatt angekündigten Gegenftände gedacht haben mag, ift fchwer zu errathen; beym Durchlefen feines Buchs follte man meynen, er hielte die Ausdrücke: frey und oberflächlich, für gleichbedeutend. Indeffen kann man ihm nicht vorwerfen, dafs er fich über feinen Stoff grofse Freyheiten erlaubt habe, er hat einige gute gleichzeitige Schriftfteller benutzt, und diefen erzählt er treulich nach, aber ohne Ordnung und Kritik. Die verfprochenen Schilderungen und Darftellungen kommen als Epifoden vor, die oft, aufser dem Zufammenhang und ohne über ihren Gegenftand Licht zu verbreiten, den Text unterbrechen; dagegen ift keine Wahrfagerey ausgelaffen, follte fie auch, wie S. 142, von einer alten Frau herrühren. Ximenes wird (S. 2) 1457 geboren, und ftirbt 1517 im 81*ten Jahre* feines Alters (S. 870.) — Ferdinand der Katholifche regiert (S. 70) bey Lebzeiten feiner Gemahlin im Namen feiner Kinder, und fchickt (S. 64) einen Statthalter nach *Neu-Spanien* (der Infel Hifpaniola). — Quellen find nirgends angeführt; doch vielleicht war es weniger das Verdienft hiftorifcher Genauigkeit, als einer fchönen Darftellung, worauf der Vf. Anfpruch machte. Er fchreibt auch flieſsend und ziemlich gutes Deutfch; aber fein Vortrag geht unaufhörlich in einem Tone fort, ohne fich jemals über das Mittelmäfsige zu erheben, und wer nicht vorher gewufst hat, dafs Ximenes ein grofser Mann war, wird es aus diefem Buche nicht lernen. Nachläfsigkeiten, wie S. 45 „da die Gefchichte(n) der Mauren „*in Spanien* mit der Regierung Ferdinands und Ifabellens ziemlich gleichzeitig (?) find, fo wird ein kurzer „Abrifs von der Entftehung etc. diefes Reichs *in Spanien* hier nicht am unrechten Orte ftehen." — S. 20 „Bobadilla — — kam zurück und *fieng an:* trauren „Sie nicht," etc. — S. 26 „diefe Weigerung trieb er fechs „Monate *an.* — S. 120: „diefe Mäfsigung gefiel der „Verfammlung, und *erwiederten*" u. dergl. m. find unverzeihlich, auch conftruirt der Vf. durchgehends die Präpofition: wegen mit dem Dativ.

Ohne Druckort, auf Koften des Vf.: *Die Franzofen in Saarbrücken und den deutfchen Reichslanden im Saargau und Weftrich(,) in Briefen von einem Augenzeugen. Erftes Bändchen, mit drey Beilagen.* 1796. XII u. 192 S. (eigentlich 194, weil S. 93 u. 94 zweymal vorkommen.) 8. (16 gr.)

„Die beynahe gänzliche Unbekanntfchaft mit dem Betragen der Franzofen in den von ihnen in Befitz genommnen Ländern, welche der Vf. bey feiner Ankunft an dem rechten Rheinufer fand, und die er der neueften deutfchen Lectüre und den Tag- und Flugblättern zufchreibt, in denen nur Lobpreifungen der Franzofen und ihrer Grofsthaten enthalten find, bewog ihn, wie er in der Vorrede fagt, zu dem Entfchlufs, die Irrenden eines Beffern zu belehren. Die Gefchichte feines Vaterlandes während des franzöfifchen Einfalls fchien ihm dazu vorzüglich gefchickt, und er liefert uns diefe in einer Reihe von Briefen, die er vor feiner Auswanderung aus Saarbrücken an einen Freund gefchrieben hatte." Sie fangen mit den innern Unruhen an, welche die benachbarte Revolution in feinem Vaterlande veranlafste, und gehen dann von dem Einmarfch der Franzofen im October 1792, in diefem Bande bis zum September 1793 fort, wo er nach dem Gefecht von Bliefscaftel fich mit der Hoffnung einer nahen Befreyung durch die vordringenden Deutfchen fchmeichelt. Seine Angft, das Ungemach, das feine Mitbürger in diefem Jahre erdulden mufsten, erzählt der Vf. in einem flieſsenden Vortrage, in einer bis auf wenige Provincialismen correcten Sprache, und da, wo er Augenzeuge war, gewifs fehr treu; aber eigne Leiden und Mangel an Gelegenheit, das Betragen der Franzofen mit der Aufführung andrer Truppen zu vergleichen, machen ihn oft ungerecht in feinen Urtheilen. Komifch ift fein Zorn über den Hunger der franzöfifchen Generale, die an des Fürften Tafel afsen, oder nach des Vfs. Ausdruck gefpeifet und getränkt würden, und fehr übel angebracht fein Spott über diefe Feldherren und die *Feigheit* der franzöfifchen Nation. Es ift unbegreiflich, wie er diefes noch im Jahr 1796 hat fchreiben können. — Die Holzconfumtion der Feldwachten würde bey einem Deutfchen und alliirten Heere nicht geringer gewefen feyn, und gehört zu den unvermeidlichen Uebeln des Kriegs; die Jagd auf Hühner und Kartoffeln ift eine Ungezogenheit; man follte aber kein Nationallafter daraus machen, vorzüglich, da nicht alle Regimenter es thaten. Strenge Wachfamkeit auf verdächtige Correfpondenz würde der Vf. auch bey deutfchen Truppen gefunden haben; aber luftig ift die Anekdote, wo der franzöfifche General einen Stammbaum

baum für den Plan des Forbacher Lagers hielt, und einen ehrlichen Pfarrer deshalb aufheben liefs, dem jedoch seine Rechtfertigung nicht schwer wurde. Der Vf. irrt, wenn er glaubt, der Carlsberg sey gleich beym ersten Besuch der Feinde rein ausgeplündert worden. Der Obriste Szekuly, der ihn nach ihrem Rückzug besetzte, fand beynahe noch alles unversehrt, und gab dem Herzog Gelegenheit, seine besten Sachen in Sicherheit zu bringen. Erst nach Szekuly's Entfernung hielten die Franzosen Nachlese, und die Gebäude wurden gröfstentheils von den Bauern der umliegenden Gegend zerstört. — Merkwürdig ist das schnelle Zunehmen einer allgemeinen Barbarey unter Robespierre's Scepter. Nie waren die Volontairs zügelloser, täglich wuchs die Raubbegier der Commissarien, unter denen man den Auswurf aller Länder fand, und die, jedoch zum Theil erzwungene, Grausamkeit der Richter. Fürchterlich wüthete ein muthwilliger Zerstörungsgeist; unter dem Commissair Archier werden sogar Mordthaten gewöhnlich, und der Leser sieht am Schlufs dieses Bandes mit gespannter Erwartung der Periode entgegen, wo nach dem Sturz des Tyrannen die Franzosen doch wieder mehr zu ihrem natürlichen Charakter zurückkehrten. Typographische Schönheit war bey den Verhältnissen des Vfs. nicht zu erwarten, wohl aber etwas mehr Sorgfalt zu Vermeidung der Druckfehler. Die Beylagen enthalten: 1) Bittschrift der Deputirten von Saarbrück und Sanct Johann, an das Directorium des Moseldepartements, um die Loslassung der Geifseln. 2) Proclamation der Volksrepräsentanten bey der Rhein- und Moselarmee über die anbefohlene Aufhebung des Fürsten von Saarbrücken und der Gräfin von der Leyen. 3) Rechtfertigung der saarbrückschen Geifseln über die Beschuldigung feindseeliger Absichten gegen die Republik. Alle drey sind französisch abgedruckt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell, Gefsner, Füfsli u. Comp.: *Julius von Saffen*, ein Trauerspiel in vier Aufzügen, vom Verfasser des Abällino. 1796. 166 S. 8. (14 gr.)

Abällino der grofse Bandit hat seinem ungenannten Vf. bey der Menge, die der Mummerey darinn nicht widerstehen konnte, eine Art von Ruf verschafft; dieses zweyte Schauspiel soll denselben vermuthlich bey dem auserlesenerm Publicum, das Charaktere und Moral verlangt, befestigen. Dafs Charaktere darinn vorhanden sind, sehen wir aus der vorangeschickten Weisung für Schauspieler, und von der guten Absicht des Vfs. belehrt uns der Vorbericht. Im Stücke selbst ist gar wenig zu unterscheiden, selbst nicht für die gewöhnliche Theilnehmung. Gegen ein Individuum läfst sich allenfalls weniger Abscheu und Geringschätzung als gegen das andere hegen, aber Zuneigung für keines. Der vorgeblich edle Julius vermag kaum eine gemeine Leidenschaft für ein gemeines Mädchen zum Opfer zu bringen. Der Herzog ist sogar für einen erbärmlichen Fürsten allzu erbärmlich. Sennek schwankt zwischen Ehrgeiz und Liebe, weil er weder recht liebt noch recht ehrgeizig ist. Der Zimmermeister ist ein Ungeheuer wie ein ehrlicher Handwerker niemals werden kann. Man sollte indessen auch nach seiner Sprache auf eine geheime Bewandnifs mit ihm schliefsen, da er S. 43 vom Sirokko spricht. Allein wer mag errathen, wo er (S. 44 u. a.) so fluchen gelernt hat? Freylich mufste er völlig so unnatürlich seyn, um die unnatürliche That seiner Tochter, die sich neben der Wiege ihres Kindes eine Pistole durch den Kopf schiefst, zu motiviren. Wer kann nach allem diesem, und nachdem ein Verrückter uns Seiten lang gequält, sich noch des halben Lebens freun, das Julius aus der einzigen Scene davon bringt, die neben ihrer Gräslichkeit einige Wahrscheinlichkeit hat? Denn aufserdem ist alles über das Wahrscheinliche erhaben, und bis zu den häufigen nachhelfenden Anordnungen für den Schauspieler verkehrt ausgedacht. In einem herzoglichen Vorzimmer schmiedet der Hofmarschall mit seinem Sohne niederträchtige geheime Anschläge. Der Herzog mufs den Julius einmal *mit den Augen anblitzen*. Wie soll er das ohne lächerliche Karrikatur dem Zuschauer sichtbar machen? u. dgl. In der Sprache herrscht ein ähnlicher Geist; wir hören (S. 45) von *gespenstischen Schatten* und von *Lieblingslaunen, die ohne Futter bleiben*. Wie unschicklich sagt Julius dem Fürsten S. 69: Meine Hand soll nicht das Werk zerstören, wofür Sie mich *mit einem Kusse* belohnten.“ Am Ende dieses Auftritts ruft er aus: „O Menschheit! Menschheit! ich bedaure dich.“ Rec. kann sich nicht enthalten ihm nachzurufen: o Publicum! ich bedaure dich, wenn die Erinnerungen, die sich von einigen Schillerschen und andern Schauspielen in den Julius von Saffen eingeschlichen haben, dich für ihn gewinnen können. Es läfst sich aber hoffen, dafs die Gedehntheit mancher Auftritte durch die Langeweile, die sie bey der Vorstellung erzeugen mufs, dem unmündigen Geschmack zu Hülfe kommen wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Martini: *Von Verdammung der Miſsethäter zur Bergarbeit.* Ein Vorschlag für Churſachſen von *Joh. Chriſtian Knötzſchker.* Oberhofgerichts- und Consistorialadvoc. auch Privatlehrer der Rechte zu Leipzig. 1795. 72 S. 8. Im ersten Kapitel wird von der Verdammung der Knechte und Miſsethäter zur Bergarbeit bey den ältesten Völkern gehandelt. Die Aegyptier, Phönizier, Syrer und Araber gebrauchten dazu Sclaven. Bey den Römern war die Bergarbeit theils eine Strafe, theils ward dieselbe von freyen Leuten, theils von Personen betrieben, die mit ihrer ganzen Nachkommenschaft

einem Bergwerke zu eigen geschrieben waren. Als Strafe wurden einige auf Lebenszeit, andere eine Zeitlang damit belegt. Von Deutschland werden Cap. II. von der Anstrengung der Missethäter zur Bergarbeit die sächsischen und österreichischen Gesetze zum Beyspiel angeführt. In den erstern ist in der *Constitut. inedit.* VII. für diejenigen, die zur hohen Jagd gehöriges Wild schiessen, verletzen, oder einfangen, sechs Jahr die Strafe der Galeren, in Metalle und dergleichen immerwährende Arbeit, oder die Wippe, für diejenigen, die alsdann jenes Verbrechen wiederholten, unter anderm auch ewige Verdammung in Metalle, oder auf Galeren und eben so für Wildprersbeschädiger, so des Schiessens oder Fangens des Wildprets überwunden, aus dem Gefängniss erbrochen, und wiederum zur Haft gebracht werden," geordnet. In der folgenden VIII Constit. wird diese „ewige Verdammung in Metalle, oder auf Galeren, oder stetswährende Arbeit" auf Wiederholung schon vorher bestrafter Fischdeuben gesetzt. Dass diese Strafe der Bergarbeit je zur Vollstreckung gekommen sey; wird mit Recht bezweifelt. (Schon zu Ende des XV. Jahrhunderts sollte die Strafe zur Bergarbeit in den gesammten sächsischen Landen eingeführt werden und zwar so, dass die Verbrecher nach der Beschaffenheit der Umstände ewig, oder eine Zeitlang in der Grube arbeiten, Erz, oder Berg hauen, oder an dem Haspel ziehen, nicht aus der Grube kommen, sondern in denselben mit Ketten angeschmiedet, mit Wasser und Brod gespeisst und mit einem grauen Tuch bekleidet werden sollten. Diese Strafe ward besonders bestimmt, für Schichtmeister, die Gewerkengelder etc. entwendeten und solches mit falschen Rechnungen zu bedecken suchten, oder die den Gewerken schuldig blieben und nicht bezahlen könnten, für betrügliche Erzproben, für geringe Erzdeuben, für Münzverfälschungen, für Getreidewucher, für falsches Maass, oder Gewicht etc. und überhaupt für grobe Verbrechen, die nicht mit der Todesstrafe zu verbüssen wären. Rec. kann jedoch nicht behaupten, dass damals darüber ein Gesetz wirklich ergangen sey.) In Oesterreich verwandelte Carl VI. in einem in obiger Schrift wieder abgedruckten Patent vom 10 Nov. 1728 die Galeerenstrafe in schwere Bergarbeit. Diejenigen, welche für geringere Verbrechen eine gelindere Strafe erlitten hätten, und jene dennoch wiederholten, sollten mit der mittlern, Vagabonden mit geringer Bergarbeit belegt werden. In der zweyten Abtheilung untersucht Hr. K., welche Hindernisse besonders in Sachsen die Anwendung dieser Strafe vereitelt hätten, nämlich Seltenheit derer Verbrechen, auf welche dieselbe gesetzt war, und die Concurrenz mehrerer Strafen, (hauptsächlich wohl Mangel einer Anstalt beym Bergbaue, um die Strafe vollstrecken zu können). §. 3. beleuchtet der Vf. Florencourts Vorschläge (Ueber die Bergwerke der Alten. Götting. 1785) besonders §. 4. den Einwurf, dass der Bergwerksstand dadurch beschimpft werde, und legt zuletzt §. 5. 6 seinen Plan wegen der sichern Aufbewahrung solcher Missethäter und der Aufsicht über dieselben dar. Sie sollen besonders zum Klauben, Scheiden, Pochen und Waschen der Erze, zum Göpeltreiben gebraucht, an Füssen gefesselt und zu ihrer Aufbewahrung auf grosen Gruben eigene Häuser errichtet werden. Der Nutzen soll seyn, Ersparnisse an Berglöhnern, indem diese Missethäter längere Schichten und wohlfeiler, als Lohnleute, in den Scheidebänken etc. mehr, als die Bergjungen, arbeiten müssten, 2) ein richtigeres Verhältniss zwischen Verbrechen und Strafen und vornehmlich damit die Arbeit in der Scheidebank, welche den Arbeitern schadet, nicht mehr von den Bergjungen verrichtet werde. Rec. will hierüber nur einige Bemerkungen machen. I) Ohne hier zu erörtern, ob Criminalstrafen blos das öffentliche Beyspiel, wie allerdings Rec. dafür hält, oder eine Genugthuung für das Verbrechen zum Grunde haben, so kann doch bey der Verurtheilung eines Verbrechers nicht ungewiss gelassen werden, ob er mit dem Tode bestraft werde, oder nicht; Mithin können, nur etwa gewisse Staatsverbrechen und einige ganz seltene, auf den Bergbau nicht anwendbare, Fälle ausgenommen, weder Hinrichtungen heimlich vollstreckt, noch Missethätern Arbeiten aufgelegt werden, die an sich ihrem Leben sofort, oder allmählich gefährlich sind. Der Staat überlasse solche Arbeiten lieber der freywilligen Uebernehmung, da er dieselben nicht ganz zu hindern, sondern nur etwa für Verminderung der Gefahr zu sorgen vermag. Nach jenem Grundsatz sind die sächsischen Zuchthausstrafen eingerichtet. Am wenigsten kann daher Rec. der Meynung S. 62 beytreten, dass „das Schicksal Verbrecher, die den Tod verdient hätten, ihm aber durch glückliches Leugnen, oder andere günstige Umstände bey Untersuchung ihrer bösen That entronnen wären, scheine zu solchen gefahrvollen Arbeiten aufbehalten zu haben." Je augenblicklichere Gefahr auch bey der Arbeit ist, desto mehr gäbe der Staat dem Verbrecher, über dessen Leben er bey der Untersuchung noch kein Recht zu haben geglaubt hat, eine Gelegenheit zum Selbstmord. II. Ausser bey sehr grosen Bergwerksgebäuden kann, wie Hr. K. selbst erkennt, von seinem Plane kein Gebrauch gemacht werden, und zwar nach Rec. Meynung nicht blos wegen der sonst schwierigen Detention der Missethäter, sondern weil jede Strafe dieser Art ihrem Zwecke nach Absonderung von der menschlichen Gesellschaft schlechterdings erfodert und weil auf der andern Seite ein Wiederspruch entstünde, dem Bergwerksstand durch Freyheiten, an denen er auch unglaublich hängt, zu ehren und zugleich unter seinem Angesicht seine Arbeit durch Verbrecher verrichten zu lassen. Dieser Widerspruch wird auch nach des Vfs. Plane nicht ganz gehoben und wer kann verbürgen, wie lange selbst die grösste Zeche in ihrem ausgebreiteten Umtrieb bleiben werde. Aendert sich dieser, so sind die Kosten der Anlage grösstentheils verloren. III. Wenn der Vf. S. 51 dafür hält, dass gewisse Poch-Scheide- und Wäscharbeiten noch ferner durch Knaben zu verrichten wären, um sie zu geschickten Bergleuten zu bilden, so entginge durch seine Vorschläge entweder dem Staat eine Anzahl brauchbarer Arbeiter, oder der Vortheil wäre im Ganzen ohne Belang, diese Arbeiten wegen ihrer Schädlichkeit für die Gesundheit (welche doch durch Anstalten vermindert worden ist) durch Verbrecher verrichten zu lassen. IV. Es ist noch sehr die Frage, ob die meisten der Bergarbeiten, welche Hr. K. für Missethäter vorschlägt, und die, nicht als gefährlich, nach Rec. Meynung ganz unanwendbar sind, ein richtigeres Verhältniss der Strafen und Verbrechen gewähren dürften. Die Schwere einer Strafe beruht, in so fern dieselbe nicht wirklich martervoll ist, grösstentheils nur auf der persönlichen Vorstellungsart dessen, der sie zu ertragen hat, die wieder von dessen körperlicher Beschaffenheit abhängt. Mehr, als diese letztere gestattet, kann nach obigen Grundsätzen nicht von ihm verlangt werden. Absonderung von dem beständigen Wechsel äusserer Gegenstände in der freyen Welt, Gleichförmigkeit und Einfachheit der vorgeschriebenen Beschäfftigung drücken in den meisten Fällen gewiss mehr, als die ermüdendste Schanz- oder Bergarbeit. V. Einige Rechnungssätze möchte Rec. nicht zum Vortheil des von Hn. K. dargelegten Planes vertreten: z. B. was jetzt die Erhaltung der Zuchthäuser kostet, und was sie nach diesen Vorschlägen kosten würde? Eine Zeche könnte höchstens 200—250 solche Missethäter beschäfftigen. Anstatt eines Zuchthauses wären also wenigstens zwey solche Verwahrungsorte nöthig. Werden aber z. B. 500 Menschen nicht wohlfeiler aus einer Wirthschaft, als aus zweyen gespeisst, die doppelten Kosten der Anlage und Aufsicht ungerechnet? Ferner die Vergleichung der gegenwärtigen Betriebskosten des Bergbaues mit Maschinen und des nothdürftigen Unterhalts für so viel Menschen, als zur Erlangung derselben Kraft nöthig sind; Ersatz des Verlusts für den Bergmann durch Zulage an seinem Lohn, dessen Knaben nichts mehr durch Bergarbeit verdienten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 30. September 1796.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *Neue Bemerkungen und Erfahrungen* zur Bereicherung der Wundarzneykunst und Arzneygelahrheit, von D. *Joh. Christ. Anton Theden*, Königl. Preuss. erstem General-Chirurgus etc. *Dritter Theil.* 1795. 270 S. nebst 20 S. Vorrede. gr. 8.

Der würdige 81jährige Greis giebt in der Vorrede zu erkennen, er sey von dem Verleger der beiden ersten Theile aufgefodert worden, einige Zusätze zum Behuf einer neuen Auflage zu liefern; er habe aber lieber aus diesen einen besondern Band gemacht, um die bisherigen Käufer nicht in unnöthige Kosten zu setzen. Diesen Zusätzen hat er mehrere ganz neue Abhandlungen beygefügt, welche als Resultate aus dem reichen Schatze seiner vieljährigen Erfahrung anzusehen sind. Für die Wichtigkeit derselben bürgt schon der Name ihres Vfs., dessen Verdienste um die praktische Heilkunde, und insbesondere um die Wundarzneykunst, allgemein anerkannt sind. Er sagt, dass er nun *zum letztenmal* von dem Publicum Abschied nehme. Wer wird nicht wünschen, dass *dieser* Abschied nicht um viele Jahre zu früh erschienen seyn möge? da sich von der Verlängerung des Lebens eines so thätigen und für das Wohl der Menschheit unermüdet besorgten Mannes noch vieles zur Bereicherung derjenigen Wissenschaft, welcher er sich schon über ein halbes Jahrhundert mit so ausgezeichnetem Erfolg gewidmet hat, erwarten läfst.

Alles Merkwürdige und Eigenthümliche aus dem vorliegenden Bande auszuzeichnen, verstattet der Raum dieser Blätter nicht; wir begnügen uns auch um so eher mit einer kurzen Anzeige des Inhalts, da vorauszusetzen ist, dass kein Arzt und Wundarzt, dem es um Erweiterung seiner Kenntnisse zu thun ist, dieses Buch ungelesen lassen wird.

Vom Sublimat versichert Hr. T., dass er ihn in einer 34jährigen Erfahrung, unter allen Mercurialpräparaten, als das vorzüglichste Mittel zur Heilung venerischer Krankheiten gefunden habe. Er gab Pillen von der Art, wie die Hoffmannschen oder Jacobischen sind, und verordnete dabey blutreinigende und demulcirende Getränke; zuletzt liefs er eine Abführung aus Jalappenpulver und die Plenkische Mercurialsolution nehmen. Sehr selten zeigte sich dabey ein Speichelfluss, welcher aber die Heilung nicht hinderte; dies war hauptsächlich der Fall bey scorbutischen mit der Lustseuche behafteten Kranken, bey welchen Hr. T. alsdann noch antiscorbutische Mittel hinzufügte. Bey alten, eingewurzelten und übel behandelten venerischen Krankheiten leistete ihm das Zittmannsche Decoct, dessen Bereitung hier angegeben wird, vorzügliche Dienste. — Das Missgebähren bey solchen Frauen, welche an Nervenschwäche litten, ward mehreremal durch Belladonna und Rhabarber verhütet, wobey eine sparsame Diät und, erforderlichen Falls auch ein Aderlass, verordnet wird. — Von den Wechselfiebern. Vom *dreytägigen* Fieber glaubt der Vf., dass die Anhäufung eines reinen oder gallichten Schleims, oder vielleicht einer mit Schleim umwickelten Schärfe, im Magen und in den dünnen Därmen die vorzügliche veranlassende Ursache desselben sey, woraus die nächste Ursache so entstehe, dass kleine Klümpchen von dem durch die Milchgefäfse der Blutmasse beygemischten Schleim in den feinsten Enden der Blutgefäfse der Haut stocken und eine Verstopfung in denselben hervorbringen; sodann aber durch die verstärkte Wirkung des Herzens und der Arterien beweglicher gemacht und fortgeschafft werden. Als die nächste Ursache jeden Anfalles des *eintägigen* Fiebers sieht er die Anhäufung zäher schleimiger und scharfer Säfte in den lymphatischen Gefäfsen des Unterleibes und insbesondere in den Milchgefäfsen und Gekrösdrüsen an. Die nächste Ursache des *viertägigen* Fiebers glaubt er in einer Verstopfung der Leber durch Anhäufung zäherer Säfte gefunden zu haben. Das *doppelte dreytägige Fieber* entsteht, seiner Meynung nach, dann, wenn neben dem Schleim sich gallichte Crudidäten in den ersten Wegen befinden und von da in das Blut übergehen; das *doppelte tägliche Fieber* hat, ausser der Verstopfung der lymphatischen Gefäfse des Gekröses und seiner Drüsen, gemeiniglich noch in der Verderbung irgend eines Eingeweides, oder in einer sehr hartnäckigen Verhärtung desselben seinen Grund; bey dem *doppelten viertägigen Fieber* ist, ausser einer grofsen Leberverstopfung und Auftreibung, auch gemeiniglich noch ein Fehler in der Milz oder in einem andern Eingeweide des Unterleibes. Aus der verschiedenen Ursache der Wechselfieber sucht er den Typus derselben zu erklären; auch die Curart ist nach dieser Theorie eingerichtet. — Bey einer venerisch krebshaften Unterlippe leistete das Cosmische Arsenikmittel vortreffliche Dienste. — Den Blasenstich durch den Mastdarm machte er mehreremal mit glücklichem Erfolg; doch sah er auch den Stich über den Schoofsknochen von andern mit Nutzen anwenden: bey dem ersten aber mufs man sich sorgfältig hüten, die entgegengesetzte Wand der Blase nicht zu verletzen, auch mufs man den Stich gegen drey Finger breit über der Oeffnung des Afters im Mastdarm machen. — Durch das häufige Trinken des kalten Wassers befreyete der Vf.

Vf. sich selbst vom Schwindel und von der Gicht und Hypochondrie, auch schreibt er demselben hauptsächlich die Munterkeit und die Erhaltung seiner Kräfte in seinem hohen Alter zu. Aehnliche Erfahrungen an andern haben ihn von dem grofsen Nutzen dieser Diät, durch welche die Dauungskräfte nicht geschwächt, sondern gestärkt werden, noch mehr überzeugt. — Bey einer Hautwassersucht aus katarrhalischer Ursache gelang die Cur nicht eher, als bis die, dem Kranken zur Gewohnheit gewordenen, geistigen Getränke wieder angewandt wurden. — Wiederholte Erfahrungen bestätigten den Nutzen des Pulvers der Belladonnablätter bey der Wassersucht und beym viertägigen Fieber. Bey hartnäckigen Verstopfungen ward das Ricinusöl mehreremal mit glücklichem Erfolg angewandt. — Alle Hämorrhoidalknoten sind varicose Ausdehnungen der untern Aeste der *venae haemorrhoidalis internae* oder auch der andern, seitwärts am Mastdarm gelegenen, und mit diesem grofsen Blutgefäfs in Verbindung stehenden Aeste der *venarum hypogastricarum*. Die Krankheit rührt von der Verstopfung der Leberzweige der Pfortader und von der Anhäufung des Bluts in den Abdominalzweigen dieser Ader her. — Verschiedene Beobachtungen, wo ein Fall oder eine Quetschung die Folge hatte, dafs Eingeweide zerbarsten. — Ueber die Zurückbeugung der Gebärmutter, und über die Caries und das Weichwerden eines Glieds der grofsen Zehe, von Hn. *Lohmeyer*. — Höchst merkwürdige Wirkung des Blitzes an einigen Personen, auf deren Haut sich von dem unter derselben ausgetretenen Blute baum- und blumenähnliche Figuren zeigten, nebst der Geschichte der Heilung. von Hn. *Mayer*. Zwey Abbildungen machen diesen sonderbaren Fall anschaulich. Eben derselbe hat die Heilkraft der Elektricität bey der Lähmung der linken Seite einer vom Blitz getroffenen Person durch eine hier erzählte Geschichte bewiesen. — Dafs bey der angeblichen Verrenkung der Wirbelbeine gewöhnlich ein Bruch dieser Knochen vorkomme, bestätigt Hr. *Schack* durch zwey Beobachtungen. — Die Methode der Stillung der Hämorrhagie aus der Saamenarterie bey der Castration, durch das Tamponiren, ohne Unterbindung, vertheidigt Hr. T. durch Gründe und Erfahrung gegen einige neuere Schriftsteller, namentlich gegen Hn. Marschall. Die hier angeführten Geschichten sind in mehr als Einer Hinsicht, sehr lehrreich, und beweisen allerdings, dafs die Operirten durch das blofse Tamponiren gegen die gefährliche Blutung jener Ader gesichert werden können; dem unerachtet aber glaubt Rec. durch Erfahrung überzeugt zu seyn, dafs man sich auf die Unterbindung *noch mehr* verlassen kann, und dafs diese von keinen übeln Zufällen begleitet wird, wenn man sie mit gehöriger Sorgfalt anwendet. Bey einem Wundarzt, welcher nicht in einem so hohen Grad vorsichtig und geübt ist, als es, bekanntlich, der vortreffliche Vf. ist, dürfte jene Methode doch immer bedenklich und weniger sicher seyn, zumal, wenn der Kranke nicht ruhig liegt. — Ueber den Wasserbruch. Bestimmung der Fälle, in welchen nur die Palliativcur anwendbar ist, durch Beyspiele erläutert; auch eine Krankheitsgeschichte zur Bestätigung des Nutzens der Wieke zur Radicalcur, welche Hr. T. den übrigen Methoden, wie bekannt ist, vorzieht. Der Einspritzung ist indessen der würdige Vf. nicht abgeneigt, und hat eine von Hn. *Zeller* nach Earle's Methode mit glücklichem Erfolg angestellte Cur hier mitgetheilt. — Bestätigung der Erfahrungen, dafs kalte Umschläge bey Schufswunden besser sind, als warme, und dafs nicht immer bey solchen Wunden Einschnitte nöthig sind. „Richtige Beurtheilung über die Art des Schusses" sagt Hr. T. „und über den Ort, welchen er getroffen hat, bestimmen am besten die Heilmethode." Man sieht hieraus, dafs dieser grofse praktische Wundarzt die kalten Umschläge nicht unbedingt bey allen Schufswunden, complicirten Beinbrüchen u. s. w. empfiehlt, und von dem augenscheinlichen Nutzen, welchen warme aromatische Fomentationen in gewissen bestimmten Fällen dieser Art leisten, überzeugt ist. — Die Heilung des Bruchs des Schenkelbeinhalses hat Hr. T. dreymal durch die Anlegung seiner bekannten Maschine zum Schenkelbruch geheilt. Er glaubt, dafs seine Methode vor der Brünninghausischen einige Vorzüge habe; doch aber läfst er der letztern alle Gerechtigkeit, die sie verdient, wiederfahren. — Den Schlufs machen zwey Beobachtungen, welche den Nutzen der Methode des Vf. beym Kniescheibenbruch und die Kraft seiner Antimonial Tinctur bestätigen.

Uebrigens hat Hr. T. Fehler, welche er in einigen Fällen begangen, und die ihm bisweilen mifslungenen Versuche mit biederer Offenherzigkeit gestanden. Mögen diese Beweise der strengen Wahrheitsliebe des verdienten Greises eben sowohl, als die sichtbare Schonung seiner Gegner, andern Aerzten und Wundärzten zum Muster dienen!

Leipzig, b. Feind: D. *Johann August Unzers medicinisches Handbuch*. Vom neuen ausgearbeitet. 1794. 3 Theile. LII u. 1458 S. u. 262 S. Reg. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Diese abermalige Auflage eines der nützlichsten Handbücher, so wohl für praktische Aerzte, als auch für solche, die sich nicht gerade zu mit der ausübenden Heilkunde beschäftigen, ist ein neuer Beweis von dem Werth, den unser medicinisches Publicum auf die Arbeiten eines seiner einsichtsvollsten Aerzte setzt, und von der Aufmerksamkeit, mit welcher der würdige Vf. alle Verbesserungen der Theorie, und besonders der Heilung der Krankheiten, die er abhandelt, einzutragen sich bemüht hat. Letzteres veranlafst Rec. zu glauben, dieses Buch werde in seiner neuen Gestalt dem einen Zwecke des Vf., den Nichtärzten zu einer Art von Leitfaden bey Behandlung der Krankheiten zu dienen, weniger entsprechen, um so nützlicher aber den Aerzten seyn, die, begabt mit gehöriger Fähigkeit Krankheiten, und das, was bey denselben verletzt und zu verbessern ist, zu beurtheilen, sich mit den vornehmsten Curmethoden, die man neuerdings wider sie vorgeschlagen hat, bekannt machen wollen. Denn der Vf. hat überall auch die oft von einander sehr abweichen-

den

den Vorschläge der Aerzte zur Heilung der Krankheiten gesammelt, sie fast durchaus durch Nennung ihrer Urheber belegt, aber nicht immer über ihre Anwendbarkeit in diesem oder jenem bestimmten Fall so ausführlich urtheilen können, als es auch für den verständigen Nichtarzt vielleicht nothwendig gewesen seyn möchte. Die Einrichtung dieses Buchs ist zu bekannt, als dass Rec. einige Nachricht davon zu geben für nothwendig halten könnte. Zusätze aber hat diese Ausgabe in grosser Menge erhalten, sowohl dadurch, dass der Vf. unter den schon in den vorigen Auflagen vorkommenden Nummern vieles neuere beygebracht, sondern auch dass er viele neue Nummern eingeschaltet hat. Die Artikel, die entweder ganz neu sind, oder sehr viele Zusatze erhalten haben, sind Th. I. Nc. 10. *vom Wasserkopf;* der gröfste Theil von Nr. 12. *über die Luftseuche der Kinder;* Nr. 15. *von der Verhärtung des Zellgewebes bey Kindern;* Nr. 19. *von der Darmgicht.* Nr. 26. *von der Gallenruhr.* Nr. 32. *von den Darmwürmern und den Würmern in andern Theilen des Körpers.* Nr. 47. *Schleimverstopfung in der Nase.* Nr. 48. *Augenentzündung.* Nr. 52. 54. 56. 58. *mehrere Krankheiten, die vom Skrofelngifte abhangen.* Nr. 60. 61. *Pocken, Masern, Röteln.* Nr. 66. *die Krätze.* Nr. 68. *der Fingerwurm.* Nr. 73. *die Ueberbeine.* Im zweyten Theil sind auch viele neue Artikel eingeschaltet worden. Im dritten Theil sind die Artikel: *Blähungen, Windsucht, Brand, Engbrüstigkeit, Herzklopfen, Lähmungen, Magendrücken, Rheumatismus, Schlagfluss, Schwindel, Harnverhaltung,* mit den meisten Zusätzen versehen worden, und zum Theil ganz neu.

Berlin, b. Voss: D. *Ferdinand Dejean's Erläuterungen über Gaub's Anfangsgründe der medicinischen Krankheitslehre.* Aus dem Lateinischen übersetzt, verbessert, mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von D. *Christian Gottfried Gruner,* Herzogl. Sächs. Cob. geh. Hofrathe und Leibarzte, Prof. der Arzneykunde zu Jena. *Zweyter Theil.* 1795. 510 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dejean's Commentar entstand, wie bekannt, aus den nachgeschriebenen Vorlesungen des Gaubius über seine *institutiones pathologiae medicinalis,* verbunden mit des Herausgebers Zusätzen und Erläuterungen, ungefähr in der Manier, wie van Swieten seine Commentarien über Boerhaaves Aphorismen abfasste. Der Commentar ist ganz nach den Grundsätzen der Boerhaavischen Schule geschrieben, und so wenig es sich läugnen lässt, dass er manches Gute enthält; so gewiss ist es auch, dass vieles in ihm enthalten ist, was bey der jetzigen Lage der Heilkunde weniger brauchbar ist. Dieser Theil fängt bey §. 265. der *instit. pathol.* des *Gaubius* an, und enthält also gerade an den Krankheiten der Säfte einen Gegenstand, der in unsern Tagen, selbst für den, der die Mittelstrasse zwischen Solidar- und Humoralpathologie einschlägt, grosser Veränderungen bedurft hätte. Man denke nur an das Kapitel: *acritates morbosae humorum,* und wie vieles in diesem unbestimmt und falsch ist. Hn. *Gr.,* der die Uebersetzung dieses Werks auf eine für jeden Leser befriedigende Art besorgt, manches im Ausdruck und der Wendung verbessert, auch die Literatur supplirt hat, konnte man billiger Weise die Umarbeitung dieses Commentars nicht zumuthen, der immer vornehmlich deswegen seinen Werth behalten wird, weil er, freylich ohne dass man unterscheiden kann, was Dejeans Eigenthum ist, Gaubs eigene Vorlesungen über sein vortreffliches, und bis jetzt noch nicht übertroffenes Handbuch enthält.

Heilbronn, b. Class: *J. F. Brandts sorgfältiger Land- und Bauerndoctor,* oder gründliche Anweisung für jeden Hauswirth alle Krankheiten welche in seinem Hauswesen sowohl an Menschen als an Thieren vorfallen, selbsten gründlich und sicher zu heilen, nebst angehängten Kurarten. 1795. 368 S. 8. (14 gr.)

Dieses ist eigentlich der zweyte Theil des Land- und Bauerndoctors, der auch unter diesem besondern Titel verkauft wird. Er enthält Anweisung zur Gesundheitspflege und zur Behandlung der Krankheiten der Pferde, des Rindviehes, der Schafe, Ziegen und Böcke, und der Schweine. Auch von den Krankheiten der Esel ist einiges beygebracht. Einem Buche dieser Art, das ganz zur Belehrung des Landmanns geschrieben ist, gereicht es schon zur Empfehlung, wenn es keine falschen und schädlichen Rathschläge enthält, und solche enthält es nicht, ausser der Empfehlung der Klystiere aus Essig von der Silberglätte, der als austrocknendes und giftiges Mittel den Pferden sicher schädlich ist, und bey fortgesetztem Gebrauch für sie tödlich werden kann. Der Vf. hat die bessern Schriftsteller über die Krankheiten des Hausviehes genutzt: seine Curmethoden sind wirksam und gröstentheils frey von allem, was Aberglaube und Vorurtheil so reichlich in die für die Menschen so wichtige Thierarzneykunde gemischt hat. Weniger befriediget hat der Vf. den Rec. in Darstellung der Unterscheidungskennzeichen der Krankheiten, bey welchem Gegenstand man für den Landmann nicht deutlich genug seyn kann; am allerwenigsten aber in dem, was Vortrag und Einkleidung betrifft, wo der Vf. populär seyn wollte, aber in das Pöbelhafte, Platte und Abgeschmackte verfiel.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Pottischen Buchh.: *J. Locke über Duldung.* Eine Epistel aus dem Englischen, den Herren Oberconsistorialräthen *Hermes, Hilmer* und *Woltersdorf* gewidmet von dem Uebersetzer. 1796. 131 S. 8.

Ob man gleich glauben sollte, bey der so gerühmten Aufklärung unsers Jahrhunderts müsste jede Spur von Intoleranz zum wenigsten unter den Ständen, die gebildet seyn sollten, vertilgt seyn, so ist es doch nicht so, und selbst die neueste Zeit bietet manche auffallende Beyträge zur Geschichte derselben dar. Daher kann man es auch nicht misbilligen, dass der unbekannte

Vf. diese berühmte Schrift des Locke, die zu ihrer Zeit viel gewirkt hat, ins Deutsche übersetzte, und sie zu mehrerer Verbreitung, wie er in der Dedication sagt, jenen Männern, die einen so grofsen Wirkungskreis haben, widmete. Wenn auch die Gründe, deren sich der englische Weltweise bedient, noch durch manche wichtigere verstärkt werden könnten, so ist doch die Unzulässigkeit und Unvernunft der Verfolgung und Bedrückung der in Religionssachen anders denkenden, nebst ihren Quellen so einleuchtend, so verständlich und mit so viel Ernst und Würde auseinandergesetzt, dafs diese Schrift auch jetzt noch viel Gutes wirken kann. Die Uebersetzung scheint, so viel wir ohne Vergleichung mit dem Original urtheilen können, treu zu seyn, und läfst sich gut lesen. Einige Ausdrücke sind nicht edel oder passend genug. Z. B. S. 48. „Das ist ihr Beruf; aber die Personen selbst sollen sie *ungeschoren* lassen;" S. 52. „oder weil mein Haar nicht die rechte *Schur* hat." Uebrigens hat der Uebers. einige Anmerkungen, meistens historischen Inhalts beygefügt.

PADERBORN, b. Junfermann: *Religions- und Sittenlehre nach der Vernunft und Offenbarung* für die Kandidaten der Philosophie. Ohne Jahrzahl. 183 S. 8. (15 gr.)

Vermuthlich soll dieses Buch (denn der Vf. hat sich selbst nicht über seine Absicht erklärt) ein Lehrbuch seyn, um den Kandidaten der Philosophie, die zum Cursus der Theologie übergehen, Unterricht zu ertheilen, denn es ist völlig compendiarisch eingerichtet. Es gehört nicht unter die ganz schlechten Lehrbücher der römischen Kirche, doch mufs es verschiedenen neuern, die uns aufgeklärte Theologen dieser Kirche geliefert haben, weit nachstehen, da der Vf. die neuern Schriften seit 30 Jahren nicht scheint benutzt zu haben, und in richtigen Begriffen und Grundsätzen sehr zurück ist. Gleich Anfangs heifst es: Religion ist die Art und Weise, Gott recht zu *ehren* und zu *dienen*; die Bestandtheile sind also *Ehre* und *Dienst* Gottes; darauf gründet sich die Eintheilung in theoretische und praktische Religion. Das Buch besteht daher auch aus zwey Haupttheilen, *Religionslehre* und *Sittenlehre*. Das erste handelt von der Seele des Menschen, (wo der Vf. sich nicht auf die Unsterblichkeit einschränkt, sondern über das ganze Wesen derselben verbreitet, welches bey Kandidaten der Philosophie doch wohl als bekannt sollte vorausgesetzt werden,) von Gott und dessen Vollkommenheit, vom Endzweck der Schöpfung und des Menschen. *Substanz* nennt er S. 9. ein Wesen, welches stets fortdauert, und zufällige Veränderungen leidet. Nach dieser Definition mufste nun Gott entweder keine Substanz seyn oder zufällige Veränderungen leiden können. Die Beweise sind für unser Zeitalter auch nicht scharf genug gefafst, besonders wenn er für die Vorzüglichkeit seiner Kirche streitet, welches von andern Lehrern derselben weit feiner geschehen ist. Dieses findet besonders bey Behauptung der Unfehlbarkeit der römischkatholischen Kirche statt. Doch ist der Vf. noch ziemlich tolerant und nachgebend. So wird S. 157. eingeräumt, dafs der Pabst, nationale, particuläre und ungültige Concilien fehlen können: von allgemeinen Concilien aber wird dieses geläugnet, ohne dafs ein besonderer Grund davon angeführt wird. Ob der heil. Petrus Bischof zu Rom gewesen, hat der Vf. S. 135. nicht berühren wollen. Es war aber dieses eigentlich doch nothwendig, um die ununterbrochene Reihe der römischen Päbste vom heil. Petrus bis auf den jetzigen Pabst zu zeigen, weil sonst das erste Glied der Kette fehlt und der römische Pabst kein Nachfolger Petri heifsen kann. Die Sittenlehre ist weit vorzüglicher als die Religionslehre. Obgleich das eudämonistische System darinn zum Grunde liegt, ist doch das Ganze gut geordnet und in den einzelnen Materien findet man viel Wahres und Durchdachtes in einer bündigen Kürze und Deutlichkeit vorgetragen. Eine tabellarische Uebersicht des Ganzen oder ein Register vermifst man ungern, dagegen 6 S. Druckfehler einen widrigen Anblick und beschwerlichen Gebrauch des Buchs verursachen.

C.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Gera*, b. Heinsius: *Zeit-Tabelle der Jahre, Monate und Tage*, als von Anno 1601 bis 2000. Ein Folioboge, nur auf einer Seite bedruckt, ohne Jahrzahl. (2 gr.) — Eine Art von immerwährendem Kalender, sehr compendiös, den man neben dem Arbeitstische bequem aufhängen kann. Die *Jahrtabelle* zu oberst giebt für die in der Aufschrift erwähnte Periode die Schaltjahre, und den Wochentag des ersten Januars. Aus diesem findet man mittelst der beiden *Monatstabellen*, die darunter stehn, mit was für einem Wochentag jeder der andern Monate anfängt, und daraus in der *Tagtabelle* den Wochentag jedes andern Tages in einem Monat. Dabey noch eine deutliche Anweisung wie man aus diesen Tabellen für jedes Datum, z. B. für den 13. Sept. 1879 den Wochentag finden kann.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

MAR 1 4 1934